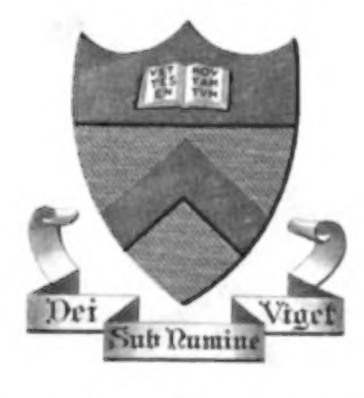
Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

0902
444
v.8

Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

VIII. Jahrg. October 1883—März 1884. I. Halbband

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Preis 1 fl. 80 kr. österr. Währung = 3 Mark 60 Pfennige.

Digitized by Google

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Elegante

Einbanddecken

zum

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

I. bis VII. Jahrgang.

Preis pro Decke in Golddruck ausgeführt 85 kr. = 1 M. 70 Pf.

„Heimgarten", I.—VI. Jahrgang ist zum herabgesetzten Preise von à 1 fl. 80 kr. = 3 M. 60 Pf.; eleg. geb. 2 fl. 80 kr. = 5 M. 60 Pf. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. — Preis vierteljährlich 75 kr.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit entgegengenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probenummern gratis und franco durch die Expedition: **Wien, I., Operngasse 3.**

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Großes illustrirtes Journal für Unterhaltung u. Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungsnummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Modennummern, 12 Schnittmusterbeilagen u. 12 farbigen Modenbildern; vierteljährlicher Abonnementspreis M. 2.50. — Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe" und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf. — Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Costumebilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich M. 4.25. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Die Expedition der Illustrirten Frauen-Zeitung:

Berlin, W., Potsdamerstraße 38 — Wien, I., Operngasse 3.

Digitized by Google

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

VIII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1884.

Digitized by Google

Digitized by Google

Seite
Es will wieder Frühling werden! (Ein Spaziergang) 456
Von der linken Mutter 518
Ueber Nervosität. Nach Freiherrn v. Krafft-Ebing 527
Ein abschreckendes Beispiel. Zur Warnung der Menschheit aufgestellt von G. O. 536
Vom Träumen. Bemerkungen von Robert Hamerling 598
Eine deutsche Volkskrankheit. Von Gerhart von Amyntor 604
Glockenblümchens Liebesgeschichte. Ein Maitraum von O. E. 619
Sommerfrische. Ein Wink für Städter und Bauersleute von P. K. Rosegger 622
Schreiben an den Verfasser der „Bekenntnisse aus dem Weltleben" 634
Ist es möglich, unter den modernen Zuständen einen Charakter zu erziehen? . 684
Schlangen- und Natterngeschichten. Von Theodor Vernaleken 688
Die steirischen Minnesinger. Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte von Heinrich Noë 763, 832
Das goldene Hauptstück, als enthaltend die Kunst, reich zu werden 848
Heimweh. Bekenntnisse aus seinem Leben von P. K. Rosegger 922

Land und Leute, Charakterbilder.

Allerheiligen und Allerseelen im Böhmerwalde. Skizze von Johann Peter . 154
Der Fleischhacker. Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Jg. Freunthaller 218
Nicolaus im Böhmerwalde. Ein Volksbild von Johann Peter 226
Ueber das deutsche Räuberwesen. Eine Skizze von Dr. J. Hofer 268
Aus dem englischen Gemüthsleben 306
Was die Türken für höfliche Leute sind 310
Die heilige Stadt Gottes. Ein Ausflug zur österlichen Zeit 513
Nach Mürzzuschlag. Ein Genrebild „Aus dem Kleinleben der Großstadt" von V. Chiavacci 674
Urlaub. Skizze aus dem Cadeteninstitute. Von Oskar Teuber 778
Wie das Volk Legenden dichtet 862
Ein Gottscheer Lied. Von Johann v. Laas 864
Ein Schlendertag in Karlsbad. Nach Karl Böttcher 913
Der Halbgebildete. Von Fritz Mauthner 942

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Ein deutsches Drama aus Siebenbürgen. Besprochen von Dr. Karl Reissenberger 124
Streiflichter. Bemerkungen zu Literatur und Kunst von Robert Hamerling 185, 826
Ueber das Feuilleton. Von Fritz Lemmermayer 206
Unter Dichtern. Von W. Kaulen 231
Burns und Petöfi. Eine literarhistorische Studie und Parallele mit Hinblicken auf die deutsche Lyrik. Von Stephan Gätschenberger 287
Ueber Kindertheater 308
Gebt dem Dichter, was des Dichters ist! 309
Wie in Wien das Volkstheater umgebracht wurde 446
Josefine Gallmeyer. Unsere Erinnerungen aus ihrer letzten Lebenszeit 465
Die steirischen Nachtigallen. Von A. Schuppe 549
Emanuel Geibel. Von Karl Erasmus Kleinert 629
Der Lexikon-Schmied. Von H. Malser 631
Unser kaiserlicher Schriftsteller 707
Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung von Theodor Graf Heusenstamm. Besprochen von Stephan Milow 709
Der lachende Philosoph 783
Theodor Storm's Wohnsitz. Von Hermann Heiberg 791
Englands großer Schauspieler. Von R. P. 838
Wie soll der Künstler gebildet sein? 844
Ludwig Richter. Ein Denkmal verehrender Dankbarkeit und Liebe von Manfred Wittich 929

Digitized by Google

Seite
Ein steierischer Publicist. Von P. K. Rosegger 934
Eine Stimme Berlins über Grillparzer 945
Bücher 74, 156, 235, 313, 396, 475, 556, 638, 714, 797, 878, 949

Gedichte.

Da Woldbruada. A Gedichtats in da steirischn Gmoansproch 44
Gott und Volk gehört zusammen. Von Hans Malser 58
Standliedeln aus Kärnten. Mitgetheilt von V. Schüttelkopf 71
Die Tanne. Von Alfred Friedmann 111
Gedichte in österreichischer Mundart von Josef Moser 140
Sangesdrang. Von K. Hermann 156
Sie waren Beide Kinder... Ein Bild von Maria Janitschek 188
Ueber Erziehung und Anlagen. Eine Fabel von Hans Hopfen 196
Waldmär. Von Rudolf Baumbach 223
Heilung der Kranken. Eins vom Pfaffen Amis; aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Anton Ohorn 267
Bußpredigt. Von Adolf Pichler 301
Die heilige Nacht. Von Josef Hain 305
Kein Lied! Von Sophie v. Khuenberg 309
s schwari Herz. In oberösterreichischer Mundart von Franz Stelzhamer . 341
Gedichte von Gottfried Keller 362
Verwandlung. Von Sophie v. Khuenberg 391
Auf Adolf Pichler's Bußpredigt. Von Gottlieb Putz 392
Gedichte 471
Der Theater-Regisseur an das Publikum. Eine Parabase von K. Hermann . 526
Tiroler Frühling. Von Adolf Pichler 549
Befreit. Von Alfred Friedmann 552
An meine Bibliothek. Von Ernst Wechsler 556
Wenn Dir ein Leid am Herzen nagt... Von Oskar Hansen 597
Vorfrühling. Von Sophie v. Khuenberg 616
O weh, nun bin ich ganz allein! Von E. Geibel 627
Dem todten Dichter. Von K. Hermann 628
Abendruhe. Von J. Allram 631
An die Heroen. Von Wilhelm Fischer 637
Scherz und Ernst. Von J. M. Toskalio 669
An Else Hofmann. Von K. Hermann 706
Blumenphysiognomien. Von Caroline Gräfin Terlago 709
Gedichte aus den Alpen. In Volksmundart von Graf Hugo Lamberg . . . 713
Unentschlossen. Von Adolf Pichler 790
Dahin! Von Emanuel Geibel 796
Nix für unguet! Schnaderhüpfeln von Hans Grasberger 823
Gesang des Einsamen. Von Hans Malser 929
Der Poetenwinkel:
Lieder am Herd. Von Josef Schwab 233
Aufblick. Von Hugo Wallenberg 234
O, es ist Thorheit! Von Alfred Friedmann 234
Wir sind allein. Von Ernst Wechsler 234
Erdbeergruß. Von Max Moltke 235
Was kümmer's mich?! Von Emil Peschkau 235
Trennungsweh. Von Karl Saar 312
An die Ferne. Von Theodor Hutter 312
Kommet doch in meinen Garten! Von A. H. 312
Am Wall zu Hardenberg. Von Franz Lambert 312
Wechsel. Von E. J. Freunthaller 313
Eine Lebensgeschichte. Von Ernst Lányi 313
Aussee. Von Leontine Groß 874
Die Aelplerin. Von Friedrich Haßlwander 874
Erwacht. Von Hermance Potier 876
Jüngst gieng ich aus um Gott zu suchen... Von Emil Thaler . . 876
Der Hanne ihr Christijan. Im schlesischen Dialect von Philo vom Walde 876
s roasade Dirndl. Von Leopold Hörmann 876

Digitized by Google

Seite

Kleine Geschichten, Märchen, Schwänke.

Die Wachtel. Kinder-Eindrücke von J. Turgenjew 132
Die Sonntagsnacht eines Antisemiten 147
Der Messingknopf. Kleine Geschichte aus dem Leben eines großen Geistes von Bernhard Stavenow 151
Ein Haupttreffer 214
Gespräch zweier Spitzbuben über die Freiheit des menschlichen Willens. Von Ludwig Anzengruber 224
Zwei Jugendfreunde. Aus den Aufzeichnungen eines Geistlichen. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Dunker 304
Schnurren und Schwänke 392
Wie ein Ehemann Einen braucht, der ihm die eilfte Stunde ruft. Volksschwank, mitgetheilt von Theodor Vernaleken 510
Gspoasigi Gschichtn, olti und neugi, schöni und wildi, in da steirischn Sproch dazählt von P. K. Rosegger.
Herr Dokta, da Pfora will sterbn! 608
Wos da Gons auf da Roas is possirt 610
Wan da Sauholta Kaisa war 611
Is s wos — so is s nix 611
Wia da Irzdechant da Gschloßliesel Ohbitt leistet 614
Oprilnorrn 701
Es war amol a Grobn 702
Jessas, Graupn! 702
Da Leibfahla 706
Da Pinggaleitna-Pfora 902
Da Bär 904
Vier Blicke in den Guckkasten der Welt. Von Otto Spielberg.
Im Vorzimmer des Königs 808
Großstädter 810
Aus dem Leben des Philosophen Götzelmann 811
Meines Vetters Verlegenheit 812
Der Kaiser am Bauerntisch 871
„Auffi und abi." Eine Anekdote aus den Tagen des Königs Ludwig I. von Baiern 872
Der Steinhauer. Eine japanesische Erzählung. Mitgetheilt von David Brauns 941

Verschiedenes.

Aus der Pfefferbüchse. Von Karl Knortz 203
Allerlei für die Winterabende 228
„Um des Kaisers Bart!" Von Vernaleken 230
Aus den „Zonen des Geistes". Von Moriz Jokai 284
Der Nekrologen-Dichter 311
Eine Hausrechnung 392
Ehret die Frauen, sie fechten — 472
Lustige Zeitung 473, 554, 712, 796, 877, 946
Wie wir gefoppt werden 552
In einer pessimistischen Anwandlung 637
Ein Flug zu den alten Göttern. Mythologisches Märchen von Moriz Hoernes 793
Offenes Schreiben an junge Antisemiten in Wien 860
Klugheit der Kleinen 868
Wortspiele von J. Huschak 873
Wie der Stadtschreiber starb 944
Der dankbare Herr Hlina 949
Postkarten des „Heimgarten" 80, 159, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 951

(RECAP)

Digitized by Google

1. Heft. October 1883. VIII. Jahrg.

Die Sennerin und ihre Freunde.

Eine Hochlandsgeschichte von P. K. Rosegger.

Beim Dotterhasch in der Stube schien's, als wäre etwas nicht ganz in der Richtigkeit. Die Bäuerin hockte hinter dem großen Ehebette und flennte, der Bauer saß als ein vom Mittagessen Zurückgebliebener am Tische, nebelte ein ganzes Firmament Tabakrauch vor sich hin und stierte in dasselbe hinein.

Daneben auf der Wandbank, schlank hingestreckt, lag der älteste, einundzwanzigjährige Sohn.

Der Kerl konnte todt sein, so regungslos lag er da, er war aber nur faul. Er hielt Sonntagsruhe und that die Augen zu. Es war ein Prachtbursche, wie er so dalag, und schöne Leute sind seltsam berückend, wenn sie schlafen. Was Wunder, daß die Mutter bitterlich weinte! Denn, wenn wieder Sonntag ist heute in acht Tagen, und wenn wieder abgegessen ist und die Leute ihre Rast halten, wird der Egyd nicht mehr daliegen.

„Der wird derschossen," knurrte der Alte in sein Gewölke hinein, weil manche Leute Trost darin finden, ihr Mißgeschick und Unglück noch größer aufzubauschen, als es in der That ist.

Nun war es eine Weile still, als wäre der Schuß schon gefallen und verhallt.

Daß ich's erzähle, es war nämlich an diesem Sonntag ein schlimmes Decret in's Haus gekommen.

„Ich wollt' ihm gern die etlichen Tag', die wir ihn noch haben, gut geschehen lassen," sagte der Alte halb vor sich hinaus und halb in sich hinein, „kunnt Eins nur wissen, was er am liebsten möcht'."

Jetzt räusperte sich der Egyd und bog ein Knie in die Höhe.

„Bist munter, Gidel?" fragte der Vater. „Muß ja hart liegen sein auf der Bank. Wollt' mir's an Deiner Stell' doch kamod machen und mich in's Bett aufheben."

Da sprang der Junge auf, daß die Bank erschrak; was sollt' er liegen!

„Daß ich Dir sag', Gidel, die paar Tage hast Feiertag."

„Früh gehst in die Meß'," schlug die Mutter vor.

„Ei freilich, als wenn ein' Leich' im Haus wär'," spottete der Bursche.

„Herrgott's Schutz wirst wohl vonnöthen haben, mein Kind," so die Mutter und verdeckte ihr weinendes Gesicht mit der Schürze.

„Bleibst daheim, wenn Du willst," sagte der Vater, „thust, was Dich gefreut, laßt Dir kochen, was Dir schmeckt, gehst auch ein wenig bei den Nachbarn um, unterhaltst Dich mit Deinen Brüdern, sind ohnehin hart verzagt, Deinetwegen. Wird sie auch treffen, sag' ich, dauert nicht mehr lang. Brauchst Geld dieweilen?"

„Nichtsthun steht mir nicht an," sagte der Egyd und rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Im Dorf umgehen und Mitleid betteln oder mich prahlen, daß ich Soldat bin und in den Krieg muß, das mag ich auch nicht. Ich geh' auf die Alm."

„Was willst denn auf der Alm?" fragte der Vater.

„Hat nicht die Marthel herabsagen lassen, 's wär' die Hochwiesen schon zeitig? In drei Tagen werden wir passabel fertig mit dem Mähen, ich und die Marthel."

„— Du und die Marthel," sagte der Bauer nach mit etwas zweideutigem Tone. Und dann: „Hast recht, geh' hinauf."

Die Mutter klagte, daß sie ihn nicht einmal diese letzten Tage mehr haben sollt'. Der alte Dotterhasch meinte, die Hochwiesen sei zeitig, da müsse die Mutter zurückstehen. Und schmunzelte bei sich. Der Junge soll auch seine Freud' haben auf der Welt. Wer weiß, was ihm ohnehin bevorsteht. Die Landstraße draußen soll Tag für Tag voll sein mit vorbeimarschierender Infanterie und Reitervolk. Es soll kein Spaß sein, sagen die Leut', wir werden noch was hören.

„Morgen ist Montag, gehst hinauf. Am Mittwoch kannst fertig sein, am Pfingsttag (Donnerstag), als am Jakobitag, bist wieder da und heißt's nachher fort — in Gottesnamen."

's ist aber toll, daß ich ihm's erlaubt hab', denkt der Bauer noch bei sich. Wollt' man's ihm nicht erlauben, dem Kaiserlichen, wär's auch toll.

Am Montag Früh nahm der Egyd die Sense über die Achsel, den Wetzkumpf an die Lenden und stieg der Alm zu.

Wie er munter war! Nicht, als ob es ihm der heitere Sommermorgen angethan hätte, der mit seiner frischen, leuchtenden und klingenden Herrlichkeit Berg und Thal umspielte. Junge Naturmenschen haben kein Auge für das Sonnengold auf den Felsen und kein's für das Glitzern der Wasser im Wiesenthale, sie haben keine bewußten Gefühle für den Schrei des Adlers in hohen Lüften, für den hellen Minnesang der Vögel auf den Kronen der Bäume, für den süßen Hauch, der aus den brechenden Knospen der Matten aufsteigt, noch viel weniger Gedanken über die Schönheit der Welt, sie sind zu tief eingesponnen in ihr eigenes leidenschaftliches Selbst.

Egyd dachte einstweilen an nichts, als wie er zu Berge käme. Das war bei seiner Kraft und Gelenkigkeit freilich ein Leichtes, solche Leute halten es mit den Hasen: aufwärts lieber, als abwärts. Auch vor Zeiten sind die wehrpflichtigen Burschen in's Hochgebirge geeilt, aber nicht um zu mähen und zu heuen, sondern um sich zu flüchten und zu verkriechen. Das Soldatenleben war auch darnach gewesen, heute ist es ein Stolz und Vortheil — nur die Hochwiese will der Egyd früher noch abgrasen daheim. Wer hätte es dem leblustigen Knaben ansehen mögen, daß er so für die Arbeit ist!

Nun gieng's doch nicht so leicht. Das Thal mit seinen Büheln und

Waldbergen hatte er wohl schon hinter sich geworfen. Jetzt reckte ihm hinter den bläulich-grünen Hängen her schon der Mandelstein seine weißen Spitzen zu. Der junge Mäher gieng am schäumenden Karbach entlang, der in Kreuz und Krumm durch eine baumlose Steinmulde niederraste. Zornig warf der Bach den weißen Gischt empor, wo ihn eine kahle Kieferwurzel neckte, ein grauer Felsblock hinderte. Aus den Ebenen hatten ihn schimmernde Nebel zur Höhe gelockt, auf daß er in regnenden Julitagen wieder mit Schand und Spott auf die öden Berge fallen sollte. Aber nun in den Schluchten, Klüften und Höhlen hatte er sich gesammelt, um als Wildbach die Heeresstraße in die Tiefen und Niederungen wieder zu finden. Da oben waren über dem klüftigen Bett drei glatte Waldbäume nebeneinander gelegen, die hatte er mit sich gerissen und zertrümmert und gespalten. So stand der junge Mann aus dem Dotterhaschhofe da und konnte nicht hinüber, wo er hinüber sollte. Die breiten Steine, auf denen der Steg gelegen, waren noch hüben und drüben zu sehen, als warteten sie auf einen Luftspringer, wie einer mit der hier nöthigen Schwungkraft wohl kaum herbeikommen dürfte. So war dem Egyd der jenseitige Berg mit der Alm auf dem Rücken abgesperrt wie eine Festung. Wofür ist man aber Soldat? Er gieng am Wasser entlang, wobei er mit seiner Sense freilich oft an dem dürren Gezirme hängen blieb, das sich lieber hätte mähen lassen, als hier in Sturm, Schnee und Sonnenglut zu verwittern. Nun endete plötzlich die Karschlucht, das Wasser stürzte in einem weißen Doppelbande hoch von einer senkrechten Felswand nieder. Sonst war dieses Wasser so klein und zahm, daß es an der braunen Wand in leichten Schleiern und Rieseln und Brunnen von Vorsprung zu Vorsprung plätschernd niederstieg. Jetzt aber, das Wildwasser wurde oben aus steiler Rinne scharf hinausgeschleudert und schoß in einem kühnen Bogen krachend hernieder.

Selbst die Elemente werden überwindbar, sobald sie über's Ziel schießen. Egyd gieng, am Felsen gedrückt, unter dem Wasserfalle durch. Da war's zwar arg wild im grausen Gestein und über den schwarzen Tümpeln und im zischenden Donner, aber außer daß er höllisch naß wurde, geschah ihm nichts und er war drüben. Er schaute etwas verwundert zurück. Das Ding war unheimlicher gewesen, als er's vermeint. Nun, jetzt soll Wasser rinnen, so viel da will, er sucht ein sonniges Angerlein und entkleidet sich, denn für eine Trockenstange ist er sich zu gut. Ein großer grauer Vogel, der in den Lüften schwimmt, läßt sein scharfes Auge mit Bewunderung haften an der Gestalt, die zwischen den Felsen wandelt. Wie der Mensch schön ist! wie er schön ist, wenn er keine Schale und keine Waffe trägt!

Und der schalke Bursche dachte, die Ehre würde der Hochwiese auch noch niemals zu Theil geworden sein, daß sich Einer frisch badet und in der Sonne bräunt, ehe er ihr das Gras abschneidet. —

Endlich zur späten Mittagszeit war er trocken — auch hinter den Ohren — und war oben auf der freien, weiten Alm. — Der Mensch ist größer, als er aussieht. Wieso fühlte er sich sonst im Thale beengt und frei auf den Höhen? Er dehnt sich aus, läßt sein Auge fliegen und seinen Juchschrei; je leichter die Luft ist, die er trägt, desto leichter das Blut und die Sorge. Egyd kennt überhaupt keine Sorge, als die, ob die Marthel wohl daheim sein wird in der Almhütte und ob sie allein sein wird? Der Hütten sind nicht viele in diesem Gebirge, um so gesuchter sind die wenigen. — Die freien, grünen Weiden lagen hin über sanften, schwellenden Kuppen und über den Wiegen der Thalungen. Dort und

da ein wuchernder Bestand von Knieholz und Donnerrosensträuchen, dort und da ein weißes Felswändlein, dort und da eine Gruppe von schwerästigen Schirmbäumen und dort und da ein Schärchen rothbrauner oder bunter Punkte, die sich sachte bewegten, wie nasse Käferlein auf grünem Buchenblatte. Das waren die auf den Almen weidenden Rinderherden.

In einer sanft gegen die Tiefe gleitenden Mulde — Egyd stand davor — lag nun die Hochwiese. Es war richtig, was die Marthel verlauten lassen, das Gras stand hoch zum Versinken. Es war aber ein reiner Blumengarten, weit hinleuchtend in eitel weiß, gelb und blau. Da standen auf hohen Stämmlein die weißkronigen Schlüsselblumen mit ihren goldgelben Nestlein in der Mitte, da leuchteten die Strahlenrosen der Arnica, der vielzweigige Hahnenfuß mit seinen wachsigschimmernden Scheiblein, die hochwiegenden Glöcklein und Kelche der blauen Feldblume, die violetten, thurmartig aufragenden Blütentrauben der Kukuksblume mit den schwarzgefleckten Blättern. Da waren die mattrothen Blütenbüschel des Klees, die Dotterblume, der Löwenzahn, da hob der langstengelige Kümmel seine weißen Schleierblüten empor, da wiegten die Rispengräser ihre grauen Aehren, an denen die kleinen Blütenflöcklein zitterten. Und hinter diesem bunten Gewebe der saftiggrüne Grund unendlicherlei von Halmen und Blättern. Ein weicher Dufthauch gieng über die Wiese her, um arglos den Egyd mit der Sense zu grüßen.

Keine dieser Pflanzen wiegt eine reife Frucht, jede ist noch in ihrer frühen Jugend; aber in Blüten gemäht ist das Gras am besten, so weiß es der Dotterhasch, und so meint es sein Sohn. In diesem sonnigen Blumengehäge flattern wie zuckende Flämmlein die hellfarbigen Schmetterlinge, säuseln die Waldhummeln und Bienen — auch solche suchen den Honig nicht in der Frucht, sondern in der Blüte.

Egyd geht mit seiner Sense der Wiese entlang und an ihr vorbei. Dort oben in der Falte des Berges, zwischen zwei breiten grünen Kuppen hingeschmiegt, steht die Hütte mit ihrem weißen Schindeldache. Sie liegt so, daß man von ihr aus lange nicht mehr hinabsehen kann in die tiefe Gegend, wo der Dotterhaschhof steht, dem sie zugehört. Sie schaut hinaus in's ferne, luftblaue Gelände, wo die Welt und das Firmament zusammenfließen und wohin die Almerin gar nicht mehr denkt, weil es dort schon unergründlich ist und sie nichts mehr angeht. — Egyd schritt durch eine hügelige, steinige Halde, wo über jungem Nachwuchs halbverdorrtes Rosen- und Knieholzgesträuche spießig stand, denn das war die Windrinne, durch welche von den Scharten des Schneegebirges und den näheren Niederungen her die scharfen Stürme gesaust kamen und wo sie sich auch brachen, so daß die Hochwiese dahinter und die Hütte geschützt waren. Heute strich über diese kleine Wildnis nur ein leises, frisches Lüftchen, daß sich kaum die Steinnelken regten. Und mitten im Gestein und dem dürren Zirmgerippe stand die Marthel.

Egyd erschrak — so schön — so schön war sie geworden.

Die Marthel war ein armes Kind, sagten die Leute, sie selber wußte nichts davon. Sie war ein Waisenkind bei Lebzeiten ihrer Eltern. Ihre Mutter gieng jetzt in anderen Gegenden um, sammelte Ameiseneier und Beeren und Kräuter und heilsame Wurzeln, die sie draußen im Flecken verkaufte und nicht ungerne eine lebendige Draufgabe machte. Sie genoß als schönes, zuthunliches Weib einen Ruf und als ihr Kind — die Marthel — heranwachsend Gefahr lief, in die Fußstapfen der Mutter zu treten und auch wilde Früchte zu sammeln, die von Waldhüters wegen und anders-

wie verboten waren — fragte der Pfarrer in seiner Gemeinde herum, wer sich mit dem Dirndl einen Himmelslohn verdienen und es in Haus und Zucht nehmen wolle? Da war es nun der Dotterhasch gewesen, der, da er die Arbeitsamkeit und den Fleiß des Mädchens schon loben gehört hatte, es zu seiner Herde auf die Alm nahm, weil er die Meinung hegte, solch' ein junges Blut könne bei dem lieben Vieh weniger Schaden nehmen, als bei lieben Leuten.

Egyd hatte sie nur auf einen Blick gesehen, als sie im Frühjahre in den Hof gekommen war und, neben einem bekränzten Kälblein hergehend, mit dem es im Gespräche begriffen, in Begleitung eines alten Knechtes die Herde bergwärts getrieben hatte. Er fand es sofort wahr: es wäre die höchste Zeit gewesen, sie der Mutter zu entführen. Als der alte Knecht von der Alm zurückgekehrt war, wußte er zu berichten: Die Marthel sei ein großes Kind. Zum Vieh stelle sie sich zwar wie eine erfahrene Magd, wie sie es im Hofe, wo sie mit ihrer Mutter früher gewohnt, auch nicht anders gesehen habe; allein wenn sie ihren Feierabend habe, da drehe sie sich aus alten Lappen ein Wickelkind und schaukle es auf den Armen und kose es und schwatze mit ihm und singe ihm Wiegenliedlein vor, bis sie selber dabei einschlafe.

„Ei ja, sie wird auch die Rechte, nur daß sie noch nicht zeitig ist," war die Ansicht der Leute.

So paßt sie schon auf die Alm — mochte der Bauer denken — Solche, an denen viel zu verderben, stellt man ohnehin nicht gerne hinauf. — Aber was ist's mit dem Himmelslohn, mein lieber Dotterhasch? — Na, den wird er sich gelegentlich schon holen.

Einstweilen schickt er seinen Sohn. Und der steht da vor dem Mägdlein und erschrickt — so schön ist sie.

Was sie da mache im dürren Struppwerk?

Sie mache nichts, war die Antwort, sondern sie breche etwas. Und brach die fahlen Aeste für sich zum Herdholz.

Wie sie dastand, sich neigte, sich streckte und den Körper allerlei Richtungen gab im Zulangen, Brechen und Aufheben — da mußte sie es wahrlich selber nicht wissen, wie weit sie nach oben und unten schon aus ihrem Gewandlein hinausgewachsen war. Beschreiben kann man so ein feines Ding nicht recht. Für den ersten Blick ist die Marthel wie andere junge Mädchen: frisch, hübsch, schnippisch, hat Haare, Auge und Mund wie Jede, die was Rechtes vorstellt; aber wer sie nur mit scharfem Auge anschaut, der schaut sich eine Schönheit und Süßigkeit aus ihr heraus, daß ihm die Sinne vergehen. So meint der Egyd.

„Sennerin," sagte er, „jetzt bin ich da mit der Sense."

„Das kann der Tod auch sagen," war ihre lustige Bemerkung, dann hüpfte sie mit ihrer Armlast über die Steine hin und der Bursche mußte dazuthun, daß er ihr folgen konnte bis zur Hütte.

So war das erste Begegnen. Dann bekam der junge Dotterhasch etwas zu essen und dann beredeten sie ernsthafter Weise, wie sie miteinander nun sollten die Hochwiese mähen. Unten ist die Mahdzeit schon vorbei, aber auf der Alm da kommt Alles später.

„Freilich, auf der Alm da kommt es später," gab sie bei.

„Schön Wetter wird auch bleiben zum Heuen."

„Darfst gerad' einmal beim Fenster hinausschauen."

Draußen fielen große Tropfen. Es stand eine braune Wolke gerade über der Alm, aber sehr hoch oben. Und jetzt war sie auch schon wieder vergangen und nur einige Fränslein davon schwebten noch im blauen Himmel. Als ob die Tropfen Balsam gewesen

wären, so frisch und duftend war jetzt die Luft. Und die zwei Leute giengen mähen.

* * *

Ob er ihr die Sense wetzen solle?

Schönen Dank! er möge schauen, daß er selber bei der Schneid bleibe. Sie habe schon ihren eigenen Kumpf. Und hatte den hölzernen Wasserbehälter mit dem Wetzstein wirklich an einem Riemlein seitlings hängen und baumeln. Als nach einer Anzahl Hieben durch's Gras die Sense allemal wieder stumpf war, machte sie flink von dem Schärfzeug Gebrauch.

Schon nach den ersten Streichen stieg der süße Grasgeruch auf, und erst als sie nach stundenlangem Mähen eine Schichte zusammentrugen, um darauf zu rasten und das Jausenbrot zu genießen, war des Duftens kein Ende. Marthel gab dem Burschen in der Arbeit nichts nach, sie war ihm stets hart hinter der Ferse und einmal, als er vor ihr nicht weiter wollte, mähte sie um ihn herum und war voran. Er dachte: auch gut, so habe ich ein Vorbild — und bemerkte seine Schande nicht. Sie hatte alles Ueberflüssige längst von sich geworfen; die Niederschuhe hatten sich beim schleppenden Schritte des Mähens selber losgestreift, barfuß war's ihr auch bequemer. Als die Sonne mäßiger geworden war, warf sie auch ihren gelben Strohhut in die Luft, daß er tanzte und durch die Löcher, die Winters über die Maus in ihn genagt, der blaue Himmel blickte. Und wer wird ein Halstuch tragen, bei einer Arbeit die so heiß macht!

Was sie am Nacken hinter der linken Schulter für ein Braunes hätte?

Er solle lieber auf's Grüne sehen, als auf's Braune! meinte sie und es wäre jetzt die Zeit zum Mähen.

Er sah aber doch auf's Braune, er lenkte sich ab, aber sein Auge gieng immer wieder darauf zurück. Anfangs hatte er es für ein welkes Kleeblättchen gehalten, das da am Nacken klebte, aber es war kein Kleeblatt, es klebte auch nicht, es war ein Mal in der Haut, „womit sich der Teufel die schönsten Dirndl merkt," wie der Volksmund sagt.

Wie sie jetzt wieder einmal zum Rande der Wiese gekommen waren und umkehrten, faßte er ihren sonnengebräunten Arm an; dagegen war nichts einzuwenden. Dann fragte er, ob sie glaube, daß er bloß gekommen sei, um das Gras zu mähen? Das könne ein Anderer vollbringen so gut als er, oder besser, denn zur knechtlichen Arbeit sei er — redlich gesagt — dieser Tage nicht aufgelegt. Es hätte ihm aber geträumt, die junge Sennerin auf der Alm sei so wunderschön geworden und da sei er heraufgekommen, um zu sehen, ob man den Träumen denn in gar keinem Punkte glauben dürfte. Aber richtig, die Träume, wenn man das letztemal in seinem Bett schlafe, die seien immer wahr.

„Ja, Du wirst das letztemal in Deinem Bette geschlafen haben!" warf sie zweifelnd ein.

„Wird schier so sein, Dirndl, die nächsten zwei Nächte schlafe ich bei Dir auf der Alm, und am Jakobitag nimmt mein jung Bauernleben ein End'. Wirst es nicht wissen, daß ich schon seit vorigem Winter Soldat bin."

Sie schwieg, denn sie wußte es recht gut. Hatte sie doch damals darüber mit ihrem Einseitigen gesprochen, wie es denn sein muß auf der Welt, daß just bei den schönsten Knaben der Kaiser die Vorhand hat! Worauf der Einseitige geantwortet: Die Knaben müßten exercieren und fechten lernen, damit sie später im Ehekrieg ihren Mann stellen könnten.

„Und jetzt, Dirndl," sagte der Bursche mit betrübter Geberde, „jetzt muß ich fort. 's ist Kriegszeit, wie Du schon gehört haben wirst. Aber Du, Marthel, sollst meine weiße Brust noch sehen, ehe sie darauf schießen."

Das Dirndl möchte ich kennen, das Abwehr hätte auf solche Red'. Um den Hals wollte sie ihm fallen und weinen, denn das war ihr jetzt klar: diesen Menschen hatte sie lieb über alle Maßen. Jedoch sie rückt sich selber zurück, und foppen, denkt sie, foppen thu' ich dich doch.

Am selbigen Nachmittag war ein Anderer über die Alm gegangen, ein alter, hagerer, schiefer Mann in halb priesterlicher, halb bettelhafter verschossener und verschlissener Gewandung; er trug auf und auf zusammengeknöpften Lodentalar von grünlicher Farbe mit großen Messingknöpfen, und er gieng barhaupt, so daß sein flachsfalbes Haar von weitem zu sehen war, als habe er ein weißes Häublein auf, wie ein Herrschaftskoch. Sein Lebenstagwerk hielt er noch nicht für abgethan, er gieng um und bettelte und sagte überall, wo er eintrat, er sei unser's Herrgott's Kammerdiener und komme Nachschau zu halten, ob die Leute barmherzig wären. Er wußte allerlei Sprüche und Fabeln herzusagen, und die ihn beschenkten, die konnten bei seinen Schwänken lachen, und die ihm nichts hatten, als ein vages „Helf' Gott," denen begann er so trübselige Geschichten zu erzählen, daß, so unwillig sie ihn anfangs auch zuhören mochten, sie allmählich doch davon bestrickt wurden und schließlich in's Aergern oder gar in's Weinen kamen. Besonders den Weibern that er's an. Und als sie erst weinten, gaben sie ihm mehr, als Jene, die lachten. Hätte der Mann seine Phantasiereime aufschreiben können und wäre das Zeug in die Welt hinausgekommen, man würde weiß was Wesens daraus gemacht haben. Erlogen war Alles was er sagte, und wahr war Alles, es kam nur darauf an, ob man's mit dem Leibe vernahm, oder mit der Seele. Solche Leute sind gerade recht zum Betteln. Weil er arg schief gewachsen war, theils schon von seiner Mutter her, theils von seiner Arbeit, — die rechte Achsel stand um eine Faustesbreite höher, als die linke, und der linke Fuß schien um so viel kürzer als der rechte — so hieß man ihn allerwärts, wo die zierliche Gestalt sich blicken ließ, den Einseitigen.

Dieser Einseitige hatte sich von jeher aus der kleinen Marthel ein Recht gemacht. Als der Priester einst das Neugeborne gefragt hatte, wem es widersage und was es von der Kirche begehre, hatte der Einseitige, der es auf den Armen hielt, an dessen statt geantwortet: dem Teufel! und das ewige Leben! So mußte er der Marthel nun diese Dinge zu wahren streben. Er war's gewesen, der den Pfarrer um Vermittlung angieng, daß dieses arme Kind doch einen Platz bekommen sollte der weniger gefährlich sei, als jener bei der eigenen Mutter, bei deren Wurzeln und Kräutern und Waldbeeren doch leichtlich auch einmal was Giftiges darunter sein könnte.

Ob die Alm des Dotterhasch ein solcher war? Ein solch passender Platz für's Dirndl?

Heute, als der Einseitige über die Höhen aus und ein gieng, um „vor der Himmelsthür Wache zu halten", hörte er ein- um's anderemal von der Hochwiese her das Schrillen, als ob man Sensen schärfe, dann wieder die weibliche und eine männliche Stimme und Gelächter. Und als er nun auf dem Grashaufen gar zwei Leutchen ziemlich nahe beisammensitzen sah, dachte er an's ewige Leben, kletterte über den Steinwall und schliefte durch das hohe Gras zu ihnen hin.

Die Marthel wand ihren Arm von der Hand des Burschen los, der Egyd aber bemerkte dem herannahenden Bettelmann mürrisch, es würde dahier nichts geschenkt!

„Wer sagt denn das?" fragte der Alte zwinkernd und preßte mit der Unterlippe die Oberlippe bis zur Nase hinauf, weil drinnen keine Zähne mehr vorhanden waren, „ich schenke überall

wo ich hinkomm, ich schenke auch Euch was. Was wollt Ihr denn haben?"

„Einen Hut voll Ducaten," rief der Bursche.

„Mein junger Freund", sagte der Einseitige und legte seine Hand dem Egyd auf die Achsel, „das Stoßseufzerlein magst thun, wenn Dir der grüne Jäger was anbietet auf dem Kreuzweg in der Neujahrsnacht. Vor unser's Hergott's Kammerdiener kannst Dich schon höher versteigen."

Sie redeten noch hin und her, halb im Spaß und halb im Ernst. Man mußte Liebe und Zutrauen gewinnen zum Alten, er war gar so absonderlich treuherzig in seinem Gehaben und Reden. Endlich gestand die Marthel, sie wüßte schon, was sie wolle, wenn sie wünschen dürfe . . .

„Weißt Du was, Dirn," sagte er, „jetzt ruckt an und thut noch eine Stunde Gras mähen. Macht die Sonn' ihre Augen zu, nachher reden wir weiter."

Sie faßten die Sensen. Der Einseitige blieb da und streute mit seinem langen Stabe die Futterwellen auseinander, daß es trocknen und dörren konnte. Dabei flog seine Kutte hin und her, daß es possierlich war.

* * *

Es hat sich an jenem Nachmittage weiter nichts erreignet, und so können wir erst dort wieder anknüpfen, wo die Marthel auf dem Einfuß unter der Kuh saß und die Milch aus dem Euter zog. Im Stalle war's dunkel, die Sonne hatte schon die Augen zugemacht.

Dem Egyd war es nicht gelungen, den lästigen Alten zu entfernen. Das Aeußerste, ihm zu sagen: Dies Dach ist mein Dach, fahr' hin! wollte er doch nicht und so hieb er jetzt, da er auf dem Dängelstock saß, um mit dem Hammer die Schneide der Sense zu glätten, schärfer auf den zarten Stahl ein, als es gut gewesen.

Der Einseitige saß im Stall und redete leise mit der Melkerin. Sie habe einen besonderen Wunsch, das sei recht, er brauche es auch nicht zu wissen, was für einen, sie möge ihn nur bei sich behalten. Er rathe ihr was Gutes und wenn sie klug sei und Muth habe, so werde ihr Wunsch erfüllt werden. — Er weiß gar nicht, was sie will und verspricht die Erfüllung! „Du kannst alsdann mehr, als Birnen sieden!" sagte sie.

„Freilich, ich kann sie auch essen", versetzte der Alte und wackelte auf seinem Zuber, auf dem er saß, sachte hin und her. „Aber lach' nicht, Dirndl. Die Geschichte ist ernsthaft, wie das jüngste Gericht. Muth mußt haben, und den hast, sonst bliebest nicht mutterseelenallein auf dieser Alm heroben."

„Was kann mir denn geschehen?" fragte sie und gestand leise, während das Brünnlein unter der Kuh aufhörte zu rauschen: „Ich trag' ja einen Tobiassegen in die Pfaid eingenäht am Leib!"

„Ei, nachher freilich kann Dir nichts geschehen," rief der Alte überlaut. Dann redete er ein wenig noch so herum und rückte endlich mit seinem Geheimnis vor.

„Den Mandelstein wirst wohl kennen, der da oben hinter der Alm steht und die zwei Hörner hat, wie eine Bischofsmütze, und wo in den Nächten, da der Mond scheint, immer ein schwarzes Mandel (Männlein) hin und her hupft von einer Felsspitze auf die andere."

„Sei still, es ist ein Grausen," wehrte das Mädchen ab, indem es wieder molk. „Den Schatz brauch' ich nicht, der in der dortigen Höhlen vergraben liegen soll'. Wirst es wohl wissen, daß vor etlich Jahren ein Hirtenknab' in die Höhlen gestiegen ist, um den Schatz zu heben und nicht mehr zum Vorschein gekommen."

„Freilich weiß ich's", sagte der Einseitige, „und ich weiß auch, daß von heut' in zwei Tagen die junge Marthel-Dirn' in die Höhlen hinab-

steigen wird zum verwunschenen Geist, der's machen kann, daß ihr Wunsch in Erfüllung geht."

„Weil ich den Tobiassegen bei mit hab', meinst?"

„Der Tobiassegen, mein Kind, der wird Dir in der Höhlen am Mandelstein nicht viel nützen. Da gehört was Anderes bei. Laß ihn dängeln, Den da draußen vor der Hütten, und hör' mir zu, ich will Dir's gut."

Das weiße Brünnlein war nämlich versiegt, die Kuh strampfte mit dem Hinterfuß und fächelte mit dem Schweif gegen die Marthel hin: was hilft das Anziehen, wenn nichts mehr drinnen ist!

Jetzt sollte die nächste d'ran kommen, aber das Mädchen vergaß d'rauf und hörte dem Alten zu. Der wußte eine verwunderliche Mär'.

„Tief drinnen in der Höhlen am Mandelstein, wo der versteinerte Wasserfall ist und ein hoher Saal, steht eine Bank aus Marmelstein. Und da geht alle Jahr in der heiligen Jakobinacht eine arme Seele mit einer brennenden Ampel über den Erdboden in die Höhlen und setzt sich auf den Marmelstein und thut rasten. Und wenn die Nacht aus ist, wischt sie sich den kalten Schweiß vom Angesicht, macht einen traurigen Seufzer und muß wieder in das Fegfeuer zurück, wo sie verlassen und vergessen ist. Wenn aber einmal in der Jakobinacht einer eine Jungfrau in die Höhlen thät hinabsteigen und zu der armen rastenden Seele sagen: „Gott grüß' Dich, arme Seel'!" so wäre sie erlöst. Aus Freud' und Dank wollt' sie der Jungfrau eine weiße Rosenknospe in die Hand geben. Und im Morgenlicht, wenn sie aus der Höhlen tritt, blüht die Knospe auf, und der allergrößte Wunsch, den die Jungfrau auf dem Herzen hat, der geht zur selben Stund' in Erfüllung, durch die Fürbitte der armen Seel' beim himmlischen Vater."

„Du machst Einen auch hell zum Narren mit Deiner Fabelei," sagte das Mädchen, „ich soll ja meine Kühe melken."

„Deine Kühe wirst melken, aber was ich da rede, das ist keine Fabelei. 's ist schon probiert worden mein Kind, aber 's ist schlecht ausgefallen. Nicht Jeder, die am Frohnleichnamstage einen grünen Kranz auf dem Kopfe trägt, möchte ich's rathen. So ist vor zehn Jahren ein altes Weiblein, das keinen Mann gekannt und ihre Jungfrauschaft dem Heiland Jesu aufgeopfert hat, in die Höhlen getreten und nicht mehr gesehen worden. Von ihrem rothen Gewand ein paar halbverbrannte Fetzen sind gefunden worden auf den Wänden des Mandelstein. Darnach kannst Dir denken, was geschehen ist. Viel länger ist's her, hat's ein fünfzehnjähriges Dirndl versucht. 's hat's Einer zur Höhlen begleitet und dort warten wollen; wenn sie zurückkommt mit dem Gold und Silber, das sie gewünscht, will er sie in seine Arme nehmen und einen lustigen Tanz mit ihr machen auf grünem Wasen. Gut. Sie kommt nach einer Stunde zurück, aber anstatt der Rosenknospe hat sie einen dürren Zirmast in der Hand, wie sie auch da draußen wachsen, und sie selber ist nicht mehr zu erkennen vor lauter Runzeln im gelben Gesicht, schier kein Haar mehr auf dem Kopf und keinen Zahn im Maul. Eine alte Vettel, vor welcher der Knab' davon gelaufen ist, weil sie ihm noch schreckbarer vorgekommen, als das schwarze Mandel, das beim Mondschein oben auf den Felsspitzen hin und her springt. Ja, Marthel, das sind Sachen!" Die Marthel hatte es gehört und schwieg. So viel sah sie beim Abendstrahl, der durch ein Fensterlein fiel, es schwamm in der Milch ein Halm um. Und während sie diesen Halm herausfischte, sagte sie leise, wie im Traum: „Wenn's d'rauf ankäm', ich wollt's probieren."

„Was wolltest Du probieren?" fragte der Einseitige, und wie er im Dunkel den alten Kopf so vorneigte, schien er noch viel einseitiger als sonst. Der

Höcker an der rechten Achsel war nachgerade höher als der weißhaarige Kopf. Aber der Kopf war gescheiter.

„Probieren will ich's!“ sagte das Mädchen und setzte den Milchzuber entschlossen auf den Streuboden, „ich geh' die Seel' erlösen.“

„Es sind wohl allerlei Schrecken in der Höhlen,“ sagte der Alte. „Ich verschweig' Dir's nicht, es gibt Würmer, auf die Du treten wirst, und Drachen, die Dich anschnauben werden, und Gethier, das in den finsteren Lüften umflattert. Vorzeit ist in der Höhlen ein großer Wasserfall gewesen, der ist versteinert worden wegen solcher Schrecken. Dir wird nichts geschehen, wenn Du's bist! Ich kann Dir's heilig versprechen.“

Der Andere draußen hatte aufgehört zu dängeln, so mußte leiser gesprochen werden.

„In der Jakobinacht muß es sein?“ wollte sie sich vergewissern.

„Haargenau in derselbigen. Oder es mag auch die Nacht von einem andern Aposteltag sein. Solche gibt's zwölf im Jahr.“

„Nein, nein, ich bleib' schon beim Jakobus.“

„Ist auch der Beste,“ gab der Alte bei. „Wenn im Niedergang vom Tag der letzte Streifen vergangen und auf dem Mandelstein kein Glühen mehr ist, dann gehst Du hin. Eine Laterne nimmst mit und einen guten Vorsatz. Auch beten kannst was, wenn Dir zum Beten um's Herz ist.“

Es ist förmlich verabredet worden, die Marthel wird von nun in zwei Tagen in der Jakobinacht die arme Seele erlösen, auf daß der Wunsch, der ihr so heiß anliegt, wahr wird.

„Bereuen wirst es nicht, liebe Dirn!“ sagte noch der Alte, dann fand er nichts mehr zu schaffen in diesen Wänden, aß mit Mühe einen Schnitten Brot und aufgestrichenem Topfen (Käsestoff) mit dem sie ihn bewirtet. „Vergelt's Gott,“ sagte er hernach, „ich kann's nicht,“ und er gieng in der Nacht davon, gieng hinaus zu seinem Hause, um „vor den himmlischen Thüren zu schlafen.“

Für das Nachtmahl ließ die Almerin dem Gaste die Wahl; der Egyd entschied sich für einen großen Eierkuchen, bei dem ihm die Marthel Gesellschaft leisten mußte. „Unser Drei sind wir zu Tisch gegangen und unser zwei stehen wir auf“, diesen Bauernspaß brachte der Bursche vor, als der Kuchen verzehrt war.

Sie hielt es nicht für nöthig, daß die Unterhaltung fortgeführt werde, sondern wies dem Egyd draußen über dem Kuhstall ein Lager an, versorgte rasch noch das Kleinvieh und verschloß sich in die Hütte. Sie schlief nicht sobald ein, sondern reckte das Köpflein durch das Fenster hinaus in die stille laue Nacht und schaute den Sternen zu, wovon einer und der andere wandernd wurde und über den Himmel flog. Es war, als hörte sie vom Kar herauf das Brausen des Wasserfalls. Was das für grauenhafte Schrecken sein müssen, daß so ein Wasserfall davon versteinert werden kann! Was doch eine reine Jungfrau sein muß, daß sie stärker ist, als der Wasserfall! Unter derlei Gedanken, die kamen und schwanden, lag ihr einer fest und unwandelbar im Sinn. Als sie ihn heute gefragt, ob's ihm nicht leid thäte, daß er die zarten Blumen so hinschneide mit der Sense, hatte er geantwortet: Sie riechen erst süß, wenn sie liegen. Und wie er dabei d'rein g'schaut hat, schelmisch und gezwinkert hat! Er hat allerlei so Reden gethan, die ein Dummes nicht versteht.

An die Thür klopfte es jetzt, erst leise, dann heftiger.

Wer es wäre?

Auf dem Heu sei kein Schlafen. Das Dach sei schadhaft, es falle der Thau herein.

„Wenn das ist, Egyd, so schlafst in der Hütten.“

Sie öffnete bie Thür, und als er hereingieng, gieng sie hinaus, schloß

hinter sich zu, und er, der voreh hinausgesperrt gewesen, war jetzt hineingesperrt. Sie schlief auf dem Heu, und der Thau, der dort fiel, kam aus ihren Augen, denn sie sah den lieben Knaben auf weitem Felde hingestreckt, das Blei in der blutenden Brust. — Das Gernhaben, daß es so weh thut! . .

* * *

Am andern Morgen waren sie wieder auf der Wiese. Während der Arbeit ließ sich nicht viel sprechen, aber wenn sie hin und her giengen oder rasteten, oder während sie schärften, wußten sie allerlei miteinander zu bereden, Lustiges und Ernsthaftes, und hatten keinen Hinterhalt, als wären sie schon jahrelang miteinander gut bekannt.

„Wir verstehen uns halt, Dirndl," sagte da der Egyd einmal.

„Das wird auch just kein Wunder sein, wenn zwei deutsche Leut' zusammenkommen." So d'rauf sie.

Das gestern gefallene Gras war heute schon Heu, es knisterte, wenn der Egyd aus Uebermuth zu allerlängs hineinfiel und die kleinen Heuschrecken hüpften über seine Beine her.

Das Mädchen mahnte zur Arbeit, es würde das Wetter nicht anhalten, thäte schon „wasserziehen". Es standen allerlei Wolken am Himmel, solche mit weißen scharfgeschnittenen Rändern, und solche, die eine harte bläuliche Farbe hatten, so daß man sie schier für blaues Firmament halten konnte, wenn sie nicht theils die Sonne verdeckt und gelbliche Ränder gehabt hätten, wie Stahl, den man halb glühend aus der Esse zieht. Dieses Gewölke hatte Lücken und aus diesen Lücken giengen hie und da, breiter und schmäler, die schimmernden Bänder der Sonnenstrahlen herab, mehr schleierartig verhüllend, als beleuchtend. Das sah die Marthel, und meinte es thäte wasserziehen. Die Sonne zieht's hinauf, der Regen regnet's herab. „Desweg' Bübel, flink wieder dran!"

„Angeschmiert ist er nicht, wer Dich zur Hauswirtin nimmt," sagte hierauf der Egyd und richtete sich etwas faul mit Hilfe des Rechenstabes auf, „fleißig bist. Wenn Du nur auch gutherzig wolltest sein."

Sie wußte darauf nichts zu sagen, sondern schob emsig das Heu zusammen in Haufen. Sie wird immer dummer, denkt sie bei sich selber, sonst hat sie die Burschen keck abgetrumpft, wenn sie was dergleichen gesagt haben, jetzt verschlagt's ihr die Red'. Was das noch für ein End' nehmen wird!

Als sie mit dem Rechen das Gras aus einem Sträuchlein kraute, welches um einen modernden Baumstock hervorwuchs, flatterte plötzlich etwas vor ihr auf, daß sie einen Schrei that.

Ein Heherneſt, auf dem ein buntgefleckter struppiger Vogel saß und mit seinen Flügeln so rasend schwirrte, daß man nicht sehen konnte, ob er unter sich nur das Ei hatte oder schon ein Junges.

Der Egyd wollte mit einem langen Halm das geängstigte Thier noch necken, da that selbes seinen plumpen Schnabel auf und krächzte.

„Wie es zeert (schreit), das Vieh!" sagte der Bursche.

„Ich denk'," verwies ihm das Mädchen, „Du möchtest schon auch zeeren, wenn sie Dir Dein —". Sie hielt inne. Es kommt doch schon gar Alles ungereimt heraus, was sie heute sagt. Das Nest ließen sie in Ruh', aber ein gesprenkeltes Federchen, das dem Vogel davon geflogen, steckte der Knab' auf sein braunes Hütlein.

Als der Egyd im Grünen ein Kleestämmchen fand, das vier Blätter hatte, nahm er Anlaß zu sagen, er werde heute noch ein großes Glück haben, der Vierblättrige deute d'rauf hin.

Was er sich für ein Glück wünsche? wollte sie wissen.

„Das will ich Dir gerne sagen," versetzte er, und stellte sich ganz demüthig und ernsthaft vor sie hin: „Meine liebe Marthel, hör' mir zu: Meinen

Durst, den kann kein Wasser löschen. Ich will meinen Mund fest an Deinen Nacken drücken, wo Du das Braune hast."

Es war, als ob's sein mußte, daß jetzt über den Mandelstein ein dumpfer Donnerschlag erscholl.

„So!" sprach das Mädchen, „das laßt Dir der himmlische Vater sagen für Dein tollwitzig Reden."

Nun, wenn der himmlische Vater spricht, da muß der Dotterhasch-Sohn freilich still sein, so viel er zu sagen hätte. Und er war still und blieb still den ganzen übrigen Tag. Das drohende Gewitter murrte noch eine Weile; es gieng weiter d'rinnen in den Alpen nieder und es gieng draußen auf dem Lande nieder, über unsere Gegend kam kein Tropfen Regen. Endlich heiterte es sich wieder aus und die Pflanzen bogen sich welker als früher dem Boden zu. Noch der Abend war so warm, daß sich die Marthel mehrmals mit der Schürze die Tropfen vom Gesicht wischen mußte. Sie fürchtete die Nacht. Es war auch gar zu schwül, und bei sich flehte sie, wenn nur diese Hundstage schon vorbei wären! Es war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht so drückend und ängstlich gewesen .....

Nachdem am Abende die Kühe gemolken und die Hühner versorgt waren, die Sensen gedängelt, das Nachtmahl gegessen, und als die Marthel den Stab des Butterkübels auf und niederstieß und im Ganzen Alles wieder zu werden schien, wie in der vorhergehenden Nacht, da machte der Egyd einen Vorschlag, der dem Dirndl sehr gefiel. Wenn die Tage so heiß sind, sollte man eigentlich in der kühlen Nacht nicht schlafen. Gescheite Leute mähen mit der Sichel — mit der Mondsichel, die dazu leuchten soll. Das Gras steht frisch im Thau. Mähen wir den Rest der Hochwiese bei der Nacht nieder!

Da hörte sich in derselbigen Nacht das Zirpen der Grillen, das Rauschen der durch's Gras fahrenden Sensen; es hörte sich das Schrillen, wenn sie den Wetzstein handhabten und man sah das Glitzern der Sensen im niedergehenden Monde. Die Mähder kamen in die Niederung, wo das Futter üppig stand und hoch, daß es den Beiden bis an die Lenden gieng. Die großen Blätter des Huflattich und der Germen, die wuchtigen Fächer der Farrenkräuter umwogten sie wie ein Meer, und tief am Boden rieselte wohl ein Wässerlein. Einmal, als sie ganz nahe beisammenstanden und der Egyd die Hand an ihren Leib legte, weil ihm sein Wetzstein zu Boden gefallen war und er nun den ihren entlehnen wollte, da schwankte der Boden. Er wankte und schwankte unter ihren Füßen, daß sie erschrocken auseinanderfuhren.

„Wenn uns der Erdboden verschlingt?" flüsterte das Mädchen voller Angst.

„Nachher mag der alte Dotterhasch selber heuen," rief der Bursche lustig. Sie waren auf ein Zittermoor gerathen, das bei den Tritten der Mähder nachgab, um sich gleich daneben aufzubauchen, als wäre unter der zähen Rasenhaut ein hohler Raum mit Luft angeblasen.

Und kurze Zeit hernach schien es wirklich, als sei das Eine in den Grund gesunken. Die Marthel war plötzlich nicht mehr zu sehen. Der war das nächtliche Mähen auf einmal so unheimlich vorgekommen, daß sie in ihre Hütte floh. Allein war's kein Spaß, so nahm der Bursche die beiden Sensen über die Achsel und suchte den Heuboden auf.

Am nächsten Morgen — es war der letzte Tag auf der Alm, ja der letzte in der Heimat — faßte der Egyd einen festen Vorsatz. Aber jetzt war es ihm gar nicht mehr und in keinem Sinne um die Hochwiese zu thun. Es hatte ihn tiefer gepackt und es kam ihm schier unmöglich vor, von der Marthel fortzugehen. Es hatte ihm ein Leichtes geschienen, in's lustige Soldatenleben hineinzuspringen, den Kummer der Eltern hatte er gar nicht

begriffen. Jetzt hatte er den seinen. Das Futter mag gemäht sein, gedörrt, aber nicht eingeführt. Da wird ein Anderer heraufkommen und mit ihr an den Ziehkarren gespannt, das Heu in den Stadl bringen. Sie werden es unter Dach thun und ihr Wesen treiben dabei. 's ist doch sauer, das Soldatsein, das Fortmüssen. Oder sollte er dableiben? Das Dirndl haben und in's Schneegebirge flüchten, wenn sie ihn suchen?

Was half das Sinnen! es konnte doch nicht sein. Aber was sein kann, das soll geschehen, bevor er Abschied nimmt.

Heute fiel das letzte Stückchen Gras auf der Hochwiese. Und als es um war und die Marthel ihren Rückenkorb füllte, wie sie ja niemals leer zur Hütte zurück gieng, da hatte sie vom feuchten Grase so schwer aufgelastet, daß sie mit der Last nicht auf die Beine konnte. Nun kauerte sie auf dem Rasen, um die Achseln die Tragbänder geschlungen, das Haupt weit vorgebeugt, mit Fuß und Hand sich anstemmend. So sah es der Egyd. Er eilte flink herbei, aber anstatt ihr aufzuhelfen, beugte er mit seiner Hand ihr Haupt noch weiter nach vorwärts, und preßte einen schreckbar heftigen Kuß auf das braune Mal des Nackens.

„Aus ist's!“ schrie sie auf und war im Augenblick aus den Bändern. Sie stand aufrecht, als wäre sie nie gesessen, zuckte, als ob sie sich auf ihn stürzen wollte, that es aber nicht, sondern gieng langsam bei Seite und weinte.

Der hochgeschichtete Korb war umgekippt und der Egyd stand rathlos daneben. Der Korb war leicht wieder aufrecht, aber wie das Mädchen beschwichtigen? Willst Soldat sein und kannst kein Weib flennen sehen! Ja, das ist auch ein Unterschied, der bis an die Zähne bewaffnete Feind und ein hilfloses Weib. Der größte Held wird letzterem unterliegen.

Zagend schlich der Egyd zum schluchzenden Mädchen und bat treuherzig, sie solle wieder gut sein, es wäre nicht schlecht gemeint gewesen.

Sie sagte eine Weile nichts, sondern weinte so heftig, daß ihre leichten Busenwellen wie in einem Orkane wogten, und daß der Bursche glaubte, das Herz müßte ihr auseinanderspringen. Er wußte es eben nicht, daß der Kuß wohl der leichteste und der geringste Anlaß gewesen war zu ihrem Weinen. Ihr Glück, daß er sie lieb hatte, ihre Freude, daß er da war, ihr Schmerz, daß er fort mußte, ihre Erwartung, daß ihr das Vorhaben im Mandelstein gelingen werde, ihre Angst, daß der Liebste ihrer vergessen könne und wohl auch der wonnige Schreck, wie er sie plötzlich so mächtig überfallen und geküßt hatte: das Alles tobte jetzt im Weinen aus. Selbstverständlich ließ sie ihn glauben, es sei Alles nur, weil er sie beleidigt habe und ihr Weinen gewann für sie gerade dadurch eine unendliche Süßigkeit, daß sie wußte, ihm sei ihretwegen wehe.

Er bat noch einmal: „Sei gut, ich habe Dich nicht kränken wollen!“ und legte seine Hand ganz leicht auf ihre Achsel. Sie ließ dieselbe darauf liegen und sagte endlich mit stockender Stimme: „Du weißt halt nicht, was Du hättest anstellen können, und daß es uns allzweien zum Unglück sein kann!“

Er konnte es freilich nicht verstehen, wie das gemeint war. Wenn ein Kuß allemal ein Unglück wäre, was gäbe es da für Unglück auf der weiten Welt, geschweige von Feuer, Wasser, Krieg und Pestilenz! — Alle fassen es zum Glück nicht so auf und die Marthel ist eben noch ein Kind.

So hat er sich am selben Nachmittage, als die Arbeit geschlichtet war, aufgemacht. Den Kumpf an der Seite, die blinkende Sense über der Achsel, so stand er vor ihr, gab ihr ruhig die Hand und sagte: „Also Marthel, wenn ich nicht mehr heimkomme, so denk:

Er soll im Frieden schlafen wo er schläft. 's ist ein guter Bursch' gewesen."

Jetzt sprang sie ihm an die Brust, preßte ihre Arme fest um seinen Nacken und rief: „Ja, Du kommst wieder heim! Du kommst gesund wieder heim! Wirst es schon sehen, Du lieber Bub! Du herzlieber Bub! Und jetzt geh', geh' eilends fort!" Sie stieß ihn von sich, daß die Sense in der Luft zuckte und einen Blitz warf, hin auf die schattige Hüttenwand.

Sie floh über die Matte hin, wo die Herde graste. Er schaute ihr gar verwundert nach, und dann stieg er zu Thale.

* * *

Während Egyd unter verschiedenartigen Gefühlen hinabgieng, um unten wenigstens die letzten Stunden seines Daheimseins noch einigermaßen angenehm zu verbringen, hatte die arme Marthel in ihrer Hütte unbeschreibliche Qualen zu erdulden. Sie hockte im dämmernden Winkel hinter dem Herde; ihre Hände hätten von einem halbeingedorrten Laibe sollen Brot in die Abendsuppe schneiden, aber sie vergaßen immer d'rauf, ruhten im Schoß, weil vom Kopfe keine Anleitung kam. Endlich schob das Dirndl den Topf gar von sich: Sie ißt heute lieber gar nichts, sie hat keinen Hunger.

Wie das Wetter draußen ist? Es thut „nachtlitzen" (wetterleuchten). Sie soll heute noch zum Mandelstein hinaufgehen. Wenn nur das nicht wäre gewest, daß er seinen Bart so gottlos an ihrem Nacken hätt' angerieben! Es kann ja nichts Schlechtes sein, aber ihr ist die Sach' durch den ganzen Leib gegangen, daß es ihr den Athem verschlagen, als ob ihr Einer hätt' glutheiße Funken in's Herz geworfen, gerade so ist's gewesen. Sie weiß nicht's Lustigeres mehr auf der Welt, aber wenn's etliche Augenblicke länger gedauert, so hätt' sie sterben müssen. Ob sie's nun aber wohl wagen darf, mit der Höhlen im Mandelstein?

Sie fährt sich mit beiden Händen rasch über das Gesicht und springt auf. Sie wird's wagen. Fahren lassen kann sie ihn nicht mehr, diesen lieben Buben. Und weil gar kein anderes Mittel sein kann, daß sie zusammenkommen, als der einzige Rath vom Göden (Pathen), so setzt sie darauf all' ihr Vertrauen. Lügen thut er nicht, und daß im Mandelstein ein Schatz ist und daß man dort eine Seele erlösen kann, und daß man darauf einen Wunsch frei hat, das hat sie schon oft gehört.

Sie steht vor der Almhütte und schaut hinaus in's weite Land, wo es immer so blau ist. Nachtig steht's, und gar nicht zu denken, wie weit. Und jetzt soll sie doch dorthin denken und ihren Sinn hinausschicken, daß er in's Blaue versinkt. Sie weiß nur das, es ist die Gegend, nach welcher die Soldaten marschieren.

Sie hält noch Umschau im Stall, ob beim Vieh Alles in Richtigkeit ist, sie schiebt mit dem Eisenschlüssel, der statt des Bartes eine lange bewegliche Zunge hat, den Holzriegel innen vor die Hüttenthür und denkt dabei: Wie wird's sein, wenn ich den Riegel zurückschieb'? Wie wird's sein?

Und dann geht sie eilig über die mäßig ansteigenden Matten empor. Durch die Scharte, zwischen den scharfen Zacken des Hochstoll und den fast senkrechten Abfällen der Finsterhalde, schimmert noch der letzte Streifen des Abendrothes. Auf dem Federgrase geht sich's so weich und still, wie auf unredlichen Wegen.

Dort und da hockt ein schwarzer Körper; sie weiß, daß es die Schöpfe des Zirmstrauches sind. Dort sieht sie etwas, als ob ein Körper, so lang wie ein liegend ausgestreckter Mensch, mit einem weißen Tuche zugedeckt wäre; sie weiß, es ist einer der weißen Steine, die auf dieser Hochmatte herumliegen. Nein, vor diesen Erscheinungen bangt ihr nicht; dafür hat sie für alle Fälle in ihrer Pfaid den Tobiassegen. Wenn

sie den verschachert hätte! Einen halben Winter lang ist sie in die Schule gegangen, da hat ihn ihr der Lehrer abschwatzen wollen. Damals hat sie ihn nur nicht gegeben, weil er ein Angedenken von der Großahne war; heute, da sie das geweihte Blättlein auf der einsamen Alm beschützen muß vor Unholden, weiß sie besser, was es werth ist.

Hoch vor ihr steht eine schwarze gewaltige Masse, die ihre zwei Spitzen, eine scharfe und eine stumpfe, fast bis zum Halbmond aufreckt, der still im blassen Himmel ruht. Das ist der Mandelstein. Sie schaut genau, ob sie dort oben Keinen hin und wieder hüpfen sieht. Das nicht. Hinten jedoch bleckt manchmal ein rother Schein hervor, aber auch nicht das leiseste Murren ist hörbar. Es ist Alles in der Ruh' und denkt die Marthel daran, es würden sie auf diesem ihrem Wege gewiß ganze Rotten armer Seelen verfolgen. Jede drängt sich vor die andere, jede streckt flehend ihre Hände aus: Mich erlöse! mich erlöse! Es sind von ihren Bekannten und Blutsfreunden auch schon etliche gestorben, es kommen ihr Alle vor, die sie auf der Bank liegen gesehen, kalt und eingefallen in den Gesichtern, die wachsfarbigen Hände über der Brust. Wenn sie alle erlösen könnt', die im Leide sind, wie gern, wie gern! Daß sie noch einen weiteren irdischen Wunsch daran knüpft, das kommt ihr jetzt auf einmal sündhaft vor. Aber Gott weiß es, auch auf Erden gibt es Seelen, die erlöst sein wollen. Und wenn sich's heute um ihre eigene handelt, die sie ja ausspielt die heilige Jungfrau im Himmel möge ihr Schutz und Schirm sein!

Nach länger als einer Stunde Wanderns, da ihr Haupt schon naß geworden vor Aufregung, und ihre Füße von dem Thau des Grases, stand sie endlich in einer der Falten des Mandelsteines. Rechts und links hatte sie Felsen, auf deren höchsten Tafeln und Zinnen der blasse Mondschein lag. Vor ihr, aus hohen Spalten und Schründen gieng eine breite Schuttriese nieder; in derselben, über das lose Gerölle, das bei jedem Schritte rieselnd nachgab, mußte sie hinauf. Sie wußte sich aber mit ihrem Bergstocke gut zu helfen, und so war sie bald hinter dem scharfen Steinvorsprung, von dem sie wußte, daß er das Wahrzeichen zum Eingang in die Höhle war. Sie sah vor sich unter breiten überhängenden Wänden auch thatsächlich die schwarze Scheibe der Höhlung. Hier zündete sie das Lichtlein in der mitgebrachten Laterne an, schaute noch einmal hinaus zu den finsteren Wänden des Mandelsteins, an dem sie hieng, und zu den weiten blaß überschienenen Almen, die wie ein weites Thal unter ihr lagen. Dann hob sie ihren Gedanken zum allmächtigen Gott und betrat die Höhle.

Unter ihren Füßen hatte sie den festen, fast glatten Boden des Felsen's, an beiden Seiten starrten die rauhen Wände, an denen schwarze Wasserstreifen niedergiengen. Eine kalte Luft strömte ihr entgegen, wie aus der Klostergruft zu Niedersing, in die sie mit Andern bei einer Wallfahrt einmal hinabgeschaut hatte. Was nur Jenen widerfahren sein mochte, die einst in diese Höhle hineingegangen und nicht mehr zurückgekehrt sind? Für reine Jungfrauen hätte es keine Gefahr, sagt der Einseitige. Aber ein andermal hatte derselbe gesagt: Die Reinen liegen alle noch in den Windeln. Es mag schon etwas Wahres daran sein, denkt sich die Marthel, und weil ihr doch wieder in den Sinn kam, mit Willen und Absicht sei sie bis zur Stunde nichts Anderes, denn als was sie Gott erschaffen, so bewahrte sie ihren Muth und schritt rüstig vorwärts. Ihre Tritte wiederhallten so laut, daß es zu hören war, als giengen neben und hinter und vor ihr im selben Schritte allerlei nächtliche Wanderer. Sachte abwärts höhlte es sich und die Wände rückten enger zusammen, und hie und da standen oder

hiengen Gebilde, so weiß und glatt wie Marmelstein, wie sie sich durch das Herniedertropfen des kalkhältigen Wassers geformt hatten.

Das Lichtlein zuckte und zitterte und wies mit seiner Lanze immer nach rückwärts, als meine es, umkehren wäre hier das Beste. Ein kleines Unthier kam plötzlich durch die dumpfe Luft geflattert, prallte an die Laterne, schwirbelte an der Gestalt des Mädchens zu Boden und huschte wieder davon. Die Marthel blieb standhaft und erwartete nun im Namen Gottes das Gewürme, auf das es treten sollte, und die Drachen, die es anschnauben würden. Aber es kam nichts, als losgebrochenes Gestein, auf das es treten, und nasse Klammen, durch die es sich zwängen mußte. Ihr Gewand war schon feucht von den niederfallenden Tropfen, und manchmal gieng ein flüchtig Schauern durch ihr Wesen. Sie dachte aber nichts mehr Anderes, als: jetzt bist so weit, jetzt vorwärts, und geht's aus wie's will. Schlechtes hast nichts angestellt.

Da war's, als wüchse mit einemmal ihr Fuß fest an den felsigen Boden. Der unterirdische Gang hatte eine Biegung und auf der Wand lag ein rother Schein, der nicht von der Laterne kam. Da sah sie auch schon das Aemplein und die glühenden Formen der Gegenstände, die es zunächst beschien. Ein Theil dieser Formen wurde lebendig, es war eine Hand, ein Arm, ein Mantel, ein tiefgeneigtes Menschenhaupt. Die Gestalt war nur in diesen ihren oberen Theilen sichtbar und wie aus der Finsterniß des Bodens hervorgewachsen.

Das Mädchen beherzte sich, that noch einige Schritte gegen die Erscheinung, dann blieb sie stehen und rief laut, daß sie selbst vor ihrer Stimme erschrak: „Gott grüße Dich, arme Seele!“

„Grüß' Dich Gott, meine brave Marthel,“ sagte die Gestalt, erhob sich und wandelte mit ihrer Ampel dem Mädchen entgegen. Und welche Verwandlung gieng nun vor mit der armen Seele — es wurde daraus der einseitige Körper und das gute, schalkschafte Gesicht des alten Pathen.

„Grüß' Dich Gott!“ sagte er noch einmal und nahm sie an der Hand, „ich hab's nicht verhofft, daß Du kommen würdest. Ich habe gefürchtet, daß Du nicht kommst, Marthel, ich habe es sehr gefürchtet. Es freut mich, wie ein ganzer Korb voll himmlischer Freuden, daß Du gekommen bist. Es freut mich über alle Maßen.“

Nun standen sie eine Weile stumm nebeneinander; dann schritt der Alte tiefer in die Höhle, sie glaubte, er führe sie der armen Seele zu und folgte ihm. Bald aber blieb er wieder stehen, leuchtete ihr mit der rußigen Ampel in's Gesicht und sagte: „Du bist es, Marthel, es ist nun ganz gewiß, Du bist es. O schau! Was sich meine alte Seel' abgekümmert hat um Dich, daß Du sicherlich auch nicht weit möchtest vom Stamm fallen, daß Du so viel Gelegenheit hast zum leichtsinnig und schlecht werden und schier keine zum brav bleiben, und daß Du in's zeitliche und ewige Verderben rennst, dieweilen Du mir taufshalber bist auf's Gewissen gebunden, dieweilen Du mir so grausam erbarmest und ich mich an Dich angewachsen hab', daß ich vermeine, wenn ich einstmals Dich nicht finde im Himmel, dann dürft' mir auch das Andere alles miteinander gestohlen werden. Jetzt bin ich im Zutrauen und im Frieden; Du hast gewußt, wer das sein muß, der sich da herein darf wagen und bist gekommen. Gott danke Dir's, Du hast meine arme Seel' erlöst! . . .“

So gieng sein Redestrom und seine Freude. Das Mädchen schien aber nicht erbaut über diese Wendung. Seine Seel'! Das wäre ein schlechter Spaß und wo ist denn die Knospe, die im Sonnenlicht aufblüht und mein Begehr? . . .

„Dein Begehr'? Dazu, was Du meinst, wird noch Zeit sein," fuhr der Alte fort; „halte Du die Laterne fest, ich trage die Lampe, wir wollen jetzt miteinander in die Unterwelt hinabsteigen."

Er zerrte die willenlos Gewordene mit sich fort und weiter mit sich fort. Die Höhle weitete sich hallenartig aus, ihre Schritte schallten wie der Hall von Pistolenschüssen und so oft der Einseitige ein Wort sprach, huben die Wände an zu reden und man hörte die gleichtönigen Stimmen aus der Nähe und aus der Ferne. Der Einseitige machte die Begleiterin auf einen stillen, lichten Strom aufmerksam, der aus der Höhe niedergieng und auf dem Boden in Wellen und Adern auseinanderfloß. Der versteinerte Wasserfall. Die Marthel machte ein ablehnendes Zeichen mit der Hand: er möge versteinert sein, sie sei es auch.

Einmal bückte sich der Alte, hub vom Boden ein graues Stänglein auf, gab es dem Mädchen in die Hand: „Wieg' einmal, wie leicht dieser Stein ist!"

Sie ließ ihn sogleich erschrocken wieder fallen, denn sie hatte erkannt, daß es kein Tropfstein, sondern ein Knochen war.

„Ein Rest von Denen, die sich verirrt haben," sagte der Einseitige.

Die sich verirrt haben! Er mochte es im gewöhnlichen Sinne meinen, sie aber verstand es bildlich. Jetzt wurde ihr leicht, sie verstand die Stunde. In ihrem Herzen dankte sie Gott für die Gnade in den Tagen der Gefahr und machte ein heiliges Gelöbnis für die Zukunft.

Noch stiegen sie eine Weile niederwärts, da schimmerten ihnen aus der Tiefe zuckende Lichtstreifen entgegen — sie standen vor einem schwarzen, schauerlich gurgelnden Gewässer.

„Wenn wir wieder auf die Erde zurück wollten," meinte der alte Mann, „so könnten wir in dieses Wasser springen. Möchte nicht gar lange dauern, thäten wir beide unten mit dem Wasserfall in's Kar hinausfahren."

„Um des heiligen Leidens und Sterbens willen, kehren wir um!" bat das Mädchen zitternd. Es konnte ja wohl doch sein, daß der Pathe übergeschnappt. Sie war bisher zwar der Meinung gewesen, er sei der Klügste weit und breit. „Mein Path', wo führst mich hin? Mein lieber Path', kehren wir um?"

„Auf die grüne Welt willst Du wieder hinaus!" rief der Greis. „Hast Du noch nicht genug von ihr! Ei so, Du bist ja erst siebzehn Jahr alt. Aber bedenk's, wenn Du später in die Erden steigst, ob Deine Seel' ein weißes Kleid wird tragen, wie heut'!"

„Ich will nichts hören, ich will nichts haben, nur hinaus, um Gotteswillen hinaus in die freie Welt'!"

Noch umgiengen sie kletternd den Tümpel, stiegen einige Schritte an, zwängten sich durch einen Spalt, wobei sich die Marthel so sehr sträubte, daß sie fast mit Gewalt mußte durchgepreßt werden. Da war es plötzlich lau und lind und in den Höhen funkelten die Sterne des Himmels.

„So ist es," sagte der Alte, „ich bin einseitig, aber der Mandelstein ist zweiseitig, bei der einen Seite geht man hinein, bei der andern wieder hinaus."

Das Mädchen begann vor Freude zu weinen. „Nun hast Du es," schrie ihr der Greis fast jauchzend in's Gesicht, „die erlöste Seel' hat Dir noch nicht einmal die Knospe in die Hand gegeben, und schon ist Dein größter Wunsch erfüllt. Du willst *sein*. Sollst es, sollst es wahrhaftig! Das ist noch die Nacht, aber erst wenn die Sonne aufgeht! Die anderen Leut', die da umgehen und oft ein so armseliges Herz haben, daß sie sich und Anderen nichts Gutes gönnen, die wissen es nicht, was das ist, die Sonne, Du weißt es jetzt. Die Laterne lisch' aus."

Sie giengen darauf neben einander hin, über den rauhen Steinschutt zuerst, dann umwandelten sie zwischen

Klötzen und Gestrüppe einen Theil des Felsstockes und endlich kamen sie auf die weichen feuchten Matten. Der Greis blieb mehrmals stehen und athmete, und schaute zur Höhe.

Der Mond war nicht mehr da, auch keine Schwüle und kein Wetterleuchten mehr, nur der weite, stille, sternklare Himmel.

Als sie hinabkamen zur Hütte, wehte schon die scharfe Kühle des nahen Morgens. Der Einseitige gieng mit ihr in die Wohnung. „Weil wir noch nicht ausgeredet haben mitsammen," das war dafür die Begründung.

Das Trautsame der menschlichen Behausung that Beiden wohl.

„Du bist erst wenige Wochen auf der Alm," sagte der Alte, „aber Du wirst noch dableiben und im nächsten Sommer etwan wieder heraufkommen. Dein Leben wird viele so heiße Tage haben, als die waren seit vorigem Sonntag. Vielleicht noch heißer. Aber ich werde nicht mehr lange um Dich sein, um das an Dir zu halten, was ich für Dich versprochen habe. Wenn ich so mitten im Sommertag sitze drüben in meinem stillen Thal und den alten Kopf auf die gestemmte Hang lege und der Stille zuhöre, da ist's mir zuweilen, als hörte ich in weiter Ferne eine helle Stimme rufen oder einen Gesang singen. Und wenn ich genau darnach horche, ob's wirklich sollte wahr sein, daß mich meine heimgegangenen lieben Leut' schon rufen, dann merk' ich's wohl, es kommt nicht weit, es kommt nur aus meiner Brust herauf. Der Athem, mein Kind. Ich glaube, daß ich auch da drinnen schon stark einseitig bin. Viel habe ich nicht geleistet auf der Erden; der von so geringem Namen ist, einer blinden Einlegerin Kind, 's ist gar keine Wage dafür, wie gering, dem vertraut man nichts an. Der Bettelmann hat wohl auch sein Gutes, er ist unsers Herrgotts Zuchtruthe, mit der er herumfuchtelt, wenn die Leut' nicht arbeiten wollen. Ich war fortweg allzugescheit und allzufaul, heißt das, was man in der Bräuerei faul heißt; gearbeitet hab' ich schon, aber wie der Jochochs, nämlich mit dem Kopf. Das gilt nicht dahier. So bin ich eine Münze worden, die man auf der Straße hat liegen lassen, aber ich denke mir, man hat sie nur nicht wechseln können. Deiner Mutter war ich gut bei Deiner Taufe, weil kein Besserer zu kriegen gewest. Von der Straßen hat sie mich hereingeholt, leicht wie Dich auch. So hab' ich mir gesagt: Stefan, das nimmst ernst, das Dirndl ist verlassen, um das nimmst dich an. Schlecht machen hab' ich Dir den Burschen nicht wollen, es wäre ihm Unrecht geschehen und Du hättest ihn dafür erst recht schadlos gehalten. Närrische Mittel braucht's schon, daß Ihr nicht aus dem Kittel springt, Ihr nichtsnutzig Weibervolk Ihr! So wie heut'! Na, Gottlob, 's ist g'rathen, Du bist brav. Und das wird wohl meine einzige Aufweisung sein vor der himmlischen Thür. So, und jetzt sag' auch Du was."

Sie wisse nichts, sie sei ganz kleinsinnig. Es sei gut gemeint gewesen, aber die Mär' hätte auch einen andern Ausgang nehmen können. Und mit ihrem einzigen Verlangen stehe sie jetzt da wie ein Narr.

„Thust es gern, so kannst mir's ja sagen, was Du Dir von der armen Seele gewünscht hättest."

„Sagen kann ich's, aber helfen kannst mir nicht, dafür bist Du eine zu arme Seel!' Soll er denn zu Grund' gehen im Krieg?" schluchzte die Marthel in den Winkel ihres Ellbogens hinein, in den sie ihr Haupt niedergesenkt hatte. „Daß er glücklich wieder heimkommt, nur das wollt' ich, nur das!"

Er stand eine Weile still neben ihr, wie sie weinte, dann legte er seine zitternde Hand auf ihr Köpflein und sagte ganz leise: „Bist ein gutes Wesen. Bist ein gutes Wesen."

Nun wollte er aber, daß sie sich schlafen lege, er werde draußen im Heu seine Rast suchen. Doch als er schon hart an der Thür war, drehte er sich um, machte ein paar rasche Schritte zum Mädchen hin und sagte: „Er kommt glücklich heim, verlaß' Dich d'rauf!" Dann war er fort.

Ob der alte wunderliche Mann im Heu des Stadl's seine Rast gefunden oder in dieser Nacht noch seinem Hause zugegangen ist, man weiß es nicht. Man weiß überhaupt von ihm nichts mehr Weiteres. Von Jakobi bis Maria Himmelfahrt sind drei Wochen. Als Maria in den Himmel fuhr, hat sich der Einseitige ihr angeschlossen. Sein Leib saß auf dem Bänklein des armseligen Daches, das der Bettelmann sein Haus und Heim genannt.

Fast genau ein Jahr später war unten im Thale, besonders um den Dotterhaschhof herum, helle Lustbarkeit. Die Alten hatten sich der Ruh' begeben, Egyd hielt Hochzeit mit seiner Almerin, der Marthel. Ob's geworden wäre, wenn sich die junge Sennerin auf der Alm weniger spröde gezeigt? Geworden wär's, aber anders. Der Egyd kennt sich aus. „Wohlfeile Zwetschken," sagt er, „muß man kosten, aber nicht kaufen."

Nun war's wunderschön und der muntere Bräutigam hatte an seiner Brust neben der Myrte ein goldenes Blättlein, ein Ehrenzeichen, daß er im rasch entbrannten und rasch gelöschten Krieg seinen Mann gestellt hatte.

Daheim — so Gott will, Marthel — wird er ihn auch stellen, und somit ist die arme Seel' erlöst.

Amor im Grünen.

Eine Waldscene von Robert Hamerling.

Die beiden Leutchen wußten selbst nicht recht, wie sie so allmählich aus dem Garten auf die Wiese, von der Wiese auf den Waldabhang, von da in den Wald hinein gelangten und da mit einer sonst nur in Romanen üblichen Freiheit umherspazierten, als wären sie Mann und Frau oder wenigstens Verlobte, während sie bloß erst Verliebte waren, und auch das nicht officiell, denn sie hatten miteinander noch nicht ein Sterbenswörtchen von ihrer Liebe gesprochen.

Die Sache war im Grunde sehr einfach. Das Mädchen liebte leidenschaftlich die Blumen und der Jüngling besaß einige botanische Kenntnisse.

Auch eine von jenen alten Geschichten, welche ewig neu bleiben!

Kräuter suchend hat manche Maid ihr Herz entdeckt und Blumen pflückend ist manche, wie z. B. Proserpina von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, selber gepflückt und hinweggeraubt worden.

Die sonnige, würzig-duftige Waldeshalde stand voll von niedrigem Birken-, Erlen- und Eichengestrüpp, untermischt mit Kreuz- und Wegdorngebüsch, und die zahlreichen Brombeersträucher sendeten lange, bogenförmige Ranken aus, die sich üppig wuchernd über den Pfad streckten, die Vorübergehenden wie mit neckenden Koboldarmen am Gewande festhaltend. Zwischen den Sträuchern stand die schöne, schlanke Goldruthe aufrecht, wiegte der Wasserdost seine blaßröthlichen Dolden, Waldscabiosen und Glockenblumen standen vereinzelt oder in Büschen beisammen und aus der Moosdecke sproßte überall die bescheidene, aber auf wei-

ten Strecken verbreitete und in Massen das Auge freundlich ansprechende gelbe Blüte irgendwelcher Ginster- oder Cytisusart.

Alle diese Sträucher und Pflanzen wies und benannte der Jüngling dem Mädchen gewissenhaft und außerdem noch die Taubnessel, den Hohlzahn, die Lichtnelke, das Seifenkraut, die Wolfsmilch, den aufrechten Ziest und das in allen seinen Theilen tausendfach feindurchstochene Johanniskraut, das Nadelkissen der Elfenkönigin. Nur über die vielen, untereinander gar zu ähnlichen Arten weißblühender Doldengewächse, die mitunter vielverzweigt und ansehnlich emporgeschossen sich breit machten, gieng er meist mit einer gewissen verlegenen Flüchtigkeit hinweg, und wenn das Mädchen nach den Namen derselben fragte, so murmelte er etwas von echtem oder unechtem Schierling, Kümmel, Fenchel, Sanikel, oder nannte etwas Lateinisches, womit das bescheidene Kind sich auch gerne zufrieden gab.

Ueberhaupt nahm der anfangs etwas ängstliche Jüngling mit Freude wahr, daß ein junges Mädchen, wenn das Wetter schön, im Freien und im Grünen am Ende nicht so schwer zu unterhalten ist, als er sich das vorgestellt hatte. Bald brachte er das liebe Kind mit Scherzen, wie z. B. dem von den Schwarzbeeren, welche roth sind, weil sie noch grün sind, zu hellem Lachen, bald entlockte er ihrem Aug' eine Thräne durch ein rührendes Citat aus den Versen eines gefühlvollen Dichters, welche sich auf Blumen oder auf die Natur oder auf sonst irgend etwas bezogen.

So kam es, daß der Jüngling immer beherzter, immer beredter wurde, und daß die Beiden, immer tiefer in den Wald und in eine wundersame Stimmung hineingerathend, der Umkehr völlig vergaßen.

„Oft flammt die Lust, unendlich fortzuwandern,
Unwiderstehlich herrlich in uns auf.“

Das Mädchen hatte so nebenbei im Gehen und Plaudern einen ganzen Strauß gepflückt; nun wollten sie rastend über diese Ausbeute Musterung halten.

Es war heiß geworden, das ganze Gehölz des der Sonne zugewendeten Abhangs war von den Strahlen des Tages durchglutet, und es fand für das Paar sich keine Schattenstelle weit und breit als ein wunderschönes, lauschiges Plätzchen am Fuße einer gewaltigen Tanne. Da setzten sie sich denn nothgedrungen und nahmen die Blumen einzeln vor. Aber der Jüngling merkte bald, daß sein Empfinden in diesem Augenblicke stärker war als sein Gedächtnis, und alle Beide gaben zuletzt lieber dem süß einlullenden Eindruck der um sie webenden und waltenden Natur sich hin.

Welch' ein Tag! überall Glanz und Duft und ein warmer, würzigberauschender Hauch von Lebens- und Liebesfreude.

Von dieser Trunkenheit an der Seite des geliebten Mädchens überwältigt, begann der Jüngling zu schwärmen von der schönen, reinen, wonnigen Natur — wie Alles ringsumher so schön miteinklinge in das innere Leben und Empfinden — wie alle Blumen und alle Vögel und sogar die Würmlein und Käferchen alle sich mit dem Menschen gleichsam zu einem Reigen der allgemeinen Daseinswonne vereinigten.

Während der Jüngling in solcher Art schwärmte, regte sich, ohne daß die Beiden das Geringste davon merkten, ganz in der Nähe zwischen den Blumen und Kräutern und Würmchen und Käferchen ein anderes Leben, das auch seinen Theil von der schönen Sommerlust für sich haben wollte.

Unter dem Baume nämlich, unter welchem das Paar saß, befand sich, versteckt zwischen Moos und niedrigem Heidelbeergesträuch, eine rundliche Oeffnung im Erdreich, wie sie die Mäuse zu graben pflegen und wie sie dann

mitunter auch andere Thiere sich zur Behausung erkiesen.

Aus dieser lugte und lauschte plötzlich ein Köpflein hervor — ein flachgeformtes Köpflein mit schönen, aber etwas unheimlichen Aeuglein. Dieses Köpflein kam immer weiter zum Vorschein und hinter ihm schob langsam ein schmaler, runder, gliederloser, langer Leib sich nach. Als dieses Geschöpf ganz und gar aus dem Loche heraus war, legte es sich in die Sonne und schien, in einen Kreis zusammengerollt, mit allen Poren seines Leibes die wohlige Sonnenglut in sich zu trinken.

Das geschmeidige Thier war etwa zwei Fuß lang, bräunlich von Farbe, hatte einen kreuzförmigen, dunkleren Fleck auf dem wie plattgedrückten Köpflein, und ein Zickzackband mit kleinen, winkelständigen Flecken den Rücken entlang laufend.

Ein Vogel sang wunderschön im Wipfel der Tanne, das erwärmte Nadelholz strömte balsamischen Harzduft aus, weiter unten in der Niederung, gegen welche ein etwas steiniger Hang sanft abfiel, plauderte ein silberstimmiges Bächlein, und unser Paar war allgemach in ein schweigsam-wonniges Brüten versunken.

Das Mädchen blickte sinnend in seinen Schoß hinab, der noch voll Blumen lag. Eine davon herausgreifend, fragte es endlich: „Das zarte, weiße Blümchen da, was ist das? Ist's nicht eine Sternmiere?"

„Sternmiere oder nicht!" versetzte der wie aus einem Traum sich losreißende Jüngling, das Blümchen einen Moment lang betrachtend und dann bei Seite werfend. „Was thut das zur Sache?

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut...

Mich kümmert in diesem Augenblicke nur ein einziger Name zwischen Himmel und Erde, und dieser Name lautet: Marie! — Hören Sie den Vogel, Marie, der da in den Zweigen schmettert und jauchzt? Ich weiß nicht, was sein Herz hinausjauchzt in die schöne grüne Gotteswelt — aber das meine jauchzt: Marie! — Marie! Sie ahnen es, Sie wissen es längst, ich habe Sie unaussprechlich lieb!"

Das Mädchen erröthete — ein leises Beben durchlief seine rosigen Glieder — es schwieg und blickte den Jüngling nur mit seelenvollen Augen ernst-lächelnd an.

Während dessen lag das erwähnte, gliederlose Thier mit dem Zickzackband auf dem Rücken harmlos und ruhig in der Sonne.

„Sieh nur 'mal das Schlängelein!
Heut' in Gottes Sonnenschein,
Ist es auch ein Engelein."

Nur wenn der Jüngling eine heftigere Bewegung machte, den Arm zu einer lebhafteren Geberde ausstreckte oder seine Lage im Moose änderte, hob der Wurm mißtrauisch den Kopf, züngelte gegen die Beiden hin, und zischte sogar ein wenig.

„Wie es lieblich säuselt in den Büschen!" sagte der schwärmerische Jüngling, ohne die mindeste Ahnung, daß in dieses Gesäusel sich das Zischen einer Kreuzotter mische.

„Wovon," fuhr er fragend fort, „wovon flüstern sie, diese Stimmen des Waldes alle? Von Liebe! nur von Liebe! Und nur ich und Sie, Marie — — das dumme, kalte „Sie!" ist's nicht ein Mißton an diesem Orte und in dieser himmlischen Viertelstunde, die uns gegönnt ist? Ebenso gern möchte ich Ihre Namenspatronin, die himmlische Jungfrau Maria, mit „Sie" anreden! Sag' doch, Engel, Herzenskind, liebst Du mich nicht auch ein wenig, ein ganz klein wenig?"

Das Herz des Mädchens pochte, seine Wangen färbten sich, ihre Augen glänzten im zauberischen Blau.

Statt aller Antwort machte sie aus den hübschesten der Blümchen, welche noch in ihrem Schoße lagen, ein

Sträußchen zurecht und überreichte es dem seine Frage wiederholenden Jüngling.

„Diese Blumensprache," sagte der Jüngling, „ist zwar schön, aber mir doch nicht verständlich genug. Lieber möcht' ich mich an diese Rosen, an diese Veilchen da halten" — er deutete dabei auf ihre glühenden Wangen und Augen —

„Laß mich Dir in's Auge schauen!
Darf ich ganz und unbegrenzt
Diesem zarten Schwure trauen,
Der in seinem Sterne glänzt!

Darf ich ihm trauen?"

Die Holde schwieg, aber ihr Wangenpurpur flammte noch heller auf.

Der beglückte Jüngling stieß einen Freudenruf aus. Während er aber, entzückt von dem Sinn jener Flammenschrift, mit einer lebhaften, freudigen Bewegung des ganzen Körpers des Mädchens Hand ergriff, stieß er mit der ausgestreckten Ferse die Schlange, die inzwischen ganz nahe gegen die Füße des Paares herangekrochen war, etwas unsanft vor den Kopf.

Die Schlange war es nicht, die Streit anfieng. Sie hätte das Paar in Ruhe gelassen. In dieser Weise jedoch gereizt, blähte sie sich zornig auf, fuhr zischend auf die Fußbekleidung des Jünglings los, und that einen Biß in dieselbe. Der Geifer des Thieres haftete an dem Leder, aber der Zahn war nicht bis zur lebendigen Haut gedrungen. Wie hätte der selige Jüngling eine Ahnung haben sollen von dem, was da unten zu seinen Füßen vorgieng? Ebensogut hätte ihm in dieser Situation ein Eichhörnchen die halbe Sohle vom Fuß herunternagen können — er hätte es nicht gemerkt.

Die Schlange huschte nach dem Biß hinweg und machte, geräuschlos in kurzem Grase dahingleitend, Jagd auf ein Mäuschen, das sie in einiger Entfernung gewahr worden.

Seit Menschengedenken ist es Brauch, daß wechselseitige Liebeserklärungen, auch der kindlichsteu und unschuldigsten Seelen, mit einem Kusse besiegelt werden. Der Jüngling hatte davon keine historische Kenntnis, wohl aber den angebornen richtigen Instinct, und diesem folgte er, indem er sich einen Kuß von dem Mädchen erflehte. Aber die Holde weigerte sich. Sie war nicht ganz unbefangen; ihr Gewissen sagte ihr, daß sie schon im wörtlichen Sinne zu weit gegangen, und sie fürchtete nun mit einem Kusse es auch noch im figürlichen Sinne zu thun.

„Nur einen Kuß, einen einzigen!" flehte der Liebende.

Schließlich machte auch in ihr der vererbte Instinct des uralten Herkommens sich geltend, und sie wich der flehenden Bitte.

Aber der überselige, durch sein Glück übermüthig gewordene Jüngling behauptete schon in der nächsten Minute, der Kuß sei nur ein halber gewesen und sie schulde ihm noch die andere Hälfte.

Während dieses Wortwechsels war die Schlange sacht wieder herangekrochen. Sie hätte gern ihre unterirdische Behausung wieder aufgesucht, um da in aller Ruhe und Sicherheit ein Schläfchen zu machen. Aber die beiden jungen Leute saßen jetzt gerade über dem Eingange und versperrten ihr den Weg. Aergerlich schlängelte sie sich hinter dem Rücken der Beiden weiter. Lautlos und träge, wie gelangweilt, glitt sie hin, während der Jüngling dringend auf der versagten zweiten Hälfte des Kusses bestand.

„Wenn ich nicht noch einen Kuß erhalte," sagte er mit der schläfrig-träumerischen Art von Witz, über welche Liebende verfügen — echte Liebe spricht überhaupt nur in Gemeinplätzen — so will ich auch den einen nicht, den ich erhalten, und gebe ihn zurück!"

Dabei schickte er sich wirklich an, den Kuß des Mädchen's „zurückzugeben."

Aber das Mädchen weigerte sich, ihn zurückzunehmen.

Der Ungestüm des Jünglings und das Sträuben des Mädchens brachten natürlich einige lebhafte Körperbewegungen des Paares mit sich.

Durch diese Bewegungen neuerdings gereizt, bäumte die Schlange sich auf, und streckte pfauchend den Kopf vor, bereit, einen Biß gegen den Arm des Mädchens zu führen . . .

In diesem Augenblicke aber hob das Mädchen im Drange der Abwehr den Leib ein wenig, um von dem Jünglinge weiter hinwegzurücken, und im selben Moment sich wieder niederlassend, preßte sie den Oberleib der Schlange gegen den hier mit einigen knorrigen alten Baumwurzeln durchsetzten Boden. Und als der Jüngling, in seinem seligen Uebermuth dem Mädchen nachrückend, der sich Sträubenden zuletzt doch noch einen Kuß in das rosige Gesichtchen drückte, da wurde der eingeklemmte Schlangenkopf an einer der vorragenden Baumwurzeln zerquetscht, so daß dem Giftwurm Odem und Seele entfloh, und nur sein Schweif noch eine Weile im Kräuticht zuckend sich regte . . .

Das Paar hatte nur Augen für sich selbst — für keinen lebenden Feind und keinen todten. Es war himmelweit — wirklich einen ganzen H i m m e l weit — davon entfernt, zu ahnen, daß die Wucht eines Kusses auf zarter Mädchenlippe den Kopf eines giftgeschwoll'nen Ungethüms zermalmt hatte.

Aug' in Auge, Hand in Hand erhoben sie sich. Im Wipfel der Tanne sang der Vogel sein Lied, die Waldkräuter und harzigen Bäume dufteten, die Wasser des Baches rauschten silbertönig in der Tiefe, und mit einem seligen Blicke rief der Jüngling noch einmal aus: „Welch ein wonniger Einklang der ganzen Natur mit dem Schlag zweier liebender Herzen!"

Aus dem Tagebuche einer Ehefrau.

Mitgetheilt von Hans Malser.

Graz, am 7. April 18**

Ich heirate ihn. Meiner Mama zu Trotz heirate ich ihn. Cousin Karl lacht mich aus und Mama sagt, am Ende nähme mich auch Der nicht, ich bekäme gar Keinen. Karl sagt, ich bekäme Jeden. Mama ärgert sich, daß er Professor der Philosophie ist, ja sogar — wenn er seinen Titel zeigen wollte, aber er will das nicht — Ritter von. Das macht alle ihre Prophezeiungen von meiner Taugenichtsigkeit zu Schanden und ich soll in der schönen Villa am Rosenberge die Hausfrau sein.

Er ist genau zweimal so alt als Karl, ich habe ihn auch zweimal so lieb. Lieben muß eine brave Frau ihren Mann, das weiß ich schon, und ich will eine brave Frau werden, gerade der Stiefmutter zu Trotz, weil sie immer sagt, sie beweine den Mann, der mich nimmt.

Sie mag's thun und er soll sie belachen, das will ich.

10. April.

Heute war die Verlobung. Mama hat wirklich dabei geweint, aber vor Freuden und über mein Glück, wie sie laut sagte. Es ist auch Eins. Ich weiß gar nicht wie mir ist, so als ob ich in den Lüften schwebte und Alles beweist mir Ehrerbietung und die ganze

Welt, so ist mir, wendet sich ringsum auf mich her und alle Bäume, alle Sträucher, an denen wir beim Nachhausegehen vorbeikamen, flüsterten mir zu: Sie ist Braut.

Ich werde es aber nicht lange sein. Mama behauptet, ich zähle im Traume schon die Tage, bis ich einen Mann hätte. Mein Onkel sagte mir scherzend: „Bleibe so lange Braut als möglich, heirate sobald als möglich. Der Ehestand ist am schönsten von vorne, der Brautstand von hinten.“ — So etwas Unverständiges kann nur der gute Onkel sagen.

Gottlob, daß ich Braut bin!

30. April.

Gestern war's. Aber gestern war ich unfähig, auch nur ein Wort zu schreiben.

Heute will ich's, denn ich kann das Geheimnis nicht in mir verschließen, ich kann nicht. Das Papier will ich ja dann verbrennen.

Mein Bräutigam richtet die Villa neu ein, ich hörte, daß er in meinem künftigen Boudoir ein Fenster ausbrechen lasse gegen Mariatrost hin, weil er weiß, daß mir dieser Blick so lieb ist. Ich bin mit Mama und dem Cousin Karl sehr oft in Mariatrost gewesen; aber wenn ich vom Walde auf das weiße Haus am Rosenberg herübergeblickt hätte, wie hätte ich denken können, daß es einmal mein sein sollte!

Ich war begierig die neue Wohnung zu sehen und wollte gestern meinen Bräutigam überraschen. Er war aber nicht zu Hause, er hatte Vorlesung auf der Universität. Ich fand die weißbeklecksten Maurer, die dummen Tapezierer, die auf ihren Leitern standen und nicht einmal grüßten. Ich wünschte, daß es heimlicher würde in diesem Hause und verließ es bald. In der Panoramagasse begegnete mir der Cousin. Ganz zufällig war er spazieren gegangen gegen Mariagrün hin und lud mich ein, ihn zu begleiten. Ich gieng gerne mit ihm, aber er war sehr langweilig, riß im Vorbeigehen Blätter von den Bäumen und warf sie wieder weg.

Als wir zum Kirchlein kamen, war mir weich zu Muthe und ich sagte, wir wollten doch hineingehen und die Mutter Gottes grüßen.

Karl antwortete, er habe sie schon oft gegrüßt, sie hätte ihn aber niemals erhört. Sein Fuß sei halblahm wie immer — er hat ihn von einer schlimmen Erkältung als Kind schon so bekommen — er sei arm und verachtet, wie immer, verlassen, von Niemand geliebt. Ich bat ihn, daß er nicht so reden möge, und vielleicht, daß ihn die Mutter Gottes heute erhöre. Ich sagte das, weil er mir leid that und weil ich einen Spaß machen wollte und endlich auch, weil ich wirklich immer ein großes Vertrauen hatte zu Mariagrün.

Wir giengen aber an der Kirche vorüber und durch den Wald hinauf. Er wollte noch nicht sprechen und als ich ihn von der Seite heimlich anblicke, sehe ich, daß sein Auge voll Wasser steht. Mir wollte das Erbarmen mein Herz zerdrücken. Ich ärgerte mich, daß mir gar kein Wort einfiel, ihn zu trösten. Wenn er nur zu Hause bei uns wäre, dachte ich, unter Leuten macht er ja seine lustigen Glossen, daß Alles lacht.

Da ist es plötzlich. Er reißt mich an sich und küßt mich so heftig, daß ich vor Schreck ohnmächtig werden mußte . . .

Wir sind spät nach Hause gegangen. Jedes allein.

30. Juni.

Die Hochzeit ist vorüber; sie war in der Domkirche einfach und würdig. Ich hätte aber vermuthet, es würden mehr Leute in der Kirche anwesend sein. Mir sei beim Heiraten alles Aufsehen zuwider, hatte ich gesagt,

aber insgeheim wäre mir doch um Zuschauer zu thun gewesen. Mama war zärtlich mit mir, wie vorher noch nie; ich hätte mir nicht träumen lassen, daß mir der Abschied von ihr so schmerzlich fallen würde.

Als mich mein Mann — ach, mein Mann! — durch unsere Wohnung führte, war mir sehr bange und wußte nicht was ich sagen sollte, um meine Beklemmung zu erleichtern. Ich hatte einen unverstehbaren Drang, als müßte ich etwas sagen, was mir oder ihm weh thäte. So sagte ich, daß ich nur Eines fürchte in diesem Haus: Die Gegenwart seiner verstorbenen Frau. Ich sei maßlos eifersüchtig.

Er lächelte und meinte, besser, die zwanzigjährige Frau sei es, als der vierundvierzigjährige Mann habe Anlaß dazu. Dann gab er mir den Schlüssel zu einem kleinen Zimmer und sagte, das Zimmer solle mein Brautgeschenk sein, m e i n ganz allein, er wolle es nimmer betreten und nicht mehr wissen, daß es auf der Welt sei.

Während er mit dem Hausmeister sprach über das, was bei unserer Abwesenheit zu geschehen hat, öffnete ich das Zimmer, denn ich war sehr begierig auf die Brautgabe. Im Zimmer befanden sich alle Gegenstände von der ersten Frau, von ihrem Oelbilde an bis zum Hochzeitsschmuck, ihr Schreibtisch, ihre Kleider, ihr Toilettekasten, die kleine Wiege mit dem blauseidenen Vorhang, die nicht verwendet worden ist. — Das Alles! Und es war mein Eigenthum, ich konnte es vernichten.

Als mein Mann zu mir zurückkam, fragte er in seiner gütigen Weise, warum ich weine?

„Wie lange ist es, daß sie nicht mehr lebt?“ so mußte ich fragen.

Ich hätte fast gewünscht, daß er entgegenfragen möchte, von wem ich spreche, aber er sagte nur: „Seit Du lebst, Juliana, ist sie nicht. Du wirst gesehen haben, wie Alles schon verblaßt ist. Dein Geburtsjahr ist ihr Sterbejahr gewesen.“

Nun sitze ich im Zimmer des Hotels. Mein Mann erkundigt sich bei dem Portier nach dem morgigen Wagen auf den Bahnhof. Ich solle mich um gar nichts kümmern, ich soll nur die schöne Welt genießen.

Wenn nur schon morgen wäre!

16. Juli.

Wir sind von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Es waren herrliche Tage. Ich habe mich während derselben in meinen Mann verliebt. Das ist ein goldener Mann und kann scherzen wie ein zwanzigjähriger Student.

„Ei geh, Ludwig!“ verwies ich ihm einmal neckend, „ein Professor der Philosophie und so übermüthig!“

Was ich mir unter Philosophie denn eigentlich vorstellte, war seine Frage, wenn nicht den heiteren Genuß der lieben Welt?

Ich könnte damit einverstanden sein — aber für mein Unglück gibt es keine Philosophie.

1. September.

Keine Fürstin kann's so haben als ich. Draußen die paradiesische Landschaft mit der schönen Stadt im Thale. Im Hause die frohe Umgebung, in meinem Gemach der stille Frieden — in mir die unbeschreibliche Pein.

Wie Wochen sind mir die Stunden, da Ludwig nicht bei mir ist, und wie zittere ich, wenn er bei mir ist! Er ist jetzt in den Ferien Bauer, Gärtner und Jäger und immer munter, immer gut und liebevoll. Gar nie tritt er in's Zimmer, ohne mir eine Blume, eine Knospe mitzubringen, er ziert damit mein Haar, meinen Busen, tritt dann zwei Schritte zurück und schaut fröhlich her, wie es mir lasse. Gestern Abends, da wir beisammen im Garten standen vor einem Strauche tiefrother Herbstrosen, nahm

er mich an beiden Händen, schaute mir mit feuchtem, leuchtendem Auge in's Gesicht und sagte: „Juliana, ich danke Dir! Ich danke Dir, daß Du mein bist!"

Einen Stich gab's mir im Herzen, ich wankte halb ohnmächtig in's Haus.

Ich liebe ihn! Ich liebe ihn so heiß, daß ich den Frevel nicht begreifen kann, wie ich einst sagte: bloß Mama zum Trotz.

4. September.

Es wird nicht anders. Es ist fürchterlich!

11. September.

Heute gieng Karl vorbei und blickte zu meinem Fenster herauf. Kaum konnte ich mich noch verbergen, daß er mich nicht sah. Ich weiß nicht, was größer ist, mein Haß gegen ihn oder meine Verachtung gegen mich.

30. September.

Heute fand Ludwig, daß die Haustreppe für mich zu steil sei und will sie flacher legen lassen. Ich beschwor ihn, daß es nicht der Fall ist. Zum mindesten belegt er sie mit schweren Teppichen, daß es meine Füße recht sanft haben sollen.

Wie er strahlt vor Glück, wenn er mir etwas Liebes erweisen kann! Mein ganzer Tag, meine ganze Existenz ist lautere Liebe von ihm.

Mama kommt mit ihren Rathschlägen, die mir zuwider sind, ich will nur ihn hören — und daß ich's thue, thun kann, ist eine Schmach für mich.

Ihm gestehen! Es ist unmöglich! unmöglich!

9. October.

Seine Studenten lieben ihn auch. Sie haben ihm gestern zu seinem Geburtstage einen Fackelzug gebracht.

„Der gilt Dir!" jubelte er mir heimlich zu, „es ist ja der erste, den sie mir bringen."

Zum Fenster rief er hinab: „Ihr jungen Freunde! Mein Leben ist licht geworden. Opfert den Göttern, daß ich demüthig bleibe!"

„Ludwig," sagte ich später zu ihm, da wir allein waren, „Philosophen pflegen sonst dem Glücke nicht sehr zu trauen. Ich kann nicht so zuversichtlich sein."

Nach einer Weile habe ich beigesetzt: „Du hast nur einen einzigen Fehler, lieber Mann. Daß Du gar nicht eifersüchtig bist."

„Diese Bemerkung," sagte er darauf, „beweist, daß ich ganz recht habe, es nicht zu sein."

Ich las einmal, daß es Frauen gibt, die ihre Männer nicht allein mit Eifersucht quälen, nicht allein hintergehen, sondern sie auch eifersüchtig haben wollen. Bei Gott, von diesen bin ich keine. Wie könnte ich glücklich sein, daß er mich so kennt und über sein Vertrauen!

12. October.

Heute sind wir in die Stadt gezogen. Ich sehe von meinen Fenstern aus die schönen Alleen des Glacis und den Schloßberg. Die herbstlichen Schattierungen der Bäume sind gar zu schön. Seit ich diesen Mann habe und seinen Gesprächen lauschen kann, gehen mir erst die Augen auf für Allerlei, das mir sonst gleichgiltig gewesen ist. Wie könnte ich es genießen!

Er hat mit dem Inspector des Hauses einen förmlichen Pact geschlossen, daß Letzterer jeden Lärm möglichst hintanhalte und wie ein Engel mit flammendem Schwerte unser Paradies bewache. Und doch ahnt er es nicht, wie nahe die Zeit ist.

Hat er jemals so viel an seine erste Frau denken können, als ich es thue? Alle Sachen von ihr, alle Erinnerungen an sie habe ich in das Stadthaus mitgenommen, hier damit

ein Zimmer eingerichtet, das wie meine Hauskapelle ist. Wenn mir gar zu schwer wird um's Herz und ich trotz des geliebtesten Menschen, der mit mir lebt, nicht weiß, wem ich meine Angst und Noth klagen soll, gehe ich in das Zimmer der Verstorbenen und weine mich aus.

Und bete, sie möchte mich dahin rufen, wie sie dahingerufen worden ist. Sie hat die Wiege bereitet, die Linnen gestickt mit Freuden — sie hätte gerne gelebt mit diesem Mann.

Ich kann nichts bereiten und Ludwig wird sich darüber wundern. Ich kann nicht, ich habe es versucht — es ist, als stickte und webte ich an der Sünde weiter.

Darf ich denn wünschen, daß es aus werde mit mir, da ich doch weiß, es könnte ihn nichts so hart treffen auf Erden?

Ach, wenn ich ihn nicht so sehr liebte! Wenn er nur nicht so unsäglich gut wäre!

25. December.

Das war ein trauriger Christabend.

Ludwig überschüttete mich mit Gaben, mich und das Kind, als ob es schon da wäre und spielen und jubeln könne. Und er saß in der dunklen Ecke des Zimmers und sagte kein Wort, sondern verdeckte sein Gesicht mit den Händen. Ich wußte nicht was es war, und der Christbaum gab einen Schein, wie die Lichter an einer Bahre.

Ich wagte nicht, ihn zu fragen nach seinem plötzlichen Kummer, denn ich glaubte, daß er nun Alles wisse. Aber es war doch was Anderes, denn endlich stand er auf, trat zu mir heran, die ich allein am Tische des Baumes vergessen war und küßte mich so herzlich und treu, daß es nicht zu beschreiben ist.

28. December.

Er ist nicht, wie er sonst war.

Er ist liebreich und gütig gegen mich wie immer, aber er ist nicht so heiter. Er ist zerstreut, ist viel an seinem Arbeitstische, arbeitet aber nicht, sondern schaut mit aufgestütztem Haupte nur so vor sich hin.

Er muß einen großen Kummer haben. Hundertmal wollte ich ihn schon fragen, was es sei, aber ich kann nicht, ich vermag's nicht, ich weiß nicht warum. Weiß er etwas, wie könnte er so herzlich mit mir sein, es wäre nicht möglich.

30. December.

Er ahnt doch etwas. Heute sprach er davon, daß es Zeit sein dürfte, das Wochenzimmer zu bereiten.

1. Januar 18 . .

Er ahnt nichts. Wir haben in der Nacht die zwölfte Stunde wachend erwartet.

„Ich segne Dich, Du vergangenes Jahr“, sagte er, „Du hast mir mein Menschenthun verzweifacht. Und ich segne Dich, Du kommendes Jahr, Du wirst es verdreifachen.“

Er ist wieder heiter und voll Zuversicht.

5. Januar.

Ich wüßte keine Pein, die so höllisch sein könnte, als die meinige ist. Den Menschen, den man über Alles liebt, dem man Alles verdankt, ohne den man nicht mehr leben könnte, mit jedem Tage neuerdings täuschen und betrügen zu müssen.

Ihm gestehen? Meinetwegen glaube ich, daß ich es könnte. Sei es um seinen Haß, lieber den ertragen, als ihn zu hintergehen. Aber seine Verachtung! Nein, ich kann es nicht. Und wie ein Teufel für meine Sünde die Hölle ausschütten in sein liebes Herz? Nein, nein, eher soll er mich im Sarge sehen.

O unseliges Kind! Wie ich Dich hasse, jetzt schon. Das Einzige, was

die Mutterliebe für Dich thun kann, daß sie betet, Du mögest das Tageslicht nimmer erblicken. Erscheinst Du mir todt, ach, wie werde ich Dich lieben und dankbar küssen und jubelnd begraben! O, Mutter Maria, ich rufe Dich an! mein Herz ist zum Zerspringen so schwer. Wenn ich dieses Büchlein nicht hätte! Alles in mich könnte ich nicht verschließen.

13. Januar.

Der Gedanke verläßt mich nicht, o Gott! Es wäre ja zu unser Aller Besten. Mein Fehltritt gebüßt, kein fremdes Wesen zwischen uns. In der Ehe Harmonie und Frieden nach Gottes Willen. Wie kann etwas, das so zum Guten führt, ein Verbrechen sein?

Wenn ich nur mit ihm darüber sprechen könnte, wie über ein Fremdes, so daß ich seine Meinung wüßte für solchen Fall. Einmal hat er gesagt: Den Gott am meisten liebet, den nimmt er als Kind zu sich.

17. Januar.

So bin ich vor mir selbst nicht mehr sicher. Heute Morgens fragte mich Ludwig, woher ich denn plötzlich das Tigerherz genommen? Ich hätte in der Nacht vom Erwürgen gesprochen.

Er mußte merken, wie ich erschrak, denn er sagte sogleich: „Wenn die Frauen so schlimm wären, als ihre Träume — besonders in solcher Zeit! Der Traum ist das Ventil, durch das sich die Laster der tugendhaften Frau austoben.“

Gott wolle, es wäre so!

25. Januar.

Es ist merkwürdig, wie ich seine erste Frau, die ich anfangs als meine größte Feindin betrachtet habe, nun ganz zu meiner Vertrauten mache. Wie sehr sie ihn geliebt hat, er spricht auch nicht ein Wort davon, aber tausend Spuren geben davon noch Zeugniß. O weise mich, seliger Geist, wie ich Dich ihm würdig ersetzen kann!

10. Februar.

Heute bin ich das erstemal aus dem Bette. Im Nebenzimmer schläft es.

Ludwig war über die Frühgeburt nicht besonders überrascht. Es ist auch gar zu klein.

Wenn er vom Collegium nach Hause kommt, setzt er sich an's Bettlein und schaut es an. Ich habe immer gehört, es spreche das Blut, das muß doch nicht so sein. Er liebt es so zärtlich.

Wenn ich jetzt denke an meine Gedanken! Ich bin doch ein schlechtes Weib und eine Rabenmutter. Solches nur denken zu können!

Das Kind ist so hilflos und arm, daß ich weinen muß, so oft ich es anblicke. Ich soll ruhen und schlafen, ich kann nicht, ich denke an das Kind immer und immer. Liebe darf es nicht sein, das wäre Untreue gegen Den, der mir in meinen schweren Stunden wieder bewiesen hat, daß er mir Alles ist, daß ich ihm Alles bin. Ich litt viel, er litt noch mehr. Er weinte und lachte, als es geboren war.

Er kommt.

12. Februar.

Und so soll es nun fortgehen? Das Geheimnis soll bleiben und ich soll ihn betrügen bis an's Lebensende?

Das sei nicht. Das sei nimmer.

Gut kann es sich nicht lösen — aber es löst sich, ich weiß einen Ausweg. Da das Kind nicht hier bleiben darf und ich ohne dasselbe nicht sein kann, so muß ich mit ihm fort. Nach Wien, zur Schwester meiner Mutter. Von der Ferne werde ich ihm Alles schreiben und die Form finden, die ihm am wenigsten weh thut. Ludwig ist nicht allein im Hörsaal Philosoph, er wird sich zurechtfinden. Hat er den Verlust des treuen Weibes ertragen

können, so wird ihn der des falschen nicht zu Boden drücken. Habe ich sein Andenken an die erste Frau unterbrochen, so wird es nach meiner Flucht — es soll nichts von mir zurückbleiben — wieder erwachen und er wird nicht verlassen sein.

20. Februar.

Ein Schreiben woll't ich ihm zurücklassen, daß ich ihn bis zu meinem Tode unaussprechlich lieben werde, daß ich von ihm gehe, weil ich seiner nicht werth wäre.

Ich darf es nicht, ich darf diesen Brief, in den ich mein ganzes Herz und Leid gelegt habe, nicht an ihn gelangen lassen, das würde den Schmerz nur steigern. Ich will ohne Alles, so wie eine Undankbare, eine Unwürdige geht, so will ich davongehen.

Seine Verachtung gegen mich soll ihn retten und mich strafen, wie ich es verdiene. O mein Gott!

3. März.

Ludwig ist mit einer kleinen Gesellschaft von Historikern auf einige Tage nach Cilli und Pettau gegangen, um dortige Römerdenkmale zu besichtigen.

Er war sehr munter und sagte zu mir beim Abschied, ich sollte ihm nur recht den kleinen Ludwig hüten.

Ich will nicht d'ran denken, will stark bleiben, ich habe viel zu vollbringen.

Bei dem Packen sehe ich erst, wie wenig ich in dieses Haus gebracht habe, und wie viel von ihm empfangen.

Der Dienerschaft sage ich, es sei verabredet, daß ich der Luftveränderung wegen auf einige Wochen nach Wien gienge.

Also heute Nachmittags vier Uhr in Gottesnamen!

6. März.

Nun ist es so gekommen!

Ich zittere jetzt noch, da ich es schreibe. Wozu schreibe ich es nur, ich sage ihm ja Alles und darf es sagen, o Glück!

Ich habe ihn geliebt, jetzt bete ich ihn an und den Nachkommen schreibe ich es entgegen: er ist anbetungswürdig!

Jetzt erst weiß ich, was das ist: ein Mensch! Er hätte mich göttlicher nicht strafen, herrlicher nicht demüthigen können uud erheben zugleich, als er es gethan hat. —

Das Kind dicht eingehüllt am Arm, so floh ich wie eine Diebin. Der Wagen stand vor dem Thore; über die Aufregung vergaß ich des Schmerzes, der mich schrecklich gequält hatte die Nacht und den Tag hindurch.

Am Thor steht Ludwig und frägt den Kutscher, wer wegfahre. Dieser deutet auf mich, die ich hastig aus dem Hause trete.

„Was ist das? Juliana!“ ruft Ludwig.

Mir ist zum Zusammenbrechen, er stützt mich und bringt mich und das Kind zurück in die Wohnung.

„Du wolltest — mir entgegenfahren, mein Herz?“ fragte er, „konntest es nicht wissen, daß wir die Reise um einen Tag abgekürzt haben.“

„Ludwig,“ versetzte ich und mir wollte der Athem versagen, „laß' mich jetzt ein wenig rasten, mir ist schlimm zum Sterben. Es wird bald besser sein. Ich will Dir dann was sagen.“

Er führte mich voll zärtlicher Sorgfalt auf mein Zimmer und schloß die Thür ab.

„Daran thust Du wohl, Ludwig,“ sagte ich, dann fiel ich vor ihm auf die Knie.

Ich habe ihm Alles gesagt — Alles.

Er hörte es. Sein Blick war traurig, aber blieb liebevoll. Er hob mich auf und setzte sich neben mich, er war blaß, und seine Hand, mit der er die meinige hielt, zitterte sehr.

„Juliana,“ sagte er dann. „Diese Stunde mußte kommen, ich habe sie ersehnt, ich habe sie gefürchtet. Gerne möchte ich Dir die Qual mildern, vielleicht dadurch, daß ich Dir sage: Ich

wußte es schon, wußte es seit dem Christabend."

So viel sprach er, dann stand er auf und gieng einigemale das Zimmer auf und ab. Hierauf setzte er sich wieder und sagte: „Ich fand an jenem Tage auf Deinem Arbeitstischchen das kleine Notizbuch liegen; es hätte meinetwegen immer dort liegen können, ich sah es nur diesmal, da ich etwas suchte, um Dir ein kleines Gedicht einzuschmuggeln, einen Gruß dem Nahenden, der uns das nächste Christfest feiern helfen soll. Ich pflege nicht indiscret zu sein, aber als ich das Büchlein aufschlug, sprang mir ein Wort in's Auge, das mir sofort Deine nächtlichen Träume und Ausrufe in Erinnerung brachte. Ich mußte lesen, denn es war ein Sturm in mir, den ich beschwören wollte mit Deinen Aufzeichnungen. Aber kein Wort gab mir den Frieden zurück und ich las Alles."

„Und hast uns nicht verstoßen und hast uns lieben können!" rief ich aus.

„Die Ehebrecherin hätte ich verstoßen", sagte er ruhig, „Dein Fehltritt war vor dem Tage, da wir uns die Treue gelobten. Ich entschuldige nichts, denn daß es eine große Schuld war, beweist das Leid, welches sie in Dein Herz warf."

„Und das Kind?"

„Ist unser. Ich gestehe Dir wohl, es war eine schwere Betrübnis in mir, da mich die Thatsache so plötzlich überrascht hatte; aber als ich des Gemeinen Herr wurde und die Wahrheit fand, da war ich zufrieden. Es ist mein Kind, wie es das Deine ist, denn in unseren Armen ruht es, durch unsere Fürsorge wird es gedeihen, durch unser Herz wird das seine genährt und erweckt, durch unser Vorbild wird es uns ähnlich an Seele und Leib. Es wird uns und nur uns lieben und nichts Anderes wissen. Nicht der Augenblick ist mir der höchste, welcher der niedrigste ist und mir möglicherweise vom Kind einst zum Vorwurf gemacht werden kann. Nicht wer das Menschenkind erzeugt, ist sein Vater, sondern wer es erzieht. Diesem nur hat es zu danken, denn dieser nur macht es zum Menschen, diesen nur kann es lieben. Kein thierisches Band ist es, das mich an unsern Ludwig fesselt, ethische, menschliche Beziehungen sind es, und wenn der Himmel den lieben Kleinen beschützt, so wirst Du sehen, daß keines Andern, daß mein Wesen verjüngt aus ihm hervorgeht. Auch uns verknüpfen dann unlösliche Bande der Natur, aber solche besserer Art und der nur kann mir mein Anrecht streitig machen, der mir beweist, daß je ein leiblicher Vater sein Kind so theuer erkauft hat, als ich das meine."

In diesem Sinne hat er gesprochen. Ich wimmerte zu seinen Füßen, dann an seiner Brust wie ein Kind, das den Ruthenstreichen trotzt und durch milde Worte der Liebe zerknirscht ist.

„Jedoch ein ernstes Wort," so fuhr er fort, „habe ich mit Dir zu sprechen, Juliana, Deiner geplanten Flucht wegen. Ich erwäge die Gründe, die Dich dazu bewogen haben, sie mögen gewichtig sein, oder Dir so geschienen haben. Aber ich hätte von Dir so viele Kenntnis meines Wesens und Charakters erwartet, durch welche Du wissen solltest, daß unter allen Umständen ein vertrauensvolles Bekenntnis das Beste gewesen wäre. Ich habe dieses Bekenntnis von Dir fast bestimmt noch vor der Geburt des Kindes erwartet; es hätte Dir Beruhigung und Muth gebracht, es hätte Dich meinem Herzen wo möglich noch näher gebracht, schon durch das Mitleid mit der Reuigen und durch den Vortheil, verzeihen zu können. Wie, wenn Du in den Wochen hättest sterben müssen, gepeinigt von dem Gewissen und ohne von mir den Beweis der wahren Liebe, den ich heute erbringen kann, hören zu können! Das Alles war nicht, aber verlassen wolltest Du mich heimlich, uns Drei in ein Elend stürzen, wie ein größeres auf dieser Welt kaum zu denken ist. Diese

Untreue, meine Juliana, ist mir noch schmerzlicher, als die erste war . . ."

An all' das kann ich mich noch erinnern, daß er's gesagt hatte, dann weiß ich nicht mehr, was mit mir geschah. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf meinem Bette, der Arzt neben mir und zu meinen Häupten Ludwig, der mir mit einem kühlen Tuch die Stirne trocknete.

Ich legte den Arm um seinen Nacken, und sein liebes Haupt beugte sich nieder auf mein Gesicht, und auf meine Stirne fiel eine warme Thräne . . .

— — — — — — — — — — —

Als ein letztes Siegel der Treue, ja so zu sagen, als eine Votivtafel zur Danksagung für ein so seltsamer Weise gefundenes Eheglück fühlte sich die Frau Professorin veranlaßt, diese Tagebuchblätter — selbstverständlich mit Hinweglassung der persönlichen Merkmale und Erkennungszeichen — zu veröffentlichen.

Ich, der ich dieses zu vermitteln übernahm, habe nur zwei Bedenken: als erstes, ob die Scrupel der Frau, als zweites, ob die Philosophie des Mannes wohl das richtige Verständnis finden werden?

Wer ist das!

Eine Vexierfrage an die Leser des „Heimgarten".

Zu lesen wie folgt.

„— Nichts ist wohl lächerlicher, meine werthen Freunde, als wenn man einen Mann für einen Hasen ausgibt, der vielleicht gerade mit den entgegengesetzten Fehlern eines Löwen kämpft. Ich bin in diesem Falle. . . . Ihr freilich wißt Alle, daß ich gerade umgekehrt den Muth und den Waghals (ist er nur sonst kein Grobian) vergöttere, z. B. meinen Schwager, den Dragoner, der wohl nie in seinem Leben einen Menschen allein ausgeprügelt, sondern immer einen ganzen geselligen Cirkel zugleich. Wie furchtbar war nicht meine Phantasie schon in der Kindheit, wo ich, wenn der Pfarrer die stumme Kirche in Einem fort anredete, mir oft den Gedanken: „Wie wenn Du jetzt geradezu aus dem Kirchenstuhle hinausschriest: ich bin auch da, Herr Pfarrer!" so glühend ausmalte, daß ich vor Grausen hinaus mußte! . . .

Soll indeß rechter Muth etwas Höheres sein, als bloßes Denken und Wollen: so genehmigt Ihr es am ersten, Wertheste, wenn auch der meinige einst dadurch in thätige Worte ausbrechen will, daß ich meine künftigen Katecheten, so gut es in Vorlesungen möglich, zu christlichen Heroen stähle. — Es ist bekannt, daß ich immer, wenigstens zehn Acker weit, von jedem Ufer voll Badegäste und Wasserschwimmer fern spazieren gehe, um für mein Leben zu sorgen, bloß weil ich gewiß voraussehe, daß ich, falls einer davon ertrinken wollte, ohne weiteres (denn das Herz überflügelte den Kopf) ihm, dem Narren, rettend nachspringen würde, in irgend eine bodenlose Tiefe hinein, wo wir Beide ersöffen. . . .

Doch genug! Es ist Zeit, mit Wenigem die Verleumdung meines Feldpredigeramtes, die leider auch in Flätz umläuft, bloß dadurch, wie ein Cäsar den Alexander zu zerstäuben, daß ich

sie berühre. Es sei daran wahr, was wolle, es ist immer wenig oder nichts. Euer großer Minister und General in Flätz konnte allerdings, wie jeder große Mann, gegen mich eingenommen werden, doch nicht mit dem Geschütz der Wahrheit; denn letzteres stell' ich Euch hier her, Ihr Herzen. Es laufen nämlich im Flätzischen unsinnige Gerüchte um, daß ich aus bedeutenden Schlachten Reißaus genommen (so pöbelhaft spricht man), und daß nachher, als man Feldprediger zu Dank- und Siegespredigten gesucht, nichts zu haben gewesen. Das Lächerliche davon erhellt wohl am besten, wenn ich sage, daß ich in gar keinem Treffen gewesen bin, sondern mehrere Stunden vor demselben mich so viele Meilen rückwärts dahin gezogen habe, wo mich unsere Leute, sobald sie geschlagen worden, nothwendig treffen mußten. Zu keiner Zeit ist der Rückzug wohl so gut — ein guter aber wird für das Meisterstück der Kriegskunst gehalten — und mit solcher Ordnung, Stärke und Sicherheit zu machen, als eben vor dem Treffen, wo man ja noch nicht geschlagen ist. . . .

Hier entsinn' ich mich vergnügt, daß Alexander von Macedonien zur Probe auf den Wunderhund andere Helden- oder Wappenthiere anlaufen ließ — erstlich einen Hirschen — aber der Hund ruhte; — dann eine Sau — er ruhte; — sogar einen Bären — er ruhte: jetzt wollt' ihn Alexander verurtheilen, als man endlich einen Löwen einließ; da stand der Hund auf und zerriß den Löwen. . . .

Livius sagt mit Recht: „Je weniger man Furcht hat, desto weniger Gefahr ist fast dabei.“ Ich kehre den Satz ebenso richtig um, je weniger Gefahr, desto kleiner die Furcht, ja es kann Lagen geben, wo man ganz und gar von Furcht nichts weiß — worunter meine gehört. Um desto verhaßter muß mir jede Afterrede über Hasenherzigkeit erscheinen.

Ich schicke meiner Ferienreise noch einige Thatsachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht für Feigheit gelte.

Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirme gehen sieht: dem komm' ich wahrscheinlich so lange lächerlich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geschichte mehr als ein Beispiel steht) getroffen zu werden. Der Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimarus'sche: ich trage auf einem langen Spazierstocke das wachstuchene Sturmdach, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüssel, den sie auf dem Fußsteige nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdfläche ableitet und vertheilt. Mit diesem Paradonner in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben. . . .

Aber nun endlich einmal an meine Reise nach Flätz.

Ihr wißt, Freunde, daß ich die Reise nach Flätz gerade unter den Ferien machen mußte, nicht nur, weil Viehmarkt, und folglich der Minister und General von Schabacker da war, sondern vornehmlich, weil er (wie ich von geheimer Hand sicher hatte) jährlich den 23. Juli am Abend vor dem Markttage um fünf Uhr so viel Gaudium und Gnade sich ausließ, daß er die meisten Menschen weniger anschnauzte als anhörte und — erhörte. Kurz, ich konnte ihm meine Bittschrift, mich als unschuldig vertriebenen Feldprediger durch eine katechetische Professur zu entschädigen und zu besolden, in keiner bessern Jahres- und Tageszeit überreichen. . . . Ich setzte mein Bittschreiben auf.

Der 22. Juli, oder Mittwochs Nachmittag um 5 Uhr, war von der Postkarte selber zu meiner Abreise unwiderruflich anberaumt. Mein gutes

Weib Bergelchen, wie ich meine Teutoberga nenne, reisete mir unaufhaltsam den 24. oder Freitags darauf nach, um den Jahrmarkt zu beschauen und zu benutzen. Ich versammelte daher meine kleine Bedientenstube und publicierte ihr die Hausgesetze, die sie nach meinem Abschiede den Tag und die Nacht erstlich vor der Abreise meiner Frau und zweitens nach derselben auf das Pünktlichste zu befolgen hatten, und Alles, was ihnen besonders bei Feuersbrünsten, Diebseinbrüchen, Donnerwettern und Durchmärschen vorzukehren oblag. . . .

Meine liebe, kerngesunde, blühende Honigwöchnerin Berga sagte ihrem Flitterwöchner, wie es schien, sehr ernsthaft: „Geh nur, Alterchen, es soll Alles ganz charmant geschehen. Wärest Du nur erst voraus, so könnte man doch nach! Das währt ja aber Ewigkeiten.“ Ihr Bruder, mein Schwager, der Dragoner, zog über meine Verordnungen sein braunes Gesicht ansehnlich in's Spöttische und sagte zuletzt: „Schwester, an Deiner Stelle thäte ich, was mir beliebte, und dann guckte ich nach, was Er auf seinem Reglementszettel hätte haben wollen. . . .“

Er war eigentlich Schuld, daß ich aus Besorgnis seines Mißdeutens nicht vorher eine Art von Testament gemacht.

Ich packte noch entgegengesetzte Arzneien, sowohl temperierende als erhitzende, gegen zwei Möglichkeiten ein, ferner meine alten Schienen gegen Arm- und Beinbrüche bei Wagenumstürzen u. s. w. Rasieren lasse ich mich sonst stets vor dem Abreisen, aus Mißtrauen gegen fremde, mordsüchtige Bartputzer; aber diesmal behielt' ich den Bart bei, weil er doch unterwegs, auch geschoren, so reich wieder getrieben hätte, daß mit ihm vor keinem Minister wäre zu erscheinen gewesen.

Ich warf mich heftig an's Kraftherz meiner Berga an und riß mich noch heftiger ab; aber sie schien über unsere erste Ehetrennung weniger in Jammer als in Jubel zu sein, viel weniger bestürzt als seelenvergnügt, bloß weil sie auf das Scheiden nicht halb so sehr als auf das Wiedersehen und Nachreisen und die Jahrmarktsschau ihr Augenmerk hatte, doch warf und hieng sie sich an meinen etwas dünnen und langen Hals und Körper fast schmerzhaft als eine zu fleischige, derbe Last und sagte: „Fege nur frisch davon, mein charmanter Attel (Attila), und mache Dir unterwegs keine Gedanken, Du aparter Mensch! Haben wir denn zu klagen? Einen oder ein paar Püffe halten wir mit Gottes Hilfe schon aus, so lange mein Vater kein Bettelmann ist. — Und Dir aber, Franz,“ fuhr sie gegen ihren Bruder ordentlich zornig fort, „bind' ich meinen Attel auf die Seele; Du weißt recht gut, Du wüste Fliege, was ich thue, wenn Du ein Narr bist und ihn wo im Stiche lässest.“

Freilich das Postkutschen-Gelag wollte mir weniger schmecken; lauter verdächtiges, unbekanntes Gesindel, welches (wie gewöhnlich die Märkte thun) der Flätzer durch seine Witterung einlockte. Ungern werd' ich Unbekannten ein Bekannter; aber mein Schwager, der Dragoner, war, wie immer, schon mit Allem, mit Himmel und Hölle herausgeplatzt. . . .

Ein lautes Gewitter, das dem Postwagen nachfuhr, veränderte die Stimmung. Ihr, Freunde, errathet wohl alle — da Ihr mich nicht als einen Mann ohne alle Physik kennen gelernt — meine Maßregeln gegen Gewitter: ich setze mich nämlich auf einen Sessel mitten in der Stube (oft bleib' ich bei bedenklichem Gewölk ganze Nächte auf ihm) und decke mich durch mein Reinigen von allen Leitern, Ringen, Schnallen &c. &c., und durch mein Absitzen von allen Blitzabsprüngen immer so, daß ich kaltblütig die Sphärenmusik der Donnerpauke vernehme. — Diese Vorsicht hat mir nie geschadet, da ich ja dato noch lebe. . . . — So denk' ich für meine Person;

aber leider im vollen Postwagen traf ich Menschen, denen Physik wahre Narretei ist. Denn als die Gewitter sich fürchterlich über unserm Kutschenhimmel versammelten und prasselnde Feuerklumpen, als wären's Johanniswürmchen, im Himmel umher spielten; und als ich endlich ersuchen mußte, das schwitzende Postconclave möchte nur wenigstens Uhren, Ringe, Gelder und dergleichen zusammenwerfen, etwa in die Wagentaschen, damit kein Mensch einen Leiter am Leibe hätte: so that's nicht nur keiner, sondern mein eigener Schwager, der Dragoner stieg gar mit gezogenem, nacktem Degen auf den Bock hinaus und schwur, er leite ab. Ich weiß nicht, war der desperate Mensch ein gescheiter oder keiner; kurz, unsere Lage war fürchterlich und Jeder konnte ein gelieferter Mann sein. . . .

Ich setzt' der Gesellschaft das ganze elektrische Capitel deutlich, aber leise und langsam — ich wollte nicht ausdampfen — auseinander und suchte besonders von der Furcht abzuschrecken. Denn in der That, vor Furcht konnte jeden der Schlag treffen, da aus Erxleben und Reimarus genug bewiesen ist, daß starkes Fürchten durch Dünsten den Strahl zulockt; ich stellte daher in ordentlicher Angst vor meiner und fremder Furcht den Passagieren vor: daß sie jetzt durchaus bei unserer schwülen Menge, bei dem die Blitze spießenden Degen auf dem Kutschbock und bei dem Ueberhang der Wetterwolke, und selber bei so vielen Ausdünstungen anfangender Furcht, kurz, bei so augenscheinlicher Gefahr nichts fürchten dürften, wollten sie nicht sammt und sonders erschlagen sein. „O Gott, rief ich, „nur Muth! Keine Furcht! Nicht einmal Furcht vor der Furcht! Wollen wir denn, als zusammengetriebene Hasen hier seßhaft, von unserem Herrgott erschossen sein? Fürchte sich meinetwegen Jeder, wenn er aus der Kutsche heraus ist, nach Belieben an andern Orten, wo weniger zu besorgen ist, nur aber nicht hier!"

Der Posthalter war ein grober Patron und ein Schläger; eine Gattung von Menschen, die ich unaussprechlich hasse, weil meine Phantasie mir immer vorspiegelt, ich könnte vielleicht aus Zufall oder Widerwillen ihnen ein recht höhnisches und impertinentes Gesicht schneiden, und mir solche Gesellen auf den Hals hetzen, und darauf spür' ich schon Ziehen von Mienen. Zum Glücke konnt' ich diesmal (gesetzt, ich hätte ein Fehlgesicht geschnitten) mich mit meinem Schwager, dem Dragoner, bewaffnen, für dessen Riesenmacht dergleichen ein Leckerbissen ist. Denn er kann z. B. vor keinem Wirtshause, worin eine Schlägerei laut wird, vorbeigehen, ohne hineinzutreten und sogleich unter der Thüre zu schreien: „Macht Friede, Ihr Hunde!" Darauf unter seinem Schein von Friedens-Deputation nimmt er ohne Verzug, als wär' es eine amerikanische Friedenspfeife, das nächste Stuhlbein in die Hand und deckt damit das schlagende Personale hinüber und herüber zu, oder er nähert die harten Köpfe der Parteien (er schlägt sich zu keiner) einander mit Gewalt, indem er in jede Hand einen am Hinterhaupte faßt; dann ist der Kauz im Himmel.

Ich für meine Person vermeide discrepante Cirkel mehr, als daß ich sie aufsuche, sowie auch jeden todten oder todtgemachten Menschen; der vorsichtige Mann sieht leicht voraus, was davon zu holen ist: entweder verdrießliches oder mißliches Zeugschaftgeben oder oft gar (wenn die Umstände sich verschwören) peinliches Nachfragen über Mitschuld.

Unterwegs in Vierstädten stieß mir nichts von Wichtigkeit auf, als — zu meinem Grausen — ein Hund ohne Schwanz, der durch die Stadt oder Gasse lief. Ich zeigte erbittert im ersten Feuer den Passagieren den Hund und legte ihnen die Frage vor, ob sie denn eine medicinische Polizei für trefflich bestellt ansähen, welche, wie die Vier-

städter, es zuließe, daß Hunde öffentlich herumsprängen, denen der Schwanz fehlte. An was, sagt' ich, halt' ich mich denn, wenn dieser weggeschnitten, und mir jede solche Bestie entgegenrennen und ich weder aus dem eingezogenen noch aufgerichteten Schwanze, da der ganze weggehackt ist, einen Schluß ziehen kann, ob das Vieh toll ist oder nicht? So wird der gescheiteste Mann wüthig und gebissen und scheitert bloß aus Mangel eines Schweif-Compasses. . . .

Uebrigens lief diese Station ohne Zank und Noth vorüber. Alles schlief gegen 10 Uhr ein, sogar der Postillon, außer ich. Ich stellte mich zwar schlafend, um zu beobachten, wer sich etwa aus guten Gründen nur schlafend stelle; aber Alles schnarchte fort, der Mond warf seine verklärenden Strahlen nur auf herabgesunkene Augenlider. . . .

Beinahe vergäß' ich's, daß ich doch in meinem Dörfchen, während beide Schwäger, der Dragoner und der Postillon tranken, eine kleine Furcht glücklich bestanden, weil das Schicksal zweimal auf meiner Seite gewesen. Ich sah unweit eines Jagdschlosses neben einem schönen Baumklumpen eine weiße Tafel mit schwarzer Inschrift schimmern. Dies ließ mich hoffen, daß mich dort ein kleines Sargkunstwerk, ein Ehrenpfahl, irgend ein Treff-, Zier- und Spieß-Dank für einen Todten erwarte. Auf einem unbetretenen blumigen Gewinde lang' ich vor dem Schwarz auf Weiß an und lese im Mondschein mit Entsetzen: „Jedermann wird hier vor dem Selbstschuß gewarnt!“ So stand ich also vielleicht einen Fußzehennagel breit von dem Büchsenhahn, womit ich, wenn ich die Ferse rückte, mich selber als einen verblüfften Stocknarren und Ladstock in die andere Welt, unter die Seligen hineinschoß. Ich suchte vor allen Dingen mich mit den Fußnägeln in den Boden wie einzubeißen und einzufressen — weil ich wenigstens so lange am holden Leben bleiben konnte, als ich mich fest pflöckte neben der da liegenden Atroposscheere und Henkersbühne; darauf wünscht' ich mich zu entsinnen, auf welchen Steigen der Teufel mich unerschossen herbeigeführt. Aber vor Angst hatt' ich Alles ausgeschwitzt und wußte gar nichts; im nahen Höllendorf war kein Hund zu ersehen und zu erschreien, der mich etwa aus dem Wasser hätte holen können, und die beiden Schwäger soffen selig. Indes ich faßte Muth und Entschluß — schrieb auf einem Pergamentblatte meinen letzten Willen, sowie meine zufällige Sterbart nieder und meinen Todesdank an Vergelchen und flog dann mit vollen Segeln auf gerathewohl und geradeaus den kürzesten Weg hindurch, unter der Voraussetzung, mich bei jedem Schritte niederzuschießen und mir so mit eigener Hand auf mein noch langes Lebenslicht den Bonsoir oder Lichttödter zu setzen. Aber ohne Schuß kam ich an. In der Schenke lachte freilich mehr als ein Narr über mich, weil, was nur ein Narr wissen konnte, die Warnungstafel schon seit 10 Jahren ohne Schüsse da geblieben, wie oft diese ohne jene. So aber steht's, Ihr Freunde, mit unserer Jagdpolizei, die gegen Alles warnt, nur nicht gegen Warnungstafeln.

Uebrigens hatt' ich fast auf der ganzen Station leichte Händel mit dem Postillon, weil er nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde halten wollte, wenn ich ausstieg. Leider sind freilich von Postknechten keine Gesundheitspropheten zu erwarten, da so selten Gelehrte aus Haller's großer Physiologie es wissen, daß Aufschieben der gedachten Sache teuflisches Steingut niederschlägt und zuletzt den Inhaber selber, weil diese Steingrube seltener der Blasenschneider als der Tod mit einem Grabe schließt. Hätten Postknechte gelesen, daß Tycho de Brahe wie eine Bombe am Zerspringen starb: sie hielten lieber an; sie fänden bei

solchen mir so unerwarteten Kenntnissen es vernünftig, daß ein Mann seinen Leichenstein zwar einmal auf sich, aber nicht in sich tragen will. Bin ich denn nicht sogar in Weimar oft aus den längsten Abschiedsauftritten Schiller's mit Thränen in den Augen hinausgelaufen, bloß um (während seine Minerva mich im Ganzen erweichte) nicht von deren Medusenkopf auf der Brust partiell versteinert zu werden? Und kam ich nicht in's weinende Komödienhaus zurück und viel munterer in die allgemeine Rührung hinein, weil ich dann nichts mehr zu erleichtern brauchte als mein Herz?

Sehr im Finstern kamen wir in Niederschöna an.

Als ich am Posthause, mit dem Auge auf meinen Mantelsack geheftet, in Gedanken da stehe: schmettert und schnaubt ein Vieh von Nachtwächter mir so nahe und unversehends mit seiner Nachttuba in's Ohr, daß ich ordentlich zurückspringe, ich, den schon jede heftig-schnelle Anrede verdrießt. Gibt's denn keine medicinische Polizei gegen solche geblasene Stundenlärmfidibus und Lärmkanonen, durch welche doch keine knallenden entbehrlich werden? Eigentlich sollte Niemand mit dem Nachtwächterhorne investieret werden, als ein vernünftiger Mann, der sich schon einen Bruch geblasen oder gehoben hätte, und der im Stande wäre, seinen Stundenvers so leise abzusingen, daß man nichts hörte....

Endlich nach der langen Juliusnacht kamen wir Passagiere sammt der Aurora vor Flätz an. Ich sah scharf und weich nach den Thurmspitzen; ich glaube, daß jeder Mensch, der in einer Stadt etwas Entscheidendes zu suchen hat und dem sie entweder ein Richtplatz seiner Hoffnungen oder deren Ankerplatz, entweder Schlacht- oder Zuckerfeld wird, sein Auge am ersten und längsten auf die Thürme der Stadt, als auf die Zeigefinger und Züngelchen seiner Zukunftswage heftet....

Hier ist der Ort, die Stadt, sagt' ich heimlich zu mir, wo heute viel und über Zukünfte entschieden wird; wo Du diesen Abend um fünf Uhr Deine Bittschrift und halb Dich selber übergibst. Geh' es doch gut! Geh' es herrlich! Werde Flätz, dieser Waffenplatz Deiner kleinen Bestrebungen, zugleich die Baustelle von Lust- und Luftschlössern zweier Herzen, des Deinigen und des weiblichen!

Im Gasthofe „zum Tiger" stieg ich ab.

Kein Mensch wird sich anfangs in meiner Tigerhotelslage stark enthusiasmieren über die nächsten Aussichten. Ich als der einzige mir bekannte Mensch, besonders von der Seite der Liebe (vom abgehenden Dragoner nachher!) sah aus den Fenstern des mit Marktgästen sich vollstopfenden Gasthofs heraus und auf das Nachströmen des Marktheeres hernieder und konnte sehr bald bedenken, daß eigentlich Niemand als Gott und die Spitzbuben und Mörder genau wußten, wie viel von beiden letztern darunter mit einschwämmen, um vielleicht die unschuldigsten Marktgäste theils zu enthülsen, theils zu enthalsen. Meine Lage hatte etwas gegen sich. Mein Schwager hatte, weil er Alles blind herausschlägt, es fallen lassen, daß ich im „Tiger" abstiege....

Es kam nun auf jeden ausgestiegenen Passagier an, ob er „zum Tiger", dem Wappenthiere des Gasthofs, den Prototypus machen, und welches Lamm er dann fressen, aussaugen, abrupfen wollte. Auch mein Schwager verließ mich, um einem Roßtäuscher nachzuziehen, behielt aber für seine Schwester sein Zimmer neben meinem; dies sollte, wie es schien, Aufmerksamkeit für sie verrathen. Ich blieb einsam meiner Thatkraft überlassen.

Gleichwohl dacht' ich unter so vielen Spitzbuben, die mich umzingelten, wenn nicht gar belagerten, warm an eine ferne, redliche Seele, an meine Berga in Neusattel, ein Mark- und

Kraftherz, das vielleicht manchem schwachen Ehebündner mehr Schutz gewähren, als verdanken würde. „Erscheine nur morgen Mittags recht bald, Berga,“ sagte mein Herz, „und womöglich noch Vormittags, damit ich Dein Jahrmarktsparadies um so viele Stunden länger ausdehne, als Du um frühere anlangst! . . .“

Weil ich Zeit hatte, gieng ich in die Hofkirche, wo der Hof eben einzog. Die Predigt war gut, wenn auch nicht immer fein bedacht für eine Hofkirche; denn sie mahnte von unzähligen Lastern ab, zu deren Widerspielen, den Tugenden, ein anderer Prediger so leicht hätte ermahnen können! Unter dem ganzen Gottesdienste trachtete ich, wahre, tiefe Ehrerbietung an den Tag zu legen, sowohl gegen Gott, als gegen meinen erhabenen Landesherrn. Zur letztern Ehrerbietung hatte ich noch meinen Privatgrund; ich wollte solche nämlich recht öffentlich und stark mit erhabenen Schriftpunzen auf meinem Gesicht ausprägen. . . .

Als endlich der Hof aus der Kirche in den Wagen stieg, hielt ich mich in solcher Entfernung, daß mein Gesicht unmöglich wäre zu sehen gewesen, falls ich etwa in der Nähe kein ehrerbietiges, sondern ein zu stolzes gezogen hätte. Gott weiß, wer mir allein jene toll-kecken Phantasien und Gelüste eingeknetet hat, die vielleicht einem Helden Schabacker mehr anstünden als einem Feldprediger unter ihm. Ich kann hier nicht umhin, eine der frechsten Euch, meinen Freunden, zu vertrauen, würfe sie auch anfangs ein zu grelles Licht auf mich. Es war bei meiner Ordination zum Feldprediger, als ich zum heiligen Abendmahle gieng am ersten Ostertage. Während ich nun so da stand, weich bewegt, vor dem Altargeländer mit der ganzen Männergemeinde — ja, ich vielleicht stärker gerührt, als Einer darunter, weil ich als ein in den Krieg Ziehender mich ja halb als einen Sterbenden betrachten durfte, der nun wie ein zu Henkender die letzte Seelenmahlzeit empfängt — so warf in mir, mitten in Rührung von Orgel und Sang, etwas — sei es nun der erste Osterfeiertag gewesen, der mich auf das sogenannte alte christliche Ostergelächter brachte, oder der bloße Abstich teuflischer Lagen gegen die gerührtesten — kurz, etwas in mir (weswegen ich seitdem jeden Einfältigern in Schutz nehme, der sonst dergleichen dem Teufel anschrieb!); dies Etwas warf die Frage in mir auf: Gäb' es denn etwas Höllischeres, als wenn Du mitten im Empfange des heiligen Abendmahls verrucht und spöttisch zu lachen anfiengest? — Sogleich rang ich mich mit diesem Höllenhund von Einfall herum, versäumte die stärksten Rührungen, um nur den Hund im Gesichte zu behalten und abzutreiben, kam aber, von ihm abgemattet und begleitet, vor dem Altarschemel mit der jammervollen Gewißheit an, daß ich nun in Kurzem ohne Weiteres zu lachen anfangen würde, ich möchte innen weinen und stöhnen, wie ich wollte. Als daher ich und ein sehr würdiger, alter Bürgermeister uns mit einander vor dem langen Geistlichen verbeugten und letzterer mir (vielleicht kam er mir auf dem niedrigen Kniepolster zu lang vor) die Oblate in den klemmen Mund steckte, so spürt' ich schon, daß an den Mundwirkeln alle Lachmuskeln sardanisch zu ziehen anfiengen, die auch nicht lange an der unschuldigen Gesichtshaut arbeiteten, als schon ein wirkliches Lächeln darauf erschien, und als wir uns gar zum zweiten Male verneigten, so grinzte ich wie ein Affe. Mein Nebenmann, der Bürgermeister, redete ganz mit Recht, als wir hinter den Altar umgiengen, mich leise an: „Um Gottes Willen, sind Sie ordinierter Prediger oder ein Pritschenmeister? Lacht denn der lebendige Gottseibeiuns aus Ihnen?“ — „Ach Gott! wer denn sonst?“ sagte ich. Erst nachher bracht' ich meine Andacht ernsthafter zu Ende.

Aus der Kirche (ich komme wieder in die Flätzer) gieng ich in den Gasthof zum „Tiger“ und aß an der Wirtstafel, weil ich nie menschenscheu bin. Vor dem zweiten Gerichte reichte mir der Kellner einen leeren Teller, worauf ich zu meinem Erstaunen einen französischen Vers mit der Gabel eingekratzt erblickte, der nicht Geringeres enthielt als ein Pasquill auf den Commandanten von Flätz. Ohne Umstände bot ich den Teller der Tischgesellschaft hin und sagte, ich hätte das pasquillantische Geschirr, wie sie sähen, eben bekommen, und bäte sie zu bezeugen, daß der Handel mich nichts angehe. Ein Officier wechselte sogleich mit mir den Teller. Bei dem fünften Gerichte durft' ich mich über die chemisch-medicinischen Unkenntnisse der Tischgesellschaft verwundern, indem ein Hase, aus welchem ein Herr mehrere Schrotkörner, das heißt also ein mit Arsenik versetztes und durch den warmen Essig nun aufgelöstes Blei, öffentlich herausgezogen und vorgezeigt hatte, von den Zuschauern (mich ausgenommen) lustig fortgespeiset wurde...

Es war keine unrechte Zeit, als ich von der Tafel endlich aufstand, denn absichtlich um 4½ Uhr wollt' ich mir den Bart scheeren lassen, um gegen fünf so recht mit einem vom Balbiermesserglättzahn geleckten Kinn, wie glattes Velinpapier, ohne Wurzelstöcke vom Kinnhaare (Barthaare ist Pleonasmus) auf- und vorzutreten. Vorher goß ich, wie Pitt vor Parlamentssitzungen, verdammt viel Pontak mit wahrem Ekel in meinen Magen hinunter gegen jede Heillehre und Sperrordnung desselben, nicht sowohl um den leichten fremden Bartputzer zu bestehen, als den Ministergeneral Schabacker, mit welchem ich eines und das andere Feuerwort zu wechseln vorhatte.

Es kam der gewöhnliche Fremdenbalbier des Hotels, hatte aber sogleich in seinem viellinigen, ausgezackten Gesichte mehr von einem endlich toll werdenden, als von einem weiser werdenden Manne an sich. Tolle nun haſſ' ich unglaublich und bin daher in kein Tollhaus zu bringen, weil da der erste, beste Wüthige mich mit Riesenfäusten erschnappt, wenn er mag, und weil ich überhaupt der Ansteckung wegen nicht weiß, ob ich wieder mit dem Verstande herauskomme, den ich hineintrage. Gewöhnlich sitz' ich (bin ich eingeseift) dergestalt auf dem Stuhle, daß ich beide Hände (den Blick spann' ich scharf gegen das balbierende Gesicht) auf den Schenkeln, dem Zwerchfell des Barbiers gegenüber, schlagfertig liegen habe, um ihn bei der kleinsten zweideutigen Bewegung wie wüthig umzustoßen.

Ich weiß kaum recht, wie es zugieng, aber indeß ich mich in's närrisch-gewundene Gesicht des Bartputzers vertiefe, und da er eben das lange, gewetzte Schlachtmesser etwas vorschnell gegen meine entblößte Gurgel führte, so gab ich dem Feld- und Bartscheerer einen so plötzlichen Stoß auf den Nabel, daß der Mann sich im Fallen bald selber selbstmörderisch die Gurgel abgeschnitten hätte. Mir blieb freilich nichts davon als Gutmachungen und eine gegen meine sonstigen Grundsätze umgebundene, geschwollene Cravatte als Deckmantel dessen, was unbeschoren geblieben.

Jetzt brach ich denn endlich zum General auf und trank die Pontaksreste noch unter der Schwelle aus. Ich hoffe, in mir lagen Pläne fertig, richtig zu antworten, ja zu fragen. Das Bittschreiben hatt' ich in der Tasche und in der rechten Hand. In der linken hatt' ich dessen Duplicat. Mein Feuer half mir leicht über alle ministeriellen lebendigen Zäune hinüber, und ich befand mich bald unverhofft im Vorzimmer unter seinen vornehmsten Lakaien, die, so viel ich merkte, nichts verpassen sollten. Ich überreichte dem Ansehnlichsten meine papierne Bitte mit der mündlichen, sie seinerseits zu überreichen. Er nahm sie, aber unverbindlich, Ich wartete tief in die Stunde 6 Uhr

hinein vergeblich, worin allein dem frohen Generale Manches vorzutragen ist. Endlich erseh' ich einen Stief- oder Duzbruder des vorigen Lakaien und wiederhole mein Gesuch. Dieser rennt umsonst umher, um Bruder oder Schreiben zu suchen: nichts war zu finden. Wie glücklich war ich, daß ich das Duplicat der Bittschrift mitten im Pontak vor dem Rasieren mir wieder abgeschrieben, und also bloß aus dem Grundsatze, daß man immer ein zweites, hölzernes Bein im Mantelsack eingepackt haben müsse, wenn man ein erstes am Leibe habe, und aus der Furcht, daß, wenn mir das Urschreiben auf dem Wege vom „Tiger" zu Schabacker verloren gienge, meine ganze Reise und Hoffnung zu Wasser müßte werden; dies, sag' ich, war gut, daß ich das Repetierwerk des Urschreibens eingesteckt hatte, und folglich in jedem Falle etwas, und zwar ein detto, einzuhändigen vermochte. Ich händigte dasselbe ein.

Leider nur war schon sechs Uhr vorbei. Der Lakai aber blieb nicht lange aus, sondern brachte mir bald, ich möchte sagen den Predigt-Text dieses Cirkelbriefes, die fast rohe Antwort (die Ihr, Freunde, aber aus Achtung für mich und Schabacker geheim zu halten habt): „Falls ich, der Attila Schmelzle, beim Schabacker'schen Regiment wäre, so möcht' ich mich nur mit meinem Hasenpanier wieder zum Teufel scheeren, wie ich bei Pimpelstadt gethan." Ein Anderer wäre auf dem Platze geblieben; ich aber gieng ganz derb davon und versetzte dem Kerl: „Ich scheere mich auch willig zum Teufel und scheere mich den Teufel darum." Unterwegs untersucht' ich mich selber, ob nicht etwa der Pontak aus mir gesprochen, wiewohl schon die Untersuchung widerspricht, da kein Pontak untersucht; aber ich fand, daß nur ich, mein Herz, vielleicht mein Muth etwas gesprochen; und wozu denn überhaupt Kleinmuth, da das Vermögen meiner guten Frau mich ja besser besoldet als zehn katechetische Professuren, und da sie alle Ecken meines Buches des Lebens mit so viel goldenen Beschlägen versieht, daß ich es, ohne es abzunützen, immer aufschlagen kann?...

„Aber willst Du ein bloßer Schoßhund werden," fragte ich mich, „ein Nichts-Nichts? — — O Sackerment!" Darüber stieß ich mir aber meinen Hut in den Marktkoth. Da ich ihn aufhob und säuberte, sah ich überall, wie verschossen er war, und entschloß mich, sogleich einen neuen zu kaufen und anfangs selber zu tragen in der Hand.

Ich vollzog's und erhandelte einen vom feinsten Caliber. Sonderbar, durch diesen Hut, als wär's ein Magisterhut, wurde in der Ziegengasse ordentlich mein Kopf geprüft und examiniert. Da nämlich der General Schabacker darin daher fuhr und ich (wie sich wohl von selber versteht) mich nicht durch gemeine Grobheit, sondern durch Höflichkeit rächen wollte, so bekam ich eine der kitzlichsten Aufgaben zu lösen vor. Schwenkt' ich nämlich bloß den feinen Filz, den ich schon in der Hand trug, behielt aber den verschossenen auf dem Kopfe, so konnt' ich einem Grobian von Haus aus ähnlich sehen, der nichts abzieht; zog ich hingegen den alten vom Kopfe und hofierte damit, so spielten zwei Filze auf einmal (ich mochte nun den andern mitbewegen oder nicht) die Sache in's Lächerliche. Nun stimmt doch ab, Ihr Freunde, eh' Ihr weiter leset, wie man sich hier herauszuziehen hätte, ohne den Kopf zu verlieren!... Ich glaube vielleicht dadurch, daß man bloß den Hut verliert; kurz und gut, ich ließ eben geradezu den Putzhut aus der Hand in den Koth fallen, um mich in den Stand zu setzen, den Sudelhut einsam abzunehmen und mit nöthiger Höflichkeit zu schwenken, ohne einen Anstrich von Lächerlichkeit.

Nun gieng ich, meine wichtige Vergangenheit in der Adjustier- und Probirwage tragend, feurig auf und

nieder. Der Pontak mußte — ich weiß wohl, daß es hienieden nur unechten gibt — ein noch unechterer gewesen sein; so sehr jagte er meine Phantasie in ein Feuer nach dem andern. Ich sah jetzt in ein weites, glänzendes Leben hinein, wo ich, ohne Amt lebte, bloß von Geld; und das ich gleichsam mit den delphischen Höhlen und zenonischen Gängen und Musenbergen aller der Wissenschaften übersäet sah, die ich ruhig treiben konnte. . . .

Nur etwas dauerte mich voraus, das Leid meiner Berga, welcher ich morgen, der lieben Müdegereisten, die Ankunft und die abgekürzte Marktschau mit meiner abschlägigen Nachricht versalzen mußte. Sie wollte so gern in Neusattel, und wer verübelt's einer reichen Pächterstochter, etwas vorstellen und manche Honoratiorin ausstechen. Jeder Mensch verlangt sein Paradeplätzchen und eine frühere, lebendigere Ehre, als die letzte Ehre. Besonders will eine so gute Niedriggeborene, sich vielleicht mehr ihres metallischen, als ihres geistigen Schatzes und Tilgungsfonds bewußt, doch bei Ehrengelagen Meisterin von irgend einem Stuhl oder Stühlchen sein und über die erste beste, dumme, gerupfte Gans loci hinaufsitzen.

Dazu sind nun Ehemänner so unentbehrlich. . . .

Aber ich sehnte mich in der kalten Einsamkeit meines Zimmers und im Feuer meiner Erinnerungen unbeschreiblich nach dem Bergelchen; ich und mein Herz waren müde vom fremden, treibenden Tage. Niemand um mich her sagte mir ein gutes Wort, das er nicht in die Wirtsrechnung zu bringen verhoffte. . . .

„Mach' Dir nur einen guten Tag in der Stadt!“ sagte Bergelchen diese ganze Woche hindurch. Aber wie ist einer ohne sie zu machen? Unsere Trauerthränen trocknen auch Freunde ab und begleiten sie mit eigenen; aber unsere Freudenthränen finden wir am leichtesten in den Augen unserer Frauen wieder. . . .

Gleichwohl nahm mir der Wein die Besonnenheit nicht, vor dem Bettegehen unter das Bette zu sehen, ob Jemand darunter lauere, dann zum Ueberflusse meine Nachtschraube an die Thüre anzubohren und endlich davor noch die Sessel übereinander zu bauen, und Beinkleider und Schuhe anzubehalten, weil ich durchaus Nichts besorgen wollte.

Ich hatte aber noch andere Sachen des Nachtwandels wegen abzuthun. Mir war's überhaupt von jeher unbegreiflich, wie so viele Menschen zu Bette geh'n und darin gesetzt liegen können, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht im ersten Schlafe sich aufmachen als Nachtwandler und auf Dächer hinauskriechen und irgendwo erwachen, wo sie den Hals brechen, und dann Rest.

Ja es wäre mir schon Gefahr genug, wenn ein unbescholtener Mann, ein Feldprediger, im eigenen Bette einschliefe und etwa auf den Seidenpolstern im Schlafgemache der vornehmsten Dame in der Stadt aufwachte. Bin ich zu Hause, so wag' ich wenig mit Schlaf; — weil ich, da meine rechte Fußzehe jede Nacht mit einem drei Ellen langen Wickelbande (ich nenn' es scherzend unser eheliches Band) an die linke Hand meiner Frau angeschlungen wird, die Gewißheit habe, daß ich, falls ich aus dem Bettarrest herausgienge, mit dem Sperrstrick sie wecken, und ich folglich von ihr als meinem lebendigen Zaum an der Nachtschnur wieder in's Bett würde zurückgezogen werden. Im Gasthof aber konnt' ich nichts thun als mich einige Male an den Bettfuß schnüren, um nicht zu wandern; obgleich alsdann einbrechende Spitzbuben neue Noth mitbringen konnten. Ach, so gefährlich ist alles Schlafen, daß leider Jeder, der nicht auf dem Rücken wie ein Leichnam daliegt, besorgen muß, mit dem Ganzen schlafe auch ein oder das andere Gliedmaß, ein Fuß, ein Arm ein; und dann kann das entschlum-

merte Glied — da es in der medicinischen Geschichte gar nicht daran an Exempeln fehlt — am Morgen zum Amputieren gereift da liegen. Deshalb lass' ich mich häufig wecken, damit nichts einschläft.

Als ich an den Bettpfosten gut angebunden und endlich unter die Bettdecke gekommen war, muß ich bald eingeschlafen sein. . . .

Am Frühmorgen spürt' ich mich aufgeweckt durch das bekannte Zudeckbett; es hatte sich wie ein Incube auf mich gesetzt; ich gaffte auf; in einem Winkel saß still ein rothes, rundes, kernhaftes, aufgeputztes Mädchen. „Wer ist dort, wie kommt man herein?“ rief ich halbblind. — „Ich habe Dich nur leise zugedeckt und Du solltest erst ausschlafen,“ sagte Bergelchen, „ich bin die ganze Nacht gegangen, damit ich recht früh käme; sieh nur her!“ Sie zeigte mir ihre Stiefel, das einzige Reisestück (die Achillesferse), das sie vor dem Thore, als sie in der Mause der Toilette war, nicht hatte abstreifen können. — „Brach,“ fragt' ich, über ihre um sechs Stunden beschleunigte Nachkunft umsomehr bestürzt, da ich es die ganze Nacht und selber jetzt über ihr unbegreifliches Hereinkommen gewesen, „brach etwan frischer Jammer über uns aus und ein, Brand, Mord, Raub?“ — Sie versetzte: „Der Ratz“ (sie wollte sagen die Ratte) „ist gestern verreckt, dem Du so lange nachgestellt; weiter passierte eben nichts.“ — „Und auch Alles ist richtig nach meinem Ordnungszettel zu Hause besorgt?“ fragt' ich. — „Ja wohl,“ versetzte sie, „ich hab' ihn aber gar nicht gelesen, er ist mir weggekommen, Du hast ihn wohl mit eingepackt.“

Indeß ich verzieh Alles der blühenden, kecken Ritterin oder Fußgängerin. Ihr Auge, dann ihr Herz brachte mir ja frisches, kühles Morgenwehen mit Morgenroth in meine schwülen Vorstunden. Auch mußt' ich ja ohnehin nachher der freundlichen, in's Leben hineinhoffenden und hineinliebenden Seele den verdienten Himmel des heutigen Tages mit der trüben Nachricht der fehlgeschlagenen Professur verfinstern. Daher vergab und verschob ich möglichst. Ich fragte, wie sie hereingekommen, da noch das ganze spanische Reiterwerk von Sesseln an der Thüre feststehe. Sie lachte, sich dabei nach Dorfsitte bückend, stark und sagte: sie hätte es vorgestern mit ihrem Bruder verabredet, daß er sie durch seine Stube, da sie meine Sperrvorsicht kennte, in meine einließe, damit sie mich heimlich wecken könnte. . . .

Ich fragte sie, ob sie auf ihrer Nachtreise auf keine Geisterwelt gestoßen sei, wiewohl ich wußte, daß ihr Thiere, ein Wasser, ein halber Abgrund nichts sind; nein, aber vor den geputzten Stadtleuten, sagte sie, habe sie sich am Morgen gescheuet. O wie lieb' ich diese weichen Harmonikasbebungen weiblicher Furcht!

Endlich mußt' ich den Coloquinthenapfel anbeißen oder anschneiden und ihr die Hälfte davon zureichen, nämlich die Nachricht der Fehlbitte um die Professur. Da ich aber das freudige Herz mit der vollständigen rohen Wahrheit verschonen und einer schweren Fracht etwas abschneiden mußte, die sich besser Männerschultern aufpackt, so begann ich: „Bergelchen, die Professorssache geht einen andern, aber an sich guten Gang; der General, nach welchem ich den Teufel und seine Großmutter frage, legt es auf einen Generalsturm an, und den soll er haben, so gewiß als ich die Nachtmütze aufhabe.“ — „So bist Du also noch nichts geworden?“ fragte sie. — „Vor der Hand zwar nicht!“ versetzt' ich. — „Aber doch bis Sonnabend Abends?“ sagte sie. — „Das nicht,“ sagt ich. — „Nun so bin ich hart geschlagen und ich möchte zum Fenster hinausspringen,“ sagte sie und drehte das Rosen- und Morgengesicht weg, um die feuchten Augen darin mir nicht zuzukehren, und schwieg sehr lange.

Dann fieng sie mit schmerzhaft zitternder Stimme an: „Du großer Heiland, stehe mir am Sonntag in Neusattel bei, wenn mich die hochtrabenden vornehmen Weiber in der Kirche sehen und ich blutroth werde aus Scham!“

Jetzt sprang ich im Mitjammer aus dem Bette vor die liebe Seele hin, der die hellen Zähren über die schönblühenden Wangen floßen und rief: „Du treues Herz, zermart're mich doch nicht so ganz! Gott soll mich strafen, wenn ich nicht noch in den Hundstagen Alles werde, was Du nur willst. Sprich, willst Du Bergräthin werden, oder Bauräthin, oder Hofräthin, Kriegsräthin, Kammerräthin, Commerzienräthin, Legationsräthin, oder des Henkers und Teufels Räthin: in bin dabei und werd' es und such' an. Morgen schick' ich reitende Boten nach Hessen und Sachsen, nach Preußen und Reußen, nach Friesland und Katzenellenbogen und begehre Patente. Ja ich treib's weiter als Einer. . . .“

„O! Nun, Du bist so engelgut!“ sagte sie und frohere Zähren rollten, „Du sollst mir selber rathen, was die vornehmsten Räthe sind, damit wir's werden!“ — „Nein,“ fuhr ich befeuert fort, „dabei bleib' ich nicht einmal; mir ist's nicht genug, daß Du Dich ordentlich bei der Caplänin kannst als Bauräthin melden lassen, bei der Stadtpredigerin als Legationsräthin, bei der regierenden Bürgermeisterin als Hofräthin, bei der Chausseeinnehmerin als Commerzienräthin, oder wie Du wo willst.“ — „Ach Du mein gar zu gutes Altelchen!“ sagte sie. — „Sondern,“ fuhr ich fort, „ich werde auch correspondierendes Mitglied verschiedener besten gelehrten Gesellschaften in verschiedenen besten Hauptstädten (worunter ich bloß zu wählen habe), und zwar kein gemeines wirkliches Mitglied, sondern ein ganzes Ehrenmitglied; und dann streck' ich wieder Dich als ein auf mir Ehrenmitglied wachsendes Ehrmitglied aus.“

Verzeiht, Freunde, diesen Breiumschlag oder Täuschungsbalsam für eine verwundete Brust, deren Blut zu rein und köstlich ist, als daß man es nicht mit allen möglichen Stillungsmitteln aus Spinnweben in's schöne Herz zurückzuschließen trachten sollte.

Jetzt kamen schöne, schönste Stunden. Ich hatte die Zeit besiegt wie mich und Berga; selten beseligt, so wie ich, ein Sieger zugleich die überwindende und die überwundene Partei. Berga holte ihren alten Himmel zurück, und zog die staubigen Stiefel aus und blumige Schuhe an. Köstlicher Morgentrunk! Wie berauscht ein liebendes Herz! Ich spürte ordentlich (ist die niedere Redeblume erlaubt) ein Doppelbier von Muth in mir, seitdem ich ein Wesen mehr um mich zu beschirmen hatte. Ueberhaupt werd' ich — was der treffliche General nicht ganz zu wissen scheint — nicht wie Andere durch Muthige muthiger, sondern am stärksten durch Hasen, weil an mir das schlechte Beispiel sich zum Widerspiel umdreht. Kleine Pinselstriche mögen hier Mann und Frau mehr abschatten als verschatten! Als der nette Kellner mit der grünseidenen Schürze Morgenbrezeln heraufbrachte — weil ich gesagt hatte: Johann, zwei Portionen! — so sagte sie zu ihm: er verbände sie sehr damit und hieß ihn Herr Johann. . . .

Nun wurde der ganze Vormittagsmorgen mit Beschauen und Behandeln verbracht und zwar am längsten in der breiten Gasse unseres Hotels. Berga sollte sich erst in's Marktgedränge einschießen; sie sollte erst einsehen, daß sie mehr „nach der Modi“, mit ihr zu reden, aufgeschmückt sei, als hundert Andere ihres Ungleichen. Aber bald vergaß sie über den Haushalt den Anputz und auf dem Töpfermarkte den Nachttisch.

Ich meines Ortes spielte bloß, während ich voll echter Langeweile sie auf ihren Marktplätzen voll langen Hinab- und Hinaufhandelns umhergeleitete, in mir den verborg'nen Weltweisen; ich wog das leere Leben und

das schwere Gewicht, das man darauf legt, und die tägliche Angst des Menschen, daß dasselbe, diese leichteste Flaumfeder der Erde, davon fliege und ihn befiedere und mitnehme....

Nach dem Mittagsessen (auf unserem Zimmer) kamen wir aus dem Fegfeuer des Meßgetümmels, wo Berga an jeder Bude etwas zu bestellen und ihrer Nachtreterin etwas aufzuladen hatte, endlich im Himmel an, in der sogenannten Hundewirtschaft, wie das beste Flätzer Wirts- und Lusthaus außer der Stadt sich nennt, wo Meßenszeiten Hunderte einkehren, um Tausende vorbeigeh'n zu sehen.....

Im Lusthause selber fanden wir hinlängliche Luft, umrungen von blühenden Gesichtern und Auen. Da setzt' ich mich heimlich in Einem fort über Schabacker's Refus mit Erfolg hinweg und machte mir überhaupt bis gegen Mitternacht einen guten Tag; ich hatt' ihn verdient, Berga noch mehr. Gleichwohl sollt' ich noch Nachts um 1 Uhr eine Windmühle zu berennen bekommen. Ich lasse nämlich auf dem Marktplatz Bergelchen um einige zwanzig Schritte vorausgehen, und begebe mich ohne Arg hinter eine versteckte Bude, die wohl die Silberhütte und der Silberschrank eines rohen Krämers sein mochte, und verweile davor natürlich nach Umständen. Sieh', kommt daher gerudert mit Spieß und Speer der Budenwächter und münzt und prägt mich so unversehends und unbesehen zu einem Schnapphahn und Raubfisch seiner Budengassen aus, obgleich der schwache Kopf nichts weiter sieht, als daß ich in einer Ecke stehe und nichts weniger thue als — nehmen.....

Man sieht hier seinen ganzen Zustand; ich entsprang zickzackig zwischen den Buden diesem rohen Trunkenbolde so eilig als ich konnte; dennoch humpelte er mir nach. Aber meine Teutoberga, die Einiges gehört, rannte zurück, faßte den betrunkenen Marktportier beim Kragen, und sagte, obwohl (nach Dorfweise) zuschreiend: „Dummer Mann, schlaf' Er seinen Rausch aus oder ich zeig's Ihm! Weiß Er denn, wen Er vor sich hat? Meinen Mann, den Feldprediger Schmelzle unter dem General und Minister von Schabacker bei Pimpelstadt, Er Narr! Pfui, schäm' Er sich, Kerl!" — Der Wächter brummte: „Nichts für ungut!" und taumelte davon. — „O Du Löwin," sagt' ich im Liebesrausch, „warum bist Du in keiner Todesgefahr, damit ich Dir nun den Löwen zeige als Gemahl?"

So gelangten wir beide liebend nach Hause; und ich hätte vielleicht zum schönen Tage noch den Nachsommer einer herrlichen Nachmitternacht erlebt, hätte mich nicht der Teufel über Lichtenberg's neunten Band und zwar auf die 206. Seite geführet, wo dieses steht: „Es wäre doch möglich, daß einmal unsere Chemiker auf ein Mittel geriethen, unsere Luft plötzlich zu zersetzen durch eine Art von Ferment. So könnte die Welt untergehen." Ach, ja wahrlich! Da die Erdkugel in der größern Luftkugel eingekapselt steckt: so erfinde bloß ein chemischer Spitzbube auf irgend einer fernsten Spitzbubeninsel oder in Neuholland, ein Zersetzmittel für die Luft, dem ähnlich, was etwa ein Feuerfunke für einen Pulverkarren ist: in wenig Stunden packt mich und uns in Flätz der ungeheuere herschnaubende Weltsturm bei der Gurgel, mein Athemholen und dergleichen ist in der Erstickluft vorbei und Alles überhaupt....

Indes verbarg ich der treuen Seele jeden Todesnachtgedanken, da sie mich doch entweder nur schmerzlich nachempfunden oder gar lustig ausgelacht hätte. Ich befahl bloß, daß sie am Morgen (des Sonnabends) für die zurückkehrende Landkutsche fertig und gestiefelt dastünde, sollt' ich anders ihren Wünschen gemäß an die Ueberschwängerung mit Räthen, die ihr so am Herzen lag, früh genug kommen. Sie war so freudig meiner Meinung, daß sie gern den Jahrmarkt aufgab.

Auch ruht' ich ruhig, mit der Fußzehe an ihre Finger geknüpft, die ganze Nacht hindurch. . . .

Am Morgen lief Jeder lustig vom Stapel, ausgenommen ich; denn ich behielt noch immer, auch vor dem besten Morgenrothe, das nächtliche Teufelsferment und Zersetzmittel, meiner Gehirnkugel sowohl als der Erdkugel, gährend im Kopf; das Ferment könne ja mitten auf meinem Wege von Flätz nach Neusattel von irgend einem Manne Amerika's, Europa's, der ganz unschuldig versucht und zersetzt, zufällig erfunden und losgelassen werden. Die Frage, ja Preisfrage wäre aber nun, inwiefern es seit Lichtenberg's Drohung nicht etwa welt- und selbstmörderisch aussieht, wenn aufgeklärte Potentaten scheidekünstlerischer Völker es nicht ihren Scheidekünstlern, die so leicht Leib von Seele scheiden, und Erde mit Himmel gatten, auferlegen, keine anderen chemischen Versuche zu machen, als die schon gemachten, die doch bisher den Staaten weit mehr genützt, als geschadet.

Leider blieb ich in diesen jüngsten Tag des Ferments mit allen Sinnen versunken, ohne auf der ganzen Rückreise nach Neusattel mehr zu erleben und zu bemerken, als daß ich daselbst ankam.

Nur mein Bergelchen schauete ich in Einem fort unterwegs an, theils um sie noch so lange zu sehen, als Leben und Augen dauern, theils um bei kleinster Gefahr derselben, es sei nun eine große, oder gar ein ganzes hereinstürzendes verzehrendes Weltgericht, wenn nicht für sie, doch an ihr zu sterben, und so verknüpft mit ihr, ein geplagtes und plagendes Leben hinzuwerfen, worin ihr ohnehin nicht die Hälfte meiner Wünsche für sie erfüllt geworden.

So wäre denn meine Reise an sich vollendet — gekrönt mit einigen Historiolen. . . .

Lebt denn wohl, so lange es noch Atmosphären einzuathmen gibt. Ich wollt', ich hätte mir das Ferment aus dem Kopfe geschlagen.

— — — — — — — — — — — —

— — Diese Reise des Feldpredigers Schmelzle erzählt einer unserer berühmtesten Autoren. Erkennt Ihr den Vogel an den Federn? Wie heißt er?

Da Woldbruada.

A Gedichtats in da steirischn Gmoansproch.

Is scha recht, a wenk frum,
Oba go z frum is dum,
Do kriagt oan da Teixl
In leichtast herum.

Do sollt ma hiaz sein
Da se Woldbruader ein,
Hot gmoant, er möcht nix
Wir an Oansiedla sein.

Is scha recht, moant der Oan,
Bleibst nit ewi alloan,
Gehst nit gleih af a groß Trum,
Sa moch ma s z erst kloan. —

Da Woldbruada hot
Fleißi bet't früa und spot;
Do besuachtn af oanmol
An olta Prolot.

„Nau, Bruada, wia gehts?"
Sogt da se, „und wia stehts?"
„Sa weit guat," sogt da Bruader,
„Oba oan Hagl häts.

Af d Nocht, in da Früa,
Wan ih Avemaria
Sul bein und singa,
Do trif ih d Stund nia!"

Da Prolot hörts und schreit:
„Mei Mensch, des wa gfeit!
Host kan Uhr, schof an Hon on,
Der kraht da die Zeit."

„Is eh wohr," so sogt
Drauf da Bruader und wogt
Af an Hon wos und woas hiaz
Won s nocht't und won s togt.

As steht nit long on,
Kimt er wieda, da Mon,
Ols Prolot in da Kutn,
Und frogt noch n Hon.

„Donk da Frog," sogt da Frum,
„Oba s Vieh lafft mar um
Draußt in Wold, daß ih fürcht, noh
Da Fuchs bringt mih drum."

Sogt der Onderi: „Na,
Du, do donkad ih ah,
Daß ih n Fuchsn mein Uhr
Liassad aufziachn, ha!

War nar ih in da Klaus,
Mir kam s Viah nit leicht aus.
Da Hon muas a Hen hobn,
Aft bleibt er scha z Haus."

„Und des is ah wohr,"
Sogt da Bruada, „he Nor,
Hiaz kaf ih a Hendl,
Aft hon ih a Por." —

Noch a Weil kimt der Olt
Wieder ausser in Wold,
Und findt dar in Klausna
Gonz wild und vagollt.

„Is noh klewer a Johr,
War s a bluatoanzigs Por,
Und hiaz bibazt und gogazt
A mächtigi Schor.

Und betn dabei,
Ba den Wuisln und Gschrei?
Seit d Heana do sein,
Is mei Gottlobn vabei!"

„Geh, bild da s nit ein!"
Sogt der Oan, „deaf nit sein,
Daß d as Gottlobn vasamast,
Weil d Heaner umschrein.

Vagunn dar a Mogd,
De da s hüat und vajogt
Wan s Dih go z viel schenirn und denk,
Ih hon da s gsogt."

Da Bruada moant frum:
„Des war eh nit sa dum"
Und nimmt eahm a Weibsbild,
A muatsaubers Trum. —

A Hen und a Hon,
Und aft denkt mar oan s schon,
Daß er nit go z long ausbleibt,
Da sebigi Mon.

Oba nit ols Prolot
Kimt er he va da Stodt,
Hiaz kimt er ols Teuxl
Und locht sih holb z todt.

Da Bruada sogts klor:
„I bin ah nit Dei Nor!"
— Führt d Heaner in d Schüssel
Und s Weib zan Oltor. —

Erklärung. Der Oan: der Andere, der Gewisse, der Teufel. da se: derselbe. Hagl: Haken. gfeit: gefehlt (bairischer Anklang). Hon: Hahn. klewer: kaum. bibazt und gogazt: pipst und gackert. Wuisln: Winseln. da sebigi: derselbe, der Gewisse.

Spaziergang mit dem Knaben.

Mit freudigem Schauern wirst Du gewahr: Dein Sohn ist in sein zehntes Lebensjahr getreten. Wie lange ist's denn her, daß Du selber noch so dastandest, so jung und schmächtig, schlank und voller Einfalt und voller Freude! Du bist ja ganz außer Dir, mein Freund, denn Du stehst leibhaftig vor Dir und noch dazu in Deinen heiligsten Tagen. Daß Gott so groß sein kann, so gut, seinem oft so ungeduldigen und zagenden Menschenkinde das zu geben!

Selbstverständlich hast Du in Deiner tollen Weltbesessenheit nur wenige Augenblicke der Gnade, da Du es siehst. Mein Gott, die Kinder! Die Sorgen, die Lasten, die Unruhe, die Bekümmernisse, die Noth mit ihnen, essen wollen sie, lernen sollen sie, Zucht brauchen sie, ach, und wäre das Alles überwunden, dann wird aus dem kleinen Kreuz erst ein großes. 's ist ein Elend. Freilich, wenn Du nur die Holzäpfel anbeißest, so wirst Du sagen: Was doch dies Jahr das Obst wieder sauer ist! — Meinst Du, alle Last, die Dir Deine Kinder bringen, ist umsonst von Dir verlangt? Ha, da kenne ich Leute, denen gibt Gott alle Jahr ein Kind, jedes gedeiht, und sie haben doch kein einziges. Affen haben sie, Engel, Rangen, Bälge — allerlei so räthselhafte Geschöpfe — aber kein Kind. Denn sie selbst sind vernünftige Leute, und weil die Jungen doch in der Regel den Alten nachgerathen sollen, so ärgert sie jede Unvernunft, und wäre solche zehnmal weiser, als ihre eigene Klugheit. Unsere Zeit braucht Männer! Wozu also Kinder! Wir sind kleinlich, ohne darum den Kleinen näher zu kommen, und kindisch, ohne kindlich zu sein. Heillos unstet jagen wir äußerem Gute nach und übersehen das ungemessene Heil, das in neuen Menschenfrühlingen um uns aufblüht.

Ich muß arbeiten, mein Kind! sagst Du, wenn es zu Dir heran will. Die Arbeit ist vollbracht, es naht sich wieder. Du mußt jetzt lernen, Kind! ist Dein Anweis. Arbeiten und lernen, wie tüchtig! Die Aufgabe ist vollendet. Jetzt gehe und mache Bewegung, junge Glieder müssen sich trollen! Am Abend kommt es endlich noch einmal. Aber jetzt lasse mich in Ruh', ich bin müde genug, und Du mach', daß Du in's Bett kommst. — So gehts heute, so geht's morgen. Am Sonntag! denkst Du. Am Sonntag entführt Dich ein Freund zu einer Landpartie, und Du mußt Dich ja doch auch erholen. So lernst Du es niemals kennen, oder es entfremdet sich Dir rasch. Du betrügst das Kind um den Vater und Dich um's Kind.

Vielleicht auch sind andere Zustände — der Menschen Schicksal ist weit und tief — die Dich von Deinem leiblichen Kinde geistig fern halten. Vielleicht hast Du einen Lebensgenossen, der die Unerschöpflichkeit eines treuen Herzens nicht kennt und sich benachtheilt wähnt, wenn Du etwas davon dem Kinde zuwendest. Oder Du bildest Dir's auch nur ein, daß es so sein könnte. Und um Herbes vom Kinde fern zu halten, hältst Du ihm das Milde fern.

Vielleicht ist es der sehr verständige Nachbar, dessen Grundsatz, man dürfe Kinder nicht verhätscheln (denn so mag er Deinen gütigen Verkehr mit ihnen wohl nennen), Du doch auch respectieren willst, weil Du ein gar so guter, rücksichtsvoller Mann bist. Kurz

Du verstümmelst Dich, indem Du einen Theil Deines eigenen Wesens von Dir trennst.

Wie muß Dir aber zu Muthe sein, wenn Dir ein schöner Sommermorgen Gelegenheit bringt, mit Deinem Kinde Hand in Hand in's schöne sonnige Land hinauszuwandern! Am Waldweg im Tannenschatten drückest Du's an Dein Herz, als hättest Du es lange nicht mehr gesehen, als wäret Ihr aus Fernen plötzlich zusammengekommen. Ja, Freund, man kann wie durch ein Weltmeer von einander getrennt sein, und doch unter e i n e m Dache wohnen. Versuche einmal das: sende Deinen Sohn nach Amerika und Du wirst im Herzen inniger mit ihm verbunden sein, als wenn Euch Wand an Wand nur eine sechs Zoll dicke Mauer scheidet, und es steht noch dazu die große Flügelthür offen.

Ich will es wohl auch nicht vergessen, wie nach ödem arbeitsschwerem Winter ich mit meinem neunjährigen Söhnlein hinausfuhr in's grünende Land. Ein kleiner hübscher Ort im Waldgelände war als Zuflucht erkoren. Und da hatte ich nun den Knaben und empfand es, daß ich ihn hatte.

Wenn ich ehrlich sein wollte, so müßte ich, da ich mir den Jungen wieder vergegenwärtigen will, sagen: er ist der schönste, gescheiteste und bravste Knabe auf der ganzen Welt. Erstens wäre das ein redliches Elternbekenntnis und zweitens würden es mir Alle, die selbst Kinder haben, ohnehin nicht glauben. Vor mir und ihm und aller Welt verantworten kann ich nur das, wenn ich sage: 's ist ein gutes Bürschel. Leider sehe ich's schon heute, er wird Keiner für die Welt. Er ist in seinem zehnten ein Kind mit drei Jahren und wird in seinem dreißigsten eines mit zehn sein. Ich, wie mein Vater, wir besitzen jeder an Einfalt ein gutes Theil, mein Junge wird davon mehr haben, als wir Beide zusammen. Das ist das Großvaters- und Vaterserbe mit Zinsen. Darum soll ich ihn bewahren, daß er nicht etwa auf einen Posten geräth, wo nur die Schlauheit und Abgefeimtheit was gilt. Darum soll ich ihn mit leichter Hand, denn einer schweren bedarf's bei dem nicht, nach einem Ziele leiten, wo das Höchste durch die Güte und Einfalt des Herzens erreicht wird. Ich höre den höhnischen Schrei der Welt, wenn ich gestehe, ich hätte nichts dagegen, daß er in einer entlegenen Gebirgsgegend ein Dorfpfarrer würde. Zumal, da für die Geistlichen ja wieder eine gute Zeit kommt, wenn ich schon der wahrhaft großen Mission uneingedenk bleiben will, der ein Priester mit den richtigen Eigenschaften heute und alle Tage gerecht werden kann.

Aber eben — und nun wird meine liebe Welt jubeln — diese Sache gab auf jenem kleinen Landaufenthalt zwischen mir und meinem Sohne die erste Meinungsverschiedenheit.

„Was magst Du denn eigentlich für Dein Leben werden, mein Sohn?“

„Ich werde, was Dir am meisten Freude macht, Vater.“

„Was meinst Du etwa zu einem Geistlichen?“

Da lächelte der Knirps vor sich hin, Geistlicher werden, das wäre just nicht seine Sache.

Das überraschte mich. Bei seiner kindlichen Frömmigkeit, bei seiner Vorliebe für kirchliche Begehungen, wie solche ja eine Eigenschaft so vieler Kinder ist, bei seiner Ehrfurcht vor dem Kaplan, der ihm selbst von jenem Kirchenlehrer erzählt, welcher, wenn er gleichzeitig einem Engel und einem Priester begegnen, er zuvörderst dem Priester seine Reverenz bezeigen würde; endlich die gewohnte Fügsamkeit des Knaben in meine Absichten, das Alles erwogen, hätte ich von meinem Sohne eine andere Entscheidung erwartet. Und welcher Knabe in solchen Jahren wollte n i ch t Priester werden!

Ich habe ihn sofort — des psychologischen Interesses voll — um den

Digitized by Google

Grund gefragt, warum das nicht seine Sache wäre? Er hat mir ihn auch nicht lange verhehlt, sondern mir offen gestanden, er wolle deshalb nicht gerne Priester werden, weil die Geistlichen nicht heiraten dürfen.

„Willst Du denn heiraten?“

„Ja, ich werde heiraten.“

Jetzt begann's mich zu packen. Jetzt öffnet sich ein neues Thor. Nicht ganz ohne Angst fragte ich ihn, ob er schon Jemand wisse, den er heiraten wolle?

„Ja,“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit.

Er kam auf seinen Schulwegen doch mit verschiedenen Leuten zusammen. Ob er mir nicht Namen nennen wolle?

Ich sollte einmal rathen. Eine Frau wäre es, die er heiraten werde.

„Nun?“

„Die Großmutter!“

Ueber diese Lösung war ich sichtlich befriedigt, obgleich ich ihm zu bedenken gab, daß die Großmutter doch vielleicht für ihn etwas zu alt sein könnte. Worauf er sich seine Schwester vorschlug. Ich meinte, daß derlei immer noch gute Weile hätte, was er auch zugab. Und somit waren wir mit diesen Dingen einstweilen fertig.

Bald hernach kamen wir zu einem sehr zierlichen Fichtenbäumchen, das ganz nahe am Wege stand und uns ordentlich schon zu erwarten schien. „Stehe nur da!“ redete es mein Knabe an, „wirst es sehen, wenn die Weihnacht kommt, nimmt Dich das Christkind und trägt Dich zu uns!“

Nun war eine unverhoffte Gelegenheit da, mir etwas vom Herzen zu thun. Lange hatte ich schon gedacht, es wäre mir unlieb, wenn er den wirklichen Sachverhalt in der Christbaumgeschichte von einem Fremden erfahren würde, und nicht von mir, so daß dann in seinem Vater die Absicht einer fortgesetzten Täuschung vorläge. Das war zu vermeiden. Er war in jenem Alter, dem man mit der offenen Mittheilung mehr zu geben, als zu nehmen glaubt, und so gestand ich ihm, wer eigentlich den Christbaum aufstellt.

Er antwortete nicht gleich, sondern begann mit seinem Stöcklein emsig die braunen Blätter des vorjährigen Buchenlaubes aus dem Wege zu streichen. Mir kam im Augenblick bei, als wäre ich zu weit gegangen und riß allsogleich das Kästlein auf, wo ich meine Weltweisheit drinnen habe — Wahrheit, Schalkheit, Schlauheit, Trugschlüsse — Alles durcheinander, und sagte: „Deshalb bleibt es aber doch immer noch richtig, wenn es heißt, daß das Christkind den Weihnachtsbaum stifte. Denn wer als das Christkind hat die Elternliebe erweckt? Wer sonst gibt den Eltern ein, wo sie den Baum nehmen, wie sie ihn aufstellen und schmücken sollen, und wer läßt den Baum wachsen? Das Christkind reicht die Gaben durch die Elternliebe!“

Der Junge strich mit allem Eifer das Laub hinaus und mir war, als hätte ich aus dem Munde seines gerötheten Gesichtes die Worte: „Ja, Gaben durch die Elternlüge“ vernommen.

Wenn das Kind unser Richter wird!

Da predigen wir ihm Wahrheit, Redlichkeit zu allen Stunden. Und dann kommen solche Dinge. Solche und andere, schwerere, gefährlichere! Und doch, ich bitte Euch, verschonet die Kleinen in idealen Sachen mit der nackten Vernunft. Legt ihr ein zierlich Mäntlein um, aber macht es klüger, als ich.

„Dann bleib' Du stehen!“ rief der Knabe mit dem Stocke schwenkend dem Fichtenbäumchen zu, nicht gereizt zwar und nicht verächtlich, aber kühl.

Ein anderesmal giengen wir am Rande eines Hohlweges hin. Unten am Wege war ein hohes hölzernes Kreuz gestanden; das hatte in der vorigen Nacht der Sturm am morschen Fuße des Stammes abgebrochen und nun lag es mit ausgespreiteten Armen an die Lehne hingeworfen. Jetzt kam des Weges ein altes Weiblein, welches uns,

die wir oben standen, nicht bemerkte. Als sie das hingeworfene Kreuzbild sah, stürzte sie auf dasselbe los und begann den Christus mit aller Hast und Zärtlichkeit zu küssen, die Füße, das Knie, die Brust, die Hände, das Haupt. Immer war er ihr zu hoch gewesen, aber jetzt hatte sie ihn, jetzt konnte sie ihn umarmen und herzen, der sonst nur mit Blicken und Gebeten erreichbar war. Mein Junge war entzückt über diesen Vorgang, über die gebührende Liebe, die dem Heiland hier zugewendet ward, über die Frömmigkeit der alten Frau.

Natürlich fühlte ich mich als weiser Erzieher, der auf die Gemüthsrichtung nach dieser Seite hin einzuwirken habe. Es wäre ja ganz hübsch das von der Frau, meinte ich, aber die rechte Frömmigkeit wäre es doch nicht. Die Mitmenschen lieben und ihnen Gutes thun, das wäre besser.

Hierauf antwortete der Knabe: „Wenn sie sehr arm ist, so kann sie halt den Mitmenschen nichts Gutes thun, und so abküssen läßt sich von Der auch Keiner."

Wenn Eltern auf eine Bemerkung des Kindes nichts zu sagen wissen, so pflegen sie ihm das Schweigen zu befehlen, soll's lassen, zu schwatzen über Dinge, die es nicht verstehe. Mir fehlte diesmals der Muth dazu und ich meinte — aber nur für mich selber — es wäre allerdings wahr, daß manche Leute gar keine andere Gelegenheit hätten, ihr Herz und ihre Liebe zu Gott auszuschütten, als daß sie sein Bildnis zärtlich verehren. Aber man müsse nur sehen, wie es so Eins sonst oft treibt: Stehlen nicht, das ist Sünde, aber Ohrenblasen; Gurgelabschneiden nicht, das ist Sünde, aber Ehrabschneiden.

„Ist der Papst der Höchste in der Religion?" wollte der Junge nun wissen.

„Wie kommst Du auf diese alberne Frage?"

„Wenn ich Papst wäre, ich wüßte was ich thäte. Ich thäte die Leute so lange bitten, sie sollen sich doch Alle recht lieb haben und keinen Krieg führen."

„Da hättest Du es wohl auch mit den Königen und Kaisern zu thun."

„Die wollte ich auch bitten, daß sie lauter gute Gesetze machten."

Wie das Alles so groß und einfach ist in einem Kinde! — Und wenn ringsum der grüne Wald ist mit seinen süßen Blüten und friedlichem Vogelgesang, da zittert Dir vielleicht das Tröpflein Weltbitternis außen über die Wange herab — und tief in Dir ist die selige Freude. —

Wer sich verirrt hat auf einen Boden, den er zeitlebens gehaßt, gefürchtet, gemieden hat; wer sich auf demselben eine „Rast" gegründet hat, die ihm dann der Sammelpunkt zahlloser Widerwärtigkeiten geworden, wer an solche Stätte geschmiedet ist mit der Macht der Sitte, der Gewohnheit und unseliger Weise oft auch mit dem Herzen, gleichsam wie Sebastian entblößt an den Baum gebunden, als unverrückbares Ziel für Pfeile des Uebermuthes, des Vorurtheiles, der Dummheit, der Bosheit und anderer Schützen, die nicht nach dem Schwarzen, sondern nach dem Rothen zielen und um so größere Lust haben, je empfindsamer das Herz ist, nach dem sie schießen: und er fühlt sich plötzlich wie durch einen Engel befreit, ferngerückt dem feindlichen Kreise und mitten im stillen Waldfrieden, allein mit seinem lieben sanften Kinde — wie mag ihm sein? Wer die Wunden nicht kennt, kann den Balsam nicht schätzen.

Oder wer vielleicht, wie ich, in der Welt eine Existenz gefunden hat und trotz seines von Natur dankbaren Gemüthes keine wirkliche Dankbarkeit dafür empfinden konnte, keine rechte Achtung für eine solche Welt, kein Vertrauen zu ihr, weil sie ihn in ihrem äußeren Prunk und ihrer inneren Hohlheit so sehr enttäuscht hat, wer gerade dort die wenigsten Menschen fand, wo die meisten beisammen sind, wer just

dort die tiefsten Abgründe sah, wo man die hochmüthigsten Ziele prahlerisch ausrief, wer endlich selbst in Gefahr lief, angesteckt zu werden von dem Eigennutz und der Falschheit und der Verweichlichung, und den Lüsten und der Trägheit und — der Verzweiflung: wie muß dem sein in der Waldnatur, mitten in der sachten, großen, wahren Entwickelung, Niemand bei ihm, als ein junges Menschenwesen voller Heiterkeit und Vertrauen! Als ob daraus unversehrt von Allem der Menschheit junges Herz von Neuem aufkeimte!

Wie das süß, wie das troſtreich ist!

Aus dem Knaben ist mein junger Freund geworden. Wir führen, stützen, ergötzen und belehren uns einander und ich ziehe dabei nicht den geringeren Theil. Nur allzu oft nahm ich wahr, wie arg ich zugerichtet war.

Eines Tages saß am Ausgange des Ortes, wo unser Weg vorbeiführte, ein alter Bettelmann. Ich gieng vorbei und gab ihm nichts. Mein Sohn befragte mich, an was ich denn so schwer denke, daß ich den Armen übersehen hätte?

„Ich habe ihn wohl gesehen," sagte ich, „ich wollte ihm nur nichts geben, weil hinter uns Leute gehen, die leicht hätten denken können, ich möchte mich mit dem Almosengeben vor ihren Augen schön machen. Man muß mit dem Wohlthun niemals vor den Leuten flunkern."

„Schade," antwortete der Junge, „wenn man flunkern dürfte, hätte der arme Mann auf ein Mittagsbrot was kriegen können. Aber schau' zurück, warum geben denn die nichts? Hinter ihnen geht ja Niemand mehr."

Eben deswegen. So haben wir, Jeder nach seiner Art, unsere lieben Tugenden. —

Ein andermal, als wir zusammen auf der Waldbank saßen, hielt der Knabe seine Hand vor's Gesicht und sagte: „Ich schäme mich immer, wenn ich d'ran denke."

„Woran und weshalb?"

„Daß ich gestern zornig gewesen bin."

„Du zornig? Davon weiß ich ja gar nichts."

„Ganz heimlich," gestand er mir, „morgens, wie Du zum Fenster hinausgeschaut hast, Vater. Ich habe beim Anziehen meine Halsbinde nicht können unter den Hemdkragen bringen. Darüber bin ich zornig worden und habe sie herabgesetzt. Ich werde es nicht mehr thun, Vater."

Auf das hin die Vermahnung und Belehrung über das Laster des Jähzornes, die er, indem er mich mit seinen großen Augen treuherzig anblickte, fast dankbar hinnahm. Jeder Fehler ist häßlich, aber das freimüthige Bekenntnis desselben ist liebenswürdig. Daß wir unsere Fehler zu verdecken und zu vertuschen suchen, sie gar nicht eingestehen wollen oder durch Fehler Anderer motivieren, das erst ist das Schlechte und Niedrige. Ich schätze den Menschen nicht nach dem, wie er er fehlt, sondern wie er sich darauf verhält. Nicht aus Scham wird geleugnet, sondern aus Stolz und Trotz. Sich selbst zu loben ist leicht wird aber niemals eine innere Befriedigung verursachen. Seine Schwächen und Fehler — fast Jeder kennt die seinen — offen zu gestehen, ist eine schwere, eine wirkliche That, deren nur ein Charakter fähig ist, oder ein Kind. —

Eines Tages bekannte mir mein Knabe, er wolle nicht mehr in's Wirthshaus gehen, wo wir zu speisen pflegten.

„Du willst nicht? Was soll das heißen?"

„Ich bitte Dich, Vater!" hauchte er bewegt und mit aufgehobenen Händen, „gehe Du, aber ich bleibe in unserem Zimmer, ich brauche nichts zu essen."

Ich drang in ihn nach dem Grund, ob ihm im Wirthshause was Unangenehmes passiert sei? Er wollte mit der Farbe lange nicht heraus, aber endlich gestand er mir's doch, daß im

Wirthshause am Ofentisch zwei Frauen säßen, die einmal auf ihn gedeutet und geflüstert hätten: „Das ist ein bildschöner Knabe!“ Seitdem schäme er sich so sehr, daß er lieber Hungers sterben wolle, als diesen Frauen noch einmal vor Augen zu treten.

Mir gab das zu denken, da der Junge sonst bei ähnlichen Anlässen resolut war. Hatte er doch dem Wirthe, der ihn anfangs mehrmals mit „junger Herr“ angesprochen, ganz ruhig die Aufklärung gegeben: „Ich bin kein junger Herr, ich bin noch ein Knabe.“ Warum nun war er nicht zu den Frauen hingetreten, um ihr Dafürhalten zu berichtigen. Schon das Kind hat's also, daß die Schönheit ein discreteres Ding ist, als irgend ein gestelzter Titel. Ob sich der Junge seiner Schönheit wirklich schämen würde — ich glaube es nicht. Sein Schämen, vermuthe ich, gieng nur die Frauen und ihre tactlose Bemerkung an. —

Als ich ihm dargethan hatte, daß Schönheit gerade keine Schande sei, wenigstens keine so große, daß sie mit dem Hungertode gesühnt werden müßte, ließ er sich bewegen, mit in die Wirthsstube zu treten, kehrte aber dem Ofentisch sorgfältig seinen Rücken zu.

Uebrigens machte der Junge gern mit aller Welt Bekanntschaft, und oft kommt er mir freudestrahlend zurück: „Jetzt habe ich wieder einen Freund gewonnen!“ Die Freude ist unbändig und er stellt seinen Mann. Einem alten Handwerker, über den er hörte, daß ihm die Gläubiger sein Haus wegnehmen wollten, trug er Geld an, eine Zehnermünze und noch zwei Kreuzer! In der Postsparcasse habe er noch viel mehr.

„O reicher junger Mensch!“ sagte der Alte wehmüthig, „Du kennst das Geld nicht und weißt nicht, daß Du ein goldenes Herz hast. —“

Eines Tages commandierte ich ihn auf einen Esel und ließ ihn einen steilen Berg hinanreiten. Nicht etwa, daß die Leute über uns ihre Bemerkungen gemacht hätten: der Alte gienge zu Fuß und den kräftigen Jungen ließe er reiten, oder nach einer Wandlung: der alte Faulpelz ließe sich's auf dem Thiere wohlgeschehen und das arme Kind müsse nebenher laufen u. s. w., bis wir auf unserm Rücken den Esel zu Berg getragen hätten — nein, was mein Kind anbelangt, da lasse ich die Leute schwatzen, da weiß ich ganz genau, was ich will. Einstweilen sitzt es auf dem Esel. Aber es ist ihm nicht besonders wohl dabei und endlich merke ich, daß der Knabe die Hand immer unter dem Sattel hat, als wollte er ihn emporheben.

„Was machst Du denn so?“

„Ich helfe dem armen Thiere mich zu tragen.“

Als ich ihm erklärt hatte, daß seine Art zu tragen nichts nütze, wollte er absteigen. „Denke Dir nur, Vater,“ sagte er, „wenn Du so auf allen Vieren den Berg hinaufmüßtest, und es säße Dir Einer auf dem Rücken!“

Schonung der Thiere kann man den Kindern nicht oft und eindringlich genug lehren, aber zu große Weichmuth in solchen Dingen darf man auch nicht aufkommen lassen.

„Dem Esel kommt das Tragen nicht schwerer an, als dem Holzhauer dort das Sägen, dem Bauer das Graben, als mir und Dir das Studieren. Jeder hat das Zeug zu dem, was er soll, oder vielmehr, er soll das, wozu er das Zeug hat. Hi an!“

Da der Knabe zu so großer Weichheit neigt, zu einer Selbstlosigkeit fast, mit der er den Kampf um's Dasein nicht bestehen würde, so sollte man ihm eigentlich geistige Douchebäder und kalte Abreibungen verordnen. Man sollte ihm sagen, wie gar elend es in der Welt eigentlich zugeht und daß die meisten Leute das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringt, nicht verdienen. — Das mag ein Anderer thun, ich bin kein Giftmischer. Ich sage ihm, daß er viel Unrecht wird leiden müssen, daß er wirklich unglücklich aber erst

werden kann, wenn er das Unrecht selber thut. Das Uebervortheilen und Schachern, das Hasten und Geizen, ich kann's ihm nicht lehren. Darum sagen sie auch: Der Mann gibt seinem Sohne keine praktische Erziehung, was wird aus diesem Jungen viel werden? —

Eine seltsame Stunde war's, als wir in der Waldschlucht saßen. In der Tiefe, die man aber vor lauter Haselnußgesträuche nicht sehen konnte, grollte der Wildbach. Neben uns standen alte Buchen und wir waren eingemauert und eingewölbt mit dichtem Buchengrün, das überaus lebendig war, denn während wir am Hange der Schlucht auf unserem Steine geschützt saßen, gieng da oben und unten ein heftiger Wind und es regten sich die Aeste, es fächelten die Zweige, es zitterte jegliches Blatt. Das war ein Rauschen und Säuseln überall, ein ungebundenes Leben, ein fast zorniger Aufruhr, und wenn ein Windstoß da unten das helle Gestrüpp ineinanderschlug, so konnte man wohl den schwarzen Tümpel oder das weiße Gischten im Abgrunde sehen. Unsere Wangen umfächelte kaum ein Hauch.

Als ich in die fast senkrechte Tiefe vor uns niederstarrte, muß ich etwas vor mich hingemurmelt haben, denn mein Knabe rief plötzlich; „So sollen wir doch zu ihm, Vater!"

„Zu wem?"

„Zu Gott."

„Wieso kommst Du jetzt auf das?"

„Weil Du gerade gesagt hast: »Jetzt hätten wir nur einen Schritt zu Gott.«"

Nach einer Weile versetzte ich: „Gott ist nicht in den Tiefen, er ist in den Höhen." Und blickte hinauf in's wogende Grün, durch welches zuweilen ein blaues Aeuglein des Himmels niederschimmerte. Es muß mir bei diesem Träumen fast das Hören und Sehen vergangen sein, der Knabe war auch still. Weiße Blüten eines Schlehenbaumes wehten nieder, die brachten mich wieder zu mir selbst. Als ich mich nach dem Knaben wendete, war sein Platz an meiner Seite — leer. Da giengs vom Herzen aus wie ein plötzlicher heißer Stich in alle Theile meines Körpers. Freilich kicherte jetzt der kleine Schelm hinter mir, als ich aufsprang. Ich bedurfte lange, um mich von dem furchtbaren Schrecke zu sammeln, dann riß ich den Knaben zornig an mich, floh mit ihm von dem unheimlichen Platz hinweg und erst am Waldessaum sank ich erschöpft nieder.

Ich hatte noch kein Wort gesagt, als der Knabe nun bitterlich zu schluchzen anfieng, mir um den Hals fiel, mich unter Weinen mit Küssen fast erstickte.

Ich schließe. Ewig kann's nicht so bleiben, aber wenn sie einmal auseinander müssen, diese zwei Herzen? Kehren wir zur Welt zurück, mein Kind, und üben wir uns im Leiden und im Scheiden. Hast Du gelernt ohne Zagen ertragen, so ist das ein weit größeres Stück, als wenn der Esel mit allen Vieren den Berg hinansteigt, und es sitzt ihm Einer auf dem Rücken.

Hi an!

Wie heute Berggemeinden untergehen.

Geschildert von Einem aus dem Gebirge.

In unserem Alpenlande gehen allmähliche Veränderungen vor, die eine rasch vorüberschreitende Generation kaum bemerkt; aber in hundert Jahren wird es hier ganz anders sein, als heute.

Das Bestreben der Menschen hat in diesen Bergen zwei Strömungen. Die eine ist, daß das städtische großgewerbliche Element mit seinem unersättlichen Eigennutze in die entlegenen Thäler dringt, sie bevölkert und momentan mit Wohlstand erfüllt, sie aber durch das Ausrotten der Wälder, die das Locomotiv davonführt oder die Esse verzehrt, sachte aber sicher zu einer Wüste macht. Die andere Strömung ist, daß durch die Verhältnisse der Zeit die Bergbewohner in ihrer althergebrachten Lebensweise gefährdet sind, daß sie theils von ihrem Stammplatze verdrängt, theils in die Ferne gelockt, ihre Hochthäler verlassen und dieselben gewissermaßen der Wildnis wieder zurückgeben, der die kleinen Aecker und Wiesen von den fleißigen Voreltern abgerungen worden waren.

So wie in entwaldeten Gebirgen die Gießbäche, von keinem Waldbestande aufgesogen oder gemäßigt, rasch zu Thale stürzen und dem großen Strome zustreben, so können sich in den halbverwüsteten und modernisierten Alpengegenden auch die Bewohner nicht mehr halten, sie verlassen ihren Boden und ihre Tradition und trachten den großen Menschenmassen zu, die in den fabriksreichen Thälern und städtereichen Ebenen um die Güter der Welt im Kampfe liegen. Die Unerfahrenen, Ungeübten! sie wollen auch mitthun und werden zumeist elendlich zertreten.

Es ist nicht gut so, aber es ist so. In vielen Theilen meines Vaterlandes geht dasselbe vor. Wie es sich aber eigentlich vollzieht, das habe ich Gelegenheit an meiner Heimatsgemeinde Alpel bei Krieglach zu erfahren.

Dieses Alpel liegt zwei Fußstunden von der Reichsstraße und Eisenbahn entfernt, die durch das Mürzthal ziehen. Es besteht aus zerstreuten Bauernhöfen, die auf mittelhohen, waldreichen Bergen und zwischen denselben in den „Gräben" herumstehen. Es ist heute durch ein paar gute Straßen mit dem Mürzthale und den Hintergegenden verbunden; vor Zeiten aber, als die Gemeinde blühte, war sie nur durch einen Saumweg zu erreichen, sie lag abgeschlossen und weltverloren drinnen zwischen den höheren wald- und almreichen Bergstöcken. Allerdings gieng damals an den Berglehnen ein urbarer und bewohnter Streifen, die Gemeinde Freßnitzgraben, von Alpel bis in's Mürzthal heraus, gegen das Pfarrdorf Krieglach, zu dessen Kirchspiel die beiden Gemeinden gehören.

Es ist nicht meine Absicht, hier zu den politischen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen der beiden Berggemeinden zurückzugreifen. Ich forsche nicht in die Vergangenheit, die sich ja bald in Nebel verliert. Eine slavische Vorzeit hat nur wenige Spuren zurückgelassen, der Name des Flüßchens Freßnitz ist lange schon in „Fresen" umgetauft worden.

Mir ist für's Erste nur wichtig zu sagen, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts auf dem kaum zwei Geviertmeilen weiten gebirgigen, kargen und steinigen Boden in etwa siebzig Häu-

fern circa fünfhundert Personen ihr Brot fanden. Heute sind in Alpel und Freßnitzgraben zusammen nicht über zwanzig bewohnte Häuser (die Holzknecht- und Köhlerhütten ausgenommen) und die Bevölkerung ist unter zweihundert Köpfe herabgesunken.

Das hat die neue Zeit gethan. Und die fortgezogen sind, um in anderen fruchtbareren, erwerbreicheren Gegenden ihre Existenz zu gründen? Sehr Wenigen davon ist es gelungen, auf neuem Boden Wurzel zu fassen; sie möchten zurückkehren in die Häuser ihrer Väter, aber wo dieselben gestanden, steht heute der Wald. Viele der Ausgewanderten sind spurlos vergangen.

Als sie in den Zehner- und Zwanziger-Jahren, den Zeiten des Mißwachses, Brot aus Strohmehl essen mußten, fand sich Keiner bewogen, sich in seines Vaters Wald den Wanderstab zu schneiden. In der Franzosenzeit, da die Steiermark niedergetreten war, konnten sie da oben ihre eigenen Herren sein und lebten freier, als sonst unter den Lasten der Hörigkeit. Die letzteren schienen hier im Gebirge mehr willkürlich als strenge gewesen sein. Auch die Krieglacher Pfarrherren sollen den Aelplern nicht selten den Zehent nachgesehen haben.

In den Dreißiger-Jahren standen in Alpel zweiundzwanzig stattliche Bauernhöfe, und gehörten fast zu jedem noch ein oder zwei „Gasthäuseln" (Ausgeding-, oder Pachthäuser, zumeist für Handwerker), die in der Nähe des Hofes oder auch in einem eigenen Ring von Grundstücken standen. Ferner hatten die meisten Höfe nebst ihren ausgedehnten Stallungen, Scheunen und Schoppen noch ihre eigenen Getreidemühlen, auch Holzsägen, Köhlerhütten, Sommerstadeln und Almhäuseln. Als Anfangs der Vierziger-Jahre mein Vater das Vatersgut übernahm, bestanden die Gebäude des Hofes aus dem großen Wohnhause, einem viereckig um den Hofraum stehenden Stallgebäude mit vierzehn Stallgelassen, den Scheunen, Heu- und Strohkammern, Streuhütten, aus zwei Wagenschoppen, einem Getreidekasten („Feldkasten"), einer zweigängigen Getreidemühle mit Leinölpresse, einer Köhlerhütte und zwei Gasthäuseln mit den dazugehörigen Nebengebäuden. Der Hof konnte fünfzehn bis zwanzig Personen beherbergen und ernähren.

Damals fieng man aber schon an, von den Gasthäuseln, wo deren zwei waren, das eine niederzureißen; die Handwerker und Gewerbsleute zogen sich, wenn möglich in Dörfer, es war keine allzulebhafte Nachfrage mehr nach den kleinen Pachtwirtschaften; und die zu den Häuseln gehörigen Gründe, die nicht niedergerissen werden konnten, die aber steuerbar waren, mußte der Eigenthümer selbe nun selbst bearbeiten und auszunützen suchen. Nicht lange, so fand auch Der, welcher nur ein solches Häusel besaß, daß es überflüssig sei; der Zins, den er gutenfalls dafür einnahm, deckte kaum die Erhaltungskosten; als Ausgedinghäusel fand es nicht Verwendung, weil es besser war, daß sich die Alten mit den Jungen im großen Hause friedlich miteinander vertrugen und die Wirthschaft beisammenblieb. Denn sie mußten auch noch immer mitsammen arbeiten; es fiengen die Dienstboten an, störrischer zu werden, als sie es in der alten patriarchalischen Zeit gewesen waren, und so verminderte man dieselben, wie man konnte.

Als in den Fünfziger-Jahren durch die Eröffnung der Bahn durch's Mürzthal die Welt aufgethan wurde, als aus gesegneten Gegenden das Korn billiger in's Land kam, wie man es da oben, stets von Mißjahren gefährdet, bauen konnte, fanden die höchstliegenden Höfe von Alpel, daß es besser sei, die Felder zu Wiese und Wald anwachsen zu lassen. Man züchtete Vieh, man verwertete den Wald zu Kohlen, Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen, die man in's Mürzthal führte. Bargeld kam in's Land; das Bargeld führte in's Wirthshaus, zum

Krämer, der allerlei Waren hatte, die man früher gar nicht gekannt, jetzt aber allmählich zum Bedürfnis wurden. Früher hatte der Alpel-Bauer Alles, was er aß und trank, womit er sich bekleidete und sein Haus baute, aus eigenem Grund und Boden zu ziehen gewußt, jetzt kaufte er's um Geld. Aber die Dinge standen nicht im Verhältnis, das Geld wurde zu wenig. Jetzt schlug er Wald, mehr als gut war, verkaufte Vieh, mehr als er entbehren konnte; im Hause fehlte die Milch und das nöthige Fett, auf den Feldern der Dünger. Die Lebensweise vertheuerte sich, die Steuern wuchsen, man machte, wenn es gieng, Schulden auf Rechnung der nächstjährigen Hafererernte. So wurde der Grund theils zu sehr ausgesogen, theils ließ man ihn verwildern. Der Bauer wurde verzagt: „Wer kauft mir mein Haus ab?"

Höchstliegenden Gründe und Höfe kamen zuerst d'ran, sie wurden verkauft an Eisengewerke und Großgrundbesitzer. Auf Feldern, Schlägen und Matten pflanzte der neue Grundherr stets jungen Fichtenwald, denn dieser verzinst sich heute zwar gar nicht, aber immer noch besser alldort, als die Feldwirtschaft. Die Gebäude wurden alsbald niedergerissen und verkohlt. Als ich, ein Knabe, mit meinem Vater bisweilen durch die Gegend strich, um unsere Ochsen zu suchen, die wir den Sommer auf die derart „abgekommenen" Bauerngründe zur Weide treiben durften, kamen wir oft zum Mauerwerke eines noch rauchgeschwärzten Feuerherdes, eines eingestürzten Kachelofens, an dem Hollundergebüsch und Nesseln wucherten. Und dann erklärte mein Vater: „Da ist das Brand-Mirtelhäusel gestanden. Die Leut' sind ausgestorben. Da ist der alte Graneggerhof gewesen. Der Granegger ist nach dem Verkauf noch eine Weile auf der Huben als Holzknecht gewesen, dann fortgezogen. Da, dieser Mauerbrocken ist noch ein Trum vom Tanzmeisterhof. Das ist ein schönes Haus gewesen. Ist um viel Geld verkauft worden, die Leute sind in's Mürzthal gezogen, dort verarmt und bald nacheinander gestorben." Aehnliches erzählte er vom Maßbauernhof, von der Fillnbaumhütte, vom Lendhäusel und Anderen.

Als ich später nach einer längeren Abwesenheit von der Fremde heimkam nach Alpel, sah ich manches Haus, in welchem ich als Kind aus- und eingegangen war oder als Handwerker gearbeitet hatte, grauenhaft still und und öde dastehen, in den Fenstern fehlte das Glas und auf dem Dache manche Schindel. Eine „Huben" war's geworden. Wieder in anderen Häusern, die auch schon verkauft waren, wohnte der frühere Eigenthümer mit seiner Familie noch als Pächter oder Waldaufseher. Aber seine Brotsorgen waren jetzt größer, als früher, er gieng im Mürzthal um, im Jackelland, in der Stanzergegend und suchte ein Haus zu kaufen. Aber um sein Geld kriegt er keines, die Häuser sind in besseren Gegenden theurer, als er geahnt hatte. Seine Ausgedingzeit im alten Hause, wo sie alle geboren, geht zu Ende, die Familie muß sich zerstreuen und Jedes für sich trachten, wo es einen Platz findet als Dienstbote, Hirte, Holzknecht, Kohlenbrenner oder Fabriksarbeiter.

Die Wohlhabenderen sind aber fest seßhaft, sie wollen ihr angestammtes oder schwer erworbenes Gut nicht hingeben, sondern ausharren und arbeiten mit Fleiß; ist es bisher gegangen, so wird's später auch noch gehen. Aber wie wird's? Der Nachbar zur Rechten hat verkauft, der Nachbar zur Linken ebenfalls. Er wird umgrenzt von jungem Waldwuchs. Die Leute sind angewiesen auf gegenseitige Nachbarschaft und Nachbarsleistungen; nun ist er abgeschlossen und allein; er bekommt für seinen einsamen „ödweiligen Ort" kaum Dienstboten mehr, die Wege und Stege, die er braucht, muß er sich allein erhalten, aus dem Walde bricht das Wild und frißt sein Kraut. So kann er nicht bestehen, muß ebenfalls

Haus und Grund verkaufen und noch froh sein, wenn er einen wohlwollenden Käufer findet. Dieser ist gewöhnlich Der, welcher früher die umliegenden Höfe gekauft hat.

Vor vierzig Jahren, da war's in Alpel munter und lebendig; Vieh hinter jedem Zaun, Menschen unter jedem Dach. Sang und Klang auf den Höhen, heitere Spiele an Samstagabenden auf den Grasangern der Höfe, aus deren Rauchfängen überall der bläuliche Duft des häuslichen Herdes stieg. Gesellig waren die Leute, redlich und anspruchslos; man hörte von keinem Streit und Wirtshaushandel, es gab nämlich kein Wirtshaus in Alpel; die Jugend war gesittet, das Alter heiter. Das Verhältnis zwischen Besitzer und Dienstboten war ganz familiär; sie arbeiteten Alle, um sich dann wieder mitsammen gütlich zu thun. Die Nahrung war gut, überaus reichlich und verhältnismäßig kostspielig, was wohl auch ein Mitgrund des späteren Unterganges geworden. Sonntags spannte man das Pferd an's Steirerwäglein und fuhr zur Kirche und im Thale hatte man Respect, wenn so ein Alpelbauer angezogen kam.

Wo es doch einen Verkommenden gab, den suchte man zu stützen, wo ein Kranker lag, dahin gieng man und tröstete, wo ein Unglück einriß, dort trachtete man zu helfen. Verhungert dürfte seit hundert Jahren Keiner sein in Alpel, außer Jener, der sich einst auf der Heugraben-Alm im Schnee verstieg und darin verschmachten mußte. Ein einziger Besitzer war, der einen Großbauernhof besaß, sich bisweilen als stolzer Großbauer geberdete, im Ganzen aber wohlthätigen Sinnes den Aermeren gerne beisprang mit Holz, Streu, Arbeitskraft, oder was eben vonnöthen war. Auch der verkaufte seinen Herrensitz im Gebirge, um sich im Thale ein Wirtshaus anzuschaffen, wo er mit den Seinen unbeholfen und unbeachtet etliche Jahre hinlebte, sich endlich selbst als der beste Gast stellte und in einem zerrütteten Hauswesen verdarb und starb. Aehnlich, wenn auch nicht so großartig war das Unglück bei Anderen. Erwarben sie sich im Thale irgend einen kleinen Grund, so wollten sie ihn in ihrer gewohnten Weise bearbeiten, und was man auf der Höhe gethan, das taugte selten in der Niederung. Einige entsagten sogleich der Freiheit und der freien Sonne, die ihnen auf den Bergen gelacht, sie giengen in ein Eisenwerk oder in irgend eine Fabrik, wo sich die an bessere Bewegung und Luft gewohnten Naturen vor der Zeit aufrieben. Einer oder der Andere war freilich, der sich's besser zu machen verstand, sich für den Kaufschilling von hundert Joch Berggrund in der Ebene zehn Joch erwarb, seinen neuen Nachbarn die Bearbeitung ablernte und sich dann wirklich viel behaglicher fühlte als Kleinbauer, denn oben, wo — wie er nun sagte — bei den verdorrten Steingräbeln der Sonnseiten oder auf den feuchten, frostigen Feldern der schattseitigen Hänge, das eine Jahr zu trocken war, das andere wieder zu naß, und fast keines recht. Will man doch auch die Erfahrung machen, daß in unseren Bergen die Winter immer länger, die Sommer kürzer und kälter würden.

Als in den Vierziger- und Fünfziger-Jahren die Alplerbauern so abzuspringen begannen, einer und der andere, der Wohlhabende freiwillig, der Arme gezwungen, da fieng es an, ungemüthlich zu werden. Das Gefühl der Angestammtheit und Zusammengehörigkeit, das sonst der Leute Kraft und Stolz gewesen, war erschüttert; die Verhältnisse des Erwerbes zum Bedarf, der Ausfuhr zur Einfuhr, der Staatspflichten zu den Rechten, der Steuern zu den Naturproducten hatten sich so sehr verschoben, es war im Kornbau kein Genügen, im Haferverkauf, in der Viehzucht keine Concurrenz möglich; überall der Kampf mit der Eisenbahn, die selbst zwar gar nichts erzeugte, aber Alles billiger in's Land

setzte. Der einzige Wald war am besten zu verwerten und das wußten die Bauern: eine Gemeinde, die ihre letzten Wälder niederschlagen muß, gibt sich selbst auf. So wurden die Aelpler verzagt, wirthschafteten gewissermaßen nur mehr an der Thürschwelle, alle Augenblick bereit, die heimatliche Scholle zu verlassen. Was Wunder, daß die Aelpler eine zweiclassige Schule, die man ihnen vor einigen Jahren von Gönnersseite kostenfrei gründen wollte, weil sie eine solche entbehrt, ablehnten. Sie hatten zur selben Zeit gerade noch vierzig schulpflichtige Kinder aufzuweisen, sie hätten die Schule also eigentlich nehmen müssen; um das zu vermeiden, hatten ein paar der Grundbesitzer ihre schulpflichtigen Knaben zu Verwandten in eine andere Gegend gegeben, jetzt waren nicht mehr Vierzig, jetzt konnten sie von der Schule verschont bleiben. So hatten sie in der Verarmung und den verschiedenen Bedrängnissen die Besonnenheit und Klugheit verloren, die sie sonst in so hohem Grade besessen; die Sittsamkeit und Schlichtheit wurde gefährdet durch Noth und Kummer und das immer stärker werdende Liebäugeln mit der weiten Welt, wo sie wohl weniger Plage, aber mehr Genuß sahen oder wähnten. „Nicht geschenkt möchte ich bei Euch ein Haus, wenn ich dort bleiben müßte," hörten sie sagen. Von den Burschen, welche als Soldaten auszogen, wollte keiner mehr nach Alpel zurück, denn es war ihm viel zu langweilig zwischen Wäldern und Bergen oder es war ihm die Arbeit zu schwer.

Heute sind in Alpel nur mehr acht selbständige Bauernhäuser. Die ganze schattseitige Gegend, der weitaus größere Theil, besteht aus „abgekommenen" Gründen, auf denen junger Wald wächst. Die „Huben" zerfallen, oder es wird dort und da eine als Jagd- oder Forsthaus hergerichtet, und fast wie zum Hohn schaut dann ein solches gut eingerichtetes „Herrenhaus" zu den noch kümmerlich bestehenden Höfen der jenseitigen Berglehne hinüber.

Heute ist Alpel fast von Wald und Wald eingeschlossen. Gegen Westen und Süden liegen die großen Waldcomplexe des Heugraben und des Teufelsstein, gegen Norden jene des Freßnitzgraben, der sich schon frühe angefangen zu entvölkern, und die Waldungen der Gemeinde Trabach, die sich eben auch schon zu entvölkern beginnt. Nur im Osten mit der Gemeinde Kathrein am Hauenstein ist Alpel heute noch in nachbarlicher Verbindung.

Zwei bis drei der gegenwärtig bestehenden Bauernhäuser in Alpel werden noch fallen, die anderen klammern sich mehr oder weniger an die Alpsteigstraße, welche, die sonnseitigen Berghänge von Alpel durchschneidend vom Mürzthal in's „Jackelland" führt, und haben dadurch mehrere Vortheile für ihren Bestand. Diese Höfe werden wohl etwas einsam dastehen und mit ihren kleinen Fenstern hinausschauen in das blauende Meer des Waldes, in welchem ihre ehemaligen Nachbarn spurlos untergegangen sind.

Es sind seinerzeit wohlwollende Stimmen laut geworden, diese Bergbauern möchten sich auf ihrem Boden festzuhalten suchen, ihren alten Gepflogenheiten treu bleiben; sie lebten zwar einfach, dürftig, aber als freie Menschen. Draußen in fremden Gegenden würden sie nicht Fuß zu fassen vermögen, würden ihre Selbständigkeit, ihre Existenz verlieren. Doch, was nützte der gute Rath, was ihr eigenes Wollen, sie mußten fort, so will es der Gang unserer gegenwärtigen Volkswirtschaft, die Hinterwäldler müssen fallen. Jene Männer, die den Bauern die Gründe mit anständigen Preisen bezahlten, sind noch ihre Wohlthäter geworden.

Für den in Alpel Gebornen, der einmal seinen entlegenen Heimatswinkel besucht, ist es eine wehmüthige Freude, wenn er dort jungen schönen Wald

und bald nichts mehr als Wald findet. Am rauschenden Fresenbach wird er dahinschreiten und nach Stellen forschen, wo einst lustig klappernde Mühlen gestanden; durch jungen Anwachs und an wenigen alten Beständen vorüber wird er an den Lehnen emporsteigen, an denen er vielleicht selbst einmal den Pflug geführt oder die Herden geweidet hat. Vor halb in die Erde gesunkenen und halb mit Buschwerk bewachsenen Steinhaufen mag er sinnend stehen bleiben und vergangener Zeiten gedenken, da an solcher Stelle Menschenlust und Leid gewaltet. Manches Haus in Alpel ist weit länger als ein Jahrhundert gestanden, und wann die Gründe gerodet, die Gemeinde gestiftet worden, es ist nirgends aufgeschrieben. Alten Sagen nach sind um die Zeit der ersten Türkeneinfälle die Häuser schon gestanden.

Es wird sich ja wieder ein neuer Kreis vollziehen. In die Hochwälder werden sich einst Holzer- und Köhlerfamilien einnisten, diese werden Gärtlein und Aeckerlein reuten. Der Menschenstrom, der heute an Hauptverkehrsstraßen, Fabriksorten und in Städten zusammenfließt, wird wieder in die entlegeneren Gegenden zurückgeworfen werden. Von großen Waldcomplexen werden sich die Unternehmenden Stück für Stück erwerben, werden sich ansiedeln, und wer zu Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts in Alpel oder anderswo nichts als den ernsten dämmernden Wald sehen wird, der könnte dort hundert Jahre später leichtlich wieder eine emsige, frohe Bauerncolonie finden.

Also wogt die Geschichte der Menschen und ihrer Berufs- und Wohnstätten in einer ehernen und ewigen Wage auf und nieder. Der Einzelne kann die eine Erscheinung bedauern, über die andere sich freuen — sonst vermag er hierin nichts.

Gott und Volk gehört zusammen.

Eurer Flüche Blitzesstrahlen
Schleuder' ich zurück auf Euch,
Foder' Rechenschaft von Allen,
Die gefährden Gottes Reich.
Pfaffen, die sich drängen zwischen
Gott und Menschheit, sie zu trennen,
Die hier fälschen und dort fischen,
Ihnen will ich Wahrheit nennen:
Gott und Volk gehört zusammen,
Heut' und alle Tage, Amen.

Und auch jene Pharisäer,
Die mit ihrem flachen Wissen
Spielen sich auf große Seher
Und den Himmel wollen schließen,
Die dem Volke frech vernichten
Seinen Gott und seine Seele —
Weltgeschichte wird sie richten
Und es zeigen grausig helle:
Gott und Volk gehört zusammen,
Heut' und alle Tage, Amen.

Hans Malser.

Warum soffen die alten Deutschen.

Eine academische Studie von P. K. Rosegger.

Die alten Deutschen tranken immer noch Eins, ehe sie giengen. — Das ist eine der ältesten Nachrichten, die wir über unsere Vorfahren besitzen. Sie tranken immer noch Eins. Auch Tacitus erwähnt es mehrmals, und in den alten Sprüchen, Handwerker- und Studentenliedern, in den Schriften der Mönche wird es unwiderleglich bestätigt: Sie tranken immer noch Eins. Ehrwürdige Urkunden erzählen uns, daß sie im Winter tranken, weil es kalt war, und im Sommer der Hitze wegen; daß sie des Morgens tranken, um munter zu werden, und des Abends, um guten Schlaf zu kriegen; daß sie tranken, wenn sie nüchtern waren, eines Räuschchens halber, und daß sie tranken, wenn sie voll waren, um nüchtern zu werden; daß sie Gesundheit tranken, bis sie krank wurden, und Gesundheit tranken, bis sie wieder genasen. Sie tranken immer noch Eins.

Von allen Anläßen zu trinken wird der Durst am seltensten erwähnt. Ihr Trinken hatte einen höheren Zweck, als diesen thierischen, und daraus erhellt, daß die Germanen schon frühe auf einer hohen Culturstufe gestanden sind.

Vor Kurzem ist in einer — selbstverständlich deutschen — Trinkgesellschaft die Frage aufgeworfen worden: Warum trinkt überhaupt der Mensch geistige Getränke? Ein Naseweiser war dabei, der rief vorlaut: „Weil sie ihm schmecken!" Traun, das war nicht deutsch gesprochen. Der Mensch trinkt geistige Getränke, weil er rauschig sein will. So behaupteten und bewiesen Alle Anderen, und das in vollem Ernste. Von der gebildeten Gesellschaft, in welcher der Vorlaute seine Theorie begründen wollte, wurde er alsbald zurückgedrängt, da trinkt Alles, um froh und heiter zu werden. Er setzte sich bei den Naturmenschen fest, bei den Bauern und Fuhrleuten und Schmieden und behauptete, die tränken wahrlich nur nach Durst und des Durstes wegen.

„Wasser vielleicht!" rief Einer von der Partei der „Räuschchentrinker". „Wein und Bier aber nicht, Branntwein am wenigsten. Oder wenn Du einem Durstigen Wasser und Wein zugleich vorsetzest, was wird er wählen? Den Durst würde das Wasser am sichersten stillen, aber er wählt den Wein, weil er wohl weiß, damit kommt ihm auch noch was Anderes zugute, ein leichtes Herz, ein froher Muth."

„Wenn er den Wein wählt," meinte der „Durstrinker", das heißt der Mann, der behauptet, man trinke nur des Durstes oder des Gutschmeckens wegen, „wenn er den Wein wählt, so thut er es, weil der Wein süß ist, oder sonst einen Geschmack hat, der seinem Gaumen zusagt. An die aus dem Trinken folgende Begeisterung wird von den Naturmenschen selten einer denken, wenn er instinctiv auch aus diesem Grunde den Spirituosen geneigt sein mag. Es müßte denn sein, daß er sich zu irgend etwas Muth trinken wolle, daß er aus Desperation trinkt, oder bei Kirchweihen, Hochzeitsfesten, wo es Räusche geben muß um jeden Preis, wo man sich schon durch fettes, überpfeffertes Frühstück einen künstlichen Durst schaffen will — das sind Ausnahmen; dazu gehört eben schon Reflexion und Raffinement. Aber im Allgemeinen trinkt der einfache und vernünftige Mensch,

weil er Durst hat oder weil das Getränke seiner Zunge schmeckt."

Ob der Bauer nach der Sonntagsmesse denn regelmäßig seinen Durst habe? fragten die Gegner, ob der Herr Pfarrer und der Schulmeister und der Amtmann denn jeden Abend zur gleichen Stunde ihren Durst hätten, daß sie sich im Krug versammelten? Ob nicht auch der Tabak und der Kaffee seiner narkotischen Wirkung wegen beliebt sei?

Denen stellte der Descendtrinker die Gewohnheitstrinker entgegen, deren beständiger Durst sprichwörtlich geworden sei. Beklagt sich doch der also Verkannte im Volkston:

„D Leut hobn mas für Uebel,
Daß ih trink Wein und Bia.
Redn ollaweil von Trinkn,
Von Durscht oba nia!"

Und ein anderes Standliedchen sagt:

„Da Wein ist für den guat,
Der n trinkn konn.
Der n nit trinkn konn,
Der wird rauschi davon."

Daraus ersehe man wohl am besten wie das Volk den Wein zu gebrauchen beabsichtigt, und daß es in der Eigenschaft des Weines, rauschig zu machen, einen Nachtheil erblickt. Es gäbe Leute, die den Abgrund sehen, welchem sie durch übermäßiges Trinken entgegen gehen, und die sich doch nicht aufhalten können. Sie haben die Erfahrungen, daß sie der Wein zanksüchtig, rauflustig macht, Prügel einträgt, vor's Criminal bringen kann, oder sie wissen, was Katzenjammer ist, ein Nachtlager im Straßengraben, sie richten mit dem Trinken ihr Haus, ihre Familie zu Grunde, und sie trinken doch. Sie erwarten vom Trinken nichts weniger als Frohsinn oder geistige Behaglichkeit, sondern erfahrungsgemäß zumeist das Gegentheil, und trinken doch, sie können's nicht lassen. Das ist eine Oednis im Magen, eine Appetitlosigkeit für's Essen, das ist eine Abspannung, eine Schaalheit und Sprödigkeit der Zunge, eine Trockenheit des Gaumens, ein Lechzen und Fiebern, ein inwendiger Brand, der so wenig, wie brennendes Oel mit Wasser gelöscht werden kann. Je mehr Einer trinkt, desto mehr ihn dürstet, sagt das Sprichwort. Gewöhnlichen Durst kann man's nicht nennen; aber es ist doch das physische Verlangen einer krankhaften Natur, der physische Durst nach Spirituosen, dem nicht zu widerstehen ist. Es ist eine Sache der Gewohnheit, ungefähr wie das Rauchen, das Kaffeetrinken oder der Genuß eines andern sinnenreizenden Mittels zur unbezähmbaren Gewohnheit werden kann. Ungesalzenes Brot ißt nicht Jeder gern, aber Niemandem wird's einfallen, darum Salz zum Brot zu geben, damit durch das Gewürz das Blut in rascheren Lauf komme und die Nerven angeregt würden. Das gesalzene Brot hat eben einen besseren Geschmack. Viele haben die Gewohnheit, zu ihren Fleisch- oder Mehlspeisen Wein zu trinken; der Wein ist ihnen eine Würze, es schmeckt das Essen besser und das Essen wieder macht den Wein gut. Es gibt ja genug Leute, die nicht trinken mögen, wenn sie nichts „dazu beißen" können. Das gleicht sich gegenseitig als Nahrungsmittel aus. „Wer trinkt ohne Durst und ißt ohne Hunger, der stirbt desto junger." Allerdings ist gelegentlich ein Gläschen über den Durst nicht ausgenommen, wenn eine gewisse rosige Stimmung schon vorhanden, doch nicht sowohl in der Absicht, sich in eine rosige Stimmung zu versetzen.

Derlei Argumente brachte der Descendtrinker noch manche vor, doch die Gegner sagten: Derlei nenne der Deutsche nicht trinken! Wer nicht wisse, was trinken sei, der müsse sich nur einmal unsere Studentenschaft ansehen. Die geht nicht in den Commers, bloß um Nachtmahl zu essen und ihren Durst zu löschen. Wahrlich nicht! Mancher freie Bursche ist dabei, den noch von

gestern herein gewisses Grauen beschleicht, wenn er an's Bier denkt, aber er muß trinken, viel trinken! und damit an dem Gaumen der bittere Kelch rasch vorüberziehe, werden die Humpen mit möglichster Vehemenz in die Gurgel entleert. Sie rufen die Begeisterung für die Freiheit, für die Einigkeit, für das deutsche Vaterland. Das ist das deutsche Trinken. Es haben also die „Räuschchentrinker" Recht behalten. Ob sie überall Recht hätten, das steht dahin — aber in deutschen Landen sicher.

Der Dursttrinker warf nichts mehr zu seiner Vertheidigung ein, sondern sagte, wenn es so wäre, wie die Gegner meinten, so müsse er sich schämen, in einer Gesellschaft Wein oder Bier zu trinken, es sei eine Geringschätzung der geistigen Mittel seiner Genossen, die ihn nicht anzuregen und nicht zu erheitern verstünden und es sei das Einbekenntnis der eigenen natürlichen Unzulänglichkeit.

Das ist es auch in der That! gaben die Anderen bei. Und hierauf kamen sie auf den Gegenstand, warum die alten Deutschen tranken.

Das germanische Blut hat um ein paar Percente zu wenig Feuer. Es rollt dick und schwerfällig, träge, phlegmatisch. Da gehört noch etwas hinein, was erwärmt, dadurch den Saft verdünnt, rascher durch die Adern jagt und eine regere Wirksamkeit des Gehirnes erzeugt. Der Deutsche muß erst sein Gläschen getrunken haben, bis er so leichtlebig und aufgeweckt ist, als der Romane im nüchternen Zustande. Wer hätte es nicht schon an sich selbst bemerkt, daß er sich behaglicher und besser fühlt, wenn er einen guten Tropfen gekostet hat! Er entdeckt nicht allein seinen Geist und Witz, sondern auch sein Herz, er springt mit Leichtigkeit über Klippen hinweg, die ihm sonst so viele Scrupel und Sorgen gemacht, er faßt kühne Pläne, die Welt erscheint ihm sonnig, die Menschen sind ihm liebenswerth, er freut sich an ihrem Glücke, er hat Mitleid mit den Armen und ist zur Hilfe bereit — er ist mit einem Wort ein gesünderer, glücklicherer, besserer Mensch. Ja er weint über das Unglück Anderer, weil er dieser Andere zu sein glaubt. Er vergißt sich selber. Es ist auch vorgekommen, daß sich Herr und Diener betrunken zusammen in ein Bett gelegt hatten. „Johann, es liegt Jemand bei mir!" rief der Herr. „Bei mir auch, Euer Gnaden!" „Schmeiß' den Kerl hinaus!" Und Johann hat seinen Herrn aus dem Bette geworfen. — Das ist der gute Deutsche. Aber es ist nicht ganz so seine Natur, wie bei den glücklichgebornen Romanen, es ist — das Räuschchen.

Denken wir uns die alten Deutschen in ihrer schwerfälligen Ungeschlachtheit. Das Bedürfnis nach Geselligkeit war besonders in den Kriegen, wo sie zusammenstehen mußten, erwacht, so saßen sie auch bei ihren Mahlzeiten zusammen und schauten brummig d'rein und wußten nichts zu machen. Jetzt war der Meth, das Bier, später der Wein. Jetzt wurden sie munter und gesellig, jetzt deuchten sie sich so schlau wie die Römer und waren so gesprächig wie die Gallier, jetzt sangen sie, jetzt koseten sie, jetzt waren sie die übermüthigsten, lustigsten Kumpane. Jetzt fiel ihnen allerhand ein; sie waren nicht allein mehr weise, sie waren auch geistreich, sie waren nicht allein mehr stark, sie waren behendig. Ihre Augen und ihre Wangen leuchteten und in solchem Widerscheine leuchteten die dunklen Wälder und trüben Nebel Germaniens wie das Sonnengold jenseits der Alpen. Jetzt waren sie schön, stark, groß, glücklich — Alles, Alles! — Das Räuschchen war's.

Da sie sahen, sie wären nicht minder, als die Römer, machten sie, was jene thaten. Aber der Geist verflog, es war wieder nur die Schwerfälligkeit da, die Trägheit und Gleichgiltigkeit, das alte schläferige Wesen ohne Schwung — der immerdar knurrende

deutsche Bär, den allerlei fliegendes und hüpfendes Gethier neckend umschwirrte und der, wenn er sich langsam drehte, um ein's zu erschnappen, sich selbst in den Schweif biß.

Aber das merkten sie doch, daß es nicht gut wäre so! Daß sie neben den schlauen, rührsamen Nachbarn mit solchen Eigenschaften nicht obenauf kommen würden! Daher mußten sie sich künstlich beleben — mußten trinken. Waren sie im Rathe, so tranken sie; waren sie im Werke, so tranken sie; vor der Arbeit, daß sie gelinge, nach der Arbeit, weil sie gelungen war. Sie tranken im Kriege, da siegten sie; sie tranken in der Werkstatt, da wurden ihre Erzeugnisse tüchtig und fein. Sie tranken zur Hochzeit, da wurden sie galant, sie tranken zum Taufschmaus, da sahen sie rosige Zukunft; sie tranken beim Todtenmahl, da wurden sie weich, um zu weinen. Der Knabe trank und gewann sein Liebchen, der Dichter trank und erfand ein Lied, der Pfaff trank und malte in glühender Predigt Himmel und Hölle. Sogar die Landschaft stimmten sie um, denn sie tranken, bis die ernsten Urwälder fielen auf den Höhen und die grauen Nebel vergiengen auf den Ebenen. Sie tranken, bis die Burgen entstanden auf den Felsen und die Städte in den Thälern. Sie tranken sich die Donau zu eigen und den Rhein. Sie tranken sich in die tiefste Erniedrigung hinein, sie tranken sich zur politischen Höhe empor, aber sie tranken immer noch Ein's.

In deutschen Landen wuchs — wie es hieß — zu viel Wein für die Messen und zu wenig für die Mühlen, also gerade genug zum Trinken. Dieser nationalen Aufgabe sind sie derart nachgekommen, daß selten ein Deutscher, wenn er in's Wasser fiel, ertrinken konnte, weil der Wein, den er in sich hatte, kein Wasser mehr hineinließ. In Nürnberg fuhr alle Nacht ein Polizeiwäglein umher, so eine Art Sammelwagen, welcher die Betrunkenen auflas und nach Hause förderte. Sehr beklagten sich die Bader, daß bei den Aderlässen das Eisen nicht durchschlagen wolle, denn die Adern hätten alle Weinsteinkrusten. Diese Krusten müßten aufgeweicht werden, meinten sie, und tranken immer noch Eins. Nur jener Schneider, als er so viel getrunken hatte, daß er seine Frau doppelt vor sich stehen sah, hat aufgehört — trank Kein's mehr.

Daß in den ersten Zeiten die gewaltigen Hörner der Auerochsen zu klein waren und kein Krug groß genug, wer wollt's leugnen! Ein großer Sack ist schwer zu füllen. Sie haben nicht allein ihre Lieder und Sprichwörter für's Trinken aufgebracht, sie wollten die ganze Sprache dazu einrichten; so flößten sie ihren Kindern Ehrfurcht ein, so liebten sie den Irregewordenen klaren Wein einzuschenken, einem Widersacher bei Gelegenheit ordentlich einzutränken; die Ungeduldigen schlugen dem Fasse den Boden aus, dem Uebelthäter wurde endlich das Maß voll, die Glücklichen waren vor Liebe trunken, wonneberauscht. Und da sie schon einmal im Sprachverbessern: Was Wunder, wenn ihnen schließlich für die wirkliche Sache das Wörtlein „trinken“ zu zahm geworden!

Trinken, das kann auch der durstige Vogel aus der Nußschale, auch das neugeborne Kindlein. Es mußte ein kräftigerer Ausdruck geschaffen werden, und sie haben ein Wort erfunden, so rund und bauchig wie ein Faß, und dessen Vollklang nichts zu wünschen übrig läßt. Wir dürfen schon aus Pietät für unsere Vorfahren das herrliche Wort nicht vergessen, obzwar wir es heute nur noch ausnahmsweise gebrauchen können, denn unser liebes deutsches Blut ist durch das fortwährende Stoßen und Voranschieben glatter geworden, ist beweglicher, bisweilen ein wenig schlüpfrig sogar, und rollt leichter durch die Adern. Aber trinken müssen wir immer noch, entweder schärfer oder leichter.

Nichts fehlt dem deutschen Land, um so schön wie Italien zu sein, als das Räuschchen. Nichts fehlt den Deutschen, um so vergeistigt wie die Franzosen zu sein, als das Räuschchen. Aber sie dürfen es nicht auslöschen lassen, es ist das heilige Opferfeuer, das täglich sein Oel braucht; es ist das Wagenrad, das täglich eingefettet werden muß; es ist die Mühle, die ihr Naß bedarf Tag für Tag, um zu klappern und zu mahlen, mit einem Wort, es sind die Deutschen, die sich aus Traum und Trägheit herausgetrunken haben, die ihre Concurrenz mit den leichtblütigeren Nachbarn nur bestehen, ihre weltgeschichtliche Bedeutung nur behaupten können, wenn sie trinken.

Und darum trinken sie immer noch Eins.

Großmütterchens Tugend.

Eine erotische Studie von Luise Lecher.

> „Ach, hätt' ich doch nur wieder
> Den Arm, so voll und rund,
> Die jugendfrischen Glieder
> Und manch' verlor'ne Stund'."
>
> Beranger.

Nicht bloß die französische Matrone, auch das germanische Großmütterchen singt gerne das Lied von den verlorenen Stunden; allein deutscher Art und Sitte gemäß äußert sich dies verspätete Bedauern mehr in allgemein gehaltenen Klagen um die entschwundenen Freuden der Liebe, denn um die einzelnen Specialfälle der versäumten Gelegenheiten. Was ist die christliche Legendendichtung, die doch gewiß ein Erkleckliches an phantastischer Ueberschwenglichkeit zu Tage gefördert, gegen die Mythengebilde, welche in dem Hirne der alternden Schönen von Jahrzehent zu Jahrzehent ihre Wuchertriebe üppiger entfalten?

Erinnerung verklärt, aber sie entstellt auch zuweilen und übertreibt fast immer.

Großmütterchens Jugenderinnerungen! Wie fromm-gläubig, wie neugierig gespannt horcht das kaum flügge gewordene, lebens- und liebessüchtige weibliche Enkelvolk der wunderlichen Mär von den angeblich verlorenen Stunden. Natürlich war Großmütterchen schön, sehr schön, umso schöner, je verwitterter und runzeliger ihr Antlitz jetzo in die Welt guckt. Wer beweist das Gegentheil? Derer sind nicht mehr viele, welche mit ihr jung gewesen, und das scheußliche Oelbild mit den verzeichneten Armen und der entstellenden Frisur, das ein Erzpfuscher von Maler gesündiget, das kann doch nie und nimmer Zeugnis ablegen. Wo lebt wohl die Greisin auf weitem Erdenrund, die frischweg zugäbe, in der Jugend für häßlich und reizlos gegolten zu haben? Und da alle Schönheit von jeher den mannigfachsten Angriffen und Versuchungen preisgegeben ist, so wimmelt es in dem Liede von den verlorenen Stunden von Anbetern aller Arten. Demuthsvoll schwingt der Schüchterne in verzückter Anbetung das Weihrauchfaß, tückisch-schlau spannt der Rücksichtslose seine Netze. Bei Frauen, die wirklich anziehend gewesen, erfreut sich das Weihrauchfaß größerer Beliebtheit; bei solchen, denen es erst nach dem fünfzigsten Jahre halbwegs möglich wird, sich in die Sage ehemaliger Reize hineinzudichten, ist die Tugendfalle mehr im Schwange. Selbstverständlich wirkt die Abwehr umso rühmlicher, je

energischer der Angriff gewesen, was Wunder, wenn Großmütterchens Tugend nach Jahr und Tag in hellster Glorie strahlt.

Schade, denkt die Enkelin, jetzt scheinen die Männer viel prosaischer und minder wagelüstern. Warum gibt es heutzutage so wenig sterblich Verliebter? Sind wir weniger hübsch oder weniger tugendsam, als es unsere Großmütter waren?

Gemach, ein Vierteljahrhundert später wird die widerwillig Alternde Großmütterchens Uebertreibungen durchschauen, aber beileibe nicht ausschwatzen, nach einem halben auf eigene Rechnung ähnliche Mythengewächse pflegen und ausbilden.

Indessen bemüht sich die frivole Jugend redlich, nach den angedeuteten Fußstapfen der Ahnfrau auszulugen und Gelegenheiten zu suchen, bei denen die Tugend der Enkelkinder jener der Großmutter nachzueifern vermöchte. Aber, wie gesagt, es fehlt heutzutage jene Romantik der Empfindung, jener Schwung der Seelen, jener hohe Styl des Entgegenkommens: mit einem Worte das zauberhaft Unbestimmte des Mythos. Alle versuchten und mehr oder minder unschuldigen Liebesepisoden in dem Leben eines wohlerzogenen Fräuleins führen zu so gänzlich andern Endergebnissen, als die herzzerreißend rührenden Abenteuer des Großmütterchens.

Man wohnt einem jungen Manne gegenüber; sothaner Jüngling beehrt ab und zu sein vis-à-vis mit einem zärtlichen Blick; allein vergebens ist man bemüht, jene sengende Glut, jene lodernde Leidenschaft in den Augen des Nachbars zu entdecken, wie sie nach Großmütterchens Erzählungen in ähnlicher Lage unvermeidlich waren. Doch was nicht ist, kann werden, denkt die minnigliche Maid und bemüht sich nach bestem Vermögen, die Blicke des vielleicht allzu Schüchternen zu erwiedern. Drüben scheint das Spiel zu gefallen und es entfaltet sich wochenlang, besonders an langweiligen Regensonntagen ein lebhaftes Kreuzfeuer. Doch bald genügt diese stumme Augensprache nicht mehr, man nimmt die Hände zu Hilfe. Er wird kühn und drückt die seine an das Herz; eine bedeutungsvolle Geste, sie kehrt in Großmütterchens Berichten oft wieder, aber die tugendbeflissene Enkeltochter winkt mit allen zehn ausgespreizten Fingern und beleidigter Miene eine Verneinung. Er scheint aber heute außer Rand und Band vor eitel Liebesglut, er wagt es einen, zwei, drei Küsse hinüber zu werfen und sie macht ungeheuere, doch vergebliche Anstrengungen nicht mehr hinzusehen.

So das erste Capitel des Romanes, ganz ähnlich hat es beim Großmütterchen auch angefangen; nun aber soll es, der Tradition nach, erst recht losgehen. Damals — vor fünfzig Jahren nämlich — damals wohnte sie in einer engen, finstern Straße, bei einer harten, strengen Tante. Draußen blaute der Himmel, dufteten die Rosen und sangen die Vögel; aber sie konnte nicht hinaus in den lieblich prangenden Lenz.

„Nicht ein Vöglein, das mich tröstet,
Nicht ein Blümchen, das mir blüht —"

So sang es halblaut in die laue Abenddämmerung hinaus und drüben antwortete ihr Seufzer um Seufzer. O, es waren entzückende Maiennächte in dem dumpfen Gäßchen, unwiederbringlich süße, einzige, aber leider auf ewig verlorene Wonnestunden einer zartgehegten, poesiedurchwürzten Leidenschaft. Und am andern Morgen, was geschah? Wie antwortete der galante Jüngling auf das Sehnsuchtslied nach Blumen und Vögeln? Beim ersten Sonnenstrahl, der schräg auf die rußgeschwärzten Dächer fiel, da that er seine Fensterflügel breitspurig auf und zwischen denselben grüßte es in heller Frühlingspracht herüber. Da leuchteten rothe Centifolien auf dem dunklen Grün des Epheus, da dufteten Veilchen zwischen üppigem Schling=

gewächs und exotische Gräser, über das Gesims herabhängend, schienen der Schönsten der Schönen drüben zu huldigen.

Und eine Nachtigall sang in ihrem zierlichen Käfig das ewige Lied der Sehnsucht und eine Wachtel schlug keck dazwischen, als wolle sie Philomelens Schwermuth zum Trotz die Lust und Freuden des Lebens preisen. Woher der unternehmende Jüngling in Frist weniger Nachtstunden die ganze Pracht hergenommen, darnach frägt Großmütterchen, heute nach fünfzig Jahren, nicht weiter; genug, daß Rosen und Nachtigallen noch in der Phantasie der Greisin leben und sie an dieselben glaubt.

„Aber die Geschichte ist nicht zu Ende, kann nicht zu Ende sein," fragt das Enkelkind; „was geschah dann?"

„Dann — ja dann? Ach es ist schon so lange, gar so lange her, mein Gedächtnis verwirrt sich zuweilen —" Und sie fährt mit den zittrigen, knöchernen Fingern über die gefurchte Stirn. Sie sinnt und sinnt, sie hat Zeit ihres Lebens so vielerlei Romane und Novellen gelesen und Erlebtes und Gelesenes in ihrem Gedächtnisse zusammengeworfen, sie wird eine passende Antwort finden. „Dann, dann kam es traurig. Ich mußte fort auf's Land zu andern Verwandten; dort lernte ich Euren Großvater kennen und der arme, unglückliche Jüngling — —"

„Nun, Du hast ihn wiedergesehen?"

„Nie, niemals wieder. Er nahm sich mein Verschwinden zu Herzen, ward lungensüchtig und starb. Ich erfuhr es nach Jahren von einer Freundin. So treu, so rein, so aufopfernd hat mich Keiner geliebt, wie er."

Und die Enkeltochter senkt das Köpfchen und träumt; Rosen und Nachtigallen ziehen durch ihr schwärmendes Gemüth als unvermeidlicher Hintergrund wahrer Liebe.

Am nächsten Morgen geht sie zufällig ohne Schutz auf der Straße. Der junge Mann, der gegenüber wohnt, tritt ihr entgegen, grüßt freundlich und bietet seine Begleitung an. Er ist ungelenk, sehr befangen und wie es scheint, wenig geübt in der Rolle, die er gerne spielen möchte; aber auch ihre kurzen Repliken fallen anders aus als sie beabsichtigt; sie wollte gerne recht schnippisch-abweisend und doch leise provocierend sein und fühlt mit Beschämung, sie sei nur ungeschickt grob. Sie gedenkt der seufzerdurchtränkten Zaubernächte vor fünfzig Jahren und fühlt sich vor diesem zu täppisch aufdringlichen Menschen abgekühlt, enttäuscht, beleidigt fast. Sie wird allfort einsilbiger, er scheuer und man ist endlich beiderseits zufrieden, vor den beiden Hausthoren passend Abschied nehmen zu können.

„Ist der dumm!" denkt sie.

„Ist das ein Gänschen!" meint er.

Eine Woche lang vermeidet er es fürderhin an's Fenster zu treten; unnütze Vorsicht, drüben bleiben die Gardinen dicht herabgezogen und nach einem Monat kennt man sich nicht mehr, wenn man einander begegnet. Aber nach einigen Decennien dürfte aus diesem tristen Abenteuer ein Märchen geworden sein, worin der Held ob seiner unerwiederten Liebe an gebrochenem Herzen starb.

Aus dem jungen Mädchen wird eine alternde Frau; dieser gegenüber tritt in den Perioden der ersten Mythenansätze zumeist der gefährliche Hausfreund als heimlicher Anbeter in seine Rechte. Er späht die Stunden aus, in denen der Gatte nicht daheim ist, er wirft indiscrete Blicke durch die offengebliebene Thüre des Schlafzimmers, er küßt die Kinder und sieht dabei die Mutter an, er erlaubt sich kleine Vertraulichkeiten; lauter schlaue Mittel Terrain zu gewinnen und die arglose Unschuld zu umgarnen. Aber dabei bleibt es auch thatsächlich und das wäre doch zu wenig, um in der Erinnerung künftiger Zeiten Figur zu machen. Keine nächtlichen Serenaden,

keine Strickleiter, kein einsames Landhaus, in das man sein Opfer lockt, keine Entführung mit Extrapost (um wie viel bequemer und grandioser nähme sich solche Entführung derzeit mit Extrazug aus), keine compromittierenden Briefpackete, kein Rencontre mit dem beleidigten Eheherrn, kein Duell, kein Selbstmord! Das hochgradigste Tugendbewußtsein muß allgemach erschlaffen, wenn nicht die kleinste, unscheinbarste Gefahr in Sicht. Vergebens spielt man sich ein wenig auf die Emancipierte, auf den Freigeist und die Materialistin, man besucht Concerte, ja selbst Theater ohne Begleitung, Alles umsonst, nicht ein einziger unverschämter Ueberfall, nicht eine Attaque, die irgendwie tragisch zu nehmen wäre. Wo bleibt die Legion von Zudringlichen, welche die Großmutter verfolgten, anglotzten, anseufzten, ansangen, sobald sie es unvorsichtiger Weise wagte, den Fuß allein auf die Straße zu setzen? Man langweilt sich jahraus, jahrein, einer artigen Begegnung gewärtig, auf den verschiedenen schattigen oder freien, lauschigen oder sonnigen Plätzchen des Stadtparkes. Wohl besetzt ab und zu ein alter oder junger, magerer oder corpulenter, eleganter oder schäbiger Spaziergänger die andere Ecke der Bank, allein es entwickelt sich nichts. Auf der einen Seite wird geraucht, auf der andern gestrickt, auf beiden gegähnt. Und kommt es einmal zu dem Anfange eines Romanes, so ist das Ende wenig erbaulich und es braucht der ganzen Routine der unbefriedigsten Matrone und der ganzen Eitelkeit der lüsternen Evatochter, sich die Geschichte in halbwegs schmeichelhafter Weise zurechtzulegen. So lernt man einmal einen Herrn kennen, der mit Vorliebe die Nachbarschaft Madames aufzusuchen scheint; erst entspinnt sich, durch die ab- und zulaufenden Kinder vermittelt, ein Gespräch über allgemeine Dinge, welches jedoch von Fall zu Fall vertraulicher, herzlicher, intimer wird. Er erweist sich als gemüthvoller Mensch, als geistreicher Kopf, als angenehmer Plauderer; sie entzückt ihn, wie sie meint, durch Witz und Scharfsinn, kurzum: Madame's Tugend wittert Kampf und Gefahr. Und sie naht, naht rascher als man geglaubt. Gelegentlich der Erwähnung eines kleinen Bildes, welches auf einer der letztern Ausstellungen vor den Augen Madames Gnade gefunden und das der interessante neue Freund so glücklich war bei der Verlosung zu gewinnen, macht er den Vorschlag, man möge ihn mit einem Besuche beehren, um das Gemälde zu sehen. Er wohne zwar ziemlich entfernt vom Centrum der Stadt, aber der Weg sei angenehm, die Lage des Hauses einsam, inmitten eines kleinen Parkes, oh und es würde ihn so unendliches Vergnügen bereiten, seiner gnädigen Freundin auch noch einige andere Kunstschätze zu zeigen 2c.

Mit einem Gemisch von Grauen und geschmeichelter Eitelkeit nimmt man diesen offenbar zweideutigen Vorschlag an und trachtet so unbefangen wie möglich zu lächeln, um darzuthun, man habe nicht verstanden. Doch man hat verstanden, vollkommen verstanden, und schwelgt bereits zum voraus in einem ganz neuartigen, eigenthümlich prickelnden Hochgefühle. Mit der Gefahr kokettieren, eine brennende Neugierde nach dem Brimborium solcher sträflicher Liaisons befriedigen, den Frechling mit allem Stolze beleidigter Weiblichkeit in die gebührenden Schranken zurückweisen, dem allzu gleichgiltig und sorglos gewordenen Gatten haarklein Bericht erstatten von den unerhörten Nachstellungen, denen sein hübsches Weibchen ausgesetzt ist — dies die Genüsse, welche das Abenteuer verspricht.

Aber es soll anders, ganz anders kommen. Schwarz gekleidet, dicht verschleiert, trotz des heißen Sommernachmittages, steht die unternehmungslustige Schöne vor der bezeichneten Hausthüre und setzt mit pochendem

Herzen die Glocke in Bewegung. In sämmtlichen französischen Romanen, ebenso wie in den Erzählungen des Großmütterchens ist es immer der Liebhaber, der zu öffnen kommt. Hier ist es ein älterer Diener mit discreter Miene. Wie fatal, wie leichtsinnig, was wird der Mensch von solchem Damenbesuche denken. Und doch ist es eigentlich besser so; er kann etwa Zeugenschaft ablegen bei dem beabsichtigten sittlich entrüsteten Abgang, den man plant.

„Ich komme wegen eines Bildes," fühlt man sich berufen mit mühsam erhaltener Fassung zu stammeln.

„Bitte hier einzutreten."

Noch ist es Zeit, noch könnte man unter irgend einem Vorwande zurück; doch nein, vorwärts, jetzt gilt es die Rolle unbefangen zu Ende zu spielen, will man nicht eingestehen, man wisse mehr als eine anständige Frau zugeben darf, will sie ihren Rückzug mit Aplomb vollführen.

Der discrete Diener hat die Salonthüre geöffnet:

„Die gnädige Frau wird sogleich erscheinen."

„Die gnä— — die gnädige Frau. Er ist — — Sie sind also verheirathet?"

Sie ruft es unüberlegt, fast beleidigt, dem eintretenden Hausherrn entgegen.

Der erwidert mit wahrhaft kindlich zu nennendem Staunen: „Aber, meine verehrte Frau, wie hätte ich es sonst gewagt, Sie hieher zu bitten? Ich glaubte, Sie setzten das doch als bestimmt voraus."

Wie viele Jahrzehente werden nöthig sein, diese rettende und doch höchst unzeitgemäße Ehefrau in den Staub der Vergessenheit zu begraben? In welcher Form wird das einsam stehende Haus und dessen interessanter Bewohner in der Phantasie des Zukunftsgroßmütterchens auftreten? Jedenfalls möchten wir all' jenen fürwitzigen Mägdelein, welche ihr Näschen in diese Zeilen gesteckt, den Rath ertheilen, sich trotz ihres, durch gerechte Zweifel angekränkelten Glaubens, den Legenden der alten Dame gegenüber nicht allzu skeptisch zu zeigen und hiedurch dem guten Großmütterchen die Freude an der mythendurchflochtenen Erinnerung ihrer verlorenen Stunden zu verleiden.

Kleine Laube.

Der Ameisler.

Ein Bildchen aus dem Walde.

Wer in den Wald geht, der kommt selten leer zurück. Zerrt er schon keinen Baumstamm hinter sich her, so hat er doch ein frisches Stöcklein in der Hand; schleppt er schon keine Reisigfuhr, so trägt er doch ein grünes Zweiglein am Hute; hat er schon keinen Korb mit Wildobst bei sich, so doch ein Sträußlein duftiger Beeren; und trägt er schon kein erlegtes Wildpret, so krabbeln doch an seinem Leib Käfer und Ameisen auf und nieder.

Freilich nimmt der Mensch — der famose Erfinder des Wörtleins „Gerechtigkeit" — Alles mit Gewalt und ohne etwas dafür zu geben. Ich wüßte auch nicht, was der Wald von ihm brauchen könnte, als etwa Ruhe, die er eben nicht gibt. Die Holzschläger, die Reisigschneidler, die Streukrauer, die Pechschaber, all' diese und andere seiner „Freunde" sind ihm gefährlicher, als sein Todfeind, der Borkenkäfer.

Doch der Waldparasiten gibt es auch noch andere, die ihn indirect schädigen, da sie ihm seine Beschützer verderben. Einst war der Bär und der Wolf des Waldes Beschützer, heute sind es weit unscheinbarere und harmlosere Wesen, die im Kleinen unermüdlich und allüberall arbeiten, um den Wald von den schädlichen Insecten zu befreien. Freilich hat der Wald nur ganz zufällig davon den Vortheil, denn sie thun es nur aus Eigennutz, sowie auch sie selbst wieder dem Eigennutze Anderer, Stärkerer zum Opfer fallen.

Da kannst Du im Walde einem sonderbaren Mann begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann sein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken; aber über diesem Bündel und an all' seinen Gliedern, von der beflickten Beschuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Hast zahllose Ameisen auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angst und wissen sich keinen Rath in der fremden, wandelnden Gegend, in die sie gerathen.

Der Mann ist ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameisen, die Ameiseneier, zu sammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er sammelt auch die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, um solche als den in der Bauernschaft beliebten Waldrauch, der in den Häusern besonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu den bekannten kirchlichen Zwecken zu verwerten.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildschützen erschrickt er nicht, aber dem Förster weicht er aus. Endlich findet er einen Ameisenhaufen, er ist zumeist an einen halbvermoderten Baumstock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeschichtet aus dürren Zweiglein und Splitterchen, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er ist über und über lebendig und die unzähligen schwarzen oder braunen Thierlein rieseln

beständig durcheinander hin und wieder, zu den tausend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Last auf sich oder eine solche suchend; Andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emsigkeit herrsche und nirgends gestört werde. Die Einen tragen ihre Puppen in's Freie, daß sie von der Sonne erwärmt werden; die Anderen fangen Blattläuse ein oder Goldkäfer, die sie als ihre Melkkühe zu verwerten wissen. Die Puppen jedoch nähren sie mit eigenem Safte. Der Verrichtungen sind tausenderlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangensten Straßen die dürren Baumnadeln und Holzstückchen klein beißen. Trotzdem sind die Wege und Stege just nicht die glattesten und bequemsten, eines der Thiere steigt über das andere und wird dann selber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen sie zu tausenden und kehren mit Baumateriale, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll aber guten Muthes zurück. Die innere Ordnung und den mustergiltigen Haushalt der Ameisen können wir zufällig Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunstvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag und nur wenn der Abend naht oder bei Regen oder Gewitterschwüle ziehen sie sich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo sie sorgfältig die Puppen bergen. Bloß Einzelne steigen langsam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Ueber diese Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum der Mann in die Nähe kommt — sie riechen ihn, bevor sie ihn sehen — gerathen die Ameisen in eine größere Hast, sie laufen wirr durcheinander, überstürzen sich, purzeln eine über die andere hin, ergreifen Nadeln, Körner, um sie wieder fallen zu lassen. Anstatt sich in ihre Löcher zu verkriechen, eilt Alles aus denselben hervor, so daß die Oberfläche des Haufens ganz schwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entsteht, wobei die wenigen Besonnenen die große Masse nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt seine Hände noch mit Terpentin oder einem andern Oel ein, damit sie gegen die Ameisensäure gestählt sind; dann erfaßt er seine Schaufel und reißt den seit Jahren mit unsäglichem Fleiße kunstvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Thierchen spritzen noch wehrhaft ihre scharfen Säfte gegen den Feind; aber nun, in dem Greuel und Schreck der Zerstörung, wo Diese unter den Trümmern begraben sind, Andere dem grellen Tage bloßgelegt, Andere verstümmelt, erdrückt — denken sie an nichts mehr, als an ihre Kinder, die Puppen! Jede stürzt sich auf eine Puppe, um sie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wissen sie, sind sie nicht sicher, also fort, hinaus in's Freie, in den Wald. Aber der Ameisler sputet sich, denn auch er will die Puppen, und bevor diese verschleppt sind, thut er seinen Leinwandsack auf und stopft und kraut und scharrt den ganzen Ameisenhaufen mit Allem, was d'rum und d'ran ist, in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert gewesen, wohl an fünfundzwanzigtausend Puppen mag er in sich geborgen haben — ein hoffnungsvolles Geschlecht und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieser bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achsel und indem er über und über voll von Ameisen ist, eilt er mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu thun. Und findet er wieder einen Haufen, so macht er's wie mit dem ersten und die Ameisen, große und kleine, schwarze und braune, sammt ihren Puppen, sammt dem Nadelgefilze ihres Baues, sammt ihren Harzkörnern und Vorrathskammern kommen zusammen in den Sack, bis er voll ist.

Wir beschreiben den Jammer der Gefangenschaft nicht. Wir können vergleichsweise nur sagen: Wie wäre den Menschen zu Muthe, wenn sie mitsammt ihrer Stadt und Allem, was d'rin ist, in einen großen Sack gesteckt würden! Die Ameisen sind weit unseliger d'ran,

sie bleiben lebendig! Allvergebens ist ihr Kämpfen um die Freiheit, in der Verzweiflung Wuth fassen sie sich gegenseitig an, wie es bei großem Unglück ja auch die Menschen machen und sich gegenseitig die Schuld geben. Die kleine rothe Ameise ist die wildeste, sobald sie einsieht, all' ihr Mühen um die Freiheit wäre umsonst, fällt sie die Genossinnen an und erwürgt sie mit ihren Zangen. Eine gräßliche Meuterei entwickelt sich zwischen den verschiedenen Gattungen von Ameisen; in ihrer Raserei morden sie sich hin ohne Plan und Zweck, ein Beweis, daß auch das Thier in seinem Wahnsinne so thierisch werden kann als der Mensch.

Der Ameisler sucht nun einen geschützten, sonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Rasen ein großes weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er den Sack und schüttet den ganzen Inhalt desselben mitten auf das Tuch. Einstweilen hat hernach der Ameisler nichts zu thun, er kann sich in den Schatten des nahen Waldsaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappsack holen, auch Moschbeerbranntwein, wenn er welchen mit hat, mag sich hernach eine Pfeife anzünden und guten Muthes sein; die Ameisen sind von ihrer ärgsten Qual erlöst. Diese nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die sie noch immer bedroht, sie eilen, laufen, rennen, um sich zu orientieren; sie kommen an den Rand, wo das grünne Blattwerk ist, das heimelt sie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken sie, rasch kehren sie zurück, jede zu einer Puppe, um sie aus dem Trümmerwerk in's Grüne zu tragen. Da sucht nicht erst jede lang nach dem eigenen Kinde, jede nimmt das nächste; die große Ameise die Puppe der kleinen, während die kleine schwer an jener der großen schleppt. Da ist alle Feindseligkeit vergessen und die Mörderin sucht das Ei der Gemordeten zu retten.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen“ der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie unermüdlich aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk ist, so daß die Thiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und in Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den aufgehäuften gelblichweißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu thun.

Viele Ameisler, die das Geschäft im Großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann mitsammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen“ an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameisen im Wirrsal des zerstörten Haufens keine Puppe mehr, so laufen sie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Rasen und fort. Von all' ihrer Arbeit und Habe besitzen sie jetzt nichts mehr. Arm bis auf's Blut thun sie sich zusammen und gründen wieder kleine Familien und diese thun sich zusammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen alsogleich den Bau eines neuen Haufens. gottlob, wenn der Winter noch fern ist, so können sie noch einmal fertig werden. Und gottlob, wenn er nahe ist, dann haben sie Feierabend und vergessen im Winterschlafe der Drangsal, die sie heimgesucht hatte, bis nach leid- und freudloser Ruhe in der Maiensonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, so macht er sich an den todten Wust, der auf dem Tuche zurückgeblieben ist; aus diesem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt sonach mit doppelter Beute in sein Dorf zurück, um im nächsten Jahre die Gegend wieder

abzugehen, was etwa die Ameisen neuerdings beisammen hätten.

Ich habe solchem Treiben, besonders dem „Auslaufen" oft zugeschaut, weil die Meinung geht, daß der erquickende Wohlduft, der sich beim Ausschütten der Säcke verbreitet, kräftigend für die Brust wirken soll. Zwar hat mir die Brutalität nicht immer wohlgethan, mit welcher der Mensch die fleißigen Thierlein beraubt; doch, Du lieber Gott! wohin käme man mit solcher Sentimentalität auf dieser Welt, wo es der Mensch mit dem Menschen nicht besser treibt, wenn er die Macht hat. Hingegen wohl hat's mir gethan, das Hinauseilen der befreiten Wesen in die sonnige Welt zu betrachten und ihren Muth, mit dem sie neuerdings arbeitsfroh an's Werk gehen, nimmer verzagend, so lange der himmlische Tag ist über den Wäldern.

Gegenwärtig ist ist vielen Gegenden unseres Landes das Ameiseln verboten. Man hat den Nutzen, den diese Thierchen für die Waldcultur haben, schätzen gelernt. Wenn der Forstmann sonst besorgt gewesen war um seine Bäume, da die Ameisen den Stamm auf- und niederrieselten, so freut er sich jetzt darüber, denn er weiß, daß die Ameisen nach den Larven anderer Insecten Jagd machen, die dem Baume gefährlicher sind, als sie. Die Ameisen sind Fleischfresser, während dem Walde nur die pflanzenfressenden Thiere gefährlich werden, und um so gefährlicher, je kleiner sie sind, je weniger sie von den Menschen verfolgt und ausgerottet werden können.

Doch, was nützt das Verbot! Wie die Gemsen und Hirschen ihre Wilderer haben, so haben sie auch die Ameisen. Es sind Jahre, da man stundenlang in unseren Fichtenwäldern wandern kann, ohne einen Ameisenhaufen zu finden, umsomehr Raupennester anderer Insecten, Mücken und Käfer aller Art.

Der Ameisler betreibt nebst dem Sammeln von Ameiseneiern und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge, er sammelt Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken absetzt; versteht sich auf das Bereiten von Branntwein aus Wachholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwertet; grast von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an lecker-lüsterne Sommerfrischler verkauft; geht bisweilen sogar im „Pechern" um und weiß überall zu ernten, ohne gesäet zu haben, ja ohne Grund und Boden zu besitzen. — Das hat eine Maßregel zur Folge gehabt, die wieder zu weit geht.

Waldbesitzer haben mitunter der lieben Ordnung wegen all' ihre Waldfrüchte schon im Vorhinein an zumeist fremde, städtische Unternehmer verpachtet, sie haben mit gewissem Vorbehalt des Waldes Heilkräuter verpachtet und die Ameisen, das Harz und die Pilze, die Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren. Die Pächter haben ihre Polizei aufgestellt und das arme Weib mit ihren Kindern darf in solchen Gegenden nicht mehr in den Wald gehen, um Beeren und Schwämme zu sammeln. So sind auch diese wildwachsenden und bisher unbesteuerten Güter scharf nach volkswirtschaftlichem Principe in die Nutzung einbezogen worden.

Wir meinen, man müsse dem Pecher und dem Ameisler strenge auf die Finger sehen, aber im Walde das Eigenthumsrecht allzuscharf auszunützen, das gefällt uns nicht. Einen ganz kleinen Vorbehalt hat sich Gott doch gemacht, als er diese Güter vertheilte: Daß ich im Waldschatten den Kindern und Armen ein Tischlein decke, das bleibt mein eigener Wille.

Standliedeln aus Kärnten.

Mitgetheilt von V. Schüttelkopf.

Aus dem Melnitzthale.

Immer lustig.

Die Hosen is gflickt,
Rock und Leible sein zrissn,
Aber kreuzfidel lusti
Und s Geld außi gschmissn.

Unverbesserlich.

In der Luttrie hon i gwunnen,
Hon ollszom verputzt;
Nacher hon i reich görbt,
Hat a nix genutzt.

Leeres Reden.

Wie oft hast schon gsagt,
Daß D in's Kloster werst gehn,
Wanns im Ernst drauf ankimmt,
Laßt es gwiß wieder stehn.

Entweder — oder.

Van Pfarrer seiner Köchin
Is was nit recht:
Macht das sei Segn
Oder sei Knecht?!

Früher.

Uebers Bergle geat er,
Van Fensterlan steat er;
Kimmt sonst koaner dazua
Is a lustiger Bua.

Jetzt.

Da sitzt er und loant er,
Wann ihn neamt siaht, woant er,
Hat nirgends a Rua,
Is a trauriger Bua.

Unzufrieden.

Weits Wegle, gfahrlichs Stegle,
Zletzt a schmals Bett,
Kane Wadel, viel Tadel,
Das mag i net.

Der lustige Bua.

Kann bergsteign, kann singan,
Kanns Gerstle verthan;
Van Arbaten bin i hussa,
Ba der Nacht nia daham.

Der traurige Bua.

Hat nia ghalsn, nia gjuchazt,
Nia glanzt und nia glacht,
Den hamt se ba Lebzeit
Sein Grabstan schon gmacht.

Stoßgebet.

O heiliger Floriani,
Hab Erbarmnis mit mir;
Geh lösch mir mei Liab aus,
Wia danket i Dir!

Friasacher Liadlan.

Nur bequem.

Nach Dobritsch, nach Zeltscha,
Nach Kreiping is zweit,
War in Friasa a Saubre,
Was hätt i für Freud!

Schatzgraben.

Im roathn Thurn
Liegt a Schatz,
Hab wölln grabn,
I woaß n Platz,
Da siah i a Diandle,
So ganz nach mein Sinn,
Der Schatz is nit ghobn,
Das Herzle is hin.

Die Wankelmüthige.

Heut liabst mi, morgn nit mehr,
Bist a rabnfalsches Kind,
Wia der Brunn aufn Stadtplatz,
Der bloß immeramal springt.

Unglück.

Viel Diandlan san z Friasa,
Gar sauber und fein,
Aber das is a Unglück,
Nit ane is mein.

In der Höll'.

Aufn Berg is mei Diandle,
Hintern Höllgrabn drin,
Drum gloßnt mir s Herzle
Wann i ba ihr bin.

Aus der Höll'.

Das Diandle hab i gheirat,
In der Höll is sie z Haus,
Es geht schon nit anders,
Hab den Teufel im Haus.

Vergebliches Mühen.

Van Grabn is sie gstandn,
Van Grabn hat sie gfischt,
Is a stoanalte Jungfer,
Hat gar nix derwischt.

Selbstmordgedanken.

Ba der Bruckn bin i gstandn,
Hab gwartet auf Di —
Hab in Grabn wölln springn,
Aber z kalt is s, moan i.

Stimmen über Hochzeitsreisende.

„O diese Hochzeitsreisenden! Sie haben zweifellos schon mit einem sommerlichen Schnellzuge eine größere Fahrt irgendwohin unternommen und es ist in Ihrem Coupé ein junges Paar untergebracht worden, welches sich zuerst in unbewachten, dann auch in bewachten Augenblicken an den Händen zu fassen trachtete, leise sprach, einen erstaunlichen Vorrath von funkelnagelneuen Ledersächelchen mit sich führte und bei hereinbrechender Dunkelheit über die ganze Reisegesellschaft den Lampenschirm verhängte. Die Gegenwart der beiden Leute hat Sie in hohem Maße geniert, Sie haben mit Ihren Mitreisenden verständnisinnige Blicke gewechselt, und wenn Sie in engerer Gemeinschaft reisten, Ihrem Begleiter oder Ihrer Begleiterin nach kurzer Erwägung all' dieser kleinen Symptome mit verhaltenem Grimme die Diagnose zugeflüstert: „Hochzeitsreisende!" — Dann haben Sie, ein nervöser Mensch, in ostentativer Weise ein anderes Coupé bezogen oder aber Sie sind in Anbetracht ihres vortrefflichen Nervensystems sitzen geblieben und über einer passenden Lecture eingeschlafen. Aber Ihr Schlummer war unruhig und von einem blauen Reiseschleier und zärtlichen Augensternen getrübt, Ihre Träume wurden von ineinander geschlossenen Händen gekreuzt und ein seltsames, schmatzartiges Geräusch schlug mehrmals an Ihr Ohr. Sie fuhren plötzlich auf und blickten auf schamübergossene verwirrte Gesichter, welche ihrerseits die landschaftlichen Schönheiten, an denen man vorüberflog, auf das Eingehendste zu studieren schienen. „Du lieber Gott!" murmelten Sie erzürnt, „wenn der selige Jonathan Swift noch am Leben wäre, er würde sich zweifellos — wie einst ein etwas unbesonnener Sittenprediger ausrief — vor Grimm und Wuth im Grabe umdrehen, daß die schönen Anstandsregeln, welche er in seinen „letter to a young lady" jung verheirateten Leuten vorgeschrieben, in den Kreisen moderner Hochzeitsreisender so wenig Beherzigung finden. Da ertrage ich ja noch," so setzten Sie Ihren trübseligen Coupémonolog fort, „weit lieber alles andere Ungemach, welches einem vereinsamten Junggesellen auf seinen Eisenbahnwegen zu begegnen pflegt, als dieses ewige verstohlene, für den Zuschauer unheimliche Gehaben: Handinhandsitzen, stundenlang Einander-Anstarren, Wispern, dann Stillsein, Handtaschenöffnen, Gemeinsames-Reisehandbuchlesen, nebst allen jenen etcaeteris, welche die „schönste" aller menschlichen Leidenschaften, die Liebe, mit erfinderischer Grausamkeit zur Qual der Mitreisenden aussinnt. Gewiß, dem Herrn will ich freudig Abbitte leisten, der fortwährend aus seinen diversen Taschen ißt und dabei furchtbar mit der Zunge schnalzt; die Dame, deren Schachteln und sonstiges Handgepäck mir, sobald der Train sich in Bewegung setzt, regelmäßig auf den Kopf zu fallen pflegten, mag meiner Verzeihung gewiß sein; der reisende Knabe, der mit den Füßen scharrt und mit dem Munde allerlei Kurzweil treibt, sowie die Greisin, welche mit Regenschirm und Compotgläsern meine Gesundheit bedroht, ich will ihnen glückselig zulächeln. Ja selbst den Reisegefährten, die fortwährend ihre Taschenrequisiten inspicieren, jeden Moment Neu-Arrangements ihres Reisegepäcks treffen, auf die Füße treten, schnarchen, alle Augenblicke sich räuspern, ausspucken, oder bei jeder Station aus dem Coupé springen, ihnen Allen will ich, wenn es nothwendig ist, Bruderschaft zutrinken . . . aber den Hochzeitsreisenden, diesen doppelzüngigen Störern der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, sei Krieg geschworen, ewige Fehde! Ich will sie in den Hinterhalt der langweiligsten Gespräche locken. Ich werde aus simulierten Schläfchen plötzlich auffahren, strafende Blicke auf sie heften, jede ihrer Bewegungen mit ungetheilter Aufmerksamkeit verfolgen, den anderen Coupégenossen haarsträubende Geschichten von ehelichem Unfrieden, Ehebruch und gerichtlichen Scheidungen erzählen. Ich will das Glück ihrer Tage stören, die Ruhe ihrer Nächte

untergraben, wie sie es mir gethan! O, diese Hochzeitsreisenden!"

Diesen Klageschrei, der vor Kurzem in einem Zeitungsblatte zu lesen war, hat ein liebreiches Schulmeisterherz aus Niederösterreich sehr ernst genommen und uns folgende Entgegnung eingeschickt:

„Warum denn? Ich kenne nichts Harmloseres, Anmuthigeres, die Prosa einer Eisenbahnfahrt Verklärenderes, als ein junges Paar auf der Hochzeitsreise. Wozu das Jammergeschrei von wegen einem Paar glücklicher Menschen? Was können die jungen Leute dafür, daß Euch die Zähne wässern nach ihren Vergnügungen! Geht mir weg, Ihr Neidhammel! Seht Euch dasselbe Paar nach vierzehn Tagen an, wenn es etwa auf der Rückreise ist, vielleicht schmollt es schon; seht es nach etlichen Jahren an, wenn sie bishin überhaupt noch miteinander fahren: er scherzt mit der hübschen Nachbarin, sie kokettiert mit einem munteren Officier des Nebencupés. Vielleicht gefällt Euch das besser, besonders wenn Ihr die Nachbarin seid oder der Officier. Aber das werdet Ihr nicht sein, denn Ihr seid alte Sauerrampfer, Brummbären, Giftpilze, Neidhammel! Einem jungen Paare den kurzen Himmel nicht zu gönnen! Wenn die Hochzeitsreise nicht wäre, möchte Einer dann noch heiraten heutzutage? Und gibt es sonst je eine Zeit im menschlichen Leben, da Venedig und Florenz so schön wäre, als auf der Hochzeitsreise? O Italien, Italien, Du schönes Land in der Maiensonne der Liebe! — Wozu reiset Ihr? Bestenfalls zum Vergnügen, weshalb sollen es sie nicht? Ihr reiset nach Punkten, wo die Welt am schönsten ist, warum sollen es sie nicht? Ihr reiset vielleicht in Kaffee, Zucker, Wolle, warum sollen sie nicht in Liebe reisen? Ei geht, verhüllt Euer Angesicht, verkriecht Euch unter die Sitzplätze, Ihr mit Eurer versauerten Seele, mit Eurem durch Cigarrendampf geräucherten Herzen, seid nicht wert dem seligen Zweigespan der Liebe in's Antlitz zu schauen. Trollt Euch in die Rauchcoupés und Du, Conducteur, der Du „Nichtrauchendes" beschirmst, wie der Engel mit dem Schwerte das Paradies, sei dreimal gesegnet!"

So die beiden Stimmen in Sachen der Hochzeitsreisenden. — Wünscht noch Jemand zu sprechen?

Bücher.

Das Lebensbild eines Volksschriftstellers. Wir waren schon mehrmals in der Lage, in diesen Heften auf einen vortrefflichen Volksschriftsteller aufmerksam zu machen und hatten das Vergnügen, wahrzunehmen, wie derselbe besonders in der Lehrerschaft unserer Alpenländer Freunde gefunden. Denn der Dichter des Lehrerstandes ist es, Heinrich Schaumberger, von dem wir sprechen, der Thüringer Pädagoge, der mit seinem Lehrerroman „Fritz Reinhardt" sich den besten Romanschriftstellern unserer Zeit zugesellt hat.

Schaumberger war selbst Volksschullehrer, hat als solcher gekämpft und gelitten, ist in den Widerwärtigkeiten des Lebens in seinen jungen Jahren zu Grunde gegangen. Es ist nun von Hugo Möbius bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel, dem treuen Verleger unseres Schriftstellers, ein umfangreiches Werk erschienen: **„Heinrich Schaumberger, sein Leben und seine Werke nach authentischen Quellen dargestellt."**.

Das ist ein einfaches, aber inhaltreiches Leben. Eines Dorfschullehrers Sohn, wenige Jahre Studien im Seminar, dann selbst Dorfschullehrer, als dreiundzwanzigjähriger Mann vermählt, als fünfundzwanzigjähriger Vater eines lieben Kindes und Witwer. Dann ein sechsjähriges Siechthum, in demselben zweite Vermählung mit einem armen, opferfreudigen Mädchen — und Sterben in der Fremde, einunddreißig Jahre alt, seine Familie zurücklassend in Elend und Drangsal. — Und andererseits, welch' eine reiche, innere Welt, welch' ein tiefes, klares Gemüth, welch' eine Fülle von Leid und Glück, von dem gewöhnliche Menschen kaum eine Ahnung haben, welch' ein heißes Anstürmen nach Erfolg, welches Aufbäumen gegen die Krankheit, die ihn in einen Alpencurort, fern von den Seinen, verbannte, und endlich welche Resignation und Aufgehen in stiller, sich selbst genügender Arbeit, in Gottvertrauen und Liebe!

All' das und Vieles in's Weite und in's Tiefe erzählt uns das Buch. Vor Allem rührend ist Schaumberger's Krankengeschichte

zu Davos in der Schweiz, sein unendliches Heimweh nach Thüringen, die Liebe der Seinen zu ihm, wie sie ihm nach Davos folgen, daß er dort in den Armen von Weib und Kind sterben kann. Rührend ist seine unermüdliche geistige Arbeit noch in der letzten Zeit seines Lebens, der Beistand seiner fernen Freunde, besonders Bagges', Hoffmann's, Zwißler's und Rullmann's zu gedenken, die ihn literarisch förderten, ihn zur öffentlichen Anerkennung brachten. Aber zur selben Zeit ist der Dichter gestorben.

Es weht durch dieses ganze, kurze Leben eine sanfte Trauer. Es hat nicht zu seiner Bedeutung, zu seiner Höhe gelangen können. Es war berufen, neben unseren besten Volksschriftstellern zu stehen und wie sie den Preis zu empfangen — und mußte zusammenbrechen unterwegs.

Die bedeutendsten von Schaumberger's Werken sind: „Im Hirtenhaus", Vater und Sohn", „Bergheimer Musikantengeschichten" und vor Allem „Fritz Reinhardt". Die gegenwärtig in Rede stehende, mit so wohlthuender Wärme geschriebene Biographie des Dichters ergeht sich in gründlicher und pietätvoller Würdigung der Werke Schaumberger's, stellt Vergleiche an mit Schaumberger zu anderen Volksschriftstellern und Dorfnovellisten, ja selbst zu Shakespeare, Goethe und anderen Großen der Weltliteratur und liefert somit ein interessantes Literaturbild, wofür dem Verfasser dankbare Anerkennung nicht zu versagen ist.

Wir möchten gerne das Unsere zur Verbreitung von Schaumberger's Schriften thun und dieselben besonders der Lehrerwelt empfehlen. Wir wundern uns nur über das Eine, daß man aus fremden Literaturen Jahr für Jahr eine Unzahl von armseligen Machwerken für das deutsche Volk zu übersetzen für nöthig findet, während manche, dem Herzen der eigenen Nation entstandenen gediegenen Werke in dämmernder Vergessenheit dahinliegen. So ist's mit Stelzhamer, J. G. Lentner, Kürnberger und vielen Anderen. So ist's bisher auch mit Heinrich Schaumberger gewesen.

Soll das denn so bleiben, Du großes, geistesstolzes, deutsches Volk? R.

Buch der Freundschaft. Novellen von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz, 1883.) Das ist die sechzehnte Sammlung des Meisters der deutschen Novelle. Aber in all' den sechzehn werden wenige Stücke vorkommen, die so überaus eigenartig und wirkungsvoll wären, wie die in diesem neuesten Bande nebst zwei anderen Perlen enthaltene Novelle: „Grenzen der Menschheit." Der Stoff ist überaus alt: Zwei Freunde, die sich finden, einander Alles werden und in rührender Treue bis zum Tode zusammenhalten. Das Originelle, Humorvolle und Tragische liegt aber darin, daß von den beiden Freunden der eine ein Zwerg ist und der andere ein Riese. Was das für Verhältnisse, Scenen, Reflexionen und selbst Conflicte gibt! Der Riese ist von Beiden das weichmüthigere, der Zwerg das leitende, energische, gewissermaßen das männliche Element. Ihr Zusammenkommen und Beisammenleben, ihre nächtlichen Ausgänge, weil sie sich tagsüber des Spottes der Menschen wegen versteckt halten, ihre Weltanschauung, ihr mißlungener Versuch, ein drittes armes Menschenwesen an sich zu fesseln, des Zwergen heimliche hoffnungslose Liebe zu einem hochstehenden Mädchen, all' das ist mit unvergleichlicher Grazie erzählt, und mit packender Einfachheit die plötzliche, erschütternde Katastrophe, da der liebenswürdige Zwerg der Brutalität zum Opfer fällt. — Wenn Paul Heyse nichts geschrieben hätte als diese „Grenzen der Menschheit" u. s. w....

Die umfangreichere Novelle des Bandes betitelt sich „David und Jonathan"; dieselbe erzählt, wie ein schlicht angelegter junger Mann einen jungen Selbstmörder dem Tode entreißt, sich in denselben dann förmlich verliebt, ihm sich tief unterordnet, ihm aber Stütze und Hort wird, ihm sein Bestes opfert, um schließlich zu erfahren, daß er sich an einen hohlen, treu- und charakterlosen Gesellen verschwendet hat.

Die dritte und letzte Erzählung des Buches: „Nino und Maso" behandelt von den Dreien noch das Seltsamste. Zwei Freunde sind förmlich verhext in der Leidenschaft zu einem dämonischen Weibe, das sie, um ihren sinnlichen Banden zu entkommen und ihren Pflichten leben zu können — tödten.

Wir halten dieses letzte Stück für das schwächere, während die beiden ersten wunderbar mächtig an's Herz des Lesers greifen. A.

Zola-Abende. Eine kritische Studie von Oscar Welten. (Berlin, A. B. Auerbach, 1883.) Da ist vor Kurzem in Berlin ein sehr verdienstliches Buch geschrieben worden; man lernt in demselben den französischen Romanschriftsteller Zola kennen, ohne ihn lesen zu müssen.

Der Autor erzählt von einer geistreichen und liebenswürdigen Dame S., die eine Zolafeindin ist, weil sie den Dichter nur vom Hörensagen kennt. Mit dieser Dame hält der Autor nun zwölf „Zola-Abende", in denen er ihr den Romancier beibringt. Er behandelt seinen Standpunkt, seine Absichten, bespricht seine Schriften,

von denen er kurz, klar und amusant die Fabeln erzählt, bringt Auszüge der charakteristischesten Dinge, führt den Beweis, daß die Schriften vom tiefsten sittlichen Ernste durchdrungen sind, daß Zola zu Shakespeare und Goethe gehört und daß seine naturalistische Schule die Schule der Zukunft sei. Die Darstellungen von Oscar Welten sind voll Geist und Witz, wirken vielfach instructiv und unterhalten auf jeder Seite. Frau S., die im Laufe der Abende manche schlaue Einwendung macht, aber selbstverständlich immer nur widerlegbare, ist endlich auch vollkommen bekehrt und Zola-Enthusiast, wie ihr Instructor.

Wir — der Leser — haben uns bei den „Zola-Abenden" köstlich amusiert und uns wirklich über Zola orientiert; aber gewonnen sind wir nicht. Wir haben von Zola bisher nichts gekannt und uns gar nicht um ihn und die Meinungen über ihn gekümmert. Nach diesem Buche seines Freundes jedoch müssen wir es mit Jenen halten, die ihn verdammen. Wir sind kein Orthodoxer einer älteren literarischen Schule; wir halten es selbst mit einem gesunden Realismus und Naturalismus; wir geben zu, daß der naturalistischen Poesie die Zukunft gehört. Ja, wir halten es sogar für möglich, daß diese Schule rasch in's Extreme schlägt, so daß Zola's Art und Weise wirklich auf eine Zeit die herrschende wird. Aber wir müssen diese Art und Weise auf das Entschiedenste bekämpfen.

Nun gesteht unser Autor ja zu, daß Zola für die halbreife Jugend und für Frauen keine Lecture sei. Die Jugend und die Frauenwelt, sonst das natürlichste und dankbarste Publikum der Dichter, soll also bei der neuen Schule leer ausgehen!

Zola, heißt es, will der Welt einen treuen Spiegel vorhalten von ihrer unendlichen Niederträchtigkeit, auf daß sie in sich gehe und Buße thue; er sei nur ein Autor für Männer. Aber erwägen wir, wird je ein der Zola'schen Welt angehöriger Mann diese Werke lesen, um sich erschüttern zu lassen? Er wird sie nicht lesen, um das Laster zu verabscheuen, sondern um sich über das Laster zu unterrichten, sich mit demselben recht vertraut zu machen, oder auch um die Verworfenheit seiner eigenen Person mit der Ungeheuerlichkeit der Zola'schen Gestalten zu decken. Und für diesen Zweck könnte er sich an keinen Bessern wenden. Das erklärt uns auch den Erfolg des großen Zotenwebers an der Seine.

Der Welt einen treuen Spiegel vorhalten, daß sie vor ihrem eigenen Bilde erschreckt und erschüttert werde; die Corruption geißeln mit allem Zorn und allen Mitteln, die dem Schriftsteller zu Gebote stehen, das ist nicht Zolaisch, das haben vor ihm hundert Andere gethan. Der Realismus in der Darstellung, der Drang nach unmittelbarer Wahrheit ist nicht Zolaisch; der „Naturalismus" und die „wissenschaftliche Methode des Experimental-Romans" ist schon vor ihm dagewesen und wird von den Erzählern der Gegenwart ja überhaupt mehr oder minder ausgeübt! Zola gab nachträglich nur die Namen dazu. Wir leugnen nicht, er hat manches Anerkennenswerte und selbst Bedeutende geschaffen, das ehren wir, wir ehren seine Weltkenntnis, seinen psychologischen Tiefblick, seine Gestaltungskraft; aber den Grundzug des Zola'schen Charakters als Schriftsteller verachten wir. Das Herausgreifen des Erbärmlichsten, Niederträchtigsten, Schmutzigsten aus dem Leben, das behagliche Ausmalen des Gräßlichen, Schurkischen, Wollüstigen, des physischen und moralischen Kothes — das ist Zolaisch. An solchen Bildern spürt man weniger die Entrüstung darüber, als die Lust daran, und dieser schamlose Zola ist der von keinem Andern bisher auch nur halb erreichte Original-Zola. Da kann von einer „Schule" nicht die Rede sein; was entsittlichend wirkt, darf in Kunst und Literatur zu keiner Zeit tonangebend werden.

Solchen Stoffen bleibt nicht einmal die französische Grazie treu; wir finden die Schilderungen zumeist roh und plump, nur ihrer Frechheit wegen frappant, weiter ohne allen Reiz. Und der deutsche Interpret hat sich gewiß angelegen sein lassen, die empfehlendsten und charakteristischesten Auszüge zu bringen. Wir können oft den Beifall des sonst tüchtig gesinnten Kritikers nicht begreifen, bei Schilderungen, die uns verletzen und empören müssen. Mehr als einmal kamen wir bei der Lecture der „Zola-Abende" auf den Gedanken, das Ganze sei eine überaus feine Ironie und Satire gegen Zola und seine Richtung; wir sträuben uns gegen die Annahme, daß hier das reiche Wissen und der liebenswürdige Witz eines deutschen Kritikers an einer wenig ruhmwürdigen Sache vergeudet wird. R.

Von den deutschen Monatsschriften. Von Karl Erasmus Kleinert. (Vierter Gang.) Wenn man einige Zeit hindurch Novellen gelesen und überhaupt fast nur belletristische Literatur genossen, so fühlt man eine gewisse geistige Ermüdung und man sehnt sich nach Abwechslung. Das heißt, man greift nach einem wissenschaftlichen Werke oder nach dem allenthalben aufliegenden Buche der Natur. Hat man sich daran etwas erfrischt, dann kann man — mit gestärkten Nerven — wieder zu den neuesten Blüten moderner Poesie zurückkehren. So geschah es uns in den letzten Tagen. Nach mannigfachem Naturgenuß und

wonniger Lebenspoesie wendeten wir — ohne übrigens die Letztere zu bannen! — wieder den Büchern unsere Aufmerksamkeit zu. Von den Monatsschriften lief zuerst die „Deutsche Rundschau" ein. Da begegneten wir zwei trefflichen Erzählungen des Berliner Schriftstellers Ernst v. Wildenbruch, betitelt: „Kinderthränen", Alexander Kielland's origineller Roman: „Gift" wird abgeschlossen. Dieser Roman ist spannend und in gewissem Sinne aufregend, aber er ist ein gutes, poetisches Werk. Auch sonst enthält das Heft noch manchen beachtenswerten Beitrag.

Westermann's „Illustrierte deutsche Monatshefte" bringen in der Septembernummer den Schluß der geistreichen Erzählung: „Der fahrende Geselle" von Hieronymus Lorm und eine Novelle: „Photinissa" von Hans Hoffmann. Von großem Interesse ist die Studie Karl v. Rosen's über den Maler Claude Lorrain und der Artikel von Lud. Pietsch über die Stadt Algier; letzterem Aufsatze sind mehrere gelungene Illustrationen beigegeben. K. J. Schröer veröffentlicht interessante Mittheilungen über Goethe's Sohn August, dessen Bildnis nach Thorwaldsen's Relief beigedruckt ist.

Ernst Wichert, der beliebte und begabte Dramatiker und Romancier, veröffentlicht im Augusthefte von „Nord und Süd" eine fesselnde, zur Dramatisierung verlockende Novelle: „Fanchon". Das Heft enthält ferner einen für Geschichtsfreunde sehr interessanten Artikel von A. Brückner über „Josef II. in Rußland im Jahre 1780". Th. Bruck bietet einen geistreichen Aufsatz über „Lachen und Weinen". Die Erinnerungen Vereschagin's aus dem russisch-türkischen Feldzuge werden abgeschlossen.

In der Monatsschrift „Unsere Zeit", welche gerne Porträts aus der Zeitgeschichte veröffentlicht, finden wir eine gehaltvolle Lebensskizze Gambetta's von H. Bartling und die Fortsetzung des Artikels über Turgenjew. F. v. Hellwald setzt seine Bemerkungen über die Polarforschung des Gegenwart fort und Professor D. Brauns seine japanischen Skizzen. Auch Hans Wachenhusen's recht gefällig dargestellte Erzählung: „Magnetische Inclination" gelangt im vorliegenden Hefte zum Abschlusse.

Neben einer geistreichen Novelle der Gräfin Agnes Klinkowstroem bringt die „Deutsche Revue" eine gründliche Studie über Properz von Franz Bucheler und einen zeitgemäßen Artikel über „Die Verhütung der Cholera" von Franz Seitz. Von Felix Dahn findet sich eine Ballade; der statistische Aufsatz von E. Laspeyres über die deutschen Universitäten wird fortgesetzt.

„Aus allen Zeiten und Landen." Diese Monatsschrift rechtfertigt ihren Titel in bester Weise. Man braucht nur das neueste Heft durchzusehen, um den Beweis hiefür zu haben. Fedor v. Köppen lieferte einen gründlich gearbeiteten, auf fleißigem Studium beruhenden Artikel über „Jürgen Wullenweber und das Ende der Hansa", Friedrich Althaus einen Aufsatz über Pasquale Paoli, ferner findet sich eine Studie über „Das Benedictinerkloster Monte Cassino" und ein Aufsatz Friedrich Friedrich's über das Begräbnis Fritz Reuter's. Dem letzteren Beitrage sind als Illustration Reuter auf dem Todtenbette, Reuter's Villa bei Eisenach, sein Grabdenkmal und ein Facsimile beigegeben.

In der „Oesterreichischen Rundschau" findet sich eine gut geschriebene und in gutem Sinne spannende Novelle: „Sonnenwolken" von Christian Elster. Sehr interessant sind E. Guglia's Betrachtungen über „Gesellschaft und Literatur im alten Oesterreich" (1792—1818). Karl Blind lieferte eine grüdliche Studie unter dem Titel: „Mazzini über Rußland und die orientalischen Fragen".

Der Wiener akademische Wagnerverein gibt ein von Hans v. Wolzogen verfaßtes Büchlein: **Erinnerungen an Richard Wagner** heraus. Jeder Messias hat seinen Johannes, und dieser Johannes des Meisters Richard Wagner hat hier eine wahre Apokalypse an Begeisterung, Bewunderung und Phantasie geschrieben. Goethe, Schopenhauer und Wagner, das sind die Größten, ja Wagner ist obenan, weil er auf Beiden steht. Wagner ist der Wiederentdecker des deutschen Gemüthes, ein heroischer Religionsreformer, ein Weltbild, ein Meister der Kunst in ihrer höchsten Vollendung, und wie man derlei von den Jüngern Wagner's mehr zu hören bekommt.

Man braucht mit all Dem und Anderem nicht einverstanden zu sein und muß das mit so großer Herzensüberzeugung geschriebene Büchlein doch liebgewinnen. Es lebt in demselben der Glaube an die welterlösende Macht des Gemüthes, des Ideales, der Kunst, und das ist in unseren Tagen ein selten Ding. In der Schrift ist mancher Ausspruch Wagner's verzeichnet, der auch den Anti-Wagnerianern beweisen mag, wie tief, ernst und genial Wagner die Welt überhaupt und seine Aufgabe insbesondere aufgefaßt hat. Daß ein solcher außergewöhnlicher Mann, besonders wenn er äußere Erfolge hat, von den Einen vergöttert, von den Andern verhöhnt wird, ist eine alte Erscheinung. Wie beide Theile allemal Unrecht haben, das zeigt nachträglich die Erfahrung und erst das nächste Jahrhundert wird dem Meister von Bayreuth auf dem

Felde der deutschen Cultur- und Kunstentwicklung den gebührenden Platz anweisen. R.

Deutschland und Frankreich. Von Ludwig Brunier. (Norden. Hinricus Fischer Nachfolger.) Dieses umfangreiche Buch schildert in seiner ersten Abtheilung Deutschland und die Deutschen, in seiner zweiten Frankreich und die Franzosen, um in seiner dritten eine Parallele zwischen beiden Völkern zu ziehen. Es liest sich größtentheils, wie eine Sammlung preußischer Leitartikel aus den Jahren 1870—1872 und ist nichts weniger, wie objectiv gehalten. Im Uebrigen ist es mit Geist und Wärme geschrieben und besonders für den Politiker eine amüsante Lectüre. M.

Die Jungfernrede. Eine tragische Reichstagswahl-Geschichte von Richard Schmidt-Cabanis. Mit sechs Illustrationen von H. Scherenberg. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger. 1883.) Was wird nicht Alles in „Humor" gemacht in der heutigen Literatur! Und es ist komisch, daß diese humoristischen Sachen zumeist nur komisch wirken. Den Großmeister des echten deutschen Humors zu suchen, müssen wir zu Jean Paul zurück, wollen wir oder wollen wir nicht.

Hier liegt uns ein kleines Buch vor, ganz neu geschrieben, einen neuen Gegenstand behandelnd und Zeile für Zeile voll des wahren Jean Paul'schen Humors. Aus der Jungfernrede des Magistrats-Secretärs Seimig mit ihren nervösen Vorbereitungen und ihrer tragisch-komischen Katastrophe, hätte manch' Anderer eine leichte, ergötzliche Geschichte geschrieben. Schmidt-Cabanis hat mehr aus derselben gemacht. Wer diesen Seimig und seine Frau sieht, wie sie der Dichter mit wenigen Strichen so lebendig darstellt, der muß wohl jedenfalls lachen, aber es geht tiefer, es blutet ihm dabei auch das Herz. Das ist eine scharfe Geißel einer modernen Schwäche, die aber liebend über das Opfer geschwungen wird. Und das Weib des „Helden" ist mit einer solchen warmen Innigkeit beschrieben, daß man während des Lesens nur sehnlich einen Ausgang wünschen muß, der den angehenden Rhetoriker und Politiker wieder in seine Familie zurückführt. Dieser Ausgang tritt denn auch ein. — Köstlich ist das Stündchen, das wir dem Verfasser der „Jungfernrede" verdanken. M.

Hartleben's Elektro-technische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektricität nach dem Stande der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. In etwa 60 Lieferungen (A. Hartleben's Verlag in Wien). Mit lebhaftem Interesse haben wir den Fortgang dieses Werkes verfolgt und bisher unsere Ansprüche befriedigt gefunden. Das gestellte Programm entwickelt sich in trefflicher Weise und haben wir bis heute bereits 20 Lieferungen vorliegen, die vollauf Beweis für die Gediegenheit der Sammlung liefern. Klarer, verständlicher Ton, eine gute Illustration sind die Vorzüge der Sammlung, die vereint mit der Billigkeit der „Elektro-technischen Bibliothek", dieser ihren wohlverdienten Erfolg sichern. Die vorliegenden Lieferungen beschließen W. Ph. Hauck's galvanische Batterien, die sich durch besonders schöne Illustration und leichtfaßliche Darstellung auszeichnen. Der V. Band, resp. die 18. Lieferung beginnt mit der ältesten und verbreitetsten Anwendung der Elektrotechnik, der Telegraphie, die J. Sack in ebenso gründlicher als verständlicher Weise behandelt. Die ersten Capitel enthalten eine historische Uebersicht der Telegraphie und gehen dann auf die Beschreibung der verschiedenen Apparate über, welche durch zahlreiche Illustrationen verdeutlicht sind.

„Das eiserne Jahrhundert" von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Mit 200 Illustrationen und 20 Karten. Wien, A. Hartleben's Verlag. In 25 Lieferungen.) Von diesem eigenartig gehaltreichen und fesselnd geschriebenen Werke liegen nunmehr zehn Lieferungen vor, welche ein bedeutendes Gebiet technischer Großthaten umfassen. Was die Ingenieurkunst auf dem Felde des Eisenbahnwesens in Europa an unvergleichlichen Leistungen vollbracht, entrollt sich in den vorliegenden Schilderungen als eine imposante Bilderreihe. Wir nennen nur die österreichischen Alpenbahnen, die vielberühmte „Schwarzwaldbahn", „Mont Cenis" und „St. Gotthard", „Arlberg" u. s. w. Von vielleicht noch bedeutenderem Interesse sind die Abhandlungen, welche unter dem bezeichnenden Titel „die Locomotive als Culturpflug" das amerikanische Eisenbahnwesen umfassen.

Ferner sind dem „Heimgarten" an Novitäten zugegangen:

Das Recht des Stärkeren. Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz, 1883.)

Alcibiades. Tragödie in drei Acten von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz, 1883.)

Don Juan's Ende. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz, 1883.)

Hohe Lose. Roman von Bettina Wirth. Drei Bände. (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe, 1883.)

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von Balduin Groller. (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe, 1883.)

Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zu Lessing's Leben von Alexander van Seventoren. (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe, 1883.)

Das Geheimnis des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems. Von Edward P. Vining. Aus dem Englischen von Augustin Knoflach. (Leipzig. In Commission bei F. A. Brockhaus, 1883.)

Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach Anforderungen der Gegenwart von Dr. L. Beyer. Dritter Band. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1884.)

Die Quitten. Akademische Humoreske von Dr. F. Idus. (Gießen, Emil Roth.)

Vom Krankenpfühl. Neueste Vierzeiler. Den Freunden gewidmet von Moriz Kolbenheyer. (Oedenburg, Romesalter und Sohn, 1883.)

Johann Andreas von Liebenberg, der römisch-kaiserlichen Majestät Rath und Bürgermeister von Wien. Biographische Skizze von Victor v. Renner. (Wien, R. v. Waldheim.)

Trewendt's Volkskalender für 1884. (Breslau, Eduard Trewendt.)

Vorschläge zur Volksbildung von Franz Schlinkert. (Separatabdruck aus der Zeitschrift „Pädagogium" in Wien.)

Gedichte von Max Moltke. Vierte Auflage. (Leipzig, J. G. Findel, 1883.)

Steiermärkische Bäder und Luftcurorte von Anton Schlossar. (Wien, Wilhelm Braumüller, 1883.)

Auf Schloß Friedensheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt von Heinrich Köhler. (Leipzig, Verlagsmagazin, R. F. Bierey.)

Launige Geschichten. Humoresken von Heinrich Köhler. (Leipzig, Verlagsmagazin, R. F. Bierey.)

Nürnberg. Culturhistorischer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Louise Otto. Drei Bände. Dritte Ausgabe. (Norden und Leipzig, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Die Äbtissin von Lindau und andere Novellen. Historische Erzählungen von Louise Otto. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Zwei geistliche Kurfürsten aus dem 16. Jahrhundert. Historische Erzählungen von Louise Otto. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Schöne Geister. Künstler-Novellen und Skizzen von Bernhard Stavenow. Vierte Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Soldatenschicksal, von Alfred de Vigny. Nach der 13. Auflage des französischen Originals übertragen von Johannes Karsten. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Ausgewählte Gedichte von Alfred de Vigny. Uebertragen von Johannes Karsten. Nebst einer biographischen Charakteristik. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Norwegische Erzählungen von Björnstjerne Björnson. Deutsch von George Schwucher. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer's Nachfolger, 1883.)

Aufzeichnungen eines Geistlichen, von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. Zwei Bände. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Erzählungen eines Miethkutscher's, von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. Zwei Bände. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Ein neues Jahr — ein neues Leben. Roman von Louise Ernesti. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Jesus Christus. Eine Dichtung von Oskar Linke. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Lieder des alten Spielmannes. Herausgegeben von Renata Greverus. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Das Lutherfest und die mecklenburg-schwerinsche Landeskirche. Ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte von M. Baumgarntner. (Rostock und Ludwigslust, C. Hinstorff. 1883.)

Neue Epigramme von Dr. Karl Knortz. (Zürich, Verlagsmagazin, 1883.)

Der Pilzsammler. Eine genaue Beschreibung der in Deutschland und den angrenzenden Ländern wachsenden Speiseschwämme nebst Zubereitung für die Küche, sowie Culturanweisung der Champigeonzucht von Karl Kloeber. (Quedlinburg, Th. F. Vierweg, 1883.)

Die Pilzküche. Ein Kochbuch für Pilzfreunde von K. Kloeber. (Quedlinburg, Th. F. Vierweg, 1883.)

Hundemaulkörbe und Hundefuhrwerke. Ein Beitrag zur Förderung des Thierschutzes von E. Staudinger. (Leipzig, Paul Wolff, 1883.)

Illustrierter Führer durch die internationale elektrische Ausstellung in Wien 1883. Nebst einem Illustrierten Führer durch die Elektro-Technik. Mit 64 Abbildungen und

einem Plane der elektrischen Ausstellung. (Wien, A. Hartleben, 1883.)

A. Hartleben's Verzeichniß der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Elektricität, Elektro-Technik, Physik, Chemie und Mechanik, der gebräuchlichsten technologischen Sprachwörterbücher, der gelesensten Fachzeitschriften und periodisch erscheinenden Werke. (Wien, A. Hartleben, 1883.)

Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle in der Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben, geschildert von Moriz Bermann. Mit circa 200 Illustrationen. In circa 20 Lieferungen. 6. Heft. (Hugo Engel's Verlag in Wien.)

Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkblatt von Karl Toifel. 30. Lieferung. (Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freitag, 1883.)

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen, bis auf die neueste Zeit von Franz Hirsch. 1. Lieferung. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1884.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Septemberheft. (Wien, A. Hartleben, 1883.)

Postkarten des „Heimgarten".

Frl. M. O., Oedenburg: „Die Blumen im Mai verblühen, ach bald!" schreiben Sie. Wir beeilen uns, das zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Beanspruchen Sie für Ihre Entdeckung das Autorenrecht?

U. B., Heimstetten: Wer Ihnen sagt, daß Sie Dichterin sind, den verklagen Sie bei Gericht.

Prof. A., Linz: Wir pflichten den Worten R. v. Fr. entschieden bei, können im Interesse der Mittelschul-Professoren nur wünschen, daß sich Prof. S. öffentlich rechtfertigen möge.

W. F., Villach: Dynamit ist seiner Natur nach eine Mischung von Salpetersäure, Schwefelsäure und Glycerin. Im Jahre 1847 als Nitroglycerin erfunden, kam es unter dem Namen Sprengöl in den Handel. Um die große Gefahr des Explodierens bei der Herstellung, Verpackung und Versendung zu beseitigen, versetzt man das Nitroglycerin mit Infusorienerde. Diese Mischung nun ist das Dynamit. Ein Liter Nitroglycerin löst sich bei der Explosion in zehntausend vierhundert Liter Gase auf. Damit leuchtet die Gewalt dieses Sprengstoffes ein.

E. S. S. Schweigen und Nichtsprechen — sagt Jokai — sind zweierlei: Schweigen ist Bosheit, Nichtsprechen Gutmüthigkeit.

A. W. Linz: Goethe's Sohn August starb als Mann von neununddreißig Jahren in Rom 1830, zwei Jahre vor dem Tode seines Vaters. Ihr Artikel ist also ein Anachronismus vom Anfang bis zum Ende.

Dr. H. L., Villach: Wenn der im Elend lebende Dorfmensch den Ueberfluß der Reichen sieht — was daraus entsteht, das finden Sie in Anzengruber's neuer Dorfgeschichte: „Der Sternsteinhof".

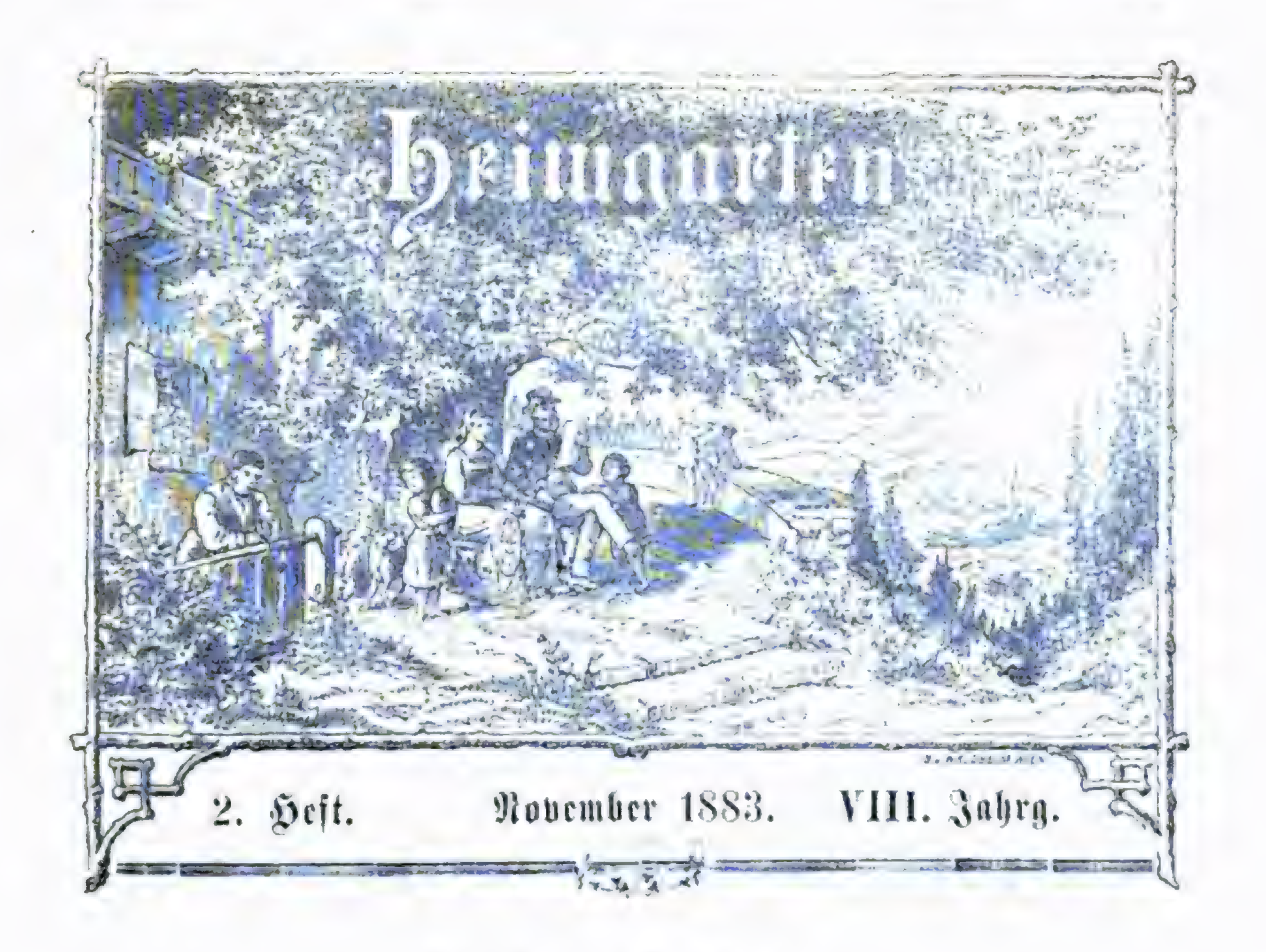
F. O., Marburg: Soll geschehen. Der am 24. August d. J. in Frohsdorf verschiedene Graf Chambord war der Letzte des seit länger als zwei Jahrhunderten in Frankreich regierenden Königsgeschlechtes der Bourbonen. Zu diesem gehörte auch Ludwig XIII., der pflichtgetreue König seines großen Ministers; Ludwig XIV., der Frankreich politisch und geistig groß gemacht hat; Ludwig XVI., der durch die Guillotine gefallen ist. Die Bourbonen waren zumeist gutmüthige, aber ahnenstolze, oft genußsüchtige und mitunter geistlose Leute; Frankreich verdankt ihnen doch großentheils seine classische Zeit. Graf Chambord war einer ihrer Edelsten.

H. O., Wien: Es handelt sich bei den beiden Männern nicht um Principien; sie sind zwei ganz verschiedene Naturen, die sich nicht durch Vernunftgründe, sondern durch Empfindungen leiten lassen, und da ist jeder Vermittlungsversuch vergebens.

× Druckfehler im Septemberheft 1883. Seite 907, Anmerkung, Zeile 3 soll es heißen: schreckhaft statt schalkhaft. Seite 909, Spalte 1, Zeile 4 von oben: Duport statt Dupont.

Prof. M., Graz: Ueber literarische Höflichkeit vollkommen Ihrer Meinung.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



2. Heft. November 1883. VIII. Jahrg.

Die sieben Todsünden.

Genrebilder aus dem Volksleben von P. K. Rosegger.

Die Hoffart.

Die Leute von Heilingbach hatten gut lachen. Ihr Dorf stand weit ab von der bösen Welt und an jenem heiligen Bache, an welchem nach der Sage Maria auf der Flucht nach Egypten die Windeln des Jesukindes wusch. Der Umweg von Bethlehem nach Egypten über die steirischen Alpen war groß, hingegen besaß der Bach nun die Kraft, daß er Jedermann vom Aussatz reinigete, der in solcher Meinung an das Ufer hintrat und sich mit dem frischen, klaren Wasser den Leib benetzte. Dergleichen Dinge werden ja fast immer falsch verstanden. 's ist Schade um die Menschenherzen!

So kamen manche Wallfahrer gezogen gen Heilingbach, und wenn das Wasser in obigem Sinne nicht anschlug, so sagte der Diaconus allemal, es sei der Aussatz der Seele verstanden, von dem dieses heilige Wasser reinige. Das war noch mehr und die Leute des Bergdorfes freuten sich, und der Wirt von Heilingbach that ein Uebriges. Er dachte, wenn das Wasser die Seelen waschen soll, so muß es in's Innere kommen, und that ein Erkleckliches von der Heilquelle in den Wein, den die Wallfahrer bei ihm tranken.

In diesem Heilingbach war es, wo einst ein fremder Priester predigte über Luther's Satz: „Das Wasser thut's freilich nicht.“ Er empfahl die Reinigung in der Selbstopferung für Andere. Er rühmte die Wohlthätigkeit, die Liebe zu den Armen und daß die Armen die besten Schimmel wären, um in's Himmelreich hineinzureiten. Wenn sich die braven Leute von Heilingbach nach solcher Lehre richten wollten, dann hätten sie im geistlichen Sinne auch wieder eine erneute Kraft ihrer Heil- und Gnadenquelle zu erhoffen.

Die ganze Predigt klang zwar ein wenig lutherisch, aber die Hebung der

Heilquelle war eine Angelegenheit, die Allen zusehr am Herzen lag, als daß die Predigt nicht eine gewisse Wirkung erzielte. Umsomehr, da abgesehen von allen mitlaufenden Vortheilen, in den Menschen eine gewisse Neigung vorhanden ist, Geber und Gönner zu spielen, sich Jemanden tief untergeordnet und abhängig zu wissen, damit ihre eigene Abhängigkeit gegenüber Mächtigeren ein Gegengewicht habe.

Also wohlthätig sein! Den Armen beispringen! Ersteres war leicht durchführbar, wohlthätig sein kann man überall und vor Jedermann. Aber das Letztere!

Dieses Heilingbach sammt Umgebung war nämlich eine so unglaublich glückliche Gegend, daß man in ihr nicht einen einzigen Bettler fand. Die Leute arbeiteten im Walde und auf ihren Wiesen und kleinen Feldern! es gieng ihnen zu schlecht, als daß sie professionellen Bettlern einträglich genug gewesen wären, und zu gut, um selbst beieinander betteln zu gehen. Sie hatten auch kein Armenhaus, obzwar nach Auffassung der Weltkinder fast jedes Haus in Heilingbach ein solches war. Aber das wußten sie nicht, diese unwissenden Leute, so wie es die wenigsten Land- und Dorfbewohner wissen, was eigentliche und wirkliche Armut ist.

Nun lebte in Heilingbach ein alter Mann, den sie den verbogenen Josue nannten. Es hat nämlich da draußen Jeder, der sich durch ein äußeres oder inneres Merkmal von den Anderen unterscheidet, einen Spitznamen, mit dem er gerufen, gespottet, selbst gelobt wird, den Alle kennen, obwohl man nie weiß, wer ihn anfangs aufgebracht hat, und der an seinem Träger oftmals gar den Geschlechtsnamen verdrängt, so daß sich der Spitzname in's Kirchenbuch einnistet und dort eine Nachkommenschaft erzeugt.

„Die Krumpen", die „Rothschopfigen", die „Schieglenden" (Schielenden), die „Bucklign", die „Krahschinketen" (Krähenfüßigen) sind gar nichts Seltenes. Ich kannte einen „leutschimpfenden Toni", eine langfingerige (diebische) Kathel", einen feistenden Lipp", der so viel Wind machte, daß sie ihn immer an die Mittagsseite stellen wollten, weil Südwinde in Heilingbach schönes Wetter bringen. Ich wußte von einem „Hackpeter" der seiner Mutter einmal mit der Hacke gedroht haben soll, worauf ihm die Leute solches Denkmal kindlicher Liebe setzten. Ich wußte von einem „Schnaußnasen-Marl", mir war der „scheinheilig Rocherl" bekannt, und der „Trentscher-Urberl", dem immer nach Allerlei die Zähne wässerten und der Mund übergieng. Aber auch der „Himmelhupfer-Martel", der Schenker-Karl", der „gutherzig Rodel", der „Gottes-Hiesel" war, und es war die „Jesus-Maria-Josef-Sandel", die keinen Satz sagen konnte ohne Anrufung der heiligen Namen. Es war der „einseitig Friedel", der „dreiköpfig Osel", welcher nebst seinem Haupte zwei kindskopfgroße Kröpfe trug, und es war der „verbogene Josue".

Der Josue war in seiner Jugend gewiß auch ein gerader, schöngewachsener Bursche gewesen. Dann kam er in's Gebirge als Almhirt und wer ihn dort so verbogen haben mochte, daß er hinkend und gebückt und schiefachselig und krummarmig und verkrüppelt über und über zurückkam, das ist nicht nachweisbar. Man vermuthet, daß es in den kalten und nassen Wettern der Höhen die Gicht gewesen sei, die den Josel so zugerichtet, daß er jetzt in seinen alten Tagen dem Brote kaum mehr nachkommen konnte.

Also, Heilingbacher Leute! ist das kein Armer, der verbogene Josel! Wahrhaftig, ja. Und sie nahmen ihn in die Einlege, so daß er von Haus zu Haus humpelte und überall etliche Tage verpflegt wurde. Nebenbei hatte er die vollste Freizügigkeit, auf die Gassen und Straßen, in die Häuser und Hütten betteln zu gehen nach Belieben, damit Jedermann Gelegenheit

habe, um Christiwillen Almosen zu geben. Nun war Heilingbach eine richtige Gemeinde, nun hatte es auch sein Armenwesen. Der Prediger nannte in bester Absicht den armen Mann einen Bruder Gottes auf Erden; aber wir wollen zeigen, wie der Eigennutz Alles mißdeutet und mißbraucht.

Jetzt hatten die Leute von Heilingbach einen Schimmel, auf dem sie selbander in den Himmel reiten konnten.

Und der liebe, demüthige, verbogene Josue konnte sich nun mählich aufrichten: Ich bin der Arme! und auf seine Würde pochen: Ich bin der Arme von Heilingbach! Er wuchs sich wunderlich aus: Keiner von den Aeltesten der Gemeinde war so stolz, als der Josue, keiner so herablassend als er, wenn er bei guter Laune war, keiner so leutselig im Entgegennehmen der Gaben, der Huldigungen, deren er sich als officiell eingesetzter Armer von Heilingbach zu erfreuen hatte.

Ganz theatralisch rührend wußte der Josue in seinem Bettlermantel und schwer an den Stab gestützt mit leise zitternden Gliedern über den Kirchplatz zu wanken, unter dem Crucifix zu kauern. Malerisch wußte er die geflickten Lappen um seinen eckigen Leib zu schlagen. Die gut erhaltenen Kleider, die ihm geschenkt wurden, verachtete er und blieb bei dem standesgemäßen Flicken, bei den mit Stroh zusammengebundenen Schuhen, bei dem zerfransten verfetteten Bettelsack. Auch hatte er sich einen langen Bart wachsen lassen, der noch dazu recht ehrwürdig weiß war. Er wußte mit der Geberde und dem Tone der Erschöpfung herzbewegend um Almosen anzuflehen; dann hockte er vor irgend einer Hausthür und kaute an einer Brotrinde, Dankgebete murmelnd für den Geber.

Das war sein öffentliches Amt; wenn er sich aber in seine Kammer zurückzog, dann durfte er sich auch an die besseren Bissen machen, mit denen er bedacht worden war, dann konnte er sich nach des Tages Mühen dem Federbett anheimstellen, das er von Haus zu Haus mit sich zu tragen pflegte, wohl verhüllt mit armseligen Lodenfetzen.

So vermochten die Leute von Heilingbach nun ihrem christlichen Wohlthätigkeitssinn Genüge thun und der verbogene Josue war eine geheiligte Person, die an Nimbus dem Pfarrer nicht viel nachgab. Die Leute von Heilingbach pflegen nicht fein miteinander umzugehen, aber dem alten Josue thaten und sagten sie nichts Schlimmes, weil das Gott zehnfach straft, was man einem seiner geringsten Brüder Böses zufügt. Wer mit dem Bettelmann grob ist, der hat kein Glück in Haus und Hof, an Leib und Seele. Die Armen sind Fürsprecher beim lieben Herrgott, daß kein Blitz in's Dach fährt und kein Wasser in die Grundfesten, daß keine Seuche kommt in den Stall und kein Hagel über das Feld, und keine Krankheit über den Knecht und kein Knecht über die Tochter. Der Geistliche fordert seine Sach', der muß sie kriegen, aber der Arme bittet darum mit dem heiligen Vaterunser, und ob man hier gibt oder nicht gibt, daran erkennt Gott die Barmherzigkeit und Frömmigkeit seiner Leute von Heilingbach.

Kam ein hoher Festtag, so hieß es: „Dem Josue müssen wir auch was theilen.“ War eine Hochzeit: „Des Josue dürfen wir auch nicht vergessen!“ Ereignete sich ein Sterbefall: „Der Josue soll was kriegen, daß er betet!“ Der Hergott hält seine Hände auf durch die Armen, sendet seine Schutzengel und Fürsprecher in dem Armen. Gott selber bestechen zu wollen, das ist nicht rathsam, aber bei den Armen darf man's wagen.

Der alte Pfarrer der Gemeinde war echt, auch unter der Kutte. Dem war's recht, was sie da trieben mit

dem Armen, wohl wissend, daß sie's anders thäten, wenn sie mehr hätten als Einen. Aber zum Josue sagte er einmal: „Josue, höre!"

Und der Verbogene beugte sein Haupt vor und legte die Hand an's Ohr, denn auch das Schwerhörigsein gehörte zu seinen Obliegenheiten.

„Josue, ich möchte mich an Deiner Stelle nicht immer damit abgeben, Andere selig zu machen, ich wollte auch an mich selbst einmal denken."

Ueber dieses Wort begann der alte Bettler nachzusinnen und meinte bei sich: Damit hat der Pfarrer was sagen wollen. Wenn ein alter Mann zum andern alten Mann so was sagt, dann wird's was bedeuten. Wir sind zwar ein armer Greis und Bruder Gottes, aber eine sündige Seele haben wir trotzdem. Am Heilingbach mag seinen Schmutz sich abwaschen, wer will, ich weiß es besser, ich bin Christ und kenne es recht gut, das Sacrament, durch welches ich meine Seele reinigen kann. Ich habe es schon bemerkt, es ist mir etwas ungleich, wenn ich Sonntags neben dem Hochaltar hocke, wie ein zweiter Hergott, als wollte ich mir mein Theil nehmen von allem Lob und Preis, den die Leute darbringen. Schon mehrmals ist's mir zu Muthe gewesen, als stünde Einer hinter mir und wolle mich hinwegtauchen vom Altar. Und seit ich letztens mit meinem Brotsack auf dem Feldweg an einem vor Hunger weinenden Kind eilends vorbeigegangen bin, weil sich's halt doch nicht schickt, wenn der Bettelmann Almosen gibt, seither schreit immer was in mir, wenn ich in der Kirche recht tapfer vorangehen will: „Halt still! Du gehörst nicht zum Hochaltar, Du gehörst hinten neben dem Thurmpfeiler in den finsteren Winkel. Sei demüthig alter Sünder, sonst kann's Dir schlecht gehen! der Himmel-Herrgott laßt mit sich kein Gespött treiben!" Ich muß zur Beichte gehen, und öfter als bisher, sonst kann's gefehlt sein!

So bedachte sich der alte Josue und bedachte auch im Innersten seines Innern, daß es für einen armen Mann ehrenreich sei, wenn er in der Religion den anderen Leuten ein gutes Beispiel gibt, und daß er so auch zu einem richtigen Heiligenschein kommt. Er sucht im Kirchenkalender einen Ebenbürtigen, mit dem er sich vergleichen könnte, aber die meisten der Heiligen sind Bischöfe gewesen und Päpste, und andere Kirchenväter, und Könige und Kaiser; wohl auch ein paar Fischer und Soldaten und Bauern. Aber Bettelmann kaum einer. Wohlan, es soll auch ein heiliger Bettelmann in den Kalender, und wenn kein Tag mehr leer ist, so muß ein Anderer hinaus. — Einen davon wollen wir doch über kriegen.

Von nun an gieng der alte Josue allmonatlich einmal zur Beichte und und Communion. Gar demüthig und ganz besonders verbogen, mehr kriechend als gehend, so nahte er sich dem Beichtstuhle, und wie ganz anders verließ er denselben! Als ob er eine schwere, sehr schwere Last hingeworfen hätte, so richtete er sich nun empor, alles Verbogene an ihm schien in die Gerade und Höhe zu gehen; es wollte der Josue, wie er nun dastand, aus seinen Lumpen herauswachsen. So schritt er dann allemal würdevoll dem Hochaltare zu und stellte sich Brust an Brust vor den Tabernakel hin und that bei der Communion so kameradschaftlich mit dem Herrn, als wäre er — wie das Sprichwort sagt — mit ihm in die Schule gegangen.

„Zum Mindesten hat er ihm beim Welterschaffen den Wind machen helfen", spotteten die Leute.

Aber der Josue hatte ein scharfes Gewissen und es dauerte nicht lange, daß er so herrgottsselig vor dem Hochaltare stand. Schon in den nächsten Tagen war er um etliche Bänke weiter zurück, weil er sich der Sünden bewußt war, die jeder Tag brachte und die ihn kleinmüthig und demüthig mach-

ten. Bisweilen übersprang er von einem zum andern Tage zwei bis drei Kirchenbänke nach rückwärts auf einmal, je nachdem der Abend schlimme Zerstreuung, die Nacht böse Begierden gebracht hatte. Es ist nicht wahr, daß der Teufel bloß junge Häute kitzelt; alte, von denen man glaubt, daß sie von der Gerbsäure der Leiden und Enttäuschungen lange schon gegerbt worden sein sollten, zwickt und kratzt er um so lebhafter und just mit solchen, die sich auf Heiligkeit hinausspielen wollen, treibt er seine ärgsten Bosheiten. Es mußte oft viel des Argen sein, wenn sich der Verbogene darauf um zwei bis drei Bänke degradierte. Ein übertretenes Fastengebot, eine versäumte Messe kostete nicht mehr als eine Bank. Als er dem Schulmeister auf einsamer Weide die Kuh ausmolk, das kostete gar keine, weil sich das Euter unter Gottes freiem Himmel leicht wieder füllt, und der Schulmeister nicht auf der Welt ist, um Milch zu trinken, sondern um die Orgel zu spielen. Als er oben in der Muttergotteskapelle das Oel aus der Lampe stahl, um sich damit für den Frauentag die Schuhe zu ölen, das kostete in der Kirche nur eine Bank. Als er draußen an der Wegtheilung einen fremden Bettelmann über den Haufen warf, der sich nach Heilingbach einschmuggeln wollte, das kostete zwar gar keine.

Eines Sommersonntages war der verbogene Josue vier Bänke auf einmal nach rückwärts gerückt. Im selbigen Stuhl saß ein verkniffenes Bäuerlein, das sagte dem Alten in's Ohr: „Na, alter Krebs, Du mußt sacrisch aufgeladen haben, daß Du Dich nicht weiter nach vorwärts schleppest!“

Wurde der Josue über und über roth im Gesicht.

„Leicht kann ich Dir tragen helfen,“ meinte das Bäuerlein.

„Trag' Du Deinen Pack, ich will schon Einen finden, der mir tragen hilft.“

Und bis der Monat zu Ende gieng, hockte denn der Josue fast immer schon hinten neben den Thurmpfeilern im finsteren Winkel. Da war's freilich hohe Zeit, daß er Einen suchte, der ihm tragen half. Er fand ihn gleich daneben im Beichtstuhl.

Und von demselben aus gieng er wieder in seiner ganzen Gottwohlgefälligkeit dem Hochaltare zu, wo er mit beneidenswerthem Behagen die Communion empfing.

Der alte Pfarrer sagte einmal zu ihm: „Josue, ich möchte Dir den Leib des Herrn lieber hinten an den Thurmpfeilern reichen, vor der Beichte, als dahier am Hochaltare nach derselben.“

Der Josue hatte ihn nicht verstanden, sondern bei sich gedacht: Unser alter Pfarrer wird auch schon stark verwirrt in seinen Reden.

Und so gieng es Jahre lang fort, daß der Bettelmann wohlgehalten war in der Gemeinde, und daß sie in der Hoffnung auf Glück und Segen durch den Armen ihr Theil dahin hatten. So gieng es fort, daß der verbogene Josue allmonatlich zur Beichte gieng und unmittelbar nach derselben im Bewußtsein seiner Bettlerwürde sich am Hochaltare aufpflanzte, um sich dann allmählich von Bank zu Bank zurückzuziehen unter die düsteren Thurmpfeiler, und stolz zu sein auf seine Demuth. Wenn er vom Beichtstuhle weg in seiner verschlissenen, schlotternden Gewandung und in der komischen Aufgeblasenheit seiner frommen Existenz durch die Kirche trabte, nicht nach links und nicht nach rechts schaute, sondern sein verdorrtes Kröpflein hoch und steif auf dem braunen Halse trug, da flüsterten sich die Leute zu: „Heut' geht mehr der Josel wieder!“

Und eines solchen Tages war's, als der alte Bettelmann wieder mit hoher Gravität durch die Kirche geschritten kam, geräuschvoll und mit den Fetzen flatternd, als wäre die Kirche für ihn allein erbaut, und er sich am Altare hingestellt hatte mit Stab

und dem richtigen Wurfe der Mantelfalten wie eine Heiligenfigur, die sich hoch verehren, wo möglich ein wenig anbeten lassen will — wie er gerade noch so starr dagestanden war, schrie er plötzlich laut auf, daß es im Kirchenschiff hallte: „Betet mich an, ich bin der Arme von Heilingbach! Betet mich an! Betet mich an!“ Dann sank er zusammen. Zuerst sank er an das Postament des Altarbildes, von diesem glitt er auf das steinerne Pflaster hinab — lautlos — leblos.

Der alte Pfarrer sagte an jenem Tage, in der Predigt die folgenden Worte: „Der Menschen Straßen sind vielfältig und oft seltsam. Jede hat ihr eigenes Ziel. Dem alten Josue sind vor einer Stunde die Sünden vergeben worden, aber besser ihm, er wäre vor der Stunde gestorben unter den Thurmpfeilern — in seiner Demuth.“

Der Geiz.

Vor dreißig und mehr Jahren haben sich die Leute von Hinterbergen noch Alles selber gemacht, gebaut. Ihr Haus, ihr Gewand, ihr Essen — und auch die Löffel dazu.

So war Einer unter ihnen, den hießen sie den Löffel-Maier. Er war ein gelernter Zimmermann, war aber zur Ueberzeugung gekommen, daß Axt und Winkeleisen nicht Jedermann ernähren, daß es nur ein einziges Werkzeug gibt, welches das thut, nämlich der Löffel. Nicht bloß Den ernährt, der ihn zum Munde führt, sondern meist auch Den, der ihn macht. Ich vermuthe aus Ahorn- oder Nußbaumholz sind die Löffel geschnitzt worden, weiß es aber nicht bestimmt, denn zur Zeit, da ich mich noch mit derlei „Suppenschaufeln“, wie wir sie hießen, abgeben mußte, fragte ich weniger darnach, woraus sie bestanden, als was sie enthielten.

Der vornehme Herr würde mit Blechlöffeln besser essen, als der Arme, aber er muß Silberlöffel haben. So hat sich auch der Großbauer mit den Holzlöffeln nicht begnügt, sondern sich der Beinlöffel bedient, die aus den Hörnern seiner Ochsen gemacht wurden. Auch solche verstand der Löffel-Maier zu verfertigen. Daß die Hörner nur auch immer groß genug waren, denn man weiß ja: was bei den herrischen Leuten eine Portion ist, das heißt bei den Bauern ein löffelvoll.

Es war eine rechte Freude, zu sehen, wie in Maier's Stube die fertigen Löffel zu vielen Dutzenden — er verkaufte sie nach dem Dutzend — in anmuthig gebundenen Büscheln oder in losen Reihen herumlagen. Die hölzernen Dinger gaben sich hübsch demüthig, aber die beinernen in ihren bunten Naturzeichnungen, vom Perlmuttergrau bis zum glänzendsten Schwarz, gestreift, gefleckt und am Rücken, wo der Stiel auslauft, mit netten eingegrabenen Zeichnungen versehen, diese beinernen träumten von Rahmsuppen und Schmalzkoch, Brennsterz und gar vom Kaffee!

Der Maier gab ihnen viele Empfehlungen mit an ihre wohlhabenden Käufer und wenn er dann einmal in ein solches Haus kam, da fragte er die Bäurin: „Nu, Mahm, wie lassen sich die neuen Löffel an? Sind sie nicht zu seicht und kratzen sie nicht?“

War es wohl manierlich, daß hierauf die Bäurin sagte: „Wirst halt einen probieren müssen!“ und ihm was zum Schaufeln vorsetzte.

So gieng denn der gewissenhafte Mann an den Feiertagen in der Gegend umher, um seine Löffel zu probieren. Und dieweilen blieb sein Leiblöffel daheim verschont und nützte sich nicht ab. So wie ein Schuster die schlechtesten Schuhe an den Füßen hat, so hatte der Löffel-Maier den armseligsten Löffel. Es war richtig ein beinerner, aber schon rauh und schuppig über und über und an den Rändern arg

zerbissen, wie ja der Bauersmann mit Sterz und Schmalzmus, mit Rahm und Knödeln und Allem was er hat, allmählich auch den Löffel auffrißt.

Der Löffel=Maier war nicht für Fraß und Völlerei, wenn's auf seinen Leiblöffel ankam, und die Sparsamkeit, meinte er, ist eine Tugend, die schon auf Erden belohnt wird, wem's auf den Himmel zu lang dauert.

Der Löffel=Maier hatte keine Familie. Weib und Kind haben wollen, sagte er, das sind Schwachheiten! Daß gerade die kräftigsten Männer solchen Schwachheiten verfallen, das konnte er gar nicht begreifen. Er war auch ein Mann in den besten Jahren, und so oft er Gefahr lief, stellte er sich lebhaft vor, was eine Familie für Geld kostet, erquickte sich dann im Anblicke seines Sparpfennigs und war wieder stark. Er that Alles allein. Er kochte sich allein, verpflegte sich in Allem, seine Ansprüche waren ja bescheiden.

Da hatte er einmal bei einem Nachbar ein junges Schweinlein adoptiert, das wegen seiner vielen Geschwister, die ihm die Muttermilch von dem Rüßlein wegschnappten, recht armselig war. Er hatte den Kindern des Nachbars ein paar mißrathene Löffelein geschenkt und fragte dann, was das halbcrepierte Vieh koste?

„Mein Gott, das kostet nichts, Du hast eh den Kindern die Löffel geschenkt. Nimm's nur mit, das Fackerl; wünsch' Dir viel Glück, daß Du's aufbringst!“

So war's recht.

Der Löffel=Maier atzte das Schwein mit warmer Liebe. Abfälle von Kraut und Rüben hatte er, oder erhielt sie von der Nachbarschaft. Die nöthige Milch gab ihm seine Ziege, die sich auch sonst recht anständig mit dem Stallgenossen vertrug. Da gedieh das Schwein und wurde groß. Ungeahnt wuchsen ihm hier egyptische Fleischtöpfe heran und er freute sich auf die Zeit, da er dieses dankbare Wesen schlachten und verzehren würde.

Aber als das Schwein kugelrund geworden war, da dachte der Löffel=Maier in seiner Bescheidenheit: Es ist doch Sünd' und Schad', diese schöne fette Sau selber zu essen! Anderen ist mehr zu thun um einen solchen Klumpen Erdenfreud', als mir. Ich habe an einem braven Erdäpfelröster just so viel, als wie an Fleisch und Speck; ich mag gar nicht fett essen, ist auch nicht gesund. Das Rechtschaffenste wird sein, ich treib' sie hinüber in's Rättenegg zum Fleischhacker.

Und eines Tages im Spätherbst, da legte der Löffel=Maier dem Schwein beim Hinterfuß einen Strick an, und an diesem Strick führte er es aus dem Stalle und vor sich her. Das Thier war ein solches Spiel nicht gewohnt und wollte davonlaufen; aber diesmal gieng der linke Hinterfuß nicht mit, das Thier strauchelte, fiel zu Boden, wälzte sich auf der Erde, stand endlich doch wieder auf und trippelte grunzend weiter, weil der Mann mit der Gerte hinterdrein war. Der Maier hatte aber sehr viel Geduld, er schlug nicht zu und er hetzte nicht, denn so eine Sau, wenn sie sich etwas abmühen und ärgern muß, ist boshaft genug und wird unterwegs um ein Pfund geringer.

Wie theuer das Pfund jetzt etwan gezahlt wird? Es geht um, daß in Rättenegg die Saubuis (Schweinekrankheit, Seuche) sein thät. Aber wer weiß, ob's wahr ist. Wenn's wahr ist, geht unsere Dicke gut weg, denn jetzt kommt der Kirchweihsonntag und da brauchen sie viel Schweinernes zu Rättenegg.

So rechnete der Löffel=Maier unterwegs, da stieß die Sau plötzlich einen Schreckruf aus in ihrer Sprache und machte einen kräftigen Sprung nach der Seite, daß sie den Maier, der gewissermaßen an ihrem Fuße hieng, schier über den Wegrain hinabgerissen hätte. Die ganze Aufregung kam von einem Hasen, der über den Weg gesprungen war, und zwar von links

nach rechts, was übrigens Glück bedeutet. Glück, wenn Eins zum Fleischhacker geführt wird? Das arme Thier war wahrlich nicht mit Unrecht so nervös auf diesem Wege.

Der Maier war guten Muthes, und zwar in einem so hohen Grade, daß er religiöse Stimmungen bekam. Im Gefühle der Zuversicht geht eigennützigen Menschen das Frommsein am besten von statten. Darum kam ihm die Kapelle ganz recht, die auf dem Bergpasse stand, über den sein Weg führte. Sie stand unter einer Gruppe von alten Schirmfichten, war zwar nur aus Brettern aufgeführt, an denen graue Moosbärte wuchsen. Die Thür war schon aus den Angeln gefallen und im Innern standen auf dem Erdboden kleine Pilzlein. Das macht Alles nichts, der Maier sah es kaum, er dachte nur an Den, der drinnen auf der Wand war, dem die Kapelle geweiht worden — kein Geringerer, als der heilige Viehpatron Erhardi, mit dem geschnitzten Ochsen zu seinen Füßen, als Symbol seines Patronates.

Die katholische Kirche hat bekanntlich zum Troste der Gläubigen gegen jede Plage des Lebens einen Patron aufgestellt, respective zur Verehrung und Anrufung vorgeschlagen, was seinen großen Nutzen aufweist für die Vertrauenden und Hoffenden. So haben wir zum Exempel gegen Hochgewitter den heiligen Donati, gegen Feuersgefahr den heiligen Floriani, gegen Wassernoth den heiligen Sebastiani, gegen Pestgefahr den heiligen Rochus, gegen Halsübel den heiligen Blasius, gegen Zahnschmerz die heilige Apollonia, zur Wiederfindung verlorner Sachen den heiligen Antonius von Padua, zur Wiederbringung verlorner Ehre den heiligen Johannes von Gott und die heilige Genofeva. Die Wiederbringung verlorner Ehre ist eine so schwere Sache, daß zwei der mächtig-Heiligen dazugehören! Und gegen Viehseuchen ist es der heilige Erhardi, der von dem Volke angerufen wird.

„Mit Dir habe ich heute was zu reden", sagte der Löffel-Maier, als sie zur Kapelle kamen, und meinte damit den Heiligen.

Nicht weit von der Kapelle hieng an einem Pfahl eine weiße Blechtafel mit der Aufschrift: Freischurf. Ein Eisengewerke aus dem Thale hatte in dieser Gegend nach Erz gesucht, und zwar so lange, bis er sein Geld verloren. Auf dem Schutte, den er aus dem Stollen gegraben, wuchs Blätterwerk und Gestrüppe, der Stollen selbst war halb verfallen, die Tafel aber, mit der er sein Schürfen zur Kenntnis brachte, stand immer noch da. Weil der Nagel daran just so hakengerecht hervorstand, so befestigte der Löffel-Maier den Strick an demselben, damit das Schwein gesichert war und ihn nicht in der Andacht stören konnte.

Hierauf gieng er in die Kapelle, hockte sich an dem windschiefen Betpult hin und hub an zu beten. Das Gebet lautete beiläufig so: „O heiliger Erhardi, der Du davor auf der Wand stehst und ein sehr schönes goldenes Gewand anhast. Zu Deinen Füßen sitzt ein Ochs. Aber Du bist nicht für die Ochsen allein, Du bist für jedes Vieh, also auch für die Schweine. Ich bedank' mich für's Erste bei Dir, daß Du das meinige so faist hast werden lassen. Und nachher hätt' ich ein schönes Gebitt. Erhörst mich, so laß' ich Dir den Opferstock renovieren, der, wie ich sehe, caput ist, und daß Dir die Leute wieder was opfern können. Zu Rättenegg ist jetzt die Saubnis arg. Da geschieht ihnen ganz recht, die Rättenegger sind übermüthig und thun an den Samstagen tanzen, sitzen während der Meß und Predigt in den Wirthshäusern um und treiben auch sonst Allerlei. An Deinem Erharditag ist eine stille Meß gewesen und hab' ich nicht fünf Leut' in der Kirchen gesehen. Der Fleischhacker verkauft Knochen für Fleisch und ausgemergeltes Kuhfleisch für Ochsenlenden. Den Schweinsbraten dunstet er auf, daß

aus einem spottschlechten Stückel eine Portion wird; das nichtige Gedärm verkauft er armen Leuten als Speckfleck und G'schneidel und das Abfallet und Ueberlaßlet thut er in die Würste, daß der Geizkragen auch dafür noch hartes Geld kriegt. So geschieht den Rätteneggern, und Insonderheit dem Fleischhacker, über die Maßen recht, wenn Du sie mit der Saubuis strafest, und ich kann die meinige um das besser verkaufen. Wenn viel verrecken, verhoffe ich mir für die Dicke doch fünfundzwanzig Gulden zu lösen. Nicht etwan, daß Du meinst, es gienge mir nach etlichen Groschen mehr oder weniger, mir ist's nur um Deinen Opferstock zu thun, dem lege ich dann ein lärchenes Band an, hält besser, wie ein eisernes und kostet nicht so viel. Mir geht's nicht um's Kosten, wenn ich Dir einen Gefallen thun kann, aber die eisernen Bänder, mußt bedenken, die stehlen sie, die hölzernen lassen sie daran. Also ich verlaß mich d'rauf, schau, wir sind schon alte Freunde, bist mir auch dazumal bei der Viehseuche beigestanden, daß die Hörner sind billiger worden."

Das war die Anrufung und dieser haarsträubenden Lästerung hieng der Löffel-Maier ein Vaterunser 'ran.

Nach solcher Andacht verließ er die Kapelle, um nach „Derseinigen" zu schauen. Und jetzt gieng das Unglück an. Das Schwein war nicht mehr da. Es war der Strick nicht mehr da, an dem es gehangen, und es war die Blechtafel des Freischurfs nicht mehr da, an welcher der Strick befestigt gewesen. Das an seinem Fuße angebundene Geschöpf Gottes wollte von einer solchen Verbindlichkeit nichts wissen, es hatte das ganze Zeug vom Pfahle losgerissen und auf seiner Flucht mit sich geschleppt.

Das Erste, was dem vor Schreck halb ohnmächtigen Maier einfiel, war natürlich: gestohlen, denn jeglicher Argwohn solcher Leute geht zuerst auf schlechte Menschen. Das Fehlen der Freischurftafel belehrte ihn eines Besseren. Anfangs horchte er, ob er vom Waldgestrüppe herauf kein Rascheln oder Grunzen höre. Dann begann er das Schwein bei seinem Kosenamen zu rufen, womit er es sonst auch immer zum Fettwerden angeeifert hatte. Als das nichts half und von der Flüchtigen keine Spur zu entdecken war, fluchte er ihm den leidigen Teufel nach, hob dann einen Stein auf, um ihn gegen die Kapelle zu schleudern, ließ ihn aber wieder sinken, und hub endlich bitterlich an zu weinen.

Weil er den Stein nicht geschleudert hatte, so mochte ihm — nach Maier's Gedanken — der Heilige den Rath eingegeben haben: Auf den Lehmweg mußt Du gucken! In demselben fand der Maier nun auch die Spur der Klauen; diese giengen aber nur eine kurze Strecke wegshin, dann verloren sie sich.

Der Maier suchte sonach den ganzen Tag sein Schwein. Er suchte an den Waldhängen und in Wildsträuchen, er blieb schier stecken in Moorgründen. Wen er ansichtig wurde, den fragte er: „Habt's keine Sau gesehen mit einer Freischurftafel?" In den Bauernhäusern fragte er dasselbe. Sie hielten ihn für verrückt und Keiner wußte Rath.

Er war zu seinem Häuschen gegangen, für den Fall sie häuslicher Sinn oder Heimweh zurückgeleitet hätte. Sie war nicht dort, sie war nirgends. Ein Nachbarsknecht sprach die Vermuthung aus, daß sie sich gegen den Steibelhof gewendet habe, denn dort hätten sie einen Focken. „Wenn das ist, wird sie mir mager!" rief der Maier. „Und kriegst lauter Junge mit Freischurftafeln!" spottete der Knecht.

Der schwerbedrängte Mann gieng weiter.

Als die Abenddämmerung kam — welch ein trauriger Abend — suchte er noch immer. Da war es ihm, als höre er aus einer Schlucht herauf das Angstgeschrei eines Schweines, wie es solche Thiere gellend ausstoßen, wenn

sie mit dem Tode ringen. In der Schlucht steht die Hütte des Schneider-Michels, der mit seiner Familie bisweilen dem Verhungern nahe ist, seitdem die Nähmaschinen und bei den Krämern das „Kaufgewand“ den armen Bauernschneidern das Handwerk legen. Dieser Michel wäre es schon im Stande!

Der Löffel-Maier fährt halb rasend die Berglehne hinab. Vor der Hütte huschen zwei halbnackte Kinder um, bestrebt, das Hühnervolk in's Haus zu jagen.

Einen der Jungen hielt der Maier an und fragte ihn, wo sein Vater wäre?

„Der Vater thut Sau tranchieren“, war die Antwort.

An der Thür zornte ein Weib über das lasterhafte Gewinsel des Schweines, das alle Hühner von den Aufsitzstangen verscheucht hatte.

„Ja, ja, Du möchtest wohl gewiß auch winseln, wenn man's Dir so triebe!“ rief er der Schneiderin zu.

Diese machte große Augen, als sie den Löffel-Maier sah. Ihr Gesichtlein, das zur Hälfte vom Herdfeuer beleuchtet war, sah sich in diesem Augenblicke gar nicht übel an. Der Maier trat an ihr vorbei in die Stube; da drinnen stand an der Spanfackel der Schneider-Michel und schürfte eben das Schwein auf.

„So recht, so recht!“ redete ihn der Maier an, „hätt' ich doch Einen gefunden, der mir die Sau gut zahlt.“

„Ist das Deine Sau gewesen?“ fragte der Michel.

„Gewesen, Schneider?! Wie Du willst, sie kostet fünfzig Gulden.“

„Das ist anders, mein Mensch,“ sagte der Michel, „das Thier da kostet mich gar nichts, als das Einfangen.“

„Wie so, möcht' ich wissen!“

„Ist doch,“ meinte der Schneider, und schnitt und schürfte lustig d'rauf los, „die Freischurftafel d'rangewesen. Dort liegt sie noch, gelt, Thadädl Du hast es auch gesehen?“

Der zur Zeugenschaft Aufgerufene war der Gemeindebote, welcher auf seiner Heimkehr eben ein wenig beim Schneider zugesprochen hatte, um sich eine Pfeife Tabak anzuzünden.

„'s ist so! 's ist so!“ sagte der Thadädl, sonst sagte er nichts.

Der Löffel-Maier, der hier seinen Vortheil wahrnahm, forderte für sein getödtetes Schwein immer entschiedener fünfzig Gulden. Dem Michel wurde die Sache schon unangenehm; er wußte wohl, daß er kein Recht gehabt hatte, das herrenlose Thier zu fangen und zu schlachten. Er verlegte sich nun auf's Bitten, versprach Entschädigung, sobald er nur könne, die Noth in seiner Hütte sei nicht gering, er, der Maier, solle sich Weib und Kinderwerk ansehen.

Wieso er sich als arbeitsloser Mann den unnöthigen Aufwand erlaube? fragte der Maier.

„Welchen Aufwand?“

„Weib und Kind!“

„O lieber Gott im Himmel!“ lachte der Schneider seufzend auf.

„Wenigstens nimmt man sich keine Junge!“

Der Schneider bat ihn, das Schwein zurück zu nehmen und still zu sein.

„So dumm bin ich nicht“, versetzte der Maier sehr gemüthlich. „Das Schwein werde ich freilich nehmen, und Dich auch. Hast daheim ohnehin nichts zu essen, so wird Dir der Arrest gut genug sein!“

„Maier!“ schrie jetzt die Schneidersfrau.

„Ei so, Du!“ sagte der Maier und legte seinen Arm um ihren Leib, „es ist wahr, Du könntest vermitteln. Wollen den Leckerbissen einmal tauschen. Der Meister mag sich an meinem Schweinsbraten einmal satt essen, ich bin kein Stein. Aber beim Tisch soll er bleiben und keinen Neid lassen spüren!“

„Das ist genug, just genug!“ redete jetzt der Thadädl d'rein, „ich hab's gehört und jetzt wollen wir einmal den Löffel-Maier einsperren lassen.

Auf das, was er eben angespielt hat, haben die braven Vorfahren die Todesstrafe gesetzt. Köpfen wollen wir ihn nicht, aber unser Richter versteht in diesen Sachen keinen Spaß. Hat erst vor Kurzem den Schmiedjack auf ein halb Jahr festsetzen lassen, von wegen der Frau Wirtin, und ist leicht nicht einmal was d'ran gewesen. Nachher, Löffel-Maier, kannst Du mit Deinen eigenen Löffeln das ausessen, was Du Anderen eingebrockt hast. Da Du daheim ohnehin immer so viel zu essen hast, so wird Dir der Arrest ganz gesund sein!"

So kräftig gieng der Gemeindebote d'rein, daß dem Maier angst und bange wurde. Wenn der Mensch schon keinen Spaß mehr haben dürfe, so behauptete er, dann höre sich ja Alles auf.

Diesen Spaß dürfe er nicht haben, unter keiner Bedingung! belehrte der Bote.

„So hol's der Teufel mitsammt der Sau!" fluchte der Maier und machte sich davon.

„Ich wünsche guten Appetit zum Braten!" sagte der Thadädl und auch er gieng seines Weges.

Die Schneiderleute ließen sich's wohl sein.

Der Löffelmacher hat sich seither mit der Schweinezucht nicht mehr abgegeben; lieber gieng er seinen Löffeln nach, wie vor und eh, bis der Gemeindebote, der schon einmal zu seinem Unglück geboren war, die blechernen in's Land brachte.

Sankt Erhard hat immer noch keinen renovierten Opferstock. Er mischt sich nicht d'rein.

Der Bär.

Erzählung von Friedrich Kottenbacher.

Ihre Majestäten hatten soeben gespeist. Die wichtigste Staatsaction Frankreichs bestand nun im Nichtsthun seines Oberhauptes. Die ungestörte Verdauung Sr. Majestät konnte diesem Reiche noch auf 24 Stunden die Segnungen des Friedens sichern. Es war die harmlos glückliche Zeit, in der sich Ludwig XIV. bescheiden mit dem Bewußtsein begnügte, daß es nur eine Person in Frankreich gäbe, die um ihretwillen leben dürfe — nämlich der König selbst und daß alle Franzosen für ihn leben. Noch beschied sich Ludwig mit seinen eigenen Landsleuten; noch war er heidnisch und klein und steht uns menschlich näher; noch hat nicht Louvoir seinen Herrn durch Eid- und Treubruch, durch Raub und ritterliche Thaten zum Großen — noch hat nicht der gleißende Stern Maintenon, welcher wie ein Irrwisch über dem Sumpfe von Versailles zittern sollte, den König durch Unterthanenmord zum allerchristlichsten König avanciert. Der Hof gab sich leichtsinnig und frivol, er gab sich wie er war, und das war seine bessere Zeit; er borgte noch nicht Frömmigkeit und barg noch nicht unter dem Scheine derselben einen Abgrund von Liederlichkeit und moralischer Fäulnis. Außen Pracht, innen Leichtsinn, das war die Losung des Hofes von Versailles.

Die Majestäten langweilten sich auf einer Gartenterrasse des königlichen Lustschlosses, während der Hofstaat, da es heute keine Festlichkeit gab, sich mit Allerhöchster Zustimmung anderwärts langweilen durfte. Außer den Majestäten hatten sich auf der Terrasse

der Bruder des Königs, Philipp von Orleans, und dessen Gemahlin, Elisabeth Charlotte, eingefunden. Einige Cavaliere und Damen du jour unterhielten sich flüsternd in einer respectvollen und erwünschten Entfernung. Nur der wohlbeleibte conseilleur d'Etát Debrion und das röthlich-blondgelockte Ehrenfräulein Delaforce waren ganz nahe, der Conseilleur hinter dem Stuhle des Königs, als wäre er bereit, etwaige Geistesabfälle Ludwig's als Brosame allerunterthänigst aufzulesen, und das Fräulein en face vor dem Stuhle der Herzogin. Außer den reichen Haarwellen waren am Fräulein die großen, tiefblauen Augen bemerkenswert, Augen, die auf dem Grunde irgend ein Schelmenstück — oder einen schwärmerischen Traum bargen. Nüchternen Ernst würde man darin vergebens gesucht haben. Ihre weichen, rosigen Fingerchen hielten eine zierlich mit Bindfaden umwundene Rolle. Ueber dem Kopfe der Herzogin suchten diese räthselhaften Augen die Geheimnisse einer im Rücken der hohen Herrschaften befindlichen Thür zu ergründen. Geheimnisse? Sicher verbarg die Thür solche, denn einmal öffnet sie sich vorsichtig, langsam und läßt ein funkelnd Augenpaar erkennen — dann schließt sie sich ebenso vorsichtig, langsam. Ein zweitesmal läßt sie ober dem Augenpaar den Federhut, unter dem Augenpaar das Bandelier erkennen — ja ein drittesmal läßt sie Sr. Majestät Musketier errathen. Augen sind eben magnetisch, gar räthselhafte und geheimnisvolle, tiefblaue und funkelnde Augen.

Elisabeth Charlotte von Orleans wollte die Verstandespause benützen und einen Geistesfunken ihres Schützlings, des Fräuleins Delaforce zur Flamme anblasen, an der sich ihr königlicher Schwager für dasselbe erwärmen sollte; deshalb stand auch das Fräulein mit der Rolle in der Hand jetzt in diesem erhabenen Kreise. Die Herzogin von Orleans war, in Parenthesi bemerkt, eine deutsche Prinzessin, die „es für eine Ehre hielt, eine Deutsche zu sein", die auf französischem Boden ihr deutsches Heimatsgefühl hochhielt — fünfzig trübe, unglückliche Jahre lang, eine Frau, würdig, daß ihrem Andenken von hoch- und höchstgebornen deutschen Frauen auf deutschen Heimstätten Altäre errichtet werden.

Eben wendet sich der König an die Herzogin. Er spricht laut, sehr laut, ein Vorrecht, das sich die Andern nicht nehmen durften; dabei setzt er die Worte zierlich, wie es zur guten Lebensart gehörte, im Gegensatze zur rohen Ausdrucksweise einer früheren Periode.

„Madame hat uns einen außergewöhnlichen Genuß zugedacht," und halb zur Königin: „Madame kennt nur Genüsse, die anregend, reinigend wirken. Wenn Feste und Kurzweil aller Art schmeichlerisch an uns sich drängen, ihre Wogen über unser Haupt schon zusammenschlagen und es streicht plötzlich, all' die Kobolde bannend, frische Luft durch das feuchte Haar — wie athmen wir leichter auf! Ein kühlender Hauch in der Glut des Vergnügens, ein mahnender Gruß des Nordens an den überschwenglichen Süden."

Die Königin war guter Dinge, sie sagte: „Sire, Sie sprechen meine Gedanken aus. Madame kam wie erfrischende Morgenluft."

Monsieur, dem Herzoge, fröstelte es bei den Gedanken an die erfrischende Morgenluft; seine kleine, schmächtige Gestalt verkroch sich in sein mit Stickerei übersätes Kleid. „Erlauben mir Euer Majestät, daß ich entschieden widerspreche. Madame kam wie der rauhe, kalte Nordwind, husch!"

Die Herzogin blickte ihren Gemahl schalkhaft an und meinte: „Man sieht, daß Monsieur verweichlicht ist, da ich im Grunde weder rauh noch kalt bin."

Die Königin sagte ihrer geliebten Schwägerin gern etwas Verbindliches.

„Sie wollen sagen, Madame, der Kern sei weicher als die Schale.“

„Bitte,“ erwiderte die Herzogin, „die Schale darf nicht mehr versprechen — der Kern nicht weniger halten — ja im Gegentheile, so meinte ich.“

Der König hörte etwas zerstreut zu. Die Herzogin bemerkte seine Ungeduld und beeilte sich an die gnädige Erlaubnis des Königs anzuknüpfen, ihn einige flüchtige Augenblicke lang unterhalten zu dürfen. Sie suchte einen geeigneten Uebergang, um ihren Schützling in den Vordergrund zu bringen und fuhr fort: „Für angenehme Kurzweil und Reinheit des Genusses spricht am besten Fräulein Delaforce selbst — — mein Ehrenfräulein, Majestät.“

Die Königin blickte das blonde, elfenschlanke Fräulein überaus huldvoll an. „Kommen Sie näher, Fräulein. Wo habe ich Sie doch zuletzt gesehen?“

Delaforce führte einen wundervollen Knix aus, der das Wohlgefallen der Königin noch steigerte. „Am letzten Sonntag bei dem großen Cercle wurde mir die unverdiente Auszeichnung, von Euer Majestät bemerkt und angesprochen zu werden. Ein unvergeßlicher Moment, Majestät!“

Die Königin nickte gnädig.

Ahnte der König eine weibliche Verschwörung oder machte ihn die röthlich-blonde Farbe unruhig? Genug, er konnte sich an die Haarwellen des Fräuleins nicht gewöhnen, übersah sie hartnäckig und richtete seine Worte nur an die Herzogin.

„Sie sind Künstlerin?“ fragte die Königin.

Da öffnet sich die geheimnisvolle Thür vorsichtig, langsam und —

„Ich weiß nicht,“ stottert Delaforce verwirrt.

„Sie wissen das nicht?“ Die Verwirrung des Fräuleins hieng mit der Thüröffnung zusammen: beide vergrößerten sich. „Ihnen ist nicht wohl,“ sagte die Königin besorgt, die eine fliegende Röthe im Angesichte des Fräuleins wahrnahm. Elisabeth Charlotte that dieser Auftritt leid, der ihres Schützlings Verlegenheit vermehren mußte; obschon sie die Ursache der Befangenheit im Augenblicke nicht einsah, suchte sie dieselbe durch die Gegenwart so ausgezeichneter Personen zu entschuldigen, vor denen sich das Talent erst zu bewähren habe.

Delaforce wußte sich dabei zu fassen und winkte heftig gegen die Thür, als wolle sie einen Geist bannen und glaubte es ganz unbemerkt zu thun; doch der König nahm es wahr, er warf einen Blick zur Thür und sagte halblaut: „Debriou, ich glaube ein Geräusch zu hören — sehen Sie nach.“

Delaforce preßte die Hand auf das Herz. Debriou gieng; hinter der Thür stand, dem Conseilleur nur zu wohl bekannt, Seiner Majestät Musketier, Debriou Sohn.

„Ungerathener Bube,“ flüsterte Debriou Vater, Zornröthe im Angesichte, „hieher gar treibt Dich der böse Zauber? Du hast Dienst beim Audienzsaale. Hinweg, ehe man Dich sieht!“

„Wen sahen Sie?“ fragte der König.

Debriou antwortete halb verlegen: „Niemanden, Sire.“

„Ich dachte, Sie sprachen?“

„Ich wunderte mich darüber, Niemanden zu sehen.“

„Ich würde mich gewundert haben, Jemanden zu sehen. — Nun zu unserer Künstlerin.“

„Nur eine Künstlerin der Feder, Sire,“ wendete die Herzogin ein.

„Weiß sie einer Feder Töne zu entlocken?“ fragte die Königin naiv.

„Töne und Farben. Töne, die zum Herzen dringen, Farben, die das Auge entzücken.“

Der König war kein Freund von Räthseln. „Sie spielt und malt?“ warf er ungeduldig ein.

„Sie schreibt Romane,“ sagte die Herzogin freudig.

Das war dem König schier zu viel des Scherzes. Das Schreckgespenst einer weiblichen Verschwörung, eines Attentates auf seine Langmuth wurde vor seinem geistigen Auge größer. Für sich allein mochte er sich langweilen, aber sich durch einen Andern langweilen lassen, das däuchte ihm eines Königs unwürdig. „Romane?“ wiederholte er überlaut und „Romane“ riefen unwillkürlich die Königin und Philipp von Orleans.

„Eine Dame, die schreibt —,“ fuhr der König unbehaglich fort, wußte sich aber sogleich zu beherrschen und setzte freundlich hinzu: „Sie sehen mich entzückt, Herzogin! Eine Dame, die schreibt! Unglaublich!“

„Unglaublich!“ verwunderten sich auch die Königin, der Herzog von Orleans und pflichtschuldigst Debriou — Debriou nicht ohne Hohn.

Der König sagte: „Bis nun wußte ich von Fräulein, die mit hölzernen und eisernen Nadeln hantierten, mit Spinnrocken und Kochlöffel vertraut waren, die eine Feder nur spitzten, um auf duftendes Blatt Liebesseufzer zu markieren — aber Romane — — Und einen Roman will das Fräulein — oder irre ich mich? — der Königin dedicieren?“

„Gewiß,“ versicherte die Herzogin schnell gefaßt, „wenn Ihre Majestät die Gnade hat, ihn anzunehmen.“

Der König sagte ohneweiters zu und meinte, die Königin werde sich gewiß freuen, die hübsche Sache mit Muße durchlesen zu können. Die Herzogin hatte von ihrer Sicherheit schon viel verloren, aber noch wollte sie ihr Vorhaben nicht aufgeben; sie sagte daher: „Das Fräulein bittet um die Gunst, den Roman selbst Ihren Majestäten vorlesen zu dürfen.“

Nun lag das Complot offen zu Tage. Also das war's, was Ludwig gefürchtet und es nicht abzuwenden vermocht hatte. Und der Zweck, der dem Complote zu Grunde lag? — Nur jetzt ein Geräusch! Wenn nur Debriou — — Se. Majestät fühlte sich unbehaglich wie schon lange nicht. Er nickte äußerst gnädig; dabei konnte er dieses Fräulein hassen und in diesem Augenblicke — auch die Herzogin, obwohl sie ihm sonst lieb und wert war. Denn nach seiner Ansicht konnte nur die Herzogin den Roman gedichtet haben, den sie ihm auf so schlaue Art und gerade durch diese Delaforce (!) beibringen wollte. Er konnte es sich nicht versagen, der Herzogin leise anzudeuten, wie schwer sie sich an seinem Geschmacke versündigt habe und kam darauf zu sprechen, wie der Deutsche ein Buch schreibe, wo der Franzose nur eine Faust mache. Dabei beginne der Erstere bei der Erschaffung der Welt, komme auf Menschenracen, auf Knochenbildungen — insbesondere der Hand zu reden und schreite den Parademarsch mit aller Wissenschaft, die von den Magistern ausgeklügelt ward, vor des Lesers Augen. Das wäre allerdings unschädlich, wenn der Deutsche nicht die Manie hätte, unbefangenen Leuten auf dem Pfade ihres Berufes aufzulauern, um sie zu zwingen, sein Buch zu lesen — was ihn gemeingefährlich mache.

„Sire,“ sagte die Herzogin, „wir sprachen nicht von einem deutschen Buche; auch schreibt der Deutsche nicht von der Faust, er schreibt vom Herzen für das Herz, vom Verstande und für den Verstand.“

„Ich wollte auch nur die französische Schreibweise der deutschen entgegenhalten — zum Vortheile des Fräuleins, das gewiß ersterer Weise huldigt.“ Dabei warf der König einen ungeduldigen Blick auf die Thür und glaubte zu seiner angenehmen Verwunderung wahrzunehmen, daß die Thür plötzlich von unsichtbarer Hand zugezogen werde. „Debriou,“ rief er, „es ist Jemand vor der Thür. — Apropos, wie heißt doch der Roman, Fräulein?“

„Die Abenteuer der Königin von Navarra," antwortete Delaforce kleinlaut.

„Wie vielversprechend," sagte der König lebhaft. „Ach, meine Damen, ich vergaß während unseres interessanten Gespräches darauf, daß ich den Ambassadeur von Spanien zur Audienz zu erwarten habe. — Debriou! Der Kammerdiener meldet die Ankunft des Ambassadeur?"

Der Conseilleur athmete erleichtert auf; er beeilte sich zu berichten: „Der Ambassadeur, Euer Majestät," und dachte dabei: Der noch gar nicht angekommen ist.

„Das ist reizend," fiel die Königin ein, „unser Ambassadeur. Gewiß Sire, Sie senden uns den Ambassadeur, damit er von der Heimat, von den Verwandten erzähle — sobald es angeht?"

„Sobald es angeht," versicherte der König und fügte mit dem Tone des Bedauerns hinzu: „Die Königin von Navarra! Schade! Wie bedaure ich, auf diesen Genuß verzichten zu müssen!" Er erhob sich, wollte grüßen, aber Debriou sprach sehr vernehmlich gegen die Thür hin: „Eure Majestät hatten die Gnade, meinen Sohn unter die Musketiere aufzunehmen —".

„Wozu diese Bemerkung?"

„Weil es mich so rührt und gegen Eure Majestät mit Dank erfüllt, wenn ich meinen Sohn, als Musketier, vor dem Audienzsaale sehe, wohin sich Sire soeben begeben."

„Sie sind ein zärtlicher Vater, Debriou, und ein guter Unterthan," sagte der König freundlich. „Doch gehen wir. Meine Damen, möge unsere Entfernung Ihre Amusements nicht unterbrechen; es wäre doppelt bedauerlich, wenn durch ein Gebot der Courtoisie gegen Spanien nicht nur ich, sondern auch Sie verlieren sollten." —

Nach der Entfernung des Königs äußerte die Königin den Wunsch, später die Lecture aufzunehmen; sie könne keines Genusses froh werden, den ihr königlicher Gemahl nicht theile.

Der Herzog meinte hierauf boshaft: „Dann werden wir den Roman ebensowenig zu hören bekommen, als der Ambassadeur von Spanien angekommen ist."

Die Königin erschrak gelinde über diese Rede und nannte Monsieurs Zweifel eine Sünde.

Diesen drängte es jedoch, ebenso wie seinen Bruder, aus dem Bereich der Lecture zu kommen. „Ach," rief er entzückt, ich sehe soeben den Chevalier de Lorraine!"

„Thun Sie sich doch keinen Zwang an," sagte die Königin lächelnd; „Sie wissen, wir gehören nicht zu den Precieusen."

Monsieur küßte gerührt die Hand der Königin und ergriff schleunigst die Flucht.

Elisabeth Charlotte hatte jedoch offenbar etwas auf dem Herzen. „Arme Delaforce," sagte sie bedauernd, „ich kannte Se. Majestät noch nicht genug, indem ich zusehr auf seine Liebe zur Poesie baute."

„Der König liebt mehr Maskerade und Komödie als Lecture," erwiderte die Königin.

Nun wurde Delaforce aufmerksam, die Herzogin wollte jedoch mit der Königin allein sein und verabschiedete sie. Die Königin äußerte jetzt der Herzogin gegenüber ihre Theilnahme für das Fräulein, konnte jedoch nicht umhin, den Versuch komisch zu finden, den König durch einen Roman für das Fräulein einnehmen zu wollen. Uebrigens errege Alles dies ihre Neugierde, da sie nicht wisse, was man vom Könige für das Fräulein erlangen wolle. „Ach, helfen Sie meinem Gedächtnisse nach," unterbrach sie sich plötzlich. „Ist mir doch, ich hörte Unangenehmes, das mit dem Namen Delaforce in Verbindung steht. Stellte ich mir nicht eine alte, vertrocknete Megäre vor, wenn von der Delaforce die

Rede war? Meine Vorstellung und dieses blühende Mädchen können doch nicht eine Person bedeuten?"

„Doch, Majestät! Nur ist Ihre Vorstellung irre geleitet. So schlimm sprachen Vorurtheil, Aberglaube, auch wohl böswillige Verleumdung über das Mädchen, daß es mir viel Mühe kostete, es als Ehrendame zu erhalten. Das Mädchen besitzt feinen Verstand, schöpferisches Talent und Tugend — drei Fehler in den Augen des Pöbels, oder wenn man will, Feinde des Friedens. Den Verstand bekämpft die Thorheit, die Talente begeifert der Neid und die Tugend wird von der Verleumdung in den Koth gezerrt. So viele Kampfrufer in der Brust, mußte sie an einem eine Schlappe erleiden, und da es nicht gelang, ihre Tugend zu beschmutzen, nannte man sie eine Hexe, ja Amante des Gottseibeiuns."

Die Königin erinnerte sich nun an Mehreres, das sie gehört hatte, und fragte mit großer Naivetät: „Sie glauben ernstlich nicht daran, daß die Delaforce hundert Jahre alt sei, daß der Satan sie besuche und verjünge?"

Die Herzogin kannte kein Vorurtheil und keinen Aberglauben; es kostete ihr daher einige Mühe, ihre Lachlust zu bezähmen. Sie erwiderte, während es um ihre Mundwinkel verrätherisch zuckte: „Den Satan erschuf die Speculation der Pfaffen und ernährt der Unverstand." Die Königin, eine Spanierin und gute Katholikin, sah ihrer Schwägerin, die sich so manches freie Wort erlauben durfte, erschrocken in das Gesicht. „Ein Beispiel," fuhr diese fort. „Marquis de Nesle verfolgte die Delaforce mit Liebesanträgen. Er war so arg in sie verbrannt, daß er sich im Canal ersäufen wollte. Als er eben daran war, riß er von ungefähr am Bande des Amulets, das er von Delaforce erhalten haben wollte, und schleuderte es zur Erde. Von diesem Augenblicke an war er, wie vom Amulet, so vom Zauber der Liebe befreit und der Lebensfreude wiedergegeben. Im Amulet aber fand man zwei Krötenpfötchen, die ein von einem Fledermausflügel eingehülltes Herz hielten. — So Nesle. — Dies Märchen war seine Rache, da Delaforce seine Liebesanträge abgewiesen hatte. Der Pöbel, stets begierig, Ungeheuerliches zu hören und zu vergrößern, verbreitete dieses wie ähnliche Märchen, da das Mädchen keinen anderen Schutz als seine Tugend hatte."

„Der abscheuliche Nesle," rief die Königin unwillig. „Was geschah ihm?"

„Man glaubte ihm und pries ihn glücklich, des Amulets und der Hexe ledig zu sein."

„Und das Amulet?"

„War ja eine Erfindung des Marquis."

„Das ist arg, Madame. Das sollte man dem Könige gesagt haben."

Madame zuckte ein wenig mit den Achseln.

„Nun hat Delaforce den Sohn des conseilleur d'Etât Debriou in ihr Zaubernetz gelockt. Man wußte jetzt gar den König gegen sie einzunehmen, der den jungen Mann unter die Musketiere steckte, wo dieser, Tag für Tag im Dienste stehend, seine Geliebte weder sehen noch sprechen kann. Ich wollte Se. Majestät mit einem Werke dieser außergewöhnlichen Dame bekannt machen, das von ihrer Reinheit sowie von der Macht ihres wirklichen Zaubers Zeugnis gäbe, der aus lichten Höhen, aber nicht aus dem Reiche der Finsternis seine Waffen borgt. Ich wollte den König so milde stimmen, daß er durch ein Machtwort den Fluch banne, den Widerstand der Familie Debriou breche und die jungen Leute, die sich so zärtlich lieben, gewähren lasse."

Das gute Herz der Königin war gerührt. „Meine Liebe," sagte sie nach einer kurzen Pause, „das ist nicht der Weg zum Herzen des Königs. Gelingt es dem Fräulein, den König, der eine Aversion gegen sie hat, un-

erkannt für sich einzunehmen, was bei irgend einem Spiele oder einer Maskerade ihrer großen Anmuth nicht schwer fallen wird, so läßt sich eher hoffen, seinen Sinn zu ändern.“

Elisabeth Charlotte war noch zu wenig lang am französischen Hofe, um den Charakter, die Neigungen und Launen des Königs genau zu kennen; sie sah nun ein, daß man einen Plan nach den Andeutungen der Königin ausfindig machen müsse. In diesem Augenblicke frug eine Dame du jour an, wann Ihre Majestät den spanischen Gesandten zu empfangen geruhe, der Briefe aus der Heimat bringe?

„Gleich,“ rief die Königin erfreut aus und hatte im Nu auf Delaforce und allen Zauber vergessen. Die Herzogin ließ ihren Unmuth nicht merken, tröstete sich mit dem guten Stern, an den die Verliebten glauben müßten, und verabschiedete sich alsbald von der Königin.

* * *

Während das edle, weibliche Herz den Verstand zu Hilfe rief, fremdem Leide beizustehen, verschloß der männliche Verstand in eingebildeter Unfehlbarkeit das Herz gegen dasselbe.

Der König gieng nicht zum Audienzsaal, sondern gegen die Stallgebäude. Er wollte auf der Jagd auswärts die Zerstreuung suchen, die er heute im Schlosse vermißte. „Debriou,“ sagte er, indem er stehen blieb, „Du hättest besser gethan, Deinen Sohn, da er hinter der Thüre lungerte, zum Falconier zu schicken denn zum Audienzsaale.“

Debriou erblaßte.

Der König achtete dessen nicht und fuhr weitergehend fort seine unangenehme Laune in Worte zu kleiden: „Der Tintenfisch ist ein häßliches Thier, noch häßlicher ein Weib, dessen Hände, mit Tinte bekleckst, den Fängen der Sepia gleichen. Besser ist es, Kostgänger des Gouverneurs der Bastille zu sein, als Tisch und Bette mit einer Frau zu theilen, die das tägliche Brot mit Galläpfeln verbittert.“

Debriou fühlte sich allmählich in sein Fahrwasser geleitet und flüsterte: „O, Majestät, Delaforce ist vom Satan besessen.“

Der König fuhr heftig auf, so daß der Conseilleur erschrak: „Mit dem Satan laßt mich aber in Ruhe! Ihr alten, abgenützten Gäule haltet die Jugend, wenn sie Euch längst und für immer den Rücken gekehrt hat, für Blendwerk der Hölle. Könntet Ihr nur Jugend gegen Eure Seelen eintauschen, Ihr würdet die Ersten einen Pact mit dem Satan schließen.“

Der Conseilleur faßte gewaltsam Muth und watete weiter in seinem Fahrwasser: „Bei Delaforce — Sire — ist es aber offenkundig, daß sie sich der Hilfe übernatürlicher Mächte bedient. Durch Beistand der Hölle ködert sie meinen Sohn.“

Der König schien sehr in Gedanken vertieft, da er in eine Allee gelangte, die weder zum Audienzsaale noch zu den Ställen führte. Es war eine überaus schattige, ja finstere Allee, in der eine weibliche Gestalt mit flatterndem, weißem Gewande vor ihnen dahineilte. Debriou, durch die scheinbare Aufmerksamkeit des Königs ermuntert, jammerte: „Er wird sie entführen und den Stammbaum derer von Debriou entehren! Eure Majestät, eine Schriftstellerin! Eine Besessene!“

Ludwig sagte lakonisch: „Das ist horrible! Ich werde Deinen Sohn zur Armee schicken. Doch jetzt gehe zum Falconier — — he, wen siehst Du wohl dort?“

Debriou gerieth in nicht gelinde Verzweiflung, als er seinen Sohn erkannte, der nicht sehend und, wie der Vogel Strauß, sich auch nicht gesehen wähnend, der weiblichen Gestalt aus einer Seitenallee nachlief.

„O ich unglücklicher Vater!“ rief der Conseilleur. „O Du unglücklicher

Sohn! Da folgt er ihren Spuren wie eine Rothhaut!"

„Rufe ihn zurück!" befahl der König.

Allein des Conseilleurs krächzende Stimme verhallte ungehört in der Allee.

Da donnerte der König: „Musketier! Hieher!" und Debriou stand mit jähem Rucke, drehte sich um und gieng auf den König zu. In seinem Gesichte war weder Schrecken noch Verlegenheit zu erkennen; er blieb mit militärischem Anstande und entblößten Hauptes, wie es die Sitte erforderte, vor seinem Monarchen stehen und erwartete schweigend dessen Befehle. Der König frug streng: „Wo hast Du Dienst?"

„Beim Audienzsaale, Sire!"

„Was suchst Du also im Parke?"

„Ich sah eine Gestalt, Sire! eine verdächtige Gestalt — ich schöpfte Verdacht —"

Debriou Vater seufzte in sich hinein: „O Du Lügner!"

„Gut, Debriou," sagte der König, „Du bist wachsam. Auch ich schöpfe Verdacht. Und die verdächtige Gestalt — wo sahst Du sie?"

„Sie huschte durch den Park."

„Sie hatte weiße Robe?"

„Weiße Robe, Sire!"

„Blondes aufgelöstes Haar?"

„Der Unglückliche!" stammelte Debriou Vater.

„Ich glaube, Sire! denn sie war noch sehr entfernt."

„Ich wünsche, daß sie Dir immer entfernt bleibe; denn es ist nicht nur eine verdächtige, sondern auch eine gefährliche Gestalt. Damit mein Wunsch nicht Wunsch bleibe, befehle ich Dir, daß Du bis zu Deinem Aufbruche zur Armee nicht von unserer Person weichest. Ich erlaube Dir in die Fußstapfen Deines Vaters zu treten als Schatten meines Schattens. Den Vater entlasse ich für heute Abend und bleibe ihm gewogen. Nun wollen wir ungesäumt unsere Vorbereitungen zur Jagd treffen."

Debriou Vater neigte sich bis zur Erde; Debriou Sohn folgte dem Könige mit saurer Miene. Doch wußte er mit der Biegsamkeit der Jugend auch seiner jetzigen Stellung bald etwas Humor abzugewinnen, so schritt er denn gar gravitätisch hinter Ludwig XIV. her als wohlgetreulicher Schatten des königlichen Schattens und trachtete seine Schritte, ja alle seine Bewegungen denen des Königs so anzupassen, daß er der Bezeichnung Schatten vollkommen entsprach.

Da ereignete es sich, daß die verdächtige Gestalt in einem durch Gesträuch halb maskiertem Parkwege wieder auftauchte und daß der Schatten sich vergaß und Kußhände warf. Der König merkte das im Nu, denn es war eine riesige Schattenhand am Boden, die zur Verrätherin wurde. Ludwig XIV. blieb stehen, Debriou — der zu seiner Pflicht zurückgekehrte Schatten — ebenfalls.

„Debriou!"

„Euer Majestät?"

„Welches Lärmen vexiert uns? Hörst Du?"

„Ich höre, Sire!"

„Jetzt hört man nichts mehr."

„Nichts mehr, Sire!"

„Du gibst Dir Mühe, mein getreuliches Echo zu sein, wie Du mein Schatten bist. Du bist die Copia eines Menschen."

„Zu Befehl, Sire — eines erhabenen Königs."

„Ich glaube, Du thust sogar etwas mehr. Du siehst doch nicht, daß ich Kußhände werfe?"

„Ich glaubte es, als Euer Majestät Dero Hand gegen den Mund führten."

„Ich trocknete mir die Lippen mit dem Tuche."

„Ich glaube — so —" sagte Debriou Sohn und warf abermals eine Kußhand in eine gewisse Richtung.

„Nein — so —", entgegnete Ludwig leutselig, indem er das Tuch an den Mund führte, das ein Lächeln

über die Verschmitztheit des jungen Menschen verbergen sollte. „Apropos, wenn es mir wirklich einfallen sollte, Küßchen zu werfen, so brauchst Du dies nicht einmal, auch als Schatten nicht, nachzuahmen."

„Wie Euer Majestät befehlen."

Der König setzte sich wieder in Bewegung, hinter ihm sein Schatten.

„Debriou —"

„Sire —"

„Abermals Lärmen. Sieh, was es gibt! Bleibe in Sehweite und komme bald zurück."

Debriou Sohn gieng gegen die Gebäude zu, der König setzte sich auf eine Bank und verfolgte mit den Augen die verdächtige weibliche Gestalt, von der nur mehr die blonden Haare sichtbar waren. — Ein Herrscher darf sich nie mit sich beschäftigen, dachte Ludwig, indem auch die blonden Haarwellen seinen Blicken entschwanden. Da ist dieser junge Mann, dachte er weiter, er ist artig und einer artigen Gattin wert. Da ist diese Delaforce, wahrhaftig, sie ist auch artig und verdiente einen artigen Gatten. Doch da ist zum Unglücke ein alter, treuer, verdienstvoller Diener, so eine hündische Creatur, dieser alte Narr Debriou, welcher sagt, sie sei arm und eine Hexe — das erste ist fatal — das zweite — parbleu, ob sie eine kleine Hexe ist, diese blonde Delaforce! Sie ist unglücklich, denn sie darf dem Könige nicht gefallen. — Das ist unser Schicksal, wir Mächtigen, daß wir nicht immer das auch thun, aus reiner Opportunität nicht thun, was wir für gut halten; daß wir noch lügen und sagen müssen, wir halten es nicht für gut. — So verlor sich der König in ein Labyrinth von trostlosen Gedanken, so daß er seines Musketiers ganz vergaß und es nicht wahrnahm, als dieser lautlos auf dem Rasen sich näherte.

„Sire," berichtete der Musketier athemlos, „etwas Unerhörtes. Polnische Bärenführer sind in Versailles angelangt und bitten um die Gnade, sich heute Abends vor Eurer Majestät producieren zu dürfen."

„Bärenführer?" fragte der König gedankenabwesend.

„Bärenführer, Sire!"

„Das sind Leute, die —"

„Die Bären führen, Sire!"

„Und führen sie Bären?"

„Sie führen Bären und fast der halbe Hof ist hinterher."

„Da haben wir ja die Jagd — eine Bärenjagd. Man soll die Bären laufen lassen; wir werden sie jagen und erlegen."

„O Sire, das sind wilde Bestien. Manche schöne Marquise oder Herzogin würde unter den Tatzen und Zähnen der Thiere verbluten —"

Der König rieb sich vor Vergnügen die Hände und meinte: „Das wäre eigentlich kein Unglück. — Das wäre allerdings ein großes Unglück," verbesserte er sich.

Der Musketier fuhr fort: „— ehe es dem besten Schützen gelänge —"

„Wenn meinst Du da?" fiel der König ein.

„Euer Majestät. Ich wüßte sonst keinen anderen Sterblichen, dem diese Eigenschaft zukäme."

„Du bist einsichtsvoll, Debriou, und darum wirst Du auch wissen, was die Führer mit den Bären vorhaben?"

„Die Führer wollen, daß die Bären vor Euer Majestät tanzen."

Die Stirn des Königs hatte sich zusehends aufgeheitert. „Köstlich!" rief er aus. „Diese Bitte kann gewährt werden. Sie sollen um die siebente Stunde im Parke tanzen und Komödie spielen. Bei Dämmerung und Fackelschein wird sich das Schauspiel sehenswerth geben. Dabei mögen die Polacken ihre nationalen Weisen spielen. Uns stelle man eine Leiter an einen Baum, von dessen Höhe wir die Leistungen kritisch und unparteiisch beurtheilen wollen."

„Das wäre gefährlich," sagte Debriou, „die Bären würden hinauf-

klettern. In der Ebene sind Euer Majestät weniger gefährdet."

„Nicht deshalb," ließ sich der König mit hoheitsvollem Stolze vernehmen, „aber wir wollen das Fest nicht stören; deshalb lassen wir die Leiter weg und ziehen uns in den Gartensaal zurück; auch will ich nicht der Erste vorne sein, das hieße der Heiterkeit Zwang anlegen. Man unterhalte sich sans gêne. Wenn ein Bär einen Cavalier oder eine Dame beim gepuderten Schopfe anfaßt, schreie man nicht Zeter; wir wollen abwarten, wie sich die Affaire abwickelt. Sollte sich ein Unglück ereignen, so versprechen wir strenge Justiz, Auge für Auge, Zahn für Zahn; wir werden den Bären, wenn seine böse Absicht erwiesen ist, tödten lassen. Es wäre allerdings indecent — und das gibt mir zu denken — wenn solch' eine Bestie eine unserer aufgebauschten, mit Schönheitspflästerchen beklebten Damen zu inbrünstig in die Arme schließen würde: es käme mehr an das Licht — oder weniger — als mancher lieb wäre und gäbe einen Eclat. Nun die zottigen Herrschaften seien willkommen und mit ihnen all' die Herrrn und Damen, die ihnen Heerfolge leisten." — — —

Als die blonden Haarwellen den Augen des Königs entschwunden waren, kamen sie alsbald in den Gesichtskreis des Conseilleurs Debriou, der, alle Furcht vor übernatürlichen Dingen bei Seite setzend, auf das blonde Fräulein blasend und pustend losfuhr. „Was suchen Sie im Parke?" schnaubte er sie an.

„Was auch Sie suchen", erwiderte Delaforce ruhig, „nämlich etwas, das wir Beide nicht finden können."

„Was suche ich? Was meinen Sie, daß ich suche, Mademoiselle Naseweis?"

„Sie suchen nichts, Monseigneur Naseroth," antwortete Delaforce mit deutlicher Anspielung auf den prächtig rothen Gesichtsvorsprung des Herrn Debriou. „Doch, damit ich nicht lüge, bei meiner Beschäftigung des Nichtssuchens suchte ich en passant mein Manuscript, das ich vor ganz kurzer Zeit verloren habe."

„Ihr Manuscript?" höhnte der Conseilleur und wies gegen die Richtung, die der König mit dem Musketier eingeschlagen hatte. „Wenn Sie dieses Manuscript meinen, so rathe ich Ihnen, daß Sie es nicht suchen; dieses Manuscript", rief er, sich in die Brust werfend, „ist mein Manuscript — Debriou Sohn."

„In der That, das einzige Gute, das Sie besitzen," sagte das Fräulein.

„Darum soll es noch länger in meinem Besitze bleiben und nicht von — Ihnen aufgelesen werden," erwiderte Debriou erregt.

„Wir werden uns über Ihre Tyrannei zu trösten wissen, mein Herr."

„Hier hat das „Wir" ein Ende," schrie Debriou, „keine Worte, keine Blicke, die als eine Brücke zu diesem Wir dienen könnten!"

„Wer wird uns all' das verbieten?" fragte Fräulein Delaforce.

„Se. Majestät selbst, armes Kind! Sehen Sie Debriou Sohn, wie er hinter dem Könige einherstolziert, stolz wie sein Vater! Heute darf er den König nicht mehr verlassen und morgen geht er zum Heer ab. Wohl bekomm's!" Debriou nahm mit viel Behagen eine Prise Spanniol zwischen die Fingerspitzen.

„Und doch werde ich noch heute mit ihm tanzen, trotz König und Vater." Debriou hatte die Fingerspitzen bereits zur Nase geführt: nun hielt er aber vor Staunen inne. „Sie — tanzen?"

„Ich — tanzen!"

„Mit — ihm tanzen?"

„Mit — ihm tanzen!"

„Ja, mit wem wollen Sie tanzen?"

„Mit Debriou Sohn, mein Herr — und nicht nur tanzen, auch reden und ihn küssen."

„Meinen Sohn! So!" Dem Conseilleur war nicht ganz behaglich zu

Muthe, er führte nun die Fingerspitzen vollends zur Nase und schnupfte umständlicher, als es nothwendig gewesen wäre; dabei mußte er unwillkürlich an das denken, was über die Delaforce zu verbreiten er selbst am eifrigsten bemüht gewesen war.

So kam er zum Schlusse, daß es das Beste sei zu lachen, und schlug eine gezwungene Lache auf, wobei ihm Delaforce wacker und aus vollem Herzen beistand. Alle muthwilligen Dämonen der Hölle schienen ihn aus ihren Augen anzulachen, so daß er eine mitleiderregende Fratze zeigte und innehalten mußte. Mit Schrecken kam ihm in den Sinn, wie der Satan ja Alles möglich machen könnte, mithin auch das, was Delaforce angedroht hatte. Er nahm sich heimlich vor, die Unselige auf geschickte Art mit Weihwasser zu besprengen. Wäre der Satan in ihr, würde diesem das Weihwasser sehr übel bekommen und ohne den Satan vermöchte sie ohnehin nichts. Also getröstet wandte er sich zum Gehen. Das Fräulein warf ihm zärtlich ein Küßchen nach und rief: „Auf Wiedersehen, Schwiegerväterchen!“

„Da sage mir noch Jemand, sie habe nicht den Satan im Leibe!“ brummte Debriou.

Das Fräulein aber begab sich in der fröhlichsten Laune zur Herzogin von Orleans, die auch von dem Frohsinne ihrer Ehrendame mit fortgerissen wurde, so daß bald Beide, unbeschadet ihrer Stellung zu einander, herzlich lachen mußten, wozu sie auch hinreichende Ursache hatten, wie wir noch hören werden.

* * *

Als die Dämmerung ihren Schleier über den Park auszubreiten anfieng, gab es reges Leben in der Hauptallee. Der allerhöchste Hofstaat, von den Herzogen und Herzoginnen bis herab zu den Edelknaben und Edelfräulein, wandelte scherzend auf und ab. In Ermanglung einer anderen Festlichkeit begrüßte man schon im Voraus die Polaken und ihre Bären mit Wonne. Auf einer der untersten Stufen des Gartensaales standen der König und die Königin und auf den höheren Stufen die königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Auch die beiden Debriou fehlten nicht, der Vater ängstlich besorgt, eine Annäherung des Sohnes an das Fräulein Delaforce zu verhindern. Unter seinen Rockschößen hatte Debriou Vater einen in Weihwasser reichlich getränkten Weihwedel verborgen; wäre es nicht schon dämmerig gewesen, so hätte das Hinuntertropfen des geweihten Wassers gewiß zu boshaften Bemerkungen des allezeit moquanten Hofes genug Anlaß geboten. Mit Genugthuung und Freude erfüllte es ihn, daß er bis jetzt das Fräulein Delaforce im Hofstatte der Herzogin von Orleans vermißte. Er nannte schon ihre Drohungen Renommisterei.

Da nahten sich, umgeben von Fackelträgern, die polnischen Bärenführer; dunkle Massen unter ihnen wurden mit Jubel als Bären agnosciert. Der in polnischer und nicht besonders reinlicher Nationaltracht steckende Anführer der Truppe betrat die Treppe des Gartensalons, indem er an einem Stricke den Bären nach sich zog. Er zeigte in seinem Auftreten, daß er ein Mann der guten Sitte sei, und wenn er sich doch nicht besonders rein hielt, so war dies eben nur nationale Geschmacksache. Er hieß Sandrasky und soll in seinem Vaterlande eine einflußreiche Stelle eingenommen haben, und nur das Bestreben, auch anderen Nationen das so wünschenswerthe Verständniß für die culturellen Errungenschaften der Polen zu verschaffen, wir sagen es also offen, der Nationalstolz und das Prunken mit der Schulweisheit ließ ihn mit Bären in die Welt gehen. Die Leistungen der Bären sollten ihn und seine Nation loben. Wir können nicht umhin, der Wahrheit die Ehre zu

geben und sagen nicht zu viel, wenn wir sagen: es gelang Sandrasky, den großen König Ludwig XIV. und den ersten Hof der Welt — und das sagt genug — zu imponieren.

Der König wandte sich an seine Umgebung: „Sans façon, meine Herren und Damen! Wo Bären das Wort haben, dürfen Sie auch mitsprechen. Setzen Sie alle zarte Rücksicht bei Seite, ich muß nicht der Erste beim Schauspiel sein. Zuerst der Mann, dann das Gethier! Bleibe mir vom Leibe mit Deinem Vieh! Debriou, frage ihn, ob das sein ganzer Vorrath an Bestien ist!“

Debriou Vater hielt sich hinter dem Könige verborgen und rief: „Henri, mein Sohn, Se. Majestät befiehlt Dich!“

„Ei, Conseilleur, komme hervor, gerade Dich will ich,“ sagte der König.

„O Sire, ich verstehe nicht das Idiom dieses Halbwilden.“

Es trat der Musketier hervor: „Se. Majestät fragt Dich, ob dieser Bär dein ganzer Vorrath an Bestien ist.“

Nun ließ sich die Stimme des Bärenführers im guten Französisch vernehmen: „Mein junger, schöner Officier, wenn Sie noch einige Stufen höher steigen, dort, wo eben der mächtigste König der Erde steht, werden Sie das übrige Gethier, die schönsten und gelehrigsten Geschöpfe ihrer Art sehen!“

Der Conseilleur rief aus achtungsvoller Entfernung: „Henri, mein Sohn! tritt der Bestie nicht zu nahe.“

Der Bärenführer fuhr fort: „Dieses Thier, an Klugheit mit den Menschen wetteifernd, an Sanftmuth den Engeln des Himmels gleich, ein Muster an Artigkeit und feiner Lebensart, meine gute Bella erlaube ich mir besonders Sr. Majestat als erste Solotänzerin meiner Truppe vorzustellen.“

Nun faßte auch der Herzog von Orleans Muth, er trat zum Könige vor und sagte scherzweise: „Bella — man sollte denken, der Mann spräche von einer jungen Dame, und nicht von einem — Bären.“

„Bella“, commandierte Sandrasky, „mache Sr. Majestät die Reverenz!“

Der Bär ließ sich das nicht zweimal sagen. Da er ohnehin auf den Hinterbeinen aufrecht gieng, wie ein recht gelehrter Bär, neigte er sein Haupt und ließ die Tatzen über die zottige Brust gekreuzt hängen, was zwar nicht den Eindruck großer Intelligenz hervorbrachte.

„Nun bezeige auch Ihrer Majestät Deine Ehrfurcht“ — die Königin schwamm in Wonne — „und den übrigen hohen Herrschaften!“

Der Herzog von Orleans meinte: „Nun glaube ich wahrhaftig, daß Bella eine gute Erziehung genossen hat, da sie die Menschen nach ihrem Stande unterscheidet.“

Sandrasky, der stolze Pole, warf sich in die Brust, als ob er sagen wollte: Die Bären verstehen wir zu erziehen. Wir goûtieren die Schule aus dem ff.

Bella war bei der Begrüßung auch zu Debriou Vater gekommen, der sich außer Stande sah, den Kreis, der sich gebildet hatte, zu durchbrechen. Als der Bär nun ganz nahe an ihn, der sich ängstlich nach rückwärts drückte, kam und gar die ungeschlachte Tatze nach ihm ausstreckte, erfaßte den Conseilleur so große Angst, daß große Schweißtropfen auf seiner Stirne standen. Sandrasky sagte ernst: „Bella ist in ihrer Gunstbezeigung sparsam, wenn sie jedoch ausnahmsweise einem Cavalier geneigt ist, der sich ihrer Liebkosung entzieht, so kann ich für die Folgen ihrer Rache nicht gutstehen. Das möge dieser alte Cavalier bedenken, der unserer Bella einen Händedruck verweigert.“

Der König sagte wohlmeinend: „Reiche doch Bella Deine Hand, Conseilleur!“

„O Sire, es ist noch nicht festgestellt, ob dem Thiere die Klauen auch

beschnitten sind. Bärenklauen haben empfindliche Spitzen.“

„Es kommt nur auf den Versuch an, Conseilleur, ich fürchte, es passiert Dir sonst Unliebsames. Sieh' die funkelnden Augen, die fletschenden Zähne.“

Debriou Vater ergriff bebend die Tatze des Bären — die er sehr geduldig fand.

Nun kam die Reihe an Debriou Sohn, der ohne Bedenken des Bären Kopf kraute. Dies schien der Bella sehr zu behagen; sie neigte ihren Kopf zum Entsetzen der Anwesenden zur Schulter des Musketier, so daß ihre Nase an sein Ohr kam, gleichsam als wolle sie ihm etwas in das Ohr brummen.

Als nun die Begrüßung zum größeren oder geringeren Schrecken der Herrschaften, wohl auch zur theilweisen Belustigung Derjenigen, die bereits außer des Bären Bereich waren, beendet war, meinte der König, es sei an der Begrüßung des einen Bären genug; die anderen Bären mögen nur in der Allee verbleiben.

Sandrasky, der schon vorher dieser Meinung gewesen zu sein schien, löste den Strick von Bella's Hals und sagte: „Obwohl Bella der Höflichkeit genügt hat, will sie doch zeigen, daß sie auch sonst in feiner Lebensart auferzogen wurde. Sie wird eine Gavotte tanzen nach allen Regeln der Tanzkunst — mit einem Herrn.“ Dabei blickte sich Sandrasky im Kreise wie suchend um, wobei die Cavaliere zurückwichen und jeder hinter dem anderen zu stehen trachtete. Debriou Vater, der den Weihwedel in der Rocktasche untergebracht hatte, so daß nur die Handhabe zu sehen war, verschanzte sich hinter dem Könige.

„Keiner der Herren, der Bella die Ehre erweist? So wird Bella selbst mit Erlaubnis Sr. Majestät wählen.“

Der König schien sich zu amüsieren. „Ich würde den Conseilleur Debriou auffordern, da Bella für ihn Neigung an den Tag legte.“

Der Conseilleur schien heute nicht aus dem Schweiße zu kommen. Sein Rock saugte große Tropfen ein. Kamen sie von der Stirn oder aus dem Sacke? Wer konnte dies wissen? Nicht einmal der Conseilleur selbst. „O Sire,“ stöhnte er hinter dem Könige, „bedenken Sire mein Alter, meine steifen Beine, die mich kaum über Stufen tragen, deren eines schon im Grabe steht! O Sire! Ich tanzen?“

„Ach Conseilleur Debriou, ich sehe, daß Du ein hasenfüßiger Geck bist. Noch gestern hast Du Dich so jung gefühlt, daß Du mir bei Deinen Ahnen geschworen hast, mir noch zwei Decennien Deine Dienste widmen zu können; obwohl wir Beide — ich und Du — genug hätten, ich an Deinen Diensten, Du an meinem Danke, und Beide an unseren gegenseitigen Verdiensten um uns. — Hat von allen Cavalieren keiner den Muth, mit einem polnischen Bärenfräulein eine Tour zu wagen?“

Eben nähert sich die Herzogin von Orleans dem Könige. „Auch Ihr, Musketier findet nicht den Muth dazu? Ich dachte mir immer, ein echter Musketier verschmähe auch die Tour mit einer Löwin nicht.“

„Wohl, Hoheit,“ wagte der Musketier der Herzogin zu entgegnen, „wohl, Hoheit, scheut der Musketier nicht die Löwin, nicht das Bärenfräulein, aber was der Musketier scheut —

„Nun?“ fragte der König gespannt.

„Das ist das Gelächter der Herren, das Mitleid der Damen.“

„Bei meinem Zorne,“ sagte der König, „daß mir Niemand den Musketier auslache oder bemitleide!“

Die Bärin stand am Fuße der Treppe und wiegte ihren Körper hin und her, als suche sie den Takt zum Tanze. Der Musketier trat mit viel Ernst und zierlichem Anstand vor sie und verneigte sich gar höflich und ehrerbietig, wie es einem vornehmen

Fräulein gebührt. Die Bärin wackelte mit dem Kopfe in lothrechter Richtung — sie hatte es wohl nicht anders gelernt. Der Musketier gab sich aber zufrieden und stellte sich seiner Tänzerin gegenüber an. Der Bärenführer klatschte dreimal in die Hände und die polnischen Musikanten spielten auf ihren Pfeifchen eine Gavotte auf. Hier muß der Autor bemerken, daß es auch böhmische Musikanten gewesen sein mochten, denn die Quellen, aus denen er bis nun schöpfte, geben hierüber nichts Genaues an, nur so viel ist sicher, daß die Melodie czechisch-polnisch war, nach der das Bärenfräulein und der Musketier tanzen sollten, und voila! auch darnach tanzten. Auch die Bären in der Allee trotteten brummend im Kreise herum — und das nannten die Polacken einen Tanz!

Die Cavaliere und Damen bissen sich schier die Unterlippen wund, denn Niemand wagte zu lachen, als sie den Musketier so gar fein und anständig nach dem Takte seine Bärin umkreisen sahen, die nicht tanzte und nicht trottete, sich nur immer im Kreise drehte und den Körper wiegte. Endlich schlug ein bis nun mühsam zurückgehaltenes silberhelles Auflachen an des Königs Ohr — es kam von der Königin selbst. Des Königs Verbot war nur ein Scherz im Scherze, denn auf dieses Signal brach unaufhaltsam und unwiderstehlich ein Gelächter von allen Seiten entfesselt hervor. Der Musketier schien darüber in Wuth zu gerathen, denn ohne weiters faßte er die Bärin um den zottigen Leib und drehte sie wie einen Kreisel im Kreise herum, ließ sie wieder los, tanzte weg von ihr, haschte und faßte sie abermals, sich mit ihr im Kreise schwenkend — zum Grauen einzelner Zuschauer. Debriou Vater war dem Tode nahe, er mußte sich an einen wasserspeienden Triton lehnen, der seine Strahlen über sein Haupt ergoß.

Der König fragte die Herzogin: „Madame, was halten Sie von diesem Bärenfräulein? Mich dünkt, es hat schon Menschenfleisch verkostet."

„Majestät, das Fräulein nicht — sicherlich seine Eltern."

Die Damen klatschten, die Herren riefen Beifall, der König aber meinte, daß es genug sei, worauf der Bärenführer durch Zeichen Musik und Tanz enden ließ.

Die Herzogin sagte zum Könige: „Da dem alten Hamster Debriou keine Schwiegertochter reich genug, so möchte ihm wohl Bella taugen. Die würde ihm auf Jahrmärkten reichlich Geld eintragen."

„O Madame," sagte der König leise zur Herzogin, „Nicht Sie allein sind auf der Fährte. Ich glaube, das setzte dem Spaß die Krone auf. Conseilleur Debriou, Sie finden in Frankreich für Ihren Sohn kein würdigeres Weibchen, als dieses Bärenfräulein, dessen Ahnen nachweisbar bis Noah zurückreichen."

Der Conseilleur, der durch die kalte Taufe von seinem Schrecken sich vollständig erholt hatte, war gerührt von des Königs Leutseligkeit; er dachte: Da seht 'mal ihr Schlingel, wie huldvoll Se. Majestät zu mir spricht; sie erlaubt mir mit ihr zu scherzen und und diese Erlaubniß ist mir ein Befehl. Laut sagte er mit pfiffigem Schmunzeln und scheinbarem Pathos: „Wenn sie sich lieben, wie es scheint, soll ihnen des Vaters Segen nicht fehlen."

„He, Bella!" rief der König vor innerlichem Vergnügen strahlend, „braune Schöne, ich gebe Dir meinen Musketier Debriou zum Manne, des Vaters Segen hat er."

„Ein köstlicher Scherz!" rief der Herzog von Orleans lachend, und es lachten Alle mit, viele aus vollem Herzen, noch mehrere aus leerem Kopfe.

Debriou Sohn schlang seinen Arm um des Bären Schulter und jubelte: „Meine Braut! Bald meine Gattin!"

Der Bär aber packte sich bei den zottigen Ohren, zog, zog und zog —

den eigenen Kopf herab, und wo des Bären Kopf saß, quollen röthlichblonde Locken hervor, blitzten tiefblaue, schelmische Augen und lächelte ein süßer Frauenmund. Dieser Frauenmund sagte mit lieblicher Stimme zu Debriou Vater: „Nun gesprochen, getanzt und geküßt!“ Und dem Worte folgte die That, die That galt aber Debriou Sohn.

Dem Conseilleur war dieser Augenblick der verwunderlichste seines ganzen Lebens. Er faßte sich an der Nase, ob er nicht träume, griff sich an die Stirne und — ja da saß das Richtige. Gravitätischen Schrittes begab er sich zur geköpften Bärin und — besprengte sie mit Wasser, ohne zu ahnen, daß der Weihwedel seine teufelaustreibende Eigenschaft verloren haben mußte, da er reichlich mit dem profanen Wasser aus des Tritonen Munde gesättigt war. Dabei rief der Conseilleur mit dumpfer Stimme dreimal: „Apage satanas!“ und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Dadurch gewann die anfänglich etwas verblüffte Delaforce Zeit, sich zu sammeln. Sie lachte dem Teufelsbanner in's Gesicht: „Zu spät, Herr Papa, den Teufel habe ich schon abgelegt,“ sie zeigte auf die am Boden liegende Maske.

Hatte sich des Hofes nach der ersten Verwunderung große Fröhlichkeit bemächtigt, so erhöhte diese des Conseilleurs Benehmen noch um ein Beträchtliches.

Der Herzog fühlte das Bedürfnis, seinem Scharfsinne Worte zu verleihen und meinte: „Diese feine Komödie hat gewiß mein königlicher Bruder insceniert, um uns zu überraschen, was Sr. Majestät auch meisterhaft gelungen ist.“

Der König sprach zur Herzogin und einigen Damen gewendet: „Diesen Roman, Madame, diesen Roman, meine schreibfertigen Fräulein, lasse ich mir gefallen.“

Die Liebe hat ihren guten Stern, dachte Elisabeth Charlotte.

Zum Musketier sagte der König: „Da ein verheirateter Musketier kein rechter Musketier ist, so entlasse ich Dich! Wenn Du die Liebe satt hast, melde Dich wieder.“

„Dann ist zu besorgen, Sire, daß ich mich niemals melden werde.“

Nun trat Se. Majestät zum schwer geprüften Conseilleur. „Ein freundlich Gesicht, conseilleur d' Etat. Nur diplomatisch schlau! Der St. Ludwigs-orden vertreibt den bösen Feind besser denn ein Weihwedel.“

Der Orden des heiligen Ludwig erzeugte in der Brust des Conseilleur ein Gefühl, wie etwa ein kühlendes Pflaster auf heiß brennender Wunde. Mit halb erstickter Stimme dankte er dem Könige, und da es jetzt hieß, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, dankte er auch für gnädige, seinem Sohne erwiesene Gnade: er wußte es zu gut, wenn der König einmal den Scherz zum Ernst wende, gab es überhaupt keinen Scherz mehr.

Der König wünschte darauf der Gesellschaft, daß der morgige Tag so fröhlich beginnen möge, als der heutige endet; er reichte der Königin den Arm, um sich durch den Gartensaal in seine Gemächer zu begeben. Der Hofstaat folgte. In der Thür des Gartensalons wendete sich der König noch einmal um, mit den Augen den Musketier suchend und gewahrte neben demselben Sandrasky, der noch immer entblößten Hauptes in Erwartung eines gnädigen Wortes dastand. „Debriou Sohn,“ sagte der König, „vergiß nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden den Bärenführer zu belohnen; denn nach dieser Zeit bekommt er unseren Dank —“. Die Augen Sandrasky's leuchteten hell auf. Der König fuhr gleichmüthig fort: „Dann bekommt er unseren Dank — den Staupbesen, da er uns vexierte — wenn er es nicht vorziehen sollte, Frankreich's Grenze früher hinter sich zu bringen.“ Sprach's und verschwand und der Bärenführer starrte sprachlos nach der Saalthüre.

Mit dem Eilzug.

Eine Geschichte aus „Weltlichen Dingen“ von Balduin Groller.

„Lieber Freund! Du weißt, ich schreibe für gewöhnlich nicht ohne dringende Veranlassung einen Brief; Du wirst also nicht fehl gehen, wenn Du bei Empfang dieser Zeilen annimmst, „es müsse was los sein“. Thatsächlich habe ich Dir eine Mittheilung zu machen, die Dich voraussichtlich in etwas setzen wird, nämlich in Erstaunen. Ich habe mir auch gleich zwei Briefbogen hergerichtet, denke nur, ich und zwei Bogen! Wo ich mich sonst jedem weißen Blatte mit Schrecken gegenübersehe, weil ich nicht begreifen kann, wie es Leute gibt, die so ohne Weiteres im Stande sind, ein solches Blatt gleich voll zu schreiben. Heute ist es anders! Heute fühle ich, wenn auch gerade keine Armee in der Faust, so doch etwas, wie Deine Feder, die sich gar nichts daraus macht, wenn sie in Bewegung gesetzt und so lange nicht abgesetzt wird, bis die leidende Menschheit um ein Feuilleton oder eine Novellette reicher geworden ist. Doch nun zur Sache!

Neulich gedachte ich einen längst gefaßten Beschluß in Ausführung zu bringen und von Wien aus einen Abstecher nach Budapest zu machen. Vom Staatsbahnhofe geht der Früh-Schnellzug um 8 Uhr 10 Minuten ab. Natürlich war ich schon um 7 Uhr auf dem Bahnhofe. Du weißt, das Eisenbahnfieber ist eine in unserer Familie erbliche Krankheit, und ein Engländer, der gewohnt ist, nie früher, als eine Minute vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe einzutreffen, dürfte vielleicht nicht einmal abgeneigt sein, sie als eine, zum Glücke wenigstens nicht gemeinschädliche Wahnsinnsform zu betrachten, ungefähr wie die Agoraphobie, die ja auch Niemandem schadet. Oh, großer Darwin, wie Recht hast Du mit Deiner Vererbungstheorie! Mein Vater schläft während der Nacht vor einer Reise nicht, um sich nur ja nicht zu verspäten, und meine gute Mutter fährt am liebsten gar nicht mit der Eisenbahn aus steter Angst, weil sie gegebenen Falles den Zug doch versäumen würde.

Ich hatte also noch hinreichend Zeit, zu frühstücken und die Morgenblätter zu lesen. Als auch das erledigt war, durchschritt ich alle Bahnhofslocalitäten, zu welchen der Eintritt nicht ausdrücklich verboten war, und als die Zeit auch so durchaus nicht vergehen wollte, setzte ich rein zum Zeitvertreib noch einen kräftigen Cognac auf das bis dahin Genossene d'rauf. Dann bezahlte ich mit einer größeren Note; das Wechseln und Herausgeben nahm auch einige Minuten in Anspruch, und das war mir sehr recht, denn wer einmal auf einem Bahnhofe gewartet hat, der wird nicht zögern, zuzugeben, daß es auf Gottes weiter Welt kein langweiligeres Unternehmen gibt, als dieses. Plötzlich rasselt ein Wagen heran, ein Diener springt vom Bock, öffnet den Schlag und heraus steigt, oder besser gesagt, hüpft das frischeste, anmuthigste Menschenkind (weiblichen Geschlechtes natürlich!), das sich nur denken läßt. Sie trug einen mächtigen Blumenstrauß in der Hand, hatte einen langen, enganschließenden, die Gestalt vortrefflich hebenden, im Ganzen sehr geschmackvoll und brillant gemachten Reisemantel und ein allerliebstes Hütchen an. Wundere Dich nicht über die besondere Hervorhebung dieser Details. Du weißt

ja, ich denke nicht gering von der weiblichen Toilette. Und wenn Frau Venus in Person käme und sie hätte ein schlecht gemachtes Kleid an, so würde ich vielleicht zwar nicht ganz kalt bleiben, allein ich würde sofort, wenn ich dürfte, sie in einen Salon führen und ihr daselbst eine ihrer würdige Toilette anmessen lassen.

Nun war's auch mit meiner Langenweile vorbei. Ich wählte mir eine günstige Position und beobachtete die junge Dame und hatte meine Freude an ihr. Sie gieng in der Halle vor den Billetschaltern, die noch nicht geöffnet waren, auf und ab, und dabei setzte sie recht energisch ein Füßchen vor das andere, so daß ihre würdigen kleinen Schritte recht vernehmlich durch den großen Raum klapperten.

Als der Schalter für den Schnellzug geöffnet wurde, gieng der Diener zur Casse, ich ihm nach — natürlich. Er löste eine Karte erster Classe nach Preßburg und eilte, sie sofort seiner jungen Herrin zu überreichen. Nun kam ich an die Reihe. Ich hatte ursprünglich nicht daran gedacht, erster Classe zu fahren, daß ich mich jetzt aber sofort dazu entschloß, brauche ich wohl kaum erst zu sagen. Hatte ich doch so wenigstens für einen Theil der Fahrt eine angenehme Gesellschaft im Aspect.

Erstes Läuten! Es entsteht eine Bewegung auf dem Bahnhofe. Der Diener empfiehlt sich respectvoll von seiner Herrin und eilt wieder zu seinem Wagen, sie aber schreitet gemessenen Schrittes durch den Wartesaal auf den Perron. Ich ihr nach. Sie steigt in ein Coupé. Ich trete zum Conducteur, jeder Zoll ein König, werfe ihm zwei Blicke zu, jeder Blick ein Gulden, und besteige dasselbe Coupé. Der Conducteur hat meine Blicke verstanden, er schließt hinter uns ab. Wir werden nicht durch lästige Gesellschaft gestört werden.

Mein Gruß wird freundlich erwidert und ich ärgere mich nur, daß ich vorhin noch den unglücklichen Einfall haben mußte, einen Cognac zu trinken. Ich kam mir etwas ordinär vor. Branntwein! Was wird sie nur denken! Doch daran war nun einmal nichts zu ändern, selbst wenn sie mich dem Delirium tremens verfallen wähnen sollte.

„Sie haben heute früh aufstehen müssen, mein Fräulein," begann ich, um nur ein Gespräch in Fluß zu bringen, „um mit dem Zuge noch zurecht zu kommen."

„Gewiß," antwortete sie mit einem hellen, melodiösen Organ, das mich ganz entzückte, „zumal ich erst vom Lande hereinfahren mußte."

„Ah!" rief ich mit dem Ausdruck des aufrichtigsten und tiefsten Bedauerns.

„Ja wohl! Um fünf Uhr war ich schon aus den Federn, und wenn ich mit dem Schlaf nicht auf mein gewohntes Maß komme, bin ich zu gar nichts zu gebrauchen."

„Oho!" wehrte ich ab, indem ich die Hände wie zur Beschwörung ausstreckte.

„Es ist so, und Sie werden sogleich Gelegenheit haben, zu bemerken, wie ich meinem Schicksal verfallen und noch ein Schlußcapitel schlafen werde. Auf der Reise nimmt man das doch nicht übel," fügte sie verbindlich lächelnd hinzu, dann gähnte sie recht ausgiebig, aber mit hübsch coloriertem Tonfall der Stimme, neigte das Köpfchen zur Seite und schlief richtig auch schon ganz gesund, bevor der Zug noch die Halle verlassen hatte.

Da saß ich nun mit meinem holden Reiseabenteuer. Der Zug braucht kaum zwei Stunden, um nach Preßburg zu gelangen, und nach der Art, wie dieses Schlußcapitel eingeleitet wurde, war keine Aussicht vorhanden, daß es bedeutend früher würde erledigt werden. So geht es, wenn man seinen Grundsätzen untreu wird. Seit zehn Jahren hatte ich nämlich unverbrüchlich an dem Grundsatze fest gehalten, allen Reiseabenteuern aus dem Wege zu gehen.

Damals beglückte mich eine Dame mit der Bitte, ich möchte doch, da sie ganz allein reise und sie aus meiner Fahrkarte ersehe, daß ich dieselbe Strecke, vielleicht nur um zwei Stationen weniger als sie zu fahren habe, während der Reise ihr Ritter sein. Ich war fünfzehn Jahre alt und fuhr vom Dresdener Gymnasium auf Ferien nach der Südgrenze von Ungarn. Du kannst Dir denken, mit welcher Begeisterung ich die mir zugedachte Rolle eines Cavaliers übernahm, zumal da mir die interessante Dame gestand, daß sie Tänzerin an der Dresdener Hofbühne sei. Die Reise dauerte damals zwei Tage und zwei Nächte. Die Gepäcksplackerei an der Grenze führte ich allein siegreich durch, und von Bodenbach ab mag es wohl nur wenige Stationen geben, an welchen ich nicht um ein Glas Wasser, eine Bouillon, eine Cotelette, um Blumen, Obst, Kaffee, Bier oder belegte Semmeln, ausgestiegen wäre. Natürlich hätte ich mich auch lieber auf dem Flecke niederschlagen lassen, als eine Rückvergütung meiner Cavaliers-Auslagen anzunehmen. Das Ende meines Abenteuers war, daß ich all' mein Ferien-Taschengeld ausgegeben hatte. Weiter hatte es keine Folgen, denn die Tänzerin meiner ersten beseligenden, aber recht tölpelhaften Ritterdienste habe ich niemals wiedergesehen. All' die zehn Jahre habe ich nun, um doch etwas für mein Geld zu haben, behauptet: die Tänzerin sei jung und hübsch gewesen. Das war aber gelogen, infam gelogen, denn sie war keines von beiden, wie ich Dir, dem Freunde, nun reumüthig gestehen will. Dabei war ich noch glücklich, daß sie nur selbst gesagt hatte, sie sei eine Tänzerin, daß ich also wenigstens diesen so hochromantischen Begriff nicht selber zu erfinden brauchte. Bis auf die Geldausgaben war das ein recht theoretisches Vergnügen, denn zu meiner Ehre sei es gesagt, ich war ein recht dummer Junge damals und von so großer Schüchternheit, daß ich beim Abschiede ihr nicht einmal die Hand zu geben wagte. Wie Du siehst, hatte ich also meine guten Gründe, gegen Reiseabenteuer etwas voreingenommen zu sein. Und nun war ich wieder in eine so lächerliche Position vor mir selbst gerathen.

Wenn ich aber mein Gegenüber so ansah, war ich mit meiner Lage eigentlich doch nicht unzufrieden. Denn sie nur anzusehen war auch schon ein Vergnügen. Der Mund war halb geöffnet und sie sah aus wie ein schlummerndes Kind. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich diese Kinderlippen mit einem väterlichen Kusse hätte schließen dürfen. Das Schicksal gab mir aber einen deutlichen Wink, daß ich keine Dummheit machen solle. Denn eben, als mir jener doch mehr freventliche, als väterliche Gedanke gekommen war, that sich die Thüre auf und der Conducteur erschien, um die Karten zu coupieren. Ich reichte ihm mein Billet hin, dann wollte er aber auch das der jungen Dame.

„Später!" flüsterte ich ihm zu, „Sie sehen ja, sie schläft."

Er berief sich auf seine Instruction, worauf ich ihm abermals einen meiner bekannten Blicke zuwarf, der ihm über seine Bedenklichkeiten hinweghalf. Er schloß mit einer artigen Verbeugung behutsam die Thür, und ich hatte wieder, während der Zug dahinbrauste, Gelegenheit, darüber nachzudenken, daß ich soeben doch eine recht unzeitgemäße Großmuth entwickelt hätte. Es wäre dienstliche Pflicht des Conducteurs gewesen, sie zu wecken; wer weiß, ob sie auch dann noch darauf bestanden hätte, auf ihr gewohntes Schlafquantum zu kommen. Ich tröstete mich, so gut es angieng, indem ich sie mir recht genau ansah, genauer und eingehender, als es mir möglich gewesen wäre, wenn sie die Augen offen gehabt hätte. Ich lehnte mich zurück, um nach Thunlichkeit einen Totaleindruck von der Gestalt zu ge-

winnen, ich neigte mich vor, um sie ganz von der Nähe zu betrachten, ich bog mich wie ein Kautschukmann, um sie von rechts und von links zu prüfen, ich verglich das Profil mit der En face-Ansicht, wie ich mich aber auch drehen und und wenden mochte, das Resultat war immer dasselbe entzückende: Sie ist reizend, sie ist reizend!

Wir flogen mit Eilzugsgeschwindigkeit dahin. Die rasende Hast eines Schnellzuges erregt in mir immer ein eigenthümlich triumphierendes Gefühl. Ich möchte aufjauchzen über die gigantische Kraft, die da Zeit und Raum förmlich verschlingt, und mir pflegt, wenn ich so dahin fliege, immer zu Muthe zu sein, als durchströme diese Kraft mich selbst, und als gienge sie zum Theil von mir aus, als sei ich Eins mit ihr.

Die schweren Waggons schüttelten sich wie unwillig über diese wilde Flucht, und dabei machte der eine Fuß der Schläferin, den sie übergeschlagen hatte, die Schwingungen mit. Ich hätte ja meinen Fuß ganz unschuldig hinhalten und im Uebrigen so thun können, als schliefe ich fest; die Füße hätten sich berührt, sie wäre aus dem Schlafe emporgefahren, ich hätte dann auch zufällig erwachen können, und wir hätten dann immer noch ein Stündchen vor uns zum Verplaudern gehabt. Auch diese Schuld begieng ich nicht. Weiß Gott, ich war dieser kleinen Schläferin gegenüber ein fabelhaft guter Mensch geworden. Ich wollte den Schlaf der Unschuld nicht morden, ich hatte eine Art zärtlichen Mitgefühls für diesen bezaubernd gesunden Schlaf. Ich war ganz stolz auf meine Tugend, für welche nun freilich auch das Hic Rhodus, hic salta kam; dieses Rhodus aber lag auf der Station Preßburg, welche der Conducteur eben ausrief.

Zwei Minuten Aufenthalt!

Freund, in jedes Menschen Leben ereignet es sich, daß der Jagdzug des Schicksals einmal zwei Minuten Aufenthalt macht, in welchem es gegönnt ist, sich der Maschine zu bemächtigen und sich zum Herrn dieses Schicksals zu machen. Wer diese zwei Minuten verpaßt, der hat verspielt, und wie er sich auch hastet und müht, das Versäumte holt er doch nie und nimmer wieder ein. Das sind die zwei Minuten, während welcher es gilt, das flüchtige Geschick bei der Stirnlocke zu fassen! Jetzt oder nie! Wehe dem, dem es dann auf der ganzen weiteren Lebensfahrt höhnend gegen die Ohren dröhnt: Nie!

Zwei Minuten Aufenthalt!

Ich hörte förmlich das Rauschen des Verhängnisses aus diesem Rufe heraus. Der Gedanke, daß ich dieses kindliche Wesen nun verlieren solle, wohl auf Nimmerwiedersehen, erleuchtete plötzlich mit blitzartiger Helle mein Inneres. Der Gedanke that mir weh! ich hatte mich verschaut in diese wundervolle Menschenblume, und um den Frieden meiner Seele war es geschehen, ich hatte ihn versungen und verthan. In solchen entscheidungsschweren Momenten lebt und denkt und fühlt man auch blitzschnell; unter einem außerordentlichem Hochdruck liefert das Gehirn eine concentrierte, ich möchte fast sagen condensierte Arbeit.

Sie schlief noch immer. Da überflog mich eine Idee, die mir einen Stoß gegen das Herz gab, als wäre eine elektrische Batterie direct gegen dasselbe geleitet worden. Es war eine Schurkerei, die mir da plötzlich vorschwebte, allein — und wenn es meiner Seele Seligkeit gegolten hätte, ich hätte diese Schurkerei, von der allein mein Glück abhieng, nicht unausgeführt gelassen — denn ich liebte. Mit Bangnis und mit Jauchzen, mit einem regelrechten Schrecken war ich es plötzlich inne geworden. Ich schäme mich nicht, es einzugestehen, daß ich so leicht zu fällen war; das ist die rechte Liebe nicht, die uns nicht im ersten Ansturm niederwirft. So war ich denn gewillt, ein Bösewicht zu werden, und Frau Minne, Du unlinde, Du trugst die

Schuld daran. Ich lehnte mich zurück und schloß die Augen — darin bestand die Schurkerei. Ich fühlte, wie mir alles Blut nach dem Herzen schoß, ich athmete schwer und muß in dem Momente sehr bleich gewesen sein. Man ist eben kein Richard III. (den ich Dir wenige Zeilen weiter oben citiert habe) und die Schurkerei ist einem doch nicht so recht geläufig. Meine Erregung war eine fieberhafte; die Zeit hatte plötzlich Bleisohlen bekommen; die zwei Minuten wollten in aller Ewigkeit nicht vergehen. Doch, doch! Es läutet, wir fahren, ich möchte aufschreien vor Freude, und erschrecke gleich vor dieser Vorstellung, denn noch könnte sie aufwachen und rasch abspringen. Vergebliche Sorge! Die normale Eilzugsgeschwindigkeit ist nach einer halben Minute wieder erreicht. Sie ist mein, sie ist mein! Für die nächsten Stunden wenigstens, sie muß sich meinem Schutze anvertrauen, und wenn es ein gütiges Geschick gibt, so wird es das hier Begonnene zu einem guten Ende führen.

Kurz vor der Mittagsstation Neuhäusel rieb sich mein holdes Gegenüber den Schlaf aus den Augen, ich selbst schloß die meinigen, um so etwas Zeit zur Fassung zu gewinnen, und blinzelte nur so verstohlen unter den Wimpern hervor, weil ich doch nicht stark genug war, mir diesen köstlichen Anblick vorzuenthalten. Sie richtete sich empor, nahm ein kleines Handspiegelchen und ein Kämmchen aus der Tasche, brachte die rebellisch gewordenen Stirnlöckchen in Ordnung, warf auch einen Blick auf den harmlosen Schläfer ihr gegenüber, dann knöpfte sie den Reisemantel auf und sah nach ihrer winzigen Uhr. Ein jäher Schreck malte sich auf den Zügen, und mit einer raschen Bewegung öffnete sie das Coupéfenster und bog sich zu demselben hinaus. Diesen Moment hielt ich für sehr geeignet, aufzuwachen.

Ihre erste Frage war, ob meine Uhr richtig gienge. Ich zog sie aus der Tasche und sie stimmte vollkommen mit der ihrigen.

„Dann müssen wir wohl bald nach Preßburg kommen?“ frug sie hierauf ängstlich.

„Preßburg liegt weit hinter uns.“

Ihre Verwirrung war eine grenzenlose; am liebsten wäre sie gleich zum Coupé hinausgesprungen, und als sie sah, daß das doch nicht angehe, fieng sie an, bitterlich zu weinen. Nun, lieber Freund, weißt Du, jeder Mensch hat seine kleinen Schwächen. Der eine kann es absolut nicht vertragen, wenn mit einer Gabel auf einem Porzellanteller herumgekratzt wird, ein Anderer kann einen Schulmeister nicht singen hören, ich kann kein Weib weinen sehen. Ich werde gleich selbst gerührt und verliere meine Fassung. In solchem Falle fasse ich sofort beide Hände der Weinenden und rede ihr zu wie eine Mutter einem kranken Kinde; wenn auch das nichts nützt, schlinge ich in dem Schmerze des Mitgefühls den Arm um ihren Leib und bette ihren Kopf auf meine Schulter und beschwöre sie, sie möchte sich doch beruhigen, betheure meine hingebende Freundschaft und lasse nicht eher locker, als bis sie mich, halb getröstet, durch Thränen lächelnd wieder ansieht, und dann bin ich so glücklich, daß ich selbst vor lauter Freude weinen möchte. Das ist so eine von meinen kleinen Schwächen.

Es blieb uns nichts Anderes übrig, als nachzuzahlen und bis Budapest zu fahren. Wir beschlossen, den Rest des Tages und die Nacht in Budapest zuzubringen und am nächsten Morgen mit dem Eilzuge zurückzufahren. Die Stunden, die wir da zusammen verbracht, werden mir ewig unvergeßlich sein. Ich sah eine jugendlich unschuldige Seele in ihrer vollen herzbestrickenden Pracht sich vor mir entfalten. Eine harte Probe hatten wir noch im Hotel zu bestehen. Wir mußten uns, um meine liebliche Begleiterin nicht in ein schiefes Licht zu bringen, für ein

Ehepaar ausgeben. Natürlich hatte ich zwei Zimmer für uns reservieren lassen, aber die Unglücksmenschen haben uns ein gemeinsames Schlafzimmer und einen Salon angewiesen. Eine Aenderung war, ohne gewisses Aufsehen zu erregen, nicht zu beantragen; so brachte ich denn, als es Schlafenszeit war, recht raffiniert mein Bett in Unordnung, damit es am nächsten Morgen so aussähe, als hätte ich recht angenehm in demselben geruht, dann begab ich mich in den Salon, schloß die Zwischenthür und verbrachte die Nacht, da auf dem nichtswürdigen Sopha der Garnitur nur ein Krummgeschlossener unterzubringen gewesen wäre, auf einem Stuhle, ritterlich vor ihrer Thüre Wache haltend.

Am nächsten Morgen dampften wir nach Wien zurück, und erst auf der Rückfahrt gestand ich meine Schlechtigkeit. Ein früheres Geständnis hätte ihr vielleicht Unruhe eingeflößt und sie Zweifel hegen lassen an meinem ritterlichen Schutz. Wir haben uns bald verstanden und es gibt zwei Glückliche mehr auf der Welt. Am 15. nächsten Monats ist Hochzeit und der Zweck dieser Zeilen ist lediglich der, Dich zu derselben einzuladen. Dein getreuer Friedrich."

Die Tanne.

Es steht ein Tännlein am Waldesrand,
Ein junges, schwaches, ein schwankes;
Ich schlenderte durch das Frühlingsland
Mit Dir, mein Herz, Du mein krankes.

Dreifacher Gram betraf Dich schwer:
Dein Lieb' gieng Dir ewig verloren,
Dein Hoffen, Dein Streben erfüllt sich nicht mehr,
Und der Wunsch, der mit Dir geboren.

Und nieder saß ich im jungen Gras,
Entschlief im Schatten der Hügel;
Und als ich erwachte: im Tännlein saß
Ein Vogel mit schlagendem Flügel.

Ich träumte, da flog noch ein and'rer hinzu,
Ein dritter kam flatternd gezogen —
Das schwächliche Tännlein hielt sich in Ruh,
Hat rechts sich nicht, links nicht gebogen.

Das sei Dir Mahnung, Du klagendes Herz,
Die dreifache Qual zu ertragen,
Gradauf zu streben in größtem Schmerz
Und zu wanken nicht, nicht zu verzagen!

Alfred Friedmann.

Eine Bergpredigt.

Gehalten auf der Höhe der Zeit, unter freiem Himmel von P. K. Rosegger.

Nun wollen wir, meine lieben Zuhörer, Eins miteinander plaudern. Ich werde reden, Ihr werdet schweigen, denn aus diesen beiden Handlungen besteht eine Predigt, welches Wort von beredigen oder bereden herstammt, wobei sich die Zuhörer nicht mucksen dürfen, selbst nicht, wenn etwas Kluges gesagt wird.

Für's Erste behaupte ich dreist, daß ich auf der Höhe der Zeit stehe, nämlich auf der meinigen — als Mann von vierzig Jahren. Ich habe Manches erlebt, aber viel mehr noch gesehen, gehört und gedacht — und das sind die Quellen meiner Worte.

Ich predige unter freiem Himmel, was noch nicht heißt, auf freier Erde, darum haltet Euch nicht an meine Stimme; gerade das, was ich am leisesten sage, sollte am lautesten ausgerufen werden. Haltet Euch nicht an meine Miene; die lächelt vielleicht, gerade wenn mir am bittersten zu Muthe ist. Findet sich im Worte kein Geist, so haltet Euch in Gottes Namen an den todten Buchstaben. Mein gegenwärtiger Vortrag handelt von der Größensucht und der schlechten Haushaltung der menschlichen Gesellschaft.

Ein geriebener Prediger wird niemals mit Pathos beginnen, sondern stets schlicht und womöglich mit einer kleinen Geschichte aus dem Leben. —

Ich hatte einmal ein Stubenmädchen. Dieses Stubenmädchen war jung und unerfahren, und es kam, daß ich mich vor ihm geschämt hatte etliche Tage lang. Das war so. Ich hatte dasselbe eines schönen Maitages in die Stadt geschickt, um für eine Landpartie en famille einen viersitzigen Einspänner zu holen. Sie kam bald mit einem zweisitzigen Einspänner und wurde ausgezankt; wenn sie sosehr vergeßlich wäre, so solle sie es unterwegs doch beständig wiederholen, was sie zu bestellen habe — einen viersitzigen Einspänner! Das Mädchen gieng noch einmal und kam lange nicht zurück, so daß wir uns wunderten, wie auf den üblichen Standplätzen die Wagen vergriffen oder besser verfahren sein sollten. Nach zwei Stunden kam sie schnaufend, erschöpft und ohne Wagen. Sie sei die ganze Stadt abgelaufen, berichtete sie athemlos, und habe nicht einen einzigen Vierspänner gefunden. — Das heilige Kind hatte in der ganzen Stadt nach einem einsitzigen Vierspänner gesucht!

Nun war mir aber ganz unerträglich, wenn ich mir vorstellte, wie die Magd zwei volle Stunden lang gedacht haben mußte, ich wolle mit einem einsitzigen Vierspänner über Land fahren. Wohl denken solche Leute in der Regel sehr wenig über das, was sie angeht, mehr jedoch über das, was sie nichts angeht. Und wie mußte ich solchergestalt im Geiste vor ihr gestanden sein! Ein Mensch, dessen Vater auf dem Mistkarren saß, wenn solcher leer vom Felde zurückfuhr, gibt's jetzt mit Viergespann, wie die Grafen und Fürsten, die verrückten natürlich, denn die vernünftigen wissen, daß sich's zweispännig besser fährt. Ein Schlucker, der sich zusammennehmen mag, daß Weib und Kind sich täglich einmal satt essen können — so ein Dichter da, man weiß ja eh! Der läßt seinen heiligen Leib, der nicht fünfzig Kilo Neugewicht wiegt, mit

vier Rössern über den Erdboden zerren! Er soll sich nicht versündigen mit seiner Hoffart, hat's manch' Besserer schon auf den Bettelstecken gebracht!

Und all' das und noch mehr vielleicht, weil sich wahrscheinlich während des Laufens in dem Kaleidoskop ihres Gehirnes das Ding ein ganz klein wenig verschoben hatte, so daß aus dem viersitzigen Einspänner ein einsitziger Vierspänner geworden war.

Als wir endlich im vollgepfropften Einspänner saßen, bat ich die Magd, uns nachzublicken, so lange sie den Wagen sehen könne, damit ihr die eingebildete Erscheinung durch die wirkliche im Kopfe verdrängt werde. Und sie konnte den Wagen zum Glück sehr lange sehen; dem Klepper schien darum zu thun gewesen zu sein, daß er in ihr jungfräuliches Gedächtnis einen recht tiefen Eindruck mache.

Erst nach einigen Tagen, auf meine Frage, ob ihr inneres Gesicht mehr Vierspänniges oder Einspänniges zeige, gab sie mir die beruhigende Antwort, daß sie sich meine Figur nur hinter einem Einspänner denken könne.

Das war nun wohl vernünftiger gedacht, als jener ungarische Gerichtspräsident dachte, der einen dort wohlbekannten Volksdichter, welcher im Gerichtssaale als Zeuge vorgeladen war, energisch aus dem Saale wies, weil er in Hemdärmeln erschienen. War denn der Herr Präsident dessen so sicher, daß der Volksdichter einen Rock überhaupt besaß?

Wie aber mag sich in solchen rocklosen Leuten, welche allergünstigsten Falls in einem Einspänner eine Erste-Maipartie machen, wie mag sich in ihren Augen das übermüthige Treiben der Welt wiederspiegeln? Das Treiben der großen, anspruchsvollen, glanzvollen, herrischen Welt, jener, die gar keine organische Nothwendigkeit, keine sittliche Berechtigung hat, dazusein?!

Dem Verdienste seine Kronen! Das steht auf unserer Fahne, die weder roth ist, noch eine andere politische Farbe hat, es wäre denn blau und grün, weil sie so weit reichen soll, als sich der blaue Himmel wölbt über die grüne Erde. Dem Verdienste seine Kronen, es habe nun als Arbeit der Hand, oder des Geistes der Menschheit genützt; jedoch aber auch: den Kronen ihr Verdienst!

Wohl, wir haben einen wirklichen Adel im Lande, einen, bei dem der Adel der Stellung mit dem der Gesinnung zusammenfällt; dem sei Ehre. Doch Viele sind, die glauben, ihre Visitkarte, weil darauf eine Krone steht, sei eine Eintrittskarte in die Welt, giltig für alle Vorstellungen, Lustbarkeiten, Fahrten und Ritte, Aemter und Stellen, Niederträchtigkeiten und Thorheiten — eine Freikarte, giltig für Alles. Wollen die Herrschaften doch einmal acht geben, ob der Termin solcher Karten nicht bereits abgelaufen ist? Prolongiert wird nicht mehr.

Es ist kein Xerxesschlag, es ist kein Kampf mit der Windmühle mehr, es ist keine Predigt vor leeren Bänken oder schlafenden Köpfen, es ist aber ein Ruf des Wächters vom Thurme, auf den Alle hören, der alle Herzen beben macht, weil er Gefahr verkündet.

Wir verkünden Gefahr! Wir hören das Prickeln und Knistern und Schnalzen eines Gebäudes, dessen Grundfesten morsch sind und die Last von Pracht und Prunk nicht mehr tragen können, die man ihnen aufgebürdet hat.

Etwa gegen den Luxus eifern? Fällt uns nicht ein, wir eifern gegen das Bedürfnis. Der Luxus wird Niemandem gefährlich, den wirft man ab, wann man will, wann er zu kostspielig wird, wann er aus der Mode kommt, wann er Unbequemlichkeit macht. Nicht so das großgezogene Bedürfnis, das als bescheidenes Mädchen in's Haus kam, sich einzuschmeicheln wußte, durch Verführungskünste hier eine offene Hand, dort ein lüsternes

Herz eroberte, um endlich als prätentiöse Dame das ganze Haus zu tyrannisieren. Allerdings, der Kuppler Luxus hatte sie eingeführt.

Wir haben ein Beispiel aus dem Leben. Beim Herrn Meier war es vor dreißig Jahren Luxus, wenn er der Magd seiner Zimmerfrau wöchentlich einen Sechser gab, daß sie ihm Wurst und Käse vom Greißler holte, denn er hätte es ja selber thun können. Vor zwanzig Jahren war es ihm ein Bedürfnis, beim feinsten „Sacher" der Stadt zu soupieren, denn sein delicater Magen vermochte gewöhnliche Küche nicht recht zu verdauen. Damals erlaubte er sich nur den Luxus, wöchentlich ein paarmal mit Fiaker in die frische Luft zu fahren. Vor zehn Jahren nahm er leider eine Stellung ein, die ihm eigene Calesche mit Pferden und Kutscher zum Bedürfnisse machte; selbstverständlich auch die nöthigen Lakaien. Zur selben Zeit baute er sich in ländlicher Einsamkeit eine Villa, das war Luxus, sagte er selbst, denn er hätte sich auch ein Landhaus miethen können für die Sommermonate; Jedermann weiß, daß man in seinem eigenen Hause am theuersten wohnt. Heute besitzt Herr Meier Villen im salzburgischen Gebirge, an den kärntnischen Seen, am Gestade der Adria, denn sein Gesundheitszustand macht ihm häufige Luftveränderung zum Bedürfnis. Zum Glücke haben sich seine Verhältnisse derart günstig gestaltet, daß vor wenigen Wochen, als einige Asthmaanfälle ihm südliches Klima nöthig machten, er sich den Luxus erlauben konnte, zur Bequemlichkeit der Reise einen Eisenbahn-Extrazug aufzunehmen. Und von jetzt nach zehn Jahren —? Doch wozu heute unmöglich scheinende Consequenzen ziehen? Einst wird Herrn Meier junior — welcher als Sohn seines Vaters eine gute Beamtencarrière gemacht hat — seine Staubferien zu einer eigens dazu arrangierten Vergnügungsflotte nach London, Newyork, Mexiko und Lissabon machen unter allen denkbarsten Comforts, dabei aber weniger Behaglichkeit empfinden, denn einst sein Vater als armer Student und Afterpartei nach vollbrachtem Pensum empfand, wenn die Magd Käse und Speckwurst gebracht hatte.

Das Schlimmste ist aber noch, daß den Einen die Speckwurst nährte, den Andern seine Genußsucht und und Windbeutelei ruiniert.

„Wenn ich König wäre," sagte jener Bauernknecht, „ich wüßte wohl, was ich thäte! Ich legte mich in's Heu und schliefe den ganzen Tag." Ein genußsüchtiger Patron! Aber dem Manne kann geholfen werden, während den Prätentionen unserer Parvenu's, haben sie hinter ihrem Wappen nun einen Stammbaum, oder einen Baumstamm — andeutend, daß der Großvater Holzhauer gewesen — nicht zu helfen ist. Ein einziger Mann, der das Wünschen und Verlangen gelernt hat, ist weit unbegrenzter in seinen Ansprüchen, als alle seine Zeitgenossen zusammen in ihrem Entdecken, Erfinden und Schaffen.

Wie es obbesagter Herr Meier treibt, so treiben es heute Hunderttausende aller Stände — ob in größerem oder geringerem Maßstabe, das Verhältnis bleibt ein gleiches. Stets noch Eins, immer Eins voraus. Also: Der Bauer spaziert in den Stiefeln des Gutsbesitzers herum, der Gewerbsmann stolziert im Wagen des Fabrikanten, der Krämer versilbert den Credit des Kaufmanns, die bürgerliche Stube ist zum Salon, das solide Landschloß zum prunkenden Stadtpalais geworden.

Der Jüngling findet, daß es größer sei, in der Bierhalle sprechen, als im Lehrsaale hören. Und der Professor sieht mehr Ehre darin, seine Theorien in dickbändigen Druckwerken dem Staube der Bibliotheken einzuverleiben, als dieselben in die beweglamen Geister und lebendigen Herzen der Jugend zu pflanzen. Ein Mitglied

der Akademie der Wissenschaften ist etwas, ein Hofrath aber ist mehr!

Ach wie löblich ist es, ehrenwerte Zuhörer, daß heutzutage Alles Mensch werden will — der beim Baron anfängt. Dieses erfreuliche Bestreben nach Veredelung des Geschlechtes wird klar veranschaulicht durch eine kleine Geschichte, die ich erzählen will.

In Frankreich lebte ein reicher Spießbürger. Der dachte objectiv, verachtete wie recht und billig den Plebs und schloß sich an den Adel. Besonders hielt er sich an einen Baron, mit dem er dicke Freundschaft schloß. Nun geschah es, daß sich der Baron in die Tochter des reichen Spießbürgers verliebte und um ihre Hand anhielt. Der Vater wollte anfangs davon nichts wissen, gab endlich aber auf stürmisches Drängen seine Einwilligung. Und was geschieht? Von dieser Zeit an, da der Baron sein Schwiegersohn ist, beachtet ihn der Spießbürger nicht mehr, grüßt ihn nicht, kurz, will mit ihm nichts mehr zu thun haben. So wird er endlich befragt: „Warum das?“ Worauf er antwortet: „Ich habe den Mann sehr gern gehabt, aber seine Mesallianz werde ich ihm niemals verzeihen.“

Solche Beispiele der Selbstlosigkeit weist die Welthistorie nur wenige auf. Ob die Geschichte geschah oder nicht, schon daß sie erzählt wird und dergestalt lustig um den Erdball flattert, ist ein Zeichen der Zeit.

Wir wollen mehr sein, als unsere Vorfahren, wir wollen es besser haben als sie — was ist denn da einzuwenden? Der Fortschritt und die Entwickelung ist Hauptaufgabe des menschlichen Geistes. Und wenn die Reichen, die es thun können, Geld unter die Leute werfen, so daß tausend und aber tausend Familien von ihnen leben können, was in aller Welt ist denn dagegen einzuwenden?

Dagegen wäre in aller Welt nichts einzuwenden. Es frägt sich nur: Wofür werden die Kräfte verbraucht? Ist das, was wir anstreben, zum sittlichen Vortheile der Generation? Ist es zum moralischen oder wirtschaftlichen Nutzen unserer Nachkommen? Kommt es dem Vaterlande zu Gute? Ist es ein siegreicher Kampf gegen die das Menschengeschlecht fortwährend bedrohenden Naturelemente? Ist es eine ehrliche Fehde gegen unsere thierische Selbstsucht und Leidenschaften? Ist es eine Grundlegung zu wirklichem, dauerndem Gedeihen? Oder ist es endlich ein hellenisches Ringen nach dem Schönen, nach Heiterkeit des Lebens?

Von all' dem nichts. Was uns bewegt und wir bewegen, es ist der Drang nach physischem Genuß, den die Gemeinheit, nach äußerem Glanz, den die Geschmacklosigkeit dictiert. Die Neubauten, die vor unseren Augen entstehen, sind das beste Sinnbild unserer modernen Gesellschaft: ein „monumentales“ Kleid deckt die dünnen Ziegelmauern, genau im Sinne des Dichters: „Dein Haus auf Erden ist ein Zelt nur.“ Wir kennen Staaten, in denen so viel zur Hebung des allgemeinen Wohles geschieht, daß unter den Steuerlasten die Staatsbürger zusammenbrechen. Solch' ein Staat handelt eben auch im Geiste seiner Zeit, er verbessert im Lande Grund und Boden, während von den Bauernwirthschaften eine um die andere gerichtlich versteigert wird. Er baut Verkehrsstraßen, während ein Handelshaus um's andere, ein industrielles Etablissement um's andere falliert. Er baut Schulen, niedere und hohe, in denen Alles gelehrt wird, nur nicht, wie man sich durch schlichte arbeitsame Lebensweise vor gerichtlichen Versteigerungen und Falliments schützen könne. Wir kennen Staaten, welche selbst in den tiefsten Friedenszeiten alljährlich ungezählte Millionen für das Militärwesen verbluten, so daß der Ausspruch, heute koste Europa ein dreißigjähriger Friede materiell mehr, als einst der dreißigjährige Krieg, kaum ein Paradoxon ist. Und die Kunst, die uns erheitern

und erheben soll, sie geht bei dem ungeheuren Geldumsatz fast leer aus; wer sich an derlei erquicken will, der muß zu den Resten der Vorzeit zurückgreifen, die es besser verstanden hat, ihre Reichthümer genußreich zu verwerthen, und deren Trümmer noch in der Kunstwelt höhere Schätzung erfahren, als die Meisterwerke der Modernen.

Wir verpuffen uns an dem Effectknall, und was zurückbleibt ist Dunst und Rauch. Und das Allerschlimmste noch, daß wir uns sehr übel dabei befinden. Trotz allem Comfort keine Behaglichkeit, trotz aller Hymnen über die großartigen Fortschritte und Errungenschaften keine Befriedigung, trotz aller Glücksritterei kein inneres Glück.

Ganz unsinnig der Wahn, als könne die Menschheit, oder auch nur ein Einzelner in ihr, je im Zustande vollkommener Behaglichkeit und Befriedigung sein. Aber so sehr war das Unbehagen wohl kaum jemals gesteigert, als in unserer Gegenwart, deren Maximen wie ein Vampyr am Blut und Mark der Menschheit saugen. Es ist eben die Uebergangsperiode, sagt man. Gut, dann trachte man nur immer noch fieberhafter nach dieser Richtung in's Extreme weiter zu hasten, um möglichst rasch darüber hinauszukommen. Aber man erwarte auf solchem Wege kein allmähliches Einlenken in gesündere Zustände, sondern eine Katastrophe.

Wirklich wohl fühlt sich bei solchen Verhältnissen nur Der auf der Kanzel. „Das ist die gottlose Zeit! Seht Ihr? Weil Ihr Heiden seid!"

Das Schoßkind und der Prügeljunge unseres Zeitgeistes, der Pessimist, meint nun zwar, wir seien selbst Heiden nicht mehr, denn es sei nicht bloß die gott-, sondern auch die götterlose Zeit angebrochen. Wir hätten Carricaturen, aber keine Vorbilder, Steckenpferde, aber keine Ideale; unsere Richtschnur sei die Laune des Tages, wir seien Automaten, die sich bewegen, weil sie die Mode am Schnürlein zieht, wir seien gezähmte, dressierte Thiere, unter Umständen auch wilde ....

So bohrt sich der verzweifelnde Scorpion den Stachel in's eigene Fleisch. Das ist das Merkmal: der eine, weitaus größte Theil der Menschen taumelt in halber Betäubung oder in leidenschaftlicher Selbstvergötterung dahin; der andere, beobachtende Theil gießt das Kind mit dem Bade aus, wirft die Flinte in's Korn, jammert und keift, lästert die Laster, lästert die Tugenden. Daß zwischen den beiden Schächern der Heiland hängt, deß will sich Keiner erinnern.

Das Gleichgewicht fehlt uns. Und was wird das Zeichen sein, daß die Wage wieder eben steht? Wenn das Zünglein nach Oben weist.

Unser Anbild, unsere Axe sei das Gute und das Schöne, dann wird sich's gleichen, daß dem sinnlichen das geistige Element, dem Genusse die Arbeit, der Drangsal die Liebe, dem Leide die Hoffnung, der Gegenwart die Zukunft Wage hält. Dann noch Eins: Der Regulator für alle volkswirtschaftlichen Bewegungen und dadurch im weiteren Sinne für die Lebensweise aller Gesellschaftsclassen, für deren Entwickelungen und Ausartungen ist und bleibt für alle Zeit das Quantum von Korn und Frucht, das auf unserer Erde wachsen kann. Kommt eine Zeit, daß auf Erden noch einmal so viel Nahrungsmittel wachsen, als heute, so werden auf derselben auch noch einmal so viel Bewohner Platz haben, als gegenwärtig, da man einzelne Gegenden „überfüllt" nennt. Nicht der Menschen sind zu viele, aber ihre Mägen sind zu groß, will sagen, ihre Ansprüche sind zu übermäßig. Wenn die künstlich erzeugten Güter das bestimmte Verhältnis zu den natürlichen überschreiten, so entstehen falsche Bedürfnisse, welche entsittlichend wirken, indem sie verweichlichen und abstumpfen und die Ziele des Lebens verrücken oder verwischen. Wo im Wohlleben ein Theil der Kraft vergeudet wird,

die zur Cultur der Naturproducte oder sonst zur Erzeugung der nöthigen Güter bedürft würde, und wo überhaupt der Consum der wirklichen Güter größer ist, als die Hervorbringung derselben, dort führt es sicher zum Bankerott. Alle Credit- und alle Wertpapiere der ganzen Welt zusammen haben nicht den Nährwerth eines einzigen Samenkornes.

Die Gefahr ist uns nahe. Zum Segen nur kann sich's wenden, wenn nicht allein der Arme den sittlichen Wert der Arbeit, sondern wenn auch der Wohlhabende den sittlichen Wert des Reichthum's erkennt. Der Reichthum ist eine große Pflicht und unsere Emporkömmlinge und Grandseigneurs hätten wahrlich nicht Ursache, durch übermüthiges Flunkern mit demselben das schwer arbeitende Volk herauszufordern. Ich kenne einen Mann, der sich durch eigene Talente und wirkliche Verdienste Reichthum erworben hat, der zwar nicht blöde ist im Genusse edler Lebensfreuden, der aber im Uebrigen seinen Reichthum fast mit Demuth trägt. Vor etwa zwanzig Jahren, als sich bei unermüdlichem Fleiß, bei ernster Arbeit und gewissenhafter Wirtschaftlichkeit seine Verhältnisse zu heben begannen, konnte er sich ab und zu den Luxus erlauben, arme Studenten, dürftige Künstler, verunglückte Arbeiter zu unterstützen, hablose Familien vor dem Untergange zu retten. Und siehe, auch dieser Luxus ist ihm zum Bedürfnis geworden. Heute baut er Schulhäuser für arme Kinder, gründet Spitäler, ist eine materielle Hauptstütze der Wissenschaft und Kunst — betreibt seine Passion, die dürftigen Mitmenschen zu Mitgenießern seiner Güter zu machen, in großem Stile. Das ist einer der wenigen wirklich Reichen unter den Millionären, welche größtentheils arme Schlucker sind, weil sie ihren Reichthum nur haben, damit er sie friedlos und sorgenvoll durch ein kurzes Leben jage, ihnen den Neid der Mitmenschen erwecke und als ein schwer verkannter Segen des Himmels auf Erden Schlimmes stifte. Das Schlimmste oft an seinen eigenen Besitzern. Welcher von diesen Glücksjägern und Großthuern verträgt das Armwerden? Das Glück ist rund wie die Bleikugel in der Pistole. Nicht jeder kann's, wie jener Altrusse, der aus Zufall zu Reichthum kam, und darauf nicht mehr arbeiten, nicht mehr schlafen, nicht mehr heiter sein konnte, aus Furcht vor dem Verlieren. Das wurde ihm auf die Länge zu toll, er versenkte seine dreimalhunderttausend Rubel in's caspische Meer und war wieder vergnügt, wie es in seiner Natur lag. Warum er das Geld nicht lieber an Dürftige verschenkt hatte? Weil er fürchtete, daß es ihnen dieselbe Verlegenheit, als ihm, bereiten könne. Warum er es nicht wohlthätigen Anstalten verschrieben? Weil er dachte, das können Andere thun, ich will etwas, das Andere nicht thun können, ich will den Russen ein Beispiel geben, daß es für Manchen besser ist, er werfe sein Geld in's Meer, als daß es ihn verderbe. Dieses Beispiel hat ihn runde dreimalhunderttausend Rubel gekostet. Ob es auch so viel wert ist? Ich bezweifle es, denn an Nachahmern, meine geliebten Zuhörer, wird dieser Altrusse nicht viele finden, nicht heute und nicht in alle Ewigkeit, Amen.

Ein großer Reformator in Hemdärmeln.

Mit dem zehnten November des laufenden Jahres vollendet sich das vierte Jahrhundert, seit Martin Luther in Eisleben geboren ist. Das deutsche Volk — es braucht sich dabei nicht einmal auf den religiösen Standpunkt zu stellen — hat große Ursache, diesen Gedächtnistag gehobenen Herzens zu begehen. Luther ist ein Erwecker des nationalen Bewußtseins, ein Reformer der deutschen Sprache, ein Träger und Wiederbeleber der höchsten Ideen, an derem Lichte die menschliche Cultur seit jeher zeitigen konnte.

Unter den zahlreichen Festschriften, die für den nahenden Gedächtnistag vorbereitet werden, liegt uns ein Volksbuch: „Doctor Martin Luther" von M. Baumgarten vor*); dasselbe steht zwar auf streng protestantisch-theologischem Standpunkte, ist übrigens aber leidlich objectiv und im Sinne der wahren Ethik und Humanität gehalten. Die scharfen Polemiken gegen die preußischen Kirchenzustände, besonders aber gegen das Papstthum sind uns hier nicht von Belang. Wir würdigen das Bild, das uns von Luther's Leben und Wirken in demselben geboten wird. Wir gehören nicht zu Jenen, denen Luther als Religionsreformer genügen konnte, obgleich man uns sagt, daß der Protestantismus einer fortwährenden Entwicklung im Bedürfnisse der Zeit fähig sein soll. Uns ist Luther groß aus oben angedeuteten Gründen und wir begehen das Gedächtnisfest des zehnten Novembers, indem wir Einiges aus Baumgarten's Buch den Lesern dieses Blattes hier vorführen. Es sind vor Allem Züge aus seinem Privatleben, die wenig bekannt sein mögen, und in denen uns Luther naherückt auch als kleinlich sorgender, glücklicher, fehlender und irrender Mensch. Luther in seinem Hause, gewissermaßen in Hemdärmeln, so mögen ihn diese folgenden Züge darstellen. Es ist oft mindestens so lehrreich, den Propheten und Prediger in seinem Privatleben zu beobachten, denn auf der Kanzel, und wäre nur zu wünschen, daß jeder hierin so gut bestünde, als der Professor auf der Wittenberger Universität, Doctor Martinus.

— Ein Haus im eigentlichen Sinne erhält Luther mit seinem Ehestand. Wie es vorher mit seiner Herberge in dem Augustinerkloster beschaffen war, das zeigt uns eine Mittheilung Luther's in den Tischgesprächen. Er erzählt, daß ein ganzes Jahr lang sein Bett nicht zurecht gemacht worden sei; er habe sich jeden Abend todtmüde auf dasselbe hingeworfen, wie er es am Morgen verlassen habe. Mit seiner Verheiratung wurde diese Nachtherberge im Kloster durch des Kurfürsten Güte zu einem wohnlichen Hause.

Luther's Käthe war eine kräftige, praktische Natur, welche Luther's Unbeholfenheit im Hauswesen trefflich ergänzte, übrigens ihn in seinen großen Arbeiten und Kämpfen nicht hinderte, wohl aber ihn mit frommer Theilnahme begleitete. Als Luther früher die Katharina beobachtete, glaubte er an ihr eine Neigung zum Stolz bemerkt zu haben; diese Wahrnehmung bestätigte sich auch in der Ehe, Käthe

*) Verlag von Karl Hinstorff in Rostock und Ludwigslust.

hatte einen festen Sinn, der sich nicht immer gleich vor dem Willen des Mannes beugte. Es ist aber ein echtes und schönes Zeichen ehelicher Mannesliebe, daß der starke Geist Luther's diese Emancipationsneigung der Frau mit den scherzenden Anreden an „Herr Käthe" oder „Moses Käthe" zu verklären verstand. Nach dem ersten Jahr in der Ehe schrieb Luther an einen Freund: „Käthe paßt besser für mich, als ich zu hoffen gewagt, so daß ich meine Armut nicht mit den Reichthümern des Crösus vertauschen möchte." Nach zwölf Jahren schrieb er: „Es ist mir gottlob wohl gerathen, denn ich habe ein fromm getreu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen kann, wie Salomo sagt, ach lieber Herr Gott, die Ehe ist nicht eine natürliche, sondern eine Gottesgabe, daß allersüßeste, ja keuscheste Leben, über allen Cölibat, wenn es wohlgeräth, wenn's aber übel geräth, ist's die Hölle." Zu seiner Frau sagte er: „Käthe, Du hast einen frommen Mann, Du bist eine Kaiserin."

Nach siebzehnjähriger Ehe schrieb Luther sein Testament, in welchem er seine liebe und getreue Hausfrau Katharina zur alleinigen Erbin seines Nachlasses einsetzt, „darum, daß sie mich als ein fromm treues, ehrliches Gemahl allzeit lieb, wert und schön gehalten und mir durch reichen Gottes Segen fünf lebendige Kinder geboren und gezogen hat. Sie soll nicht den Kindern, sondern die Kinder sollen ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und ihr unterworfen sein, wie Gott geboten hat."

Und endlich zwanzig Jahr nach der Heirat haben wir wiederum ein lebendiges Zeugnis von dem schönen Verhältnis zwischen den beiden Eheleuten. Luther ist auf Reisen im Winter, körperlich leidend, geistig mit verdrießlichen Händeln und schweren Sorgen belastet. In dieser Zeit schreibt er binnen drei Wochen sechs Briefe an seine Käthe. Wir ersehen aus diesen Briefen, daß zwischen Beiden ein offenes, jedes Geheimnis ausschließendes Verhältnis besteht, und das Siegel der Echtheit dieses Verhältnisses ist der fromme, scherzende Ton, in welchem Luther schreibt an „seine liebe Hausfrau Katharin, Lutherin, Doctorin, Selbstmärtyrin in Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Handen und Füßen". In diesen Briefen findet sich ein Satz, der den Beweis liefert, daß das gegenseitige Vertrauen auf eheliche Treue zwischen diesen Beiden felsenfest muß gegründet gewesen sein. Luther schreibt an seine herzliebe Hausfrau Katharin Lutherin, Doctorin, Zulsdorferin, Säumarkterin und was sie mehr sein kann: „Jetzt bin ich gottlob wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich so hart anfechten, daß ich weder Sorge noch Furcht habe vor aller Unkeuschheit." Die zärtliche Bemühung der schönen Frauen am Mannsfeldischen Hofe um den berühmten Doctor beschreibt Luther ohne alle mildernde Zuthat in dem Stil eines frivolen Weltmannes. Für solche Buben, deren Herz und Mund unrein ist, findet sich hier erwünschte Gelegenheit, ihre gewohnten Unsauberkeiten über Luther's Ehe auszuschütten, denn wie sollten solche gemeine und niedrige Naturen im Stande sein, eine solche Hoheit und Reinheit zu verstehen, die im Scherz das Aeußerste zu sagen wagt, in der festen Ueberzeugung, der Andere werde den rechten Sinn nicht verfehlen. Niemals haben weder Feinde noch Freunde von Störungen des ehelichen Friedens Luthers zu berichten gehabt.

Ein großer Segen in Luther's Hause waren die fünf Kinder und an ihnen offenbart sich seine Eigenthümlichkeit von neuer Seite. Daß es ihm mit der Taufe seines Neugeborenen eine großwichtige heilige Sache war, wird Jedem, der Luther's Stellung zu diesem Sacramente kennt, als selbstverständlich erscheinen. Wie Christus von uns verlangt, daß wir werden

sollen wie die Kinder, so hat Luther an seinen Kindern das beobachtet und beschrieben, was der Herr Christus mit jener Forderung gemeint hat. „Die Kinder leben,“ sagt Luther, „so fein einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben, sie sind im Glauben viel gelehrter, denn wir alte Narren, glauben ohne Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben. Sie sorgen nicht, Gott gibt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen, als Geld zählen, und ihnen an einem schönen Apfel mehr, als an einem rothen Goldgulden gelegen ist, sie fragen nicht, was das Korn gelte, denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie werden zu essen finden. So ohne Bosheit wären wir im Paradiese gesinnt gewesen. Die Kinder thun Alles einfältig vom Herzen und natürlich.“ Als Käthe ihm eines der Kleinen brachte, sagte Luther: „Ich wollte, daß ich in dieses Kindes Alter gestorben wäre, darum wollte ich alle Ehren geben, die ich habe und noch bekomme in der Welt.“

Die überaus zärtliche Vaterliebe Luther's zu den Kindern kommt am meisten zum Vorschein beim Tode der beiden Töchter Elisabeth und Magdalene. Elisabeth starb noch vor Vollendung des ersten Jahres; über ihren Tod schreibt er an einen Freund: „Elisabeth hat mir ein wundersam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen, so jammert mich ihrer, nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder.“ Magdalena starb im vierzehnten Jahre. Weinend bezeugte Luther: dieses Kind habe ihn nie erzürnt. Sie entschlief in seinen Händen, indem er bitterlich weinend Gott bat, sie zu erlösen. Er bekannte später, daß die Macht der zärtlichen Liebe, das Antlitz, die Worte und Geberden des lebenden und sterbenden, gehorsamsten und ehrerbietigsten Kindes so tief in sein Herz gesenkt seien, daß er diesen Fall nicht ohne Seufzen und Schluchzen, nicht ohne schweres, eigenes inneres Sterben zu überwinden vermöge. Der Bruder Hans, damals sechzehn Jahre alt, war über den Tod der Schwester so betrübt, daß Luther ihn streng vermahnen mußte, die weibische Stimmung zu bezwingen.

Uebrigens ließ es Luther nicht an strenger Zucht gegen seine Kinder fehlen, wo es Noth that. Dem ältesten Sohne verweigerte er einmal drei Tage lang die erbetene Verzeihung, obgleich seine Frau und mehrere Freunde für ihn baten, „er wolle lieber einen todten als einen ungezogenen Sohn haben,“ war seine Antwort.

Unter Luther's Kindern hat sich nur Einer hervorgethan, Paul, welcher Leibarzt am Gothaischen Hofe geworden war. Aber auch die Jesuiten haben an den Kindern keinen sittlichen Makel zu entdecken gewußt.

Luther's Haus aber nicht bloß für seine Familie, es war nach biblischem und christlichem Grundsatze ein gastfreies Haus. Er nahm auf in sein Haus Verwandte und Freunde, Fremdlinge und Hilflose, Verfolgte und Fürstinnen. Seine Einnahme war im Anfange seines Ehestandes nicht ausreichend, er nahm weder von seinen Vorlesungen noch von seinen Schriften Honorar, den Dienst in der Pfarrkirche leistete er umsonst. Käthe sagte, er hätte reich werden können, wenn er gewollt hätte. Im Anfang mußte er bei der Knappheit seiner Besoldung und der Freigebigkeit seiner Hand Schulden machen, zumal da er über Vermögen freigebig war. Als später seine Besoldung von dem Kurfürsten erhöht und außerdem fürstliche Geschenke ihm dargebracht wurden, konnte er dem sehr erweiterten Hausstande und der offenstehenden Gastlichkeit genügen, zumal da er inzwischen gelernt hatte, zuerst pflichtmäßig „für die Seinen zu sorgen“.

Wenn Luther in seinem Hause allein ist, dann ist seine Lebensart

höchst einfach. „Ich lobe mir eine gute, gemeine Hausspeise.“ Sein Freund Melanchthon hat beobachtet, daß er vier Tage nach einander bei guter Gesundheit gar nichts zu sich genommen, daß er oftmals einen Tag lang mit einem Häring und einem Stück Brot sich begnügt habe. Wenn nun Luther neben solcher Enthaltsamkeit bei besonderen Gelegenheiten des Weines sich erfreut und das Bier lobt, zugleich aber das angeerbte Sauflaster der Deutschen mit schonungsloser Strenge straft, dann verräth es eine sehr gemeine Gesinnung, wenn man sich nicht entblödet, Luther der Völlerei und Schlemmerei zu zeihen.

An seinem Garten hat Luther hohe Freude, er ladet seine Freunde ein, „sie sollen mit Lilien und Rosen bekränzt werden“; in seinem Garten freut er sich der Creaturen Gottes, der Sonne, des Regens, der Vögel, der Bienen. Einem Freunde auf dem Lande meldet er sich mit seinen Knaben zum Kirschessen an. Er hat einen Fischteich, er geht mit seiner Käthe auf den Fischfang. Kegelschieben, Scheibenschießen, Drechseln, Schachspielen, in diesen unschuldigen Spielen sucht Luther ein Gegengewicht gegen die Ueberlast seiner geistigen Mühen und Kämpfe.

Wie Kohelet sagt: Alles hat seine Zeit, neben dem Weinen hat das Lachen seine Zeit, und neben dem Klagen hat das Tanzen seine Zeit, so hat es auch Luther gehalten in seinem Hause. Im Jahre 1527 hat er in schwerer Bedrängnis nicht unterlassen, den nach zehn Jahren wiederkehrenden Tag seiner Thesen in seiner Familie zu feiern. Zur Feier der eigenen Heirat hat er seinen Freunden ein Festmahl gegeben. Seiner Nichte Lene Kaufmann richtete er in seinem Hause die Hochzeitfeier zu, bestellte einen Schulmeister mit Musikern, bat den Fürsten von Anhalt um einen Frischling oder Schweinskopf, prüfte selbst die Weine, „weil man den Gästen einen guten Trunk geben solle, damit sie fröhlich würden“. Offenbar ist es hier nach seiner eigenen Regel gehalten worden, er gibt die Vorschrift: „Bei der Hochzeit soll man die Braut schmücken, essen, trinken, schön tanzen und sich darüber kein Gewissen machen.“ Dann sagt er ein anderes Mal: „Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen noch aussitzen, so Du züchtig und mäßig darinnen bist.“ Sehr bekannt ist Luther's Liebe zur Musik und zum Gesang. Die Frau Musica steht ihm zunächst der Theologie, als das beste Mittel, Seele und Gemüth frisch zu erhalten. Sein Haus mußte wiederhallen von Musik und Gesang. Er läßt des Abends seine Tischgenossen und Söhne Gesänge vortragen, bringt ihnen die Notenbücher dazu und stimmt mit ein. Fröhliche Leute sieht er gerne in seinem Hause. Eine höhere Freude kann er sich nicht denken, als wenn ihm vergönnt gewesen wäre, zugegen sein zu können, wenn „Jesus einmal fröhlich war“. Als sich ihm einmal eine junge Gesellschaft von Bergleuten meldete, sagte er: „Die laßt mir herein, solchen Leuten, die in bösen Wettern unter der Erde stecken, muß man bisweilen eine Ergötzung gönnen.“

Berühmt sind die Tischgespräche, in denen Luther sich des Abends mit seinen Hausgenossen und Freunden über die verschiedensten Sachen des privaten und öffentlichen Lebens frei zu ergehen pflegte. Luther hat es zwar für ein Unrecht erklart, Reden, die im vertrauten Kreise gesprochen sind, in das Licht der Oeffentlichkeit zu stellen. Hätte man sich nach dieser Regel gehalten, dann würden allerdings einige Anstöße vermieden worden sein. Trotzdem war es ein richtiger Instinct, der diese Tischgespräche aufzeichnete und später veröffentlichte, denn der Gewinn dieser Veröffentlichung ist weit größer als jener Nachtheil. Luther versteht das Christenthum und stellt es dar als einheitliches Leben in Christo und Christi in uns, er weiß sich in jenen

Abendstunden an seinem gastlichen Tisch bei einem Glase Bier ebenso für jedes Wort verantwortlich, als wenn er auf der Kanzel steht. Die Tischreden beweisen, daß es bei Luther keine Hintergedanken gibt, die er der Welt verschweigen will. „Ich bin ein aufrichtiger Mensch, der Nichts erdichten und Nichts verhehlen kann.“ „Ich wollte mich der Welt zum Dienst etwas ernstlicher und heiliger stellen, aber Gott hat mir solches zu thun nicht gegeben.“ Das war das Große in der Erscheinung dieses Mannes, daß die Welt ihn immer und überall als wesentlich denselben schaute und erkannte, mochte er auf der Kanzel predigen, oder mit seiner Käthe scherzen, oder mit seinen Freunden einen fröhlichen Trunk thun. Derbe, plumpe, unserem Ohr anstößige Ausdrücke kommen in Luther's Reden wie in seinen Schriften und einige Mal sogar in seinen Predigten vor. Seine Art war in der That keine feine, sie steht aber auch so noch bedeutend über den Ton, der damals durchschnittlich in weltlichen und geistlichen Kreisen bei Bürgern, hohen Herren und Kirchenfürsten herrschte und jene ungünstigen Eindrücke müssen der edlen Kraft, dem Salz und Mark gegenüber, die seine Gespräche und Schriften durchdringen, auch für uns weit zurücktreten.

Am Krankenbette Melanchthon's erleben wir ein Beispiel des heroischen Gebetsgeistes Luther's. Die schweren Sorgen um die Kirche hatten seinen Genossen Melanchthon im Jahre 1540 in Weimar auf das Krankenlager geworfen. Der bewährte Arzt Sturz wußte keinen Rath. Melanchthon's Augen schienen schon gebrochen, Bewußtsein, Sprache und Gehör entschwunden zu sein. Als Luther ihn so sah, erschrak er und sagte: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet.“ Trat an's Fenster und betete, wie er selber berichtet: „Allda mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er Gebete erhören wolle, die ich in der heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Dann ergriff Luther Melanchthon bei der Hand, tröstete ihn, er werde nicht sterben, aber er dürfe dem Trauergeist nicht Raum geben und ein Selbstmörder werden. Darauf ließ Luther Essen zubereiten und sagte: „Hörst Du, Philipp! Kurzum, Du mußt essen, oder ich thu' Dich in Bann.“ Melanchthon gehorchte und kam allmählich wieder zu Kräften.

Nachdem sich Luther entschlossen hat, das höchst verantwortliche Amt eines Predigers auf seine Seele zu nehmen, ist die Predigt so zu sagen seine Tagesarbeit. Es gibt Zeiten, in denen er viermal am Tage gepredigt hat. Auf Reisen, während ihn Geschäfte sehr in Anspruch nahmen, zum Predigen ist er immer aufgelegt. Auf seiner letzten Reise hat er fünfmal gepredigt, die letzte Predigt hat er gehalten zwei Tage vor seinem Tode. Wenn er durch Krankheit verhindert ist, die Kanzel zu besteigen, dann hat er vor seiner Hausgemeinde gepredigt, woraus seine Hauspostille entstanden ist.

Ein zweites, großes Lebenswerk ist die Verdeutschung der Bibel, die er auf der Wartburg begonnen und an der er bis an das Lebensende mit Aufbietung aller ihm zugänglichen Hilfsmittel gebessert hat.

Eine dritte, nie ruhende Arbeit ist die Auslegung der heiligen Schrift, theils in Vorlesungen für die Studenten über ganze Bücher der heiligen Schrift, theils in Einzelschriften.

Diese durch reichlich dreißig Jahre sich ununterbrochen erstreckenden, belehrenden, erbaulichen, kriegerischen Großthaten zeigen eine wunderbare Arbeitskraft. Unsere Bewunderung muß sich aber noch sehr steigern, wenn wir bedenken, wie neben diesem Wirken und Kämpfen im Großen eine auf-

reibende Störung von Ansprüchen der mannigfaltigsten Art hergeht. Man höre Luther's Klagen; am 30. Juni 1529 schreibt er: „Es kommen mir täglich so viel Briefe auf den Hals, daß Tische, Bänke, Schemel, Pulte, Fenster, Kisten, Bretter, Alles immer voll liegen;" am 20. Januar 1535: „Es wird täglich von allen Seiten so viel eingesendet, als hätten wir Muße genug, zu erkennen, corrigieren, zu setzen und zuletzt auch damit zu hausieren."

Es ist unmöglich, aufzuzählen und auszuführen, wie oft Luther angesprochen wird um Trost, um Belehrung, um Händel zu schlichten, von einzelnen Personen hohen und niedrigen Standes und von ganzen Gemeinden.

Nöthig ist es, die Stellung Luther's zu den Juden zu beleuchten und zu berichtigen. Mit dieser Sache steht es so, daß die ersten Schriften Luthers den Antisemitismus als unchristlich verdammen, die letzten Schriften dagegen mit den leidenschaftlichsten Führern des Antisemitismus harmonieren. In der ganzen Geschichte Luther's gibt es schlechterdings Nichts, worin er nicht bloß mit sich selbst, sondern mit seinen eigensten Grundsätzen so in Widerspruch geräth; an diesem Punkte zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen einem Apostel Christi und einem Kirchenreformator.

Im Jahre 1523 verfaßte Luther eine Schrift unter dem Titel: „daß Jesus Christus ein geborener Jude sei." Von dem Standpunkte dieser historischen, aber ganz verdunkelten Thatsache aus beleuchtet Luther die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des israelitischen Volkes. „Wenn wir uns gleich hoch rühmen, so sind wir dennoch Heiden und die Juden von dem Geblüt Christi, wir sind Schwäger und Fremdlinge, sie Blutsfreunde, Vetter und Brüder unseres Herrn, wie auch St. Paulus Röm. 9 sagt. Auch hat's Gott wohl mit der That beweiset, denn solche große Ehre hat er an keinem Volke unter den Heiden gethan als den Juden." Mit scharfen Worten rügt er sodann das hochmüthige und hartherzige Verfahren der Heidenkirche mit den Juden. „Sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen." „Wir treiben sie mit Gewalt und gehen mit Lügentheidigen um, geben ihnen Schuld, sie müssen Christenblut haben — man hält sie für Hunde; verbeut ihnen unter uns zu arbeiten, hantieren und andere menschliche Gemeinschaft haben, damit man sie zu wuchern treibt." Schließlich gibt er seinen Rath, wie man nicht nach dem Gesetz des Papstes, sondern nach christlicher Liebe Gesetze mit den Juden handeln solle. „Meine Bitte und Rath ist, daß man säuberlich mit ihnen umgehe, daß man sie freundlich annehme, sie mit lasse wirken und arbeiten, damit sie Ursach' und Raum gewinnen, bei und um uns zu sein und unser christlich Leben und Lehre zu hören und sehen." Wenn die Kirche sich zuerst thatsächlich so zu den Juden stellt, dann kann sie sie auch unterrichten, und zwar in folgender Ordnung: „Laß sie zuvor Milch saugen und auf's Erste diesen Menschen für den rechten Messias erkennen, darnach sollen sie Wein trinken und auch lernen, wie er wahrhaftiger Gott ist."

„Verdammlich ist die Wuth einiger Christen, wenn man sie anders Christen nennen darf, welche wähnen, Gott zu gehorchen, wenn sie die Juden mit äußerstem Haß verfolgen, alles Böse gegen sie ersinnen und ihres Elendes mit Hochmuth und Verachtung spotten."

Diese Bekenntnisse und Zeugnisse Luther's über und für die Juden stammen aus den Zwanziger-Jahren und nun höre man denselben Luther in dem Jahre 1543 in den Schriften: „Von den Juden und ihren Lügen" und „Vom Schem Hamphoros". Luther gibt hier den Rath: die Synagogen der Juden zu verbrennen, ihre

Häuser zu zerstören, ihre Gebetbücher wegzunehmen, den Rabbinern das Lehren zu verbieten, alle ihre Barschaft, Silber und Gold aufzubewahren für bekehrte Juden, und schließlich sie aus dem Lande auszutreiben. — Und welches ist die Ursache dieses ungeheuren Selbstwiderspruchs? Luther hat inzwischen an getauften und ungetauften Juden sehr traurige Erfahrungen gemacht. Auf Grund dieser Erfahrungen schreibt er schon 1538 in der Schrift „Wider die Sabbater": „Es ist offenbar, daß Gott die Juden verlassen hat, und sie nicht mehr Gottes Volk sein mögen." Im Jahre 1543 schreibt er: „Ein jüdisch Herz ist so stock-stein-eisenteufelhart, daß es mit keiner Weise zu bewegen ist."

Es ist dies der dunkelste Schatten in dem Werke Luther's und unsere Aufgabe muß es sein, den alternden Luther durch den jüngern zu berichtigen, nicht aber mit den Antisemiten in seines Schattens Fußstapfen zu treten.

Ein deutsches Drama aus Siebenbürgen.

Besprochen von Dr. Karl Reissenberger.

Franz v. Löher, der ausgezeichnete Münchner Professor, rühmt in einem Capitel seines Buches: „Die Magyaren und andere Ungarn" die Geschichte der Siebenbürger Sachsen und sagt von ihr, sie finde ein Gleichnis nur in der wunderbaren Schönheit des Landes, in dem sie geworden sei. Und in der That fehlt es der Geschichte dieses vom Mutterlande weit abgesprengten deutschen Völkleins ebenso wenig an großen, manneswerten Thaten, die im Kampfe um die Existenz gegen allerlei verderbendrohende Mächte gethan wurden, wie an zarten und ergreifenden Momenten. Ein gewisser poetischer Zauber liegt vielfach über dieser Geschichte und man muß sich nur wundern, daß die dichterischen Motive derselben so wenig von der dichterischen Production verwertet worden sind. Uebrigens ist es in der jüngsten Vergangenheit besser geworden, denn gerade die letzten Jahre haben einige poetische Schöpfungen aus dem siebenbürgischen Hochlande gebracht, die aus der sächsischen Volksgeschichte schöpfen. Im Jahre 1874 trat Traugott Teutsch mit seinem Trauerspiele „Sachs von Harteneck" hervor, das, abgesehen von einigen Mängeln, in geschickter und kräftiger Weise die Treue der Sachsen zu Habsburgs deutschem Fürstenhause, unter das sie eben gekommen waren, zum Ausdrucke bringt. Und nachdem derselbe Dichter die deutsche Literatur unterdes noch mit ein paar Novellen und Erzählungen bereichert, schilderte er vor Jahresfrist in seinem farbenfrischen und an spannenden Complicationen reichen Romane „Schwarzburg" die Auflehnung des reckenhaften sächsischen Grafen Salomon gegen den König Karl Robert und die Bewältigung des Aufrührers durch seine eigenen Volksgenossen. Vor wenigen Wochen erschien die sächsische Geschichte auch im Epos. Auf der Jahresversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde wurde nämlich, wie berichtet wird, am 7. August l. J., G. Schuller's „Reinhold, der Klosterschüler, ein Sang aus den Karpathen" zum Theil vorgelesen. Dieses Epos spielt in der Zeit des großen Hunyadi und hat die Türkennoth, wie der Sachsen mannhaft Kämpfen gegen die

Ungläubigen zum Gegenstande. Noch liegt die Dichtung im Drucke nicht vor und es ist daher auch nicht möglich, hier mehr darüber zu sagen. Dagegen ist vor Kurzem eine andere siebenbürgisch-deutsche Dichtung (bei O. Wigand in Leipzig) erschienen: „Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel in fünf Acten von M. Albert."

Michael Albert, 1836 zu Trappold in Siebenbürgen geboren und seit dem 26. November 1860 Professor am evangelisch-deutschen Gymnasium in Schäßburg, ist bisher wiederholt an die Oeffentlichkeit getreten, als Literarhistoriker und als Dichter. So verdanken wir ihm zwei feinsinnige, gelehrte Abhandlungen, von denen die erste ein Bild von der siebenbürgisch-deutschen Literatur des 16., die andere von der des 17. Jahrhunderts entwirft. Auf poetischem Gebiete hat sich Albert durch seine anziehenden Novellen (namentlich „Die Candidaten" und „Auf dem Königsboden"), wie durch seine warmen und formschönen Gedichte einen ehrenvollen Namen erworben. Als Dramatiker begegnet er uns jetzt zum erstenmale.

„Die Flandrer am Alt" sind, wie die beiden vorerwähnten Dichtungen von Traugott Teutsch, nicht bloß in der Gegenwart entstanden, sondern auch von der Gegenwart dictiert. Die politische Bewegung, die das Sachsenvolk heute erfüllt, sein ganzes Fühlen und Denken und Wünschen findet sich darin abgespiegelt. Und von diesem Gesichtspunkte aus muß zunächst Albert's Dichtung in's Auge gefaßt werden. So erklärt sich auch mancher Zug, der bei historischen Bildern des zwölften Jahrhunderts auf's Erste vielleicht befremden könnte. Auf jeden Fall wird man sich aber erwärmt fühlen durch die edle Gesinnung, durch das feste, deutsche Bewußtsein, durch den unerschütterlichen Sinn für Recht und Pflicht, aber auch durch die weiche und zarte, poesiedurchwehte Empfindung — durch den ganzen Gehalt des Dramas. Es ist, wie mich dünkt, das volle, deutsche Gemüth, das aus dieser Dichtung zu uns spricht. Die Handlung ist einfach, aber die Verwicklung reicht aus, um uns zu spannen, der Schluß bringt eine befriedigende Lösung. Er ergreift, er erhebt aber auch. Der Dialog ist lebendig; Vers und Sprache hat Albert bewundernswert in seiner Gewalt. Das dichterische Wort wie das Metrum schmiegen sich stets treffend dem Inhalte an. Die Schilderungen sind anschaulich und frisch, die Charaktere plastisch und gut auseinanderhalten. Unter dem mannigfachen Schönen ist doch Einzelnes besonders hervorzuheben, z. B. der ergreifende Monolog des Kumaniermädchens nach der Gefangennahme des Geliebten.

Das Stück heißt „Die Flandrer am Alt", damit sind die deutschen Colonisten, die im 12. Jahrhundert Siebenbürgen besetzten, gemeint, denn diese heißen in den ältesten Urkunden Flandrer, obwohl sie nur zum geringsten Theile Flandrer, größtentheils dagegen Niederrheinländer waren. Da aber das Drama gerade an die älteste Einwanderung anknüpft, so ist der Name berechtigt. Ein historisches Schauspiel ist das Stück nur den großen Zügen, nicht den einzelnen Facten nach. Doch das thut ja nichts. Die Facta (über die wir übrigens bezüglich der Einwanderung historisch nicht viel wissen) können andere sein, wenn nur der historische Charakter des zur Darstellung Gebrachten gewahrt bleibt. Daß dies wirklich der Fall sei, wird man nicht in Abrede stellen können.

Der Anfang des Schauspieles führt uns dorthin, wo heute Hermannstadt sich erhebt. Gegen Süden schließen die zur Hälfte schneebedeckten Karpathen, zwischen denen die Senke des Altthales, der Rothethurmpaß, sichtbar wird, den Gesichtskreis ab. Es ist das Jahr 1150, in dem die Handlung spielt. Horden wilder Kumanen streifen

auf der Hochfläche noch herum, da kommt das Altthal herauf ein endlos langer Zug von Wanderern. Es sind die „Flandrer“, die König Geisa II. gegen Zusicherung von Freiheiten gerufen, die Krone zu schützen und das Land urbar zu machen. Das alte Heimatland haben sie verlassen, theils weil das Meer, die Dämme durchbrechend, es überflutete, theils, weil unter dem Drucke des Adels die Freiheit des niedern Mannes nicht gedeihen wollte. Die Ankömmlinge kreuzen die Schwerter und nehmen Besitz von dem Boden. Darauf beginnen sie sich anzusiedeln. Unter ihren Axthieben erdröhnt und fällt der Urwald; in dem gerodeten Boden zieht der Ackersmann seine Furchen. Hütten entstehen und dem mitgezogenen Eistercienserabte wird ein Platz eingeräumt für die Kirche und das Kloster, in deren Schule der Mönch alsbald den Knaben zu dem erziehen soll, was der Vater war: „Ein starker Mann und ehrenfest und fromm.“

Der erste Führer der Einwanderer ist Hermann, ein Mann der Freiheit und der Ordnung, auch gut und milde, aber unbeugsam, wenn Recht und Pflicht es befiehlt. Ihn stellt das Volk als seinen ersten Nationsgrafen an seine Spitze, nach ihm benennt es die erste Ansiedlung Hermannstadt. Zu den Wanderern hat sich jenseits des Engpasses ein Kreuzritter, der krank aus dem heiligen Lande heimkehrt, gesellt. Hermann's Tochter, die freundlich erblühte Hilde, hat er vor dem Todespfeil eines Kumanen gerettet und ist nun von tiefer Liebe zu ihr entbrannt. Das deutsche Mädchen erwiedert kräftig diese Liebe und schlägt darüber die Hand eines braven Bürgersohnes aus, den ihre Eltern ihr zum Gemahl erkoren haben. Trotzdem ist Hermann mit dem Bunde, den seiner Tochter Herz geschlossen, einverstanden, denn die Liebe zu dem stattlichen Arnold hat sie von dem Heimatsehnen, das an ihrem Körper nagte, geheilt. Aber so rasch soll das Band der Ehe nicht sich knüpfen. Wenn das Gotteshaus vollendet ist, dann soll dieses Paar das erste sein, das am Altar den Segen empfängt. Hermann und Arnold ziehen aus, die neuen Siedlungen zu besichtigen. Doch in des Waldes Düsternis verirrt sich Arnold und wird von Hermann getrennt. So kommt der schmucke Ritter an den Zaubersee, wo tiefsinnig Siwa, die schöne Kumaniermaid, sitzt, der die Priesterin ihres Volkes geweissagt hat:

„Es wohnt ein Ritter,
Blank, weiß wie der Schnee,
Mit goldigen Locken
Tief unten im See;
Mit dunkelndem Auge
Blickt er Dich an,
Er umwebet das Herz Dir
Mit süßem Bann.
Doch merke Dir: Schwinden
Die Wasser im See,
Dann sterbet Ihr Beide
In sehnendem Weh.“

Kaum erschaut Siwa den fremden Ritter, so wird sie vom Feuer der Liebe tief ergriffen. „Du bist's!“ ruft sie aus und stürzt sich auf ihn. Und Arnold? Auch er ist im Innersten getroffen, da er ihr in's Auge blickt:

„Im Dornstrauch seh ich die Blumen blüh'n,
Ein räthselhaft dunkles Auge glüh'n,
Ein Auge voll süßer, berauschender Macht,
So tief, so einsam, wie Wald und Nacht.
In endlose Tiefen blick' ich hinein,
In des Abgrunds tosenden Feuerschein,
Glut wird mein Athem, der Hölle Brand
Hat mich entzündet — die Welt verschwand.“

Sie enteilt und er — folgt ihr. Später finden wir sie wieder beisammen. Arnold fühlt den Treubruch, den er an seiner Braut, an seinem Volk begangen und macht sich Vorwürfe. Da hört man aus der Ferne kräftige Axtschläge; Siwa horcht auf und spricht dann tief erseufzend die prächtigen Worte:

„Weh mir, was hör' ich? Erbarmen! Erbarmen!
Das Unheil naht mit vernichtenden Armen:

Horch, wie der Axthieb schallt!
Ein banges Seufzen durchzittert den Wald.
Ich höre die Bäume brechen und fallen,
Es ächzt der Tod durch die grünen Hallen,
Die Blätter beben, die Zweige schwanken
In banger Ahnung, in Trauergedanken;
Jetzt athmen sie auf, jetzt schöpfen sie Luft
Und erheben die Stimme, die Rettung ruft.
Die Blätter flattern mit schrillem Sausen
Und es dröhnt in den Wipfeln, wie Sturmesbrausen.

(Der Schall der Axt mehrt sich fort und fort von allen Seiten und kommt immer näher.)

Umsonst, ach umsonst! Das Geahnte geschieht;
Es rauscht der Wald sein Sterbelied —
Und wie die feurige Flut
Wallet herab der Sonne Glut
Und zieht in die Höh'
Dürstend den See,
Und die Blumen am Ufer verderben
Und sterben.

Die düstere Prophezeiung soll sich erfüllen. Siwa springt auf's Roß und entflieht und Arnold folgt ihr „zum Leben, zum Tod". Hermann kehrt heim, doch ohne Arnold. Seiner Tochter sucht er zu verbergen, daß er ihren Bräutigam im Waldesdickicht verloren habe. Aber bald kommt ein Bote und kündet: „Arnold lebt als Ueberläufer, als Verräther." Doch sei er wieder heimgebracht, als Gefangener. Hermann versteht sofort den Verrath:

„Wir,
Die Flandrer, sind ein kleines Häufchen nur,
Nicht räthlich ist es, unserer Sache dienen,
Da die Gefahr im Anzug ist; auch lohnen
Wir gute Dienste nicht mit Machtbesitz
Und Herrschgewalt, wie sie der Ehrgeiz sucht."

So Hermann. Die Anspielung, die der Dichter mit diesen Worten auf die Gegenwart macht, ist wohl nicht allzu unverständlich. — Arnold hat sein Volk verrathen, dafür muß er nach dem Gesetze, das das Volk sich selbst gegeben, mit dem Haupte büßen. Es ist ein schreckliches Urtheil, schrecklich besonders, weil es Hilden, weil es Hermann tief in's Herz greift. Aber was hat der Vater zu sagen, wo er als oberster Richter das Todesurtheil sprechen muß? Alles Flehen hilft nichts, zu tief ist Hermann vom Pflichtgefühl durchdrungen.

„Was ich erzwingen muß, das ist das Recht,
Das Recht, das Recht! — die edelste der Pflanzen,
Die hier wir in die Wildnis setzen müssen.
Mir ist's das Höchste. — —
Wißt, wen das Volk an seine Spitze stellte,
Des Beispiel wirkt entscheidend; darum also
Geh ich die grade Linie der Pflicht."

Bevor aber das Urtheil vollstreckt wird, zieht Hermann in den Kampf gegen die nahenden Kumanen. Heil und siegreich kehrt er wieder heim. Das Urtheil soll nun an Arnold vollzogen werden. Doch Gott hat aus seiner Hand das Richterschwert genommen und sühnt selbst die Schuld. Durch einen Waldbrand, den die verlassenen Lagerfeuer der Kumanen erzeugt haben, ist das Wächterhaus, in dem Arnold gefesselt saß, in Brand gerathen. Siwa eilt nach dem Flammenmeer und winkt dem Geliebten, dieser streckt die Arme nach ihr aus. Sie stürzt sich in den Brand. So sterben vereint Beide. Hilde sieht nun, was sie nicht glauben mochte, ihr Herz löst sich von Arnold. Sie ist genesen. Ihrem Freier aber, Petrus, der im Kampfgewühl für die Sache des Volkes, wie ein Held, gefallen, bewahrt sie freundliche und dankbare Erinnerung. Die Wildnis ist hinweggetilgt und Hermann kann frohbewegt verkünden:

„Wo sie genachtet, wird die Sonne glänzen,
Die Aehre reifen und die Traube glüh'n,
Gewonnen ist das Land auch deutscher Hand.
Auf freiem Grunde baut die Volksgemeinde
Die sieben Burgen auf, dem Reich zur Ehr',
Dem Recht zum Schutz, im neuen Vaterland."

Im Vorstehenden habe ich den Inhalt des Albert'schen Schauspiels nur in allgemeinen Zügen skizziert. Das feinere Geäste und Gefaser des Stückes entzieht sich ja ohnedies dem Referate.

Dafür mag aber hier ausgesprochen sein, daß der Dichter es verstanden hat, sein Kunstwerk rein und schön bis in's Einzelne herauszuarbeiten.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß ich mit allen Einzelheiten einverstanden bin. Daß Hilde, da Hermann allein heimkehrt, mit heftigen Worten den Vater verdächtigt, er habe den Geliebten verschwinden machen, um Hilde mit Petrus zu verbinden, daß der Vater die schroffe Strenge des Erziehers geltend macht und die Tochter „wie eine Weidenruthe beugen" will, daß endlich Hilde bitter ausruft: „Des Vaters Antlitz meid' ich, wo ich kann" — das Alles scheint mir die Linie der Schönheit ein wenig zu überschreiten. Angenehm berührt es sicher nicht und nothwendig dünkt es mich auch nicht. Anders wirkt die unbeugsame Strenge Hermann's dem verrätherischen Arnold gegenüber. Ein anderes Bedenken habe ich bezüglich des Cistercienserabtes Nicolaus. Dieser ist, wie ich glaube, doch zu sehr als Lebemann gezeichnet. Wenige Jahrzehnte nach der Gründung des zunächst durch kirchliche Strenge und Enthaltsamkeit ausgezeichneten Cistercienserordens, zu einer Zeit, wo ein Abt dieses Ordens, Bernhard von Clairvaux, voll heiliger Begeisterung das Kreuz predigt und mit seiner Rede Alles fortreißt, ist ein so weltlicher, behäbiger Cistercienserabt, wie Nicolaus, der mit der Rebe in die Fremde zieht und darüber Brevier und Missale daheim vergißt, nicht recht wahrscheinlich.

Doch genug. Ich wollte nur den Schein vermeiden, als fände ich an den „Flandrern" bloß zu loben, bloß Licht und keinen Schatten. Aber was ich ausgesetzt habe und etwa noch anführen könnte, ist ja so wenig, daß dadurch das Gesammturtheil über das Drama nicht herabgesetzt werden kann. Das Stück bleibt deshalb doch eine tüchtige Leistung, ein schöner Beweis für Albert's poetische Kraft.

Die Idee, die der Dichtung zu Grunde liegt, ist am klarsten in dem Schwure ausgesprochen, den die Colonisten bei der Anlage ihrer Stadt leisten:

„Dem König Treue ohne Wank und Wandel,
Dem Land, zu dessen Schutz er uns berufen,
Dem Land, dem Boden immerdar
Und Treue immerdar dem eigenen Volk,
So lang es Gott läßt dauern hier im Lande!"

Aber ganz besonderer Nachdruck scheint auf dem Letzteren zu liegen, auf der Treue zum eigenen Volke. Denn Arnold fällt, weil er gegen sein Volk gefrevelt.

Albert's Volksgenossen in Siebenbürgen haben das Werk mit Begeisterung aufgenommen. Sofort nach seinem Erscheinen wurde es in Hermannstadt und darauf in Bistritz, als dort die Besten des Volkes auf der Versammlung des Landeskunde-Vereines zu geistiger Förderung und nationaler Kräftigung versammelt waren, vorgelesen und hier wie dort hat es eine große Wirkung gethan. Der Grund dafür liegt nicht bloß in den zahlreichen Schönheiten des Stückes, sondern auch darin, daß es so ganz dem Sachsenvolke aus dem Herzen gesprochen ist. Daß Albert's historisches Schauspiel aber auch außerhalb der Karpathenveste freundliche Aufnahme finden wird, dessen bin ich sicher.

Ein Tag aus dem Leben eines jungen Mädchens.

Ein junges Mädchen aus der vornehmen Gesellschaft wird in die Welt eingeführt, nachdem sie eine mehr oder weniger feine Erziehung genossen, nachdem sie vor allen Dingen gelernt, eine untadelhafte Verbeugung zu machen. Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, auf den Sinn der orakelhaften Worte: Ein junges Mädchen wird in die Welt eingeführt, näher einzugehen.

In erster Reihe wird die Bonne entlassen, und eine Kammerjungfer tritt an ihre Stelle. Die junge Dame erhebt sich zwischen zehn und eilf Uhr. Da wird zum ersten Mal Toilette gemacht, welcher wichtige Act natürlich geraume Zeit in Anspruch nimmt. Hiernach wird gefrühstückt, und endlich zwischen zwei und drei Uhr, je nach der Jahreszeit etwas früher oder später, wird ausgefahren, um hier und dort Besuche abzustatten, das heißt mit anderen Worten, um zu schwatzen und zu plaudern, und von den besten und vertrautesten Freundinnen Uebles zu reden oder doch anzuhören. Unterwegs hat man mehrmals halten lassen, um hier eine Schmucksache, dort ein Nichts zu kaufen, um an den Schaufenstern die neuen Stoffe zu bewundern, und sich an dem Schillern der Moirées, dem Schimmer und Glanz der Seide und Atlasse zu erfreuen. Dabei hat man die Einzelheiten der neuen Toilette überlegt; ob man z. B. auf einen plissierten Rock eine Corsage à panier oder à queue nehmen soll, ob die Volants mit dem Rock übereinstimmend, oder lieber andersfarbig sein sollen; wie viel Meter lang die Schleppe, und wie tief, und in welcher Weise die Taille ausgeschnitten werden soll. Indessen, die Sache ist nicht so einfach; es ist besser man fährt gleich zum Schneider, um diese Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Dieser zeigt Modelle, durchblättert ganze Albums, ja er läßt sich sogar herbei, mit eigener Hand eine Skizze der Zukunftstoilette zu entwerfen; und dies geschieht alles mit jener unnachahmlichen Grazie, jener unerschöpflichen Liebenswürdigkeit, die die Damen bezaubert, und einen Schwarm der reizendsten Frauen um ihn vereinigt.

Bei Madame X war großer Empfang, und die Unterhaltung war sehr angeregt; handelt es sich doch darum, ob Fräulein P. in ihrer letzten Rolle du point d' Allençon oder du point de Malines an ihrer Taille gehabt.

Ein Herr macht diesem Streit ein Ende; er weiß es genau; es war du point d' Allençon.

Von da gieng es zu Madame Z. Nun sprach man vom letzten Roman Daudet's, und ich kann Sie versichern, daß dieser arme Dichter von dieser aristokratischen Gesellschaft arg mitgenommen wurde.

Unterdessen plauderten die jungen Mädchen, in Gruppen vertheilt, von viel ernsteren Dingen. Sie planten unter sich einen Ausflug für den nächsten Tag; sie sprachen von der neuen Haartour, die der nächste Winter wahrscheinlich bringen würde, daß die falschen Haare bald wieder aufkommen, daß man bald wieder große Frisuren tragen würde &c. &c., und das war ein Zischeln und Flüstern und Kichern, ein leises Krachen und Knistern und Rascheln der Toiletten! Bei diesem Geplauder vergessen die jüngeren Damen aber nicht, auf jede Bewegung

ihrer Mütter, die am entgegengesetzten Ende des Saales sitzen, zu achten und sich zu bemühen, dieselben möglichst getreu nachzuahmen.

Das Schwätzen, das Auf- und Abschweben auf dem Parquet des Salons hat bei unseren jungen Damen einen gewissen Appetit erweckt; es ist inzwischen auch vier Uhr geworden; was könnte man also Vernünftigeres thun, als in die Conditorei zu gehen, wo man um diese Stunde viele andere junge Mädchen trifft, die sich dort ebenfalls von den nicht zu unterschätzenden Anstrengungen des Nachmittags ausruhen.

Nachdem man einige Kuchen oder Bonbons verzehrt, die Lippen in Wasser oder Wein getaucht, und zur Genüge geplaudert hat, wird schnell aufgebrochen, denn, von vier bis fünf ist heute Thee bei Frau Baronin N.. Hier dasselbe Hin- und Herschweben, dasselbe graciöse Nachziehen der Schleppen, das man den ganzen Nachmittag, das man gestern gesehen hat und morgen wieder sehen wird; dasselbe Gespräch über dieselben Gegenstände, nur mit dem Unterschiede, daß man hier auch von Politik redet. Mit drei Worten hat man die europäische Frage erledigt, den Krieg beendet, und die machthabenden Männer verunglimpft. Nun endlich fährt man nach Hause zum Diner. Der Abend wird durch Theater, Ball, oder Soirée ausgefüllt, und morgen beginnt wieder das alte Lied, nur mit der Abweichung, daß man statt zur Baronin zu gehen, spazieren fahren, und statt Besuche zu machen, solche empfangen wird, und so wohl der Mühe des Sprechens größtentheils überhoben ist, dafür aber die tausend Nichtigkeiten anhören muß, die jede Dame der sogenannten guten Gesellschaft ebenso sicher wissen muß, wie ein Corporal seine Theorie.

* * *

Letzthin hatte ich die Ehre, der Tischnachbar einer als reizend und bezaubernd anerkannten Dame zu sein. Es war ein sehr gemüthliches Diner, und jeder hatte sich frei gemacht von all' den Convenienzen und Förmlichkeiten, welche die officiellen Diners so unglaublich langweilig machen. Die Gesellschaft war sehr heiter, und meine Nachbarin sehr liebenswürdig .... Aber, Du allmächtiger Gott, dies Geschwätz, dies Gewäsch, dies plötzliche Ueberspringen von einem Gegenstand zum andern, den man wiederum nur flüchtig berührt; ja, berührt ist schon zu viel gesagt, über den man fortgleitet .... Und dabei was für Gegenstände!

Es hat mir Spaß gemacht nachzuzählen, daß meine Nachbarin — eine Gräfin und mehrfache Millionärin, bitte zu bemerken — im Verlaufe von zehn Minuten, ohne Uebertreibung, ein Dutzend verschiedener Themata angeschlagen hatte: ihr krankes Windspiel, das Abgeordnetenhaus, ihr Mann, die Unehrlichkeit der Dienstboten, die Geliebte eines berühmten Malers und die Toilette, die sie heute bei der Spazierfahrt getragen, die Geschichte eines Gesangprofessors, das letzte Rennen, die Gasgesellschaft, eine ganz besondere in Aussicht stehende Hasenpastete, und so fort. Dies Alles floß in ununterbrochener Reihenfolge von ihren Lippen, die Worte jagten einander, stolperten über einander, und verwirrten sich wie die Glasstückchen eines Kaleidoskops. Diese geistige Lebhaftigkeit, die bei ihr durchaus nicht gesucht war, denn sie unterhielt sich den ganzen Abend über in dieser Weise, wirkt bei manchen Damen wie ein prächtiges Feuerwerk; hier erregte sie das Gefühl des Alpdrückens. An scharfe Beobachtung gewöhnt, witterte ich hinter dieser unerschöpflichen Beredsamkeit eine Ueberreizung der Nerven, herbeigeführt durch ein lediglich nach außen hin gerichtetes Leben des Müßigganges, ein Leben voll gekünstelter Aufregungen, voll ziel-

und zweckloser Bewegung, das immer den thörichten Vergnügungen der Großstadt gewidmet ist. Dieser dann gegenüber saß ihr Töchterchen, ein niedliches Kind von 12 — 13 Jahren, mit krankhaft blassem Gesichtchen, seltsam leuchtenden und funkelnden Augen und mit schwarzen Haaren, die sie in die Stirn geschnitten trug. Sie wandte kein Auge von ihrer Mutter, lachte über deren Scherze, verstand alle diese Worte, alle diese Andeutungen; sie kannte schon alle Namen der berühmten Schauspielerinnen und Pferde, über welche man in ihrem Beisein sprach ... Armes Kind!

Ein Glück ist es, daß den Frauen, von denen hier die Rede, den Geld- oder Adelsaristokratinnen, eine gewisse Entschädigung durch die Mode geboten wird; denn diese mächtige Gebieterin verlangt, daß sie drei bis vier Monate fern von der Stadt, entweder auf ihren Gütern oder in Bädern, in verhältnismäßiger Ruhe zubringen. Ihr Nervensystem, daß der Winter zu Grunde gerichtet, kann sich während dieser Zeit wieder erholen und kräftigen ... Aber die anderen, bei weitem zahlreicheren, jungen Mädchen des Mittelstandes, die durch ihre geringen Mittel oder durch Familienverhältnisse gezwungen sind, die ganzen zwölf Monate in der Stadt zu bleiben! Hier findet die Bleichsucht einen fruchtbaren Boden; über diese jungen Wesen übt sie unbeschränkte Herrscherrechte; in ihnen entwickelt sie diese Nervenübel, diese Schwächeanwandlungen, diese vorzeitige Erschöpfung, welche sie verhindern, den schönsten und nützlichsten Theil ihrer künftigen Rolle, ich meine das Selbstnähren, durchzuführen; denn, wenn das gewöhnliche Leben dieser Mädchen auch kein so bewegtes ist, wenn ihre Tage auch nicht in jenem geräuschvollen Müssiggang verfließen, der die Ersteren treibt und jagt, als handelte es sich um die Erledigung der ernstesten Angelegenheiten, so bleibt das Ergebnis doch das nämliche. Bei Ersteren wird die Thätigkeit des Nervensystems durch das Uebermaß einer krankhaften Erregung, durch die zu häufig erneuten Erschütterungen, die übertriebenen Empfindungen gestört. Letzteren raubt der Mangel an Luft, an körperlicher Bewegung, der Ueberdruß und die Langeweile, die ein zu eintöniges Leben im Gefolge hat, jegliche Spannkraft.

Ja, wir müssen die armen Geschöpfe noch als glücklich bezeichnen, wenn zu all' diesen Ursachen des organisierten Druckes nicht noch die Ueberspanntheit tritt, die der religiöse Mysticismus mit sich bringt, zu dem nur zu häufig in den aristokratischen Klöstern der Grund gelegt wird.

„Wir müssen zugestehen", sagt der Bischof Dupanloup, der in diesem Falle gewiß unparteiisch urtheilt, „daß die Phantasie und die Empfindung den größten Antheil an jener Frömmigkeit haben, die lieblich, aber oberflächlich ist, und ihre Nahrung fast ausschließlich aus den äußeren Umständen gewinnt, die sie überreizen. Die Lehrerinnen sprechen in diesen Häusern in süßlicher Weise von Gott; die Kapelle ist reizend, die kirchlichen Feste sind glänzend und die Musik ist vorzüglich; selbst die Außenwelt strömt herbei, um sie zu hören. Dies Alles rührt, geht zum Herzen und fesselt die Phantasie der jungen Mädchen in dem Alter, in welchem sie für derartige Eindrücke am empfänglichsten sind. Ihre Seelen, die ein größeres Verlangen nach Gefühlen, als nach strengen Tugenden empfinden, werden eingeschläfert in dieser lieblichen Atmosphäre, welche weder der Erde, noch dem Himmel angehört, die aber ganz gewiß nicht auf den engen und rauhen Weg führt, von dem das Evangelium spricht."

Der Verfasser dieser in unendlich zarten Ausdrücken abgefaßten, wenn auch im Grunde strengen Kritik, steht auf einem ausschließlich religiösen Stand-

punkt; aber die Hygiene kann sie trotzdem sich zu eigen machen, und auf sich beziehen. Es ist unzweifelhaft, daß diese liebeskranken Verzückungen, diese geheimen Schauer, dieser berauschende Blumenduft, so wie der Weihrauch in den durchdufteten Kapellen der modernen Klöster, im Verein mit anderen Ursachen des organischen Verfalls, in den unendlich reizbaren Naturen der jungen Mädchen einen Zustand jener siechenden Mattigkeit hervorbringen, welche ein nur zu guter Pionnier der wirklichen Krankheit ist.

Die Wachtel.

Kinder-Eindrücke von J. Turgenjew.*)

Ich war etwa zehn Jahre alt, als mir passierte, was ich hier erzählen will.

Es war Sommer. Ich weilte damals bei meinem Vater auf einem Meierhof des südlichen Rußland. Rings um uns auf mehrere Werst Entfernung erstreckte sich die Steppe. Kein Baum, kein Bach in der ganzen Nachbarschaft. Niedrige, mit Buschwerk bedeckte Einsenkungen durchfurchten, grünen Schlangen gleich, hie und da die einförmige Fläche. Schwache Wasseradern sickerten auf dem Boden dieser Einsenkungen. An anderem Orte, beinahe auf der Höhe der Abhänge, gewahrte man kleine Quellen, deren Wasser so klar war wie die Thränen und zu denen stark begangene Fußwege führten. Am Rande des Wassers, in der feuchten Erde kreuzten sich die Fußspuren der Vögel und der anderen kleinen Thiere. Sie sowohl wie die Menschen brauchen reines Wasser.

Mein Vater war ein passionierter Jäger. Ließen ihm seine Arbeiten einen Augenblick Zeit und war das Wetter schön, so nahm er sein Gewehr, hieng die Jagdtasche um, pfiff seinem Hunde, dem alten Schatz, und gieng auf die Wachtel- oder Rebhuhnjagd. Er verachtete die Hasen, die, wie er mit spottendem Tone sagte, höchstens für die Sonntagsjäger gut seien. Neben den Schnepfen, die im Herbst kamen, war dies das gange Wild, das es bei uns gab. Dafür gab es Wachteln und Rebhühner in Menge; besonders Rebhühner. Folgte man den Abhängen der Einsenkungen, so traf man jeden Augenblick dort, wo sie sich niedergeduckt hatten, die Spuren ihrer Krallen im trockenen Staube. Der alte Schatz setzte sich sogleich in Positur. Sein Schweif zitterte, die Haut über seiner Stirn legte sich in Falten und mein Vater wurde etwas blaß, während er den Finger vorsichtig dem Hahn seines Gewehres näherte.

Er nahm mich zu meiner großen Freude oft mit. Ich steckte meine Hosen in die Stiefel, warf meine Feldflasche über die Schulter und bildete mir ein, ein echter Jäger zu sein. Der Schweiß rann mir in Strömen von der Stirn, der Sand lief mir in die Stiefel, aber ich fühlte keine Müdigkeit und wich meinem Vater nicht von der Seite. So oft ein Schuß fiel und ein Thier stürzte, sprang ich hoch in die Höhe und stieß einen Freudenschrei aus, so glücklich war ich. Der verwundete Vogel überschlug sich, zappelte mit den Flügeln, bald auf dem Boden, bald im Maule des Hundes — sein Blut floß und ich — ich war entzückt und empfand nicht das leiseste Gefühl des Mitleids.

---

*) Die Skizze, die wir der „Revue politique et littéraire" entnehmen, ist die letzte Arbeit, die Turgenjew veröffentlicht hat. Die Red.

Was hätte ich nicht darum gegeben, selbst schießen, diese Wachteln und Rebhühner selbst tödten zu können! Aber mein Vater hatte mir auseinandergesetzt, daß ich ein Gewehr erst bekäme, wenn ich zwölf Jahre alt, und daß mir dann nur erlaubt sein würde, auf Lerchen zu schießen. Es gab Unmassen von diesen Vögeln in unserer Gegend. An schönen Tagen, wenn die Sonne schien, sah man sie zu Dutzenden am klaren Himmel schweben; sie stiegen höher und immer höher und ihr Zwitschern klang wie der Nachhall ferner Glöcklein.

Ich blickte zu ihnen hinauf wie auf meine künftige Beute und zielte nach ihnen mit dem Stock, den ich an meine Schulter drückte, wie mit einem Gewehr. Nichts ist leichter, als sie zu treffen, wenn sie mit ausgebreiteten Flügeln fünf oder sechs Fuß über der Erde schweben, bevor sie plötzlich im Gebüsch verschwinden.

Mitunter sah man Trappen auf den fernen Stoppelfeldern oder den Wiesen. „Ach,“ seufzte ich, „einen so großen Vogel wie diesen tödten und dann sterben!“ Ich zeigte sie meinem Vater; aber er antwortete regelmäßig, daß die Trappe ein kluges Thier sei, das den Menschen nicht herankommen lasse. Einmal jedoch versuchte er, sich einer vereinzelten Trappe zu nähern, da er vermuthete, daß sie angeschossen worden und deshalb hinter ihrer Schar zurückgeblieben sei. Er befahl Schatz, zurückzubleiben, und mir, nicht von seiner Seite zu gehen; dann lud er seine Flinte mit Rehschrot, wendete sich zu Schatz und befahl ihm leise: „Zurück, zurück!“ Hierauf beugte er sich nieder und schlich sich so still als möglich gegen die Trappe, nicht direct auf den Vogel zu, sondern in schräger Richtung. Schatz blieb an unserer Seite, aber er nahm eine außerordentlich seltsame Haltung an, lief, wie wenn er krumme Beine hätte, zog den Schweif ein und biß die Zähne in die Lippen. Ich vergieng vor Aufregung und folgte, beinahe kriechend, meinem Vater und dem Hunde. Die Trappe ließ uns nur auf etwa 300 Schritte herankommen, dann fieng sie an zu laufen, breitete ihre Flügel aus und verschwand in der Ferne. Mein Vater schoß und starrte ihr nach. Schatz sprang vorwärts und starrte ihr nach. Ich selbst, ich starrte ihr nach — mit so schwerem Herzen! Hätte sie nicht noch ein wenig warten können? Oh, dann würde man nicht gefehlt haben.

Ein anderes Erlebnis! Ich gieng mit meinem Vater auf die Jagd. Es war der Vorabend des Festes des heiligen Petrus. Um diese Zeit sind die Rebhühner noch klein. Mein Vater wollte sie nicht schießen und er trat deshalb in ein Dickicht von jungen Eichen, am Saume eines Kornfeldes, wo man stets Wachteln traf. An diesem Orte gab es Blumen über Blumen, und so oft ich mit meiner Schwester hingieng, nahm ich immer einen Arm voll mit. Allein wenn ich mit meinem Vater gieng, pflückte ich keine Blumen. Diese Beschäftigung schien mir eines Jägers unwürdig.

Plötzlich schlug Schatz an. Fast unter der Nase des Hundes erhob sich eine Wachtel und flog auf. Aber sie flog auf eine sehr seltsame Art, hin- und herschwankend und wieder auf die Erde aufschlagend, wie wenn sie an den Flügeln verletzt wäre. Schatz sprang mit einem gewaltigen Satze auf sie zu; das that er nie, wenn ein Vogel in der herkömmlichen Weise davonflog.

Mein Vater konnte nicht schießen, denn er mußte besorgen, den Hund zu treffen. Plötzlich sah ich, wie Schatz einen jähen Satz machte — husch — die Wachtel erfaßte und sie meinem Vater apportierte. Papa nahm das Thier und legte es auf seine offene Hand mit dem Bauche nach oben.

„Was hat denn die Wachtel?“ fragte ich, indem ich auf Papa zustürzte. „Ist sie verwundet?“

„Nein,“ erwiderte Papa, „ihr Nest mit den Jungen muß hier ganz in

der Nähe sein und deshalb hat sie sich verwundet gestellt, damit der Hund in der Erwartung, sie leichter zu erwischen ...“

„Und warum that sie das?“

„Um den Hund von ihren Jungen fortzulocken. Hinterher wäre sie fortgeflogen. Diesmal jedoch hat sie sich verrechnet; sie hat ihre Komödie zu gut gespielt und Schatz hat sie erwischt.“

Also sie ist nicht verwundet?“ fragte ich weiter.

„Nein ... das heißt, Schatz hat ihr einen tüchtigen Biß versetzt, da ist nichts zu machen.“

Ich näherte mich, um mir die Wachtel genauer anzusehen. Sie lag unbeweglich auf Papa's Hand und ließ den Kopf hängen. Ihr schwarzes Aeuglein betrachtete mich von der Seite und plötzlich fühlte ich mich von einem tiefen Erbarmen erfaßt. Es däuchte mir, wie wenn das arme Thierchen, indem es mich anblickte, denken würde: „Weshalb muß ich denn sterben? Weshalb denn? Habe ich nicht meine Pflicht gethan? Ich habe versucht, meine Jungen zu retten, den Hund fortzulocken, und das war mein Verderben! Ich unglückliches Geschöpf! Das ist nicht recht, nein! das ist nicht recht!“

„Papa, vielleicht stirbt sie nicht,“ rief ich, und streichelte das Köpfchen des Vogels.

Aber mein Vater erwiderte: „Sie stirbt. Paß auf; in einem Augenblick werden sich ihre Füße zusammenkrallen, ihr ganzer Körper wird zucken und ihre Augen werden sich schließen.“

Also geschah es. Als sich ihre Augen schlossen, fieng ich an zu weinen.

„Was ist Dir denn?“ rief mein Vater und schüttelte sich vor Lachen.

„Es thut mir leid um die Wachtel; sie hat ihre Pflicht gethan; man hat sie getödtet und das ist nicht recht.“

„Sie wollte gar zu listig sein,“ antwortete Papa, „aber Schatz ist noch verschmitzter als sie.“

„Böser Schatz,“ dachte ich .. (und in diesem Momente schien mir, wie wenn Papa selbst nicht gut wäre). Da war keine List dabei, das war die Liebe zu ihren Jungen und keine List. Wenn sie schon gezwungen war, Komödie zu spielen, um die Jungen zu retten, so lag doch für Schatz keine Nothwendigkeit vor, sie todtzubeißen.

Papa wollte die Wachtel in seine Jagdtasche stecken. Ich bat ihn, sie mir zu geben. Ich nahm sie in meine Hände und hauchte sie mit meinem Athem an. Allein die Hoffnung, sie zum Leben zu erwecken, war eine trügerische; sie rührte sich nicht.

„Gib Dir keine Mühe,“ sagte Papa, „da gibt's nichts zum Aufwecken. Sieh nur, wie ihr Kopf herunterhängt.“ Ich erhob sachte den Kopf beim Schnabel. Allein sobald ich ihn losließ, fiel er wieder herab.

„Thut es Dir noch immer leid um sie?“ fragte Papa.

„Wer wird denn jetzt ihre Jungen füttern?“ fragte ich meinerseits zurück.

Mein Vater sah mich aufmerksam an. „Mach' Dir keine Sorgen,“ erwiderte er, „das Männchen, der Vater, wird sie jetzt füttern ... Aber warte .. Sieh' nur, Schatz ist schon wieder auf der Fährte. Wenn es das Nest wäre .. Richtig, es ist das Nest!“

Wirklich! Im Laub versteckt ... zwei Schritte entfernt von Schatz' Schnauze bemerkte ich vier kleine Wachteln, die sich mit ausgestreckten Hälsen aneinander drängten! sie athmeten so rasch, daß man ihnen ansah, wie sehr sie sich fürchteten; sie hatten keine Flaumen mehr, sondern Federn; nur die Flügel waren noch sehr klein.

„Papa, Papa!“ schrie ich aus Leibeskräften, „rufe Schatz zurück, er wird sie ebenfalls todtbeißen.“

Mein Vater pfiff dem Hunde und setzte sich ein wenig abseits unter einen Strauch, um zu frühstücken. Ich jedoch blieb bei dem Neste nnd wollte vom Essen nichts wissen. Ich zog mein weißes Sacktuch aus der Tasche und legte die todte Wachtel hinein. „Seht, ihr armen Waisen, da ist Eure Mutter; sie hat sich für Euch geopfert.“ Die

Thierchen athmeten plötzlich tief auf und zitterten am ganzen Körper.

Ich gieng zu meinem Vater.

„Du schenkst mir doch diese Wachtel?" fragte ich ihn.

„Wenn es Dir Spaß macht. Aber was willst Du damit thun?"

„Ich will sie begraben."

„Begraben?"

„Ja! dort in der Nähe des Nestes. Gib mir Dein Messer, damit ich ihr das kleine Grab graben kann."

„Ah, ihre Jungen sollen an ihrem Grabe beten," bemerkte Papa erstaunt.

„Nein," erwiderte ich, „es geschieht zu meinem Vergnügen; sie wird sanft ruhen, dort an der Seite ihres Nestes."

Mein Vater gab mir das Messer, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ich grub das Grab, küßte die Wachtel auf die Brust, legte sie in das kleine Loch und deckte die Erde darüber. Dann schnitt ich mit demselben Messer zwei kleine Zweige ab, schälte ihre Rinde los und machte, indem ich sie mit einem Halme festband, ein Kreuz daraus, das ich auf das Grab pflanzte.

Bald darauf entfernten wir uns, Papa und ich; aber ich sah mich bei jedem Schritte um, das Kreuz war weiß und ich konnte es lange sehen.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Traum. Ich war im Himmel und sah dort auf einer kleinen Wolke meine Wachtel. Aber sie war jetzt ganz weiß wie jenes Kreuz. Um den Kopf hatte sie einen kleinen, schimmernden Heiligenschein, offenbar als Belohnung für die Schmerzen, die sie um ihre Jungen erlitten hatte.

Vier oder fünf Tage nachher kehrten ich und Papa an denselben Ort zurück. Das Kreuzchen war ein wenig gelb geworden, war jedoch auf dem Grabe stehen geblieben. Das Nest dagegen war leer; nirgends die geringste Spur von den Jungen. Mein Vater versicherte mir, daß das Männchen sie irgendwohin in Sicherheit gebracht habe und als einige Schritte weiter dieses Männchen aus einem Gebüsche aufsprang, ließ Papa dasselbe, ohne zu schießen, vorüberflattern. Nein! dachte ich mir, Papa ist nicht böse!

Und seltsam, von diesem Tage angefangen war meine Leidenschaft für die Jagd vollständig erloschen. Ich dachte selbst nicht einmal an die Flinte, die Papa mir versprochen hatte. Später freilich, als ich größer wurde, gieng ich auch mitunter auf die Jagd, aber ich wurde niemals ein echter und rechter Jäger.

* * *

Eines Tages jagte ich mit einem Kameraden. Wir fanden eine Familie von Auerhühnern. Das Weibchen flog auf und wir schossen. Es war getroffen, aber es fiel nicht, sondern schleppte sich mit seinen Jungen weiter. Ich wollte ihm nach.

„Bleiben wir lieber hier," sagte mein Gefährte, „ich weiß ein Mittel, die ganze Familie herbeizulocken.

Er verstand es vortrefflich, den Ruf des Auerhahns nachzuahmen. Wir legten uns und er begann zu locken. Richtig, nach einer Weile antwortete ein junger Hahn; ihm folgte ein zweiter, endlich das Weibchen selbst. Der Ruf desselben erscholl so sanft und ganz in der Nähe. Ich hob den Kopf und sah, wie das Thier mitten durch das Gras auf uns zulief: sein Fuß war ganz blutig. Sicherlich war das Muttergefühl in ihm erwacht; es wollte unsere Aufmerksamkeit von den Jungen ablenken. In diesem Augenblick kam ich mir wie ein wahres Ungeheuer von Grausamkeit vor. Ich erhob mich und klatschte in die Hände. Die Alte flog auf und die Jungen verstummten. Mein Gefährte war wüthend: „Du hast unsere ganze Jagd verdorben!"

Von diesem Tage an wurde es mir immer schwerer und schwerer zu tödten und Blut zu vergießen.

Wie sich der Gebirgsbauer sein Haus baut.

Eine Studie von P. K. Rosegger.

Wenn ich sage, daß alle über hundert Jahre alten Bauernhäuser im Gebirge aus Holz gebaut sind, so klingt das nicht besonders; auffallender, wenn ich behaupte, daß die meisten aus Holz gebauten Bauernhäuser über hundert und zweihundert Jahre stehen!

Dem Holz wäre es immerhin zuzutrauen; die alten Wälder waren aus anderem Holze, als die gegenwärtigen, degenerierten, verweichlichten. Aber dem Feuer ist es kaum zuzutrauen. Da steht das Gebäude, zunderdürr vom Fußboden bis an die Gipfel des Strohdaches, draußen fuchteln die Blitze, drinnen die Menschen mit den harzigen Leuchtspänen. Die niedrige Küche ist von Holz und mit glänzender Rußkruste überzogen, der Rauchfang aus Brettern zusammengenagelt, der Feuerhut über dem Herd aus Stroh geflochten; schier wunderlich, daß sie nicht auch den Herd und den Ofen aus Holz gezimmert haben. Der Kranz um den Herd, der die Steine zusammenhält, ist wirklich auch hölzern, ebenso das Ofengeländer und die Thür des Ofenloches; dazu das unvorsichtige Gebahren der Leute mit Feuer und Licht auf Dachböden, in Ställen und Scheunen, polizeiwidrig Alles im höchsten Grade — und siehe, die meisten dieser Häuser müssen wegen Altersschwäche niedergerissen werden. Da muß Einer doch wahrhaftig Respect vor dem heiligen Florian bekommen, dem der Bauer den Feuerwehrdienst und zumeist auch die Feuerassecurranz anheimgestellt hat.

Kaum ein Fünftel solcher Häuser fällt dem Brande zum Opfer. Wenn die Flamme aber doch einmal anleckt dort, wo sie nicht hingehört, dann mögen die Bewohner nur eilig ihre nackten Glieder zusammenraffen und draußen von sicherer Stelle aus zusehen, wie das Schauspiel verläuft. Den Thätigsten schießt's allerdings in die Hände, als müßten sie Wasserzuber schleppen und sie gegen das Feuer oder die bedrohten Theile hingießen; aber diese Sache hat lediglich nur die Bedeutung der Ceremonie.

Das Gebäude brennt zu Asche nieder mit Allem oft, was d'rin war. — Und aus der Asche erhebt sich noch vor Jahresfrist der Phönix.

Es ist für den Gebirgsbauern allerdings mitunter besser, er „brennt ab“, als wenn er sein baufälliges Haus mit Mühe niederreißen und mit Mühe aufbauen muß, denn die Feuergarbe, die in einer Nacht das ganze Thal glutroth beleuchtet, entflammt den Wohlthätigkeitssinn der Nachbarn weit mehr, als der staubige Moder der auseinandergerissenen Zimmerbäume.

Nichtsdestoweniger lassen sie Einen, der ein neues Haus oder auch nur ein anderes Wirtschaftsgebäude aufzuführen hat, allein. Es herrscht bei den Gebirgsbauern noch eine Zusammenhaltigkeit — Solidarität würde man auf Hochdeutsch sagen — von der jene Herren, die alle Humanität nur den Städtern zuschanzen, sich nichts träumen lassen.

Einen Zimmermeister, ein paar Maurer und einen Dachdecker muß sich der Bauer für seinen Hausbau bezahlen — denn diese Professionisten gehören zu jenen Leuten, die vom Unglücke Anderer leben müssen; und für

ein Unglück hält es der Bauer auch, wenn's in der Reihe seiner Vorfahren und seiner Nachkommen just ihn trifft, den alten hinfälligen Bau erneuern zu müssen. Aber die Gehilfen des Zimmermeisters, ebenso die Holzknosper (Zimmerholzaushacker), die Steinbrecher, sowie das nöthige Fuhrwerk, insofern es der Bauende aus Eigenem nicht aufbringt, schicken ihm die Nachbarn, und betheiligt sich oft die ganze Gemeinde unentgeltlich daran, daß der neue Bau schöner und stattlicher ausfällt, als der alte war. Der Eine liefert die Zimmerbäume, welche, weil zumeist keine Sägemühle zur Verfügung steht, mit der Axt ausgeknospet, d. h. viereckig gehackt werden müssen. Ein Anderer führt von einer fernen Sägemühle das nöthige Bretterwerk herbei. Ein Dritter bringt den Strohschaub für die Dächer; dort oben für das Haus in der Einsamkeit erhebt die Bauordnung gegen Strohdächer keine Einsprache; nur eine steinerne Küche und ein gemauerter Schornstein ist Alles, was sie heute begehrt. Ein Vierter macht hölzerne Dachnägel und Thürklinken; der kostspielige Schlosser und Schmied wird so viel als möglich umgangen; selbst die Thürschlösser werden in manchen Häusern noch aus hölzernem Eisen gemacht und von einem Sachverständigen, nämlich von einem Einbrecher habe ich einmal sagen gehört, daß er lieber drei Eisenschlösser breche, als einen hölzernen Thürriegel.

Wenn nun aber das Material da ist, und die Arbeiter an dem neuen Bau und auf demselben lustig heben und hämmern, so brauchen sie auch was zu essen. Das Ersparte im Getreidekasten — wenn der nicht etwa niedergebrannt ist — kleckt nicht, die Arbeit ist schwer, die Leute wollen sogar gut und viel essen. Das wissen die Nachbarn recht wohl, sie schicken daher Weißbrot, sie schicken Speck und Milch, und vor Allem Butter.

An eine solche Buttersendung knüpft sich nun ein eigener, ein recht lustiger Brauch, den ich in meiner Heimat oft erlebt habe, und der, wie ich höre, auch in anderen Gegenden der österreichischen Alpen herrschen soll. Das aber sage ich, wenn ich der Pfarrer wäre und in Religionssachen was d'reinzureden hätte, dieser Brauch müßte mir abkommen, selbst wenn die Butterträgerin gegen den Pfarrhof heranstiege, er müßte mir abkommen. Es ist ja eine leibhaftige Verspottung des Processionswesens, was sie da treiben!

Die Zimmerleute auf ihren hohen Gerüsten sind sehr fleißig, aber sie lauern in ihren Arbeiten fortwährend, ob nicht von irgend einer Seite eine Butterträgerin heranschleicht. Diese Butterträgerin ist gewöhnlich die dralle Kuhmagd, die Schwaigerin aus einem Nachbargehöfte. Sie trägt auf dem Kopfe einen breiten Korb oder großen Milchzuber, der mit weißem oder blumigem Tuche verbunden ist. Da drinnen in solch' verdecktem Behälter ruhen denn auf breiten Schüsseln etliche gewaltig große Butterstriezel, Rahmtöpfe, Speck- oder Selchfleischklumpen. Die Magd geht gar behutsam, daß nicht etwa die schwere Last das Uebergewicht kriege. Daß sie den Kopfkorb etwa mit den Händen hielte, das gehört sich nicht, thut auch nicht noth; der Korb, oder Zuber, was es ist, ruht sicher auf dem Riegelkranz, wie ein ringartig gewundenes Tuch heißt, das die Magd als Unterlage auf dem Haupte trägt. Die Butterträgerin schleicht auf Um- und Abwegen dem Hause zu, von dem ihr das Tönen der Zimmerbäume, das Klingen der Werkzeuge, das Lachen der Arbeiter entgegenhallt. Ihr pocht das Herz. Heimlich sucht sie die Nothhütte zu erreichen, um im Stillen der Bäuerin die Gabe ihres Dienstherrn zu übergeben.

Aber das Heimliche ist umsonst. Einer, hoch in den Dachsparren, hat sie schon bemerkt und schreit mit heller Stimme: „Geschwind, Leut', eine Buttertragerin kommt!"

Dieser Ruf ist das Signal zu einem großen Aufruhr; die Burschen springen von ihren Knospböcken, von ihren Gerüsten, von den Dächern, aus dem Innern des im Wiederhalle klingenden Baues hervor, erhaschen Bretter und Schlägel, stürzen in die Hütte um Töpfe, Pfannen, Hafendeckel, Blechschellen und was an Schrillendem und Lärmendem zu finden ist, und eilen der Butterträgerin entgegen. Sie klappern mit den Brettern, trommeln auf den Kübeln, schrillen und schellen mit Pfannen und Blech; sind Schußwaffen zur Hand, so werden sie abgeknallt; alte Hörner und Hirtenpfeifen gellen und schwirren auch mit; und eine solche Musikbande schreitet nun, feierlich den Zug eröffnend, der Butterträgerin voran gegen den neuen Bau. Unmittelbar vor der Trägerin kehrt ein Mann mit Besen den Weg glatt. Sacktücher und Schürzen wehen an hohen Stäben und schwingen sich und neigen sich fortwährend gegen die Priesterin, die mit ihrem Allerheiligsten da herankömmt. Sie ist blaß und es zittern ihr die Füße vor Scham, vor Zorn oder auch vor Freude, je nachdem sie den Auftritt als Spott oder Ehre auslegt, was ganz von ihrem Temperament und ihrer Weltanschauung abhängt. Sie muß recht Acht geben, daß ihr nicht die ganze Bescherung vom Kopfe stürzt, wie es einmal der Anbauern-Magd in Alpel passiert ist, worauf ein nichtsnutziger Junge, anspielend auf die vier Stationen der Frohnleichnamsprocession ausrief: „Geht's her, da ist ein Evangeli mit Segen!" und sie Butter und Rahm vom Erdboden auffraßen. Mitunter thut die Magd auch wacker mit, schreit, schilt oder lacht, oder auch stellt sich hochfeierlich und läßt die Ehren mit gravitätischer Würde über sich ergehen, wie ein Bischof.

Was die Umgebung an Menschen hat, Alles ist um sie zusammengeeilt; die Einen streuen Gras und Blumen, die Anderen Säge- oder Hobelspäne; Andere johlen die Weisen alter Kirchenlieder; wieder Andere stellen sich hinten an und küssen den Boden, auf dem die Butterträgerin gewandelt ist.

Am Plan des Hauses, auf einem Schragen steht ein Prediger, welcher kirchliche Art und Sprüche parodiert und solche in witziger und derber Weise auf die Butterträgerin bezieht. Immer wieder ist es der kirchliche Cultus, an welchem der Bauer seinen Witz ausübt, und nicht fein springt er mit ihm um, gerade als hätte derselbe mit der Religion nichts zu schaffen. Mir liegt eine Predigt: „Auf den heiligen Einzug einer Butterin" vor, die zu derb ist, als daß ich mir sie hier wiederzugeben getraute. Dieselbe wird auch zumeist durch das Geklimper und Geschelle unterbrochen, doch später, wenn die Burschen unter sich allein sind, herumgetragen und auswendig gelernt von dem, der's noch nicht kann. Uebrigens schließt die Predigt mit einem ganz ernsthaften Dank und Lobe Gottes, der „die Kühe futtert und die Wiesen buttert."

Nach der Predigt mischt sich der Prediger wieder unter die Menge und stimmt mit ihr einen Lobgesang an, dessen Pointe sich aber nicht auf die Butterträgerin spitzt, sondern zumeist auf irgend ein paar unbeliebte Gesellen, die etwa Hansel und Hiesel heißen mögen. Die Menge schreit im Gebettone:

Heilich, heilich, heilich,
Der Hansel ist abscheulich,
Der Hiesel, der ist ah nit schön.
Die mögen miteinandergehn.
Heilich, u. s. w.

So ist es ein übermüthiger, überaus lebendiger Zug, der sich dem Hause zu bewegt. Die Bäuerin kommt ihm schon lachend entgegen, um der Butterträgerin die Last abzunehmen.

„O lieber Narr!" ruft sie, ohne auf die Rotte weiter Rücksicht zu nehmen. „Das schickt der Tonibauer? (oder wie er heißen mag.) „Jesselles, Jesseles! Das ist aber schon gar Alles

zu viel das! Und die Schwar'n, die's hat!"

„Um Gotteswillen, gib Achting, Bäurin, es sind auch etlich Eier d'rin!" mahnt die Magd.

„Eier auch, sagst? Und gewiß recht große; Aber so eine Gutheit vom Tonibauer! Laß' vieltausendmal Vergeltsgott sagen, Deiner Bäurin! Leicht kann ich ihr's bald zurückerstatten."

„Wir bauen ja kein Haus nit!" sagt die Magd.

„Du Narrisch! Kann ja niederbrennen!" meint die Bäurin in ihren Freuden. „Aber jetzt mußt mitgehen. Geh nur mit; sei nit so gschamig. Viel kriegst eh nit. Geh' nur mit!"

Die Magd schlüpft hinter der Bäuerin in die Nothhütte; dort wird ausgepackt, bewundert und die Trägerin bewirtet mit Eierspeise oder Schmalzmus, während die Arbeiter draußen ihr Wesen weiter treiben.

Natürlich muß sich die Magd nun vor dem Essen und während desselben entsprechend zieren, als, sie wäre ja kein Brösel nix hungerig, es wäre eine rechte Grobheit, da eine Weil' essen hergehen! So sollt' die Bäurin doch wenigstens mitessen und kosten, wie sie wunderswegen gut kochen könne — und derlei Sprüchlein mehr, auf welche die Bäuerin ihrerseits wieder etliche Redensarten in Bereitschaft hat. Wer da meint, bei den Bauern gäbe es keine Formalitäten, Aeußerlichkeiten und Phrasen, der meint etwas sehr Unrichtiges. Die Bauernetikette ist die strengste und umständlichste und gibt an Gespreiztheit und Hohlheit der spanischen Hofsitte nichts nach.

Nach dem kleinen Mahle geht das „Vergeltsgottsagen," das „Dank Dir Gott der braven Nachbarin," das „Behütgottnehmen" an, und kaum ist die Butterträgerin mit dem leeren Korb aus der Hütte getreten, nimmt sie der tolle Zug wieder in seine Mitte und geleitet sie davon, wie er sie herbeigeleitet hatte. Jetzt kann man sich schon näher an sie machen und den Ehren freieren Lauf lassen. Mit Reseden und Nelken bekränzt man ihren Busen, was sie freilich nicht hindern kann, weil sie jetzt auf einmal den Kopfkorb mit beiden Händen halten muß, daß er nicht herabstürzt. Endlich rufen sie ihr zu, sie sollte bald wiederkommen! und kehren zurück zu ihrer Arbeit. Schon bei der nächsten Mahlzeit empfinden sie die Segnungen der Butterträgerin. Und am nächsten Tage kann wieder eine kommen. Es will keiner von den Nachbaren, Anrainern und Verwandten zurückbleiben und die Bauleute geben sich redlich Mühe, mit Pomp und Appetit die Gaben zu ehren.

Noch erheischt es die Sitte, daß jedem Bauernhofe, der eine Butterträgerin geschickt, etwas von dieser Butter Gebackenes zurückgesendet werde, und so sehen wir manchen Korb mit Krapfen aus der Nothhütte davontragen, woran die Arbeiter jedoch nicht Gelegenheit nehmen, ihre Freude klingend und schrillend auszulassen. Jene Person, welche den Korb mit Krapfen trägt, wird bei der Nachbarin ebenfalls bewirtet, was wieder mit den üblichen Redensarten vor sich geht. Der Bauersmensch hat in seinem Sprachschatz nur wenige hundert Wörter, aber um so öfter und fleißiger weiß er diese wenigen bei jeglicher Gelegenheit anzubringen.

Endlich steht das Haus fertig da und hat über der Thür einen schönen Spruch: „An Gottes Segen ist Alles gelegen!" oder „Wer auf Gott vertraut, hat fest gebaut."

Indes vergißt der Eigenthümer nicht, daß er auch den Menschen was abzutragen hat und nimmt die Gelegenheit wahr, seinen Nachbarn zu beschicken mit Allem, was er hat und der Andere in der Drängnis braucht. So helfen sie sich gegenseitig und so bauen sie sich einander die Häuser. Dieselbe Zusammenhaltigkeit offenbart sich beim Gebirgsbauer auch, wenn Einer von ihnen durch verschiedene

Elementarereignisse verunglückt, durch Krankheit an seinen Arbeiten verhindert wird oder irgendwie in Noth ist. Sie helfen sich gegenseitig, und das ist das Geheimnis, warum der Bauer trotz Allem so schwer umzubringen ist. — Aber ich habe ein unseliges Postscriptum. Ich muß bekennen, daß ich's in meiner Jugend so fand, daß sich die Dinge aber geändert haben, weil die Weltkugel seither ein Stücklein weitergekugelt ist. In der Welt ist das Geld Mode geworden. Alles wird mit Geld gewogen, mit Geld bezahlt; alle Arbeitsleistungen werden nach Geld bemessen, alle Lebensmittel in Geld geschätzt. Die Wohlthätigkeit wird dabei mager; früher hat der alte Bettelmann ein Stücklein Rauchfleisch oder ein Klümplein Butter erhalten, heute bekommt er seinen Kreuzer. Manchem Bauer wäre es lieber, er dürfte seine Steuern mit Dienstleistung oder Feldfrüchten abstatten, wie in den Zeiten der Robott und Zehent, als mit Bargeld. Doch das Geld regiert die Welt! So brüllt der Ochs im Stall, so singen es die Vögel auf den Bäumen, so läuten es die Glocken auf dem Thurme, der Flachs auf dem Felde blüht es blau heraus und der Dünger stinkt es weit über die Aecker hin: „Geld regiert die Welt!“ Da will es wohl auch der Bauer vorziehen, seinem bedrängten Nachbar die Beisteuer anstatt in Arbeitskräften und Lebensmitteln in Geld zu leisten. Und Geld hat er kein's.

Gedichte

in österreichischer Mundart von Josef Moser.

Da Wildschütz.

I hab amal da drin im Birg
Vor vielen, vielen Jahrn
An oltn Mann behondelt long,
An recht an ormen Norrn;
Gonz tiafast in an finstern Grabn,
Schon völli bei die Wänd,
Da is er in an Hütterl glögn,
Dort hat er gwart aufs End.

Er hat a schmerzlichs Leiden ghabt,
Vor dem am Gott behüath,
Und allwail — bei der größten Pein
A recht a zfriedens Gmüath,
Hat allen Leutn weit und breit
Dabarmt, der guati Man,
Habm selm not viel — und doh hams eahm
Was s künna ham gern than.

Das Hüttl übers Bachl drent,
Is längst schan zsammengfalln
Das Stübl von mein altn Sepp
I wollts nu völli mahln,
Kleinwinzi — eng und Alls von Holz,
Voll heilige Bildl d Wänd,
Nebns Bött an ainzigs Fensterl vorn,
Nöt größer als zwo Händ.

Und Alls so alt und Alls so arm,
So reinli und so nett,
So is a halt im Bett drin glögn,
Hat allwail fleißi beth,
Er muaß amal in jüngern Jahrn
Recht sauber gwösen sein,
Man kennts recht guat nu in sein Gsicht,
Und bricht eahm doh so ein.

Mir ham an oft und gern heimgsuacht,
I und der Herr Kaplan,
Der hat eahm bis zum letzten End
Wohl recht viel Guats ah than;
Bald hat er eahm a Pfeiferl gschenkt,
An Pack Tabak dazua,
Und hat eahm selm a Fleisch natragn,
Oft auf a Wocha gnua.

Da hat der Sepp halt oft dazöhlt
Von seiner jungen Zeit,
Und daß er is a Wildschütz gwön,
Da ärger in da Weit,
Gar koaner is eahm nachigstiegn
Und ella hätts oft tragn,
Drum habnts n d Jaga dort und da
A paarmal schier daschlagn.

„Bi monatlang," so hat a gsagt,
„Oft gwön in Koter drein,
Und han ma s kröfti fürgnumma,
I laß die Dummheit sein.
Ma bringts zu nix und schiaßat ma
A nu so viel oft zsamm,
Ma kimmt nur um sein ganzen Gsund
Und um sein guatn Nam.

I han darna oft lange Zeit
A guat aft richti than,
Han garbat, daß s a Freud is gwön,
Im Feld, im Holz hindan,
Doch bin i allwail trauri gwön
Die ganze liabe Zeit,
Kain Mensch, kain Tanz, kain Gwandl hat,
Mi nur a wengerl gfreut.

Da bin i in an Sunnta gern
Wo gsößn auf der Halt,
Han auffigschaut in meine Mäur
Und in mein liabn Wald;
Ja selber bei der Nacht im Tram,
Han i nia ghabt a Ruah,
Ja, jötzt nu, glaubns mas, kimmts ma für,
Mach i die Augn nur zu.

Hobn d Leut oft gsagt: „Han mein Du Sepp,
Du stehst ja völli a,
Sinnirst ollwail und lost so dran,
Was faihlt Dir denn wohl da?"
I han an tiafn Seufzer gmacht
Und han zum Buschen gschmöckt,
Denn ollwail han i aufn Huat
Von Obn was auffigstöckt.

Oft han i beth: „Du liaber Gott
Machs anders doh mit mir!
Es leid mi nöt — muaß fort in Berg,
I kann ja nix dafür;
I thuas ja nöt aus Lumperei
Und wögn an bißl Geld,
I kann nöt bleibn — es bracht mi um,
I müaßat aus der Welt!"

Und d Sunn hat gar so liabli gscheint
Und d Mäuer so schön glanzt,
Der Hirsch hat grärt und auf da Schneid
San d Gamserl umatanzt —
Mein guater Sepp hats s Gwand vakaft,
Es muaß ja wieder sein —
Und handelt si an neues Zeug,
An grechten Stutzen ein. —

I han ka Kältn, han ka Hitz,
I han kan Hunger gspürt,
Und han ma mitn Tragreahm oft
Mein Bauch, gstatts s Essen, gschnürt,
Han gschlafen auf an horten Stoan
Gar oft bei Wind und Regn,
Und han oft wochen-, monatlang
Koan warmen Bissen gsegn.

Wia oft han i mi Obn verstiegn,
Han gmoant es is mein End,
Bin kirchathurmhoch abikrailt
Im Freibirg über d Wänd.
Wia oft bin i auf aller Höh
Im Nebel gstanden drin,
Die stärksten Dunnawöda san
Tiaf unter meiner hin.

Da wird am wohl oft enterisch,
Daß am der Bugl graust,
Sö künna eahners nöt fürstölln,
Wias üabl obmat saust.
Und wenn ma so allain obmsteht,
Da lernts ams Bethn schan,
Doch wanns aft liachter umageht,
So denkt ma nimmer dran.

Und wias da Obn so liabli is,
Das is a wahre Pracht,
In aller Höh, da gibts ja schier
Im Summer gar kain Nacht.
Ma siacht schier nu den rathen Straif,
Wia d Sunn ent abigeht,
Und draht ma si — so siacht, ma wia
Im Feuer drent Alls steht.

Und han mi d Jager aft dawischt,
So han i mi glei göbn,
Das Wöhrn und Umafechtn geht
Gwönli gar ums Löbn.
Von derer Seit, da bin i frei,
Das, meine Herrn, is wahr,
Wenn i am aufn Gwissen hätt,
Schauts, i verzagat gar.

Schauns, das is halt mein Faihler gwön
Und so weit han igs bracht,
Mein Gsundheit und mein Löbn is hin,
Jetzt Sepp, heißts guati Nacht;
Jetzt bitt i halt mein liabn Gott
Recht, daß a mas vazeicht,
Und mir in meiner letzten Stund
Sein Gnad und Sögn valeicht!" —

So is a glögn voll Dank und Freud,
Mit gottergöbma Gmüath; —
Vorn Fensterl — aufn Angerl ham
Grad d Schlüßlbleamerl blüaht,
Da hat er uns so freundli pfürt,
Für Alls dankt und so glacht —
Und richti drauf den andern Tag
Für ewig d Augn zuagmacht.

I kimm darnach den zweiten Tag
Zur Todtenbschau aft hin —
Als wann a schlafat is a glögn,
In sein klain Stüberl drin;
Um d Händ habns eahm sein Rosenkranz,
Aufs Herz — mit in sein Grab
Von Haidkraut noh a Sträußl frisch,
Dös war sei letzte Gab.

s Haimweh.

(Gedichtet auf den Donaubergen hinter Ottensheim bei Linz.)

Kenns nöt, wia ma gschiacht
Was s denn hat mit mir da?
Was i anschau, verdriaßt mi,
Frei s Bluat steht ma a;
Die Luft is so lablat (fade)
Und d Wasser so trüab,
Die Buabm ham kein Schneid da,
Und d Menscher kein Liab.

Bin netta nöt krank,
Ja i trink wohl und iß,
I hausat ganz guat,
Hätt mein Sacherl hübsch gwiß,
War d Gögend recht schön,
Kenn recht freundlichi Leut,
Los doh a so um
Und han nindascht a Freud.

Oft üabl an Tag
Gschiacht ma gar schredbar weh,
Da leidt s mi dahaim nöt,
Nimm s Hüatl und geh;
Glei hinterhalbms Markl
Höbn d Doanaberg an,
Da sitz i gern obn
Auf an Stain wo hindan.

Is s Wöda schön klar
Siacht ma weit hin in s Land,
Da sitz i halt oft,
Laihn mein Kopf auf a Hand,
Schau hin über d Berg,
Uebern Wald, übers Feld,
Und denk ma: „Is doh wohl
Recht schön auf der Welt!"

Weitmächti dorthint —
Es is grad wia a Tram,
Da hats an langmächtinga
Bloablatn Sam —
Ja wohl wia im Tram
Sitz i da und schau hin,
Ja wohl sitz i da,
Und mein Herz is dort drin.

Dort is ja der Traunstain,
Der Kasberg dranan,
Und glei hinterhalben
Fangen d Prielmäuern an,
Dort unter der Kremsmaur,
Dort blinkatzt der Schnee —
Ja mein Gott! ja richti
s is d' Schabmreithner Höh.

A kleinswengerl rechts
Is n Graden sein Alm —
Auweh! kunnt i fliagn,
I flug hin wia a Schwalbm,
Die Mollnerberg dort,
Das ganz Birg nach der Steyr
Und schneebluahlweiß
Hinten d Stödderermäur.

Frei siach i, wia s Gamserl
Auf d Schneid außi springt,
Frei hör i n Jodla,
Wia d Schwaigerin singt;
Mir is, i schmöck d Bleamln,
A Speik, der dort blüaht,
I kann s gar nöt sagn,
Wia ma gschiacht in mein Gmüath!

I weiß nöt, was hat
Mit den Bergnan da drin,
Bist einmal nur dort gwöst,
Bringst a s nia aus n Sinn,
Wia gschwindi vergißt ma
Die lustigsten Stöd,
Und grad allein s Biri (Gebirge)
Vergißt ma halt nöt.

Da drin bist dahaimt,
Du kimmst her wo da wöll,
Und bist an Eicht (Weilchen) drin,
Kimmst nöt leicht von der Stöll.
Die brunnklaren Wasserl,
Die Walderl, die Stoan,
I laß ma s nöt nehma,
Die kinnan am s thoan.

Und muaßt wieder fort,
Und es zwingt Di zum Gehn,
Wia oft schaut ma um,
Und wia oft bleibt ma stehn —
Frei sagn d Berg beim Abschied:
„Geh — bleib bei uns da!"
Und schaun am so trauri
Von Weitem nu na.

Und wenns am gleich schlecht geht,
Die Noth kochen thuat,
So bleibt ma doh zfrieden
Und hat a grings Blut;
I moan halt, i denk halt
So grad in mein Sinn,
Das blau Wunderbleamerl
Das blüaht wo da drin.

I waiß nöt, was s hat,
Daß mi d Sunn a so blendt?
Vahob ma doh s Gsicht
Mitn Huat, mit die Händ;
Und wie i so schau,
Wern ma d Augn alleweil naß,
Kimmts wohl von den Schaun
Oder sünsten vo was? —

So sitz i halt oft,
Es wird spat, es wird kalt,
D Sunn schliaft dorten abi
Bein Hausruckerwald;
Die Doana glanzt schön
Wie a Feuer — brinnroth,
Und Schifferl um Schifferl
Schwimmt hin nach der Stodt.

Weitum in an Kreis,
Daß ma s netta versteht,
Singt jetzt a niads Kircherl
Sein Abendgebet,
Und s Kreuz auf n Thurm,
Glanzt in goldenen Schein,
Und kleinweis verschwindts,
Denn der Nebel fallt ein.

I kann nix mehr sagn
Von mein Biri dort hint,
Ein Berg nach dem andern
Im Nebel verschwindt.
I kan nix mehr sagn
Von mein bloablatn Sam,
Und Alls kimmt ma für
Wia a liabliga Tram.

I stopf ma a Pfeiferl
Und richt mi zum Gehn,
Im Abasteign bleib i
Halt nu üabl stehn. —
So gehts halt uns Landlern,
Wia hart als uns gschiacht,
Wenn Ainer sein Traunstein
Und Priel nimmer siacht.

Gedanken des Hohen=Peter im Innerstoter über Wiener Touristen.

Das kenn i halt nöt, was der Herr aus der Stad
Für a narrischi Freud mit sein Umschlampn hat!
Da steigt a auf Berögn, krailt dani auf d Mäur —
Bald sitzt a ganz taglang da hint bei der Steyr —
Bald laft a n Käfern, n Beinfaltern na —
Bald krabelt a Stain oder Sand ausn Ba —
Kain Grasl, kain Bleaml, kain Mias hat a Ruah,
Alls muaß in sein Ranzen und nia hat a gnua,
So Kräutlwerk brockt a eahm zsamm grad zum Gspoas,
I fuattarat leichtlings a Jahrl mein Goas.
Aft knotzt a ganz Wochan, thuat nix als wia mahln,
Und is wo a Hüttn, recht zsammglumpt und zfalln,
Dö gfreut n am mehrarn — do zaant a und lacht,
Da stöckt a sein Gucka auf — gschwind hat as gmacht,
Da siagstn oft renna in örgsten Sunnbrand
Und hat wia a Norr sein Amprell in der Hand.

Die ganze Nacht giebt oft der Toifl kain Ruah,
Da jagt a am af, schan um zwai in der Fruah,
Bis daß ma mit eahm aufn Kogl hinsteht
Und wart in der Kälten bis d Sunn auffageht,
Da höbat der Narr gern ins Jaazn an,
Bringt aba nix aua, kraht grad wia Hahn,
Und da benedeit a, der Kund, der verruckt,
Bis daß eahm in Augnan das Wasser hat zuckt.
Ja ausschaut a dearnt — is kain Schick und kain Art,
Das ganz Gfris voll Zotten, voll Haar und voll Bart,
Du siagstn Dein Löbta kain Halstüachl tragn,
Siagst allwail sein bloßn langmächtinga Kragn,
An Huat hat der Mensch, ganz vadruckt und vapatzt,
I main, daß n Neamt af fünf Groschen mehr schatzt,
Sein Joppen, dö hat da kain Naht und kain Sam,
I schamat mi, daß igs ins Holz dani nahm,
An Uhr hat r a, an klainwinzinga Dröck,
I gab da mein Trumm um a Dutzat nöt wög.

Sein Rödhaus, das is wohl das mehra nu werth,
I han so a Schnadern mein Löbta nia ghert,
Du, der sagt ams eini, Du, der kans, mein Bua,
Mir machan öbm s Mäul auf und losen eahn zna,
Alls kennt a, Alls waiß a, überall is a gwön,
Frei s Mäul solls eahm zreißn vor lauter den Rödn.

Oft han i schan grait, es braucht dena a Gwalt
Vo was der Mensch löbt und sein Körper derhalt?
Er ißt da von n Schmalz nix, kain Sterz und kain Koch,
Kain Schoba, kain Knödl, und d Höpping (Kröte) löbt doh,
D Kaffehsuppn mag a, der uraßi (wählerische) Norr,
A Fleisch und a Müli und nacha is s gar,
Aber schauderli is s, was auf Almen der Christ
Für Müli zsammsauft und für Buda zsammfrißt.
Die Rupfn, die kleba — siacht eh gar nix glei
Und war da gleiwohl nu kreuzlusti dabei,
Was mainst — untern Menschern, da thät a umstaubn,
Auf dö gang a los, wia da Habi auf d Taubn.

Die Herrn aus der Stad san wohl narrische Leut,
Was ander verdroißt, grad das is s, was sö gfreut,
Sö ham gar kain Gwissen, so habm gar kain Glaubn
Und ruckan a ganz Jahr vorn Herrgott kain Haubn,
Und gengans in d Kira (Kirche), so wischens in n Haarn
Und drahn eahn n Bart auf und lachen wia d Norrn.
I glaubs wohl recht gern, daß s n Herrgott vadroißt
Und daß a mit Duna und Wöda dreinschoißt:
Mein Ahnl hat oft gsagt: „Buabm laßts enk das sagn,
Wenn d Herrn amal gscheckati Hemata tragn,
Aft gehts übers Land, über d Mark, über d Stöd,
In d Hosen gehts aft, ös dauchts an oder nöd!“

Kleine Laube.

Die Welt auf Reisen.

Von Fritz Mauthner.*)

Zu den folgenden Betrachtungen wurde ich zum erstenmale geführt, als ich auf dem Rigi die einfache und schnelle Weise beobachten mußte, in welcher eine norddeutsche Familie die Aussicht genoß. Der Vater las nämlich, ohne einen Blick vom Buche zu erheben, mit bewegter Stimme vor, was Alles in der Runde zu sehen wäre. Seine Frau, seine beiden unreifen Söhne und die überreife Tochter saßen um das gedruckte Panorama des Rigi herum und suchten darauf die Punkte auf, für welche Bädecker das nöthige Entzücken lieferte. Nur ab und zu warfen sie einen Blick nach den wirklichen Bergen, um sie mit der Zeichnung vergleichend zu prüfen. Einmal rief der jüngere der beiden Jungen: „Das Schreckhorn ist falsch!“ Ich habe nicht erfahren können, ob er das Schreckhorn selbst oder den Umriß auf dem Papier falsch fand.

Diese Gesellschaft, welche die Natur gar nicht oder doch nur durch die gefärbte Brille ihrer Reisehandbücher ansieht, findet man überall, wo eine Landschaft durch die Augen wirklich sehender Menschen berühmt geworden ist; sowie man ja auch in der Umgebung berühmter Künstler immer Leute findet, welche ihre Bildwerke, ihre Symphonien, ihre Dichtungen nicht verstehen. Daß solche naturblinde Herren und Damen dennoch nicht zu Hause bleiben, daß sie vielmehr alljährlich, sobald die Gemüse wohlfeil werden, in allen Richtungen durcheinander reisen, das hat zwei zu ernsthafte Gründe, als daß der Zuschauer sich mit einem herzlichen Gelächter über das närrische Treiben begnügen dürfte.

Der eine Grund ist sogar traurig genug, um das Lachen vertreiben zu können. Licht und Luft, worauf doch jedes Menschenkind Anspruch machen zu können glaubt, ist in den großen Städten nicht in ausreichendem Maße vorhanden; nachdem die Städter deshalb seit Jahrtausenden instinctiv den Landaufenthalt trotz seiner Unbequemlichkeiten zu ihrer Erholung aufgesucht haben, ist endlich auch die Wissenschaft dahinter gekommen und hat bewiesen, daß der sonnige Sauerstoff der Felder und Auen dem Körper besser zusagt, als der schattige Staub der Straßen. Und so gehen wir für einige Wochen unter die Bauern, von ihnen Licht und Luft zu kaufen, sowie wir von ihnen Korn und Fleisch beziehen. Daß nun die großen Lufthandlungen, auch klimatische Curorte genannt, meist in sogenannten schönen Gegenden errichtet werden, kann ihrem Werte selbst in den Augen der armen Naturblinden nicht schaden.

Die zweite Ursache, welche das Reisen erst zu einer allgemeinen Mode werden

*) Dem Schorer'schen „Familienblatt“ in Berlin ist es gelungen, sich während der wenigen Jahre, die es besteht, zur interessantesten Wochenschrift Deutschlands aufzuschwingen. Es geht durch dieselbe ein frischer munterer Hauch und jede Nummer bringt nebst guten Erzählungen treffliche Artikel aus der Zeit, die gleich amusant wie instructiv sind. Zu den beliebtesten Mitarbeitern dieses Blattes gehört der geistvolle Schriftsteller Fritz Mauthner, der fast in jedem Aufsatz die Zeit mit ihren Irrthümern und Schwächen in's Herz trifft. Vorstehenden Artikel entnehmen wir dem „Familienblatt“. D. Red

ließ, sind die Eisenbahnen. Der ursprüngliche Zweck dieser Erfindung hätte eigentlich nur der sein sollen, die Waren möglichst schnell von einem Lande in's andre zu schaffen. Daß auch eilige Menschen sich dieser unästhetischen Beförderungsart bedienen, ist zu begreifen, denn der Geschäftsmann hat keine Zeit und keine Lust, bei einer Blume stehen zu bleiben, die ihm gefällt; daß aber allmählich auch müßige Menschen sich der Eisenbahnen — „zu ihrem Vergnügen," wie sie behaupten — bedienen, dazu müssen die ältesten Riesentannen des Böhmerwaldes verwundert ihre Wipfel schütteln. Denn die einzige Beförderungsart, welche den Naturfreund unabhängig macht und die ihm ein volles Genießen gestattet, ist die Reise auf Schusters Rappen.

Einerlei, die Eisenbahnen wissen die Mode, die sie geschaffen haben, auch auszubeuten und so begibt sich denn alljährlich die Welt, die einige Mark über die Nothdurft erschwingen kann, auf Reisen und zwar dorthin, wohin das große Handbuch der Naturästhetik, das Eisenbahncursbuch, die Wege weist. Die Wirkung ist durchaus nicht ungünstig. Die Möglichkeit, für wenige Groschen in kurzer Zeit gewaltige Entfernungen zu durchmessen, hat auch den Ausnahmsmenschen, welche mit Natursinn begabt sind, die Erde geebnet. Früher konnte sich nur der reiche Mann die Freude gönnen, im Laufe seines Lebens einen oder mehrere Welttheile kennen zu lernen; jetzt darf mancher Student oder Handwerksbursche mit leichtem Herzen einmal nach Norwegen oder Spanien hinüberschauen und die Fußwanderung, welche er bis an sein Reiseziel schmerzlich vermißte, kann er dort tüchtig nachholen. Und da der Sinn für das Schöne bekanntlich nicht allein bei Millionären zu finden ist, so verdankt manches brave junge Gemüth der Mode doch auch einen für Lebenszeit nachwirkenden Eindruck.

Die große Masse aber, welche blind und taub auf Bädeckers Wegen wandelt, hat zu dem Schaden, daß sie eben nichts empfindet, bald noch einen andern zu tragen; denn wie die kältesten Gemüther, wenn sie aus dem Theater auch nicht den Schimmer einer Erinnerung nach Hause gebracht haben, dennoch über Dichtung und Darstellung ein Wörtchen mitsprechen mögen, wie sie es von ihren Nachbarn oder von ihrem Recensenten (d. h. von dem Recensenten der von ihnen gehaltenen Zeitung) aufschnappten, so liebt es auch die Menge, über die geschaute Natur ein Urtheil abzugeben, und bestände es auch nur in dem allerliebsten Wörtchen: „Reizend!", das diese Barbaren fähig wären, auch auf den Niagarafall anzuwenden. So führt die Reisemode dazu, das Menschengeschlecht, welches doch ohnedies schon reich genug an Lügen war, um eine Heuchelei, um die Heuchelei der Naturempfindung zu bereichern.

Wer etwa glauben sollte, daß ich hierin übertreibe und daß die Freude an der blühenden Erde bei den meisten Reisenden eine echte wäre, der müßte nur einmal einen Extravergnügungszug benutzen und den Gesprächen der Leute lauschen; aber auch ohne diesen entsetzlichen Versuch dürfte ihm die Erkenntnis aufgehen.

Es ist bei Denjenigen, welche die Culturgeschichte auf solche Nebenumstände hin treiben, kein Zweifel darüber, daß der Sinn für Naturschönheit überhaupt erst seit wenig über hundert Jahren sich entwickelt hat. Zuerst waren es übermäßig empfindsame und eindrucksfähige Seelen, welche in der Einsamkeit eines Alpenthales den Schauder ablegten und das Wohlgefühl der Schönheit zu erfahren begannen. Das classische Alterthum und das Mittelalter kannte das Naturgefühl in diesem Sinne nicht. In Deutschland begann erst die Zeit, da Goethe jung war, Berg und Meer mit begeisterten Augen anzusehen und nur wenige Auserwählte vermochten aus Ueberzeugung zu sagen: „Diese Landschaft ist schön."

Sollten wir in wenigen Generationen so rasche Fortschritte gemacht haben, daß jetzt die Hunderttausende, welche im Sommer jeden schönen Erdenwinkel mit ihrem Cigarrendampf umräuchern, wie Goethe

empfinden? O nein. Heute wie damals führt die Natur eine stumme Sprache für die Mehrzahl ihrer Geschöpfe. Heute wie damals fehlen den meisten die großen Augen Goethes, in denen sich die ungeheuren Felsen der Schweiz und die Blütenblätter der Wiesenpflanze mit gleicher Klarheit spiegelten.

Wir Massenmenschen haben höchstens einen Sinn für die Knalleffecte der Natur. Eine schneebedeckte, viel tausend Fuß hohe Felswand über üppigem Grün, eine Fernsicht über zehn Seen und hundert Berge, ein Sonnenuntergang in bunten Anilinfarben, ein sturmgepeitschtes Meer: das sagt uns etwas, weil es schreit. Aber die leise Stimme der schlichten Natur vernehmen auch heute nur Wenige.

Die Sonntagsnacht eines Antisemiten.

Zur Zeit des frommen Herzogs Ferdinand erschien in Steiermark ein Befehl, daß alle Protestanten und Juden, welche im Lande bisher gewohnt hatten, entweder den katholischen Glauben annehmen oder auswandern müßten.

Zu jener Zeit haben die Menschen eine sich in ihrem Geiste spiegelnde himmlische Heimat der wirklichen auf Erden vorgezogen. Damals sind die Greuelthaten der Verfolgungen und Kriege noch häufig zur „Ehre Gottes“ geschehen, anstatt wie später „aus Patriotismus und Liebe zur Nation“. So sind denn viele der Betroffenen willig aus der schönen Alpenheimat weggezogen in die ungewisse weite Fremde, viele sind mit Gewalt vertrieben worden, manche sind zu einem Loch hinausgehuscht und zum andern wieder hinein und haben sich in den Wäldern und Einöden des Landes armselig umhergetrieben.

Das Letztere thaten besonders die Hebräer gern. Nicht eben so sehr aus Anhänglichkeit an die Heimat — die war dem Juden zur damaligen Zeit noch fremd, so wie er selber fremd war überall auf der Welt; doch in Steiermark hatten die Israeliten Handelsgeschäfte gegründet, das Land zum Theil ausgenutzt, zum andern Theil auch wieder gefördert und gehoben. So wollten sie sich von ihrer Habe nicht trennen, und solche, die in Städten ihre größeren Handelshäuser besaßen, bei denen einst Fürsten und Prälaten Anlehen gemacht hatten, sie verschmähten es nicht, jetzt wieder ihr grünes Bündel von Haus zu Haus schleppen — rührsam und fleißig, wie die Biene neu beginnt, der man den Korb ausgehoben.

Aber die Abneigung gegen den durchaus anders gearteten, oft eigennützigen, an Schlauheit dem Christen weit überlegenen Juden war da, und anstatt auch seine guten Eigenschaften zu würdigen und dieselben etwa unter den Christen einzuführen, hat man nur seine schlimmen gesehen und dieselben noch ausgestattet mit den ungeheuerlichsten Phantasiegebilden. Man weiß ja: der Jude vergiftet die Brunnen, raubt Christenkinder, um sie am Osterfeste zu schlachten, sowie er den Heiland gekreuzigt hat — ist das nicht genug, ihn todtzuschlagen?

Die Geistlichkeit hetzte, die Behörde jagte, die Bauernschaft war die Meute und das Jüdlein floh und war schutzlos unter dem Himmel Gottes.

Die Dörfer, denen ein neues Jagdgesetz strenge verbot, nach den Thieren des Waldes zu fahnden, außer es wäre der gierige Wolf, der grimmige Bär, die damals noch das Land unsicher machten — solche Dörfer verlegten sich jetzt ausschließlich auf das Judenfangen.

Einer der schärfsten Judenfänger war Hans Holler, der Ortsrichter von Stübau. Der hatte einst von einem Juden ein steiniges Ackerlein gekauft, und zwar um schweres Geld, weil ihm hinterbracht worden, daß unter den Kieselsteinen des Ackers ein Schatz von eitel Gold und Edelsteinen begraben sei. Aber als er nachgrub, in tiefer Nacht mit Schweiß und Angst nachgrub, fand sich unter den Steinen nichts, als wieder nur Gestein

und da kam er drauf: der Jude habe betrogen. Seither lebte in ihm der tiefste Haß gegen die Israeliten, und als nun der herzogliche Befehl herauskam, war er über alle Maßen vergnügt, und hat demselben zur Ehre hernach mit eigener Hand mehr als ein halb Dutzend Juden in's Gefängniß geliefert.

Da war es eines Tages, daß der Ortsrichter von Stübau allein mit seinem stattlichen Stocke vom Nachmittagsgottesdienst aus der entfernten Kirche heimgieng. Er mußte durch den Göllenwald wandern und kam auf die Heide hinaus, wo nur wenige Stämmchen der Lärche standen. Und zwischen diesen Stämmchen hindurch erblickte er nun einen Juden. Der war auf dem Grase gehockt und hatte eben mit Buch und Band Religionsübungen gepflogen. Als er nun den stattlichen Mann gewahrt, hatte er sein Bündel alsogleich fester an sich gerissen und war in seiner flatternden Kutte dahingehuscht. Der Richter setzte ihm nach und rief — so gut es der Athem erlaubte — allerlei fromme Wünsche aus: „Gauschel! Schielendes Jübel! Du Rabenbraten, wenn ich Dich bei Deinem Geißbart ertappe! — Gauschel! daß Dich die Pest verkoche! Leutanschmierer! Lauter erstunkene Waar' hast in Deinem Bündel! — Der Türk soll Dich spießen, Gauschel! Der Donner soll Dich erschlagen, Gauschel! — Meinen Haushund hast mir vergeben (vergiftet), das zahl ich Dir! Mit Zinsen zahl' ich Dir's, Jud! Wucherseel'! — Daß Dich die Wölfe zerreißen! — Auskommst Du mir nicht heut, Gauschel, und wenn Dir Dein Gott Isak's und Jakob's zehnmal —!"

Beim Gott Isak's und Jakob's war nun zwar der Hans Holler arg über eine Baumwurzel gestolpert, aber er war schon so nahe hinter dem Juden, daß dieser sah, es gäbe kein Entkommen mehr, noch mehrmals um ein Bäumlein tänzelte, dann einer alten Rothkiefer zulief.

Die Rothkiefer stand mitten auf der Heide und reckte ihre knorrigen, zuhalb dürren und zuhalb buschigen Aeste hoch und wild in den Himmel hinein. Der Baum war weit und breit zu sehen in der Gegend und oft umkreisten Habichte seine struppige Krone. Es gieng auch eine Sage, daß die Hexen, wenn sie dem Blocksberge zuritten, auf dieser alten Kiefer Rast hielten, daß der Baum hohl sei und sich der Antichrist in demselben verborgen halte, bis einst ein Blitzstrahl in denselben fahren und den Antichrist loslassen würde. Und was derlei Glaubensartikel der guten alten Zeit mehr waren.

Diesem Baume strebte das verfolgte Jüdlein zu und in der Angst behendig wie ein Eichhörnchen kletterte es mitsammt dem Bündel den Stamm hinan. Hoch hinan von Ast zu Ast, bis es sich oben im dichten Reisergeflechte verkroch und verwob.

Der Ortsrichter von Stübau blieb verwundert stehen, dann sagte er: „Ist mir schon recht das, ist mir recht! Jetzt kommst mir nimmer aus Jud! Bist schon hin." Machte aber keine Miene, nachzuklettern.

„Ich warte nur und halte hier Wacht," fuhr der Bauer in offener Darlegung seines Planes fort, „bis die übrigen Stübauerleut aus der Kirche kommen, dann wollen wir Dich schon salben, aber nicht so, wie der Samuel den Saul gesalbt hat! — Sie werden bald da sein."

So stand nun der ehrsame Hans am Baum zur Judenwacht und hielt den Stock fest in der Hand. Er wartete auf die Leute seines Dorfes, die den Kirchweg zurückkommen sollten, aber immer noch nicht in Sicht waren.

Es war sehr still auf dieser Heide, gar sonntägig still, nur ganz in der Ferne hörte man Hundegebell.

Das Jüdlein oben, welches sich eine Weile gar ruhig verhalten hatte, that jetzt den Mund auf und rief aus seinem Geäste herab: „Mir träumt, der Herr Richter steigt heut' auch noch herauf zum Gauschel!"

„Dem Juden nachsteigen!" knurrte der Großbauer, „daß mich Gott behüte! Wir kriegen Dich schon anders herab, mein koscherer Gesell. Wir wollen einmal eins drunterheizen!"

„Gott meiner Väter!“ ächzte oben der kleine Alte und zog die Beine ein, als empfinde er jetzt schon den sengenden Qualm.

Allmählich hatte sich der Himmel grau umzogen und die Waldgegend in der weiten Runde lag schier düster da und eine schwere einsame Stimmung verkündete den nahen Abend.

Der Hans Holler stand an der Kiefer und schaute verdrießlich nach den Leuten aus. Allein getraute er sich mit dem Juden, der jetzt eine vortheilhafte Stellung hatte, nicht fertig zu werden. Sollten sie just heute den viel weiteren Thalweg gewählt haben? Daß nur der Teufel an diesem Tag beim Thalwirth gerade eine Tanzmusik geben muß! Da sind stundenweit um alle Beine verhext und finden nicht heim.

„Herrgott Sabaoth, sie kommen!“ rief der Jude auf dem Baum.

„Na, Gott sei Dank!“ athmete Hans Holler auf, aber als er sah, wer da kam, stieß er einen kreischenden Schreckruf aus und schoß in rasender Angst um den Baum herum. Die Wölfe kamen, pfeilschnell stoben sie, nach einem Sonntagsbraten lechzend, über die Heide heran.

Da wurde der stattliche, sonst so würdevolle Dorfrichter gar behendig, wie eine Wildkatze kletterte er den Stamm empor in's Astwerk — und jetzt waren die Bestien auch schon unten. Sie umkreisten den Stamm, sie heulten, daß es Einem das Ohr zerriß, sie scharrten an der Baumrinde und bissen wüthend hinein und thaten, als wollten sie's versuchen mit dem Klettern.

„Schön guten Abend, Hans Holler!“ spottete der Jude. Dem Dorfrichter vergieng fast Hören und Sehen. Gerade über seinem Haupte hockt der Gauschel, einen einzigen Fußtritt brauchts und der Hans liegt unten — aber er fällt nicht auf den harten Boden, er fällt auf den Rücken der wilden Hunde.

„Gelobt sei Gott, Hans, Du bist auf dem Stamme Judas. Und geht Dein Wunsch in Erfüllung, daß mich zerreißen die Wölfe, so bist Du bei mir!“ So der Jude.

Der Bauer that einen Fluch nach aufwärts und einen nach abwärts, dann hub er an kläglich zu schreien. Der nächste Waldbestand gab ihm Antwort, sonst blieb Alles still weitum, und es kam keine Hilfe. Die Leute von der Stübau waren längst draußen beim Thalwirth und tanzten in heller Lust.

„Du mußt Dir's bequemer machen, Nachbar,“ sagte der Jude, „hebe Dich weiter herauf zu mir, die Ungeheuer werden bleiben die ganze Nacht!“

„Gott verdamm's! Gott verdamm's!“ knirschte der Hans, der sich zitternd an den Aesten festhielt und die Beine um den Stamm geschlungen hatte, so weit sie reichten. Von jetzt an kehrte er alle seine Schimpfworte gegen die Wölfe und keins mehr gegen den Juden.

Es begann zu nachten. Die Dämmerung wurde zeitweilig durch Blitze unterbrochen, die allmählich auch den Donner aufweckten.

„Heute wird wieder eine Nacht zum Judenpeitschen!“ näselte der Gauschel, anspielend auf die unwirthlichen Sturmnächte, in denen Bauernrotten von Haus zu Haus zogen, um etwa beherbergte Israeliten mit Knütteln und Peitschen auszutreiben.

Und in der That, das Gewitter ließ nicht lange auf sich warten. Während unten die Ungeheuer schnobend den Baum belagerten, auf welchem sie gute Beute wußten, kamen da oben die Habichte geflattert, die den Baum gespensterhaft umkreisten, und brauste der Sturm heran. Man hörte ihn zuerst rauschen drüben in den Waldungen, dann sah man ihn beim Schein der Blitze Staub und Sand aufwirbeln über die Heide her, und jetzt — jetzt war er da. Mit Macht faßte er den einzelnstehenden Kieferbaum und rüttelte, daß die Aeste ächzten, und auch die Menschen, so daran hiengen.

„Klaue Dich fest, mit Händ' und Füß'!“ rief der Jude dem Bauern zu und langte mit der Hand nieder, um den Hans am Arm festzuhalten. Mit

vieler Mühe zog er ihn hinan zu sich, wo das Astwerk dichter und schützender war. Da schoß auch schon der Regen und Hagel nieder in das Gezweige, blendende Blitze zerrissen die Nacht und zeigten auf Augenblicke den wilden Aufruhr.

„Und wird er wahr, Dein Wunsch," sagte der Jude, „daß mich erschlägt der Donner, so bist Du bei mir."

Die wilde Gewalt der Elemente steigerte sich, der alte Baumstamm bebte in seinem Grund und krachte und wollte brechen. Die beiden Männer sahen die Todesnoth, sie kauerten nebeneinander auf schwankenden Aesten nnd beteten laut — jeder zu seinem Gott. Aber dieser Gott übertönte mit der zornigen Stimme seines Donners die zagenden Gesellen. Und am Fuße des Baumes heulten die Wölfe.

Der Regen währte fort, und als Beide bis auf die Haut durchnäßt waren, suchte der Jude aus seinem Sacke eine Branntweinflasche hervor, trank daraus und wollte sie auch dem Hans zum Trunke reichen. Diesem klapperten vor Frost und Angst die Zähne, aber er trank nicht. Endlich wurde er ganz still und stak wie halbtodt in der Gabel zweier Aeste. Als der viel zähere Jude sah, es bedürfe seinerseits nur einen kleinen Ruck und der Feind läge unten, die Wölfe befriedigten ihren Hunger, würden sich dann verlieren und er wäre gerettet — als der Jude das Alles so erwog, was that er? Er nahm noch einen scharfen Schluck aus seiner Flasche und — flößte auch dem Hans Branntwein in den Mund, so daß dieser wieder ein wenig zu Kraft und Muth kam. Hansens Stellung war eine so gefährliche, daß ihn der Jude immer wieder halten und stützen mußte, sollte er nicht jeden Augenblick in die Tiefe stürzen.

Und als die Wetter endlich vertobt hatten, als nur noch der eisige Hauch wehte, die Wölfe unten an dem Stocke des Dorfrichters nagten und sich dabei gräulich balgten und bissen — da faßte der Jude Gauschel den Dorfrichter fest an der Hand und sagte: „Hans Holler! Der Christ und der Jude, Du und ich, wir sind Feinde auf den Tod. Dein Gott ist Gott der Verzeihung; der meine ist Gott der Rache."

„Mach's kurz, Jud, mach's kurz!" stöhnte der Dorfrichter, „ich weiß, was ich von Dir zu erwarten habe und daß bei Euch keine Barmherzigkeit ist!"

„Hans Holler," sagte der Jude, „meine Mutter ist gewesen ein Menschenweib, und Deine Mutter ist auch gewesen ein Menschenweib. Ihr habt mein Volk verhetzt und verfolgt seit alten Tagen. Die wilden Hunde, die der Mensch gezähmt hat und gehegt, die sind geworden seine treuen Hausfreunde; die er verfolgt hat und verhetzt, die sind geblieben wilde Hunde und der Menschen Feind. Du hast meinem Stamm den Untergang geschworen, aber ich tödte Dich nicht. Du wirst morgen wieder der mächtige Mann sein, und ich der verhaßte Jude, den Ihr peitschet, aber ich tödte Dich nicht. Meine Mutter ist gewesen ein Menschenweib."

Weiter hat der Jude nicht gesprochen und auch der Hans Holler hat kein einziges Wort gesagt. Sie saßen fiebernd beisammen auf dem Baum die ganze Nacht. Der Gauschel hatte sein Bündel geöffnet, um mit dessen Lappen sich und seinen Nachbarn vor dem ärgsten Frost zu schützen. „Ich bin solche Nachtherbergen wohl gewohnt," sagte er, „aber der Herr Richter mag daheim haben ein besseres Bett."

Und als es Morgen ward und die lieben Vöglein wach wurden im Walde, als draußen im Thale die Herden auszogen mit ihrem Geschelle und die Hirten mit ihrem Geschrei, da verließen die Wölfe den Baum und zogen sich mit hängenden Schweifen in die Wälder zurück.

Als hernach die beiden Männer mit halb erstarrten Gliedern vom Baume niederkletterten, nahten eben die Knechte des Hans, die früh aufgestanden waren, um ihren nicht heimgekehrten Herrn zu suchen. Als sie das Jüdlein sahen, wollten sie alsogleich darüber herfallen. Der Dorfrichter wies sie zurück, legte die Hand auf des Juden Schulter und sagte: „Den laßt in Ruh'!"

Sie staunten sehr, als er den armseligen Gauschel mit in sein Haus nahm. Nachdem sich dort die Beiden von der schrecklichen Nacht erholt und erquickt hatten, sagte der Hans Holler zum Israeliten: „Bleib' bei mir und laß' Dich taufen, ein Christ bist Du ohnehin."

Sagte hierauf der Jude: „Ich bleibe meinen Vätern treu!" Und torkelte davon.

Hans Holler, der Dorfrichter von Stübau, blickte ihm lange nach, mit Kopfschütteln und seltsamen Gedanken, und hat von diesem Tage an keinem Hebräer mehr ein Leid zugefügt. Die alte Kiefer auf der Heide wurde seit jener Nacht der Judenbaum genannt. Heute steht sie nicht mehr, aber an ihrer Stelle eine junge, frische. Denn so hat's der Hans seinen Nachkommen befohlen: „Der Baum sei das Denkmal, daß die Begebenheit nicht vergessen werde. Pflanzet ihn nach!"

R.

Der Messingknopf.

Kleine Geschichte aus dem Leben eines großen Geistes von Bernhard Stavenow.*)

Als sich im Jahre 1826 der Romanschriftsteller Sir Walter Scott in Edinburgh aufhielt, hatte ihn schon jene Krankheit ergriffen, die selbst das Klima in Italien nicht heilen konnte. Es war daher ganz natürlich, daß er oft Tage lang für sich allein abgeschlossen im Zimmer saß oder einsam seine kurzen, aber mühsamen Spaziergänge machte.

So wandelte er am sechszehnten Juni des genannten Jahres, auf einen dicken Krückstock gestützt, schwerfällig durch eine der Straßen, welche das Kanongate begrenzen. Nachdenklich sah er vor sich hin, wahrscheinlich seine Jugend und die darauf folgenden Scenen seines Lebens, seine Studien, seine Arbeiten und seine Erfolge an seinem geistigen Auge vorüberziehen lassend, oder in die Zukunft blickend, welche augenblicklich gerade nicht sehr rosig vor ihm lag.

Sein Gesicht verzog sich bald zu einem wehmüthigen Lächeln, bald blickte es wieder ernst, je nachdem seine Gedanken ihn wehmüthig oder ernst stimmten. Man sah es ihm deutlich an, daß die Außenwelt für ihn jetzt nicht existirte, und daß er nur mechanisch vorwärts schritt.

Plötzlich jedoch ward er durch ein lautes „Heda!" aus seinen Träumereien gerissen. Erschrocken sah er auf und erblickte einen schweren Karren, welcher die Gasse herab kam.

Es war ein breiter, hochbeladener und mit einem sogenannten Plantuche überspannter Lastwagen. Vorn auf einer riesigen Kiste saß ein kleiner, ziemlich zerlumpter Knabe von etwa zwölf Jahren, welcher an einem Stück groben Brotes kaute, und nebenher gieng der Kutscher, der das Heda gerufen hatte und eine dicke Peitsche im Arme trug.

Bespannt war der Wagen mit drei starken Pferden, welche die enge Straße fast ganz ausfüllten, so daß Walter Scott vorsichtig auf die Seite trat und sich dicht an die Mauer drückte, um das Gefährt vorbeizulassen.

Als dasselbe aber ziemlich nahe bis zu ihm herangekommen war, hielt der Fuhrman die Pferde an und trat, mit dem Hute in der Hand, näher. Man merkte, daß er etwas wollte. Und so war es auch.

„Mein Herr," sagte er, „ich glaube, es ist besser, wenn ich mit meinem Gespann halte und Euer Gnaden vorsichtig vorbeigehen lasse, während ich mich vorstelle. Ich traue nämlich diesem großen schwarzen Seitenpferde da nicht und habe jedesmal Furcht, wenn ich mich in einer so engen Straße, wie diese, befinde."

Sir Walter betrachtete den Fuhrmann, der von seinem Alter war und wie er weißes Haar hatte, mit aufmerksamen Blicken.

Ein dicker, breiter, knochiger Kopf saß auf starken, runden Schultern. Dabei hatte er schwielige Hände. Aber in seinen Augen glänzte eine lebhafte Munterkeit,

*) Aus dessen Sammlung: „Schöne Geister." (Siehe „Bücher".)

die vielleicht dem Feuer, das der Gin verleiht, nicht ganz fremd war.

Der Baronet machte einen Schritt vorwärts und schien dem Fuhrmann die Hand reichen zu wollen, wie man sie einem alten lieben Bekannten reicht. Dann stand er wieder still, gleich als ob er noch einmal nachsänne und nach einem Entschluß suche. Als er aber seiner Sache gewiß war und sich entschlossen hatte, sagte er:

„Hör', Kutscher, hast Du nicht einen Kameraden in der Nähe, dem Du Dein Fuhrwerk anvertrauen könntest?"

Der Fuhrmann sagte nichts, sondern pfiff, und Sir Walter sah den kleinen zerlumpten Knaben von dem Vordersitze des Wagens herabklettern und herzulaufen.

„Dick!" sprach der Fuhrmann, „führe den Wagen nach der Kingsboury-Street zum Kaufmann Smith und sage, daß ich in einer Stunde nachkommen werde!" — Dann wandte er sich an den Baronet und sagte: „Ich stehe zu Befehl, Euer Gnaden!"

In einer Stunde willst Du nachkommen, John?" fragte der Romanschriftsteller. „O behüte, Du wirst erst gegen Abend nach Hause zurückkehren können."

„Am Abend also!" bedeutete der Fuhrmann dem Knaben.

Darauf folgte er dem Baronet nach und war nicht wenig erstaunt darüber, daß ein Mann, den er nicht kannte, seinen Namen wußte.

Sie giengen durch mehrere Straßen. Endlich kamen sie in Castlestreet vor einem Hause an, das die Nummer 39 hatte. Walter Scott hob den kupfernen Hammer an der Thüre auf und klopfte.

Es dauerte nicht lange, da öffnete eine Magd. Der Liebling des Baronets, ein Dachshund, Namens Spice (Würze), und noch zwei andere Hunde — Pepper und Mustard (Pfeffer und Mostrich) — standen hinter dem Mädchen.

Spice war krank. Es war damals ein mageres, elendes Thier mit einem langen Rückgrat und — wie sein Herr ihn nannte — der Schatten eines Hundes an der Wand. Der Baronet hatte ihn von Abotsford nach der Stadt kommen lassen, um ihn der Sorgfalt eines geschickten Thierarztes zu übergeben; und aus Furcht, daß er sich langweilen könnte, waren Pepper und Mustard, die sich übrigens ganz wohl befanden, ebenfalls nach Edinburgh gebracht worden.

Die Zuneigung Sir Walter's für diese Hunde ist bekannt. Er hat Pepper und Mustard dadurch verewigt, daß er dieser beiden Hunde in seinem Roman: „Guy Mannering" erwähnt, wo er sie zu Gefährten des Pachter Dimmont macht.

Spice bellte leise und wedelte mit dem Schweife. Aber die beiden andern Hunde heulten vor Freude und machten wunderbare Sprünge.

„Still, Pepper! ... Nieder, Mustard! ... Hierher, Spice! Nun, mein armes Thier, wie befinden wir uns heute?" sagte der Baronet. Dann fügte er hinzu, indem er sich an die Magd wandte und auf den Fuhrmann zeigte: „Betty, der Herr frühstückt mit mir!"

Darauf gieng er in den Speisesaal, wo das Frühstück bereits aufgetragen war, und wies dem Fuhrmann einen Platz sich gegenüber an.

Ein kaltes Roastbeef, harte Eier und ein Stück ausgezeichnet schönen geräucherten Lachses luden gar verlockend zum Zulangen ein. Und unser Gast langte tüchtig zu. Zuerst griff er das Fleisch mit dem Appetit eines Landmannes an. Sodann gieng es über den Lachs her und schließlich hieb er tüchtig in den Käse aus Dundee ein, dessen Ansehen sehr verführerisch war.

Sir Walter, der sich sichtlich über das Wohlbehagen, mit dem der Fuhrmann einen Happen nach dem andern verschwinden ließ, freute, brachte nun eine Flasche Claret zum Vorschein, aus der er zwei Gläser füllte. Eins davon schob er seinem Gaste hin und das andere setzte er selbst an den Mund mit den Worten:

„Auf Deine Gesundheit, John Trimmer!"

John Trimmer ergriff das ihm hingeschobene Glas, hob es vor sich in die

Höhe gegen das Licht, gleich als wollte er die Güte des edlen Saftes an seiner Farbe und Klarheit prüfen, und antwortete, es dann an seine Lippen bringend, mit dem natürlichen Witz des Schotten:

„Auf Eure Gesundheit, Herr So und So!"

Als das Frühstück beendet war, führte Walter Scott den Fuhrmann in sein Cabinet, wo ein wahrer Schatz für einen Liebhaber von Alterthümern vorhanden war und auch der Gast Gegenstände fand, die ihn interessierten, nämlich Schilde, Helme, Rüstungen und alterthümliche Möbel — Alles Sachen, die im Besitze von Helden gewesen waren, mit deren Namen John durch die schottischen Balladen Bekanntschaft gemacht hatte.

Dann ließ der Schriftsteller seinen Gast köstlichere Kleinodien bewundern, nämlich die Ueberbleibsel eines Halsbandes der Königin Anna Boleyn, ferner ein Meßbuch, welches der Königin Maria Stuart gehört hat, und einen Stuhl, in dem Cromwell gesessen hatte.

Wer in diesem Augenblicke das Antlitz des Sir Walter Scott voll Gutmüthigkeit und die gespannte Aufmerksamkeit des John Trimmer beobachtet hätte, dem würde es schwer geworden sein, von diesen beiden Köpfen, die in hohem Grade den schottischen Typus besaßen, denjenigen herauszufinden, der das Genie besäße, der erste Schriftsteller seiner Zeit zu sein ... ein so ländliches Aussehen hatte der Dichter ebensowohl, als sein Gast.

Man würde geglaubt haben, in dem Baronet einen Pächter oder allenfalls einen Dorfpfarrer zu sehen.

John besah Alles mit gleichem Interesse, vom schottischen Dolch an bis zur chinesischen Mordkeule; vom Schachspiel zu Delhi bis zur Medaille Cäsar's.

Als Alles recht besehen und untersucht war, nahm Sir Walter den Fuhrmann bei der Hand und führte ihn an seinen Arbeitstisch.

Hier öffnete er einen Kasten und nahm aus einer Schachtel von künstlich ausgelegtem Cedernholz, die wahrscheinlich irgend einem Kreuzfahrer gehört hatte, einen — Messingknopf, den er in John's Hand legte.

„Sieh, mein Freund, dies ist das Kostbarste, was ich hier habe!" sagte dabei der Schriftsteller.

John besah den Knopf von allen Seiten, indem er ihn um und um wendete. Da er aber nichts Besonderes an ihm entdeckte, sondern ihn eben so aussehend fand, wie alle andern Messingknöpfe, außer daß er weit abgenutzter war, so fragte er:

„Was ist es denn mit diesem Knopfe?"

„Das ist ein Westenknopf von John Trimmer!" sagte Walter Scott.

„Von mir? ... Mein Knopf? ... Von meiner Weste ein Knopf?"

„Ja, mein Freund."

Damit nahm Sir Walter seine Reliquie zurück und legte sie wieder sorgfältig in die Schachtel, aus der er sie genommen hatte.

Dann sagte er zu John:

„Du erkennst mich nicht wieder, mein Freund. Aber ich erinnere mich Deiner, und vielleicht verdanke ich mein Glück und meine Erfolge dem Diebstahle, den ich an Dir begangen habe."

„Euer Gnaden haben mich bestohlen?"

„Ja, den Knopf, den Du soeben gesehen hast, habe ich Dir genommen. Höre nur: Es sind ungefähr fünfzig Jahre her, als wir Beide, ungefähr sieben bis acht Jahre alt, in derselben Schule schreiben, lesen und rechnen lernten."

„Bei dem ehrwürdigen Cantor Lewis!" sagte John, der sich jetzt dessen zu erinnern anfieng.

„Richtig! ... Du warst geschickter, als ich, mein Freund. Ich konnte mich immerhin bemühen, wie ich wollte, so begriff ich den Unterricht doch sehr schwer, und Du nahmst immer den ersten Platz ein, den ich Dir nicht entreißen konnte. Du hast mir mehr als einmal den Schlaf geraubt."

„Was Ihr sagt!" meinte John.

„Mein Gott, ja! Dein unzerstörbares Gedächtnis irrte sich nie, und ich wußte nicht, wie ich es machen sollte, Dich zu übertreffen, wäre es auch nur ein einziges Mal gewesen ... Ich verfolgte Dich mit den Augen. Ich spionierte Dich aus. Und endlich — endlich fiel mir eine Angewohnheit von Dir auf, die ich Dir günstig glaubte. Wenn Du eine Aufgabe hersagtest, so spielten nämlich Deine drei ersten Finger, der Daumen, der Zeige- und Mittelfinger unaufhörlich mit dem letzten Knopfe an Deiner Weste, und ich bildete mir ein, daß dieser Knopf verzaubert sei oder daß eine schottische Hexe Dein Schicksal daran geknüpft hätte. Eines Morgens also, bevor wir in die Classe traten, schnitt ich Dir diesen Knopf geschickt ab, ohne daß Du etwas davon merktest, und steckte ihn in meine Tasche. — Der Unterricht beginnt. Man befragt Dich. Du stehst auf. Deine Finger suchen den abgeschnittenen Knopf und finden ihn nicht. Zuerst bist Du erstaunt. Dann geräthst Du in Verwirrung. Du stammelst, und die Aufgabe entflieht Deinem Gedächtnis. Nun komme ich an die Reihe. Ich mache es ohne Mühe besser und gewinne endlich den ersten Platz, den ich nun nicht wieder verlor. Du verstehst, John, welche übernatürliche Kraft ich Deinem Knopfe zuschrieb. Ich sah ihn für einen Talismann an, der mich nunmehr nie wieder verließ, und vielleicht verdankte ich ihm die ersten Erfolge in meinen Studien. Später ist es mir klar geworden, durch welches Wunder eine Angewohnheit den Verstand und das Gedächtnis eines Menschen, der etwas hersagt, schreibt oder spricht, verwirren kann und ich brauche es Dir wohl nicht zu erklären. Ich glaube zwar nicht, daß ich Dir durch den Diebstahl viel Böses zugefügt habe; aber Dein Knopf hat mir viel Gutes gethan. Bis heute, mein Freund, habe ich nichts gesagt. Du hast Deinen kleinen Jugendgefährten vergessen, ich aber habe Dich nicht aus den Augen verloren. Ich sah, daß Du zwar arm, doch nicht in Noth warst. Heute muß ich Dir Deinen Westenknopf bezahlen, da ich vielleicht in einigen Monaten nicht mehr so reich bin, um es zu können. Hier hast Du hundert Guineen."

Die beiden Jugendgefährten drückten sich die Hände, und John Trimmer, der gern seine Dankbarkeit beweisen wollte, unternahm die Heilung des kranken Spice, des Lieblingshundes, welche auch vollständig gelang.

Der Schriftsteller starb ungefähr sechs Jahre nach dieser Genugthuung, die er sich längst vorgenommen hatte.

Man versichert, daß John Trimmer, sobald er diesen Todesfall erfuhr, nach Abbotsford eilte, um seinen Westenknopf zurückzufordern. Aber Walter Scott's Familie wollte sich nicht von dieser Reliquie trennen, und der Fuhrmann sah seinen Knopf, diesen Zauberknopf, diesen ersten Gegenstand, an dem sich der Scharfsinn des Barden und schottischen Geschichtsschreibers übte, niemals wieder.

Augenblicklich befindet er sich auf Schloß Redhall in den Händen des Lord Stirling, der ihn mir bei einem Besuche vor drei Jahren gezeigt hat.

Allerheiligen und Allerseelen im Böhmerwalde.

Skizze von Johann Peter.

Zu Allerheiligen zieht der Winter über Berg und Thal, um daselbst bis Mai seinen Aufenthalt zu nehmen. Schon in den letzten Octobertagen ist der Himmel zumeist in einen grauen Wolkenschleier eingehüllt, der bald strömenden Regen, bald wirbelnde Schneeflocken zur Erde entsendet. „Uilaheilig'n is do!" sagt der Böhmerwäldler, und setzt sich zum wärmenden Ofen und raucht behaglich sein Pfeifchen. Und Allerheiligen ist im Böhmerwalde ein Freudenfest für Arme und Kinder.

Allerheiligen und die acht vorhergehenden Tage sind im Böhmerwalde unter dem Namen „Soiwicktog" bekannt.

Da nehmen die ärmeren Wäldler ihre „Soiwicksäcke" und wandern in dichten Scharen nach Baiern „in d' Soiwick" hinaus. Die „Soiwick" erinnern noch an den altheidnischen Brauch, demzufolge unsere Ahnen ihren Verstorbenen verschiedene Eßwaaren als Wegzehrung in's Grab mitgegeben haben. Diese uralte Sitte hat sich in einzelnen Gegenden noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Und so ist es noch heutzutage Sitte im Böhmerwalde, daß die reicheren Wäldler zu Allerheiligen für die ärmeren die sogenannten „Soiwick" — Seelenwecken — backen und sie unter die „Soiwickgeher" vertheilen. Diese ziehen von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft und bekommen in jedem Hause fünf bis acht Seelenwecken. Die Seelenwecken kommen in die nach ihnen benannten „Soiwicksäcke" und werden auf dem Rücken nach Hause getragen. Reich beladen kehren die „Soiwickgeher" in ihr Heimatsdorf zurück und ernähren sich beinahe den ganzen Winter hindurch in Ermangelung anderen Brotes von den Seelenwecken.

Auch für die Kinder sind die „Soiwicktog" Tage der Freude. Am Allerheiligentage kommt die Taufpathin, im Böhmerwalde „Dodfrau" genannt, und vertheilt unter ihre Pathenkinder die sogenannten „Soiwickstritzl". Das ist denn eine große Freude der Kinder! Mit wachsender Sehnsucht haben sie dem Nahen des ersten Novembertages entgegengesehen und nun wurde ihr Hoffen mit Erfüllung und Befriedigung gekrönt. Aber wehe, wenn es hie und da eine „Dodfrau" mit dem „Soiwickstritzl" nicht so genau nimmt auf die hoffenden Pathenkinder vergißt. Da zieh'n Schmerz und Kränkung ein in's kindliche Gemüth und helle Thränen entperlen den lebensfrischen Aeugelein. Auch die Eltern des Kindes schmerzt es, und nicht selten ist so ein Verstoß gegen die althergebrachte Sitte die Ursache lebenslanger Zwistigkeiten und Feindseligkeiten zwischen bekannten Familien.

Der Allerheiligentag ist ein Fest der Freude. Nachmittags gehen die Wäldler entweder in die Dorfschänke oder in „d' Häusa" und unterhalten sich bis zum Abend. Abends jedoch begibt man sich bald nach Hause, denn die Allerseelennacht bricht an — und die Allerseelennacht ist eine Losnacht. Da kehren nach dem Volksaberglauben die Todten aus ihren Gräbern in ihre Häuser zurück und nehmen nochmals Abschied von ihrem einstigen Heim, wo sie so glücklich gelebt hatten. Die „armen Seelen" stellt man sich als „verdammte" und „erlösungsfähige" vor. Die ganz „verdammten" sind „kohlschwarz" und müssen aus dem Fegefeuer in die „Hölle" wandern.*) Diese werden von den Wäldlern gefürchtet und deshalb besprengen sie sich vor dem Schlafengehen mit Weihwasser, daß ihnen die verstoßenen Seelen ja nichts anhaben können. Die „erlösungsfähigen armen Seelen" sind entweder „ganz weiß" und haben demnach ihre Sünden im Fegefeuer abgebüßt und können also in den Himmel einziehen — oder sie sind nur zum Theile „weiß" und müssen also demnach noch so lange im Fegefeuer „braten", bis sie ihre Sünden abgebüßt haben. Wenn eine arme Seele nur noch ein einzig weißes Fleckchen hat, so kann sie noch „in den Himmel kommen." — Vor Schlafengehen beten die Wäldler den Rosenkranz und die Litanei für die armen Seelen im „Fegfuia" und beginnen und wiederholen dasselbe Gebet auch in mitternächtlicher Geisterstunde, wenn die Kirchglocken der „armen Seelen Einzug in die Kirche" verkünden und die Schläfer zum Gebete für die Verstorbenen ermahnen. Wie dumpf und schauerlich klingen sie durch die stille Winternacht! Wie mächtig mahnen sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen, und wie traurig wird bei ihren Feiertönen unser Herz gestimmt! Das Geschäft des Läutens ist Sache des Küsters. Dieser betritt um keinen Preis die Schwelle der Kirche, bevor er sich nicht mit Weihwasser besprengt und mit dem heiligen Kreuzzeichen bewaffnet hat. Denn die „armen Seelen" würden ihn nach dem Volksaberglauben

*) So sagt das Volk, während die Kirche die Höllenbewohner gar nicht in's Fegefeuer gelangen läßt.

„in tausend Stücke zerreißen", wenn er ungeheiligt des Heiligthums Räume beträte. Auch nimmt er sich mehrere Männer zur Schutzbegleitung mit. Scheuen Blickes und bebenden Schrittes besteigen sie das Glockenhaus, und wenn sie die „armen Seelen eingeläutet" haben, verlassen sie ebenso furchtsam mit dem Hochaltare zugewendetem Gesichte die Kirche. Die Gläubigen aber verlassen ihre Lagerstätten und beten während der feierlichen Klänge der Kirchglocken den Rosenkranz.

Die armen Seelen bleiben von Mitternacht bis zur folgenden Mitternacht in der Kirche und ziehen dann entweder in den Himmel ein, oder sie wandern in die Hölle und in's Fegefeuer. Am Allerseelentage werden die Gräber der Todten mit Blumenkränzen und „Wachslichtern" geschmückt und der Pfarrer „liest" in der Kirche ein feierliches Todtenamt.

Die Volksgebräuche sind urwüchsig in ihrer Art und erinnern noch recht lebendig an die Gebräuche alter Zeiten und vergangener Völker. Die ältesten Zeiten der Kirche kannten kein „Allerseelenfest". Thatsache ist es, daß schon Griechen, Römer und Juden den Sterbetag ihrer Angehörigen feierten. Die ersten Christen feierten den Sterbetag ihrer Dahingeschiedenen durch Gebet, Opfer und Abendmahl. Da aber nicht jeder Todte lebende Verwandte und Freunde hatte, so begieng der Abt des Klosters Clugny, namens Odilo, seit 998 eine allgemeine Todtenfeier für die Verstorbenen, indem er am Tage nach Allerheiligen ein Traueramt für dieselben abhielt. Diesem Beispiele folgten sodann alle Klöster und Kirchen, und so entstand das Fest „Allerseelen". Auch die „Seelenwecken" beziehen sich auf dieses Fest. In den Kirchen wurden die Todtenglocken geläutet und die Todtenlitanei gebetet, und beide Gebräuche finden wir noch heutzutage im Böhmerwalde. Auch die Mohammedaner feiern den Todtentag ihrer Verstorbenen, indem sie auf den Gräbern — Kaffee trinken und Tabak rauchen, denn ihnen gilt das Allerseelenfest als Freudenfest.

Sangesdrang.

Ach könnt' ich stillen insgeheim,
Was stürmisch schäumend quillt!
Doch wird zu enge mir die Brust,
Die tönend überschwillt.

So nimm denn hin, Du kalte Welt,
Mein warmes, volles Lied,
Das wie ein junges Menschenherz
Phantastisch glüht und blüht.

Ihr Klänge, die Ihr aufersteht
Aus bitt'rem Seelenleid,
Rauscht hin und hüllt, was mich so quält,
In Wohlklangslieblichkeit!

Und gibt's ein Herz, das Euch versteht,
Dem flieget jauchzend zu
Und streut in's süße Freundesherz
Ein Meer von Duft und Ruh'.

Daß dieses Herz recht innig fühl'
Die Zaubermelodie,
Möcht' ich ein großer Dichter sein,
Ein Kind der Poesie.

Ich möchte singen wie der Gott,
Der wetterzünden kann,
Und der sein Lied der Schöpfung weiht
Im donnernden Orkan.

Ich möchte singen wie die Luft,
Die ihre Wange kühlt;
Wo nur der Holden Athem weht,
Da klingt's harmonisch mild!

Ich möchte singen wie der Schwan,
Der sanft in's Ewige taucht,
Und unterm letzten Abendroth
Sein letztes Lied verhaucht.

K. Herman.

Bücher.

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von Balduin Groller. (Leipzig, E. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe, 1883.) Freunden wirklich unterhaltender Lecture, welche nicht Zeit und Stimmung haben, sich mit Romanen abzugeben, sondern immer nur kurze halbe Stunden frei haben zum Lesen, solchen könnte man aus der neuesten Literatur gar nichts Besseres empfehlen, als diese „Weltlichen Dinge". Dieselben sind eine Reihe von kleinen, überaus munter und keck geschriebenen Erzählungen aus der modernen Gesellschaft. Der Verfasser hat sich

durch seine Novellensammlung: „Junges Blut" bereits einen Namen gemacht; diese neue Sammlung ist dazu angethan, den Namen des Autors gerade zu einem glänzenden zu machen. Nicht jeder Erzähler findet seine Vollendung in umfangreichen Werken, manche zeigen den Meister in kleinen Bildern und Skizzen und vermögen in denselben Großes zu leisten. Zu diesen gehört Balduin Groller. Vorliegende episodenartige, bruchstückähnliche Erzählungen sind scheinbar aus Kronen gebrochene Edelsteine; aber man übersieht nicht, daß sich in jedem dieser Edelsteine die ganze Krone wiederspiegelt. Im Genre leistet der Verfasser ganz Bedeutendes. Man lese das erste und letzte Stück; wem fiele es ein, über solch' alltägliche Richtigkeiten etwas zu schreiben? Und wer vermöchte aus denselben so reizende Cabinetsbildchen zu schaffen, wie sie Groller uns spendet? Ueberaus lustig lesen sich die Geschichten: „Der gute Freund" und „Ohne Brille", indes verschweigen wir nicht, das erstere ein wenig in's Lascive spielt. Anderer, leidenschaftlicher Art sind die Erzählungen: „Die große Dame", „Darf man davon sprechen?" „Eine geschäftliche Unterredung". Sehr artig ist auch das Stückchen: „Mit dem Eilzug", an welchem sich die Leser dieser Zeitschrift zum Voraus ergötzen mögen. Nichts in dem ganzen Buche ist romanhaft gehalten, Alles ist dem Weltleben abgelauscht, mit entsprechendem Humor versehen und dichterisch vertieft. Das Werk ist dem Dichter Albert Moeser gewidmet.
K.

Schöne Geister. So nennt sich eine kleine Reihe von Novellen und Anekdoten aus dem Leben von Künstlern und Dichtern. Der Verfasser derselben ist Bernhard Stavenow, der Verleger Hinricus Fischer's Nachfolger in Norden. Das Büchlein ist ohne viel Aufwand geschrieben, der Stoff meist interessant und wir begegnen Walter Scott, Calderon, Paganini, Van Dyk, Mozart, Meyerbeer und Anderen, die — wenn man ihnen begegnet, und wäre es auch nur im Buche, wohl eines Grußes wert sind. Das Büchlein ist innerhalb kurzer Zeit in vier Auflagen erschienen; wir wundern uns dessen nicht.
M.

Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in fünf Büchern von Karl Kösting. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag, 1884.) Hier hat es Jemand unternommen, die ganze Menschheit mit ihren verschiedenartigen Idealen, Religionen und Weltanschauungen unter einen Hut bringen zu wollen und in der epischen Dichtung: „Der Weg nach Eden" einen Fingerzeig zu geben, nach welcher Richtung die Menschen sich zu wenden, auf welchem Punkte sie sich zu vereinigen haben, um das ethische Glück zu finden. Allerdings spricht die Politik stark mit, doch thut das den vielen Schönheiten des sich mit so großen Absichten tragenden Werkes wenig Eintrag.
A.

Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch von Karl Toifel. (Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1883.) Unter den vielen Denk- und Festschriften, die zur Gelegenheit der Säcularfeier der Befreiung von den Türken erschienen sind, nimmt dieses Werk wohl den ersten Rang ein. Es stellt uns mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und feuilletonistischer Anmuth zugleich das große Ereignis dar, von seinen ersten Entstehungsgründen an bis zur Hinrichtung des Großveziers Kara-Mustapha in Belgrad und der Uebersendung dessen Kopfes nach Wien. Das schöne Werk, dessen Lieferungsausgabe von 30 Heften eben vollständig erschienen ist, bringt nebst verschiedenen Beilagen 110 Illustrationen (Karten, Pläne, Porträts, Städteansichten, Schlachtenbilder, Kriegsscenen) nach alten Bildern aus der Zeit der Belagerung. Diese Bilder, schon durch ihre Manier und naive Auffassung interessant, unterstützen den Text in wirksamster Weise.
M.

Die Gesundheitspflege des jungen Mädchens. Ein Buch für Mütter heranwachsender Töchter. Aus dem Französischen frei bearbeitet von Eugen Conin. (Leipzig, Denicke's Verlag.) Diese für Mütter höchst beachtenswerte Abhandlung betrifft das junge Mädchen im Uebergangsalter vom Kinde zur Jungfrau und bis zum Eintritte in den Ehestand. Sie bezeichnet die Gefahren, denen das junge Wesen ausgesetzt ist und die Mittel, sie zu vermeiden. Der Einfluß von Wasser, Licht und Wärme ist hierin angegeben, die Nachtheile, welche der Aufenthalt in großen Städten für junge Mädchen ausüben kann, sind beschrieben, sowie die Diät, Kleidung, Bälle, Gesellschaften, Theater, Lecture u. s. w. behandelt. Das Capitel: „Ein Tag aus dem Leben eines jungen Mädchens" möge unseren Lesern andeuten, in welchem Geiste das treffliche Werkchen gehalten ist.
M.

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Cultur-

geschichte und zahlreichen Literaturproben von Franz Hirsch. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Dieses Werk will eine farbenfrische lebendige Darstellung des deutschen Literaturlebens auf culturgeschichtlicher Grundlage geben und es leuchtet schon aus dem Beginn des Werkes hervor, wie es dem Autor gelungen ist, seine Aufgabe zu lösen. Der deutschen Literaturanschauung werden hier viele neue Gesichtspunkte eröffnet und der Verfasser weiß seine Leser durch geschickte Verarbeitung des alten und durch unermüdliches Herbeibringen überraschenden neuen Materials so andauernd zu fesseln und anzuregen, daß das Werk einen originellen und literarisch vornehmen Charakter erhält. Das Werk wird in rascher Reihenfolge erscheinen. V.

Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet von Dr. A. von Urbanitzky. Mit circa 600 Illustrationen. In 18 bis 20 Lieferungen. Oben erwähntes Werk wird allgemeines Interesse erregen; es soll für weite Kreise Belehrung und Aufklärung über die elektrische Naturkraft und die Fortschritte in ihrer Ausbeutung bringen. Namentlich sind es die technischen Leistungen, die praktischen Anwendungen der Elektricität und des Magnetismus, welche den raschen Fortschritt bewirken. Es soll hierin gezeigt werden, wie sich der in Rede stehende Wissenszweig von seinen ersten Anfängen an entwickelt hat, und hierauf soll die Erklärung der wichtigsten Grunderscheinungen der Elektricität und des Magnetismus folgen. Die Darstellung ist derart gehalten, daß zu deren Verständnis an den Leser nur jene Anforderungen gestellt werden, die von jedem Gebildeten vorausgesetzt werden können. V.

Spitzberg-Album. Dichtungen aus Nordböhmen. Gesammelt von Dr. F. Hantschel und Prof. A. Paudler. Zum Besten des Fondes zur Erbauung des Kronprinzessin Stephanie-Aussichtsthurmes auf dem Spitzberge bei Leipa. Herausgegeben vom Spitzberg Thurmbau-Comité. (Verlag von Jg. Widinsky in Leipa.) Man wird in diesem Buche wohl kaum einen Poetennamen, der in Nordböhmen Klang hat, vermissen. Mehr als 140 Mitarbeiter lieferten zahlreiche und mannigfaltige Beiträge und spiegeln wie mit tausend Strahlen das reiche Geistesleben des deutschböhmischen Stammes wieder. Das Epos, das Drama die Lyrik, der Spruch sind würdig vertreten und auch die lyrisch-epischen Dichtungen, im „Spitzberg-Album" fehlen sie nicht. Zahlreiche Balladen und Sagen umranken und umschlingen den Spitzberg und den Bösig, den Höllengrund und den Edmundsgrund, den Tollenstein und Wackelstein, die Lausche und die Schweizerkrone. Andere Sagen, sie spielen in Kamnitz und Politz, am Elbestrande und auf der Falkenburg. Wir können auf ein Singspiel verweisen, welches den unvergeßlichen Kaiser Josef II. auf der Reise durch Böhmens Gauen verherrlicht. In der That, Heimat und Heimweh, Fernes und Fremdes, Gott und Natur, Liebe und Leid, Herz und Haus fanden ihre begeisterten Sänger. Und vor allem Andern auch Kaiser und Vaterland! Deutsche Treue, Deutsch-Oesterreich! V.

Fünfzig Fabeln für Kinder von W. Hey. Mit Bildern von Otto Speckter. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1883.)

Noch fünfzig Fabeln für Kinder von W. Hey. Mit Bildern von Otto Speckter. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1883.) Vorliegende Bändchen kleinen Formates bringen die gefällig ausgestattete Jubiläumsausgabe der bereits in mehr als einer Million Exemplaren verbreiteten, auch in die englische, französische, italienische, holländische, lettische ꝛc. Sprache übersetzten, anmuthigen Fabeln, welche längst die Lieblingslecture unserer Kinderwelt geworden und von Dr. C. Kehr treffend als deren „Classiker" bezeichnet worden sind. V.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugegangen:

Aref, der Hindu. Roman von A. v. d. Elbe. (Freiburg i. B., Kiepert und von Bolschwing.)

Die Zonen des Geistes. Von Moriz Jokai. (Teschen, Karl Prochaska, 1884.)

Am Horizont. Roman von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1884.)

Ein Zug nach Rom. Historischer Roman von Ludwig Nonne. (Stuttgart, A. Bonz & Comp., 1883.)

Baldine. Novelle von Karl Erdm. Edler. (Wien, L. W. Seidel & Sohn.)

Peire de Cimplors. Novelle von Karl Erdm. Edler. (Wien, Georg Paul Faesy, 1883.)

Johanna Plantagenet. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Oberleitner. (Wien, Wilhelm Frick, 1883.)

Walpurgisnacht. Ein Lustspiel von F. Siegfried. (Leipzig, Fr. W. Grunow.)

Die Philosophie der Erlösung. Zwölf philosophische Essays von Philipp Mainländer. 1.—4. Lieferung. (C. Koenitzer, Frankfurt a. M.)

Das Recht zu leben und die Kunst zu sterben. Social-philosophische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neue Zeit. Von Josef Popper. (Leipzig, Erich Koschny.)

Geschichte Kärntens von E. Aelschker. 10. Heft. (Klagenfurt, J. Leon sen.)

Schwizer Dütsch aus den Cantonen Graubündten und Thurgau. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. (Zürich, Orell Füßli & Co.)

Aus der deutschen Ostmark. Eine Dichtung in zehn Sängen von Adolf Hagen. (Zürich, Cäsar Schmidt, 1883.)

Die großen Volkskrankheiten sonst und jetzt und deren Verhütung. Von Dr. Felix Beetz. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Lehrer, Bauernabende und Volksstudien. Ein offener Brief an erstere von Dr. Willibald Nagl. (Wien, Selbstverlag des Verfassers.)

Die Conjugation des schwachen und starken Verbums im niederösterreichischen Dialekt von Dr. W. Nagl. (Wien, Selbstverlag des Verfassers.)

Die Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Josef Seboth. 43.—45. Heft. (Prag, F. Tempsky, Leipzig, F. Freitag.)

Taschenbuch für Raupen- und Schmetterlingssammler von J. M. Fleischer. (Leipzig, Oscar Leiner.)

Topographisch - statistisches Lexikon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von Josef Andr. Janisch. 43. Heft. Voitsberg—Waldstein. (Graz, „Leykam", 1883.)

Mittheilungen des Steiermärkischen Jagdschutzvereines. Nr. 8. (Graz, K. Huber.)

Mittheilungen des k. k. Steiermärkischen Gartenbauvereines an seine Mitglieder. — 2. Jahrgang, Nr. 4. (Verlag des Gartenbauvereines in Graz.)

Untersuchungen über den Einfluß des Schreibens auf Auge und Körperhaltung des Schulkindes. Von Dr. R. Berlin, Professor, und Dr. Rembold, Medicinal-Assessor. (Stutigart, W. Kohlhammer, 1883.)

Das System der communalen Naturverpflegung armer Reisender zur Bekämpfung der Wanderbettelei. Von Oberamtmann Huzel. (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1883.)

Postkarten des „Heimgarten".

J. W. J., Unterlehrer in O.: Es ist schwer, auf Ihr Schreiben so zu antworten, daß Sie aus der Antwort Vortheil ziehen könnten. Daß Sie Sinn für Poesie haben, dafür ist Ihnen wie Jedermann unter allen Umständen zu gratulieren. Derselbe lohnt sich selbst. Auch das Verfassen von Gedichten ist eine Erhebung der Seele und ein Genuß. Die Gedichte haben für den Verfasser einen wirklichen Wert, weil sie Stimmungen und Seelenzustände festhalten für spätere Zeiten, vergangenes Leben gleichsam wiederspiegeln. Aber gerade seine intimsten Herzenssachen schreit man nicht gern auf den Markt hinaus, wenn man nicht die Ueberzeugung hat, daß etwas Bedeutendes, allgemein Giltiges in einer originellen und schönen Form gesagt ist und die Kraft besitzt, die Herzen einer blasierten Welt zu bewegen. Verse, die oft Gesagtes in nachgeahmter, wenn auch correcter Form wiedergeben, kann man wohl drucken, werden aber nur von dem Verfasser und dessen Freunden gelesen. Der Schade aber ist der, daß junge Leute durch Veröffentlichung ihrer poetischen Productionen so leicht irregeführt werden, sich für etwas Anderes halten, als sie sind und dadurch ihr Berufsziel aus den Augen verlieren.

M. M. — O. Z. — Dr. H., Wien, — J. K. — C. S., Graz, — W. S., Reichenberg, — A. L., Komotau, — E. H., Budweis, — A. L., Mariazell und vielen anderen Einsendern und Fragestellern dasselbe.

A. W., Haida: Genanntes Blatt geht uns nicht zu; indes haben wir von der Besprechung des Buches Kenntnis; wundern uns nur, daß der Kritiker mehr in dem Buche fand, als der Autor hineingelegt.

J. M., Sierning: Trefflich Ihr Epigramm auf den Heilarzt Wastl Herodes: „Die Krämer verkaufen Recepte von Dir Als — Fliegenpapier!"

Dr. H. Salomon, Wien: Wir stehen unter allen Umständen für die Juden ein, wenn das Recht auf ihrer Seite ist. Daß wir aber auch ihre Schwächen und Fehler mit jeglicher Satire und Rüge verschonen sollen, geht uns zu weit. Zu Dank dafür, daß wir zugestehen, Ihr Juden wäret nicht schlimmer als wir Christen, müßt Ihr nicht gleich ausrufen: wir sind besser! Wir haben gegenseitig Grund genug, bescheiden zu sein, und selbst wenn uns einmal eines der boshaften Epigramme, wie sie Keinen verschonen, neckend anfliegt.

J. M. J., Graz: Die Brieftaube richtet man ab, indem man das Thier im heimatlichen Käfig gut pflegt, es dann zuerst in näher, dann in entfernter gelegenen Orten freiläßt. Die Taube erhebt sich,

orientiert sich im kreisenden Flug und schlägt dann mit wunderbarer Sicherheit und Geschwindigkeit die Richtung nach der Heimat ein. Sie legt in der Stunde 20—25 Meilen zurück. Vor Erfindung des elektrischen Telegraphs haben die Posttauben eine große Rolle gespielt. Die Nachricht in einem Röllchen von feinem Papier band man ihnen an die Schwanzfeder fest. Bei der Belagerung von Paris konnte eine Taube auf einmal bis 54.000 Depeschen, zusammen ½ Gramm schwer, befördern; natürlich waren die Zeichen von so mikroskopischer Kleinheit, daß sie nur durch optische Apparate und elektrisches Licht gelesen werden konnten.

F. C., Cilli: Diesmal nichts. Besten Gruß!

H. E., Dresden: Sie wollen Zeitung lesen, um etwas zu erfahren, fordern von einem Blatte, daß es stets gut unterrichtet und objectiv sei. Wir könnten Ihnen also kein besseres Blatt nennen, als die „Tägliche Rundschau", Zeitung für unparteiische Politik, Unterhaltungsorgan für die Gebildeten aller Stände. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt (Berlin). Die „Tägliche Rundschau" nannte sich bisher ein Blatt „für Nichtpolitiker" und das war unrichtig, denn gerade für Politiker, die selber eine Meinung haben, ist die unparteiische Darstellung politischer Dinge (wie sich einer solchen das Blatt befleißt) von wirklichstem Werte. Lassen Sie sich einmal ein paar Nummern kommen (Adresse: Berlin, Wilhelmstr. 94), Sie dürften Ihre Wünsche befriedigt finden.

O. W., Wien: Allerdings scheint in einigen Officierskreisen noch die Ansicht vorzuherrschen, das Jeder, der eine Schwadron commandiert, auch öffentlich als Schwadroneur auftreten dürfe. Im Ganzen aber haben Sie Unrecht, wir zählen unter unseren Officieren viele feingebildete Männer, reich an Geist und Gemüth.

E. W. B., Graz: „Aus einem Holzapfel wird durch noch so sorgfältiges Feilen kein Ananas!" sagte Schiller einmal zu einem Dichterling, der ihn mit seinem immer wieder umgearbeiteten und verbesserten Manuscript belästigte.

J. P., Wien: „Mangel an Liebe, wie Mangel an Zorn sind Merkmale des Egoismus. Napoleon hatte Verstand ohne Liebe; Rousseau viel Liebe aber wenig Verstand; Mirabeau hatte Zorn, Verstand, aber wenig Liebe; Voltaire hatte Zorn, Liebe und Verstand." — „Ein wahrer Kämpfer widmet seiner Sache sein Leben und nicht seinen Tod." — „Hinopferung des Lebens vermöge bloßer Anordnung Anderer ist Ermordung." — „Nur der eigene Wille jedes Menschen soll über die Aufopferung seines Lebens zu entscheiden haben." Vortrefflich! Können Ihr Werk: „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben" der allgemeinen Beachtung empfehlen.

× Als Antwort auf die Vexierfrage im Heimgarten (Oktoberheft) sind uns bisher neunzehn Meinungen zugegangen. Drei Stimmen fielen auf Stelzhamer, drei auf Anzengruber, zwei auf Gottfried Keller, zwei auf Jean Paul, zwei auf Holtei, je eine auf Dingelstedt, Malser, Kürnberger, Auerbach, Rosegger, Spindler und — Rembrandt. Dem Abgeber der letzteren Meinung ist richtig eine gewisse Manier nicht entgangen, die in bewußter Erzählung zu Tage tritt, und da er wahrscheinlich von der berühmten „Rembrandt'schen Manier" einmal etwas gehört hat, so schloß er herzhaft auf die Identität Beider. Trotzdem ein größeres Journal bei Besprechung des Heftes, um den Lesern jegliche Seelenconflicte zu ersparen, den Namen des Autors großmüthig ausgesprochen hat, sind sehr wenig Stimmen für den Richtigen laut geworden. Wir schließen heute noch nicht ab. Es taugt uns, sich noch einen Monat in der Möglichkeit wiegen zu können, daß unsere Monatsschrift den weltberühmten Maler Rembrandt zum Mitarbeiter hat.

An die Theaterrecensenten vieler Tagesjournale. Sie beklagen den Verfall des Theaters und den schlechten Geschmack unseres Theaterpublikums, das sich fast nur der Operette zuwendet. Warum aber bieten Sie Ihre Hand dazu, für die Operette immer wieder Reclame zu machen? Ignorieren Sie den Blödsinn etwas mehr, so wird er bald nicht mehr, wie heute, die Bühne beherrschen.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz

Das Christkind von Scharau.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Das Frommsein ist doch wohl schön! Und 's ist Einem dabei so ermuthig. Nur schade, daß es bloß alle heiligen Zeiten einmal sein kann. Die übrige Weile muß der Mensch an was Anderes denken. Zu viel von der Gattung macht mager, meint der Baumbart-Bauer. Aber wenn eine heilige Zeit kommt — insonderheit die Weihnachtszeit, da thut er die Bibel herfür. Die Bibel und das Bübel, das letztere ist sein jüngstes Söhnlein und dem legt er die Bibel aus und sagt: „Mein Gott, die Kinder!"

Denn der Knabe brennt durch und durch vor Liebe zum Christkind und die heiligen Flammen schlagen ihm aus den hellen Augen heraus. Und die Fäustlein sind gar fest gekniffen, denn es gibt auch ganz elendlich schlechte Leute in der Bibel.

Es ist der heilige Abend und es geht schon um's Dunkeln. Der Baumbart-Bauer ist eben auch schon in den Jahren, wo man mit der Frömmigkeit nicht mehr viel versäumt. Er hat sich's in der Stube bei der Bibel recht behaglich gemacht, denn das gehört dazu, und er deutet nun dem Kleinen das Weihnachtscapitel:

„Ist selb' Zeit, mußt wissen, im heiligen Land eine Volkszählung gewest, im Vergleich wie bei uns voriges Sommers, wo der Schulmeister als Umgangssprache die lateinische angegeben hat, was richtig ist, weil beim Frohnleichnamsumgang die Geistlichkeit und Meßner lateinisch beten."

„Und die Ministranten auch," vervollständigte der Knabe, weil er ja selber einer war.

„Gehört nicht her da," sagte der Baumbart-Bauer. „Und bei der Leutaufschreibung im heiligen Land ist auch unsere liebe Frau von weit her nach Bethlehem kommen, wo sie zuständig gewesen, und daß sie sich angeben wollt'. Ist ein arm' Weib gewesen und

Digitized by Google

wie's finster worden ist, hat sie in der ganzen Stadt Bethlehem keine Nachtherberg gefunden."

„Hat sie nicht bei ihren Blutsfreunden anfragen können, wenn sie zuständig ist g'west?" warf der Knabe sehr brav ein.

„Meinen sollt' man's," sagte der Alte, „aber wer so bettelarm ist, der hat keine Vettern und keine Muhmen. So gern sich die ganze bethlehemitische Freundschaft später bei der Himmelfahrt der Mutter Gottes an ihre Falten angeheftet hätte, so gern hat sie zu Bethlehem dem armen Weib die Thür vor der Nase zugeschlagen. So sind die Leut', mein Bübel, sind grundschlecht, die Leut'!"

„Gelt, wenn sie zu uns wär' kommen, die liebe Frau, wir hätten ihr das hintere Stübel warm heizen lassen?"

„Gehört nicht her da!" sagte der Bauer, „so christlich sind wir gleichwohl in der Scharau, daß wir die Mutter Gottes nicht in einem Ochsenstall übernachten ließen, wie das Judenvolk von Bethlehem so unbarmherzig ist g'west; die armen Hirten haben braver sein müssen. Hör' nur zu!"

Da ist die christliche Unterhaltung plötzlich unterbrochen worden. Die Baumbart-Bäuerin kam eilig in die Stube getreten, aber so leise, als gienge sie in eitel Socken; und halb über den Tisch hingelehnt, lispelte sie dem Ehemann zu: „Du, jetzt ist Eine draußen, die will sicherlich dableiben heut' Nacht."

„Aha," meinte er, „für die Festtage sucht sich das Bettelvolk allemal den Baumbarthof. Die Krapfen, die Du heut' backen hast, riechen halt weitum in der Luft."

„Ein Bettelweib ist's dieweilen zwar auch noch nicht, die draußen steht," sagte die Bäuerin.

„Ist's wer der will, behalt' sie und gib ihr eine Suppe."

„Und bist gar nicht begierig, wer's sein möcht'?" fragte das Weib. „Rathen kannst lang', derrathen wirst es nicht."

„Nachher wird sie von weit her sein."

„Vom Masenthal herüber."

„Etwan doch nicht die Plonel?"

„Schau, was Du für eine scharfe Nase hast," sagte die Bäuerin und indem sie sich noch weiter über den Tisch bog und noch näher an's Ohr ihres Mannes hin: „Das stinkt aber auch darnach. — Sie laßt den Vetter schön grüßen."

„Kann mir's denken. Umsonst kommt die nicht zu ihrem Vetter. So Leut' tragen allemal weniger in's Haus herein als hinaus."

„Dasmal," versetzte nun die Bäuerin, wies aber, bevor sie weiter sprach, den Knaben davon; die Kinder brauchen just nicht Alles zu hören. „Dasmal möcht's umgekehrt sein, däucht mich schier —"

„Wie meinst Das?" fragte der Bauer und lugte sie schief an.

„Geh' hinaus, in der Küche steht sie, wenn sie sich nicht niedergesetzt hat. Betracht' sie Dir einmal, die Plonel, ob sie nicht schwerer aufgefaßt hat, als ein Weibmensch in solchem Alter tragen soll . . ."

In der Küche stand sie wirklich, denn sie hatte sich nicht niedergesetzt. Obwohl der größte Theil ihres Gesichtes und Körpers in ein wollenes Umhängtuch eingemummt war und obwohl sie so demüthig und armselig dastand, merkte man doch leicht, daß sie jung und hübsch war. Die großen dunklen Augen, die zwischen der Vermummung aus einem feinen, vor Kälte und Anderem noch geröthetem Gesichte hervorschauten, waren gar treuherzig und gar traurig dabei. Die Hände, die in fingerlosen Handschuhen staken, hielt sie vorne unter dem Busen an einander und in denselben ein Handbündel.

In die Länge war sie seit zwei Jahren nicht gewachsen, das sah der Baumbart-Bauer auf den ersten Blick.

Die Plonel war ein armes, fleißiges und gutherziges Ding, eine Waise und zur Zeit, als ihre Dienstherren mit ihr wohl zufrieden, mit dem Baumbart-Bauer weitläufig verwandt gewesen. Aber seit sie vor zwei Jahren aus der Scharau in's Masenthal hinübergewandert war, wo die Leute um ein gut Stück lustiger sind als da herüben, und wo sie in dieser Sache die Ehre der Scharauer rettete, indem sie thatsächlich darthat, daß Scharauerblut noch viel lustiger sein könne, als welches vom Masenthal, und seit der Ruf davon in's Heimatsdorf zurückgekehrt war — fand der Baumbart-Bauer, daß die Verwandtschaft mit ihr eigentlich nur eine „erheiratete" gewesen und dieselbe längst „mit Tod abgegangen".

Diese erheiratete, aber mit Tod abgegangene Verwandtschaft hatte das Mädchen jetzt mitten im scharfen Winter aus dem fernen Thale herübergeführt, um zu den Weihnachtsfeiertagen ihre Vettern und Muhmen auf dem Baumbarthofe heimzusuchen. Als der „Vetter" in die Küche trat, wollte sie ihm die Hand küssen. Er ließ es nicht angehen, sondern sagte recht gutmüthig, das wäre was Neues, daß sich die Plonel auch wieder einmal anschauen ließe. Sie sollt' nur ein wenig abrasten und einen Löffel warmer Suppe essen, auch dürfe sie ein Stück Weihnachtsbrot nicht verschmähen, obwohl er wisse, daß die Masenthaler ein besseres hätten. Er thäte gern sagen, daß sie in seinem Haus über Nacht bleiben möchte, wenn ein einzig Platzel aufzutreiben wäre; aber es sei über und über Alles besetzt; Verwandte, die ihn über die Feiertage besucht, hätte er auch im Haus. — Na, wie's ihr alleweil gienge? Das Ausseh'n wär' nicht schlecht.

Der Plonel hatte es die Rede verschlagen. — Wie es ihr gienge? Daß sie müde ist vom weiten Weg und in einer schweren Bangigkeit! Und daß sie jetzt in der Scharau keine Herberg hat! — Sie hat's nicht gesagt. Als sie des Bauers, ihres einzigen Verwandten Worte gehört hatte, konnte sie weder essen noch trinken. Da müsse sie wohl wieder anrücken, sagte sie gar kleinlaut und betrübt, sie hätte noch einen weiten Weg. Die Bäuerin suchte ihr etliche Krapfen aufzunöthigen; der Bauer sagte ihr noch freundliche Worte, und als das Mädchen das Umhängtuch fester um ihren Körper gebunden hatte und langsam, mit jedem Schritte völlig zögernd, in den dämmernden Winterabend hinausgegangen war, athmeten die guten Baumbartleute auf: „Gott sei Dank, daß wir Die fortgebracht haben!"

Der muntere Knabe trachtete den Vater bei den Rockschößen wieder in die feierliche Stube zu zerren und rief: „Jetzt mußt Du mir die Geschichte von unserer lieben Frau in Bethlehem weiter erzählen!"

„Gehört nicht her da!" sagte der Bauer etwas unwirsch, wußte aber selbst nicht, warum er unwirsch war.

Als es ganz finster geworden und so recht der Frieden der heiligen Nacht über das Dorf ausgebreitet lag, als auch das Aveläuten verklungen war, die Glocken mit ihren letzten Schlägen aber noch anzudeuten schienen: Heute sagen wir nicht: gute Nacht! heute fangen wir noch einmal was an! — da hieß es im großen Baumbarthofe plötzlich: „Der Kinigl-Peterl ist da!" Das Knäblein schoß wie ein Pfeil zur Thür hinaus und stand auch schon vor dem wunderlichen Mann.

Der Kinigl-Peterl war ein alter, großer, hagerer Patron, der zu jenen bestgesuchten und schlechtest-geachteten Leuten gehörte, wovon jedes Dorf die seinen hat, Leute, die Alles können und anfassen, wofür zufällig sonst Niemand zu Wege ist. Sie sind Strohdachdecker und Brunnengräber, Krankenwärter und Rattenfänger, Obstbaumpelzer und Honigausheber, Kapaunzüchter und Ochsenmacher, und noch viel mehr, kurz: nahezu Alles — und darum nichts.

Der Kinigl=Peterl, der mit seinem rechten Namen Peter König hieß, verlegte sich außerdem auch noch auf die Kaninchenzucht, was ihm allerdings nicht viel zu schaffen machte, denn die Kaninchen besorgen derlei selber. Er hatte davon manch' feines Brätlein und den Namen Kinigl=Peterl. Nebenbei hatte er eine kleine Familie mit einem nicht immer harmonisch gluckenden Weiblein und mit drei Töchtern, die schon erwachsen waren und zur Sommerszeit vor dem Häuschen mitten auf der Straße saßen und mit Sandhäuflein und Steinchen spielten. Es waren die „drei armen Hascher" von Scharau. Ihr Vater hatte denn viel zu schaffen, daß sie zu ihrer unendlichen Armut der Sinne nicht auch noch Hunger leiden mußten. Im Häuschen sah's wohl arm aus, aber nicht bettelhaft und der Peterl nahm jede Gelegenheit wahr, sich was zu „verdienen".

Eine solche Gelegenheit zum „Verdienen" war die heilige Weihnachtszeit, da er von Haus zu Haus gieng und den Leuten die „Geburt Christi" sang, wofür er eine kleine Gabe erntete. Denn überall beschloß er seinen Sang mit den Worten: „Glück hinein, Unglück hinaus, Gott besegne dieses Haus!"

So stand der Kinigl = Peterl in seiner langbemantelten, hageren, vorgeneigten Gestalt, mit dem kleinen Gesichtlein und den weißen Bartstoppeln d'ran, mit frommen Geberden, aber fürwitzigen Aeuglein — so stand er da an der offenen Hausthür; der Schein des Herdfeuers fiel auf ihn und er sang die Geschichte der Einkehr zu Bethlehem, wie sie eine Stunde früher der Baumbart=Bauer aus der Bibel dem Knaben erzählt hatte. Nun kam der Bauer und legte sich aus dem Beutel zwei Silberzehner in die hohle Hand zurecht, denn das christliche Singen nach altem Brauch gefiel ihm gar wohl, und das Almosengeben schien ihm heute recht stimmungsvoll; es kam ihm bedeutend leichter an, wie sonst: Nur heraus damit, heiliger Abend ist nicht alle Tag.

Der Peterl hatte die „Geburt" schier zu Ende gesungen; jetzt war er gerade dabei, wie die römischen Beamten zur heiligen Familie in den Stall treten, um von ihr die Beschreibung aufzunehmen. Da sagt

Der Schreiber: „Sagt an, sagt an, wie des Kindleins Namen ist?"

Der Vater Josef: „Das Kindlein heißt Herr Jesu Christ."

Schreiber: „Sagt an, wie heißt die Mutter sein?"

Josef: „Die Mutter heißt Maria rein."

Schreiber: „Und saget, wie der Vater heißt?"

Josef: „Der Vater heißt der heilige Geist."

Während solcher Ceremonie war aber auf dem Gesichtlein des Peterl keine rechte Andacht zu erkennen. Das gefiel dem Bauer nicht. Er hielt dem Alten die flache Hand mit den Silberstücken hin und sagte: „Du siehst, Peterl, es sind ihrer zwei. Und hab' sie Dir geben wollen allzwei. Aber weil Du's ein wenig spöttlerisch machst mit der heiligen Sach', so kriegst nur einen." Damit nahm er mit der andern Hand den einen weg und schob ihn in die Tasche. Den zweiten nahm der Peterl mit einer schönen Verbeugung und sang den Schlußvers:

„So sei Dir, Haus, wohl ehrenwert
Des Boten letzter Gruß bescheert,
Glück hinein, Unglück hinaus,
Gott —"

Der Peterl unterbrach sich und sagte recht demüthig: „Ich hab' Dir zwar das Ganze vermeint gehabt, Baumbart=Bauer, aber ich denk', das Letzte behalte ich für mich selber."

Und schob davon. —

Wie diese Zwei zu solcher Stund' und in der Weise auseinandergiengen, hätte man nicht vermuthet, daß sie

sobald wieder miteinander sollten zu thun kriegen. Und doch schon in derselbigen Nacht.

Als der Baumbart-Bauer vom Mitternachtsgottesdienste nach Hause gieng — es war ein heftiges Schneien und Stöbern eingetreten, der Weg über die Wiese hin halb verweht — und als er an seinem einsamstehenden Heustadl vorüber kam, eilte aus diesem eine Gestalt hervor. Eine lange, hagere Gestalt. Der Bauer rief sie an, was sie im Stadl zu suchen gehabt? Der Kinigl-Peterl war's und der sagte ganz erregt: „Ah, Du bist's, der Baumbart! Schau, das ist schon wieder überflüssig, daß Eins bei Nacht und Nebel so weit in die Kirchen geht, wenn man das Christkindl auf eigenem Grund und Boden hat. Willst es wissen: da drinnen ist's, da drinnen im Heustadl. Ochs und Esel stehen nicht dabei, d'rum geh' nur geschwind hinein, ich komm' auch bald zurück."

Er lief davon. Wie der Alte noch laufen konnte! Im Stadl war etwas zu hören. Der Bauer horchte. Das war ja schier das Schreien eines kleinen Kindes! — Er gieng in die alte Bretterhütte, kroch über Stroh und Heu, rief herum, was denn da wäre und war endlich ganz nahe dem jungen Geschrei. Da es stockfinster war, so machte er keinen Schritt mehr weiter, sondern fragte, wer da sei.

Nun antwortete ihm die matte Stimme eines Weibes, wenn er etwa nur aus Neugierde frage, so nenne sie ihren Namen nicht.

„Ist auch nicht nöthig," versetzte der Bauer, „ich kenne Deine Stimme, mir scheint, die habe ich heut' schon gehört. Warum sagst es denn nicht, daß es so mit Dir steht?"

„Der Vetter hat mir bei Zeiten den Riegel vor den Mund und vor die Thür geschoben."

„Wenn ich Dein Vetter bin, so wird's mir auch zustehen zu fragen, wer die Schuldigkeit hat, daß er jetzt für Dich sorgt; heißt das, wenn Du's selber weißt."

„Bauer!" sagte sie und ihre Stimme war kräftiger, „mein Mann ist jetzt beim Militär!"

Warum sie's nicht gesagt hätte, daß sie verheiratet wäre?

Weil sie nicht darum gefragt worden sei. Ihr Mann sei ein Lutherischer und mit so Einem hebe man in Scharau keine Ehre auf.

Warum sie jetzt in die Scharau herübergekommen sei?

Weil sie noch vor den Wochen ihre Verwandten besuchen wollte. Die Zeit aber sei Gott bekannt. Die Verwandten hätte sie nun wohl gesehen — jetzt wolle sie Frieden haben.

Da kam schon der Kinigl-Peterl mit einem Laternlicht und mit einem überaus mächtigen Buckelkorb, wie man solche im Sommer zum Grastragen braucht. Er stäubte sich am Eingang sorgsam den Schnee ab, dann kroch er über das Heu her und hinter ihm kroch sein Weib nach, das schleppte Mäntel und Bettdecken und rief der Mutter mit dem Kinde schon von Weitem Koseworte zu, und daß sie nur getrost sein sollten, es kämen ja schon die Hirten mit warmen Suppen und Wollzeug! Und der Peterl schlug vor, sie solle das liebe Christkindel nur keck anpacken und damit in den Korb kriechen, dann wolle er sie Beide rechtschaffen weich und warm einwickeln und in sein Häusel tragen, wo schon Alles bereit sei.

Und als der Baumbart-Bauer merkte, die zwei Häuslersleute wollten sich hier wirklich auf die frommen Hirten von Betlehem hinausspielen, sagte er: „Na, na, das übernehm' ich und der Baumbart wird, wenn's d'rauf ankommt, einer der heiligen drei Könige sein."

„Vielleicht der Schwarze!" versetzte das Mädchen rasch, „ich bedank' mich für die gute Meinung; ich bin eine arme Magd und will mit den Hirten gehen."

Sie gieng aber nicht, sondern ließ sich hübsch tragen und dankte Gott in ihrem Herzen, daß diese nöthenreiche Nacht einen so freundlichen Christmorgen gefunden hatte.

Am Christtage, als die Leute erfahren hatten, was sich Merkwürdiges in der Scharau zugetragen, kamen sie in's arme Häuslein mit Lob und Gaben. Die Gaben für Mutter und Kind, das Lob für den Peterl und sein Weib. Die „drei armen Hascher" standen auch vor dem Bett und schauten das Wunder an. Es war, als ob von diesem ein Strahl ausgienge, so verklärt lächelten ihre einfältigen Augen. Und so ist das Wort laut geworden und ist dem Kleinen, der hold heranwächst, der Name geblieben: „Das Christkind von Scharau."

Die sieben Todsünden.

Genrebilder aus dem Volksleben von P. K. Rosegger.

Der Neid.

Daß sie sich nicht einen Mann nimmt! So schlank und interessant und blaß! so schwarz an Haaren, so vergißmeinnichtblau in den Augen! ein paar leise Fältchen der Wehmuth um die Mundwinkel, und sich keinen Mann nehmen! Des Herrn Oberamts-Directors eingeborne jungfräuliche Tochter sein und sich keinen Mann nehmen! So zart gebildet, so belesen, so reich an Fertigkeiten: Zeichnen, Malen, Pianofortespielen, so geübt im Sticken von künstlichen Blumen — so züchtig und gretchenhaft dabei, und sich keinen Mann nehmen!

Wer sie in der Laube hingegossen sieht in ihrem lilienweißen Kleide, wie sie eine Rose entblättert mit den ätherischen Fingern, versunken in Gedichten von Mathisson, Schiller, oder versunken in Träume süßer Schwermuth! denn Röschen kann in Mancherlei sehr hübsch versunken sein, wenn sie es weiß, es geht ein indiscreter junger Mann vorbei, der durch die Fugen des Gartenzaunes lugt. Auch weiß sie in solchen unbewachten Augenblicken das große Auge — dem ich alles Lob geben darf, womit wasserfarbenkundige Lyriker je ein blaues Mädchenauge besungen — gedankenschwer zum Himmel aufzuschlagen und reizend zu seufzen. 's mag auch sein, daß sie dichtet. Dabei sieht sie sich von draußen an, nämlich sie schaut im Geiste durch die Zaunfuge herein auf die holde hingegossene deutsche Maid, die so tief versunken ist in das Ahnen der Jungfrau und deren dichterische Seele dahinweht, „hoch über den Welten."

„O Blümlein hold, o klage nicht, wenn Dich ein schlimmer Knabe bricht!" singt sie. Aber ach, die Knaben von Krumppenau sind nicht so schlimm, als sie in den Romanen stehen, es gibt keine Toggenburge und Don Juane darunter, und gibt es deren, so huldigen sie dem Niedrigen und Gemeinen und „Schön Röschen bleibt im Haine ach, wohl einsam und alleine!"

Der neue Adjunct des Oberamtes erhält zu seinem Namensfeste eine anonyme Sendung zugeschickt, ein Blatt, auf das ein herzförmiges Kränzlein von gepreßten Blumen geheftet ist, rothes Herzlieb darunter und Vergißmeinnicht und eine Wickenblüte, welche — was aber der junge Ignorant nicht weiß — ein aufgebrochenes Schlößlein bedeutet. Und ganz unten, wo das

Herz in eine Spitze ausgeht, sind mit sehr blasser Tinte winzig klein zwei Buchstaben: R. H.

Junge Männer, die gegen derlei noch nicht abgehärtet sind, beschleicht bei solchen Briefen in der Blumensprache allemal ein unruhiges Gefühl, das sich noch steigert, je lebhafter eine willenskräftige Mannesphantasie an der Gestaltung der unbekannten Spenderin arbeitet. Aber des Adjuncten Freund, der Unterlehrer von Krumppenau, hilft ihm alsbald aus dem Traume.

„Das Ding kenne ich", sagte der Unterlehrer, als er den herzförmigen Blumenkranz sah, „ich habe es zu den vorigen Weihnachten geschickt erhalten, aber es sofort zurück gesandt."

„Wem hast Du es zurück gesandt?" fragte der erschrockene Adjunct.

„Nun, dem Fräulein Rosa Hollerbusch."

Da gieng es dem Adjuncten eiskalt über den Rücken.

Der Postbeamte besaß ihre Photographie, auf der ihr schelmisch schwärmerisches, kindlich junges Gesichtlein überaus reizend mit einem dunklen Schleier halb verdeckt war. Jeder verliebte sich in dieses Röschen.

„Wie alt mag es nur sein?" fragte der Unterlehrer.

„Wohl an die fünfzehn Jahre."

„Das Röschen?"

„Das Bild.'

Zahlen sprechen und erklären Alles. Aber unerklärlich, daß eine solche Frucht nicht zu ihrer Zeit geerntet wurde! — Sie hatte einst zwei Bräutigame, aber sie hatte — um die Wahrheit zu sagen — zwei Bräutigame zu gleicher Zeit, und das soll ihr jeder von beiden übel genommen haben. Es war aber ein Mißverständnis, denn heiraten wollte sie nur Einen. Was thäten um Gotteswillen die Romanschreiber, wenn alle Mädchen so prosaisch wären und Gott nicht lieben wollten in seinen Geschöpfen! Als ob nur der legitime Bräutigam und Ehemann ein Geschöpf Gottes wäre, und alle Anderen nicht! Aber auf dem Dorfe ist hierin kein Spaß zu treiben; hat Eine mit Einem zu wenig, so kann sich's fügen, daß sie ganz alleine bleibt; oder daß sie ist wie ein Kirschbaumzweig, auf welchen nur vorüberfliegende Spatzen hocken zu einem kurzen Rasten und Naschen.

„Vöglein, Vöglein schwirre,
Die Kirschen sind schon dürre,
Den harten, herben Kirschenkern,
Den hat das Vöglein nimmer gern.
Vöglein, Vöglein schwirre."

Seither fühlt Röschen um ihr blasses Antlitz den Nimbus der Verlassenen. Noch hat sie zwei Freunde: den Mai und den Mond.

Und in einer mailichen Mondnacht ist's, da wandelt sie über die Wiesen hin dem Kirchhofe zu, wo die Todten ruhen.

Dort im Knochenhause spielten sich tagsüber die jüngeren Kinder des Todtengräbers mit den Beinen der alten Gemeinde Krumppenau. Aus den Arm- und Schenkelknochen bauen sie ein Häuslein, mit den Beckenbeinen und Brustblättern decken sie es ein, mit den Todtenschädeln schieben sie es nieder. Oder sie erhaschen einen Schmetterling und halten ihn gefangen in den Augenhöhlen eines Schädels, und was dergleichen mehr ist. Wer soll's den unvernünftigen Kindern verübeln, wenn selbst die allwaltende Natur die unglaublichen Allotrias treibt mit den Todten, sie, die in diesen Stücken nicht anders ist als die Kinder sind, welche ein hübsches Spielzeug zerbrechen, um dann mit den Trümmern erst recht spielen zu können.

Solch tollwitzige Gedanken hat nun zwar das Röschen nicht; ist sie tagsüber auf dem Friedhof, so „indigniert" sie sich vor Allem über die älteste Tochter des Todtengräbers, welche die Gräber der alten Frau Postmeisterin und des Großbauers Oberfelner und der kürzlich erst verstorbenen Pfarrerköchin zu besorgen und mit Blumen zu bestreuen hat, und dabei „dudlt". Die Person ist, so viel man hört, noch

nicht zwanzig Jahre alt und schon so frech, daß sie anstatt Mathisson'sche Gedichte zu lesen, ihre Liebesgesangeln trillert auf den Hügeln der Verstorbenen! Es soll nur einer wach werden, von den im vorigen Jahre durch das Nervenfieber dahingerafften Burschen, und mit blutlosen Händen aus der Erde ein Loch wühlen und hervorkriechen und die männersüchtige Närrin mit hinabholen in seine Truhen! Es geschähe ihr ganz recht!

Das sind die Gedanken Röschens, wenn es sinnend über den Kirchhof schwebt und in edler Würde eines züchtigen Mädchens unter den Cypressen der hammerherrlichen Gruft steht, auf welche vom nahen Pfarrhofe das Fenster des Herrn Kaplanes herüberschaut. Sie wendet sich und thut so unbemerkt als möglich einen kurzen Blick gegen das Fenster, ob in demselben nicht etwa die schwarze Gestalt mit der weißen Halsbinde und dem rosigmunteren Gesichte stehe.

Neben dem Beinhause steht ein Hollunderstrauch, der zu solcher Maienzeit in üppigen Zapfen blüht. Der Herr Kaplan ist ein Freund davon und geht manchmal des Abends, sich ein paar solcher Blütentrauben zu holen. Sie duften gar zu herrlich; Manchem steigt der Duft zu Kopf. Das wäre ihm just recht, daß der Duft ihn nächtlich betäube und holde Traumbilder aufbaue; denn für die Freuden des Traumes könne ihn Niemand verantwortlich machen.

So schwebt nun das Röschen spät am Abend über den Kirchhof dahin. Sie mag ja ein liebes Grab dort haben und kann sich dergestalt ihre treue Seele zeigen Dem, der die Jungfrau wandeln sieht, einsam zwischen den Cypressen.

Es ist schon so finster, daß der aufgehende Vollmond alle seine Zauber spielen lassen kann. In blassen Rosen stehen die Wände des Pfarrhofes da und die klugen Fenster haben ein schalkhaftes Feuer in ihren Augen. Der Kirchthurm ragt wie ein Streifen weißen Tuches in die Nacht empor. Selbstverständlich hört man auch die Unruhe der Kirchenuhr, die kein Schilderer eines nächtigen Kirchhofs vergessen darf. Die Grabkreuze werfen ihre langen schwarzen Schatten. Im Ganzen ist die Nacht still und lau und die Hollunderblüten duften so stark, daß dem Röschen schier die Sinne vergehen wollen.

In demselben Augenblicke wird auf der Kirchhofsmauer eine dunkle Gestalt sichtbar, wie ein riesiger schwarzer Rabe. Ich sage absichtlich: schwarzer Rabe, weil es auch weiße gibt, die aber bekanntlich außerordentlich selten sind, während solche Vögel, wie dort einer auf der Kirchhofsmauer hockte und jetzt innerhalb derselben auf die Erde sprang, auf dieser Welt sehr häufig vorkommen.

Wenn es der Kaplan ist, dachte sich Röschen, so falle ich vor Schreck in Ohnmacht.

Es war aber ein Anderer, so viel an der Kleidung und dem Wuchse zu sehen war, ein stämmiger Bauernbursche aus dem Dorf. Röschen zog sich ein wenig in den Hollunder zurück. Der Bursche kam nicht, um Blüten zu pflücken.

Gegen das Häuschen des Todtengräbers schlich er hin. An der Mauer desselben stand ein Grabkreuz, an diesem kletterte er leise und vorsichtig empor bis zum Fenster. Sachte begann er mit den Fingerspitzen an den Fensterscheiben zu trommeln. Da ward die Scheibe plötzlich weggeschoben und des Leutebegrabers Töchterlein flüsterte heraus, er solle keinen Lärm machen.

Sagte hierauf der Bursche: Darum wären die Knochen mit Fleisch und Blut überzogen, daß sie nicht klappern könnten.

„Stehst fest?" fragte sie heraus.

„Ich stehe auf einem Kreuz, weil ich mir denke: wenn der Mensch so oft das Kreuz tragen muß, so soll das Kreuz auch einmal den Menschen tragen. Aber wenn's bricht, lieg' ich unten."

„Wollt' an Deiner Stelle doch lieber daheim bleiben und auf dem Strohsack liegen, als mich da so in die Gefahr begeben."

„Mich tragen die Engel daher zu Dir", sagte der Bursche. „Mußt solches wissen: Wie ich beim Nachtgebet mit meinem Schutzengel red', sagt der zu mir: »Heut' ist Samstagnacht, und Du könntest auch was Gescheiteres thun, Sepp, als das Stroh niederpressen. Denn schlafen — sagt er — magst Du doch nicht und so ein Liegen, es mag auf der rechten oder auf der linken Seiten sein, auf dem Rücken oder auf der Brust, ist ungesund. Sollst zu Deinem Dirndl gehen,« hat er gesagt, mein Schutzengel."

„So!" antwortete das Mädchen, „der meinige hat gerade das Verkehrte gesagt, der hat mir gerathen, ich soll Thür und Fenster gut zusperren."

„Ganz recht, damit der Liebste nicht wieder hinaus kann."

„Oho, damit er nicht herein kann!" behauptete sie.

„Nachher hast Du ihn schlecht verstanden. Ich will Dich aber nicht überreden, mein liebes Agathel. Du bist Dein und kannst Dich behalten so lang Du willst, und kannst Dich geben, wem Du willst. Ich mach's auch mit mir so. Aber ich selber brauch' mich nicht und bin mir auch wieder zu gut, daß mich die Erste, die mich brauchen kunnt, haben soll. Mir ist die Sauberste und Herzigste gerad' gut genug und wenn Du mich fortgehen läßt, wie ich gekommen bin, so mußt Dir nicht denken, ich klopf' aus Zorn und Trotz an ein Nachbarsfenster, obgleich ich etlich' wüßt', wo Einer wie geschmiert hineinrutschen kunnt. Nein, ich geh' in meine Kammer, und ist's schon nicht gesund, wie ich dort lieg', so magst Du's verantworten, und ich vermeine, Du wirst für Dich allein nicht gesünder liegen und ist's gar nichts anderes, als eine zweifache Narrheit, was hier zwei Liebesleut anstellen, wenn sie mir nichts, dir nichts auseinander gehen."

So sagte der Bursch.

Das Mädchen war ganz kleinlaut und meinte nun nach einigem Säumen, sie übernähme gar keine Verantwortlichkeit.

„Da hast Du ganz recht."

„Gleichwohl ihr Mannsleute der Meinung seid, wir Weibsbilder wären recht zum Schuldaustragen, weil wir dazu die Schürzen um hätten."

„Darum flink weg!"

„Und damit das schamrothe Gesicht verdecken, gelt! Bist mir schon ein sauberer Rathgeber, Du! Geh' heim schlafen, daß Du morgen die Predigt nit versäumst. Die thut Dir noth!"

„Meinst!" sagte der Bursche, weil er für den Augenblick nichts Anderes zu sagen wußte.

„Freilich meine ich's!" hierauf die Maid, weil auch sie jetzt nicht Anderes zu sagen wußte.

„Ihr Dirndln sollt's froh sein, daß wir Burschen die Predigt verschlafen. Es möcht' Euch sonst einmal schön langweilig werden auf der Welt!"

„Meinst!" sagte jetzt sie.

„Geh', Agathel, zier' Dich nicht. Bist mir eh' schön genug. Laß mich nicht so lang stehen."

„D'rum rath' ich Dir ja, daß Du gehen sollst."

„Mußt nit so unbarmherzig sein, Dirndl!" sagte er in fast trauriger Weise, „schau, das Weiß=Heimgehen ist selbst dem Geistlichen hart, um wie viel härter erst einem Liebhaber!"

Ob das Agathel die Bemerkung verstanden hat, weiß man nicht, aber verstanden ist sie worden, das beweist ein tiefer Seufzer, den in demselbigen Augenblick der Hollunderstrauch fahren gelassen hat.

Das Agathel wollte jetzt das Fenster zuschieben, der Sepp aber reckte den Arm hinein und sagte sehr leise, aber sehr deutlich: „Nein, Dirndl, jetzt nimmer. Jetzt, weil wir einmal so viel miteinander gesprochen haben, jetzt

bleib' ich da. Wenn Einer, mußt wissen, beim Fensterln einmal so lang auf dem Fenster sitzt, daß das Brettel warm wird, nachher geht er nimmer nüchtern heim!"

„Du sitzest ja auf keinem Brettel," berichtigte sie.

„Hingegen ist schon die ganz' Wand heiß, an der ich lehne," sagte er, „aber was hilft das viel Schwatzen, desweg steh' ich nicht auf dem Todtenkreuz. Ich will auch einmal wissen, warum es der Pfarrer gar so scharf verboten hat."

„In Gottesnamen," sagte sie bittweise schmeichelnd, „aber nicht schlimm mußt sein, Sepp, schau, gescheit mußt sein . . ."

Das Alles hatte Röschen im Hollunderstrauch hören und sehen müssen. Wie ihr dabei zu Muthe war, das ist unbeschreiblich. Aber jetzt hielt sie es länger nicht mehr aus, und als sie gewahrte, daß der Bursche vor dem Fenster verschwunden war, schoß sie aus dem Strauch hervor wie ein aufgeschrecktes Wiesel, und über Grab und Gruft dem Kirchthurme zu. Der Kirchthurm hatte unter sich einen offenen Durchgang, in den die Glockenstricke niederhiengen. Zwei solche Stricke erhaschte das Röschen, zwei zugleich, und riß und riß, daß die Glocken schrill aufschrieen, weit hinaus wimmernd in die nächtliche Runde.

Zur Tageszeit machen die Kirchenglocken in der Krumppenau just keinen sonderlichen Eindruck und geht Jeder trotz des Aufrufes zum Gottesdienste sachte seinen Geschäften oder Vergnügungen nach. Aber in der Nacht, wenn die Glocken plötzlich rufen! Da ist's Nothschrei, da ist's Hilferuf! Alle Thüren flogen auf, die Gassen wimmelten von Menschen und Thieren. Von den Dachfenstern flogen Feuereimer herab; aus dem Hofe des Gemeindehauses rollte der Wagen mit dem großen Wasserfaß und in den Schoppen arbeiteten Männer, um die Spritzen flott zu machen.

„Wo brennt's?"

Da lief schon des Oberamts-Directors Röschen des Weges daher. „Im Todtengräberhaus! Im Todtengräberhaus!" rief sie in fürchterlicher Erregung und verlief sich.

Just als die erste Rettungsabtheilung ans bezeichnete Haus kam, sprang dort der Stamgruber Josef vom Dachfenster herab und rief: „Ist schon gelöscht!"

Da giengen die Leute beruhigt auseinander.

Selbiges geschah sechs Wochen vor der Hochzeit des Stamgruber-Sepp mit dem Agathel. Und das Röschen Hollerbusch — das hat immer und immer noch Keinen genommen.

Der Zorn.

Es ist die Montagsfrüh für arbeitsunlustige Leute der unangenehmste Morgen in der ganzen Woche. Dem Blasius aber ist der Werktag lieber, als der Sonntag, da weiß man doch, was man anzufassen hat und warum man auf der Welt ist. An Sonn- und Feiertagen soll der Bauernknecht für den Himmel arbeiten, Du mein Gott, das geht Einem nicht so von der Hand wie der Pflug, die Sichel, der Dreschflegel.

Der Knecht Blasius hat auf dem thaunassen Felde schon ihrer ein Dutzend Furchen geackert, bevor nun die Sonne über die ätherblassen Wälder heraufsteigt, zu sehen, wie sich der Sonntag verschlafen hat. Der Blasius geht hinter dem Ochsenpaare her und leitet den Pflug. Um ihn dampfen in der Sonnenwärme die schwarzen Furchen, daß er bisweilen schier in den rasch aufwehenden Dunst gehüllt ist und ihn die Fredel, die an dreißig Schritte mit der Haue hinterher geht, kaum sieht.

Wenn sie ihn nicht sähe, die Fredel den Blasius! Das wäre ein Unglück!

In dem Blasius — er ist jetzt dreißig Jahre vorüber — hatte sich sehr viel Wachsthum entwickelt; nur fand dieses Wachsthum die gebräuchlichen Wege und Formen nicht, anstatt in die Gerade und Höhe und Schlanke zu gehen, wie das der Kaiser und die Weibsbilder an einem Burschen erwarten — und mit Recht! — trieb sie hinten an der linken Achsel hinaus und im Hals an der rechten Seite; sogar das Angesicht war ein wenig schief gerathen, was wohl daher kam, daß der Blasius mit einem Auge fortwährend zwinckerte und das andere gerne weit offen hielt. Einen sehr schönen, fast goldig schimmernden Backenbart hatte er, den er wohl zu pflegen verstand, nach dem Grundsatze: Die Angelschnur zum Weibsbilderangeln müsse aus Barthaaren gedreht sein. Die Knie des Blasius hatten sich gegenseitig so gern, daß keins an dem andern vorübergehen konnte, ohne es grüßend zu berühren. Die Füße — doch wozu das! Wir haben die Leute gescholten, daß sie den armen Burschen ob seiner mißrathenen Körpergestalt neckten und verspotteten, und jetzt thun wir's ihnen nach. Der Blasius war einfach ein wenig häßlich. Die Fredel — die Felddirn — hingegen war eines der hübschesten Mädchen in der Gegend und hatte mit Händen und Füßen zu thun, um sich vor den Huldigungen der Männerschaft zu erwehren.

Aber dem Blasius gieng sie gerne nach, nicht bloß weil sie heute mit der Haue hinter ihm die Furchentheile zu wenden hatte, die das Pflugbrett nicht umlegte, sondern auch, weil —

Ihr wollt es natürlich wissen, warum die saubere Dirn dem verkrüppelten Burschen so gerne nachgieng. Nun, weil sie ihn lieb hatte.

Jetzt gab er sich mit den Ochsen ab, die sich noch das thaufrische Gras nutzbar machen wollten, bevor die Eisenschare hinter ihnen den Rasen wendete. Da krackste plötzlich was, als ob ein Stück Holz breche und die Ochsen machten einen Sprung. Was da vorfiel, sah die Fredel nicht, später stellte es sich heraus, daß eins von den Pflughörnern gebrochen war.

Als sie unter dem Schatten eines Ahorn die Vormittagsrast hielten, die Ochsen am niederhängenden Laube naschten und der Blasius auf dem Rücken lag, seinen Kopf auf dem Schoße der Fredel, und so in's Astwerk hineinzwinckerte, sagte er gar langsam und leise: „Für mich wäre es auch besser, ich wäre nicht auf die Welt gekommen!"

„Bist schon wieder kindisch, Blasel?" verwies sie, „hast mir doch erst vorgestern Abends gesagt, Du wolltest mit keinem König tauschen."

„Deinetwegen bin ich so froh gewesen."

„Das gunn' ich Dir."

„Und Deinetwegen bin ich verzagt."

„Wie meinst Du das, Blasel?"

„Weil ich Dein Unglück bin."

„Jetzt gehst weg!" rief sie und hob seinen Kopf rasch von ihren Knien, „bist Du mein Unglück, so kunnt's ein Anderer auch sein."

Er sagte: „Ich bin nicht schön. ich bin nicht gescheit, ich bin nicht reich —"

„Aufhörst!"

Er fuhr fort: „Ich kann Dir nichts geben und nichts verheißen. Das Heiraten kann ich Dir versprechen alle Wochen einmal, aber daß zwei blutarme Leut' nicht zusammenheiraten können, das weißt Du so gut als ich."

„Mir kommt's vor, Du willst mich abbeuteln," versetzte sie jetzt.

„Der Breiteben = Bauer will Dich heiraten!"

„Hast Du die Lug auch schon gehört!"

„Es ist keine Lug, Fredel! Du sagst mir's nur nicht, aus lauter Gutherzigkeit, Du hast ihn abgewiesen. Der Bauer ist ein braver Mann, hättest können eine reiche Bäurin werden, hast ihn abgewiesen. Meinetwegen hast es

gethan, weil Du weißt, wenn Du von mir gehst, dann bin ich gar allein und verlassen auf dieser Welt mit meinem armseligen Leib. Derbarmen thu' ich Dir!"

„Gernhaben thu' ich Dich!" rief sie schier lauter, als man derlei sonst zu sagen pflegt. „Und heiraten werden wir auch noch, wenn's Gottes Willen ist. Was frag' ich nach dem reichen Breiteben-Bauer, das ist ein Protz, der Breiteben-Bauer. Ich will Dich haben."

„So hast mich auch," versetzte der Blasius, „und hast mich, bis sie mich eingraben. Und hast mich am jüngsten Tag, wenn ich wieder aufersteh' — mit einem neuen Leib, steht's in der Schrift, mit einem schönern, Fredel, schlank und stark, wie ein junger Lärchenbaum und wie Milch und Blut, so weiß und roth. Meine Erden ist gut, das glaube mir, sie ist jetzt nur verwachsen; aber mit der Allmacht Gottes wird Dir noch ein schöner Mann daraus, wie Du ihn verdienst, meine Fredel, und wird Dein sein in der ganzen langen Ewigkeit!"

Er sagte das mit lächelnder Miene, als sei es ein halber Scherz, aber seine Augen standen voll Wasser.

Sie giengen wieder an die Arbeit. Er führte Ochsen und Pflug voraus, die heiße Berglehne hin, sie gieng weit hinter d'rein — so weit als es sein konnte — und wußte sich des Weinens schier kein Ende.

Derbarmen thu' ich Dir! hatte er gesagt. Sie mußte sich wohl selbst gestehen, daß ihr manch' Anderer besser gefiel als der Blasius, daß sie sich bei manch' Anderem besser unterhalten konnte, als bei ihm, daß sie vom Breiteben-Bauer lebhafter geträumt hatte, als je vom Blasius, daß ihr schon die goldenen Ringe und Halsketten gefielen, und das schöne Gewand, und wenn sie als reiche Bäurin estimiert würde in Weit und Breit. Aber das Herz möchte ihr brechen vor lauter Erbarmen, wenn sie an den guten, armen Blasius denkt. Sie hatte sich immer vorgestellt, das wäre eben die rechte Liebe zu ihm, die Gott giebt. Und jetzt fällt's ihr ein, ob's wohl auch wahr ist, daß Mitleid Liebe ist? Täusche Dich nicht, nur derbarmen thu' ich Dir! das sagte er selber. Jetzt hatte sie sich auch schon geprüft, hatte sich den Breiteben-Bauer in großer Noth gedacht, elend und verlassen; sie hatte sich Andere vorgestellt in Jammer und Schmerz still dahinweinend — und bei Keinem war's ihr so tief gegangen, als beim Blasius. Das muß doch davon kommen, weil ihr von Allen der Blasius am liebsten ist. Hernach kommt noch dazu, daß er gar rechtschaffen ist, und arbeitsam und sparsam, daß er Niemand Unrecht thut, nicht grobe Reden führt und in Allem so viel treuherzig ist. Solche Leute hat man immer gern, und des Höckers wegen? lieber Gott, auch im Höcker ist nichts drinnen, als lauter Blasius.

Das hat sie Alles erwogen, die Fredel, und sie bleibt beim Blasius.

Sie halten zusammen, das eine Jahr sind sie getrennt bei verschiedenen Bauern als Dienstboten, das andere Jahr sind sie vielleicht wieder unter einem Dach. Sie sorgt für sein Gewand, daß es rein und nicht zerrissen ist, er trägt ihr manchen guten Bissen und Tropfen vom Wirthshaus heim und gibt ihr alles Geld, das er sich erwirbt und erspart; denn sie braucht das Geld, sagt sie, und er frägt nicht, wozu. Sie braucht es zum Aufheben, und legt auch noch das ihre dazu. Kaum er sechsunddreißig Jahre alt ist, und sie siebenundzwanzig, kann sie es ihm sagen: „Blasius, wir haben was Erspartes, wir können heiraten."

So hatte auch Niemand was dagegen, am wenigsten der Blasius. Sie wollen eine Hube in Pacht nehmen und mit Gottesnamen anfangen.

Aber in dem Gewissen des Knechtes ist ein böser Streit. Er hat einen Fehler, einen schweren Fehler, der noch weit häßlicher ist, als der Höcker, der

Kropf und einwärtsgebogene Knie. Soll er ihr diesen Fehler gestehen? Soll er ihr sagen, wie es mit seiner Willenskraft und Charakterstärke, auf die sie so große Dinge hält, bestellt ist? Daß im Augenblick, wo er wahrhaft ein tüchtiger Mann sein soll, der Teufel mit ihm durchgeht? Es war ihm bisher gelungen, den Schandfleck fast ganz zu verheimlichen, und wenn sie nun erfährt, daß zu seiner äußeren Häßlichkeit auch noch eine innere dazukommt, so daß schließlich an dem ganzen Menschen gar nichts ist — gar nichts — so sagt sie nein. Wendet sich von ihm und sagt: nein, so einen Narren mag ich nicht. — Er will ihr aber doch beichten, kommt's, wie's kommt, die Ehrlichkeit voraus; denn verschweigt er's, so haben wir gleich zwei Teufel, weil auch die Unredlichkeit einer ist, und wo einmal deren ein Paar, da sorgt es für eine richtige Nachkommenschaft. Zwar, und das fiel ihm noch wundershalber ein, ist denn sie ohne Fehler? Er hat noch keinen an ihr entdeckt, sie ist so brav und fromm und sanftmüthig wie die Mutter Gottes selber. Aber kann sie nicht doch ein kleines Ungethüm irgendwo in ihr versteckt halten, das sie heimlich nährt und pflegt und kost und großzieht und das sie über ihn loshetzen wird, bis er nur erst nicht weichen kann. Die Weiber! Ganz kann man Keiner trauen. Es ist kein Mensch ohne Fehler und weil er an ihr noch keinen entdeckt hat, so hält sie selben verborgen, und wenn sie den ihren nicht aufzeigt, warum soll's just e r thun?

So schlecht sind die Leute. Selbst die braven Leute sind so schlecht. Es gibt für Alles ein Denken, das auswendig gar klug erscheint und inwendig gar niederträchtig ist. Der Blasius schwieg, nahm sich zusammen, daß das wilde Thier nicht plötzlich und besonders nicht vor ihren Augen aus ihm hervorsprang, und sie heirateten.

Es war ein rechtschaffenes Paar, man sagte es allerwärts, und wie man anfangs auch Glossen gemacht hatte gegen diese Heirat: „Aber Fredel, weißt Dir denn kein größeres Kreuz aufzuladen, als diesen Krüppel?" oder: „Ja Blasius, wohin denkst denn? Willst denn der Gefoppte sein Dein Lebtag lang?" — allmählich waren diese Glossen verstummt. Es war kein Kreuz und kein Foppen, die zwei Leutchen hielten so schlicht und treu zusammen und waren fleißig und munter. Der Blasius ließ bisweilen sogar Uebermuth spüren; es waren Momente, da dem buckligen Mann das Leben blitzartig durch alle Glieder fuhr, daß die Augen loderten und die Arme zuckten und daß es war, als wäre dem sonst so behäbigen Blasius plötzlich das Herz explodiert. Wenn der Augenblick vorbei war, that er, als wisse er nichts davon, denn er schämte sich überaus. So weit hatte er's gebracht, daß die Leute den Zusammenhang gar nicht merkten zwischen dem meist geringfügigen äußeren Anlaß und der sonderbaren Erregung. Er wollte es noch weiter bringen, wollte sich die leidige Sache abgewöhnen, ohne sie dem Weibe je gestanden zu haben, denn an ihr kam in der That keine üble Eigenschaft zum Vorschein, es müßte denn sein, daß sie sich besser verstellen konnte, als er, was freilich auch nicht unmöglich war und Jeder glauben kann, der davon gehört, wie falsch oftmals gerade die geschmeidigsten Weiber sind.

Aber jemehr der Blasius den bösen Geist in sich zurückdrängte, desto kräftiger spannte er sich dort drinnen an, und wenn das wochen- und monatelang fortgieng, dann schmeckte dem Blasius kein Essen, kein Schlafen, und es kam eine Oede und Verstimmung in ihn, daß die Fredel ihn öfter als einmal fragte, warum er denn so langweilig werde? Sie verträgt es nicht? Sie verdient durch ihre engelhafte Milde und Sanftmuth ein Lamm zum Gefährten zu haben, und sie verträgt es nicht?

Eines Feierabends machte sich der Blasius an die alte Schwarzwälder-

uhr. Diese Uhr war seit Wochen störrisch geworden und blieb stehen, wann sie wollte, ob nun das Gewicht abgelaufen war oder nicht. Der Blasius verstand sich ein wenig darauf und so hob er heute die Uhr vom Wandhaken herab auf den Tisch, um nachzusehen, wo es denn fehle. Er ließ die Rädchen rasseln und blies den Staub aus dem Gehäuse, und weil er den Mund aus solchem Anlasse schon gespitzt hatte, so hub er an zu pfeifen. Dann holte er die Holzart, um den Haken fester in die Wand zu treiben; auf das gieng aber der Perpentikel nicht ein und es sträubte sich immer das kleine Gewerke. Noch einmal mußte die Uhr auf den Tisch, dabei fiel ein Zeiger zu Boden, es verhängte sich die Gewichtsschnur an der Tischecke; da zuckte schon etwas Blitzartiges durch die Glieder des Blasius; er riß die Schnur los, dabei kam sie aus der Rinne des Schnurrädchens. Es war dies und es war das.

Die Fredel war draußen am knisternden Herdfeuer und kochte das Abendmahl. Dabei dachte sie, was sie doch für einen fleißigen Mann habe, der sich nicht einmal am Feierabend Rast gönne. Er gibt sich keine Ruh', er gibt sich keine. Alleweil arbeiten und alleweil lustig dabei. Ob aber die Hausuhr geht oder steht; sie stehen auf, wann sie ausgeschlafen haben, und das ist niemals zu spät, sie gehen essen, wann sie Hunger haben, und das ist niemals zu früh; sie beten, wann es ihnen vom Herzen geht, und das ist immer zu rechter Zeit.

Plötzlich war drinn' in der Stube ein schmetternder Knall, an die Wand und Fenster flogen scharfe Trümmer, als wäre etwas zersprungen. Was ist jetzt geschehen? fragte sich die Fredel und eilte in die Stube.

Todtenblaß stand mitten in derselben der Blasius, zu seinen Füßen niedergesunken lag die schwere Holzart, die Uhr war in tausend Scherben, theils in den Tisch hineingeschlagen, theils in alle Ecken der Stube gesprungen, einige Fensterscheiben lagen in Splittern.

„Jesus Christ, was thust denn, Blasel?“ rief das Weib.

Er stand unbeweglich da und sagte kein Wort.

„Wie ist denn das geschehen?“

Er wendete sich weg, athmete auf und sagte: „Das weiß ich selber nicht.“

Sie sammelte die Scherben und sagte nichts mehr. Sie ahnte es wohl, was da war. Sie trug die Trümmer hinaus und es war keine Rede von der Uhr und von den Scherben.

Der Blasius war wieder munter und frisch und leicht im Herzen. Nur das Eine gab ihm zu denken, daß die Fredel auch nicht mit einem einzigen Worte —. Aber etwas Nasses hatte er an ihren langen Augenwimpern gesehen, als sie damals die Scherben zusammen gethan. Sie ist wirklich ein Engel. Es soll derlei nimmer geschehen, nimmer! ihr zu Lieb'. Er stößt die Faust gegen seine Brust: Merk' Dir's, es geschieht nimmer! Er schreit es in den Himmel hinauf: nimmer! beschwört den Herrgott, daß er ihm helfe. So fest hatte er sich's noch niemals vorgenommen, als diesmal, daß er sich beherrschen wolle, müsse. So sicher war es noch niemals vor seiner Seele gestanden, daß er von nun an ein neuer Mensch sein werde. Sie — die Fredel — hat ihm Alles geopfert, hätte es gut und groß haben können, hat Alles gelassen, ist beim Blasius verblieben. Es ist ja ein wahres Glück, daß auch er ihr wenigstens ein Opfer bringen kann. Den Höcker kann er nicht abwerfen, das kann er nicht. Aber die Häßlichkeiten der Seele kann er ablegen, das kann er! Sie soll einen schönen Mann haben, nirgends ausgewachsen und nirgends verstümmelt, wenn sie auf das Innere schaut. Sie soll alle Weiber der Welt auslachen können, selbe mögen die saubersten, reichsten, mächtigsten, angesehensten Männer haben. Die Fredel soll sie auslachen

können und sagen: mein Mann ist's inwendig, was die Euren auswendig sind. Er ist ein ganzer Mann. Die Euren mögen große Herren sein über viel hundert Menschen; der meinige ist ein noch größerer Herr, er ist's über sich selber. So wird's! So ist's! Und dabei bleibt's!

Am zweiten und dritten Tage nach diesem Entschluß fühlte er schon den großen Segen desselben, er empfand das Glück und den Stolz, ihrer werth zu sein. — Am sechsten Tage nach dem Vorsatz hat er sie erstochen.

Es war am Freitag Abend. Etliche junge Hühnchen, die erste Brut, seit die zwei Leute das Haus zu eigen erworben hatten, waren durch die offene Thür in die Stube geflattert. Der Blasius fächelte mit den Armen herum und wollte sie hinausscheuchen. Das Geflügel schwirrte an die Wände, an die Fenster, an die Winkelleiste, wo ein Glas Brennöl stand, das zu Boden fiel. Jetzt fuhr's in den Blasius, mit würglustigen Fingern stürzte er auf die kreischenden Hühner, die Fredel suchte ihn zurückzuhalten; auf dem Tische lag neben dem Brotlaib das Messer, das erfaßte er und stieß es dem Weib in's Herz.

„Weh, mein Blasius!" mit diesen Worten sank sie hin.

— — „Umgebracht hätte ich Dich?" rief der Blasius, als er zu sich kam, als die blauen flimmernden Nebel seiner Augen vergiengen, als er sein Weib im Blute und mit gebrochenem Blick auf dem Boden liegen sah, „umgebracht hätt' ich Dich? — Na wart, Fredel, wir wollen es schon machen."

Als er jedoch das Messer aus ihrer Brust riß, um es in die seine zu stoßen, fehlte ihm dazu der Muth. — Er schrie wie wahnsinnig zu Gott um Zorn, er wälzte sich auf dem Boden und wimmerte um einen einzigen Funken Zorn. Der war ihm versagt in diesem Augenblick, wo er den Zorn mit dem Zorne sühnen wollte. Nichts war in ihm, nichts, nichts, nichts, als der ungeheure Schmerz. Kann's die Verzweiflung nicht thun, was der Zorn feige verweigert? Kann sie's nicht, die sonst so oft ungerufen dieses Letzte vollführt? Kann sie's nicht? Kann's auch der Haß nicht? Der Haß gegen diesen vernunftlosen, wahnwitzigen, thierischen Wütherich, gegen diese feige Bestie, gegen dieses scheußliche Ungeheuer, für das kein Menschenleib häßlich genug ist? — Verlassen war er, verlassen von allen erlösenden Leidenschaften. Wie ein Wurm mußte er sich hinschleppen vor das Gericht, um das Almosen bittend, ihn zu tödten. Nur die Barmherzigkeit gibt Almosen, die Gerechtigkeit nicht. Die Gerechtigkeit sagte, es wäre kein vorsätzlicher Mord gewesen, die That sei im Jähzorn geschehen — und bestrafte den Mörder mit der grausamsten Strafe — sie ließ ihn leben bei seinem Schmerze.

Jonas Dugge, der Brautwerber.

Aus den Aufzeichnungen eines Geistlichen von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker.

Jonas Dugge machte am selben Tage, als ich zum Prediger ordiniert wurde, das Hofgerichtsexamen, und wir reisten auf ein und derselben Schute nach Stockholm, ich, um mir meinen Unterhalt, er, um das Glück zu suchen, „denn mein Geschäft mit der Göttin ist abgemacht,“ pflegte er zu sagen. Sein Vater war in Stockholm Großhändler mit einem einzigen Kinde, aber sieben Schiffen zur See, gewesen. Der Sohn lebte auch im ersten Jahre seiner Studienzeit ganz wie ein „grand seigneur“ in Upsala. „Sechs Schiffe mögen d'rauf gehen,“ pflegte er zu sagen, „denn was soll man mit mehr Schiffen, als man mit eigener Hand steuern kann?“ — Er war seinem Satze auch getreu, gab Diners und Soupers, lieh Allen, die ihn baten, Geld, gieng nie in die Vorlesungen, besuchte aber fleißig die Reitbahn und den Fechtsaal, hatte kaum ein Buch auf seinem Tisch, dafür aber in seinem Stall ein eigenes Reitpferd, was unter den Studenten für etwas Unerhörtes galt.

Eines Tages war er nebst einem halben Dutzend seiner Kameraden bei dem berühmten Professor Jöns Svanberg, um das sogenannte „mathematische Examen“ zu machen, eins der vorbereitenden Examen, die mehr für die Sporteln der Lehrer als zum eigentlichen Gewinn der Schüler da zu sein scheinen. Wie gewöhnlich gieng das Examen mit Allen schwach, nur nicht mit Dugge, der, obgleich er seine Nase sicherlich weniger als die Andern in den Euklid gesteckt hatte, sich immer durch seinen hellen Verstand rettete. Als das so eine halbe Stunde gewährt hatte, stand Dugge auf und bat um die Erlaubnis, zu gehen.

„Ich fürchte,“ sagte er, „mein Reitpferd, das ich vor der Thür gelassen habe, möchte unruhig werden und da draußen Unfug machen, während ich hier in der Mathematik bin.“

„Reitet der Herr den Teufel?“ fragte verdutzt der Professor, die Augen weit aufreißend.

„Nein, ich reite eine Stute von echter Strömholms-Race,“ versetzte Jonas Dugge.

„So reiten Sie zum Henker, Herr, Sie sind approbiert!“ rief Jöns Svanberg.

Dugge verbeugte sich, gieng und schwang sich auf seine Strömholms-Stute; da er aber im selben Augenblick das Gesicht des Professors hinter den Fensterscheiben sah, ließ er seine Stute alle ihre Künste zeigen. Er ritt dem Professor der Mathematik Cirkel, Quadrate und Triangeln vor, ja, sogar Sphären, die, als den letzten Büchern des Euklid zugehörig, der Professor von einem Examinandus in dem einfachen mathematischen Examen sicherlich nie erwartet hatte.

Dugge war zwei Jahre Student, als sein Vater starb, zu Aller Verwunderung nichts als Schulden hinterlassend.

„Nicht so viel wie eine Barke ist von der ganzen Flotte übrig geblieben,“ sagte Dugge ruhig, „aber um so besser. Wer die ganze Gunst des Glücks gewinnen will, muß von dem Fräulein nicht den geringsten Vorschuß nehmen. Auch habe ich mir die Hörner

abgelaufen und werde mich in Zukunft nicht so leicht mehr rupfen lassen."

Von dem Tage an sah man Dugge nur noch selten auf der Straße, sowohl zu Fuß wie zu Pferde; und nach Verlauf eines halben Jahres machte er ein Hofgerichtsexamen, wie es vielleicht nie so ehrenvoll in Upsala gemacht worden ist, worüber sich Lehrer wie Kameraden freuten, denn Dugge war bei Allen beliebt. Er hatte ein mehr angenehmes als schönes Aeußere, und seine großen braunen Augen besaßen eine magnetische Anziehungskraft, wie die Damen versicherten, die ja einem jungen Mann seine schwärmende Lebensweise gern verzeihen, wenn er nur nicht Sitte und Moral zu sehr angreift.

„Nun, wie denkst Du Deine neue Laufbahn zu beginnen?" fragte ich Dugge, als wir uns nach unserer Ankunft in Stockholm die Hände zum Abschied schüttelten.

„Erst muß ich mich mit dem ersten Mädchen, das mir gefällt, verheiraten," erwiderte er.

„Und dann?"

„Muß ich Justizrath werden, wenn es Gerechtigkeit auf der Bahn der Gerechtigkeit gibt, was, wie ich wohl weiß, nicht immer der Fall ist. Jedenfalls kann ich mich unmöglich mit etwas Geringerm begnügen."

„Glück zu!"

Wir schieden und ich hörte eine Zeit lang nichts von ihm. Aber eines Tages begegnete ich einem Hofgerichtsassessor, bei dem ich mich nach Jonas Dugge erkundigte.

„Das ist ein ganz verteufelter Kerl," erwiderte der Assessor, „und es ist wahrhaftig nichts Gewöhnliches, von der Upsalaer Universität ein solches Wunderthier in der Rechtswissenschaft zu bekommen."

Dies freute mich aufrichtig. Bald erfuhr ich noch mehr über ihn und nicht ich allein, sondern fast ganz Stockholm, denn es dauerte nicht lange, so wurde mein Freund Jonas Dugge der Gegenstand des Tagesgesprächs in der Hauptstadt. Hier die Ursache:

Jonas Dugge begegnet eines Tages, als er auf dem Wege nach dem Hofgericht ist, auf der Myntgata (Münzstraße) einer sehr jungen Dame, deren Toilette und ganzes Aeußeres ein Mädchen aus der bessern oder glücklichern Gesellschaft verräth. Von ihrem Gesichte und ihrer Gestalt ganz entzückt, bleibt er einige Secunden unbeweglich und wie versteinert stehen. Aber bald gewinnt der Stein Leben und unser Held eilt der Schönen nach, die bei ihren vielen anderen Reizen auch noch einen höchst elastischen Gang hat.

„Ach, verzeihen Sie, verzeihen Sie!" redete er sie an, „mein Name ist Jonas Dugge, Notar beim Svea-Hofgerichte. Ich habe seit langer Zeit beschlossen, mich mit der ersten Dame, die mir gefällt, zu verheiraten. Ich sehe Sie jetzt zum ersten Mal, aber mein Entschluß oder mein Schicksal muß erfüllt werden... Erlauben Sie mir deshalb, mit einigen Worten im tiefsten Ernst..."

„Mein Herr!" unterbricht ihn das junge Mädchen, abwechselnd erröthend und erbleichend, „diese Anrede mitten auf der Straße von einem Unbekannten... Ich bitte Sie, verlassen Sie mich... verlassen Sie mich um Himmels willen!... Ich begreife nicht, wie man..."

„In einem Handumdrehen gefesselt werden und sich verlieben kann," fällt Dugge ein. „Ach, Sie würden es verstehen, wenn Sie meinen Charakter und Ihren eigenen Wert kennten... Sie würden..."

„Noch einmal, mein Herr, bitte ich Sie, mich zu verlassen... Sie müssen doch wohl sehen..."

„Daß ich ein Mädchen aus den bessern Ständen vor mir habe... ja gewiß... denn andernfalls hätte ich mich Ihnen nicht auf zehn Ellen Abstand genähert... Ich weiß weder

Ihren Namen noch Ihre Stellung, aber ich bin überzeugt, daß Sie noch nicht verheiratet sind . . . Und sollten Sie gegen alles Vermuthen schon verheiratet sein, auch gut, dann lassen Sie sich von Ihrem Manne scheiden, denn mich oder Keinen."

Die junge Dame antwortet nicht länger, eilt aber auf das Bergstrahl'sche Haus auf der Nygagata (Neuestraße) zu und verschwindet in der Thür desselben.

Jonas Dugge folgt.

„Aber mein Gott!" rief die junge Dame, „Sie werden doch nicht noch weiter mitgehen wollen?"

„Gewiß," antwortet Jonas Dugge, „Sie bei Ihrer Thür zu verlassen, nachdem ich so viel gesagt habe, wäre eine Unart, die ich mir nie verzeihen könnte . . . Vermuthlich haben Sie einen Vater oder eine Mutter am Leben, vielleicht auch beide Theile. Was ich bei der Tochter begonnen, will ich bei den Eltern vollenden, und dann mag der Himmel das Uebrige thun."

Fast athemlos vor Verwirrung und Schrecken eilt die junge Dame die Treppe hinauf, öffnet eine Thür in der ersten Etage und verschwindet. Jonas Dugge folgt ihr auf dem Fuß, nachdem er zuvor auf der an der Thür befestigten Visitenkarte den Namen Elias Magnus Malmström, Brukspatron (Hammerherr) gelesen hat. Er tritt in einen Saal, gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie seine fliehende Daphne sich einem ältern Herrn und einer dito Frau in die Arme wirft und sich dann nach ihrem Verfolger, dem mehr gesetz- als kunsterfahrenen Apollo umsieht.

„Was, zum Kukuck, hat dies zu bedeuten?" rief der ältere Herr und rückte dem ungebetenen Gaste auf den Leib.

„Sind Sie der Herr Brukspatron selbst, Vater der Tochter?"

„Habe die Ehre, aber zum Henker . . ."

„Und das ist die Frau Brukspatron, Mutter der Tochter?"

„Aber zum Donnerwetter . . ."

„Mein Name ist Jonas Dugge, Notar beim Svea-Hofgericht, und ich habe die Absicht . . ."

„Dugge!" rief der Brukspatron aus, als erinnere er sich dieses Namens; „aber wie, zum Donnerwetter noch 'mal, können Sie wagen, ein Kind bis in die Wohnung der Eltern zu verfolgen?„

„Die Liebe, die nichts wagt, verdient nichts. Ich liebe Ihre Tochter, meine Herrschaften, und begehre sie hiermit von Ihnen zum Weibe."

„Ist der Herr toll?"

„Um Gotteswillen, Herr Brukspatron, sehen Sie mich nicht so verzweifelt an und sperren Sie den Mund nicht so schrecklich auf! . . . Ich lasse mich nicht verschlucken, obgleich ich Jonas heiße."

„Jonas Dugge!" rief der Brukspatron wieder aus, „Sie sagen, Sie hießen Dugge . . . Wären Sie vielleicht verwandt mit einem Jonas Dugge, der . . ."

„Der Großhändler von Göteborg war und vor anderthalb Jahren starb," beeilte sich Dugge zu ergänzen, froh in der Hoffnung, daß er vielleicht mit einem Freunde seines seligen Vaters zusammengetroffen sei, „ich bin der Sohn dieses Dugge".

„Aha," sagte der Brukspatron, die Hände in die Seite stemmend, „Sie sind der Sohn dieses Hallunken, der mich um circa fünfhundert Reichsthaler für eine Lieferung sechszölliger Nägel betrogen hat!"

„Das freut mich!"

„Wie! das freut Sie?"

„Das freut mich," wiederholte Dugge, „als ich jetzt im Stande bin, Ihnen den Verlust, den Sie erlitten haben, zu ersetzen."

„Ersetzen? Auf welche Weise?"

„Nicht in Geld, aber in natura, oder, indem ich Ihre Tochter glücklich mache und den Eltern Trost und

Freude für das kommende Alter schaffe."

Der Brukspatron brach in ein Gelächter aus, und da Heiterkeit ansteckt, fiengen bald auch Mutter und Tochter an zu lächeln. Nur Dugge blieb ernst.

„Eine kostbare Art und Weise, seines Vaters Schulden zu bezahlen!" rief nach einem Augenblick der Brukspatron, sich die Seiten haltend.

„Wollte Gott, ich wäre im Stande, die übrigen Schuldner meines Vaters ebenso zu bezahlen!" sagte Dugge, „aber das geht natürlich nicht. Aber um auf unsere Sache zurückzukommen, ich gestatte Jedem, bei meinem Vorgesetzten am Gericht über meine Person Erkundigungen einzuziehen. Ich weiß, daß man dort nicht gegen den Wechsel protestiert, den man auf meine Zukunft ausstellt. Außerdem habe ich fest beschlossen, Justizrath zu werden."

„Das wäre der Teufel!... So warten Sie bis dahin."

„Geht nicht; meine Frau muß gleich mir, alle Grade, Notar-, Assessor- und Rathsgrade, passieren. Nur durch Arbeit und Entbehrungen wird man geschickt und nützlich, tüchtig und gut, Eigenschaften, die Einen zu den höchsten Ehrenstellen in der bürgerlichen Gesellschaft berechtigen. Lassen Sie uns denn die Sache abmachen, meine Herrschaften, jetzt gleich, stehenden Fußes, da mich Keiner zum Sitzen nöthigt."

„Sie sind ein Spaßvogel, dem man nicht leicht böse werden kann," sagte der Brukspatron, „und es ist möglich, daß wir unter andern Umständen Ihr schmeichelhaftes und ehrenvolles Anerbieten in Erwägung gezogen haben würden. Nun aber will der Zufall, daß meine Tochter schon verlobt ist ... ja, mein Herr, verlobt mit einem Lieutenant von Aken von der Svea-Garde; und wenn man A gesagt hat, muß man auch B sagen. Na, was sagen Sie zu diesem kleinen Haken, der sich reimt auf Aken?" setzte der Brukspatron hinzu, recht herzlich über seinen Einfall lachend.

Jonas Dugge betrachtete von neuem seine zukünftige Justizräthin und entdeckte jetzt erst an ihrem Finger den bedeutungsvollen Ring.

„Jetzt schlug ich den Nagel auf den Kopf, sollte ich meinen," nahm der Brukspatron wieder das Wort.

„Ach, Herr Brukspatron!" versetzte Dugge ruhig, „nicht alle Nägel dringen ein, wenn man sie auch auf den Kopf schlägt. Seine Tochter mit einem Gardelieutenant verheiraten, heißt sich selbst mit Frau und Kindern auf die Bajonette spießen, etwas, das ich nie zugeben werde. Dieser Umstand feuert meinen Eifer, statt ihn abzukühlen, nur noch mehr an und .... Aber es ist spät, wie ich sehe, und ich muß auf's Hofgericht. Morgen werde ich jedoch die Ehre haben, wiederzukommen und diese wichtige Sache auf eine uns Alle befriedigende Weise abschließen. Leben Sie wohl bis dahin, mein ehrenwerter Schwiegervater!"

„Adieu, Sie Narr!"

„Leben Sie wohl Frau Schwiegermutter, und auch Sie, holdes Mädchen! ... Sie lachen ... nun, schadet nichts ... Ich vergöße lieber meinen letzten Blutstropfen, als daß ich eine Thräne in diesen schönen Augen sähe ... Morgen treffen wir uns wieder."

Nach diesen Worten gieng Jonas Dugge, heiter und strahlend, als bliebe ihm nur noch übrig, das Aufgebot zu einem echt christlichen Ehebunde zu bestellen.

„Wechselt mir den!" sagte der Brukspatron, als Dugge sich entfernt hatte, „aber ich gebe nicht viel auf seinen Verstand heraus."

„Ich auch nicht," stimmte seine Frau ein, „aber was sagst Du, Therese, zu diesem Freier?"

„Das war ein sonderbarer, höchst sonderbarer Mensch," sagte Therese, den Finger an die feine griechische Nase legend.

Sonderbar sein bedeutet oft thöricht sein, aber es kann auch klug sein bedeuten.

Seinem Versprechen getreu stellte sich Jonas Dugge am folgenden Tage zu der gebräuchlichen Visitenstunde im Hause des Bruksputrons Malmström ein, um ihm und seiner Familie seine Aufwartung zu machen, wurde aber nicht angenommen. „Die Herrschaften sind nicht zu Hause," hieß es. Jonas Dugge ließ fünf Visitenkarten zurück, eine für den Vater, eine für die Mutter, eine für die Braut, diese an allen Ecken eingebogen, eine für den Sohn, der in die Schule gieng, und eine für die jüngste Tochter, die in der Wiege lag. Jeden Tag wiederholte er seinen Besuch, erfuhr immer dasselbe Schicksal und ließ die gleiche Anzahl Karten zurück. „Hundert Visitenkarten in kaum einem Monat!" sagte er zu einem Freunde, „dafür kann aber auch Keiner sagen, daß ich mein Glück auf eine einzige setze."

Unterdessen schickte er sowohl an die Eltern wie an die Tochter Briefe, in denen er sich beklagte, daß er nie das Glück habe, sie zu Hause zu treffen, sie jedoch seiner fortdauernden Ergebenheit und Liebe versicherte, indem er Jean Paul's Worte: „Durch dies Getrenntsein der Körper nähern sich die Seelen," citierte. Er bekam seine Briefe zurück sammt einem groben Schreiben vom Bruksputron. Nichtsdestoweniger fuhr er fort zu schicken und zu schreiben; da man sich aber bald weigerte, die Briefe, die von ihm ab Stockholm geschickt wurden, anzunehmen, trug er Fürsorge, daß sie bald von Norrtelje, bald von Södertelje oder Sigtuna, Upsala und andern Städten abgesandt wurden. Das war eine Liebe mit allen möglichen Poststempeln. Einer seiner Briefe an die Tochter war von folgendem lakonischen Inhalt:

„Theuere Therese!

Dein Vater ist die Unhöflichkeit selbst, da Du aber die Liebenswürdigkeit selbst bist, verbleibe ich die Beharrlichkeit selbst."

Er schickte der Familie auch Geschenke: Broschüren über den Eisenhandel dem Vater, Hagbert's Predigten der Mutter, Madame Cattin's Romane im Original und in kostbarem Einband der Tochter, Trompeten und Kreisel dem Sohn und der jüngsten Tochter einen grünen Schleier mit Rohrgestell zum Schutze gegen Fliegen und Mücken. Man schickte ihm die Geschenke zurück, er aber schickte sie zum zweiten Male hin und ließ, da Keiner sie annehmen wollte, die ganze Herrlichkeit auf dem Hausflur mitten vor der Saalthür ausschütten.

Oft wenn sich Therese in Begleitung ihres Verlobten draußen zeigte, um zu promenieren oder „Probe zu gehen", wie es von Verlobten heißt, wurde das junge Paar von unserem Extrafreier überrascht, der Therese in den sanftesten Worten verwies, sich mit einem Manne draußen auf der Straße zu zeigen, mit dem sie unmöglich in ein innigeres Verhältnis treten könne. Dann machte er fast im selben Athemzuge dem Lieutenant Vorwürfe, daß er sich ein Mädchen erzwingen wolle, das ganz bestimmt in einer Ehe mit einem Militär unglücklich werden müsse, und beschwor ihn im Namen der Religion, ihr die Freiheit zurückzugeben, damit sie Gelegenheit habe, baldigst eine neue und für ihre Zukunft glücklichere Wahl zu treffen.

Der Lieutenant schäumte vor Wuth, brach in die heftigsten Worte gegen den unverschämten Störefried aus, indem er drohte, ihm bei passender Gelegenheit Arm und Bein abzuschlagen, welche Drohung nun wieder Dugge zu der Erklärung veranlaßte, daß er die Herren vom Militär, bei all' seiner Achtung vor ihnen, doch nicht von einer gewissen Roheit in Ansichten und Betragen, die ihren Ursprung theils in der mangelhaften Erziehung auf der Kriegsschule, theils und vor-

nehmlichst in der täglichen Beschäftigung mit rohen, ungebildeten Menschen in Kasernen und auf Exercierplätzen hätte, freisprechen könne. Diese unglückselige Gewohnheit des Fluchens und Prügelns, meinte Dugge, nähmen sie gewöhnlich mit in ihr eigenes häusliches Leben und setzen, wie durch ein unüberwindliches Schicksal getrieben, bei Frau und Kindern fort, was sie bei ihren Recruten begonnen; und hieraus zog Dugge den Schlußsatz, daß eine Militärperson sich ausschließlich ihrem Berufe, der ebenso nöthig im Kriege, wie unnöthig im Frieden sei, widmen und sich nie verheiraten solle, wenigstens nicht eher, als bis er pensionsfähig geworden sei und seinen Abschied bekommen habe u. s. w.

Mamsell Therese, die während des Wortwechsels zwischen ihren beiden Flügelmännern nur auf die Pflastersteine sah und schwieg, schien eine völlig unparteiische Stellung einzunehmen. Unparteilichkeit ist bei Allem eine Tugend, nur nicht bei der Liebe.

Zu jener Zeit wurden in Stockholm sogenannte subscribierte Bälle gegeben, an deren Spitze einige Civilbeamte in den höheren Staatsfunctionen standen. Jonas Dugge wußte es dahin zu bringen, daß man ihn für einen der Entrepreneurs oder Wirte an die Stelle treten ließ. Unübertrefflich im Walzer und angenehm in der Unterhaltung, war er bald ein Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Damen. Therese, die ebenfalls in Begleitung ihrer Mutter und ihres Bräutigams den Ball besuchte, erröthete, als sie den heftigen Bewerber wiedererkannte. Es liegt etwas wie Sonnenaufgang in dem Erröthen eines unschuldigen Mädchens. Dugge hatte, wie es sich für einen artigen Wirt gehört, ihr und ihrer Mutter, als sie in den Saal traten, den Arm geboten und sie zu ihrem Platze geführt. Therese dachte nicht ohne gemischte Gefühle an die Möglichkeit, daß er sie zum Tanz engagieren würde; aber, merkwürdig genug, er that es nicht. Er trug freilich Fürsorge, daß sie nicht zu sitzen brauchte, das größte Unglück tanzlustiger Damen, aber nicht ein einziges Mal für eigene Rechnung. Obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, ihm einen Korb zu geben, piquierte es sie doch etwas. Endlich, gegen Ende des Balles, kam er und bat sie um einen Walzer. Sie wollte Nein sagen und würde es vielleicht auch gethan haben, wenn es sich um etwas Anderes, als einen Walzer gehandelt hätte; aber weshalb sollte gerade sie nicht mit dem besten Tänzer tanzen? Sie nimmt deshalb die Aufforderung an, schwebt wie in einer Schaukel zwischen Himmel und Erde und findet den Walzer „göttlich“! Nach dem Schluß des Tanzes führt Dugge seine Dame in's Nebenzimmer, tractiert sie mit Torten und Eis und bittet sie, beim Verzehren vorsichtig und um ihre Gesundheit besorgt zu sein, die Allen so kostbar sei, und ihm vielleicht am meisten, wie sehr man ihn auch verkennen möge.

Therese scheint etwas verlegen, aber weder unzufrieden noch böse.

„Aber,“ sagte sie, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „mein Bouquet geht ja von meinem Kopf los.“

„Erlauben Sie mir, es zu befestigen,“ bittet Dugge und steckt das Bouquet in dem reichen, rabenschwarzen Haar seiner Dame fest, wobei er sagt: „Es gehört wirklich ein gutes Auge dazu, in dieser tiefen südlichen Nacht einen passenden Platz für die beneidenswerte Blume zu finden.“

„Nun, sitzt sie jetzt gut?“ fragte Therese, die gegenwärtig keinen Spiegel zu Rathe ziehen kann, „und bin ich so hübsch?“

„Ich wollte, ich könnte Nein sagen.“

„Weshalb?“

„Um nicht dasselbe, wie die Welt, zu sagen ... Aber Sie vergessen ganz die arme Torte ... erlauben Sie mir, sie zu servieren, denn ...“

In diesem Augenblick tritt von Aken ein, der während des letzten Tanzes in einem der Conversationszimmer Kille*) gespielt hat. Schon ärgerlich, denn er hat fortwährend bezahlen müssen, wird er ganz rasend, als er seinen unverschämten Nebenbuhler seine Braut tractieren sieht, das unbedingte Recht eines Bräutigams, wenn er auch außer Stand ist, seine zukünftige Frau zu ernähren. Von Aken wird unhöflich, fängt Skandal an und wird beinahe aus dem Ballsaale gewiesen. Therese schämt sich wirklich ihres Bräutigams und spricht den Abend über nicht viel mit ihrem Lieutenant, der vor Eifersucht grüngelb ist. Man sollte nicht grenzenlos eifersüchtig sein, wenn man nicht sicher ist, grenzenlos geliebt zu werden.

Mit der ersten Sonne und den ersten Lerchen kam die große Sängerin Catalani nach Stockholm. Nun galt es, zu ihrem ersten Concert im königlichen Theater Billette zu bekommen. Von Aken schickt zeitig seinen stärksten und im Gedränge gewandtesten Gardisten hin, um vier Billette zu kaufen. Nach ungeheuren Anstrengungen gelingt es dem Gardisten; als er aber eben mit seiner Beute heimgehen will, begegnet er einem Herrn in Uniform, der ihm für die Billette das Doppelte bietet. Der Gardist weigert sich, denn sein Lieutenant hat befohlen, und der Soldat, seiner Pflicht getreu, muß unbedingt und blind gehorchen. Aber darüber aufgeklärt, daß es nicht seine Pflicht sei, Concertbillette herbeizuschaffen, und daß dies weder im Reglement noch in den Kriegsartikeln vorgeschrieben stehe, willigt er schließlich ein, verkauft für doppelten Preis, steckt den Gewinn in seine Tasche, betheuert seinem Lieutenant, daß keine Billette mehr zu haben seien, muß dafür natürlich ein wahres Donnerwetter über sich ergehen lassen, tröstet sich aber leicht im nächsten Krug.

*) Ein in Schweden sehr beliebtes Kartenspiel. Anm. d. Uebers.

Verzweifelt eilt von Aken zu seiner Braut mit der traurigen Nachricht, daß er ihr für dieses Mal unmöglich Billette verschaffen könne, da alle verkauft gewesen seien, „ehe sich der Teufel Schuhe anziehen konnte," wie seine Worte lauteten. Die Braut und ihre Mutter werden um so verdrießlicher, als sie sich schon Toiletten gekauft haben, die nur für die Concerte im königlichen Opernhause passen. In dieser mißlichen Lage kommen vier Concertbillette sammt einem Schreiben von Jonas Dugge, in welchem er bittet, die Billette anzunehmen und sich ihm nicht zu sehr verpflichtet dafür zu glauben, da den ganzen Vormittag über guter Zugang zu dieser Waare gewesen und sie vielleicht jetzt erst ausverkauft sei.

Der Lieutenant, der vor Wuth schnaubt, will sogleich die Billette zurückschicken, wenigstens das Geld dafür, aber dem widersetzen sich die Damen auf's Lebhafteste.

„Es geht nicht," erklärt die Mutter, „wir können nicht so unhöflich gegen einen Herrn sein, der uns stets nur Freundlichkeiten erwiesen hat."

„Ach ja," stimmt die Tochter ein, an Walzer und Torten denkend.

Abends nach dem Concert trifft Dugge wie durch Zufall mit den beiden Damen und dem Lieutnant vor dem Theater zusammen. Natürlich überschütten die ersteren ihren Wohlthäter mit Dankesworten, während der Lieutnant mit den Zähnen knirscht, wie ein hungriges Krokodil.

„Sie singt wirklich wie ein Engel," sagte Dugge, „aber der Herr Lieutenant mag die Catalani nicht, das sehe ich deutlich, und vielleicht Vocalmusik gar nicht. Ich kann mich darüber nicht wundern, denn die ewigen Trommelwirbel müssen schließlich auch den musikalischsten Sinn zerstören. Und doch, wie nothwendig ist nicht die Musik! Sind wir unglücklich, so tröstet sie uns, sind wir glücklich, so erhöht sie unser Glück. Wer deshalb keinen

Tonsinn besitzt oder denselben verloren hat, ist der unglücklichste Mensch von der Welt und macht sicherlich Andere ebenso unglücklich, wie ich selbst, denn kein Harfenton wird sich hören lassen, wenn der böste Geist über Saul kommt. Ist es nicht so, verehrte Mamsell Therese?"

„Gewiß," versetzte Therese.

„Ist es nicht so, meine gnädigste Frau Patronin?"

„Allerdings," versetzte Frau Malmström.

Der Lieutnant sah aus, als habe er das halbe Rückgrat eines Hecht's verschluckt.

So standen die Sachen, als der Brukspatron, der einige Zeit außerhalb Stockholms gewesen war, endlich zurückkam. Er fand das Verhältnis zwischen seinen Damen und dem zukünftigen Schwiegersohn sehr gespannt, aber deswegen nicht fester, weshalb er beschloß, gleich die Sache in's Reine zu bringen. Zu diesem Zweck gieng er, ohne Frau und Tochter davon in Kenntnis zu setzen, mit dem Lieutenant auf's Pfarramt, um das Aufgebot zu bestellen. Aber wer beschreibt seine Verwunderung und seinen Aerger, als der Pfarradjunct, der in Folge einer zufälligen Verhinderung des Oberpfarrers allein das Amt versah, ihm mittheilte, daß schon im Voraus gegen das Aufgebot Einsprache erhoben worden sei, und zwar vom Districtsrichter Jonas Dugge, der dabei ein ordentliches Proclam vorgezeigt habe, auf Grund dessen er seine Ansprüche auf die Heirat mit der Tochter des Bruckspatrons Malmström zu verfolgen gedenke.

Dem Brukspatron wurde so übel zu Muth, daß er in einen Keller geführt werden und sich durch eine halbe Flasche Portwein stärken mußte, das Einzige, was er zu sich zu nehmen pflegte, wenn er sich unpäßlich fühlte, und wonach er sich meistentheils gut befand. Aber der Lieutenant, dem die Galle überlief, stürzte sogleich zu Jonas Dugge.

„Herr!" schrie von Aken, wie ein Pferd schäumend, was Keinen Wunder nehmen kann, „Herr! Sie haben die Unverschämtheit gehabt, das Aufgebot zwischen mir und Mamsell Malmström zu verbieten!"

„Allerdings," erwiderte Dugge und bot seinem Gast eine frischgestopfte Pfeife.

„Und auf welchen Grund hin haben Sie dies gewagt?" fuhr der Lieutenant fort, nach der Pfeife schlagend, daß sie auf die Erde fiel.

„Ei," versetzte der Wirth, indem er seinem Gaste ein angestecktes Zündhölzchen bot, „der männliche Contrahent ist nicht die richtige Person."

„Und wer ist denn die rechte?"

„Nun ich."

„Unverschämter!"

„Herr!" rief Dugge, einen Degen, der über dem Bette hieng, ergreifend, „Sie sind in Uniform und tragen eine Seitenwaffe . . . Ziehen Sie! Man hat sich auf dieser Welt schon für etwas Geringeres, als ein hübsches Mädchen geschlagen. Die Ehre, sich für seinen König oder sein Land zu schlagen, kann Chimäre sein, denn der König ist zuweilen ein Tyrann, und wer sagt uns, daß unser eigenes Land das beste ist! . . . Aber sich für Die, welche man liebt, für die Liebe schlagen, heißt die Sache des Himmels verfechten, heißt für Gott streiten! . . . En garde! . . . Nur ein einziges Mal entblößen Sie Ihren Degen im Ernste!"

„Ich kreuze meinen Degen nicht mit einem Tintenklecker," erklärte der Lieutenant hochmüthig.

Klatsch! die erste Ohrfeige, klatsch! die zweite. Es ist unangenehm, besonders für einen Geistlichen, von Ohrfeigen zwischen gebildeten Menschen sprechen zu müssen, aber sie machen nun einmal aller Classen ultima ratio aus, seit die Duelle aufgehört haben; und ich kenne sogar tapfere Krieger, die im vertraulichen Umgang vielleicht mehr Ohrfeigen und Fußtritte ausgetheilt haben, als auf dem Schlacht-

felde Schwerthiebe. Und wenn man nothgedrungen in dieser sündhaften Welt aneinander geräth, so ist doch die Hand oder der Fuß eine unschuldigere Waffe, als das Bajonett. Es kann freilich Augen, Nase und Mund kosten, aber keine Thränen von Witwen und Vaterlosen brennen auf dem Gewissen des Siegers.

Die im Schreibzimmer entstandene Faustschlagbataille zwischen den beiden Nebenbuhlern wurde auf dem Vorplatz weitergefochten und endete erst auf der untersten Treppenstufe, wo der Lieutenant mit einem gebrochenen Beine liegen blieb. Um diese unglückliche Katastrophe und den Anlaß dazu drehte sich eine Zeit lang die Unterhaltung in ganz Stockholm, was mich wirklich besorgt um meinen Freund machte.

Aber „vae victis“ ist eine grausame Wahrheit, und bekommt wohl der Besiegte je Recht? Daß Aufgebot und Hochzeit verschoben wurden, ist selbstverständlich, denn wenn auch ein Mann mit e i n e m Beine aufgeboten werden kann, so muß er doch zwei haben, um den Bräutigam darzustellen. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen“ ist ein Sprichwort, dessen Wahrheit sich auch hier geltend machte. Das Militär war auf von Aken erzürnt, weil er nicht den Degen gewählt, statt der Faust, die Civilisten standen natürlich auf der Seite ihres Kameraden, und die Damen verliebten sich allesammt in unsern Helden, Therese Malmström nicht am wenigsten.

Oft hatte Therese von den Kämpfen der Ritterzeit für ihr Geschlecht gelesen, aber nie hatte sie gehört oder gesehen, daß der Preis des Turniers, Prinzessin oder Burgfräulein sich mit Dem vermählte, der im Kampfe Arm oder Bein verloren hatte. Mit Entzücken sah sie, wie Jonas Dugge mit hochgetragener Stirn und stolzem Gang unter ihrem Fenster vorbeischritt. Er hatte kein gebrochenes Bein.

Welche Mittel Jonas Dugge ferner anwandte, um seinen ersten Zweck zu erreichen, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß er kurze Zeit darauf Therese Malmströms Herr und Mann wurde. Der arme Lieutenant gieng noch eine Zeit lang mit Stock und Krücke; doch soll er sich bald schadlos gehalten haben durch eine ebenso reiche Partie aus den Kaufmannsclassen, denn damals waren die Zeiten noch anders.

Was Jonas Dugge weiter betrifft, so gieng er ebenso unverdrossen auf das zweite Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, los. Er wurde mit der Zeit Handelsgerichtsassessor und Revisionssecretär und war gerade im Begriff, einen der zwölf Stühle in dem schwedischen Areopag einzunehmen, als er, überwältigt von den Anstrengungen im Staatsdienste, sich auf's Krankenlager legte, um nie wieder davon aufzustehen.

„Dugge ist nicht Justizrath geworden!“ sagte er lächelnd zu mir, als ich ihn in seiner Krankheit zum letzten Mal besuchte. „Aber Jonas hat doch seinen Kürbis bekommen,“ setzte er mit einem zärtlichen Blick auf seine Gattin hinzu, die sich, ein lebendes Bild des Schmerzes, über sein Bett neigte; „wie hat er mich beschattet und erquickt, ohne je zu verdorren, wie der des alten Propheten!“

„Und sieh, welche Blumen sie mir geschenkt hat;“ sprach er nach einer kurzen Pause weiter, indem er auf seine Kinder wies, die, des Verlustes, der ihnen bevorstand, unbewußt, weinten, weil sie die Mutter weinen sahen. „Ja Bruder Flodman, es ist wahr, daß der Mensch denkt und Gott lenkt, und darin liegt der Unterschied zwischen Himmel und Erde.“

Streiflichter.

Bemerkungen zur Literatur und Kunst von Robert Hamerling.

I.

Goethe ist ein olympischer Zeus, mit griechischen Locken um die Stirn — und einem kleinen deutschen Zöpfchen im Nacken.

* * *

Unter allen Werken Goethe's gibt es nur ein einziges, das man einigermaßen veraltet nennen könnte. Und dies ist merkwürdiger Weise gerade dasjenige, welches einst als des Dichters berühmtestes, verbreitetstes und gelesenstes galt: der „Werther". Die psychologisch wertvollen, aber weitausgreifenden, schier endlosen Tagebuchblätter des Eingangs würden heutzutage keinen Sensationsroman erwarten lassen, keinen Roman, den die Leihbibliothekslleser verschlingen. Erst in der zweiten Hälfte tritt die Darstellungskunst eines genialen Meisters für Jedermann — und wohl auch für alle Zeit — packend zu Tage. Von Werther's äußeren Lebensverhältnissen und den Nebensachen überhaupt ist in dem Buche fast ermüdend viel die Rede; die Hauptsache, Werther's Verkehr mit Lotte, wird eigentlich nur auf wenigen Seiten unmittelbar vorgeführt. Die Sprache Goethe's ist im „Werther" erst in ihrer Bildung begriffen. Es finden sich Stellen von großer stylistischer Schönheit; daneben aber altmodische, ungefüge, sprachlich unrichtige Wendungen. Sonderbarer Weise läßt der Dichter im „Werther" einmal zur Mittagsstunde einen „Abendwind" wehen. Ich weiß nicht, ob diese Bemerkung schon Jemand gemacht hat. Die Stelle findet sich unter'm 30. November und lautet: „Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde. Ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge her und die grauen Regenwolken zogen in das Thal ein." Es gehört einiger Scharfsinn dazu, zu errathen, daß mit diesem „Abendwind" vielleicht ein Westwind gemeint ist.

Mit der Jugendlichkeit in Form und Stil des „Werther" ist es interessant, die männliche Reife der „Wahlverwandtschaften" zu vergleichen, einen Roman, mit welchem Goethe den rücksichtslosen Realismus und die psychologische Secierkunst der Schule Balzac's lange vor Balzac künstlerisch eingeleitet. Aber auch dies Meisterwerk hält sich nicht in all' seinen Theilen auf gleicher Höhe und bezahlt namentlich in seinen mittleren Partien den Tribut alles Menschlichen an das Schicksal, das nichts Vollkommenes duldet. Den vollen Zauber der Meisterschaft, mit welchem das Werk anfangs den Leser gefangen nimmt, schwächt späterhin einigermaßen die Breite der Kleinmalerei, welche der Autor von der Haupthandlung auch auf das Nebensächliche, das Episodische überträgt. Aber da man doch immer begreift, was der Dichter will, und sich fortwährend im Bannkreise eines bedeutenden Geistes fühlt, so folgt man ihm willig und läßt sich was er bietet gefallen — Einzelheiten etwa ausgenommen, wie die Scene gegen den Schluß hin, wo Charlotte unmittelbar nach dem gewaltsamen und plötzlichen Tode ihres Kindes mit dem Hauptmann ihre Ehe- und Scheidungs-Angelegenheiten ruhig,

kalt, diplomatisch-gemessen erörtert. Ich finde diese Scene in ihrer gekünstelten, gespreizten Ruhe unerträglich. Ueberhaupt verfällt der Stil Goethe's in den letzten Capiteln der „Wahlverwandtschaften" in einen absonderlich geschraubten Ton, vielleicht weil der Dichter dort ein sentimentales Pathos anstrebte, das nicht mehr in seinem Wesen und in der Natur seines Stils lag.

Das Problem, welches die „Wahlverwandtschaften" mit ihrem Titel andeuten, scheint mir geistreich aufgegriffen, aber ich glaube nicht, daß es dem Dichter mit einer völligen und consequenten Durchführung des geistreichen Gedankens Ernst gewesen. Die Uebertragung des Begriffs der Wahlverwandtschaft vom chemischen auf das seelisch-ethische Gebiet erscheint bei näherer Betrachtung nicht als real durchführbar; die Gegenüberstellung — wage ich zu behaupten — ist eine bloße Analogie, ein Gleichnis, und hinkt wie alle Gleichnisse.

Der Begriff der Wahlverwandtschaft ist überhaupt ein etwas mißlicher, auf chemischem Gebiete so gut wie auf dem seelischen. Denn auf jenem wie auf diesem darf man eher behaupten, daß nicht sowohl das Gleiche, Aehnliche, V e r w a n d t e, als das mehr oder weniger Entgegengesetzte sich anzieht, sich sucht und findet. Will man trotzdem die Anziehung, welche ein Element, ein Wesen auf das andere naturgemäß ausübt, Wahlverwandtschaft nennen, so gilt diese doch nur auf chemischem Gebiete mit Naturnothwendigkeit. Auf ethischem Gebiete überlasse man es den Verliebten, von Seelenverwandtschaft zu schwärmen; thatsächlich sind es, wenn wir auf den Naturgrund hinuntergehen, ganz andere Instincte und Umstände, welche leidenschaftliche Bündnisse der Neigung knüpfen und lösen. Maßgebend ist da viel öfter der Reiz, den das nicht Besessene vor dem Besessenen (also z. B. auch der Freund vor dem Gatten) voraus hat. Der Mensch verlangt ewig nach dem, was er n i c h t hat; jede Ergänzung dessen, was er in dem von ihm Besessenen vermißt — und er vermißt i m m e r etwas — erscheint ihm verlockend. Ein Reiz der Verwandtschaft besteht allerdings auch, und er ist manchesmal ein gewaltiger; aber er wirkt meist nur bis zur Vereinigung: nach derselben stoßen sich die Wahlverwandten häufig wieder ab. Gar oft gilt so der Satz: A trennt sich von B und vereinigt sich mit C, gerade nur weil es bisher mit B verbunden gewesen; wäre es mit C verbunden gewesen, so würde es sich lebhafter von B angezogen gefühlt haben. Das klingt sehr trivial, ist aber die ungeschminkte Wahrheit, und wenn wir uns auf das Feld der Goethe'schen Romane begeben, stehen wir auf dem Boden des Realismus, fühlen uns herausgefordert, psychologisch rücksichtslos zu verfahren . . .

Ich finde aber auch nicht, daß Goethe in seinem Roman thatsächlich versucht hätte, die Wahlverwandtschaft zum bindenden und lösenden Princip zu machen. Es tritt nicht zu Tage, daß Eduard für Ottilien entbrennt, weil sie im Rapport einer geheimen Verwandtschaft mit ihm steht; er liebt das schöne junge Mädchen, nachdem ihm die einst heißgeliebte Frau durch den ungestörten Besitz gleichgiltiger geworden. Ebenso ist kein Nachweis beigebracht, daß der Hauptmann Charlotten von Natur sympathischer, verwandter sein mußte als Eduard.

* * *

Schopenhauer war boshaft wie ein alter Affe, aber dabei naiv wie ein Kind. Beides, Bosheit und Naivetät, lernt man am besten kennen aus Schopenhauer's Briefen an Frauenstädt in den „Memorabilien". Ohne diese Naivetät wäre Schopenhauer ein widerwärtiger Mensch; im Lichte derselben erscheint er als ein „prächtiger Kauz"

in seiner Art, dem man nicht gram sein kann. Diese gründliche Verachtung, mit welcher der Philosoph auf die Welt und das Urtheil derselben herunterblickt — und daneben die Neugier, mit welcher er nach jeder Zeile hascht, die irgendwo über ihn gedruckt erscheint, die kindliche Freude, wenn er irgendwo mit Ehren genannt wird! Diese Klagen, daß man ihn nicht kennt, nicht liest, nicht versteht — und dabei doch wieder die feste Ueberzeugung von einer geheimen Verschwörung der sämmtlichen deutschen Professoren gegen ihn, die vor der welterobernden Uebermacht seiner Philosophie zittern. Diese Verranntheit in die Idee, jeder deutsche Professor sei ein serviler Mensch, dessen einziges Trachten dahin gehe, den Regierungen zu Danke zu schreiben — und dann wieder die ungeheuchelte Freude, wenn einem dieser Leute wegen allzufreier Meinungsäußerung die venia legendi entzogen wird, die nachdrücklich ausgesprochene Hoffnung, daß es bald auch den Anderen so ergehen möge, vor Allen den verhaßten Materialisten, den unwissenden „Bartscherern, Pillendrehern und Klystirsetzern" à la Moleschott, Vogt und Büchner! Diese in Schopenhauer's Munde drollig genug klingende Mahnung an seinen Jünger und Apostel Frauenstädt, „suaviter in modo" bei literarischen Streitigkeiten zu Werke zu gehen und sich starker Ausdrücke zu entschlagen, welche der guten Sache nur schaden — und dann die Zorngewitter, die sich (z. B. S. 653) über den armen Apostel entladen, wenn er es wagt, einen andern Philosophen oder Gelehrten neben Schopenhauer auch nur anzuführen, oder von einem Gegner des Meisters zu sprechen, ohne ihn ausdrücklich einen Schafskopf zu nennen. Diese göttliche Grobheit, mit welcher er ihm, wenn er nicht genau „Ordre parieren", wenn er „irrlichtelieren" will, wie einem ungehorsamen Famulus zuherrscht:

„Geh' er nur g'rad' in's Teufel's Namen,
Sonst blas' ich ihm sein Flackerleben aus!"

Das Alles ist toll und bärbeißig genug; aber die Naivetät des Empfindens, die sich darin ausspricht, und das Schlagende, wahrhaft Classische des Ausdruck's machen immer einen ergötzlichen, darum versöhnenden Eindruck. Die Bosheit hängt mit dem Menschlich-Irdischen, die Naivetät mit dem Genialen in Schopenhauers Natur zusammen.

* * *

Grillparzer, auch ein Verkannter wie Schopenhauer, war weniger boshaft als dieser; aber was er von Verbissenheit in sich hatte, und was in unzähligen Epigrammen sich entlud, wurde durch keinerlei Naivetät wie bei Jenem aufgewogen. Einen Menschen, der sich gibt so wie er ist, den nimmt man auch wie er sich gibt. Dies war der Fall bei Schopenhauer. Grillparzer dagegen ist weit entfernt von kindlicher Offenheit in der Kundgebung seines Wesens und Charakters. Eine gewisse Zurückhaltung wirkt anfröstelnd, wo Grillparzer von sich, seinem inneren oder äußeren Leben berichtet. Es gibt wenige Dichter, Schriftsteller, Künstler und sonstige berühmte Menschen, die durch ihre Selbstbekenntnisse, Briefe u. dgl. uns nicht menschlich näher gerückt, nicht sympathischer würden. Eine der wenigen Ausnahmen ist die nachgelassene Selbstbiographie Grillparzers. Sie spricht so wenig das Gemüth an, daß Einem der Dichter daraus nicht bloß nicht lieber, sondern auch nicht anschaulicher, nicht lebendiger wird. Der Grund davon ist: Sie eröffnet keinen Blick in's Innerste — in die Tiefen des Herzens. Sie ist sehr karg in Allem, was sich auf Gemüthsleben, Liebe, Leidenschaft bezieht. Hie und da ist ein Selbstvorwurf eingefügt, wie im Reisetagebuch — S. 306 und 307 — aber ohne Zusammenhang, ohne Begründung, daher unverständlich. Grillparzer beschuldigt

sich eines Mangels an „Gesinnung“, klagt, daß er „Greis und Kind zugleich, statt ein Mann sei“; aber alles Thatsächliche, worauf ein solcher Selbstvorwurf sich stützen könnte, bleibt in Dunkel gehüllt. Auch Widersprüche tragen dazu bei, daß der Leser aus diesen Aufzeichnungen sich über den Charakter, die Denk- und Empfindungsweise Grillparzer's nicht völlig klar werden kann. Ich weiß nicht, ob Grillparzer im persönlichen Verkehr Gemüth zeigte, mit der Feder in der Hand that er es niemals. Dasselbe Schicksal, das dem Philosophen die Zunge löste — den Dichter machte es wortkarg und verschlossen. Der Eindruck, den der Leser der Selbstbiographie von der seelischen „Zugeknöpftheit“ des Erzählers empfängt, ist ein beklemmender, verstärkt durch das an und für sich Unerfreuliche im Lebenslaufe des mit Recht verbitterten Dichters. Nicht einmal die Schilderung der Kindheit und ersten Jugend — die Oase fast eines jeden Menschenlebens — macht bei Grillparzer einen wohlthuenden Eindruck. Wie absonderlich und unklar ist dann Vieles in der Erzählung des Dichters von seiner amtlichen Laufbahn! Wie seltsam klingen manche von den Eingaben, die er an vorgesetzte Behörden richtet! — Dazu der abgeschmackte Zeithintergrund! Die läppische Censur, die des Dichters loyalstes Stück: „König Ottokar's Glück und Ende“ zwei Jahre lang zurück behält! Wie unverständlich ist uns die Scherzlaune des Monarchen, der ein Stück Grillparzer's der Oeffentlichkeit vorenthält, weil es ihm „so gut gefällt“ und er es „für sich allein haben will!“

So erblicken wir in Grillparzer's Selbstbiographie ein „Stück Alt-Wien“, aber von seiner unerquicklichsten, weil „ungemüthlichen“ Seite.

Sie waren Beide Kinder …

Ein Bild von Maria Janitschek.

Und Beide schwiegen! Dann erhob sich langsam
Der Silberbärtige von seinem Sitze,
Und zu dem Fenster tretend, daß der Jüngling
Die Thrän' nicht sah, die seine bleiche Wange
Herniederrollte, sprach er: „Nimm sie denn
Die Leuchte meines Alters, meinen Liebling,
Mein Kind. Sie sei Dein Weib.“
Und Clemens drückte
Die Lippe zitternd auf des Greises Hand
Und gieng hinaus, denn Jeder wollt' allein sein;
Mit seinem Glück der Eine und der Andere
Mit seinem Leid ….
Es war Johannisnacht.
Gleich einer Braut, in silberweißen Schleiern
Des Mondenlichtes, lag die Erde träumend
Im Arm des Weltenvaters. Alles träumte
Mit ihr, der Wald, die Fluren, auch die Menschen.
In einem Rosengarten saßen Zwei —
Auch diese träumten. Wie ein wundersam
Erdachtes Märchen schien das Leben ihnen
So schön, so poesievoll, glücklich endend.
Sie waren jungvermählt. Am Morgen erst
Umgab der Myrtenkranz die weiße Stirne

Der schönen Braut. Sie waren jung und Eros
Credenzte seinen Wonnetrank den Beiden...
Im Garten wuchs des Lorbeers heilige Blume
Und Rosen... Und sie träumten Ruhm und Liebe.

Sie zogen fort in eine fremde Stadt.
Sie heimlich zagend, er voll hohen Muthes,
Voll Zuversicht in seine Kunst. Er war
Ein Maler, Böklin's jüngster Lieblingsschüler.
Geschöpft aus tiefstem Borne der Natur
Von Geist durchlebt, erschienen die Gemälde
Aus seiner Hand. Ihm bangte nicht, den Kampf
Kühn aufzunehmen mit des Lebens Sorgen.
Noch gab es Glückliche, in deren Wiege
Fortuna neben andern Schätzen legte
Den höchsten auch, den ihre Huld gewährt:
Ein warm lebendig Herz für Mnemosynens
Olympische Töchter. Clemens miethete
In einem hohen Haus den letzten Stock.
Hier sahen sie den Himmel unbewölkt
Vom Dunst und Rauch der Großstadt, und kein Lärm
Drang störend in ihr Heim. Um sie war's ruhig
Und freundlich lächelte die Morgensonne
In ihre Zimmer, wo die Hoffnung wohnte
Mit ihren Schwestern. Oft wenn Clemens fortgieng
Und Einsamkeit die junge Frau umgab,
Dann dachte sie an ihre Heimat, an
Den stillen Greis, den nach der Tochter Abschied
Im Garten mitten unter seinen Rosen
Man todt gefunden. Ach, sie war ja glücklich,
Und doch entstieg ein tiefer Seufzer oft
Der schönen Brust. Sie wußte nicht warum.

Sie waren Beide glücklich. Clemens schuf sich
Ein reizend Atelier. Hier saßen sie
Im mattgedämpften Purpurlichte plaudernd
Und phantasierend. Draußen waltete
Indes des Hauses fleißige Schaffnerin,
Ein Weib robust, mit listig schlauen Blicken,
Die immer lächelten. Sie sprach nicht viel,
Sie war ganz Auge. Oefters stand sie plötzlich
Im Atelier, wenn Clemens und Aglaja
Im trauten Zwiegespräch der Zukunft dachten.
Dann legte sich ein heimlich böses Lächeln
Um ihren schmalen Mund — und kichernd schlich sie
Auf unhörbaren Sohlen still hinaus. —

Indessen floh die Zeit. Ein Jahr gieng hin
Für Clemens thatenlos, denn kein Besteller,
Kein Gönner kam, den Genius zu erlösen,
Der in ihm rang im heißen Schöpfungsdrange.
Die Staffelei blieb leer. Doch nimmer sank
Der Muth den Beiden. Ach, sie waren Kinder;
Auf Sternen wandelnd, hatten sie verloren
Den sichern Boden unter sich. — Es streckte
Die Magd mit stillem Lächeln aus die Hand,
Die stets empfangeslüsterne, in der
Wie Zunder schmolz das Gold. Und Clemens gab
Und gab, bis eines Tages er zu geben
Nichts hatte mehr. Nun standen sie erschreckt,
Doch Keiner wollt' des Andern Sorge wecken.
Sie zwangen sich zu lächeln. Arbeit? ach,
Er litt nicht, daß ihr Lilienfinger sich

Zerstach um Brot, daß ihrer Augen Glanz
Erblindete bei nächtigem Bemühen.
Er wollte arbeiten. Er unterdrückte
Den Künstlerstolz in sich und suchte Arbeit.
Doch ach vergeblich. Clemens war ein Schüler
Böcklin's. Er war ein Dichter. Und die Menschen
Sie wollten nicht Gedanken, Fleisch nur, Körper,
Wollüstige Linien; ob sich Seelen bargen
In diesen Leibern, bah, was galt dies ihnen?
Sie wollten nicht den mächtigen Accent
Des Genius, der ihnen unverständlich,
Die Sprache ihrer eignen kleinen Seelen
Sollt' von der Leinwand reden. Clemens sah
Verächtlich auf die Rather, die ihn mahnten,
Den Göttern seiner Zeit zu opfern. Nimmer,
Viel eher sterben. Anfangs sprach er so
Mit edlem Ehrgeiz. Als jedoch die Wangen
Aglajens bleicher wurden, als ihr Auge
Die feuchten Spuren trug verschwiegenen Kummers,
Da stieg der Künstler von der stolzen Höhe
Des Ideals, und wurde Mensch, ein Mensch,
Der hungernd selbst zum Diebstahl greifen kann,
Zum Selbstmord .... Clemens wollte seine Kunst
Versuchen im Porträt. In jener Stadt
Gab's reiche Bürger, prunkende Philister,
Die gerne die gedankenleeren Züge
Von Künstlerhand verewigen ließen. Da
Gab's noch Verdienst .... Aglaja sank mit Thränen
Dem Gatten an die Brust. Sich selbst verleugnen
Hieß sie verleugnen, hieße untreu werden
Den Göttern ihrer Jugend. Nimmermehr!
Ein Tagelöhner er, der demuthsvoll
Der gnädigen Frau erklären sollt', warum
Er so und anders nicht die Falte strich
An ihrem Kleid, der sich entschuldigen mußte,
Wenn gar so leer das Conterfey des Herrn.

Sie waren Beide Kinder. — Ihr zu Liebe
Verwarf er seinen Plan. Sie saßen plaudernd
Und kosend, wie in ihren schönsten Tagen,
Im Atelier, indessen Stück für Stück
Des Schmuck's die Magd trug zum Verkauf. Sie mußten
Doch leben, essen. Als das letzte Stück
Des Schmuckes fort war, griffen sie zu Andern.
Die Wohnung leerte sich. Die Wände standen
Der Zier beraubt, nun kahl. Mit stillem Lächeln
Trug jene nimmersatte Hand Ein's nach
Dem Andern hin. Und eines Tages trat
Die emsige Schaffnerin vor ihren Herrn
Und sagte lächelnd: „Nun ist Alles fort,
Da ich nicht will verhungern, gnädiger Herr,
So geh auch ich. Bedürfen Sie je meiner,
Ich ziehe lange Gasse rechts, parterre,
In's eigne Haus. Und was den Lohn betrifft
Des letzten Monat's, nehm ich statt des Geldes
Das Ruhebett aus Ihrem Schlafgemach,
Natürlich nur aus — Mitleid.“ Clemens schwieg,
Im Antlitz tiefe Blässe. Jenes Sofa
Es war das letzte Möbel, das sie hatten.
Sollt nun Aglajens Haupt auf hartem Boden
Sich betten? Lächelnd zuckt die Dienerin
Die Achseln, ach es gab ja Richter noch
In dieser Sache. Und sie gieng, verächtlich
Die Beiden grüßend, fort aus ihrem Hause.

Sie waren nun allein! Kein Seufzer glitt
Von ihren Lippen. Sorglos saßen sie
Beisammen auf dem Sofa, traulich plaudernd
Wie damals, da die Rosen sie umblühten.

Und eines Tages kam der Executor
Und drang in ihre Wohnung. Lautlos lagen
Die weiten leeren Zimmer da. Im letzten,
Da saßen Hand in Hand verschränkt die Beiden.
Durch die gardinenlosen Fenster sandte
Die Sonne ihren Scheidegruß und wob
Um die Entschlafenen sanfte Friedensglorien.

Sie wurden still begraben. Niemand kannte
Und liebte sie. Sie waren Beide Kinder.

Von den Lieblingsbüchern des Landvolkes.

Wenn ein Landbuchbinder — der ja zugleich gewöhnlich auch Buchhändler ist — auf den Jahrmarkt fährt, welche Waare muß er führen, daß er sein Geschäft macht?

Thun es die „Kräuterbücher", die „Vieharzneibücher", die alten Volksbücher vom Till Eulenspiegel, vom daumenlangen Hansel oder die Volksschriften von Christof Schmied, Hofmann, oder Volkskalender mit Holzschnitten, oder gar Onkel Tom's Hütte, oder der Robinson?

Es ist gut, wenn er etwelches von solchen Büchern in Vorrath hat, im Ganzen aber thun sie es nicht — durchaus nicht.

Volksmärchen, Legenden, Räthselsammlungen, Gebetbücher, Amulette, Stoßseufzer und dergleichen sind schon nöthiger, thun's aber auch noch nicht.

Täuschen wir uns nicht darüber, was es thut, und führen wir einige Bücher der Literatur an, aus welcher unser Landvolk nach achtjährigem Schulunterrichte seine Fortbildung und geistige Nahrung zu schöpfen beliebt.

Da finden wir:

„Kuno von Klauenfels, genannt Ritter Blaubart, der grausame Mörder seiner sechs Weiber. Rittergeschichte."

„Guido von Scharfenstein, der mächtige Bezwinger der Zauberer und Hexen, oder die wunderbare Rose. Rittergeschichte."

„Ritter Hugo von Schreckenstein, genannt der Frevelhafte. Romantische Schauersage der Vorzeit."

„Der bairische Hiesel, der größte Wildschütz und Räuberhauptmann in Baiern und Schwaben. Aeußerst merkwürdige Beschreibung seines Lebens, seiner Gräuelthaten und seines schrecklichen Endes."

„Der Erzteufel Wolfram. Eine grausame Räubergeschichte."

„Der Todtenwirt und seine Galgengäste und das mitternächtliche Festgelage der Todtengerippe. Teufels- und Hexentanz in der Walpurgisnacht. Eine höchst abenteuerliche und wunderbare Ritter-, Mörder-, Geister- und Raubgeschichte."

Ritter-, Mörder-, Geister- und Raubgeschichte! was will man denn mehr auf einmal? D'rum, Kinder, nur fleißig lesen lernen! — Doch was sollen wir uns wundern! Sieht die Colportage-Literatur in den Städten viel anders aus?

Aber, was wir hier auch Schönes angeführt haben — der Kern des

ländlichen Buchhändlerladens ist das immer noch nicht. Die Wissenschaft ist es, die der Landmann vor Allem sucht und pflegt. Nicht etwa geographische und völkerbeschreibende Werke, Thierkunde, Wetterkunde, obwohl es im Bauern- und Handwerkerstande immerhin auch Leute gibt, die ihre freie Zeit mit derlei Dingen vertreiben. Das wichtigste, für das Glück und Fortkommen eines jeden Menschen nothwendigste Buch ist das Egyptische Traumbuch.

Nur thut die Auswahl weh, denn der Schätze sind zu viele. Da ist „Das echte, große, egyptische Traumbuch von anno 1231. Nebst Auslegung und beigesetzten Nummern, um sein Glück in der Lotterie zu probieren.“ Aber daneben ist gleich „Das einzig wahre, egyptische Traumbuch vom Jahre 1204.“ Wir hegen nicht den mindesten Zweifel, denn es steht gedruckt schwarz auf weiß, und mit so ehrwürdigen Sachen wird Niemand eine Unredlichkeit treiben. Uns fällt nur auf, daß noch ein älteres, noch ein „echteres und besseres, egyptisches Traumbuch von anno 1100“ vorhanden ist, welches „die zuverläßlichsten Auslegungen aller Träume und deren sichere Anwendung auf das Lottospiel“ enthält. Ferner ist zugegen „Das größte und vollständigste Universal-Traumbuch nach den ältesten chaldäischen, persischen, egyptischen und griechischen Handschriften. Nebst einem vollständigen Planetenbuch und allen die Lotterie betreffenden Erklärungen.“ Auch ist noch ein anderes zu haben, „Die wahre, durch den egyptischen König Pharao approbierte Kunst, jeden Traum richtig zu deuten und hieraus künftige Ereignisse vorherzusagen.“

Man muß das Ding aber recht verstehen. „Was in diesem Buche,“ sagt die Vorrede des vom Pharao approbierten Traumbuches, „von der Deutung der Träume gesagt wird, bezieht sich nicht auf solche Träume, welche aus den alltäglichen Verrichtungen hervorgehen und nur im Schlafe eine Wiederholung des Geistes sind. Denn wenn Jemand zum Beispiel bei Tag einer Mahlzeit beigewohnt hat und es träumt einem hievon des Nachts, so ist dieses eine natürliche Folge der Vergangenheit und kann also auf die Zukunft keinen Einfluß haben. Zu dieser Deutung der Träume im Allgemeinen kommt noch zu erwähnen, daß man gleichen Träumen eine andere Bedeutung beilegt, wenn sie in den verschiedenen Himmelszeichen geträumt werden, und man hat zu diesem Zwecke am Schlusse eine Tabelle beigefügt, woraus man jeden Traum wird auffinden können. Hat man nämlich einen Traum gehabt, so merkt man ihn sich genau und sieht am Morgen im Kalender nach, in welchem Himmelszeichen die Erde stand, als man träumte; dann sucht man unter den Nummern 1 bis 24 die Art des Traumes auf, den man gehabt hat; weiß man die Reihe, in der er steht, so sucht man das Himmelszeichen auf, fährt in der Reihe desselben von oben herunter, und das Viereck, in welchem die beiden Reihen sich durchkreuzen, enthält die Bedeutung. — Ich will dies hier durch einige Beispiele noch deutlicher machen:

Man träumt z. B. im Krebs von Fischen und Wasserthieren, so sucht man von vorn die 10. Reihe auf, oben die 4. und die Bedeutung ist, wo sich beide Reihen durchkreuzen: Seelenschmerz.

Oder: Man träumt von Krankheit und körperlichen Leiden (Nr. 18) im Zeichen der Jungfrau (Nr. 6), so ist die Bedeutung: Heiterkeit.

Diese Beispiele werden gewiß hinreichen, die Tabelle zu verstehen.“

So die Vorrede. Es ist also überaus einfach, wie ja alles Große immer einfach ist. Indes bedarf es doch noch weiteren Unterrichtes. Wer da etwa glaubt, Traum sei Traum und es sei gleichgiltig, wer ihn träumt und wann, zu welcher Stunde, der irrt sehr.

„Es ist hiebei zu erinnern," sagt die äußerst instructive Vorrede, „daß, was Einem von 9 Uhr bis zur Mitternacht träumt, desselben Bedeutung sich bis 15 oder 20 Tage erstrecke. Träume von Mitternacht bis 3 Uhr gehen in der Regel in 8 bis 10 Tagen in Erfüllung, sowie solche, die von 4 Uhr bis an den Morgen geträumt werden, meistens nach 3 oder 4 Tagen zutreffen."

Weil die aus dem Traume im Buche gefundenen Nummern nicht allein die Zukunft enthüllen, sondern dieselben auch in der Lotterie herauskommen müssen, so wünscht der menschenfreundliche Verfasser oder vielmehr Verleger, „daß das Buch zum Wohle der Menschheit die weiteste Verbreitung finden möge!"

Wir zweifeln nicht im Geringsten, daß die große Verbreitung solcher Bücher von Nutzen ist, wenn schon nicht für die Leser, so doch gewiß für den Verleger.

Eingeleitet sind diese Traumbücher durch folgendes sinnige Gedicht:

„Verachte keinen Traum,
Denn die Erfahrung lehrt,
Daß man zu Schaden kommt,
Wenn man nicht auf ihn hört.
Oft warnet uns ein Traum
Vor vielen bösen Sachen,
D'rum muß man weise sein
Und keinen Traum verlachen!"

Einen einzigen Traum wüßten wir aber doch, der eitel ist, nämlich den Traum, daß sich unser Volk geistig bilde und veredle, so lange es an solchen Büchern hängt. „D'rum muß man weise sein!" sagt das Gedicht und unsere Volksschullehrer und Katecheten, die Hüter des Volkes, die seine Literatur zu überwachen haben, möchten diesen Ausspruch beherzigen. Indes ist das angeführte Gedicht für den Bauersmann zu theoretisch gedacht, daher steht noch ein zweites dabei:

„Das Glück ist immer kugelrund,
Oft macht man damit einen Fund.
Lieber Freund, Du fragst noch wie?
Vielleicht durch die Lotterie."

Das ist deutlich. Und jetzt glauben wir auch die höhere Absicht zu verstehen. Die große Lotterie hat ihre Reclame an den Placaten, in den Zeitungen, an dem Steigen und Fallen der Course, an den Parvenus, die im Börsenspiel „etwas" geworden sind. Soll die kleine Lotterie denn keine Reclame haben? Man muß den Leuten erst die Vernunft aus dem Kopfe schwätzen, dann machen sie den Beutel von selber auf.

Wenn nun ein Ignorant frägt, was ein solches Traumbuch in seinem Wesen eigentlich enthält, so sagen wir: willkürliche Wörter und Zahlen. Die Wörter deuten die Träume an, die Zahlen jene Nummern, die man bei dem betreffenden Traume in die Lotterie zu setzen hat, z. B.:

Faule Eier 74.
Nasenabschneiden 3.
Judenschule 19.
Maus 38.
Traumausleger 25.

Mit Letzterem einverstanden; ein solcher Traumausleger verdient nicht mehr!

Vollkommener im System ist jene Art von Traumbuch, in welchem zwischen Traum und Zahl das bevorstehende Ereignis oder die sonstige Bedeutung angegeben ist, als:

Falke: Du hast viele Feinde, 13.

Feigenbaum: Eine Reise steht Dir bevor, 57.

Hirschgeweih: Du wirst getäuscht werden, 5.

Hochzeit: Du hast einen Sterbefall zu gewärtigen, 80.

Trägheit: Du wirst in Noth gerathen, 2.

Wirtshaus: Streit, Unmäßigkeit, 63.

Das „wahre egyptische Traumbuch vom Jahre 1104" enthält auch folgende Zeile:

Weltausstellungs-Rotunde: Großer Gewinn im Handel, 24.

Daß sich verschiedene Traumbücher bei den Deutungen und Zahlen stets

widersprechen, ja kaum einmal zusammenstimmen, ist selbstverständlich.

Häufig will das Traumbuch moralische Winke geben und Sitten predigen, wobei es sich gerade so ausnimmt, als wollte ein Marktschreier in bunten Lappen und mit geschminktem Gesichte dem Volke das Evangelium vorlesen.

Den Norddeutschen draußen, die das Lottowesen nicht kennen, muß unsere Traumbücher-Literatur etwas sehr Possierliches sein und etwas Unbegreifliches, wenn sie hören, daß diese Machwerke in Millionen von Exemplaren bei uns verbreitet sind. Es wäre erst festzustellen, ob die Fibel und das „Lesebuch für die österreichischen Volksschulen" jährlich in mehr Exemplaren gedruckt werde, als das „Egyptische Traumbuch", das „Planetenbuch," „Das Glücksrad," „Fortunatus Liebesspiel", die sogenannten „Sibyllischen Bücher und Prophezeiungen".

Mit dem Buchhändler rechte ich nicht, der hat die Interessen seines Geschäftes zu vertreten, von dem er leben muß und für das der Staat die Steuern verlangt. Indes ist die Sache der Literatur für das Volk und die Kinder so wichtig, daß ich sagen möchte: der Staat solle den Volksbücher- und Volksschriftenverschleiß den Volksschullehrern in die Hand geben. Auch diese würden dabei das Interesse ihres „Geschäftes" vertreten, denn ihr „Geschäft" ist die Heranbildung eines geistig gesunden, sittlich gekräftigten Volkes.

Bevor ich meine kleine Schau schließe, will ich eines Heftchens, genannt: „Die sibyllischen Bücher" gedenken. Selbes enthält ein freches Gemisch von Wahrheit, Entstellung und Unsinn. Das einleitende Geschichtlein ist fast bestrickend: Es lautet:

„Zur Zeit des siebenten und letzten römischen Königs brachte nach Rom diese nachstehende Prophezeiung ein altes unbekanntes Weib, die Sibylla Kumana, und hatte 9 Bücher, und bot sie dem Könige zum Kaufe an, und sagte ihm, daß in diesen Büchern der Rath und die Weisheit Gottes enthalten sei, und die Prophezeiung über künftige Dinge; wenn es ihm genehm ist, so möge er sie kaufen für eine gewisse Summe Geldes. Der König aber wollte die verlangte Summe Geldes nicht geben; und da verbrannte das Weib vor seinen Augen von den 9 Büchern 3 Bücher. Und den folgenden Tag fragte sie wieder den König, ob er die noch übrigen 6 Bücher für den früheren Preis abkaufen wolle. Da dachte der König bei sich, es wäre doch nicht schicksam, daß er für die 6 Bücher ebenso viel geben sollte, wie für alle 9 Bücher.

Da wurde das Weib böse, und verbrannte wieder 3 von den Büchern, und die übrigen 3 wollte sie dennoch nicht anders geben, als was sie für alle 9 verlangte. Der König nahm ihr daher für die geforderte Summe, für welche er alle 9 Bücher haben konnte, die drei Bücher ab, und das Weib gieng dann vom Könige weg und war niemals mehr zu sehen. Als der König dann die Bücher geöffnet und in denselben gelesen hatte, fand er darin zukünftige Dinge beschrieben; er ließ alsogleich die Alte überall suchen, sie war nicht mehr zu finden." — —

Die sechs Bücher müssen wir verschmerzen, indes sagen die übriggebliebenen drei schon mehr, als uns lieb ist.

Besonders viel gibt sich die Prophezeiung des römischen alten Weibes mit Böhmen ab, dem sie schwere Drangsal verkündet. „Prag wird zerstört werden, Aussig, Sobieslau und Melnik werden zu Weltstädten heranwachsen, Kuttenberg wird versinken, Pilsen, Saaz, Königgrätz, Kaurzim und Caslau werden vom Feinde zerstört werden. Die böhmische Nation wird in alle Laster versinken, fast zu Grunde gehen und unter der Fremdherrschaft schmachten. Aber ein großer Held wird kommen und sie befreien. Dann wird das Reich Gottes sein.

Die Zeichen vom nahen Ende der Welt werden folgende sein: Die Menschen werden ihren Erwerb unter der Erde suchen 300 Meter und tiefer, und verschiedene Erze dort finden, auch Farben und Oele, und damit Sachen erzeugen, daß es nicht auszusprechen sein wird. Die Menschen werden eiserne Straßen bauen, großen Handel über alle Länder ausdehnen und einander betrügen, und es wird überall Falschheit sein, und man wird nur irdischen Götzen nachjagen und die Gerechtigkeit nicht mehr kennen. Und es wird auch sein, daß sie den Blitz als Boten gebrauchen von einem Land zum andern, und daß sie ungeheure Maschinen erfinden und die menschliche Hand verachten. Ueberall wird Luxus und Hoffart und Unzucht sein. Alle Völker der Erde werden sich mischen. Es wird Einer den Andern nicht kennen, denn der Fremde wird gekleidet sein, wie der Einheimische, der Diener wie der Herr. Der Teufel wird die Menschen in scheußliche Moden hüllen und sie verblenden, daß sie das für schön halten, was häßlich ist. Dann werden sie den falschen Glauben annehmen und die Priester steinigen und dann wird Gottes Langmuth erschöpft sein. Es wird beginnen, daß die Sonne drei Tage nacheinander im Westen aufgeht. Sonne, Mond und Sterne werden roth sein, wie Blut. Alle Pflanzen und Bäume werden verdorren, Inseln werden versinken, das Feuer wird aus der Erde hervorbrechen, die Meere werden brennen, die Berge werden einstürzen, die Menschen werden Blut schwitzen vor Angst und Schrecken und Buße thun . . ."

Alles das und noch mehr steht in den „drei Büchern", die der römische König so theuer gekauft hat. Indes sind wir frivol genug, um zu vermuthen, daß das Geschichtlein von der Sibylla und dem römischen König nur eine poetische Licenz sei, und daß das alte Weib seine Prophezeiung nicht vor einzelnen Ereignissen, sondern nach denselben, oder während ihrer Dauer geoffenbaret hat. Obzwar die Sonne bisher noch niemals im Westen aufgegangen ist, außer in einem Roman von Jules Verne, so kommen in der „Weissagung" Körner von Wahrheit vor, die so groß sind wie Hühnereier. Aber was soll der Landmann damit anfangen? Es ist der richtige Lapidarstil, der auf das Volk seine Wirkung niemals verfehlt, es ist die entfesselte, abenteuerliche Phantasie, die bei dem Volke immer zündet. — Derlei Bücher gibt es ungezählte, und daß von jedem in die zehntausende gedruckt und verbreitet werden, dafür sorgen rührige Firmen in Znaim, in Urfahr bei Linz, in Altötting, in Rudolfsheim (Wien) u. s. w. Von wegen ihrer armseligen Ausstattung und großen Verbreitung ist diese Afterliteratur so wohlfeil, daß gediegene Volksschriften, selbst wenn wir welche hätten oder aus dem Schatze der Nationalliteratur ziehen wollten, mit ihr kaum concurrieren könnten.

Da das Landvolk nur wenig liest, aber dem Wenigen umsomehr Glauben beimißt und Vertrauen schenkt, so wäre eine Reform der Volksliteratur eine wichtige Sache. Aber wie ist eine solche Reform zu bewerkstelligen? Man kann weder das Drucken des Schundes und des Falschen, noch das Lesen desselben verbieten; Gesetze, die dagegen aufgestellt würden, träfen leicht auch Gediegenes und Echtes, denn in dieser Sache gibt es leider keine feststehende Meinung und Entscheidung. Das Beste wäre, wir könnten Positives mit Positivem verdrängen. Man sollte für's Volk ein „Traumbuch" schreiben, das ihm endlich aus dem Traume hälfe. Man sollte ihm ein „Glücksrad" geben, das ihm klar machte, wie der Mensch nur durch Arbeit und Pflichterfüllung, durch Bescheidenheit, Genügsamkeit und gesellige Tugenden das Glück finden kann. Man sollte dem Volke ein „Planetenbuch" spenden, welches es über Himmel und Erde unterrichtet; man sollte ihm Rittergeschichten erzählen

von großen, ritterlichen Männern, die für die Menschheit was geleistet haben; und Räuber- und Mördergeschichten, welche von den Folgen des ungebändigten Eigennutzes, des landläufigen Betruges, des Größenwahns, des Schwindels, der Corruption in allen Gestalten zu sagen wüßten.

Aber man müßte das Alles hübsch auf Löschpapier drucken, mit schlechten Holzschnitten versehen und für wenige Kreuzer hinausgeben. Man müßte es vom Gedankengang und der Fassungskraft des Volkes aus aufbauen, könnte dann unvermerkt weiter gehen und die Volksseele ausweiten und erheben. In's Lehrhafte dürfte die Sache eigentlich aber nicht spielen; denn der Bauersmann, der in der Kirche bei der Predigt schläft und die Christenlehre schwänzt, will nicht erst, wenn er Sonntags auf dem Rasen liegt und ein Buch zur Unterhaltung liest, angepredigt werden. Im Ganzen nützt eine Unterhaltungslectüre dann schon, wenn sie nicht schadet. Sie schadet aber, wenn sie die Köpfe mit Unsinn füllt, Aberglauben und Vorurtheil bestärkt und die wenigen freien Stunden stiehlt, ohne den Geist zu erfrischen und das Herz zu erwärmen. Und sie schadet, wenn sie den armen Leuten die letzten Kreuzer für das leidige Glücksspiel aus dem Säckel lügt, wie das die „Traumbücher", „Glücksräder", „Sibyllen" und dergleichen Zigeunerbücher thun, für welche noch niemals ein Scheiterhaufen geschichtet worden ist — wahrscheinlich, weil sie des Brennmaterials nicht wert sind. R.

Ueber Erziehung und Anlagen.

Eine Fabel von Hans Hopfen.

Ein weiser Mann, der manche liebe Nacht
Und manchen Tag darüber nachgedacht,
Wie man aus ungefügen Rangen
Die allerbesten Menschen macht,
Ward endlich selbst von seiner hohen Kunst
So über alles Maß befangen,
Daß er umwallt von blauem Dunst
Sich alles Krumme g'rad zu zieh'n vermaß,
Ein Mohrlein weiß zu waschen dünkt ihm Spaß,
Die Macht des Blutes kostet ihn ein Lachen:
Erziehung macht den Menschen nur!
Und was sie will, das kann sie aus ihm machen!
Die Art gilt nichts und Alles die Dressur.

Erfüllt von des Bewußtseins tiefstem Sinn
Gieng einstens er am Seegestade hin.
Da läuft aus eines Nachbars Tenne
Quer über'n Weg ihm eine alte Henne,
Die eine Schar von jungen Enten hütet.
Man hatte, wie man's öfters pflegt,
Der Guten fremde Eier unterlegt,
Die Mutter Henne treulichst ausgebrütet.
Und was daraus gekrochen war,
Der gelben Entchen wackelige Schar,
Galt ihr, die ganz vor Liebe blind,
Als ihres eig'nen Leibes Frucht,
Als Fleisch von ihrem Fleisch und ihres Hahnes Kind,
Und nahm's demnach in ihre Zucht.

Und war im Stall und vor dem Trog
D'rauf stolz als wie ein echter Pädagog.
Und also stolz kam, wie man oben sah,
Sie eines Tags dem Seegestad zu nah.
Die Entchen seh'n das weite Wasser glänzen,
Sie recken furchtsam erst die Schnäbel hoch,
Dann wedeln sie gar heftig mit den Schwänzen.
Die trinkt, die schlürft, die badet ihren Hals —
Die Mutter Henne warnt und richtig! jähen Falls
Plumpt eins der lieben Kinder in die Flut.
Und eh die Mutter kann die Stimme brauchen,
Klitsch, klatsch thut eines wie das and're thut.
Die Alte sieht sie baden, plätschern, tauchen;
Weitaus die Flügel spreitend
Und Wehgeschrei verbreitend
Steht sie am Ufer in des Schreckens Bann,
Die arme Henne, die nicht schwimmen kann.

Doch als sie merkt, daß unser weiser Mann
Mitleidig sie, ja spöttisch fast betrachtet,
Schluckt sie die Thränen nieder und erachtet
Für klüger, sich zu fassen,
Nichts merken sich zu lassen,
Und spricht: „Ja, ja, ja, Kind und Kindeskind
Gedeihen klüger, als wir Alten sind.
Erziehung macht die rechten Hühner nur!
Was sagst Du zu dem Wunder der Dressur?
Sahst Du bislang je Henne oder Hahn,
Der auch nur ähnlich jenen schwimmen kann?
Mich selber trägt im Hof nicht eine Pfütze.
Die Kinder aber hält man besser an.
Sieh jenen nach und zieh' vor mir die Mütze —
(Und damit wies sie nach den jungen Enten,
Die immer weiter sich vom Ufer trennten.) —
Sie schwimmen immer ferner, immer kühner ....
Bei Gott! sind das nicht guterzog'ne Hühner?!"

Bekenntnisse aus meinem Weltleben.

Plaudereien von P. K. Rosegger.

VII.

Aus der Werkstatt.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch einmal zuschauen beim Dichten!" sagte einst ein anmuthiges Mädchen und lugte mir über die Achsel.

Im Augenblick blieb die Feder stehen.

„Warum schreiben Sie denn nicht?"

„Es sperrt sich, mein Kind, es sperrt sich."

Sie lächelte wunderfein und der Leser ist darauf gefaßt, daß in solchem Moment der Poet dem Maidlein einen Kuß gibt und sagt, das wäre ein Gedicht. Eine wohlfeile Wendung, doch bei mir ist sie niemals wahr gewesen.

Bin ich für eine poetische Arbeit disponiert und in derselben befangen, dann kann mich jeder Eintretende wohl arg verwirren, aber Keiner und Keine mich auf der Stelle für etwas Anderes interessieren. Und wenn in solchem Moment ein Bote mit der Nachricht einträte: Dein dankbares Vaterland hat in Erwägung Deiner Verdienste und in Erwägung ferner, daß Deine

Füße Dich nicht mehr so recht im Gebirge herumtragen wollen, Dir einen Ehrenesel zum Geschenk gemacht — das höchste Ziel meiner Wünsche! — es würde mich kaum viel angenehmer berühren, als der eintretende Steuerbote, der mir die Frage vorlegt, wie viel meine poetische Melkkuh jährlich an Einkommen abwirft? Es ist das Eine wie das Andere eine Störung und im Augenblicke des Schaffens ist dem Dichter das Dichten das Wichtigste auf der ganzen Welt.

Das Wichtigste und das Genußreichste, der einzige Zustand im Leben, der sich ganz entschieden des Lebens lohnt.

Ja so, das wollte ich nicht sagen, denn Ihr könntet meinen, liebe Freunde, es solle heißen: Darum laßt mich in Ruh'! Laßt mich nicht in Ruh, störet, stopfet einmal das Brünnlein, das so ununterbrochen aus meinem Herzen, aus meiner Feder quillt. Ich glaube steif und fest, es ist Herzblut; Ihr mögt es für Wasser halten, das nun, abgesehen von allem Andern, schon sieben volle Jahrgänge des „Heimgarten" überschwemmt. Bringet mir neue Anregungen, Eindrücke, Stimmungen, lasset mich von Euch und Anderem Schönes aufnehmen, und so für eine Weile vergessen auf das Geben; aber stopfet mir meine Productionslust nicht auf längere Zeit, sonst müßte ich sterben.

Ich habe mich in den ersten Jahren bei jedem neuen Buche, das ich in die Welt setzte, entschuldigt, daß es da war. Aber das ist ein Narr, der sich alle Jahre einmal entschuldigt, daß er existiert. Existieren und producieren, das ist bei mir Eins.

Habe ich eine Arbeit vollendet, so athme ich auf und verspreche mir eine gute, lange Rast; verspreche mir kleine Reisen, frohe Feste in der Familie, geselligen Verkehr mit heiteren Menschen, mit lehrreichen, wissenschaftlichen und amusanten Büchern, verspreche mir Kunst- und Naturgenüsse und was derlei Ideale abgemüdeter Kopfarbeiter mehr sind. Einige Tage geht das Schlaraffenleben ganz gut, mit Heißhunger verzehre ich geistige Nahrung, das Hirn ist wie ein ausgepreßter Schwamm, der sich wieder einmal ansaugen will und ansaugt. Das dauert eine, höchstens zwei Wochen, hernach stellt sich allmählich ein geistiges Unbehagen ein, dem rasch das körperliche folgt. Ich fühle mich verstimmt, unstet, appetitlos für leibliche und geistige Nahrung. Es träumt, es gährt, es jagt sich etwas in meinem Kopfe, und wenn ich nachsehe, was es sei, so finde ich nichts, was Gestalt oder Namen hätte. Eines solchen Tages, zumeist gegen Abend, oder wenn schon das helle Lampenlicht auf ein weißes Blatt Papier fällt, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Sonst ist die glatte oder störrische Feder oft maßgebend für das Gelingen der Arbeit und das Sprichwort, das man bei einem gewandten Schriftsteller anzuwenden pflegt: er hat eine gute Feder! ist nicht nur bildlich. Bei einem solchen plötzlich erwachten Arbeitsdrange aber ist jede Feder gut genug, und steht nur erst ein Satz, auch nur ein Wort auf dem Papier, dann belebt sich's, formt sich's, die Stimmung wird zum Gefühle, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Wort, das Wort zur Gestalt. Das Alles aber erst, wenn die Feder schon naß ist oder die erste Zeile auf dem Blatte steht. Es muß ein gewisser äußerer Zwang da sein, der mir das peinigende Ding im Kopfe concentrieren hilft. Sätze und Wendungen, die ich mitunter früher ausgedacht, so lange ich noch nicht beim Papier war, nehmen sich, wenn sie hernach ohne weiteres geistiges Zuthun abgeschrieben sind, fast allemal hölzern und ungefüg aus, wogegen das, was im Momente des Schreibens entsteht, und im Momente des Entstehens hingeschrieben wird, kräftiger und lebendiger erscheint.

Ist aber die Stimmung eine zu günstige, fliegt die Feder zu glatt dahin, so laufe ich allemal Gefahr,

geschwätzig und weitläufig zu werden, was ich erst später beim „Feilen" oder auch gar nicht merke; während, wenn der Stoff einmal lebendig ist, eine gewisse Schwere oder Mühe in der Wahl der Ausdrücke, im Componieren, ja selbst ein wenig physische Anstrengung im Schreiben, den Text gedrängter und gehaltvoller macht. Je lästiger das Schreiben, desto kürzer sucht man sich zu fassen.

Je größer die Begeisterung für den Gegenstand, desto weniger Sorgfalt hat man für den Stil. Das Versunkensein in den Stoff wirkt selbst oft bei der Correctur des Bürstenabzuges noch so wesentlich, daß man die blühendsten Satzfehler nicht sieht, welche später als Druckfehler auf den ersten Blick höhnend in's Auge springen. Das Auge des Dichtenden geht nicht auf den Buchstaben — es sieht auf dem Papiere nicht Striche und Wörter, sondern ganz andere Dinge.

Für Plaudereien, Stimmungsbilder, Schilderungen und dergleichen genügt die einfache Disposition. Für Erzählungen oder Aufsätze ernsterer Art muß Stoff und Plan im Kopfe selbstverständlich schon vorhanden sein. Aber auch das gewinnt bei mir erst an Deutlichkeit während des Schreibens; und wäre es im Vorhinein noch so sorgfältig durchdacht worden, erst während des Schreibens organisiert sich's und bekömmt Leben. Das Schreiben ist das Schaffen.

Am besten von statten geht mir die Arbeit nach dem Frühstück und nach dem Nachmittagskaffee, besonders aber des Abends bei dunklem Zimmer und der Lampe, bei welcher ich fünf bis sechs Stunden thätig sein kann, ohne auch nur im Geringsten zu ermüden. Hingegen darf ich einer solchen, für sich überaus behaglichen Anspannung niemals trauen, weil ihr stets eine Abspannung und Erschöpfung folgt, die um so größer ist, je intensiver und schwungvoller die geistige Thätigkeit gewesen war. Von vielem Einfluß ist mir die Beleuchtung des Zimmers, des Schreibtisches. Wenn die Sonne in das Zimmer oder gar auf den Tisch scheint, ist es mir unmöglich zu arbeiten, und vollends im Freien wäre ich der nöthigen Sammlung nicht fähig. Gegen die Sonne kommt mein Lichtlein nicht auf. Hingegen eine dunkle Stube, in welcher der Tisch nahe am sonnlosen Fenster steht, so daß das ruhige milde Licht recht voll auf das Blatt fällt, ist mir für die Entfaltung des inneren Lebens günstig. Ich pflege — wie meine Hausgenossen sagen — während des Nachdenkens zum Fenster hinauszublicken, so daß es scheint, ich warte auf Ereignisse, die draußen vor sich gehen sollen, oder ich betrachte die Blätter der Bäume oder die Wolken. Selbstverständlich sieht man nichts, als das geistige Bild, an dem man arbeitet. Am besten dient mir, wenn ich zum Fenster hinausstarre, der neblichte Tag oder die finstere Nacht. Der Lärm auf der Gasse, das Geräusch in den Nebenzimmern kann mich nicht stören, nur muß ich versichert sein, daß die Thür nicht aufgeht. Die Vorstellung, daß plötzlich Jemand zu mir hereintreten könnte, stört meine Sammlung und lähmt mich wesentlich im Denken.

Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während deren Dauer — das ist oft wochen- und monatelang — für kaum etwas Anderes Sinn und Interesse gewinnen kann. Der Gegenstand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überall hin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich suche nichts, als die Einsamkeit, sei es im Hause, sei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich sehe es nur mit halbem Auge, was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Mensch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entstehenden Werke.

Dichter — kleine wie große — werden oft genug befragt, wie sie denn das Ding angiengen, daß ihnen was

einfiele und daß da was entstünde? Hierin gehts nun aber Jeder anders an, wie man in den Aussagen solcher Leute nachschlagen und finden kann. Wer sich für die Werke eines Dichters interessiert, der möchte natürlicherweise auch wissen, wie dieselben gemacht werden; daher ist obige Frage leicht zu verzeihen, und wohl auch leicht zu verzeihen, wenn der Poet darauf antwortet, so gut er über seine Arbeitskraft und Arbeitsweise Rechenschaft zu geben vermag.

Ich werde häufig wegen der Entstehung meiner „Schriften des Waldschulmeisters“ interpelliert; ich habe keinen Grund, daraus ein Geheimniß zu machen und will zeigen, wie größere Werke doch ganz anders keimen, als kleine Geschichten und Aufsätze, die oft Gaben der Stimmung und der Stunde sind.

An einem neblichten Märztage 1872 machte ich einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. Unterwegs fand ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelnheiten, die den meisten Menschen kaum auffallen, genau beschriebe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte und als ob es der Schilderer innig liebe, so müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden. Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so wunderbare Dinge, und er beschriebe sie! Und wenn er nicht bloß die kleinen Pflanzen beschriebe, sondern auch die großen, den Baum, den Wald, die Steine und Felsen, die Thautropfen und die Wildwässer! Und wenn er weiter gienge, und Thiere schilderte, kleine und große, die Ameise, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiter gienge und auch den Naturmenschen beschriebe, so gegenständlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er noch weitergienge und darstellte, wie solche Naturmenschen für sich und in Gemeinschaft zusammenleben, wie eine Waldgemeinde ist und wie sie entsteht! Und wenn dieser Schilderer endlich so weit gienge, daß er einen Mann beschriebe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß gibt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vortheile lenkt, deren geistige Bedürfnisse, deren Gemüth weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er selber altert und welkt und hinsinkt, wie dieses Blättchen Erdbeerlaub hinsinken wird im Herbste!

Von diesem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ und immer wirkte. Was ich auch dichten und schreiben mochte, es bezog sich unwillkürlich auf den Wald und sein Kleinleben, und auf die Waldgemeinde und den Mann, der sie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die losen, scheinbar selbständigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Capitel eines größeren, mir aber selbst noch gänzlich unbekannten Werkes.

Endlich im Hochsommer desselben Jahres, als ich eines Tages von einem Berge niedergestiegen war und ermüdet auf dem Baumstrunke eines tiefschattigen Waldes rastete, zog ich mein Notizbuch heraus, begann den Stoff aufzumerken, zu gliedern, zu ordnen, er weitete sich, vertiefte sich. Ich sah, daß es, der vielen Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen — die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch sonst aber so wichtig waren — der Tagebuchform entspreche, und plötzlich war nun der Titel da: „Die Schriften des Waldschulmeisters.“

Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nur nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und

wird als Leitgedanke Grund und Stab für's Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheitlichkeit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes gieng, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung; es wuchsen neue Theile und Episoden heraus, die, als unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmten und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die theils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke Manches, was ich anfangs als nebensächlich betrachtete, zur Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter, des Thautropfens u. s. w. sehr untergeordneter Natur ist.

Jahrelang hatte ich die Gewohnheit, Alles, was mir auf meinen ländlichen Spaziergängen auffiel und einfiel, in's Notizbuch zu schreiben, um es demnächst zu verarbeiten. Aber wenn ich dann etwas aus dem Innern heraus dichtete und dergleichen Notizen hinein verwob, um sie anzubringen, so wurden das allemal Zuthaten, die nicht recht paßten oder zum mindesten überflüssig schienen; sie waren eben nicht organisch aus dem Stoff hervorgewachsen. Ja sie leiteten mich sogar von der eigentlichen Sache ab und wirkten fast immer störend. Seitdem ich das erkenne, habe ich die Notizenjagden aufgegeben. Ich betrachte nichts mehr in der Absicht, um es literarisch zu fassen; was von der äußeren Welt unwillkürlich durch die Sinne einzieht, das wird drinnen sein, dort mit mir verwachsen und wenn ich es brauche, aus dem Innern hervorkommen.

Seit in meinen Rocktaschen weder Notizbuch noch Bleistift zu finden ist, beginnt sich mein Gedächtnis zu stärken, das sich sonst gerne nur auf das Aufgeschriebene und Aufschreiben verlassen hatte. Was vergangene Erlebnisse betrifft, weiß der Mensch nicht immer, was er weiß. Dafür sind mir animierte Gespräche über Bauernthum und Dorfleben ersprießlich, wobei ich in's Erzählen komme und mir Erinnerungen wach werden, die ohne solche äußere Anregung sicher in mir begraben geblieben wären. Eine von Natur etwas schwerfällige Geistesthätigkeit bedarf solcher Triebfeder, und selbst wenn's die eigene Zunge wäre.

„Ich weiß das, denn ich hab's erzählen gehört."

„Von wem?"

„Von mir selber."

Klingt das nicht bedenklich? Und doch kann es mit rechten Dingen zugehen. Die Zunge, wenn sie einmal im Schwunge ist, macht das Perpendikel des Gehirnes und rückt dort den Zeiger der Erinnerung vor und auf Mancherlei, was sonst verborgen geblieben wäre.

Was Einfälle anbelangt, so kann eine plötzlich glänzend aufsteigende Idee sich mitunter wieder rasch verflüchtigen; es war nur eine momentane inhaltslose Stimmung gewesen.

Leider habe ich an mir die Erfahrung machen müssen, daß das Studium aus Büchern, es mag der Gegenstand wie immer sein, gar wenig fruchtend auf meine Schaffenskraft wirkt, dieselbe eher lähmt und mich befangen macht. Auch was mir von anderen Leuten zur Bearbeitung mitgetheilt wird und selbst wenn es aus jenen Kreisen wäre, wo ich Bescheid weiß, vermag mich nur selten entsprechend lebhaft zu begeistern. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Andererseits wieder vermisse ich die Vortheile des systematischen Unterrichtes und Studiums, das schon von Kindheit auf den Geist gelenkig macht, in hohem Grade. Man ist unbeholfen im Theoretischen, in der Anordnung; vollends das Nachschlagen in Hilfsbüchern, wenn man über etwas unsicher ist, weiß man nicht zu betreiben, weil man die Bücher, die Quellen nicht kennt.

Worin meine literarische Ausbildung besteht, ich weiß es eigentlich

nicht, und wovon ich sie habe, das weiß ich noch weniger. Die Lehrbücher der Poetik, die geschriebene Kritik, die Urtheile des Publikums wirkten auf mich gleich Null. Höher schlage ich das Lesen jener Autoren an, mit denen man gewissermaßen naturverwandt ist, so daß man sich anfangs zu ihnen hingezogen fühlt, und die man als Vorbilder wählt. Große Classiker oder sonst Schriftsteller, die eine mir ferneliegende Richtung verfolgen, haben mich nie gefördert. Bei meinem leicht zu entmuthigenden Charakter mußte das Ziel nicht zu weit und nicht zu hoch gesteckt sein, und mußte mir die Möglichkeit einleuchten, es ebenso gut oder besser zu machen, als mein Vorbild war. Daß man sich vor dem Nachmachen und Gleichkommen mit seinem Lieblingsschriftsteller zu hüten hat, versteht sich von selbst. Vorbilder müssen fördern, ohne die Ursprünglichkeit und Originalität, wenn eine da ist, zu beeinträchtigen. Am meisten zugute gekommen sind mir stets persönliche Besprechungen mit Freunden. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll. Alles in Allem genommen, ist es wohl die aus vielseitiger Erfahrung reifende Selbsterkenntnis, die den Geschmack und den Takt des Schriftstellers läutert und bestimmt. Ich rufe sie an, sie hat auch an mir noch Manches zu vollbringen.

In früheren Jahren habe ich Alles zwei- und dreimal geschrieben, gewöhnlich in der Absicht, um den Stil zu glätten und beim Umarbeiten einzelne Partien weiter und bedachtsamer auszuführen. In den meisten Fällen mochte das gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein, mitunter hat sich aber in der neuen Bearbeitung auf Kosten des Natürlichen und Unmittelbaren die Künstelei eingenistet. Heute schreibe ich nichts öfter als einmal, lasse aber auf dem Blatte Papier links die Hälfte frei, um Raum zum Feilen, Ausbessern und zu Einschaltungen zu haben, für die Möglichkeit, daß mitunter noch ein leidlicher Einfall nachgehinkt kommt, der die Arbeit vervollständigen kann.

Schriftsteller, die sich ja unterfangen über Alles zu schreiben, und auch noch über einiges Andere, sollten gewiß eine große Auswahl an Stoff haben. Und doch haben sie die Wahl nicht. Sie müssen das nehmen, was sie angeflogen, ja gewissermaßen befruchtet hat, was sie anregt, was sich in ihr Gemüth gesetzt hat. Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wann der Dichter intensiver fühle, beim Erleben des zu Schildernden oder beim Schildern des Erlebten? Nach meiner Erfahrung mußte ich beziehungsweise antworten: Beim Letzteren. Ich sehe während des Schreibens die Situationen und Gestalten oft so lebhaft vor mir, daß ich, wieder zu mir gekommen, die Wände meines Zimmers ganz verblüfft anstarre und für den Augenblick nicht weiß, wo ich mich befinde.

Indes geht dieses Versunkensein in den Gegenstand nicht so weit, daß z. B. eine zu schildernde Gefahr mich in Angst, ein Unglück in Aufregung, eine Liebesscene in Inbrunst versetzen könnte. Das Gefühl ist anderer Art, ich möchte es ein objectives Gefühl nennen, wenn dieser Ausdruck nicht gar so ungereimt wäre. Besonders nervösen Naturen kann es freilich passieren, daß dieses Mitleben mit der entstehenden Erzählung zu mächtig wird, und die Gegenständlichkeit derselben gefährdet; was man in solcher Verfassung schreibt, mißlingt. Seines Stoffes Herr zu sein und zu bleiben, das ist die Hauptsache.

Bisweilen kommt der Dichter in die Lage, Stoffe zu behandeln, die ihn gar nichts angehen, Gefühle zu äußern, die er gar nicht hat, Gedanken zu haben, die er erst suchen muß. Um Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Sinnsprüche aller Art wird er angegangen, und hier zeigt sich's. ob er sein Handwerk auch gelernt hat und Bestellungen auf seinen Witz annehmen kann.

Mußdichtungen gehen bei mir ganz anders vor sich, als die freiwilligen, da wird nach Ideen gejagt und nach wohltönenden Worten gesucht, die über den Mangel des Gefühles hinwegtäuschen sollen. Bei solcher Gedankensuche muß der Körper in mäßiger Bewegung sein — am besten ein Spaziergang — bei welcher leichten Erschütterung etwaige Fragmente sich im Gehirne loslösen und wie Eiszapfen klingelnd zu Boden fallen. Das Gedicht, der Spruch braucht ja nicht lang zu sein, heißt es tröstend; als ob es der Umfang machte, wie bei einer Kuhhaut! Mit wenigen Worten etwas Rechtes zu sagen, das ist eben die Kunst. Uebrigens braucht's in solchen Sachen gemeiniglich nichts Rechtes zu sein, wenn's nur geistreichelt. Schlaflose Nächte werden dazu hergenommen, um nachzudenken, aber die Gedanken, die in liegender Stellung entstehen, im Dunkel der Nacht leuchten, sind, bei Tage betrachtet, zumeist sehr hinfällig und verblaßt. Doch der Termin verstreicht, die Festpersonen erwarten vom Schuster die neuen Stiefel und vom Dichter das Festgedicht, was bleibt diesem übrig, als schließlich fadenscheiniges Zeug auf ein solides Metrum zu haspeln — und das Opus ist fertig.

Wenn das, was fertig ist, nur immer auch vollendet wäre!

Aus der Pfefferbüchse.

Von Karl Knortz.

Dichtergeständnis.

Sind die Blumen auch nicht in meinem Garten gewachsen,
Stammt doch der Faden von mir, welcher zusammen sie hält.

Ein Irrthum.

Ueberall heißt es, es könne die Frau kein Geheimnis bewahren,
Doch ein Irrthum dies ist: niemals ihr Alter sie sagt.

Ein Thierfreund.

Wie doch die Thiere er liebt und wie er sie pfleget! Wenn's regnet,
Hält einen Regenschirm er über die Enten sogar.

Fromme Gründe.

Greise gehen zur Kirche, damit ein Stündchen sie schlafen;
Jungfrauen gehen hinein, daß ihre Kleider man sieht.

Ewiger Schuldner.

A. Hundert Thaler mir leih' und Du machst mich auf ewig zum Schuldner.
B. Ja, das ist's ja, weshalb lieber mein Geld ich behalt'.

Der rechte Schwiegervater.

Junge Frau. Deine Tochter, o Vater, hat heute mein Eh'mann geschlagen!
Vater. Schrecklich, schrecklich! Ich schlag' wahrlich sein Weib ihm dafür!

Christlich.

Unrecht ist es zu küssen, sprach traurig die christliche Jungfer;
Unrecht sie lieber erträgt, als daß sie selber es thut.

Auch ein Urtheil.

Sage, College, was hältst Du von meiner heutigen Predigt? —
Wenn so tief sie wie lang, unübertrefflich sie wär'.

Wie's geht.

Leicht man den Namen verliert, den guten nämlich; den schlechten
Leicht man durch Thaten verdrängt, aber der Spottname bleibt.

Der Unterschied.

Wer da denket, für den ist nur Komödie das Leben;
Doch für den, der da fühlt, eine Tragödie es ist.

Alte Ansicht.

Nichts ist gewöhnlicher doch als der Tod und Nichts ist auch nöth'ger,
Ich begreif' nicht, daß man jemals ein Uebel d'rin sah.

Ehestandsleben.

Wie im Hühnerhaus lebt das neuvermählte Pärchen,
Doch es krähet darin lauter das Huhn als der Hahn.

Vergleich.

Nimmst Du dem Gelde zulieb ein altes Weib Dir, dann gleichst Du
Dem, der beim Aufhängen hofft, daß man den Strick ihm durchschneid'.

Frage.

Einen Tag Du erst bis vermählet und lobst schon Dein Weibchen,
Hältst Du für echt auch den Wein, wenn nur ein Gläschen Du trankst?

Lebensklugheit.

Schmeichle immer der Masse, es bringt Dir Reichthum und Ehre,
Doch als Bettler Du stirbst, wenn Du belehren sie willst.

Witwen.

Weinende Witwen sind schnell bereit zur Wiedervermählung,
Ist das Wetter recht naß, eignet's zum Pflanzen sich gut.

Unbestreitbar.

Eva verführte den Mann zum Essen, so heißt's in der Bibel;
Eine Verführung gebraucht' sicher zum Trinken er nicht.

Zwei Ursachen.

Zwei der Ursachen gibt's, weshalb einem Mann wir nicht trauen:
Erstens, man kennet ihn nicht; zweitens, man kennt ihn zu gut.

Vater und Sohn.

Wieder seh' ich, mein Sohn, Dich aus dem Wirtshause kommen!
Sähest Du lieber, ich blieb' immer und ewig darin?

Wahr.

Ewiger Kampf um das Dasein! Ein jeglicher Mund, der sich öffnet,
Ist ein Schlachthaus ja nur, jeglicher Magen ein Grab.

Ehrenvoll.

Wie soll sich schämen der Mann zu sagen, er hab' sich geirret?
Denn er sagt nur, daß heut' klüger als gestern er sei.

Zur Auswahl.

Willst Du Feinde — in Allem da übertreffe die Andern;
Willst Du Freunde — dann bleib' hinter den Andern zurück.

Wichtiger Brief einer Ehegattin.

Da ich sonst nichts zu thun, so will ich, lieb Männchen, Dir schreiben;
Da ich aber nichts weiß, schließe hiemit ich den Brief.

Gutes Mittel.

Fünf der Weiber Dir starben, o glücklicher Eh'mann! Wie kam's nur?
Höre, wenn eine gezankt, nie widersprochen ich hab'!

Unglück.

Vielfraß, der Dicke, er hat den Appetit ja verloren,
Groß das Unglück nicht ist, wenn ihn kein Schulmeister fand.

Stellengesuch.

Eine Stelle ich suche; auf Arbeit wird wen'ger gesehen
Als auf vortrefflichen Tisch und auf bedeutenden Lohn.

Bildungslos.

Kaum er dem Zuchthaus entlief, so nahm er auch schnelle ein Weib sich;
Von der Freiheit er hat auch nicht den rechten Begriff.

Witwentrost.

Seit meinen Mann ich begrub, da ist mir ein Trost doch geworden,
Denn nun weiß ich gewiß, wo er die Nächte verbringt.

Weiberglaube.

Weiber nehmen gar schnell ihr Haar von dem Kopfe; sie denken
Nicht, daß den Eh'mann es schmerzt, wenn sie desgleichen ihm thun.

Beim Begräbnis.

Todt ist mein Weib und ich soll mit der Schwiegermutter zusammen
Fahren zum Kirchhof; mir wird jegliche Freude vergällt.

Offerte eines kahlköpfigen Redacteurs.

Hundert Thaler ich zahl' für eine Novelle; dieselbe
Muß so schauerlich sein, daß sich mein Haar darob sträubt.

Der Verführer.

Eine Feder er riß aus dem schneeweißen Flügel des Engels
Und verwegen damit er sich dem Teufel verschrieb.

Erfüllung des Gesetzes.

Nicht erlaubt des Gesetz des Staates Entblößung des Körpers,
Zeige daher Dein Gesicht immer maskieret der Welt.

Liberal.

Stets sind wir gerne bereit, dem Freund zu verzeihen die Fehler,
Wenn dieselben uns selbst nur keinen Schaden gebracht.

Abend.

Holder Abend, Du bist so recht die Zeit für Verliebte;
Denn die Sterne und Frau'n zeigst Du in besserem Licht.

Erklärlich.

Weshalb schlafen so gern die Leute, wenn predigt der Pfarrer?
Merkt, das Gehör wird geschärft, schließet die Augen man zu.

Wahlverwandtschaft.

Stets man das Schlechte erblickt beim Nächsten, doch niemals das Gute;
Suchet doch Jeder nach dem, was ihm am besten gefällt.

Fortschritt.

Nicht mehr vor Eichen man kniet, wie ehmals in heidnischen Zeiten,
Bilder dafür man verehrt, die man aus Bäumen geschnitzt.

Sprichwort.

Niemals ist man zu alt zum Lernen, ein schlotterndes Weib sprach,
Und sie lernte daher hexen im achtzigsten Jahr.

Ueber das Feuilleton.

Von Fritz Lemmermayer.

Die vornehmsten Bestandtheile einer politischen Zeitung sind Leitartikel und Feuilleton. Es gibt Personen, die sich wegen des Einen oder Andern eine Zeitung aufbewahren. Auch ist es jetzt Gebrauch geworden, eine Sammlung von Leitartikeln oder Feuilletons in Buchform erscheinen zu lassen, wodurch Dasjenige, was dazu bestimmt war, das Bedürfnis des Augenblicks zu befriedigen, unter Umständen einen bleibenden Wert, vielleicht gar Unsterblichkeit gewinnt. Der Leitartikel kann neben seiner literarischen auch eine historische Bedeutung besitzen und späteren Geschichtsforschern als primäre Quelle dienen. Es ist nicht schwierig, das Wesen des Leitartikels zu definieren und die ihm charakteristischen Merkmale festzustellen. Der Leitartikel bietet ein gedrungenes Bild der jeweiligen Weltlage, eine gedrängte Uebersicht der politischen und socialen Vorkommnisse mit kritischen Streiflichtern. Im Leitartikel herrscht die Sprache Schiller's. Das ist natürlich nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes zu nehmen. Schiller und Goethe haben uns moderne Deutschen sprechen gelehrt, Schiller speciell im Leitartikel sprechen. Das Pathos ist's, das den letzteren auszeichnet, das hochtönende Wort, die sich in kühnem Schwunge steigende rhetorische Tirade. Schiller's Aufsätze haben sammt und sonders den Charakter schwunghafter, hinreißender Reden, und seine akademische Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte", in welcher er überaus fein und geistreich zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopfe unterscheidet, kann als Typus seiner Prosaschriften gelten. Auch der Leitartikel hat gemeiniglich ein rhetorisches Gepräge, und je mehr er sich dem Charakter der Rede nähert, um so größer und nachhaltiger ist seine Wirkung.

Die Bestimmung des Leitartikels ist, das Volk zu beeinflussen, für Politik zu interessieren, für eine politische Idee zu begeistern. Aus diesem Grunde soll er lebendig und schwunghaft geschrieben, kraft- und markvoll sein. Das Einfache oder gar Trockene läßt das große Publikum kalt, das Subtile

wird von ihm nicht verstanden, Decorationsmalerei liegt ihm näher als griechische Kunst, nur Effecte vermögen es zu fesseln, der Marktschreier imponiert ihm über die Maßen und Prunk und Pomp ziehen es an. Der Leitartikel, welcher die Massen für eine Idee, für ein Princip oder Ideal gewinnen will, wird daher gewisse Effecte, edle, Schiller'sche Effecte, brennende Farben, wuchtige, zündende Ausdrücke, ohne seine Wirkung abzuschwächen, nicht entbehren können. Es ist kein Zufall, daß nicht Goethe, sondern Schiller der erklärte Liebling des deutschen Volkes geworden ist. Wenn Schiller heute lebte und Mitarbeiter einer politischen Zeitung wäre, er würde Leitartikel schreiben, und zwar solche, die das Volk wie im Sturme mit sich rissen und zu flammender Begeisterung inspirierten. Ich möchte nicht der Präsident des Ministeriums sein, gegen welches dieser Feuergeist seine Artikel richtete. Und wenn Goethe jetzt in unserer Mitte wandelte und journalistisch thätig wäre, er würde wahrscheinlich nicht Leitartikel, sondern Feuilletons verfassen.

Was ist ein Feuilleton?

Es ist nicht möglich, diese Frage glattweg zu beantworten. Die Erklärung des Begriffes Feuilleton ist ungleich schwieriger als diejenige des Begriffes Leitartikel. Oder ist der Charakter dieses eigenthümlichen Schoßkindes unserer Zeit nicht schon dadurch angedeutet, daß wir ihm das Wesen seines leidenschaftlichen Bruders entgegenstellten und sagten, nicht Schiller sondern Goethe sei ihm geistverwandt? Aber gehen wir mit deutscher Gründlichkeit vor.

Was ist ein Feuilleton?

Der Etymologe spricht hochgelahrt: Feuilleton kommt von dem französischen Worte feuilleter, d. h. durchblättern, und bedeutet demnach das Blättchen oder Dasjenige, was man durchblättert. Fehlgeschossen. Das Feuilleton ist heutzutage ein Hauptbestandtheil jeder großen Zeitung, und nicht Dasjenige, was man durchblättert, gleichsam nur so nebenher liest und bagatellmäßig behandelt. Die große Menge allerdings fahndet in erster Linie nach aufregenden Tagesneuigkeiten und sensationellen Begebenheiten, gruseligen Gerichtsverhandlungen, schönen Bränden, Morden und Selbstmorden, Ueberschwemmungen, Erdbeben und dergleichen Katastrophen, bei welchen man sich gehörig moralisch entrüsten und auf billige Art mit behaglichem Grausen erfüllen kann. Deswegen fehlt ordinären, auf die untern Schichten der Bevölkerung berechneten Journalen das Feuilleton gänzlich; aber für die Elitegeister bildet es den wichtigsten und vornehmsten Bestandtheil der Zeitung. Die etymologische Erklärung ist also nicht stichhältig.

Was ist ein Feuilleton?

Der Akademiker sagt mit strengem Eifer: Das Feuilleton ist ein literarisches Product, welches die Sprache verdirbt, ist das Kind der Halbbildung, die Mutter der Oberflächlichkeit, die Zufluchtsstätte der Frivolität und Banalität; auf keinem Gebiete des Schriftthums wuchert das Sprach- und Stilunkraut in so widerlicher Fülle als auf dem Gebiete des Feuilletons; es entbehrt der Wissenschaftlichkeit, ist leicht, lose und windig und durchaus verwerflich, und wenn meine Schüler sich eines feuilletonistischen Stiles befleißigen, erhalten sie eine ungenügende Note. — Herr Akademicus hat zum Theil recht, zum Theil unrecht. Was die Corrumpierung der deutschen Sprache anbelangt — nun, es läßt sich auch aus nicht feuilletonistisch geschriebenen Büchern eine erkleckliche Menge Sprachunkrautes pflücken und zur Verschönerung des deutschen Idioms haben unsere Akademiker nur ausnahmsweise ein Scherflein beigetragen. Die deutschen Gelehrten schrieben bekanntermaßen — und schreiben theilweise noch heute — einen schwerfälligen, plumpen, cyklopisch ungeschickten und täppischen Stil, einen Stil unverdaulichster Art;

und sie setzten manchesmal eine Art Stolz darin, nicht für das Volk, sondern einzig für die Zunftgenossen zu schaffen. Alexander Humboldt, Schopenhauer, Mommsen, Häckel und etliche andere deutsche Denker bilden erhabene Ausnahmen. Richtig ist, daß ein großer Theil der zahllosen Feuilletons, welche tagtäglich in den Zeitungen dem Publikum geboten werden, aus Gemeinheiten, Frivolitäten und Flachheiten besteht; aber dafür ist das Feuilleton als solches nicht verantwortlich, ebenso wenig, als die Literaturgeschichte als Wissenschaft für die geistlosen Elaborate verantwortlich ist, die sich in unserer Zeit der lächerlich übertriebenen, abgeschmackten Literaturgeschichtsmode für Literaturgeschichten ausgeben. Und recht hat unser akademischer Katheder-Zelot, wenn er sagt, das Feuilleton sei ein gar loses leichtes Ding und zeichne sich in erster Linie nicht durch Wissenschaft aus, und er bringt uns, die wir die Wesenhaftigkeit des Feuilletons zu ergründen suchen, auf die rechte Fährte.

Näher an das Schwarze jedoch traf eine Dame, welche zu mir sagte, das Feuilleton sei eine Art Brief, ein Brief mustergiltiger Form und würdig, gedruckt zu werden. Im Briefe spricht man sich über alle Dinge, welche Einem auf dem Herzen liegen, in einfach-natürlicher Weise, halb im Scherze, halb im Ernste aus, anmuthig und gefällig, wie ein spielendes Kind; im Briefe springen die Gedanken auf und ab gleich losen Heupferdchen, es obwaltet ein präcises Sichgehenlassen, eine anheimelnde Leichtigkeit, eine gefällige Nonchalance. Thatsächlich wurde das Feuilleton, dieses echte Pariser Kind, zu einer Zeit Mode, als die Briefliteratur, welche im 17. und 18. Jahrhundert, vornehmlich in Frankreich, eine große Rolle spielte, im Abnehmen begriffen war. Man kennt die Bedeutung der Briefe der Kaiserin Katharina II. und diejenige der „Lettres“ der Madame Sevigné, welche in ihrem causerieartigen Charakter geradezu Feuilletons genannt werden können. Am Anfang unseres Jahrhunderts wurde der literarisch werthvolle Brief von dem Feuilleton, welches Abbé Geoffroy im „Journal des Debats“ eingeführt und welchem Jules Janin die künstlerische Weihe ertheilt hatte, allmählich überflügelt und endlich verdrängt. Und in unserer Zeit hat der Brief nur eine untergeordnete öffentliche Bedeutung. Im Zeitalter der Eisenbahnen schreibt man keine Briefe mehr in dem Sinne, wie etwa noch vor hundert Jahren. Wer heutzutage Geist besitzt, schickt denselben am liebsten in ein Zeitungsbureau.

Was ist ein Feuilleton?

Tieck läßt seinen Phantasus eine Reise in das Land des guten Geschmackes unternehmen. Auch wir befinden uns auf einer Reise, auf einer Irrfahrt, auf der Suche nach dem Wesen des allbeliebten Zeitungskindes, welches zumeist unter dem Striche, manchmal auch zwischen andern Artikeln oder in gesonderter Beilage steht. Eine feste Definition haben wir bisher nicht gefunden, wohl aber eine Reihe von Anhaltspunkten. Es ergab sich, daß das Feuilleton ein dem Leitartikel vielfach entgegengesetzter, nicht durch Leidenschaft, Pathos und Rhetorik ausgezeichneter Aufsatz ist, dessen Eigenthümlichkeit nicht in streng wissenschaftlicher Behandlung, sondern in leichter, gefälliger, geistvoller Darstellungsweise besteht, ein aus Frankreich stammendes, fesselndes, anmuthiges und graziöses, literarisches Ding, welches anfänglich nur zu Kritiken bestimmt war, allmählich aber sich über alle Gebiete menschlichen Wissens erstreckte. Das Genre des Feuilletons ist unbegrenzt. Literatur und Kunst, Geschichte und Naturwissenschaft, Bilder aus Städten und Ländern, sociale Studien, kleine Geschichtchen, Causerien über tausenderlei Gegenstände, über Alles und über Nichts füllen, angenehm wechselnd, seine Spalten. Hieraus ergibt sich, daß nicht der Inhalt

sondern die **Form** dem Feuilleton das ihm eigenthümliche Gepräge verleiht, welchem der Schriftsteller sein individuelles Gepräge beifügt. Denn es wäre Irrthum zu glauben, das Feuilleton müsse, um seinem Charakter nicht untreu zu werden, leicht und flatterhaft, witzig und launig geschrieben sein. Es ist richtig, das Wesen des Feuilletons besteht vornehmlich in dem, was der Franzose „elan“ nennt, im Modern-Geistreichen, Prickelnden und Pikanten, das Aperçu spielt eine große Rolle, der Witz schlägt seine schalkhaften Purzelbäume, die Antithese treibt ihr blendendes Spiel, das Paradoxon macht sich geltend, der Humor zeigt sein weltverachtendes Antlitz und glühende, schillernde Epitheta springen kunterbunt durcheinander; aber der Ernst ist nicht ausgeschlossen, das Schwere und Wuchtige ringt mit dem Leichtfüßigen nach Geltung, Sonnentag und Regentag wechseln mit einander ab, der hoffnungsselige Frühling schreitet einher neben dem melancholischen Herbste, die lustige Lerche tiriliert ihr Lied und die schwermüthige Nachtigall schluchzt im Gesange. Ferdinand Kürnberger, der verstorbene geistreiche und originelle Wiener Feuilletonist, hat mit seinen echt schrullenhaften, doch immer gehaltvollen Arbeiten bewiesen, daß sich Ernst und Tiefe mit dem Charakter des Feuilletons gar wohl vertrage und es ein Zeichen von Flachköpfigkeit sei, ausschließlich Leichtigkeit im Feuilleton zu suchen.

Und zum letzten Mal: Was ist ein Feuilleton?

Nur der Poet, aber nicht bloß der Poet im Selbstschaffen, sondern auch der Poet im Nachempfinden vermag die richtige Antwort zu geben. Es gibt keine erschöpfende Definition des Feuilletons; es ist ein unsagbares, mannigfach wechselndes Etwas von unbestimmter Farbe und Form. Es gleicht bisweilen einem Stillleben, bisweilen einem Genrebildchen im Style der niederländischen Maler; es fordert von seinem Schöpfer lyrisches Vermögen und ist dem lyrischen Gedichte verwandt, indem es gleich diesem der subjective Ausdruck einer in sich geschlossenen, individuellen Persönlichkeit ist und den süßen, zauberhaften Duft eines lyrischen Gedichtes ausströmt. Es ist beachtenswert, daß Heine ein großer Lyriker und ein großer Feuilletonist gewesen. Im echten Feuilleton, abgesehen von den rein wissenschaftlichen Arbeiten, welche manchmal als Feuilleton zum Abdruck gelangen, liegt Poesie, und nicht allein Poesie des Wortes, sondern, was mehr ist, Poesie der Farbe und Gestalt; es athmet Stimmung und ruft Stimmung im Leser hervor wie ein lyrisches Gedicht oder wie eine Sommerlandschaft, wenn der große Pan schläft in der Natur, die Blumen in hellen, lebendigen Farben prangen und einen intensiven, aromatischen, fast betäubenden Duft ausgießen, wenn alles Leben von Ueppigkeit überschwillt und die Natur in Wollust schwelgt, wenn ringsum Jegliches in eine zauberische, müde, angenehm einschläfernde Ruhe gehüllt ist und nur ein seltsamer Vogel seine Stimme bisweilen hören läßt oder irgendwo ein Heimchen zirpt. Das Feuilleton läßt sich ebensowenig definieren als die Wolke oder die Blume oder das Weib. Was will es bedeuten, wenn Einer mit steifleinener, pedantischer Lexikonweisheit sagt: Die Wolke ist eine atmosphärische, aus Wasser bestehende, in der Luft schwebende Masse; die Blume ein aus Staubgefäßen und Fruchtknoten zusammengesetztes, die Erzeugung des Samens bezweckendes, organisches Gebilde, nach dessen Vollendung das Pflanzenleben theilweise zu sinken oder gänzlich zu ersterben beginnt; und das Weib ist ein durch seinen Organismus wesentlich vom Manne verschiedenes Individuum. Die zopfige Lexikonweisheit sagt nichts; sie faßt Alles rein äußerlich auf. Anders der poetische Geist.

Er starrt stundenlang in die Wolken, schaut träumend ihrem phantastischen Wandern und Treiben zu und erfreut sich an ihren sonderbaren, bald komisch-barocken, bald schrecklich dräuenden, bald zarten und flockigen, bald massigen und schwerfälligen Formationen; er hat seine Lust an dem süßen Schmelz der Blume, ihrem Duft, ihrer Farbenpracht und Gestalt; und das Weib ist ihm ein ewig unerklärliches, geheimnisvolles Wesen, eine Sphinx, über deren Räthsel er zeitlebens vergeblich brütet oder an dessen Lösung er zu Grunde geht. Und das Feuilleton, es gleicht der Wolke, der Blume, dem Weibe: es ist unerklärbar.

Ich möchte es mir am liebsten in der Gestalt eines Mädchens vorstellen, dessen zarter, feiner, graziöser Körperbau die Französin verräth. Alle Bewegungen des Mädchens sind von unbeschreiblichem Liebreiz, der Fuß ist fortwährend zu einem anmuthigen Tanze bereit, das duftende Haar flattert frei und ungezwungen auf die Schultern herab, um den rothen Mund spielt ein schalkhaftes, von einem ironischen Anfluge nicht freies Lächeln, und er ist halb geöffnet, wie um einen Witz zu sagen, die Wangen sind von zartem Incarnat, die Augen freundlich und tief und von träumerischem Glanze beseelt und an der Stirn lagert ein stiller, schöner Ernst. Das seidene Röckchen des Mädchens ist hoch geschürzt und von heller Farbe, die prunkende Rose und das bescheidene Veilchen zieren Kopf und Brust und manch' schillerndes, gleißendes Geschmeide hängt an dem weißschimmernden Halse. — So sieht das Mädchen aus. Wir können es beschreiben, aber nicht definieren.

Kleine Menschen — Entrée zehn Kreuzer!

Zu den possierlichsten Dingen einerseits und zu den verstimmendsten andererseits, die man auf Jahrmärkten u. dgl. sehen kann, sind die Zwerge, die für Geld gezeigt werden. Ich habe mich kaum jemals entschließen können, an einem solchen Kerlchen meine Neugierde zu befriedigen durch Begucken, Befragen oder gar Betasten, wie es Andere thaten. Mich dauerten die armen Wesen zu sehr, als daß ich mich von ihnen unterhalten lassen konnte, obzwar sie oft sehr munter, graziös und liebenswürdig sein können. Mir gieng es stets heiß und kalt durch mein Herz, ja es schwindelte mir im Kopfe, es war wie ein unerhörter Traum im Wachen, wenn so ein zwei bis drei Fuß hoher Mann in Husarenuniform, mit Schnurbart und Glatze vor mir auf dem Tische stand, neben ihm vielleicht die um einen halben Kopf kleinere Dame in decolletierter Balltoilette, Beide mit feinen Salonmanieren mich begrüßend und unterhaltend. Und ich hätte mich da in Blick und Wort mit ihrer Körperbeschaffenheit befassen sollen? So pöbelhaft konnte ich niemals sein.

Und doch hätte ich mir denken können, daß die Leutchen gegen derlei Taktlosigkeiten kein Gefühl haben; es war nie da oder es ist vernichtet worden. Sie setzen ihr Unglück in Geld um und damit genug. Ja, einen Zwerg sah ich, der hielt es für ein großes Glück, schon durch seine bloße Existenz — ohne alle Arbeit — Geld erwerben zu können. Dem sagte ich aber und sagte es ohne Scrupel: Besser ein kleiner Mensch als ein großer Taugenichts.

Die Behauptung, daß Zwerge, weil sie ein kleineres Gehirn haben, auch weniger Intelligenz besitzen müßten, ist so unrichtig, als es jene wäre, daß Riesen weitaus gescheiter sein müßten, als Leute von normaler Größe, weil sie ja ein größeres Gehirn im Kopfe tragen. Besonders viel geistige Fähigkeiten besitzt weder der Riese noch der Zwerg, was seine Ursache wohl in ihrer Lebensweise haben mag, so bei Letzterem, dessen abnorme Gestalt schon in früher Kindheit die Erziehung und geistige Ausbildung zu beeinflussen pflegt.

Indeß können Zwerge überaus witzig und schlagfertig sein. Fürsten des Mittelalters haben sie als Hofnarren zu halten beliebt und dabei viel Amusement gehabt, namentlich dann, wenn sie unter den Kleinen eine Koboldfigur fanden, die in ihrer Mißgestalt komisch wirkte und jenen scharfen Witz besaß, der nicht selten bei Buckligen vorhanden ist. Gegen das Ende des Mittelalters wurden die Zwerge wieder Mode an den Höfen und nach dieser Zeit, vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, kommen in der Geschichte der europäischen Regenten fast überall Pygmäen vor, die mit Kaisern und Königen verkehrten.

Am Hofe zu Madrid befand sich damals der Zwerg Louisillo, ein geborener Niederländer, von dem die Chronisten berichten, daß er vollkommen schön gewachsen gewesen sei und, geistig hochbegabt, alle Welt in Erstaunen versetzt habe. Man hatte besonders seine Freude an ihm, wenn er mit zierlichster Grazie einen eigens für ihn angeschafften Pony ritt, denn er machte mit diesem Miniaturrößlein alle Künste der hohen Schule durch. Roß und Reiter zusammen waren nicht höher als anderthalb Ellen. Der Connetable von Castilien bewirtete einst den König und bei diesem Feste tanzte Louisillo mit einem Miniaturmädchen, welches der Königin als Sclavin geschenkt war, im Indianercostüm eine Art von Fandango, wobei das zierliche Paar den Takt auf kleinen Trommeln schlug.

Im Jahre 1568, als Herzog Wilhelm von Baiern mit der Prinzessin Renata von Lothringen in München Hochzeit hielt, wurde eine Pastete aufgetragen, aus welcher ein drei Spannen hoher Zwerg herausstieg. Das Kerlchen trug einen vergoldeten Küraß, hatte eine Fahne in der Hand, spazierte auf der Tafel herum und machte den Gästen höchst graziöse Complimente.

Einer der geistreichsten Zwerge war Antoine Godeau, geboren 1605 zu Dreux in der Diöcese von Chartres. Er genoß bei einem gelehrten Verwandten eine vorzügliche Erziehung und zeichnete sich schon in frühen Jahren als Dichter aus. Der Oheim nahm ihn dann in besondere Protection und lud eine Gesellschaft von Gelehrten ein, des kleinen Poeten Werke anzuhören. Aus dieser Versammlung entstand nachmals die französische Akademie, zu deren Gründung der Hofnarr des Cardinals Richelieu mitwirkte. Man sagte daher später, der Ursprung der französischen Akademie sei einem Narren und einem Zwerge zu verdanken.

Godeau widmete sich dem geistlichen Stande, ward ein vorzüglicher Kanzelredner und wurde schließlich zum Bischof erwählt. Er übte sein hohes Amt, welches er dem Cardinal Richelieu verdankte, mit großer Gewissenhaftigkeit.

Ein Zwerg, Namens Bebe, lebte am Hofe Königs Stanislaus von Polen. Der kleine Schützling spazierte auf der königlichen Tafel umher und hatte seinen Sitz auf den Armen des Lehnstuhls Sr. Majestät. Als er den König auf einem Spaziergang begleitete und eine Wiese betrat, deren Gras ihm über den Kopf gieng, glaubte er sich verirrt zu haben und schrie um Hilfe. Im sechzehnten Jahre er-

reichte Bebe eine Größe von 22 Zoll, allmählich aber begann er nun zu altern, er wurde krumm und kränkelte geistig und körperlich. Erst in den letzten Tagen seines Lebens, das mit 23 Jahren endete, erwachte sein Geist wieder, erstaunt hörte seine Umgebung Reden, die von hohem Gedankenfluge zeugten. Der König Stanislaus ließ dem Zwerge ein Epitaph setzen.

Czar Peter der Große hatte eine solche Vorliebe für Zwerge, daß er in seinem ganzen großen Reiche alle Miniatur-Menschen zusammen laden ließ, um eine geplante und im Jahre 1710 zu Stande gekommene Zwergen-Hochzeit mitzufeiern. Es gelang dem Selbstherrscher aller Reußen, 72 Zwerge beiderlei Geschlechts bei diesem Pygmäenfeste zu vereinen und sie als ebenbürtige Collegen den Brautleuten, einem auserlesen hübschen Miniaturpaare, als Gäste vorzuführen. Da fand die Trauung statt. Tags zuvor hatten zwei Miniatur-Cavaliere in einem Miniatur-Wagen die Einladungen zur Hochzeit besorgt. Den Trauungszug eröffnete ein Zwerg als Marschall, dem kleinen Brautpaar folgte der große Czar, begleitet von mehreren Ministern, Kneesen, Bojaren, Officieren 2c., dann trippelten hinterdrein die 72 Duodezgäste aus allen Theilen des Reiches, manche hatten über 200 Meilen Reisen gemacht. Den Zug schlossen große Scharen von Leuten aller Stände. Bei der Copulation hielt der Kaiser den russischen Brautkranz über dem Paare.

Beim Hochzeitsmahle saßen Braut und Bräutigam mit ihren Miniaturgästen an der Ehrentafel mitten im Saale, die erwachsenen Personen hatten sich ringsum an den Wänden niedergelassen, um dem Treiben der Kleinen bequem zuschauen zu können. Und dies Treiben bewegte sich ganz en miniature, denn die kleinen Festgenossen wurden von kleinen Lakaien bedient, tranken aus Liliput-Bechern und speisten von Zwergen-Schüsseln. Ein Miniaturball schloß das märchenhafte Fest erst in später Mitternacht.

Das ist Alles sehr lustig. Aber Paul Heyse sieht die Sache mit den Augen des Dichters an und solche Augen erblicken ganz Anderes, als das Possierliche, bei welcher eine Welt von Philistern lacht. Paul Heyse erzählt von dem Seelen- und Gemüthsleben eines Zwerges und von Conflikten, welche durch dessen Winzigkeit mit dem Menschen und der Welt entstehen und die auch bei einem Zwerge riesengroß sein können. Es wird nun allerdings nicht viele solche Mißgeburten geben, die ähnlich tief und großherzig angelegt sind, als jene, die uns der Dichter in seiner Novelle: „Grenzen der Menschheit“ vorführt. Er stellt dem Zwergen einen Riesen gegenüber; Beide schließen miteinander Freundschaft, um sich gemeinsam vor der indiscreten Menge zu schützen, um sich gegenseitig zu dienen, zu trösten, zu ergötzen, zu lieben. Der Riese ist unter Beiden der harmlosere, naivere, der leidende Theil, während der Zwerg stets thatenlustig, muthig, berechnend ist und eine tiefe Lebensanschauung besitzt, die im Vereine mit einem köstlichen Humor sein Leben trägt und verklärt. Nun kommt aber die Liebe dazu! Der Zwerg verliebt sich in ein schönes, hochgestelltes Mädchen; sie ist seine Seligkeit; er verzichtet wohl in vorhinein auf jegliches Glück, aber sehen will er sie bisweilen und einmal — das ist ihm das höchste Ziel seines Lebens — unbemerkt an ihr Kleid streifen. So schleicht er ihr eines Abends, als sie vom Theater nach Hause geht, leise nach; tagsüber pflegt er so wenig wie sein Freund, der Riese, auszugehen, weil sie sich vor den gaffenden Leuten fürchten. Aber an diesem Abende steigt der kleine Mann dem angebetenen Mädchen nach; da wird dieses unterwegs von einem betrunkenen Gesellen insultiert. Der Zwerg stürzt herbei, will mit seinem winzigen Spazierstöckchen das Fräulein

vertheidigen; der Betrunkene aber bückt sich, hebt den kleinen Ritter vom Boden auf und wirft ihn an die Mauer, daß er lautlos zu Boden fällt und liegen bleibt in seinem Blute. —

Das ist es. Der Zwerg kann den Kampf um's Dasein nicht mitringen. Will er nicht wie ein Bettler warten, was an Brosamen freiwillig für ihn abfällt, so bleibt ihm nur übrig, sich als possierliches Augenstücklein für's allzeit frivole Publikum seinen Unterhalt zu erjagen. Ein heller und ausgebildeter Geist im Zwergenkörper muß viel, sehr viel Humor besitzen, um sein Los ertragen zu können.

Gerne ist man geneigt, Zwerge wie Kinder zu behandeln, während sie oft schon in gesetztem Alter und Ehegatten (selbstverständlich von ihresgleichen) sind. Und es ist in der That schwer, eine solche Miniaturfamilie und ihre Miniaturwohnung mit all' ihren Miniaturgeräthen anders als eine Spielerei zu denken. Unser empfindender Gedanke stößt sich ordentlich in solchen Engen und immer wieder kommt uns die Vorstellung obenan, als hätten wir es mit Automatenpuppen zu thun, und jedenfalls mit weniger vollkommenen Wesen als wir selbst sind. Und wenn uns schließlich doch die Vernunft belehrt: Sie haben eine Seele wie wir, die gleichen Freuden, Leiden und Leidenschaften wie wir — da erschrecken wir. Und haben Ursache zu erschrecken vor unserer eigenen Unzulänglichkeit, zwischen uns und ihnen das richtige Verhältnis zu finden.

Wenn ein Mensch seine Talente und erworbenen Fertigkeiten zu Markte trägt, als etwa zu klettern, Taschenkünste zu vollführen und dergleichen — wohlan, das ergötzt ohne zu verletzen, man bezahlt. Aber sein armseliges Körperlein für Geld herzeigen müssen, das ist traurig. Und noch trauriger ist es, daß es Leute gibt, die sich damit belustigen können.

Holtei erzählt uns in seinen „Vagabunden“ von einem Manne, der mit Mißgeburten handelte, sowie Andere mit Vögeln oder sonstigen Thieren, und der sogar eine Art von Mißgeburtenzüchterei errichtete. Riesen und Zwerge waren die gewöhnlichsten. In welchen Kreisen aber hat der Mann die Gunst des Publikums gefunden? In großen Städten und Fabriksorten, wo der Pöbel auf der Straße zusammenläuft.

Gebildete Menschen sind der Meinung, die armen Wesen gehörten in entsprechende Versorgungsanstalten, die ihrem Leben einen andern Inhalt zu geben vermögen, als den Hohn: Entrée zehn Kreuzer!

Ein Haupttreffer.

Es war am 3. November des Jahres 1872. Wir saßen, meine Eltern, meine Geschwister und ich, beim Frühstückstische und meine Mutter las uns nach alter Gewohnheit das Interessante aus den eingelaufenen Zeitungen, die sie, eine Frühaufsteherin ohnegleichen, schon durchgesehen hatte, vor. Plötzlich wendete sie sich an mich.

„Da ist eine Notiz, die Dich besonders interessieren wird," sagte sie mir und las dann: „(Haupttreffer.) Bei der vorgestrigen Ziehung der Sechziger-Lose fiel der Haupttreffer im Betrage von 300.000 Gulden auf das dem Freiherrn von Eichenau gehörige Los Nr. 14 der Serie 11.748."

Das interessierte mich und die Meinen in der That ganz besonders, denn Freiherr v. Eichenau war, nur um wenige Jahre älter als ich, einer meiner intimsten Freunde. Ich suchte ihn denn auch noch am selben Morgen auf, um ihm unsere Glückwünsche zu überbringen, die umsobesser angebracht waren, als, wie wenigstens mir kein Geheimnis war, dieser Haupttreffer ihm die Erfüllung seiner höchsten und theuersten Wünsche bringen sollte. Eichenau liebte nämlich ein durch alle Eigenschaften des Geistes und des Herzens gleich ausgezeichnetes schönes Mädchen, war aber, trotzdem er von ihr wiedergeliebt wurde, an der Hoffnung, sie je die Seine nennen zu dürfen, fast verzweifelt, da einerseits das kleine Gut, welches er in Steiermark besaß und selbst bewirtschaftete, kaum abwarf, was er allein zu einem sehr einfachen Leben brauchte, andererseits Mariannens Vater, ein hoher Regierungsbeamter, seinem Kinde nur eine sehr kleine Mitgift geben konnte. Als ich zu Eichenau kam, der damals gerade Schritte gethan hatte, um eine seinem Wissen- und seiner socialen Stellung entsprechende Verwendung in einer der zu jener Zeit neugegründeten Bankanstalten zu finden und sich auf diese Weise ein Einkommen zu schaffen, das ihm zusammen mit dem Erträgnisse des Gutes, welches er dann verpachten wollte, gestattet hätte, der Geliebten ein sicheres Heim zu bieten, fand ich ihn in einer ungeheuren nervösen Erregung. Das unerwartete Glück hatte ihn um seine ganze sonstige Ruhe gebracht. In fieberhaften Worten und fast zusammenhanglos erzählte er mir, wie er das Los, um einige kleine Ersparnisse anzulegen, vor ganz Kurzem gekauft und die freudige Nachricht erst von einem Diener erfahren habe, den man von der Wechselstube, in welcher er dasselbe gekauft hatte, zu ihm gesendet. „Ich habe sofort das Nothwendige veranlaßt, um mir den Treffer augenblicklich auszahlen zu lassen," fügte er hinzu; „dann bin ich zu Mariannens Vater gegangen, der ja mit unserer Verbindung ganz einverstanden war, habe mich Mariannen zu Füßen geworfen und in sechs Wochen ist Hochzeit."

Ich beglückwünschte Eichenau nochmals auf's Herzlichste und versuchte dann seine Aufregung zu beruhigen, indem ich ihm von anderen gleichgiltigen Dingen sprach. Er aber, der sonst für Alles Interesse hatte, verhielt sich, wie es ja endlich auch natürlich war, Allem, was ich ihm mittheilte, gegenüber sehr gleichgiltig und kam immer auf das große Ereignis zurück. Als ich sah, daß meine Ver-

suche, ihn ein wenig davon abzubringen, resultatlos seien, gieng ich auf sein Thema ein und wir plauderten darüber, wie er sein zukünftiges Leben einrichten werde; zufällig sprach ich den Namen der Bankanstalt, bei der er sich um einen Posten beworben hatte, aus.

„Darauf hatt' ich ganz vergessen," rief er; „jetzt, wo ich habe, was wir zum Leben brauchen, werd' ich meine größte Freude, die Bewirtschaftung meines Gutes, nicht aufgeben; ich werde den Herren für ihr freundliches Entgegenkommen danken und möge ein Anderer mit dem mir versprochenen Posten glücklich werden. Das wollte ich eigentlich sofort thun," fügte er hinzu; „willst Du mich begleiten?"

„Gerne," war meine Antwort und wir giengen zusammen nach der unweit von Eichenau's Wohnung gelegenen Bank, um den auch mir persönlich wohlbekannten Director aufzusuchen.

„Ich weiß, warum Sie kommen," empfieng uns dieser, Eichenau warm die Hand schüttelnd; „ich habe aus den Blättern die Nachricht von Ihrem Glücke gelesen und finde es ganz natürlich, wenn Sie nun keine Lust mehr haben, sich in unseren Bureaux Augen und Lungen zu verderben."

„Sie haben richtig gerathen, Herr Director," erwiderte Eichenau, „ich verheirate mich, werde mein Gut bewohnen und nur im Winter auf einige Monate nach Wien kommen; ich danke Ihnen also auf's Beste für Ihr freundliches und wohlwollendes Entgegenkommen und bitte Sie, über den mir zugedachten Posten zu disponieren."

„So, so, Sie heiraten?" sagte der Director. „Na, da muß auch ich das Meinige thun. Haben Sie Schritte gethan, um sich den Treffer sofort auszahlen zu lassen?"

„Jawohl," antwortete Eichenau, „aber ich verstehe durchaus nicht, wieso —"

„Erlauben Sie," unterbrach der Director, „ich will Ihnen einfach einen Rath geben, den Sie sehr zufrieden sein werden, befolgt zu haben. Credit werden zuverlässig in der allernächsten Zeit bedeutend steigen; kaufen Sie, was Sie können. Wenn Sie in einiger Zeit wieder losschlagen, werden Sie, ohne damit ein einzigesmal an der Börse gespielt zu haben, Ihren Kindern ein wirklich bedeutendes Vermögen hinterlassen können."

Ich versuchte es, ängstlich geworden, mich in's Mittel zu legen; es wurden aber bereits andere Personen gemeldet und wir mußten uns wohl oder übel zurückziehen.

Wieder mit Eichenau allein, wendete ich Alles auf, um ihn davon abzubringen, dem Rathe des Bankdirectors zu folgen, weniger, weil ich einen Verlust bei dieser Speculation fürchtete, als weil ich besorgt war, er könne, durch den Erfolg verleitet, sich zu neuen Geschäften hinreißen lassen und dann bedeutende Verluste erleiden. Als ich Eichenau endlich auch diesen Grund angegeben hatte, fieng er herzlich zu lachen an.

„Nein, lieber Freund," rief er, „das brauchst Du nicht zu befürchten. Zum Börsianer habe ich nicht das Zeug; ich will dies eine Geschäft machen, weil ich es für sicher halte und ich schlimmstenfalls doch nicht sehr viel riskiere, und gebe Dir mein Ehrenwort, daß es mein einziges bleiben wird. Bist Du nun zufrieden und beruhigt?"

Das war ich nun und schlug Eichenau auch die Bitte, ihm meinen Vormittag zu widmen und ihn auf seinen Gängen zur Behebung des escomptierten Haupttreffers und zur Einleitung seiner Speculation zu begleiten, trotz der herrschenden Kälte nicht ab. Es war inzwischen fast eilf Uhr geworden und da die Börse bereits um zwölf Uhr wieder eröffnet wird, mußten wir uns sehr beeilen, um innerhalb so kurzer Zeit das Geld

beheben und die Börse-Ordre geben zu können. Zunächst fuhren wir zu dem Banquier, den Eichenau mit der Escomptierung des Treffers beauftragt hatte. Eichenau gieng in die Bureaux hinauf, ich erwartete ihn im Wagen. Zu meinem Erstaunen blieb er sehr lange aus. Als er endlich herunterkam, erzählte er mir, während wir nach einem anderen Bankhause, jenem, welches er mit dem Kaufe der Credit betrauen wollte, fuhren, daß an den Cassen ein so ungeheurer Andrang geherrscht habe, daß er sich endlich an den Chef des Hauses habe wenden müssen, um die Auszahlung zu beschleunigen. „Was aber ganz besonders widerwärtig ist," fügte er hinzu, „ist diese alberne Manie, in Bureaux einzuheizen, als wollte man Brot backen, man sieht wirklich, daß die Herren Beamten das Brennmateriale nicht selbst bezahlen müssen. Ich habe mich dabei jedenfalls tüchtig erkältet, denn ich konnte meinen Pelz nicht ablegen und habe gefühlt, daß mich, als ich wieder in's Freie trat, ein kalter Schauer überlief." Inzwischen waren wir am Ziele unserer Fahrt angelangt und Eichenau stürmte aus dem Wagen, um von den circa 222.000 Gulden, die ihm nach Abzug der dem Staate zukommenden Gewinnststeuer von 20 Percent und des sechspercentigen Escomptes für die sofortige Ausbezahlung waren übergeben worden, die erforderliche Deckung für die zu unternehmende Speculation zu erlegen. Mir war, ich muß es gestehen, abermals einen Moment recht bang, denn wenn auch der Bankdirector, der Eichenau den Rath gegeben, ein außerordentlich tüchtiger und klarsehender Mann war, so konnte er sich ja doch einmal irren oder einer der an der Börse so häufigen Zufälle anstatt der erwarteten Hausse eine Baisse bringen. Als aber Eichenau, nachdem es wieder eine gute Weile gedauert, heiter lachend zurückkam und, indem er dem Kutscher zurief „Zum Sacher!" mit den Worten: „Jetzt habe ich Mariannen und den Kindern, die sie mir hoffentlich schenken wird, ein wirklich angenehmes Leben gesichert," zu mir in den Wagen stieg, kam auch mir die Zuversicht wieder. Als wir uns bei Sacher in einem ruhigen Cabinet hinter einer bordeauxroth schimmernden, von ehrwürdigstem Staube überzogenen Flaschenbatterie verschanzt hatten, um das zweite Frühstück einzunehmen, schwand angesichts der strahlenden Heiterkeit und des unendlichen Glückes meines guten Eichenau auch die letzte Besorgnis, ich gab mich ganz dem Gefühle der Freude hin und sagte ihm mit wahrem Enthusiasmus zu, bei seiner Hochzeit der Brautführer zu sein.

Gegen zwei Uhr fuhren wir wieder zur Börse, um nach den Cursen zu sehen. Credit waren um fünf Gulden gestiegen und Eichenau gewann bereits an 22.000 Gulden! „Das ist wenigstens den Schnupfen, den ich mir geholt habe, wert," meinte Eichenau. Dann trennten wir uns; er gieng, seine Braut zur Promenade abzuholen, ich wendete mich wieder meinen eigenen Angelegenheiten zu.

* * *

Innerhalb einer Woche waren die Actien der Creditanstalt um mehr denn dreißig Gulden gestiegen, und als Eichenau endlich verkaufte, hatte er über 130.000 Gulden gewonnen.

Mit der fieberhaften Aufregung eines Menschen, der zu lange an einem Glücke zweifelte, als daß er es, einmal erreicht, mit Ruhe und Gleichmuth genießen konnte, betrieb er die Vorbereitungen zu seiner Verheiratung und brachte es dadurch, daß er überall selbst nachsah und die Leute aneiferte, wie er nur konnte, wirklich zu Stande, daß Schneiderinnen, Modistinnen, Wäschelieferanten und all' die anderen Geschäftsleute, die zur Herstellung einer eleganten Ausstattung beitragen, rechtzeitig fertig wurden und er thatsächlich

nach sechs Wochen heiraten konnte. Bald wäre er aber selbst die Ursache einer Verschiebung der Hochzeit geworden. Er hatte nämlich in dem Trouble der Vorbereitungen in Wien und der Herrichtung des Schlosses auf dem Gute, wohin er sich nach der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau begeben wollte, auf die Erkältung, die er sich bei der Eincassierung des Haupttreffers geholt, nicht geachtet, aus dem einfachen Schnupfen, der mit einigen Tagen Zimmerarrest zu beheben gewesen wäre, war ein Bronchialkatarrh geworden und er war endlich gezwungen, sich zu Bette zu legen. Aber der Hochzeitstag rückte heran und Eichenau verließ nach wenigen Tagen, trotz des Einwendens des Arztes, das Bett wieder, da er um nichts in der Welt die Hochzeit verschieben wollte. „Das Glück, lieber Freund, und der warme Himmel Italiens werden mich bald von meinem Unwohlsein befreien; jetzt habe ich keine Zeit, krank zu sein." war seine Antwort auf meine Bedenken. So wurde er denn am festgesetzten Tage Mariannens glücklicher Gatte.

Als wir, einige intime Freunde und ich, das junge Paar nach dem Südbahnhofe begleitet hatten, sagte er uns noch, bereits im Coupé, lachend: „Ich wollte, es wäre heute in der Kirche etwas von der überflüssigen Wärme der Bankbureaux zu spüren gewesen, ich habe jämmerlich gefroren." Dann läutete es zum drittenmale, ein letzter Händedruck, ein Pfiff und das junge Paar dampfte nach Süden.

* * *

Durch lange Wochen hörte ich nur durch Mariannens Vater, wo sich das Ehepaar befinde, direct erhielt ich keinerlei Nachrichten, wunderte mich auch nicht darüber: verliebte Hochzeitsreisende ziehen eben Spaziergänge im Mondenscheine oder Fahrten im Golfe von Neapel dem Briefschreiben selbst an die besten Freunde vor. Nur einmal schrieb mir Eichenau ganz kurz, er habe seinen Katarrh, der chronisch geworden, noch immer nicht losbekommen und bat mich, über einen italienischen Arzt, der ihm war empfohlen worden, Erkundigungen einzuziehen. Im Uebrigen sei er viel zu glücklich, um seine Zeit mit Briefschreiben zu verbringen. Ich zog die gewünschten Auskünfte, die sehr günstig waren, ein, dann hörte ich wieder nichts weiter. Endlich kam in den ersten Tagen des Mai das junge Paar zurück, um noch einige Wochen in Wien zu verleben, bevor es auf's Gut gieng.

Ich fand Eichenau sehr schlecht aussehend. Es war abgemagert, das Gesicht eingefallen und er hustete beständig, wies aber meine Besorgnisse mit der Versicherung, der Arzt in Neapel habe erklärt, es sei nichts, ab. Ende des Monats giengen Eichenau und seine junge Frau, die sich Mutter fühlte, auf ihr Gut und abermals vergiengen Wochen, ohne daß ich von ihm Nachricht hatte, bis er eines Tages unerwartet bei mir eintrat. Er sah schreckenerregend schlecht aus und sagte mir, er sei auf dringendes Bitten seiner Frau nach Wien gefahren, um Professor Skoda über seinen Zustand, der, anstatt sich zu bessern, sich verschlimmere, zu consultieren. Da ich Professor Skoda persönlich kannte, begleitete ich Eichenau. Der berühmte Arzt untersuchte Eichenau genau und erklärte dann, es werde wohl nichts sein, er möge nur inzwischen sich einem Regime, welches er genau angab, unterwerfen und in Kurzem wiederkommen. Eichenau, überglücklich und gänzlich beruhigt, kehrte noch am selben Tage zu seiner Frau zurück; ich aber erhielt bereits am folgenden Morgen einige Zeilen, in denen mich Skoda aufforderte, sofort zu ihm zu kommen. Ich beeilte mich natürlich, diesem Wunsche zu folgen, und da theilte er mir denn unumwunden mit, daß Eichenau brustkrank geworden und nach

menschlicher Voraussicht nicht mehr zu retten sei.

Tieferschüttert unterzog ich mich der peinlichen Aufgabe, dies Mariannens Vater, Eichenau's Eltern waren beide schon gestorben, mitzutheilen. Dann wurden die nothwendigen Maßregeln ergriffen. Man beschloß, vorläufig auch Marianne noch über die wahre Krankheit nicht zu unterrichten und ihr Gatte wurde angeblich gegen einen chronischen Bronchialkatarrh behandelt. Anfangs September aber war Mariannen, so gerne man es schon aus Rücksicht für ihren Zustand gethan hätte, die Wahrheit nicht mehr zu verbergen. Die tapfere, junge Frau trug den Schlag mit heroischem Muthe. Unter dem Vorwande, daß dies für ihre Gesundheit erforderlich sei, wurde Eichenau, der, wie die meisten Brustkranken, seinen Zustand für durchaus ungefährlich hielt, bestimmt, wieder nach Italien zu gehen. Dort schenkte Marianne gegen Ende October einem reizenden, kleinen Mädchen das Leben und dort auch hauchte mein armer Freund in den ersten Tagen des Monats Februar 1874 seinen Geist aus, tief betrauert von Allen, die ihn je gekannt.

Die junge Witwe ist in Italien geblieben. Sie hat eine hohe, eine heilige Mission zu erfüllen, sie muß ihr Kind, welches vielleicht den Keim der tödtlichen Krankheit bereits in sich trägt, dem Leben erhalten.

S. („Presse“.)

Der Fleischhacker.

Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Ig. Freunthaller.

Auf der Reichendorfer Straße wälzt sich eine dichte Staubwolke gegen Hainau hin; in der Staubwolke aber rasselt ein Fleischerwagen, daß Kies und Funken stieben.

Ein Schwerfuhrwerk, das vorne fährt, hat kaum Zeit, beiseits zu weichen; der ergrimmte Fleischer aber führt einen wuchtigen Peitschenhieb gegen den Fuhrmann, dann verdeckt Roß und Wagen wieder die Staubwolke — bis zum „Ochsenwirt“ in Hainau. Dort springt er fluchend ab.

Er ist Fleischhauer in Sitzhausen; eine hochstämmige, kräftige Mannsgestalt mit kühnem Blicke und sicherem Auftritt. Ein kurzes, blondes Schnurrbärtchen ziert die sonst derben Züge, ein rothseidenes Halstuch umfängt den Hals und ist vorn mit einer goldblitzenden Busennadel befestigt. An der veilchenblauen Plüsch-Weste schimmert eine gewaltige Silberkette mit etlichen Hirschgrannen-Anhängseln, die Lenden sind mit einer eingerollten, weißen Schürze umgürtet und die tiefschwarze Hose setzt sich unterm Knie in Leder fort. Sonst steckt der junge Mann noch in tiefbrauner Jacke, wo aus jeder der fünf Taschen ein weißes Schnupftuch lugt.

Dem herzueilenden Hausknechte in Hemdärmeln und weißer Schürze wirft er geringschätzig die Zügel entgegen, befiehlt ihm mürrisch, den schadhaften Wagen — es war eine Feder geborsten — zum Dorfschmied zu führen und das Roß gehörig ausschwitzen zu lassen. Denn er sei von Reichendorf her in „drei Minuten“ gefahren.

Er eilt nun pfeifend in die Wirtsstube. Sie ist menschenleer. Sofort kehrt er um.

„He, Wirtsleut', Niemand da?“

In diesem Augenblicke poltert es schon von der Stiege in eiligen Tritten.

Der Wirt ist's, der Ochsenwirt in Hainau. Verwundert reißt er die Augenbrauen hoch, dann grüßt er den mittlerweile wieder in die Stube getretenen Gast.

„Auch einmal in Hainau?" fragt er.

Der Gast räuspert sich nachdrücklichst, kehrt ihm den Rücken und hockt sich auf eine der etlichen Lehnbänke. Seine Peitsche aber gibt er zwischen die Knie.

„Bring' mir voneh' einen Wein!" fährt er ihn barsch an.

Der Wirt nickt und geht. Als er wiederkommt und dem mürrischen Gaste den Trank vorsetzt, wirft jener im regelrechten Bogen seinen Speichel gegen die Thür, hebt das Glas möglichst hoch und prüft die Farbe des Weines.

„Ist ein echter Retzer!" betheuert der lächelnde Wirt, denn er erräth die Gedanken des Gastes.

Doch dieser fährt wild empor. „Retzer, Retzer?" ruft er und lacht höhnisch dazu, „der Wein hat Retz noch nie g e s e h'n!"

„Kost' ihn doch voneh'!" ermuntert ihn der Wirt schier beleidigt.

Der Fleischer führt das Glas zum Munde und nippt, setzt ab, schüttelt den Kopf und nippt wieder. „Den Wein begreif' ich nicht, Wirt!" sagt er, „Du hast gepantscht!" Setzt sich und trinkt das halbe Glas leer.

Der Wirt, wohl wissend, daß die Fleischer niemals Widerspruch leiden mögen, auch nie zugeben und beigeben wollen, lenkt das Gespräch sofort auf das heutige Vorhaben seines Gastes.

„Willst heut' sicher ein Kalb oder eine Kuh?"

„Ja, weißt Du mir etwa ein rares Stück zu verrathen, Ochsenwirt?"

Achselzuckend entgegnet der Wirt: „Wohlfeil oder —"

„Na, es darf schon was kosten auch!" fährt ihm der Gast in die Frage.

„Gut," nickt der Wirt und setzt sich neben dem Fleischer hin, „in Schönriegel oben hätte der Bauer ein wunderbares Kalb! Wunderbar! Schön und wunderbar, ein Kalb sag' ich Dir —"

„Theuer?"

„Nun — ist gleich ein anderes Stück theurer!"

„Also machen wir uns hinauf, oder weißt Du mir einen braven Stier?" macht der Fleischer und biegt dabei den Peitschenstiel möglichst krumm.

„In Kohreit wär' noch ein Kalb zu kriegen — Stier weiß ich keinen!"

Der Fleischer stützt jetzt beide Ellbogen hinter sich auf die Stuhllehne und guckt nachdenklich zum Fenster, wo so viele Fliegen auf- und abrennen. „Hm," macht er, „also in Kohreit?"

„Ja und ein schönes Kalb, sag' ich Dir!" lobt der Wirt kopfnickend.

Der Fleischer gibt beide Hände auf den Tisch und trommelt mit den Fingern. „Und ein schönes Kalb!" wiederholt er. „So werden wir halt hinüberfahren!" setzt er hinzu und gähnt dabei mächtig.

Der Wirt lobt die Vorzüge des Thieres mit beneidenswerter Redegabe. Endlich trinkt sein Gast das Glas auf einen Zug leer und verlangt einen halben Liter vom Besten. Und als der Wirt wiederkommt und ihm, der ruhig vor sich hinpfeift, den Wein vorsetzt, ladet ihn dieser ein, nach Kohreit mitzufahren.

„Wenn Du nicht gar so rasend fahren thätest!"

„Rasend fahren thätest!" fährt ihn der Fleischer mißmuthig an, „ich fahr' halt gut und wie's recht ist!"

„Und wenn Du Dein Roß nicht gar so schinden thätest!" wirft ihm der Wirt weiter vor.

„Schinden thätest!" braust jener auf; „was verstehst Du von der Dressur?"

„Ich fahr' schon mit!" weicht ihm der Ochsenwirt redewendend aus und enteilt, um sich umzukleiden.

Mittlerweile knüpft sich der Gast pfeifend einen Knopf in den „Schmiß" der Peitsche — wahrscheinlich um das

Schnellfahren nicht zu vergessen — und trinkt hernach das Glas leer.

Als der Wirt in seinem Sonntagsstaate wiederkömmt, schreit ihm der Fleischer zu, einspannen zu lassen.

„Soeben ist der Knecht von der Schmiede zurück!“ lautet die Entgegnung.

„Dann geh'n wir's nur gleich an!“ erklärt jener gähnend, indem er sich langsam erhebt. Ein rasches, hastiges Erheben vom Sitze schickt sich nie gut für einen Fleischhauer, der einen Passagier männlichen Geschlechtes unentgeltlich fährt.

„Setz' Dich hinauf!“

Das geht den Ochsenwirt an, der nun auch mit allen Leibeskräften seinen umfangreichen Körper auf den Wagen schwingt.

Die Staubwolke geht gegen das Bauernhaus „Kohreit“ — denn im Gebirge hat jedes Gehöft seinen Eigennamen — und schier mitten in der Staubwolke rasselt ein Fleischerwagen, daß Kies und Funken stieben. Das Roß jagt, der Fleischer jagt und der Wind — schiebt hinten nach.

In Kohreit feilscht der Fleischer ziemlich lange um das Kalb, endlich kauft er's doch um gute zwanzig Gulden. Der Stalldirne reicht er in üblicher Weise den Zwanziger als „Trinkgeld“, kitzelt sie aber voreh'. Der Fleischer setzt ihr's handgreiflich auseinander, daß er den Zwanziger auch nicht für nichts und wieder nichts hergegeben hat. Da geht die Stallthür auf und die jüngste Magd erscheint auf der Schwelle.

„Was gibt es denn?“ fragt sie.

Der Fleischer eilt sofort dem bildhübschen Kinde entgegen.

„Mich!“ lacht er.

„Ei so!“

„Bist ein herziges Kind!“

„Freut mich!“

„Hast schon sicher Deinen Schatz!“

„Wie der Herr glaubt!“

Der Fleischhauer versucht einen Griff nach dem Mädchen, klatsch! sitzt ihm Eine auf der Wange, daß sein Gesicht jäh aufflammt.

„Was glaubt denn der Herr?“

„Ho, ho!“ macht jener wangenreibend, „bist nicht gar viel fein!“

Fluchend macht er sich jetzt an das Kalb, bindet es, zerrt es aus dem Stalle und wirft es schließlich auf den Hintertheil des Wagens, doch so fleischergerecht, daß der Kopf des armen Thieres über den Wagen hinaushängt — thalwärts gegen das Rad. Es ist zwar nicht nöthig, aber die Leute müssen sehen, daß was im Wagen liegt; vonwegen der Ehr'.

Die Beiden besteigen wieder den Wagen und fahren in aller Eil' und Hast zur unteren Wirtskeusche, wo sie etliche Bauern politisierend antreffen.

„Zwei Minuten gerade aus — nicht mehr haben wir von Kohreit her gebraucht!“ prahlt er.

Darüber lachen die Bauern.

„Hättest es in zwanzig Minuten auch gerichtet!“ sagen sie, „dem Wirt wär' derweilen der Keller auch noch nicht eingestürzt!“

„Einen Liter Wein und zwei Gläser, damit ein Geld aufgeht!“ bestellt der Fleischer für sich und seinen Begleiter. Was ein rechter Fleischer ist, muß auch im Wirtshaus gut „aufhauen“ können und nicht allein in der Fleischbank. Daher klimpert er noch viel und auffallend in den Hosensäcken.

„Mich ziemt, Deine Zwanziger werden lustig!“ fährt ein Bäuerlein auf.

„O Ihr Roth-Igeln!“ schreit der Fleischer schier beleidigt d'rein, „Ihr mögt mir doch Alle nicht an!“ und wirft seine dickbauchige Brieftasche mitten auf den Tisch hin, daß alle Gläser klirren. Die Bauern sehen einander in's lachende Gesicht und ein Alter ruft: „So ein dummes Prahlen da! Wenn Einer Geld hat, ist's allemal recht, ist allzeit gut für ihn!“ Und ein Andrer setzt hinzu: „So viel Geld muß in Sitzhausen doch hübsch rar und selten sein, wann Einer extra

herfährt und uns seinen Haufen zeigt!“ Das ist ein Spott und ein rechter Fleischer muß immer zeigen, daß ihm am Gelde nicht viel liegt.

„Drei Liter Wein her für die Durstleider!“ schreit er dem Wirt zu.

„Die paar Tropfen trinken wir leicht, wann's nicht mehr ist!“ spotten die Gäste.

Der Wirt bringt Wein und — Karten.

Sie trinken und — spielen; spielen hoch und trinken tief. Die Bauern halten sich beim Trinken und Spielen „zurück“ — der Fleischer thut es nicht. Er verliert. Schon sind über dreißig Gulden von ihm dahin, da geht die Thür auf und der Fleischhauer von „Ober-Dingen“ herein.

„Nun, Sitzhauser,“ grüßt dieser seinen Collegen, „haben Deine Bauern denn gar kein Vieh mehr, daß Du in mein Gäu (Bezirk) herein mußt?“

„Schickst Du auch Deine Knechte in mein Gäu!“ entgegnet jener gereizt, indem er eben die Karten mischt.

„So?“

„Ja!“

Der Sitzhauser theilt die Karten und erklärt zum Schlusse, daß er „spiele“.

„Wie viel steht aus?“ fragt er.

„Dreißig Gulden!“ heißt es.

„Lumpengeld!“ ruft er, spielt und — gewinnt.

„Jetzt stehen Neunzig!“ heißt es und drei Bauern ziehen fluchend und seufzend aus ihren Brieftaschen, was Zeug hält.

Der Sitzhauser spielt wieder und gewinnt wieder. Da werden die Bauern „rebellisch“ und schimpfen.

Da drängt der Ochsenwirt zum Aufbruch.

„Einspannen!“

„Nichts da!“ schreien die Bauern.

„Wie viel steht aus?“

„Hundertachtzig Gulden!“

Der Hainauer wankt mit unsicheren Schritten aus der Stube, denn es ist ihm übel geworden.

„Ich spiele!“ ruft der Sitzhauser, spielt und — verliert. Jetzt kramt e r aus der Brieftasche.

„Haben wir's ja!“ prahlt er. „So ein Schmarr'n da! Noch einmal wag' ich's!“ Und jetzt gewinnt er die Hälfte zurück.

„Aufgehört!“ macht er, zahlt und enteilt.

Draußen stampft das Roß schon ungeduldig den Boden. Der Fleischer springt auf den Wagen, auf dem der Ochsenwirt im „Weindusel“ eingeschlafen hockt.

Sie fahren nach Hainau, daß es rasselt, daß die Funken allfort leuchten. Beim Ochsenwirtshaus springt der Fleischer ab und eilt in die Stube.

„Ein Viertel, aber schnell!“

Die Wirtin, eine alte, aber starkbeleibte Person, zeigt ihm ein Gesicht voll Runzeln und tiefschattiger Falten und aus ihrem Munde keift es gar strenge: „Der Teufel hol' die Wirtschaft! Hab' es gewußt, mein ja! Und s o spät — Herrgott, s o spät!“

Der Fleischer sagt nichts, er hockt sich auf die nächste Bank und hebt die „Puchenstubner Hymne“ zu pfeifen an.

„Wo ist denn der Meinige?“ fährt ihn die Wirtin an, als sie mit gefülltem Glase in die Stube tritt.

Der Fleischer zuckt die Achseln und hebt die „Puchenstubner Hymne“ diesesmal zu singen an:

„Der Hansl hüat't d'Ochsn,
Die Gretl die Küah!“ u. s. f.

„Ob Ihr den Meinigen mitgenommhabt!“ fährt ihm die Wirtin grimmig in den Gesang.

Der Fleischer nickt bejahend.

Der Ochsenwirt kommt aber nicht zum Vorschein.

Da läuft die Wirtin hinaus und schaut auf den Wagen. Er hockt nicht oben. „Himmlischer Gottvater, wo er denn sein mag?“ Sie besiehlt dem Hausknechte, mit dem Fleischerwagen gleich nach Kohreit zu fahren und

unterwegs nachzuschauen und nachzufragen. „Etwa liegt er wo im Straßengraben?“

Und der Knecht kommt wieder, schüttelt aber den Kopf. „Liegt nicht unterwegs und ist nicht in Kohreit und beim unteren Wirt!“

Die Wirtin weiß sich vor Wuth und Sorge nicht zu fassen. „Das ist, das ist, das ist!“ ruft sie allfort händeringend, kopfschüttelnd.

Den Fleischer packt die Langeweile an, er trinkt sein Glas leer, zahlt und geht. Draußen springt er auf den Wagen.

„Und jetzt fahr' ich heimzu wie ein Schwärzer! In zwei Minuten — halt aus! Hausknecht! leuchte einmal her, ich spür' da unterm Spritzleder — sicher mein Kalb!“

Der Hausknecht leuchtet mit der Laterne unter das Spritzleder — sofort schreit er auf: „Da liegt ja —!“

„Der Ochsenwirt!“ lacht der Fleischer.

„Und ich führ' ihn noch eine Stunde spazieren!“ ärgert sich der Hausknecht.

Die Wirtin erscheint in der Schlußscene mit ungläubiger Miene. „Kann doch nicht sein!“

„Aber es ist doch so.“

Sofort schlägt sie die Hände über ihrem Graukopf zusammen. „Na, heiligste Zeit — ziemen thät' mich, ziemen thät' mich — schon so! Der Schlag muß Einen treffen, wann man das Unglück hat, so einen Mann zu haben, so einen Mann! — Nun he, hebt er sich denn noch nicht, will er etwan noch nicht auf —?“ Und sie zieht aus dem Schürzenbande einen mächtigen Löffel.

Der Fleischer hebt, der Hausknecht zerrt und die Wirtin reißt ihren Mann aus dem seltsamen Lager, wo er eingeschlummert liegt.

Der Sitzhauser aber läßt nun die Peitsche knallen und fährt heimzu wie der Sturmwind.

* * *

Die Mehrzahl der Fleischhacker geht in's „Gäu“. Zu einem rechten „Gäu-Geher“ gehört vor allem Anderen eine Tasche voll Groß- und Kleingeld, das Kleingeld zum klimpern, das Großgeld zum prahlen und schlecht zahlen, und ein tüchtiger, bissiger „Faß-an“!

Ohne Hund, ohne Stock, ohne weißer, eingerollter Schürze und Fleisch- und Beinstolz kein rechtschaffener Fleischhacker. Noch was gehört dazu: gutes Mundstück, die Kunst „Fehler“ und „Schwächen“ sofort aufzufinden, sei's an Thieren, sei's an Menschen, und darnach zu schätzen; aber Rechthaberei, Stolz und Eigendünkel, sowie „Prahlen“ und dabei „Lamentieren“ gehört auch noch dazu.

Man kauft zwei, drei Wochen alte Kälber und schickt sie fort „massenhaft“ nach der Residenz. Das trägt viel Gewinn.

Man kauft Schweine und zahlt sie gut. Sind finnige, trichinenkranke Thiere dabei, so räuchert man das Fleisch, das trägt auch viel Gewinn.

Man schlachtet die Kühe für das Inland, die Mastochsen sendet man in's Ausland; das trägt noch mehr Gewinn.

Der Fleischhauer ist im Besitze vieler Rechte, die tragen auch Gewinn; kein Advocat mag ihm an!

Nur der „Viehhändler“ ist ihm ein Dorn im Auge, den feindet er allerorten an, besonders im Gebirge. Dort muß er viel laufen und bergsteigen, gar auf die Almen muß er hinauf mit Hund und Rechthaberei.

Das „Schätzen“ des Viehes muß er verstehen; er schätzt nach Gewicht und er schätzt nach Alter und er schätzt nach Wert. Aber auch den Bauer, die Bäuerin muß er zu schätzen wissen.

„Ein braver Ochs!“ sagt der Bauer.

„Er hat seit dem halben Jahr so gut gezügelt!“ sagt die Bäuerin.

„Und ich geb' doch nicht mehr her als hundertvierzig!“ erwidert der Fleischknecht.

„Was? — Zweihundert!“ schreit der Bauer.

„Zweihundert?“ lacht der Fleischknecht hell auf, „laßt Euch nicht auslachen, aber hundertfünfzig geb' ich!“

„Hundertneunzig!“ schreit der Bauer, denn in acht Tagen hat er Steuern zu zahlen.

Und das „Hin- und Herstreiten“ dauert oft lange, oft gleich acht, vierzehn Tage und endet meist mit den Worten des Fleischers: „So viel geb' ich Euch, abgemacht! Aber behalten müßt Ihr das Rind noch vierzehn Tage oder drei Wochen!“ Und gibt rasch ein Angeld.

Es ist gewiß, daß der Fleischer bei einem solchen Stück Mastvieh seine fünfzig Gulden „wenigstens“ verdient!

Gute Kost nährt seinen Mann, aber animalische Kost macht das Gemüth nur zu bald roh; daher ist es nicht zu wundern, wenn der Fleischer mit der Zeit dickleibig wird, aber auch keine verfeinerten Sitten zeigt. Im Bewußtsein seiner Kraft und Stärke tritt er auch auf Kirchweihfesten auf und rauft mit den Burschen um eine zum Tanz erkorne Dorfschöne.

Da fließt oft auch Fleischhackerblut!

Es klingt seltsam, aber es ist einmal wahr: die Kühe sind dem Fleischer todfeind; läßt er sich je einmal auf einer Weide erblicken, wo Kühe grasen, so hat er es eilig, sich vorbei zu machen und müßte er springen, laufen oder klettern! Es hat schon so manche greuliche Hetzjagden gegeben, und nicht immer zog die Kuh den Kürzeren!

Waldmär.

Von Rudolf Baumbach.

Es steht ein Tannenbaum im Wald,
Trägt Moos in seinen Haaren,
Ist über hundert Jahre alt,
Hat Vieles schon erfahren;
In seinem Schatten lieg' ich gern
Und plaud're mit dem alten Herrn,
Und lasse mir berichten
Viel schöne Waldgeschichten.

Der Mären weiß er mancherlei:
Von Schätzen tief in Bergen,
Von mancher schönen Quellenfei
Und klugen Waldgezwergen;
Auch von der Schlangenkönigin
Mit ihrem Krönlein aus Rubin,
Vom Irrlicht auf der Heide
Und von dem Nachtgejaide.

Das schönste Märlein, das er kann,
Das ist noch nicht zu Ende;
Beim Schlehenblühen hob es an
Und jetzt ist Sonnenwende.
Es ist die ewig neue Mär
Von einer Sie und einem Er,
Von Küssen, Weigern, Bitten,
Langweilig jedem Dritten.

Dem aber, der dies Lied erdacht,
Gefällt die Mär ohn' Maßen;
Er träumt von ihr in jeder Nacht
Und summt sie auf den Straßen.
Warum sie ihm so gut gefallt,
Das fragt den Tannenbaum im Wald;
Dort hat die Mär begonnen
Im Licht der Maiensonnen.

Kleine Laube.

Gespräch zweier Spitzbuben

über die Freiheit des menschlichen Willens.

Von Ludwig Anzengruber.*)

Saßen da ein Paar unverbesserliche Spitzbuben wieder hinter Schloß und Riegel. Unter Collegen benannte man den Einen „Höher-Peter“, weil er ein baumlanger, hagerer Mensch war, und den Andern „Räum'-aus-Ferdl“ seiner Geschicklichkeit halber. Auf diese Rufe waren sie gewohnt zu gehen, an ihre Geschlechtsnamen wurden sie nur zeitweilig, aber dann in höchst unangenehmer Weise erinnert, wenn über sie im Gerichtssaale verhandelt wurde.

Der „Höher-Peter“ hatte eine neugierige Hand und bekam leicht den Krampf in den Fingern; die Hand forschte leidenschaftlich gerne dem nach, was in fremden Taschen stak, und wenn dabei unglücklicherweise die Finger einem Krampfanfalle unterlagen, so zogen sie heraus, was eben zwischen sie gerathen war. Der „Räum'-aus-Ferdl“ dagegen war ein Märtyrer seiner Höflichkeit. Er trug sich nämlich mit der ernstlichen Absicht, wohlhabenden Leuten seine Aufwartung zu machen und sie um eine Unterstützung anzugehen, damit er sich ehrlich durch's Leben bringe könne. Aber seine Bescheidenheit sagte ihm, daß er durch seine Anwesenheit leicht lästig fallen dürfte, und so besuchte er denn die Leute, wenn sie abwesend waren, und nahm aus der Wohnung nur einige Kleinigkeiten mit, von denen er dachte — er hatte eben auch eine etwas lebhafte Phantasie — daß man sie ihm auf dringendes Bitten ohnehin geschenkt haben würde. Es war auch nie mehr, als ein einzelner Mann fortschaffen konnte.

Diese Beiden also hatten, wie es in der Spitzbubensprache heißt, wieder einmal „Unglück gehabt“, denn daß ihnen nach Recht geschehen sei, das wollen sie nicht Rede haben und sind in dem Punkte gewissen Weibern gleich, die, obwohl sie durch Leichtsinn allen Anlaß geben, über die Strenge ihrer Männer sich höchst unglücklich fühlen, mit paar Thränengüssen und etlichen leidenschaftlichen Anklagen gegen das Geschick helfen sich diese langhärigen Spitzbuben jed'mal über derlei hinweg, während es bei den langjährigen gar nur der Mischung von ein Theil Seufzern und doppelt so viel Flüchen braucht, damit so Einer, wie es in dem alten Bänkelsängerliede heißt:

Glücklich ist
Wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist!

Geseufzt und geflucht hatten der „Höher-Peter“ und der „Räum'aus-Ferdl“ bereits ihr rechtschaffen Theil, und als sie jetzt, dadurch einigermaßen

*) Dieses köstliche Stückchen entnehmen wir dem neuesten Werkchen Ludwig Anzengruber's. Dasselbe betitelt sich: „Allerhand Humore, Kleinbäuerliches, Großstädtisches und Gefabeltes.“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1883.) Im Büchlein befinden sich mehrere Stücke, mit denen der Verfasser als Vorleser so vielen Beifall erzielt, zu nennen: „Ein böser Gast“, „Der Weib-Fromme“, „Das Wünschen“ und „D Parapluimacher-Mali“. Die Red.

beruhigt und getröstet, auf ihren Pritschen lagen, fühlten sie das Bedürfnis nach einer unterhaltenden Ansprache.

Aber auch da, erst das Geschäft, dann das Vergnügen.

„Kommst Du manchmal zum Bücherlesen?“ fragte der „Räum'-aus-Ferdl“ von seiner Pritsche nach der seines Zellengenossen hinüber.

„Wüßt nit wie,“ sagte der „Höher-Peter“. „Bücher führt selten Einer im Sacke mit; würd' mich auch hüten, darnach z' greifen, Ander's is mir lieber.“

„Freilich,“ nickte der Ferdl. „Aber laß Dir erzähl'n. Bei mein' letzten Einbruch — er war noch gar nit aufkommen, aber daß 's in ein'm Aufwaschen geht, hab' ich'n freiwillig z' Protokoll geb'n, dö handvoll d'rauf hat auch nix mehr am Straffatz g'ändert und mir is just der Milderungsgrund des G'ständnisses ang'standen — bei dem Einbruch also hab' ich vom Tisch im Salon a Broschur mitgeh'n lassen, dö hat mich verinteressiert. Freunderl, für Ein' von unser'm G'schäft wär' das a Glück, wann alle Leut' so denken möchten, wie derselbe Schreiber.“

„No, was schreibt er denn?“ fragte der lange Peter.

„Obendrein mußt wissen, daß der Mann a ordentlicher oder gar a außerordentlicher Professor is! Er schreibt, daß der Mensch eigentlich kein' freien Willen hätt', daß Alles, was Einer thut und treibt, von einer Verkettung von lauter Umständen herrührt, und an derer Ketten hängt unser Willen, und da gibt's dös nit, daß Einer kann, wie er will, sondern er will, wie er muß!“

„Da kennt sich kein Teuxel aus.“

„Warum denn nit? Sei nit dumm! Einfach. Verstehst, Du bist a Dieb.“

„Räum'-aus-Ferdl! Ich rath' Dir's!“

„Na, unter uns, ohne Beleidigung.“

„Dös is was anders, also weiter um a Haus.“

„Wie bist's word'n?“

„No mein, wie man stiehlt, das wirst doch selber wissen; man greift Ein'm in d' Taschen und zieht, was sich vorfindt.“

„Dös versteht sich. Ich mein, hat Dich die Noth dazu trieb'n?“

„Nein, aber Geld hab' ich braucht, daß ich mein Mädel ausführ'n kann z' Ostern.“

„Also aus Neigung, und 's Mädel war der Anlaß, d' Lieb der eine Umstand, 's Ausführ'n der andere, d' Osterfeiertag' wieder einer, da hast d' ganze Ketten. Du wärst gar kein Dieb nit word'n, wär' dös Mädel nit g'west.“

„Oder ein' Andere.“

„Also wann kein Mädel auf der Welt wär', wärst keiner wor'n, no sein aber ihrer viel tausend Millionen auf der Welt, folglich mußt'st a Dieb werd'n, dös war Dir so gut wie bestimmt.“

„Na ja, so kriegt die Sach' a G'sicht und a Farb'.“

„Und heut' bist noch einer! Warum?“

„Ferdl! Ich sag' Dir's!“

„Aber ohne Beleidigung.“

„Ja so. Warum ich heut' noch einer bin? Weil ich nix anders g'lernt hab'.“

„Da hast es, die geringe Büldung is der Anlaß, die Sekatur von dö Behörden is der eine Umstand, das ewige Einsperr'n der andere, daß der Mensch nit von der Luft leben kann, wieder einer; da hast d' ganze Kette beinand', darum mußt auch a Dieb bleiben wollen, ob Du magst oder nit.“

„Hörst, Räum'-aus-Ferdl, glaubst Du d'rauf?“

Der Gefragte nickte ernst.

Da lachte der „Höher-Peter“ und darauf schallte auch von der Pritsche des „Räum'-aus-Ferdl“ her ein helles Gelächter.

„Ich mein nur, 's wär' gut, wenn d' andern Leut' d'ran glauben möchten.“

„Pfaff' Du!“ schrie der lange Taschendieb. „Was wär' denn damit auch g'wonnen? Nix, gar nix, sag' ich Dir. Warum sperrt man uns denn ein? Dö Paragraphen sein der Anlaß, der Schandarm' is ein Umstand, der Richter der andere und der B'schließer is auch einer, da hast wieder d' ganze Ketten fertig,

und zwischen uns und dö Andern bleibt's allweil d' alte Haub'n, wann D' auch 's Futter herauskehrst! Du und Dein Professor könnt mit der Weisheit einpacken. Ob ich kann, wie ich will, oder will, wie ich muß, da frag' ich ein Teufel darnach; wann von einer Verkettung von Umständen herrührt, daß wir stehlen müssen, so rührt halt auch von einer Verkettung von Umständen her, daß uns die Andern einsperren müssen!"

Nicolaus im Böhmerwalde.

Ein Volksbild von Johann Peter.

„O selig, ein Kind noch zu sein!" Da lächelt uns ein ewiger, ungetrübter Freudenlenz, und Glück und Unschuld ziehen als frohvereintes Geschwisterpaar an unserem Leben vorüber und weben uns Frohsinn und Zufriedenheit, die zwei Hauptquellen der Freudigkeit im menschlichen Leben. Wenn das junge Morgenroth am bläulichen Firmamente erstrahlt, so weckt uns lieb Mütterchen mit einem zärtlichen Kuß auf der Aeuglein sammtweiche Lider aus dem Schlafe, und freudig springen wir aus unseren Bettchen und beginnen unser sorgenloses Tagewerk mit Sang und Spiel, Jubel und Lust. Um 8 Uhr besuchen wir die Schule und lauschen dort den Worten und Lehren des Lehrers, und herz- und geistgestärkt verlassen wir die geheiligten Hallen des Schulhauses und wandeln in fröhlicher Stimmung zurück in's liebe Vaterhaus, wo die liebreichen Eltern bereits unserer Ankunft harren und uns selig lächelnd entgegen kommen, uns Röckchen und Schultasche abnehmen und und kosen und ausfragen, was wir in der Schule gelernt. Wie gut schmeckt dann das Mahl und wie vergnügt gehen wir nach Tische abermals an unser Geschäft, zu dem uns Pflicht und Neigung ruft. Den freien Zeittheil des Tages widmen wir dem geselligen Spiele und der sprudelnden Lust. Sinkt dann die goldene Abendsonne in die schwarzen Wipfel des Waldes, in die düster-ernsten Kuppen des Gebirges, so kommt auch der Kinderfreund Sandmann auf leisen Zehen zu uns in's Kämmerlein hereingeschlichen und streut des Schlummers weiche Körner in unsere wachensmüden Aeugelein, und gelinder, friedlicher Schlaf nimmt uns auf in seine schützenden Arme und wiegt unsere Seele hinüber in's Zauberreich der Träume, wo wir inmitten der prachtvollen Märchenwelt, von der uns Großmütterchen mancherlei Wunderbares und Schönes erzählte, wandeln und freudetrunken schwelgen.

Und wie fröhlich erwachen wir, wenn uns ein Festtag, ein Kinderfesttag begrüßt! Christtag, Ostern und — Nicolaus — das sind unsere seligsten Feste, Kinderfeste in des Wortes tiefster Bedeutung. Und so will ich zurückschreiten in's Reich der Kindheit und dem freundlichen Leser vergegenwärtigen, wie sich das Fest „Nicolaus" in den wildromantischen Schluchten und auf den Bergen des Böhmerwaldes gestaltet.

Schon herrscht im Gebirge tiefer Winter. Bäche und Schwellen sind zugefroren und der schwarz-graue Wolkenschleier entsendet mit unaufhörlicher Consequenz die tanzenden Flocken in die Waldlandschaft. Bäume, Sträucher und Hecken sind von der weißen Schneehülle umkleidet und dichte Schwärme von Krammetsvögeln durchziehen mit heiserem Geschrei die öde Flur und nehmen gierig Besitz von den gereiften, saueren Beeren der Ebereschen. Es kommt der „Niklotag". Wie allerorts, so ist dieser Heilige auch bei den Bewohnern des Böhmerwaldes im besten Angedenken. Nur sind die einzelnen sich an diesen Namen knüpfenden Bräuche viel urwüchsiger und echt volksthümlicher Art. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß die Wäldler mit unglaublich zäher Festigkeit an den überlieferten Gebräuchen ihrer Vorfahren festhalten.

„Heut kimt da Niklo!" sagt die Mutter zum ausgelassenen Jungen, zum

eigensinnigen Mädchen. Welch eine Wirkung dieser Worte auf das kindliche Gemüth! Aus dem wilden Knaben wird das zahmste Bübchen und das trotzige Mädchen verwandelt sich in die ergebenste Dulderin. Denn mit dem „Niklo ist nicht gut zu spaßen", und mit den Kindern versteht er schon gar keinen Spaß. Man hat den Kindern viel Erschreckendes, aber auch viel Erfreuliches vom „Niklo" erzählt, und ihr Glaube an denselben ist ein unerschütterlicher. Schon einige Tage vor Nicolaus bemerkt man im Wesen des Kindes eine auffällige Veränderung: Es betet willig sein Morgen- und Abendgebet, besucht gerne die Schule und befolgt getreulich der Eltern Befehle und Aufträge.

Am Vorabende des „Niklotages" „geht der Niklo um." Der Knecht oder der älteste Sohn des Hauses spielt die Rolle des „Niklo". Um sich den Kleinen unkenntlich zu machen, bedeckt er das Gesicht mit einer Larve, den Kopf ziert eine steifpapierne Bischofsmütze, welche bunt bemalt ist, und ein weißes Hemd vertritt das reine Priesterkleid. In der Hand hält er einen mit irgend einer Farbe angestrichenen Stab, den Hirtenstab. Der „Niklo" erscheint jedoch nicht allein, sondern in Begleitung des Teufels und zweier Engel. Der Teufel ist scheußlich gekleidet. Schwanz, Hörner und eine glühend rothe Zunge dürfen an seinem schwarzen Costume nicht fehlen. Den hinkenden Gang des wahrhaftigen Satanas muß der Darsteller dieser Rolle gut nachahmen. In der Hand hält er eine lange Ruthe und eine schwere Eisenkette, womit er die unfolgsamen Kinder peitscht und in die Hölle schleppt. Die Furcht vor dem Teufel ist so groß, daß die Kinder zur Zeit der Dämmerung um keinen Preis mehr die Stube verlassen. Sie glauben fest an den wahrhaftigen Satan und an eine Entführung in die „brennheiße" Hölle. Deshalb beten sie tagsüber recht fleißig, daß ihnen der Gottseibeiuns am Abende ja nichts anhaben kann. Die zwei Engel erscheinen ganz weiß und führen Körbchen oder „Maschen" mit sich, aus denen sie die braven Kinder auf Befehl des „Niklo" mit allerhand Süßigkeiten und anderen erfreulichen Sachen beschenken. Die Engel werden in der Regel durch zwei größere Mädchen dargestellt.

Der Abend bricht an. Schon erleuchtet das kleine „Liachtglasl" mit düsterem Schimmer das Gemach. Das Hausgesinde sitzt erwartungsvoll auf den Bänken herum und die Kinder suchen sichere Zuflucht im Tischwinkel und erwarten mit bangender Seele und doch wiederum mit geheimer Freude, also mit gemischten Gefühlen den Niklo. Da auf einmal entsteht im Vorhause ein Gepolter und Getöse, daß es durch das ganze Haus schallt und kracht. Ketten rasseln, Glöcklein klingen, Thüren klappern, Kinder zittern — jetzt pocht es mit Ungestüm an die Thüre — sie springt auf — und der „Niklo" erscheint in Begleitung des Teufels und der zwei Engel am Eingange. Während sich der „Niklo" ganz ruhig verhält, stürmt der rasende und polternde Teufel wuthentbrannt auf die Kleinen zu. Mit dröhnender Stimme schreit er: „Loßt's ma dö Kinda!" Diese fallen schreckensbleich auf die Knie, falten ängstlich die kleinen Händchen zum Gebete und sprechen ein Vaterunser nach dem andern. Zeitweilig unterbrechen sie das Gebet und rufen die Mutter gegen den tollen Teufel zu Hilfe: „Muada, Muada! hoifts uns! stehts füa!" Die Mutter vertheidigt alsdann die Kinder, indem sie sich vor dieselben stellt und den einstürmenden Satanas abzuhalten sucht. „Weads brav sa?" schallt jetzt des Teufels Stimme, begleitet von heftigem Kettengerassel. „O jo! wia wean scho brav sa!" wimmern die Kinder zurück. „Wenn's brav sa weads, so wiar i eng nix thoa! owa miakt's eng, unt im Woid bin i vasteckt; wenn i wos höa von eng (euch), glei bin i do, und z'reiß eng af tausend Fetzn! Vastondn?" „O jo, wia wean brav sa!" versprechen die Kinder. Jetzt läßt der Teufel nach und der „Niklo" nähert sich mit den zwei Engeln den Kleinen, gibt ihnen heilsame Lehren für's Leben und fordert sie auf, einen gottgefälligen Lebenswandel zu führen. Alsdann theilen die zwei Engel die „Niklo-

geschenke" unter den Kindern aus. Aepfel, Nüsse, Kletzen und Semmeln bekommen die „Braven", Ruthen und „Papierknödeln" die „Schlimmen". Haben die Kinder vorher aus Furcht vor dem Teufel gebetet, so beten sie jetzt aus Dankbarkeit für die guten Sachen, die ihnen vom „Niklo" beschert wurden. Ruhig und süß schlummern sie dann ein und träumen wohl die ganze Nacht von dem wunderbaren Ereignisse. — So die Sitte des „Niklogehens" im Böhmerwalde. Wir wollen ihr aber nicht das Wort reden.

Allerlei für die Winterabende.

„Wat segt is, dat is segt." In einem westphälischen Dorfe hatte ein Standesbeamter eine Ehe zu schließen und der Bequemlichkeit halber das Protokoll im Voraus eingetragen. Das Brautpaar erscheint; aber zum größten Verdruß erklärt der Bräutigam „nein", denn „he hett wat von de Brut hört". Alles Zureden hilft nichts und das Brautpaar entfernt sich wieder. Der Standesbeamte simuliert, wie er sein durch die nicht vollzogene Ehe vollständig verunstaltetes Protokollbuch wieder in Ordnung bringen soll. Da tritt zu seiner freudigen Ueberraschung das Brautpaar wieder ein. Die Braut hatte dem Bräutigam auf dem Heimwege Vorstellungen gemacht. „Dat is doch recht schlecht von Di, dat Du mi dat andauhn hest. Du kriegst woll ne Fru; aber mi nimmt denn na dem Schimp keen Mensch." Der Bräutigam wird weich und sie fährt also fort: „Wenn wi seggen, Du wullst, aber ick wull nich, denn kunn ich doch ooch 'n Mann kriegen." Gesagt, gethan. Das Brautpaar kehrt um und der Bräutgam beginnt: „Ick heff mi besunnen." — „Schön," sagt der Standesbeamte; „aber nun ordentlich: N. N., wollen Sie diese ꝛc. zur Frau?" „Ja", sagt der Bräutigam. „N. N., wollen Sie diesen ꝛc. zum Mann?" „Ja", sagt die Braut. „Ne, dat gelt nicht", schreit der Bräutigam; aber der Standesbeamte fährt ihn an: „Wat segt is, dat is segt. Nu schriewt die Namens ünner."

* * *

Das Schriftthum im Heidelberger Karzer. Da steht dort an der Wand z. B. Folgendes zu lesen: „Weil ich der rasenden Gasverschwendung ein Ende gemacht, sitze ich hier. Undank ist der Welt Lohn."

Meist ist die Stimmung fröhlicher und fördert Epigramme wie folgendes:

Weil ich so schön hab' singen kunnt,
Ward ich zwei Tage hier eingespunnt.

Oder ein anderes:

Dieweil ich dreht' Laternen aus,
Kam ich zwei Tage in dies Haus,
Und wenn ich wieder komm' heraus,
Dreh' ich wieder Laternen aus.

Ein längeres Gedicht, das den Ton der Elegie mit so unverkennbarem Talent anschlägt, daß man dem Dichter im Interesse der deutschen Lyrik lebenslänglichen Karzer wünschen möchte, beginnt folgendermaßen:

Wand, o Wand, Dir will ich's klagen,
Was das Strafgesetzbuch spricht:
Nachtigallen dürfen schlagen,
Doch ein Studio darf es nicht! — —

Auf einer grüngetünchten Fläche steht mit rother Schrift zu lesen:

Blutroth soll die Farbe sein,
Aschgrau sei der Untergrund,
Wo ich all das Unglück mein
Dir, o Leser, thue kund:

Als ich Nachts einst durch die Gassen
Arglos singend zog dahin,
Kriegt mich ein Polyp zu fassen,
Schleppt mich nach der Wache 'rin.

Also stört er meine Ruhe. —
Ist die Schuld mein oder sein? —
Aber wegen Ruhestörung
Sperrt' man mich im Karzer ein.

* * *

Auch die Eisenbahn hat ihren Jargon. Ein rüstiger Fremder, der ohne Billet zu reisen versuchte, versicherte dem Schaffner, er sei Stationsbeamter in Dingsda und habe als solcher freie Fahrt. Der Schaffner machte ihm ein ganz freundliches Gesicht und ließ ihn vorläufig einsteigen. Als er kurz vor Abgang des Zuges die Billets revidieren kam, fragte er den Pseudobahnmann nach der Zeit. Der zog seine Uhr heraus und sagte: „5 Minuten nach halb Neun." „So," erwiderte der Schaffner, „und Du willst ein Bahnarbeiter sein? Jeder Eisenbahner sagt „8 Uhr 35". Nahm ihn beim Kragen und setzte ihn hinaus.

* * *

Ein englicher Zuchthausinspector wurde gefragt, wie viele Delinquenten an dem neuen Galgen zu gleicher Zeit executiert werden könnten. „Eigentlich" sagte er, „sechs. Wenn sie aber bequem hängen sollen, so darf man nicht über vier gehen."

* * *

In der Instructionsstunde. Unterofficier: Der Soldat hat zwei Paar Stiefel, wovon — —? Müller! — Einjähriger Müller: Von Rindsleder! — Unterofficier: Ach, was die Herren Einjährigen immer gelehrt sein wollen und können die einfachsten Fragen nicht beantworten, — wovon das eine Paar immer gewichst sein muß.

* * *

Manche Leute haben eine wunderbare Manier, Complimente zu machen, sagt ein englisches Witzblatt. Zeuge folgender Dialog: „Ah, bei der Gelegenheit lassen Sie mich Sie beglückwünschen zu Ihrem letzten Artikel in der „Morning Post"! Er ist wahrhaft bewunderenswerth." — „Oh, Sie sind zu liebenswürdig!" — „Nein, ich versichere Sie, es ist ein wirklich ausgezeichneter Artikel! Wissen Sie, ich bin in meinem ganzen Leben nie so erstaunt gewesen, als da schließlich unter dem Artikel Ihren Namen sah!"

* * *

Ueberboten. Amerikaner (im Coupé zu einem Berliner): „Die deutschen Bahnen kriechen dahin, wie die Schnecken! — Da müssen Sie mal den Eilzug zwischen St. Louis und Newyork sehen! Neulich fuhr ich mit ihm und hielt mein Spazierstöckchen zum Waggonfenster hinaus und ließ es während der Fahrt längs eines Staketenzaunes hingleiten, weil mir das Klappern Spaß machte. Als aber nach ein paar Stunden der Zaun noch kein Ende nahm, wurde mir das doch zu viel! Wir fuhren in den Bahnhof ein und da merkte ich ich zu meinem großen Erstaunen, daß der vermeintliche lange Zaun die — Telegraphenstangen gewesen waren, an denen der Train vorübergeblitzt war!" — Berliner: „Das ist allerdings viel, aber fahren Sie mal mit'm Blitzzug von Köln nach Berlin, dann kommt Ihnen das so vor, als wären Sie uff'n Kirchhofe! lauter Jrabsteine, nichts als Jrabsteine! — Sie brauchen sich aber nicht zu jrauen: es sind man bloß — die Meilensteine!"

* * *

Auf's Wort gehorsam. Herr zu seinem Diener: „Johann, geh' jetzt zum Bahnhof und sieh' nach, wann der letzte Zug abgeht." Nach zwei Stunden kommt Johann athemlos zurück. Herr: „Potztausend, hat denn das so lange gedauert?" — Johann: „Ja, Herr Baron, ich hab' höllisch lange warten müssen, aber jetzt ist er gerade abgefahren!"

* * *

Eine boshafte englische Modeschriftstellerin schrieb jüngst in einem ihrer Modeberichte: „In unserer Tracht sind wir Frauen jetzt die reinen Affen!" Ein Witzblatt hieng diesen groben Ausspruch

niedriger und bemerkte dazu: „Eine dümmere Unwahrheit haben wir nie gehört. Mag der Satz ja vielleicht auf die Autorin passen, das kann Niemand besser wissen, als sie selbst, aber für das übrige weibliche Geschlecht erweist sich diese Behauptung doch als unzutreffend, denn — wir haben nie Aeffinnen gesehen, welche Tournüren, Leibchen, Blumengärten auf den Köpfen, siebzehnköpfige Armüberzüge, anderer Leute Haar und für zwanzig Pfund Seidenwaaren auf dem Körper trügen." Pfui, was für grobe Leute doch diese Engländer sind!

* * *

Leiden eines Correctors. Ein deutsch-amerikanische Zeitung schildert die Leiden eines Correctors in sehr einleuchtender Weise, indem sie die folgende Concertanzeige, die der unglückliche Mann auszubessern gezwungen war, veröffentlicht:

„Konzert.

Wir nehmen hiermit gelegenheir, auf das in der nächsten Wache von Herrn Z. zu verunstaltende koneret auf merksam zu machen. Es gilt den Mänen eines Dichlers der sich nicht nur als polnischer Schriftstehler bewahret, sondern sich auch in der dalmatinischen Unterwelt einen geächteten Namen erworben hat Herr Z., der als Renner des häutigen Geschmackes hinriechend bekamit ist, hal seinen Schaafsinn aufgeboten, um für dies Maul den größten pump zu entfalten. Er hat die sammtlichen Bäume seines Fartens zur Verfügung gestellt. Sausende von Lumpen und Aastonnen werden die nacht talghell erleuhten. An verschiedenen Ställen werden Musikund Sängerchöre ausgestellt sein. Der beleiste Komiker X., der wegen seiner unverwüstlichen Heiserkeit so hoch geschätzt wird, wird unter Anderem den dämlichen Vortrag halten, der ihm schon einen hohen Kreis von Verehrern verschaffte. Nach Beerdigung der Vorstellung findet ein allgemeiner Fall statt, an dem die anwesenden Heroen gratis theilnehmen können. Bemerken wir auch, daß Fräulein N. die Blame unseres Balles, die Verstellung mit ihrer gütegen Meberstürzung verschönern wird, so haben wir nichts mehr hinzuzulügen. Möchte ein hoher Abel, wie alle niederen Bewohner unserer Stadt, deren Eselwt und wildes Herz za bekannt sind, auch den be kümmelten Hinterbliebenen eines geriemten Dichters als reitende Engel erscheinen und das Fest des Herrn Z. beehren, der die Billets dazu schon von heute ab versaufen wird."

„Um des Kaisers Bart"

wird viel gestritten, und es interessiert unsere Leser wohl, etwas Näheres über diese Redensart zu erfahren.

Große, weltbewegende Fragen hat es immer gegeben, z. B. welche der beiden Königinnen im Nibelungenliede den Vortritt in die Kirche haben solle; ob der König Sobiesky im December 1683 nach der Befreiung Wiens den Kaiser Leopold zur rechten oder linken Seite zu begrüßen habe; ob bei dem Begräbnisse Chambord's in Görz der Orleanide den ersten oder den zweiten Platz hinter dem Sarge einnehmen dürfe und was dergleichen Etikettefragen mehr sind. Ebenso wichtig ist die Frage, welche Farbe des Kaisers Bart habe. Nach einem Gedichte Emanuel Geibel's sollte man glauben, es liege eine Sage zu Grunde. Geibel erzählt nämlich: In einer Schänke zur goldenen Traube saßen drei Gesellen beisammen, der Eine, ein Jägersmann erzählte, er habe den Kaiser Rothbart am Rheine gesehen.

„Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart;
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange braune Bart."

Der Zweite sprach dagegen, das sei nicht wahr, denn er habe ihn in seiner Burg am Harz gesehen;

„Am Söller thät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz."

Da rief der Dritte in hellem Zorn:

„So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis'!
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!"

Und es entstand ein grimmiges Zanken über das Kaisers Bart und erzürnt giengen die drei Gesellen, jeder seinen eigenen Weg.

Nun muß man wissen, daß der zum römischen Kaiser gesalbte deutsche König allgemein als der Inbegriff der Fürstengewalt auf Erden galt. Es entstanden Sprichwörter und Redensarten, wie z. B.: Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren; sie streiten über des Kaisers Bart (d. h. um nichts, um eine Kleinigkeit, um Ziegenwolle, de lana caprina, wie Horaz sagt), und doch hat ihn noch Keiner gesehen. Man spielt auch wohl um das Kaisers Bart, das ist um nichts, denn des Kaisers Bart war etwas zu Hohes, nimmer zu Erlangendes.

Der „alte Kaiser" repräsentiert auch verschollene Dinge, daher hieß es auch: auf den alten Kaiser hinein leben, prassen, heiraten, d. i. in ruhiger Erwartung, daß er wieder komme. Haar und Bart waren im deutschen Alterthum Zeichen und Tracht des freien Standes; auch war es Gebrauch, daß schwörende Männer Bart oder Haar anrührten. Im alten Rolandsliede faßt Kaiser Karl seinen Bart an, als der gefesselte Ganelun vor ihm erschien.

Die verschiedene Farbe der Bärte hat uralte mythische Beziehungen und dabei findet im Volksglauben eine Verwechslung großer Kaiser statt; da ist zuerst Karl der Große, dessen weißer Bart auf den Schimmelreiter Wuotan deutet. Verbreiteter ist der Glaube an den rothen Bart, der auf den Donnergott (Donar) deutet, in Norwegen auf Olaf. Uebertragen wurde der rothe Bart auf Kaiser Otto und Friedrich Barbarossa, die beide im Kyffhäuser schlafen. Das Meiste vom Donar gieng im Volksglauben auf den Teufel über, daher der Spruch: „Rother Bart, Teufels Art." Des Volkes Vorurtheil gegen Rothhaarige ist noch immer nicht verschwunden.

Pernaleken.

Unter Dichtern.

Verschiedene, die Düsseldorfer Kunst und die Künstler betreffende Correspondenzen hatten mir längst die Ehre eingetragen, des Dichters Victor Scheffel briefliche Bekanntschaft zu machen, ehe ich Gelegenheit fand, ihm persönlich zu nahen. Da endlich führte mich mein Weg nach Karlsruhe und ich ließ mich Vormittags 11 Uhr bei ihm anmelden. Die Conversation bewegte sich hauptsächlich um das Leben und Treiben der Maler, sie wurde durch eingeflochtene Anekdoten sehr lebendig und so heiter, daß der liebenswürdige Poet zuletzt sagte: „Ich habe ganz vergessen, daß Sie ein Rheinländer sind, und daß man im Rheinlande Morgens ein Glas Wein trinkt. Lassen Sie uns darauf zurückkommen!" Er erhob sich, stieg in den Keller hinab und brachte dann eine Flasche, die von Staub und Spinngeweben ehrwürdig geworden, sich als bemoostes Haupt besonderen Respect verschaffte. Auf meine, diese Hochachtung betreffende Bemerkung entgegnete Scheffel: „Es ist 1865er Deidesheimer und dieser Wein hat für mich seine eigenthümliche Geschichte." Er erzählte nun, daß ihm seit Jahren ein Wein-Agent aus der Pfalz Circulare und Preiscourante zusende und daß er auch zuweilen von dem Manne kaufe. Im verflossenen Herbst habe der speculative Weinhändler nun ein Circular losgelassen, welches von oben bis unten mit seinen Versen gespickt gewesen sei, mit Citaten aus der Liedersammlung „Gaudeamus". Da habe er als Autor sich veranlaßt gesehen, an den Agenten zu schreiben, derselbe möge ihn künftig, wenn er wieder dergleichen Anleihen bei ihm mache, vorher benachrichtigen, die Erlaubnis werde nicht ausbleiben, wenn mit den

in alle Welt gehenden Rundschreiben nur guter Stoff empfohlen würde. Da, nach einiger Zeit, sei ihm eine Kiste in's Haus getragen worden, gefüllt mit Flaschen, wie die vor uns stehende. In Golddruck enthielt jede eine Dedication an den Dichter, unterzeichnet vom „Verein der Wein-Producenten in der Pfalz" und in einem beiliegenden Schreiben baten die Absender um eine Beurtheilung, ob der Inhalt ein „guter Stoff" sei. „Sehen Sie," fügte der Dichter lachend hinzu, „diesen Wein habe ich erpreßt."

Als nun über originelle Anerkennungen aus dem Publikum gesprochen wurde, sagte Scheffel: „Ich habe eine der originellsten." Er nahm aus der Schublade den Brief eines achtjährigen Mädchens: „Lieber Dichter Scheffel! Ach, was lese ich Deine Verse so gern, besonders den „Schwarzen Wallfisch zu Askalan" (ein Mädchen von acht Jahren!) und Papa und Mama lesen noch mehr. Ich soll Dich von Allen grüßen. Deine Auguste."

Nachher brachte ich einen besonderen Auftrag zur Sprache. Freiligrath, damals erst kürzlich aus seinem langjährigen Exil in's Vaterland zurückgekehrt, hatte mir den Wunsch zu erkennen gegeben, Scheffel's persönliche Bekanntschaft zu machen. Meine Reise gieng von Karlsruhe nach Stuttgart und Canstatt, ich wollte die Antwort gleich überbringen. Es wurde nun festgesetzt, daß die beiden Poeten sich in dem schönen Kloster Maulbronn begegnen sollten; nicht lange nachher fand denn auch die Zusammenkunft statt und führte zu einem dauernden Freundschaftsbündnis.

Im Centrum des schwäbischen Weinlandes lebte damals der Oberamtsrichter Ganzhorn in Neckarsulm, ein Poet und Poetenfreund, welcher mit allen Celebritäten der Kunst im Verkehr stand und es liebte, seine Gäste mit den Erzeugnissen seines ergiebigen Weinbergs zu bewirten. Die beste Lage lieferte einen Stoff von ganz vorzüglicher Qualität, der Eigenthümer nannte ihn „Kometenwein", weil sein Großvater die Anpflanzung im berühmten Weinjahre 1811, wo der große Komet am Himmel stand, zuerst ausgebeutet hatte. Durch Freiligrath wurde Scheffel mit Ganzhorn bekannt, empfing dann eine Einladung und erwiderte dieselbe mit folgenden Versen:

Und fahr' ich einst wieder hinaus in die Welt
Und freu' mich an Reben und Hopfen,
Dort, wo die Sulm in den Neckar fällt,
Will ich an das Amtsgericht klopfen.

Da amtet ein wack'rer, ein trinkbarer Mann,
dem Fremden unfeind und willig,
Da wird dem Klopfenden aufgethan
Und Jedem, was recht ist und billig.

Und soll mir ein Urtheil gesprochen sein,
Ich lasse mich, ohne zu murren,
Zu Wasser und Brot und Kometenwein
Von ihm auf drei Tage verknurren!

Zum engeren Freundesbunde des schwäbischen Landrichters gehörten Freiligrath, Hackländer und der Baurath Morlock — drei Räthe, wie Freiligrath scherzweise sagte, ein Hofrath, ein Baurath und ein Freiligrath. Sie wurden Anno 1869 von dem Poetenfreunde nach Neckarsulm beschieden zur Kindtaufe bei einem männlichen Sprößling und übernahmen die Verpflichtung, bei jeder Taufe eines Sohnes wiederzukehren. Man hatte in Erwägung, daß auch Töchter erscheinen würden, das Versprechen abgegeben. Nun aber trat nach anderthalb Jahren ein zweiter Junge in's Dasein, und bei diesem Tauffeste sagte Freiligrath in seiner Hymne:

Wachs' und blühe, lieber Kleiner!
Doch dies ist der Räthe Rath:
Nur ein Bruder noch, nur Einer
Darf Dir folgen, in der That!

Denn das gar zu viele Taufen
Greift uns Räthe mächtig an,
Immer taufen, immer laufen,
Daß man kaum verschnaufen kann.

Zwar Freund Ganzhorn ist ein Renner,
Und sein Storch hat Flügel gar;
Aber wir sind alte Männer:
Kaspar, Melchior, Balthasar!

Können wir mit Harf' und Psalter,
Hinter seinem Storchen d'rein,
Noch in unser'm hohen Alter
Immer auf der Reise sein?

Nein, Freund, sag' jetzt Deinem biedern
Hausstorch, daß er, fromm beschwingt,
Unsern Wünschen, unsern Liedern
Nur noch *einen* Ganzhorn bringt.

Einer, der da schließ' und kröne
Deiner Buben stolze Reih',
Daß die Zahl der Ganzhornssöhne
Gleich der Zahl der Räthe sei!

Der Poetenbund von Neckarsulm bestand etwa ein Decennium. Am 18. März 1876 starb Freiligrath, nicht lange nachher Hackländer und wenige Jahre später erlag auch Ganzhorn im besten Mannesalter. **W. Kausen.**

Der Poetenwinkel.

Lieder am Herd.

Von Josef Schwaab.

Herdflammen.

I.

Ich habe Dich — o glückverheißend Wort!
Vor Deinem Athem birst die starre Scholle,
Der Lenz erwacht, der junge, liedervolle,
Und fegt zur Gruft den eisumstarrten Nord.

Der Erde Frühling hegt der Knospen kaum
So viel an Baum und Strauch, in Hain und Hecken,
Soviel Dein Blick in öder Seele wecken
Und weben mag in meinen tiefsten Traum.

Kein leerer Dorn und kein vergilbtes Blatt!
Nur volle Blüten, wo ich immer schaue,
Noch leis umhaucht von morgenfrühem Thaue —
O süßes Weib — so träumt sich's nimmersatt!

II.

Der volle Glanz des Glückes blendet Dich!
Ich seh' Dir's an — Du willst Dein Auge schatten
Vor all' den duftumfloss'nen, strahlensatten
Gestalten, deren Licht Dein Herz umschlich.

O scheue nicht — bald ist der Tag vorbei
Und dichter Nebel hemmt die rasche Sohle,
Dann streift der Sturm, der rauhe, donnerhohle,
Die Blüten ab aus uns'rer Liebe Mai.

Wenn dann Frau Sorge schleichend ihren Schritt
Anhebt zum Herd, um banger Rast zu fröhnen —
O laß Dein zauberperlend Wort ertönen,
Trägt's doch das Glück und treue Liebe mit.

Du hockst am Herd, im Arm den Knaben ...

Du hockst am Herd, im Arm den Knaben
Und speicherst Nahrung auf die Glut,
Die Fülle aller Göttergaben
Dieweil in Deiner Seele ruht.

Und wie die Flammen prasselnd saugen
Vom dürren Zweig die Blätter ein —
Der Kleine schaut mit frommen Augen
Tief in die wilde Glut hinein.

Du magst der trunk'nen Gier nicht wehren,
Die magisch seinen Blick umfacht —
Den süßen Zauber willst Du mehren
Und schürst die lauten Flammen sacht.

Und sieh! Der Garbe wildes Fächeln
Malt seine Wange lebensroth,
Um seine Lippen froh ein Lächeln
Aufathmend zuckt — bis sie verloht.

Herdstnacht.

Des Herdes Flammen schlagen hell
Empor und flücht'ge Funken stieben —
Schneeflocken flattern flügelschnell
Vorbei am Fenster, sturmgetrieben.

Du schaust verloren in die Glut,
Als suchtest Du darin zu lesen,
Was tief im Schoß der Zukunft ruht,
Und wie es einst so still gewesen.

So traulich still! — O forsche nicht
Und hüte Deine stummen Fragen —
Bald kommt der Tag — dann wird es licht —
Vielleicht kann er Dir Antwort sagen.

Abendfeier.

Abendstille, Abendfriede,
In den Zweigen flüstert leise
Die Sylphide —
Mücken schwirren froh im Kreise —
Komm', ach komm' zu süßer Ruh!
Schlummerst Du?

Sieh! die weichen Nebel wallen
Und der Lenznacht purpurhelle
Schleier fallen —
Leiser zieht des Baches Welle,
Traumhaft zitternd ab und zu —
Schlummerst Du?

Blüten streuen auf die Wege
All' die duftdurchwob'nen Bäume
Lautlos rege —
Scheuch' den Gott und seine Träume —
Träume weht der Lenz Dir zu!
Schlummerst Du?

Schlumm're nicht! O sieh — die klaren
Goldgestickten Sterne wollen
Offenbaren
Dir und mir, wie lieben sollen
Treu zwei Menschen sich allhier,
Komm' mit mir!

Wie vom Aste zu Aste
Das Nachtigallpärchen,
Flieg' ich von Stern zu Stern einst mit Dir?
Oder durchkreisen
Der Ewigkeit Wellen
Gleich einem Schwanenpaar wir?

Hugo Wallenberg.

* * *

Ausblick.

Des Ostens Gefilden
Gleicht meine Seele,
Darauf lächelt ein ewiger Frühlingstag,
Wo jede Blume,
Die Gottes Hände
Zur Erde nur warfen, Dir blühen mag!

Eins noch fehlte:
Die Blume des Glaubens,
Des Glaubens, der vor dem Grabe nicht schreckt!
Nun knospet auch diese,
Nun blühet auch diese,
Denn Deine Liebe hat sie erweckt!

Ja, Deine Liebe,
Du Braut meines Herzens,
Sie offenbarte mir, was der Verstand
In seinem Stolze,
In seiner Allmacht
Niemals begriff und niemals fand!

Das Grab ist nicht dunkel,
Unser Auge nur ist es!
Geblendet vom Glanze, vermag's nicht zu schau'n;
Vom Glanz, der in gold'nen
Strahlenfluten
Entströmt des Jenseits himmlischen Au'n!

Nicht der Verwesung
Düstere Kammer
Bist Du, Sarg; nur ein leichter Wahn,
Der uns von schöner
Erde, süß schaukelnd,
Führt zu noch schönerem Ufer hinan!

Aber dies Eine
Möcht' ich noch wissen:
Wo nur liegt es, das himmlische Land?
Wie gestaltet
Leben wir dorten,
Jenes Leben, das unbekannt?

* * *

O, es ist Thorheit!

O es ist Thorheit, nach der Ehre jagen,
Die doch vergeht, noch ehe Du vergangen,
So thöricht, wie nach gold'nen Sternen langen,
Die Dir am Morgen schon ihr Licht versagen.

Und thöricht, sich in Goldjagd zu ermüden,
So müßig, wie in Schwäne sich verlieben,
Die über'm Haupt Dir ziehen nach dem Süden.

Die Ehre, der Ruhm und der Reichthum sind eitel!

Nach ihnen streben, scheucht des Lebens Frieden,
Und denen gleichst Du, die mit gold'nen Sieben
Zur Quelle schöpfen geh'n, den Danaiden!

Rastloser Wand'rer, lass' Dir Eines sagen:
Von Deines treuen Weibes Arm umfangen,
Erfreue Dich der Spiele Deiner Rangen,
Und lass' des Ruhmes Stunde Andern schlagen!

Alfred Friedmann.

* * *

Wir sind allein.

Lass' die Haare so lose
Ueber dem Nacken, so weiß,
Dulde das süße Gekose
Meiner Liebe, so heiß —
Siehe, die Deinen wallen
Weiter in's Grüne hinein,
Fern ihre Worte verhallen —
Wir sind allein!

Weg ach! willst Du Dich wenden,
Wenn der Liebende spricht,
Und bedeckst mit den Händen
Schluchzend Dein Liliengesicht?
Hast Du nicht stumm getragen
Wie ich der Liebe Pein?
Siehe, jetzt kannst Du mir's sagen,
Wir sind allein!

Digitized by Google

Stets in glühenden Träumen
Hab' ich die Stunde ersehnt,
Habe an rauschenden Bäumen
Vor Deinem Fenster gelehnt;
Habe zu Dir gesungen
Davon im Mondenschein —
Und nun hab' ich's errungen:
Wir sind allein!

Lass' mich Dir ruhen zu Füßen,
Fassen so zart Deine Hand,
Schwelgen in feurigen Küssen,
Schauen Dich unverwandt;
Jedes Wort floh mählich
Tief in's Herz mir hinein —
Stammeln nur kann ich selig:
Wir sind allein!

Ernst Wechsler.

* * *

Erdbeergruß.

Sandtest mir, davon zu nippen,
Mir die Trennung zu versüßen,
Mich zu trösten, mich zu grüßen,
Erdbeer'n, frisch wie Deine Lippen.
Hab' genippt, ich armer Büßer,
Hab' gedacht, es seien Deine
Lippen, Liebchen; aber Deine
Lippen, Liebchen — die sind süßer.

Max Moltke.

* * *

Was kümmert's mich?!

Was kümmert mich der Raben
Gekrächz', der Eulen Schrei'n,
So lang der Nachtigallen
Lenzlieder noch erschallen
Im abendlichen Hain?!

Was kümmert mich das welke,
Vom Sturm entführte Blatt,
So lang, trotz Sturmes Wüthen,
Der Wald noch Blatt und Blüten
In reicher Fülle hat?!

Was kümmert mich die Furche,
Die um die Stirn sich legt,
So lang auf allen Wegen
Dem Schönen noch entgegen
Mein Herz in Liebe schlägt?!

Emil Peschkau.

Bücher.

Franz Giese Mönsterske Chronika ut ollen und nien Tiden. (Münster, 1883.) Man wird dieses Büchlein mit demselben herzlichen Vergnügen lesen, wie alles frühere Münster'sche Platt aus der Feder Franz Giese's. Die „Mönsterske Chronika" zeigt den unverminderten Fond jenes gemüthvollen Humors, jener hochergötzlichen Erfindung und lebensvollen Charakteristik, welcher dem Publikum den „Frans Essink" so wert gemacht hat. Alle diese so mannigfaltigen Geschichten und Schwänke sind ebenso trefflich erzählt als glücklich erfunden oder g e f u n d e n und ausgewählt. Dem Leser bleibt bezüglich derselben schließlich nichts zu wünschen übrig, als daß sie — fortgesetzt werden mögen. Mit Interesse sieht man in der alten Münsterstadt eine plattdeutsche Literatur gedeihen, die — nach Reuter's Tode — eine empfindliche Lücke in der deutschen Literatur der Gegenwart einigermaßen ansfüllen hilft. rh.

Ludwig Foglar's Gedichte. Neue Sammlung. (Leipzig, Kühle & Rüttinger, 1883.) Ein österreichischer Dichter — und der bewährtesten einer — bietet hier dem Publicum eine neue lyrische Ernte seiner zu milder Reife gelangten Begabung. Wir besitzen im jüngsten Oesterreich nicht so viele hervorragende Lyriker, daß wir die, welche wir besitzen, zu übersehen oder todt zu schweigen Anlaß hätten. Nimmt man den starken Band der neuen Gedichtsammlung Foglar's zur Hand, so erstaunt man, auch bei nur oberflächlicher Durchblätterung desselben, wie viel Anmuthendes und Tüchtiges doch selbst von Solchen geleistet wird, welche nicht zu Denjenigen zählen, die man dem Publicum von Zeit zu Zeit als die eigentlich beachtenswerten, nicht genug gewürdigten Talente des Tages anpreist, bis das Publicum sie wirklich dafür hält, nicht o b g l e i c h, sondern w e i l es sie nicht liest. Was Foglar in Wanderliedern, in Bildern sonstiger sinniger Umschau, in poetischen Skizzen und Erzählungen bietet, ist beseelt vom Hauch eines gesunden, kräftigen Geistes, eines „edlen Daseinsmuthes", welcher den Dichter, wie er selbst in den Widmungsstrophen an seine edle Lebensgefährtin sich ausdrückt, zum frohen Manne gemacht, „dessen Herz im Herbste lenzt". Danken wir dem Himmel, daß es noch Sänger gibt, welche edlen Daseinsmuth besitzen und welche überdies zeigen, daß man diesen Daseinsmuth nicht gerade nur aus der vollen Flasche zu schöpfen braucht.

rh.

Emil Peschkau: **Die Reichsgrafen von Wolbeck.** (Frankf. a. M., Sauerländer, 1884.) Das ist eine Geschichte, die dem Leser nicht gefallen wird — obgleich sie sehr gut erzählt ist. Eine böse Geschichte! Wir glauben nicht recht an dieselbe, indem wir sie lesen: wir halten Vieles für sensationell oder tendenziös übertrieben, wir finden die Charakteristik zu grell, die Effecte zu stark, die Licenz des Poeten zu weit getrieben, wenn er uns eine hochadelige Familie vorstellt, deren Mitglieder ein completes Raritätencabinet aller möglichen Arten von erbärmlichen oder nichtsnutzigen Individuen bilden. Aber der Dichter versichert uns in der Vorrede, die böse Geschichte sei wahr die Charakter dem Leben entlehnt. Es sei die Geschichte einer österreichischen Adelsfamilie, mit welcher er selbst in Berührung gekommen. Wirklich? wäre das möglich? Ei, da hat ja Einer, der nicht zufällig in die Chronique scandaleuse der vornehmen Kreise eingeweiht ist, gar keine Ahnung davon, wie schlecht heutzutage die Welt ist! Wir lassen es dahin gestellt sein, ob der Dichter Alles, oder nur das wirklich Typische nacherzählen darf, und ob die Geschichte der Reichsgrafen von Wolbeck wirklich typisch für den Grad der Entartung österreichischer Adelskreise, und constatieren bloß, daß wir es da mit einem sehr gewandten, sehr begabten Erzähler zu thun haben, von dem wir uns gern schönere Geschichten als diese erzählen lassen möchten.

H.

Von den deutschen Monatsschriften. Fünfter Gang. Von Karl E. Kleinert. Wir haben in Folge unvorhergesehener Ereignisse im letzten Monat die Revue der Revuen versäumt und müssen nun in aller Eile und Kürze die wichtigsten Erscheinungen auf dem Felde der Monatsschriften der beiden letzten Monate nachtragen.

Im Septemberhefte von „Nord und Süd“ lasen wir eine prächtig geschriebene „Mär' aus alter Zeit“ von L. Anzengruber unter dem Titel: „Das Ehekräutlein“. Die hübsche Handlung ist so originell, in Sprache und Geschehnisfolge so trefflich dargestellt, daß wir nicht umhin können, diese novellistische Dichtung dem Besten beizuzählen, das wir Anzengruber auf diesem Gebiete danken, was bekanntlich nicht wenig sagen will. Es ist viel Geist und Witz, viel Poesie und Humor in diesem „Ehekräutlein“. Das Heft, welches auch ein vorzüglich gelungenes Bild des Schriftstellers Ludwig Steub enthält, bringt einen autobiographischen Aufsatz des Letzteren und Mittheilungen über diesen von F. Dahn. Für Philologen von großem Interesse ist M. von Brandt's Essai über „Sprache und Schrift der Chinesen“. Das Octoberheft derselben Monatschrift bringt das Porträt des kürzlich verstorbenen Novellisten Levin Schücking und die letzte von ihm hinterlassene spannende Novelle: „Märtyrer oder Verbrecher?“ Ein durch Sprache und Inhalt ausgezeichnetes Gedicht ist das „Hexenlied“ des in vielen Sätteln gerechten Poeten Ernst v. Wildenbruch. Von den übrigen Beiträgen sprach uns am meisten der Artikel von Ludwig Pietsch über die internationale Ausstellung in München an. Es freut uns aufrichtig, daß L. Pietsch, der namhafteste Journal-Kunstkritiker der deutschen Presse, dem vielbewunderten Leibl'schen Altweiberbilde entsprechend „heimleuchtet“. Das mühsam zusammengepinselte Machwerk hat so viele Feuilletonisten zu phrasenreichen Hymnen angeregt, daß man an einer richtigen Beurtheilung desselben beinahe schon verzweifeln mußte. L. Pietsch, dessen Artikel auch sonst allenthalben das Richtige trifft, hat nun dieses Kunststückchen correct beurtheilt, beziehungsweise verurtheilt. H. M. Schletterer's gründlich geschriebener Aufsatz über „Die ersten französischen Opernversuche“ erscheint abgeschlossen; Ph. Zorn gibt ein zutreffendes Bild über „Stein und die Reform der preußischen Verwaltung“.

„Unsere Zeit“ bringt im 9. und 10. Hefte eine hübsche Novelle: „Eine Doppelehe“ von Mathilde Gräfin Luckner, zwei geistvolle Essais von R. v. Gottschall über die Königin von Rumänien („Eine Dichterin auf dem Throne“) und über Levin Schücking, ferner einen eingehenden Artikel über Madagaskar von Alfred Kirchhoff, einen Aufsatz über die Fechner'sche Philosophie u. s. w. Gottschall's Revue ist immer gediegen und interessant.

„Westermann's Illustrierte deutsche Monatshefte“ eröffnen den 55. Band mit einem Roman aus dem 15. Jahrhundert: „Die Pfeifer vom Dusenbach“ von Wilhelm Jensen. In Form und Inhalt dem Stoffe angepaßt, läßt schon der erste Theil dieser interessanten Dichtung das Urtheil zu, daß wir es hier mit einer der besten Schöpfungen des überaus fruchtbaren Autors zu thun haben. In durchweg fesselnder Weise erzählt Jensen die Schicksale eines Hirtenknaben, der als Findling von armen Leuten erzogen wird und dann, einem inneren Drange folgend, in die Welt hinauszieht. Wie man vor 100 Jahren reiste, erfahren wir aus Julius Lessing's Aufsatz über die Reise des Malers Chodowiecki von Berlin nach Danzig. Daniel Chodowiecki hat auf seiner Reise eine große Anzahl zierlicher Zeichnungen angefertigt und so eine Art künstlerischen Tagebuches geschaffen, das uns einen Einblick in das Leben der Leute damaliger Zeit gewährt. Der genauen Schilderung sind mehrere von den 108 Tage-

buchblättern beigegeben. Chodowiecki's Buch ist in der That ein Schatz für Zeit- und Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts. Außer einem Artikel über Gottfried Kinkel begegnen wir auch einer mit vielen Holzschnitten illustrierten Beschreibung der Marienburg und Reiseskizzen aus Schwedisch-Lappland. Die literarischen Mittheilungen sind wieder sehr anregend.

Paul Heyse hat schon so viele Novellen geschrieben und so verschiedenartige Stoffe in denselben behandelt, daß es fast unmöglich erscheint, von dem Dichter immer wieder neue Stoffe und neue Novellen zu erwarten. Im Octoberhefte der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht Heyse eine neue Novelle: „Siechentrost“. Sie spielt im vierzehnten Jahrhundert und behandelt ein absonderliches Thema. Siechentrost ist ein armer, alter Mann, dessen Weib und Kind von dem großen Sterben dahingerafft wurden, der dann in ein Kloster gieng und bei der zweiten Pestilenz die Leute vor dem Elend zu schützen suchte, dann aber von den Menschen gemieden wurde, da sie fürchteten, von ihm angesteckt zu werden. Als armer Sänger und Spielmann zieht er nun herum, die Leute durch fröhliche Weisen erheiternd. Den Lohn reichen sie ihm indessen nicht in die Hand; er muß auf langer Stange einen Beutel ihnen entgegenstrecken, in welchen sie ihm die geringen Gaben werfen. Wohnen muß er unter freiem Himmel, fern von den Heimstätten der Menschen. In das Leben dieses Siechentrost's nun spielt eine Liebesgeschichte hinein, von einem jungen Kaufmannssohn, der ein verzogen Mägdlein minnt, und diese Liebesgeschichte endet mit keiner Ehe. Die Novelle ist sehr gut geschrieben, wie ja bei Heyse nicht anders zu erwarten ist. In demselben Hefte finden sich auch Artikel über „Wissenschaft und Militärwesen“ von C. Freiherrn v. d. Goltz, ein sehr interessanter Aufsatz über den „Adamspik auf Ceylon“ von Ernst Haeckel, „Bilder aus dem Berliner Leben“ von Julius Rodenberg, eine etwas krankhaft gehaltene Novelle von Wilhelmine v. Hillern, eine Rede von E. du Bois-Reymond über „Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität“ u. s. w.

Von Spemann's reizend illustrierter Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ liegen uns die beiden ersten Hefte des neuen Jahrganges vor. Die berechtigte Specialität dieser Monatschrift sind die stets äußerst nett und doch künstlerisch ausgeführten Holzschnitte. Zu einem trefflichen Aufsatze Johannes Scherr's über „Das Landsknechtleben“ hat C. Röchling eine Reihe malerisch entworfener Bilder gezeichnet und zu A. v. Ruthner's umfassendem Artikel über das Salzkammergut lieferte J. J. Kirchner eine ganze Menge hübscher und in jeder Hinsicht wohlgelungener Bildchen, Ansichten von Gmunden, dem Gmundnersee, Traunkirchen, der Gosau, Hallstatt u. s. w. Auch die Bilder vom Niederwalddenkmal verdienen volle Beachtung, desgleichen jene zum Aufsatze von Gerhard Rohlfs über die Dattelpalme und ihre Früchte. Außer diesen Illustrationen müssen auch die anderen Kunstbeilagen rühmend genannt werden, so besonders der schöne weibliche Studienkopf von H. Lössz, die „Gnomen beim Nachtisch“ von K. Gehrts u. s. w. Die Beiträge aller Art sind so mannigfach und zahlreich, daß man sie unmöglich alle nennen kann. Eine Erzählung: „Der verlorene Brautring“ vom Germanisten Karl Bartsch und ein Märchen von Georg Ebers, sowie eine Erzählung von Victor Blüthgen seien hervorgehoben. Außerdem bringen die Hefte viele kleine Skizzen, Gedichte, Räthsel u. dgl. m.

Die nun bei Th. Hofmann in Berlin erscheinende Zeitschrift „Aus allen Zeiten und Landen“ (der Titel ist nach Möglichkeit schwerfällig gewählt!) bietet im ersten Hefte ihres zweiten Jahrganges wieder mehrere gediegene geschichtliche Aufsätze mit guten Illustrationen. So über „Santiago de Compostela“, den „Geschichtlichen Don Carlos“, „Die weiße Frau“ u. s. w. In dem Octoberhefte beginnt auch eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert von Hans Hoffmann unter dem Titel: „Brigitta von Wisby.“

In der „Deutschen Revue“ findet sich eine geistvolle Novelle von A. R. R. Rangabé unter dem Titel: „Ein Ausflug nach Poros“, außerdem ein lesenswerter Artikel des fleißigen Karl Braun in Wiesbaden über „Vagabunden und Gauner in Deutschland“, dann ein Aufsatz über die Entstehung der Cyklonen, über Rafael in Rom unter Leo X. u. s. w.

Die „Oesterreichische Rundschau“ bringt eine vorzügliche Novelle von Stephan Milow unter dem Titel: „Der Verstoßene“ und „Hundert Briefe Hammer-Purgstall's“ aus den Jahren 1846—1856.

Aufzeichnungen eines Geistlichen. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.) Gegen solche Uebersetzungen ist wahrlich nichts einzuwenden. Das ist so urgermanisch tüchtig, so herzenswarm, so gesinnungsrecht und so anmuthend, daß man sich nur darüber freuen kann, das Lesen gelernt zu haben. Es sind kleine Geschichten und Skizzen, oft nur seelische Stimmungsbilder, Erlebnisse, Abenteuer und Bekanntschaften des Pfarrers, mit bestrickender Grazie erzählt. Trotz des sittlichen Ernstes, der all' diese Schilderungen des Stockholmer Pastors durch-

stählt, sind die Geschichten doch höchst weltlich, mit eleganten Manieren tief in unsere schlüpferigen, gesellschaftlichen Verhältnisse eingreifend und wieder so frisch und lustig, daß man von ihnen durch und durch erquickt wird. Es gibt nicht sehr viele Bücher, die man der naiven Jugend in die Hand legen kann, während sich auch der Weltmann daran ergötzt. Das aber ist ein solches. Es ist eine reicherfahrene, bonhomme, heitere Priesterseele, die da erzählt, ohne jegliche Spur von Pfaffheit, ohne allen Widerspruch mit der freisinnigen Humanität. Auch unseren katholischen Geistlichen müssen diese Schriften recht sein. Nicht minder dem Atheisten — Allen, die ein Herz haben. — Die Stücke sind lange nicht von gleichem Werte, die meisten derselben jedoch dürfen als Musterbilder dieses Genres gelten. Einige kleine Auszüge, die wir dem liebenswürdigen Buche entnehmen, mögen den Lesern dieser Hefte die Bekanntschaft mit einem vorzüglichen Erzähler vermitteln. Wir freuen uns auf ihren Dank. M.

Neue Epigramme. Von Dr. Karl Knortz. Besser läßt sich dieses scharfe, erfrischende Gewürze nicht empfehlen, als wenn man die Pfefferbüchse schüttelt, daß etliche Körner zur Probe herausfallen. Dieses geschieht und sind in diesem Hefte einige Knortz'sche Epigramme zu finden — Salz der Weisheit, das den Brei nicht versalzen, sondern nur schmackhafter machen kann. Wer mehr dergleichen wünscht, der verschaffe sich das schneidige Büchlein, welches im Verlagsmagazin in Zürich eben erschienen ist. M.

Kleine Gedichte von Gabriele Fürstin Wrede. (Wien, Karl Gerold's Sohn.) „Ich lege meine ganze Seele in meine Liederwelt hinein," singt die Dichterin, „Nicht wie es Andere mich lehren entströmt das Lied aus meiner Brust." — „Wenn es die Andern recht nicht finden, je nun — so kann ich nichts dafür." Ferner: „Von trunkenem Entzücken ist meine Seele voll; die Welt möcht' ich beglücken und weiß nicht, wie ich's soll." — „Weißt Du, warum so gern zum Wald den Schritt ich lenke? Weil dort die Nachtigall das singt, was ich mir denke." — Diese kleinen Stichproben charakterisieren das liebenswürdige Büchlein. M.

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Franz Hirsch. (Leipzig, W. Friedrich.) Die vorliegende, neue deutsche Literaturgeschichte will frei aber gewissenhaft, parteilos aber verständnisvoll jede eigenartige Regung des Literaturgeistes nachzuweisen suchen. Der erste Band behandelt die älteste Zeit bis 1500 und wird bis Weihnachten 1883 vollständig, der zweite Band enthält die Reformationszeit bis zur classischen Periode, der dritte Band die neue und neueste Zeit bis 1884 und soll das Werk im Herbst 1884 vollständig vorliegen.

Kinderfreude. Die Zeit ist da, wo die Kinder viel an's Zimmer gefesselt sind und hübsche Gedichtchen und Lieder leicht auswendig lernen. Zu diesem Zwecke sei das soeben bei Moritz Perles in Wien erschienene Werkchen „Kinderfreude, neue Gedichte, Wünsche und Lieder für Schule, Haus und Kindergarten" von Hermann Stein, Director einer Schule und eines Kindergartens in Wien, empfohlen. Der Verfasser, ein erfahrener Fachmann, trifft den kindlichen Ton und sorgte auch für sinnige Wünsche zu den verschiedensten Gelegenheiten, deren Wahl sonst Eltern und Erziehern oft große Sorge macht. Die beigegebenen Lieder mit Noten bringen Originalcompositionen von A. Grünfeld, S. Grünfeld u. A.

Großer Bauernkalender mit Bildern auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi 1884. Herausgeber: Franz Schlinkert. (Wien, Karl Fromme.) Dieser neue Bauernkalender dünkt uns endlich wieder einmal ein glücklicher Wurf. Wir hatten bisher keinen, der für den Landmann so das Rechte in rechter Form sagte, als es dieser thut. Nebst dem vollständigen Kalendarium mit allem für den Landmann wünschenswerten Zugehör bringt dieses Volks-Jahrbuch viele beherzigenswerte Lehren. Da ist z. B. die Rede vom Kalender- und Wettermachen, vom Waldschinden und Aufforsten, von den Hausthieren, ihrer Zucht und ihren Krankheiten, Gesundheitsmitteln für Menschen, vom Staatswesen, von den Ereignissen des vergangenen Jahres, und Alles hübsch in der Denk- und Redeweise des Bauers dargestellt. Die vielen Geschichten und Schwänke, die das Buch enthält, sind sehr lustig, die Bilder nett und possierlich und es findet Jeder etwas für sich. Es ist den Landbuchhändlern sehr zu empfehlen, diesen Kalender zu beziehen; wenn die weiteren Jahrgänge an Gediegenheit und Geschicklichkeit dem ersten gleichen, dann wird sich der „große Bauernkalender" in unsere Bevölkerung einbürgern und viel Nutzen stiften.

Die Gesinnung des Buches ist durchwegs tüchtig: conservativ das Gute behaltend und hütend, und fortschrittlich Besseres anstrebend. R.

Ferner sind dem „Heimgarten“ zugegangen:

Deutsche Wunden. Zeitroman aus 1864 bis 1871 von Louise Otto. Vier Bände. Zweite Ausgabe. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Zur Neujahrszeit im Pastorale zu Nöddeboe. Erzählung von Nicolay; aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. Vierte Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1884.)

Agathe. Erzählung aus der Gegenwart von H. F. Ewald; deutsch von W. Reinhardt. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1884.)

Waldemar Krone's Jugendgeschichte. Roman in zwei Bänden von H. F. Ewald; deutsch von W. Reinhardt. Zwei Bände. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1884.)

Der Pfaffe Amis. Ein Schelmenlied. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Anton Ohorn. Mit Illustrationen von W. Wellner. (Leipzig, Fr. Thiel.)

Mein Leben. Von Ludwig Steub. Ueber Ludwig Steub von Felix Dahn. (Breslau, S. Schottländer.)

Caroline Bauer (Gräfin Broel-Plater). Ein Lebensbild in ihren Briefen von Ludwig Brunier. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Peter K. Rosegger. Lebensbild eines Dichters aus dem Volke. Nach dessen Schriften bearbeitet von Ferdinand Thomas. Mit Abbildungen. (Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freitag, 1883.)

Das moderne Drama, dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern von Alfred Klaar. (Leipzig, G. Freitag, Prag, F. Tempsky.)

Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes von Franz von Holtzendorff. (München, Theodor Ackermann, 1884.)

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. (Berlin, Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung, 1883.)

Franz Grillparzer. Eine biographische Studie von Adalbert Fäulhammer. (Graz, Leuschner und Lubensky, 1884.)

Streifzüge auf dramatischem und kritischem Gebiete. Von Heinrich Alfred Bulthaupt. Zweite Ausgabe. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1884.)

Mein Onkel Benjamin von Claude Tillier; übersetzt und eingeleitet von Karl Saar. (Stuttgart, W. Spemann.)

Simplizitas. Von Marie v. Olfers. (Berlin, Wilhelm Hertz, 1884.)

Entweder — oder. Lebensbild in fünf Acten. Nach der gleichnamigen Erzählung von Heinrich Laube. Für die Bühne bearbeitet von G. Ramberg. (Wien, Hugo Engel, 1884.)

Attila. Drama in fünf Aufzügen von Heinrich v. Zimmermann. (Teplitz, Böhmen, Selbstverlag des Verfassers.)

Lieder und Gedichte von Conimor. (Wien, L. Rosner, 1884.)

Sechs Vorträge über weibliche Krankenpflege, gehalten zu Gunsten des Grazer Mädchen-Lyceums von Henriette Auegg. Zweite Ausgabe. (Graz, Leykam, 1884.)

Wer Kinder liebt. Neues für 10—14jährige Kinder von C. W. Adler. Unter Mitwirkung mehrerer Kinderfreunde. Mit Illustrationen. Dritte, vermehrte Auflage. (Verlag: Verein von Kinder- und Jugendfreunden in Wien.)

Das Niederwald-Denkmal und die Siegespforten Ludwig XIV. zu Paris. Ein historisch-patriotischer Rückblick auf Zeiten deutscher Erniedrigung von Dr. Christian Hutzelmann. (Nürnberg, Fr. Korn'sche Buchhandlung, 1883.)

Elsterperlen. Ein Lebenslauf. Allen großen und kleinen, glänzenden und einfachen Elsterperlen erzählt von Heinrich Fels. (Leipzig, Pöschel und Trepte.)

Zum Luther-Jubiläum. Für die lieben Kinder. (Greiz, Otto Hennig, 1883.)

Wo hast Du Deine Bibel? (Greiz, Otto Hennig.)

Der Antisemitismus. Von Julius Lippert. (Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.)

Schwizer Dütsch. Aus den Cantonen Zug, Freiburg, Wallis. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. (Zürich, Orell Füßli & Comp.)

Bi'n Füer. Geschichten un Gedichten ut de Lünebörger Heide. Von H. Friedrich Freudenthal. Zweite Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1883.)

Karl Faulmann's Stenographische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht in 48 Lectionen für das Selbststudium der Stenographie nach Gabelsberger's System. Wohlfeile Volks-Ausgabe in 12 Lieferungen. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Die Vollzugsverordnungen zur neuen Gewerbe-Ordnung sammt den Normal-Statuten für die Genossenschaften, für die genossenschaftlichen Gehilfenversammlungen, für die genossenschaftlichen Krankencassen und für die schiedsgerichtlichen Ausschüsse, der kais. Verordnung bezüglich der Baugewerbe, der Verordnung bezüglich der Electricitäts-Gewerbe und den Vorschriften bezüglich der Gewerbe-Inspectoren. Populär dargestellt

und durch die Spruchpraxis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes erläutert von Dr. Sigmund Goldberger. (A. Hartleben, Wien, 1883.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 1. und 2. Heft. VI. Jahrgang. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Das eiserne Jahrhundert. Von A. S. Lerchenfeld. 11.—17. Heft. (A. Hartleben, Wien.)

Deutscher Volkskalender für 1884. Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigiert von Julius Lippert. XIV. Jahrgang. (Prag.)

Hebel's Rheinländischer Hausfreund für das Schaltjahr 1884. (Tauberbischofsheim, J. Lang.)

Badischer Landeskalender mit lehrreichen Erzählungen, lustigen Schwänken und vielen Bildern für 1884. (Tauberbischofsheim, J. Lang.)

Der Wiener Bote für 1884. Herausgegeben von Karl Elmar. (Wien, R. v. Waldheim.)

Dr. Joh. Nep. Vogl's Volkskalender 1884. 40. Jahrgang. Redigiert von Dr. August Silberstein. (Wien, Karl Fromme.)

Schalkkalender 1884. 4. Jahrgang. (Leipzig Fr. Thiel.)

Jahrbuch für Zöglinge deutscher Gymnasien, Real- und verwandter Schulen. 1884. Mit P. K. Rosegger's Porträt als Titelbild. Herausgegeben von Dr. Max Vogler. (Leipzig, Fr. Thiel.)

Deutsches Schüler-Jahrbuch für 1884. Herausgegeben von Dr. Max Vogler. (Leipzig, Fr. Thiel.)

Jahrbuch für deutsche Mädchen 1884. Herausgegeben von Dr. Max Vogler. (Leipzig, Fr. Thiel.)

1000. Auflage der **Haesters'schen Fibel.** (Essen, G. D. Bädeker, 1883.)

Berliner Münz-Verkehr. Verzeichnis verkäuflicher Münzen und Medaillen verschiedener Länder. (Berlin, J. Hahlo.)

Die directen Steuern. In 3 Abtheilungen. Erläutert von Dr. Sigmund Goldberger. (Wien, A. Hartleben, 1883.)

Die Elektro-technische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektrizität nach dem Stande der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. In etwa 60 Lieferungen. Heft 21 bis 30. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Postkarten des „Heimgarten".

O. J., Graz: Das so musterhaft ausgeführte Panorama von der Brucker Hochalpe in Steiermark befindet sich als Beilage der „Oesterreichischen Touristenzeitung", 1883. Sie ist von Frischauf redigiert.

E. E. H., Leipzig: Einen der poetischesten Flüsse Deutschlands, die Elster, hat Heinrich Fels in seinen sinnigen „Elsterperlen" zart und stimmungsvoll besungen. Den Verfasser erfragen Sie in der schönen Stadt Greiz.

M. L., Berlin: In der That, ein Schwätzer ist wie Simson, er schlägt seine Zuhörer mit einem Eselskinnbacken.

E. H. H., Erlangen: Leider zusehr überbürdet. Können von all' dergleichen Einsendungen nicht eine berücksichtigen.

O. A., Laibach: Ernst Eckstein's neuer Roman „Prusias" ist schon während des Druckens der ersten Auflage vergriffen worden — und zwar durch Vorausbestellungen. Ein in Deutschland seltener Fall, daß ein Buch mit der zweiten Auflage beginnt.

„Heimgarten", Triest: Stets sympathisch.

✕ Nachdem in unserer Vexierfrage vom October noch Stimmen für Emil Franzos, Wilhelm Raabe, Victor Scheffel laut geworden sind, haben sich ein paar Zuschriften so entschieden für Jean Paul ausgesprochen, daß wir keinen Widerstand zu leisten vermögen, sondern des Feldpredigers Schmele's Reise genanntem Autor zugestehen müssen. Aber wieso rechtfertigt sich das Schlagwort von den „veralteten" Jean Paul, wenn dieser „Alte" mit allen möglichen modernen Autoren verwechselt werden kann?

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

4. Heft. Jänner 1884. VIII. Jahrg.

Die sieben Todsünden.

Genrebilder aus dem Volksleben von P. K. Rosegger.

Der Fraß.

„Bruder Isidor, das ist eine zuwidere Sach'!" sagte der halbe Schartenwirt.

„Eine sehr zuwidere Sach', Gallus!" sagte die andere Hälfte.

„Eine zuwidere Sach'," wiederholte der Bruder Gallus noch einmal."

„Steigt dieser Alte etliche siebzig Jahr lang in der weiten Welt um, und just bei uns da heroben, und just heut' geht ihm der Athem aus. Ist höllisch zuwider."

„Sollen wir die Tanzmusik absagen, jetzt, wo wir mit harter Müh' die Licenz kriegt und die Kälber geschlachtet haben, und den Wein — ?"

„— muß in Kürze aus. Der Bleizucker halt's nicht lang."

„Wird uns schier nichts Anderes übrig bleiben, wenn nicht etwa — was mir eingefallen ist — der Bachweber so gut sein und den Todten übernehmen wollt'? Daß wir sagen wollten, er wär' in seinem Haus gestorben?"

„Geht nicht. Kommt unter die Leut', möchten es uns gleich aufbringen, beim doppelten Schartenwirt haben sie heimlich einen Todten aus dem Haus geschleppt."

„Wer wird sich denn kümmern um den alten Bettler!"

„Bei seinen Lebzeiten hat sich freilich kein Mensch um ihn gekümmert, so weit hast recht, Bruder; aber paß' auf, jetzt, da er verstorben ist, wird der Pfarrer und der Amtmann bald nach ihm fragen. Müssen es haarklein angeben, wo und wie und warum er gestorben ist."

„Wie und warum? Wenn er's heimlich thut hinten in der Krampenkammer bei kohlrabenfinsterer Nacht? Kann man's wissen warum?"

„Aus Hunger wird er gestorben sein, der arme Schelm."

Digitized by Google

„Zu todt gegessen wird er sich haben.“

„Es kommt auf Eins hinaus. Kommt er gestern Abends ganz ausgemergelt in's Haus, setzt ihm die Köchin die versalzenen Butternocken vor, die vom Mittag übrig geblieben sind. Er ißt, so lange er kann denn etwas in der Schüssel lassen, das ist bei solchen Leuten allzugroße Verschwendung. Die Butternocken sind für sechs Drescher gekocht worden.“

„Gott sei ihm gnädig!“ sagte der Bruder Gallus, „wir wollen zu ihm gehen und schauen, was zu machen ist.“

Sie giengen in die Kammer, in welcher der todte Bettelmann lag. Wir müssen aber vom Zweigespräch etwelches erklären.

Der Isidor und der Gallus waren zwei Brüder, welche gemeinsam das auf dem Schartenpaß liegende Wirtshaus besaßen und bewirtschafteten, und welche zusammen von den Leuten der Umgebung und der Straße der doppelte Schartenwirt genannt wurden. Aus diesem Ehrennamen begründeten es die beiden Brüder, wenn sie bisweilen, zu besonderen Festlichkeiten, mit der doppelten Kreide rechneten.

Dieser doppelte Schartenwirt hatte heuer wie alljährlich für den Kirchweihsonntag eine Tanzunterhaltung veranstaltet, zu der sich alle lustigen Leute der Gegend einzufinden pflegten. Jetzt war gestern der alte Kirchen-Schnaur, wie er genannt wurde, dahergekommen, hatte sein hölzernes, zweithürmiges Kirchlein vom krummen Rücken abgeladen, auf die Bank vor dem Hause hingestellt und mit den kleinen Glocken angefangen zu läuten, bis Eins aus der Küche kam und ihm einen Kreuzer in die Haube warf.

„Gott gebe Euch,“ so dankte der Alte, „für dieses Geschenk einen braven Mann und die himmlische Freud'. Aber die Nacht ist nimmer weit, es sitzen schon die Hühner auf, und so hätte ich bei dem rechtschaffenen Schartenwirt ein doppeltes Gebitt: Eine Nachtherberg und was zu essen.“

Die Schartenwirtsleute sind immerzu als gerecht und gutherzig gegen die Armen ausgeschrieen gewesen. Der Kirchen-Schnaur bekam die Butternocken und die Kammer. Als es finster geworden und im Hofe Alles zur Ruhe gekommen war, läutete der Bettelmann noch lange seine Glöcklein. Von Allen, die im Hause waren und in ihren Betten dem Tanzfeste entgegendachten, entgegenlachten, ahnte es freilich Keiner, daß Todtenglocken klingelten. Am Morgen, als sie den Schnaur wecken wollten, weil die Kammer als Lazareth für im Raufen Verwundete oder für in Traulichkeit Versinkende hergerichtet werden sollte, war er kalt und starr. Einen Tag vor dem Kirchweihtanze! Und nun sollte der Todte mindestens zwei Tage lang im Hause aufgebahrt liegen; denn wenn man mit so Einem auch nicht viel Umstände macht, christlich bestattet muß er doch werden, das war der doppelte Schartenwirt sich selber und seiner Hausehre schuldig. Das Tanzfest ließ sich nicht verschieben, der Todte ließ sich nicht vertuschen, daher die Bedrängnis der Brüder Isidor und Gallus.

Als sie nun in die Kammer giengen, um den erstarrten Bettelmann auf das Brett zu legen, fanden sie in seinem Brustlatz einen zwiefach zusammengelegten Lederfleck.

„Das ist ein Amulet,“ sagte der Gallus.

„Ein kaiser-königliches!“ antwortete der Isidor, denn im Leder lag ein ganzes Päcklein Fünfguldennoten.

Die beiden Brüder lächelten sich an.

„Es war ein braver Mann,“ sagte der Isidor, „er hat sich was erspart für ein christlich Begräbnis. Es sind — zähl' einmal mit, Bruder Gallus — es sind achtzehn Fünfer.“

„Wir lassen die Tanzmusik absagen. Wir wären es dem armen Mitbruder schuldig, der in unserem Hause verschieden ist.“

„Schlage den entgangenen Gewinn gering gerechnet auf fünfundzwanzig Gulden an.“

„Wir stellen Leichwachen an, wie es der Brauch ist.“

„Raite Most und Brot auf fünf Gulden.“

„Laden die Nachbarschaft ein zum Begräbnis.“

„Truhen, Kerzen, Träger und was dergleichen ist, thut fünfzehn Gulden.“

„Nehmen einen halben Conduct und ein Todtenamt.“

„Der halbe Conduct steht, glaub' ich, auf acht Gulden. Das Amt kostet nach neuem Tarif drei.“

„Der Gräber, der Meßner?“

„Schlagt sich auf vier Gulden.“

„Wie viel hast noch?“

„Dreißig.“

„Dafür geben wir ein Todtenmahl, wie sich's ziemt, und daß wir unsere Kälber anbringen.“

„Wollen unrechtmäßiger Weise auch nicht einen Kreuzer einstecken von diesem Blutgeld.“

„Gott bewahre uns davor!“

„Kein Mensch weiß es, daß der Alte Ersparnis gehabt hat.“

„Kann's Keiner wissen.“

„Brauchts Keiner zu wissen.“ —

Das gab nun dem doppelten Schartenwirt ein rechtes Ansehen. „Es sind doch kreuzbrave Männer,“ meinten die Leute, „wie sie da den armen Kirchen-Schnaur in Ehren aufbahren und begraben!“

„Mein Gott,“ sagte der Gallus, „was kann man da machen! Der arme Mann ist eben auch ein christlicher Mitbruder. Gott hat ihn in meinem Haus zu sich gerufen, da muß die weltliche Lustbarkeit zurückstehen und ist's das letzte Almosen, das man dem Bettelmann reichen kann: eine christliche Bestattung.“

Das wäre wohl brav gedacht, meinten die Leute und dasselbe sagte auch der Herr Pfarrer, der anfangs erschrocken war über die Nachricht, daß der alte Schnaur gerade in seinem Sprengel gestorben.

Zu der Leichwache in der ersten Bahrnacht fanden sich nicht Viele ein. Als es aber laut wurde, was man bei derselben für weißes Brot gegessen, für guten Most getrunken, konnte in der zweiten Nacht das Haus die Anwesenden kaum fassen.

Zur Begleitung in's Pfarrdorf und auf den Kirchhof stellten sich etwa ein paar Dutzend Leidtragende ein; darunter auch ein alter Steinschlager von der Landstraße, der mit dem Schnaur ein wenig verwandt gewesen war. Der erkundigte sich so nebenher, ob man wisse, welchen Weg der Schnaur gegen das Wirtshaus herangekommen sei, ob er nicht etwa gesagt habe, daß er kürzlich in der Stadt gewesen? Wollte auch wissen, wie der Bettelmann gestorben sei, ob er in der Sterbstunde bei Bewußtsein gewesen und etwa nichts aufgetragen habe, an den Steinschlager auszurichten —?

Das war Alles nicht zu sagen, weil der Schnaur des Abends nicht viel gesprochen, als von Hunger und Müdigkeit, und weil er in eitler Nacht ohne Beistand verschieden.

„Wirst halt als Andenken seine Kirche haben können, Steinschlager,“ sagte der Isidor.

„Was hättest nachher Du für Deine Mühe und Gutheit?“ versetzte der Steinschlager.

„Ich thu's um Gotteswillen.“

„Und meinst, halbeter Schartenwirt, daß ich den alten Flitterkasten auf den Buckel nehmen und damit hausieren gehen soll?“

„Meinst Du, mein lieber Steinschlager, daß der Schartenwirt damit hausieren gehen soll?“

„Ich meine, die Kirche gehört zum Wirtshaus.“

„Wer wird denn jetzt warteln!“ redete einer der Nachbarn drein, da er merkte, das Gespräch wäre ein wenig säuerlich und Jeder bedanke sich für die Hinterlassenschaft des Bettelmannes,

die wieder nur für einen Bettelmann gut war.

Bevor man den Sarg hob, gab's zu essen; dann theilte der Gallus rothe Wachskerzlein aus, die bei dem Todtenamte anzuzünden wären, und hernach sagte er, mitten unter den Leidtragenden aufrecht stehend, schlicht und deutlich folgende Worte:

„Jetzt werden wir unsern lieben Mitbruder aufheben und auf den Freidhof tragen. Nachher ist das Todtenamt für seine arme Seel'. Und alsdann mach' ich meine Einladung, daß die ehrsamen Leidtragenden wieder möchten hergehen zu meinem Haus auf der Scharten, wo ihnen ein kleines Todtenmahl wird aufgesetzt werden. Jetzt beten wir noch die fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi für die abgeschiedene Seel' unseres Mitbruders."

Die Umstehenden waren sehr gerührt. Und die Brüder im Schartenwirtshause stiegen zusehends in der Achtung und Bewunderung der Leute.

Das Begräbnis fand unter den üblichen Feierlichkeiten statt und nach dem Gottesdienste zog sich Alles sachte aber doch in gerader Richtung dem Schartenwirtshause zu. Es waren junge Bursche und Dirnlein darunter, die miteinander den Paß hinanschäkerten, als giengen sie nicht zu einem Todtenmahl, sondern zu einem Kirchweihtanz. Und das wäre recht, gab der Isidor zu, auch die Alten — wie es in den Büchern stünde — hätten ihre Todten mit Lustigsein geehrt!

In der großen Stube des Schartenwirtshauses waren schon die Tische gedeckt und mit Tellern und Gläsern bestellt.

Der Isidor machte den Truchseß und ordnete Alles in leutseliger Weise. „Geht's nur her, Leut'," sagte er, „'s wird nicht viel sein. Nehmt's halt fürlieb. Setzt's Euch zusamm'. Steffel, mach' den Anfang, ruck' in's Winkel. Deine Alte daneben. So! Alsdann, Ihr Andern, schiebt's Euch nach, wie's eben kommt, Männlein und Weiblein durcheinand, ist das best' Mittel gegen den Tod. Ha, ja freilich, der Mensch muß einen Spaß haben auf der traurigen Welt. Todtengraber, hast auch noch keinen Platz! Tauch' heut Deine Schaufel einmal in die Schüssel. Schau dazu. Der Steinschlager steht auch noch da. Ruck' an, Steinschlager, daß Du nicht allzuweit von der Schüssel bleibst. Verhoff's, die Knödel sind nicht so hart, wie Deine Steiner. Nau, gunn Dir den Platz!"

„Warum soll denn just ich mich zum Todtengraber setzen?" fragte der Steinschlager nicht ganz glatt.

„Vor dem Todtengraber fürcht' ich mich nicht", rief ein kerniger Bursch und setzte sich hin; „den Todtengraber trinken wir heut' unter den Tisch hinab."

„So ist's recht, meine Gäst'!" lachte der Isidor. Da kamen schon die dampfenden Schüsseln.

Der Isidor schlug ein lautes Kreuz und sprach das Tischgebet, mit Einschluß der „armen abgeschiedenen Seele, die der Herr zu seinem himmlischen Hochzeitsmahle möge laden."

Sonach machten sie sich d'ran.

Etliche waren dabei, die nicht recht wußten, wie sie sich den Knödeln und dem Krenfleisch gegenüber verhalten sollten. Kam noch was nach? oder nichts mehr? Es ist kein Spaß, eine solche Bauernmahlzeit, man hat keine Uebersicht im Vorhinein, keinen Speisezettel, es kann Bestand haben, es kann aber auch plötzlich aus sein. Der einzige Anhaltspunkt sind etwaige Gerüche, die verrätherisch aus der Küche dringen und nach denen dann der Praktiker berechnet, inwieferne er mit dem Raum seines Magens hauszuhalten hat. Heute mischten sich die Gerüche so seltsamlich, daß es den Zweifelhaften für alle Fälle am sichersten schien, sich an den ersten Gerichten gründlich zu atzen.

Nun kamen — als Nachlaufer oder Vorläufer? — kälberne Sulzfüsseln. Sie giengen ziemlich rasch den

Weg alles Fleisches. Hernach erschienen Speckwürste mit Sauerkraut, Geselchtes auch und gedünstete Rüben dazu. Dann kam der Todtenstrudel, fast schwarz über und über vor lauter „Weinberln“ und „Zibeben“, und braungeröstet die fettigen Krustlein. Beim Todtenstrudel hub es an lustig zu werden, denn es kamen die Mostkrüge.

„Ist der Boden gelegt?“ fragte der Gallus, der mitten unter den Gästen saß und fortwährend zum Essen und Trinken antrieb, was aber nur Anfangs nöthig war. Je mehr sie schon zugegriffen hatten, desto glatter gieng es voran. Der Bauernschlund muß geschmiert sein, dann bewährt er sich.

„Wenn der Boden gelegt ist, soll das Weitere anrucken!“

Es kam Braten mit rothen Rüben und Erdäpfelsalat. Es kamen die Fleischkrapfen, es kam Griesbrei in Schmalz gekocht. Und es kam allerlei, was die Köchinnen aus Kälbern und Schweinen, aus Mehl, Gemüse und Schmalz zu bereiten verstehen, jedwedes mit einer andern Delicatesse. Und sie aßen, sie aßen.

„Heut' fressen wir ja, als ob Fasttag wär'!“ rief einer von den Gästen.

„Wie ist das gemeint?“ fragte der Isidor etwas schief.

„Das ist so gemeint, halbeter Schartenwirt, weil ich mich nur alle Fasttage einmal recht satt essen kann. Der Sterz und das Schmalzkoch füllt besser, als wie das Stückl Fleisch mit Kraut.“

„Ist eh wahr!“ bestätigten Alle und gossen Wein auf die Wahrheit.

Im untern Winkel saß ein kleiner dicker Halter, der aß bedachtsam und langsam und war in sich gekehrt, und wurde mit jedem Löffelzug langsamer und betrübter.

Ob ihm der Tod des alten Kirchen-Schnaur sosehr zu Herzen gienge? fragte ihn ein Nachbar.

Da rannen dem Kleinen die Thränen von den Wangen und er gestand schluchzend, es sei ihm bitter wehe, denn er äße noch gerne und könne nimmer.

Sie hörten es, aber Keiner lachte! Denn ein allgemeines Empfinden war hier kurz und echt zum Ausdruck gelangt.

So machte der Gallus nun einen Vorschlag.

„Wenn“, sagte er, „wenn in einen vollen Kornsack nichts mehr hinein will, so muß man ihn rütteln, dann geht wieder was d'rauf. Manner und Weiberleut sind da, wir wollen Eins tanzen. Der Zithernschlager sitzt in der Kuchel, hat auch schon gegessen.“

Einen guten Rath läßt man sich nicht zweimal sagen. Die Tische wurden an die Wand geschoben, aber sachte, daß die Schüsseln, Krüge und Gläser nicht litten, denn man gedachte sich ihrer noch zu bedienen. Bald kreisten die Paare, und die Heiterkeit und Lust stieg immer höher und höher. Alles war aufgelegt, witzig und immer wieder durstig. Der Todtengräber sang die tollsten Liedlein, aber stark lallend, suchte die drallste Tänzerin, den immer Knochen und nichts als Knochen, das sei keine Sach! Der Isidor reigte mit seinem Bruder Gallus, und für die Nichttänzer, die immer nur aßen und tranken, war es ein heller Spaß, den doppelten Schartenwirt tanzen zu sehen.

Plötzlich, als die Zither einen Augenblick schwieg, war es, als ob im Kirchlein des Bettlers, das draußen im Vorhause stand, die Glöcklein klingelten.

Die Tänzer hielten still. Die Glocken schwiegen. Die Tänzer begannen wieder zu reigen, zu hopsen; die Glocken klangen von Neuem. Einer rief, man solle das Tanzen sein lassen an diesem Tage. Etliche stutzten, aber der Todtengräber kam vom Vorhause mit dem Bericht, sie sollten es nur d'runter und d'rüber gehen lassen, der alte Schnaur tanze selber mit!

„Wie so das?“

„Bei Eurem Springen zittert das ganze Haus und zittern auch die Glöckeln mit.“

„Wenn's sonst nichts ist, da tanzen wir weiter.“

Zur Lust kam der Uebermuth. Sie warfen dem Wirte Geld hin, daß er für die Weiber Kaffee bringe und für die Männer Glühwein und Crambambuli. Höher gieng es her, als bei der Kirchweih. Da schmunzelte der Gallus zum Isidor hin und der Isidor schmunzelte zum Gallus her.

„Wir haben Profit!“ flüsterte die eine Hälfte des Wirtes zur andern. „Es ist gar von den neunzig Gulden noch ein Restel da.“

„Davon wollen wir noch eine Messe lesen lassen. Es soll uns vom armen Mann nicht ein Pfennig brennen.“

„Ihr sprecht da etwas von neunzig Gulden“, sagte nun auf einmal der Steinschlager, der ganz nahe hinter den beiden Brüdern stand, ohne daß sie ihn bemerkt hatten. „Ihr habt Geld gefunden bei dem Schnaur. Ihr seid ehrliche Männer und wisset, daß das Geld beim Gericht niederzulegen ist und daß ich sein einziger Verwandter bin.“

Die beiden Brüder wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie taumelten in ihre Privatstube, einer dem andern nach. Dort sagte der Gallus: „Da haben wir's!“.

„Wir haben überall herumgesagt, wir thäten es von unserer eigenen Sach', daß wir den Alten christlich begraben lassen und das Todtenmahl gäben, Alles um Gotteswillen. Und jetzt können wir das ganze Geld hergeben, als wie wenn's der Teufel geholt hätt'!“

„Sagen, wir hätten nichts gefunden, das gienge wohl nicht?“ warf der Gallus leisetretend ein.

„Bruder!“ entgegnete hierauf der Isidor, „aus zwei halben Wirten zwei ganze Schurken machen, jeder einer um fünfundvierzig Gulden, das wäre uns doch zu lumpig. Wir sind einmal die Geprellten; aber machen wir zum schlimmen Spiel ein lustig Gesicht, denn das läßt sich nicht leugnen, einen lustigen Tag haben wir doch gehabt.“

„Wie Du willst, Bruder“, sagte der Gallus.

Hierauf suchte der Isidor im tollen Gedränge den Steinschlager auf: „Ah, da bist! Hätt' ein paar Wörtel mit Dir zu reden, ehe Du mir davongehst. Wie ich gehört hab', bist Du vom seligen Schnaur der einzige Verwandte. Ich mache Dir als solchem zu wissen, daß wir, wie wir den Todten aufgebahrt, in seinem Brustlatz neunzig Gulden gefunden haben. Das wird wohl Deine Erbschaft sein.“

„Ihr seid erst brave Leut', Schartenwirt“, antwortete der Steinschlager. „Das Geld ist mein Eigenthum. Ich habe es ihm vor etlichen Wochen gegeben, weil er gegen Leoben wollte, daß er mir's in die Sparcasse legen sollt'. Hab's nur nicht gewußt, ob er schon dort gewesen ist, oder nicht. Achtzehn Fünferbanknoten sind's gewest.“

„Das stimmt. Das Geld gehört Dein.“

„Wirst wohl was abziehen wollen für's Begräbnis?“ fragte der Steinschlager mit Bangen.

In der Brust des Wirtes stritten verschiedene Mächte. „Freilich wohl, daß Alles Geld kostet,“ sagte er, „der Gräber, der Schreiner, der Pfarrer, der Meßner, der Wachszieher und der Fraß. Noch jetzt fressen und saufen sie drauf los. Indes, das Steinschlagen! Wird wohl eh Dein einzig Erspartes gewesen sein, Alter. Will Dir nichts abzwicken davon. Machen wir das Kreuz darüber. Das Schartenwirtshaus hat auch Gottessegen zu brauchen.“

„Vergelt Dir's Gott!“ gröhlte der Steinschlager und umfaßte mit seinen beiden Händen den rechten Arm des Wirtes. „Und jetzt, daß ich's aufrichtig sag', wenn ich mich auf das noch einmal zu Tisch setzen dürft', jetzt wollt's mir erst schmecken. Ich hab' vor Angst

um mein Geld nicht gar viel essen und trinken mögen."

„Wird mich gefreuen, wenn Du recht viel zehrst," sagte der Isidor, „da hast Dein Geld, aber — muß ich Dir sagen — das Todtenmahl ist zu Ende."

Nichts destoweniger blieb das Haus voll Ueberfluß und die vollen Mägen der Schwelgenden preßten unversehens die Geldbeutel leer.

Die Leidtragenden sind den Abend und die Nacht im Wirtshause verblieben, und zwar so lange, bis sie wirkliche Leidtragende geworden sind. Weiteres ist — nicht zu melden.

Die Trägheit.

Im Baumgarten hinter dem Wirtshause, auf das weiche Gras schlank hingestreckt, ruhte ein Mann. Er hatte glänzende Stiefel, schwarze Tuchhosen und eben solche Weste an, aber keinen Rock. Er war in schneeweißen Hemdärmeln, die zu seinem gemüthlich runden, glatten Gesichte gar nicht übel standen. Die braunen Kräuselhaare waren ein wenig feucht von der Hitze des Sommertages und vielleicht auch von der Anstrengung. Der Ruhende hatte sich nämlich alle Mühe gegeben, nach dem Mittagsmahle auf dem Rasen süß einzuschlafen, aber vergebens, der heidenhafte Lärm der Bauernburschen dort unten auf der Kugelbahn ließ es nicht dazukommen. So zog er jetzt seine Pfeife hervor und seinen Schweinsblasenbeutel und stopfte sich zur größeren Ehre Gottes Eine an.

Die Bauernburschen kegelten und lärmten und machten allerlei Spectakel. Sie tranken, sie rangen, sie sangen, sie trieben „Fingerhakeln", sie sprangen sich einander auf den Nacken, sie kletterten auf den Kirschbaum, der gleichwohl schon längst „abgegrast" war, sie gingen weiter auf den Anger hin und knallten mit den großen Knallpeitschen, wie solches zu Keilring in den Herbstmonaten üblich ist. Und sie wußten vor lauter Lust und Uebermuth nicht, was sie beginnen sollen.

Es ist Sonntag, denkt der Ruhende im Grase, sie mögen sich erholen.

Und so schaut die Erholung aus bei Leuten, die eine Woche um die andere hindurch vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hart arbeiten müssen? Schon in der vorhergehenden Nacht haben sie vor lauter „Sonntagsruhe" nicht mehr geschlafen, haben gruppenweise über Felder und Wiesen hingetollt, sind um die Nachbarshöfe geschlichen, aus denen sie irgend einen Weibsbilderkittel rochen Die folgende Nacht gedenken sie auf dem Tanzboden zuzubringen, um morgen Früh frisch ausgerastet wieder an die Arbeit zu gehen.

Nun ja, in den großen Eisenschmieden lassen sie Sonn- und Feiertags über das Feuer nicht ausgehen, weil hernach das Anheizen zu viel kosten würde. Beim Landmann ist's auch so, der darf seine Körperkraft und Bewegung über den Sonntag nicht abstellen, sondern muß sie im Schwung erhalten, wenn er sie Montags Früh wieder ohne viel Umstände zur Hand haben soll. Daß der Bauer an den Feiertagen seine Körperkraft anders spielen läßt, als an den Werktagen, das eben ist bei ihm die Erholung. Das Ausruhen muß nicht gerade in Nichtsthun bestehen. So denkt auch der Mann im Baumgarten und raucht Tabak.

Gegen die Faulheit braucht also der Keilringer Pfarrer nicht zu predigen, denn die es nicht angeht, sind während des Gottesdienstes beim „Schmirageln" (ein Kegelspiel), und die es angeht, sitzen in den Kirchenstühlen und schlafen.

„Eine Maß Wein, Wirt!" schreit jetzt Einer auf der Kugelbahn.

„Prahler!" sagt ein Anderer, „Du kannst ein Seidel nicht zahlen."

„Zwei Maß!“ schreit der Eine. „Mit Maß und Ziel! ist mein Sprichwort.“ Da schlug seine Kugel den Eckkegel und den König.

„Das Ziel war gut, wenn's die Maß auch ist!“

„Drei Maß, Wirt!“

„Aufsetzer! Wo ist der Kegelaufsetzer?“

„Ich mag nit,“ entgegnet der Franzl, der's ist, „mir ist's z'bös.“

„Bei uns ist's ihm z'bös“, spottet ein Anderer; „der Franzl will alleweil nur bei der Leitenhofer Kathel kegelaufsetzen.“

„Halt' Dein Vaterunserloch!“ schreit der Franzl zurück.

„Hei Sakra! steigt mir Einer auf's Hühneraug!“ flucht der Stegtoni auf. Vielleicht thut er's, daß er ihre Blicke auf seine Stiefel lenkt, denn die sind heute gewichst.

„Hühneraugen haben ist eine herrische Mod'!“ mischt sich ein Weiterer drein.

„Desweg' wichst er ihnen zu Lieb' die Stiefel, daß sich seine gespitzten Knie in Spiegel schauen können.“

„Beim Toni heißt's halt etwan auch: Vormittag städtelt's, nachmittag bettelt's!“

Das ist dem Toni gerade genug. „Wen hab' ich angebettelt!“ begehrt er auf, „wenn ich einmal betteln geh', zu Euch nicht, Ihr Hascher! Ihr Häferlnascher! Ihr Mistgrubenkratzer!“

„Oho, keilt's ihm den Brodladen zu!“

Da krachen schon die Zaunlatten und der Kirchweihsonntag ist fertig. Es geht rasch vor sich und alle sieben Todsünden spielen sich ab, dreißig Schritte vom Baumgarten, wo der gemüthlich ruhige Mann seine Rast hält. Er hört weiter nicht drauf, das ist ihm nichts Neues und die Porzellanerne, die er gestern vom Oberförster eingetauscht hat, zieht nicht schlecht. Wenn nur das mollige Weibsbild nicht d'rauf wär'! Keiner glaubt's von den Bauern, daß das die heilige Magdalena sein soll. Des Kaufmanns Primaner soll ihr einen Schnurrbart anmalen. Nur kein Aergernis. — Na wahrlich, wenn's heute im Schatten nicht seine achtundvierzig Grad hat!

Vom Pfarrhofe her ruft eine weibliche Stimme: „Der Schulmeister laßt fragen, ob er läuten soll?“

„Wer ist denn gestorben?“ fragt der Ruhende.

„Zur Christenlehr läuten.“

„Ah so. Na, ich mein nicht. Den Leuten ist's heute zu heiß.“

Dann ist er wieder im Frieden. Den Arm unter dem Haupt, die Augen halb geschlossen, die Pfeife im Mund, so denkt er jetzt: Müßt' Einer der Narr sein! Wenn man sich seine zehn Jahr und länger als Kaplan muß herumhetzen lassen wie ein Jagdhund, wär's doch eine wahre Undankbarkeit gegen den Himmel, wenn man sich als Pfarrer auch noch keine Ruhe gönnen wollte. Ist ohnehin traurig genug, daß der Keilringer Sprengel immer noch keinen Kaplan hat. Die Seelsorg' ist hier keine Kleinigkeit; man hört's ja, was sie treiben da unten, die wilden Kerle. So sind sie alle. Zum Glück theilt man sich's so ein, daß wenigstens mit dem Predigtstudieren keine Zeit verthan wird. Man nimmt die Zeit und ihre Bedürfnisse aus den Blättern wahr und im Gasthause, was braucht man da erst viel Bibel und Kirchenväter zu lesen. Uebrigens, wer die Welt besser machen will, als sie ist, der muß gescheiter sein, als der Herrgott selber, der sie gemacht hat. Ich nicht, daß ich so anmaßend wär'!

„Ich muß schon wieder incommodieren“, sagte die herantrippelnde Haushälterin, „der Herr Werksverwalter schickt das Pakett und läßt um Antwort bitten.“

Der Angesprochene richtete sich langsam auf zu einer sitzenden Stellung und indem er das Paket zu enthüllen begann, murmelte er, die Pfeife zwischen den Zähnen: „Wollen einmal

sehen, was der Alte für einen guten Gedanken gehabt hat. Ich glaube gar, das ist Zwieback. — O je, ein Buch!"

Es war auch eine Karte dabei und der Verwalter schrieb:

„. . . . . . . gibt sich das besondere Vergnügen, den Herrn Pfarrer zu einer kleinen Partie auf das Breitegg einzuladen, die Umstehender und die Herren Beamten heute zu machen gedenken. In einer Stunde brechen wir auf, der Weg geht durch schönen Tannenwald bis zur Höhe, wo die Aussicht herrlich ist und wir den Sonnenuntergang betrachten wollen. Da der Herr Pfarrer die Partie noch nicht kennen und heute ein prächtiger Abend zu erwarten ist, so erhofft Ihre werthe Theilnehmerschaft Dero ergebenster . . . . ."

Als Nachwort: „Erlaube mir das gestern in unserem Cirkel so lebhaft besprochene neue Buch: „Das Christenthum als Culturelement in Amerika" zur gefälligen Einsicht zu überschicken.
Obiger."

Der Herr lehnte sich wieder zurück.

„Was soll ich sagen lassen?" fragte die Haushälterin.

„Schönen Dank und die Herren möchten sich gut unterhalten."

„Und wollen denn der Herr Pfarrer die Partie nicht mitmachen?"

Der Angeredete streckte sich und sagte: „Mir ist's zu bös. Aber nicht so; sie könnten gleich ihre Späße d'rüber machen. Ein Priester kann in seinen Ausdrücken nicht behutsam genug sein, heutzutag. Sag', ich könnte nicht leicht fort, es dürfte doch ein Versehgang auskommen oder so. Zu studieren hätte ich auch. Eine Empfehlung. Nimm doch das Buch wieder mit."

„Wollen der Herr Pfarrer nicht lesen?"

„Was kümmert mich das Christenthum in Amerika. Bin froh, daß ich mein Brevier fertig habe. Warte! Zurückschicke ich das Buch heute doch nicht. Es soll anstandshalber ein paar Wochen auf meinem Zimmer liegen bleiben. So, ich will nur noch ein bischen Sonntagsruhe halten. Wart! Den Kaffee nachher kannst Du mir herausbringen, es liegt sich hier gerade bequem. Und die Cigarettenbüchse mit."

Sie war fort und er überließ sich wieder seiner Beschaulichkeit und freute sich der friedensvollen Stimmung, die am Tage des Herrn über ihn gekommen war.

Nicht lange aber und die Haushälterin kam wieder, doch ohne Kaffee und Cigarettenbüchse.

„Heut' ist's schon gar!" entschuldigte sie sich, „daß sie doch dem Herrn Pfarrer so deutsch keine Ruh' lassen wollen. Die ehvorige Red' vom Versehgang ist bei Zeiten wahr worden. Die alte Lisabeth auf dem Greneck schickt. Sie soll gar recht schlecht sein, sagt der Bote."

Der Herr blieb ganz ruhig in seiner Stellung liegen und sagte gelassen: „Die alte Lisabeth auf dem Greneck soll zum Mosenbach-Pfarrer hinüberschicken."

„Ich dächte nur —" wendete die Haushälterin ein, „weil das Greneck zur Keilringer Pfarr' gehört!"

„Das Greneck wohl, aber die Lisabeth nicht. Sie läßt alle ihre Messen beim Mosenbach-Pfarrer drüben lesen, der soll sie jetzt nur auch versehen. — Sage dem Boten, ich wäre nicht zu Hause."

„Aber — im Garten —" meinte das naive Weib.

„Das mußt eben nicht sagen."

Sie gieng, und hierauf hatte er wieder Ruhe. Aber es war doch keine ganz behagliche mehr — wenn man so oft gestört wird! Der Humor ist auch weg. Als die Jause kommt, gibt er Auftrag: „Ich laß' den Oberförster herüberbitten auf eine Tarokpartie."

„Der Oberförster ist eben vorhin in den Wald gegangen."

„Also den Schulmeister."

„Der ist gerade mit der Büchse vorbeigegangen."

„Der Schulmeister? Und ohne Waffenpaß?"

„Mit der Kräuterbüchse."

„Ah so, botanisieren. Dann wird wenigstens der Adjunct Zeit haben."

„Der ist mit auf das Breitegg."

„So hole sie der — Andere."

Der Pfarrer erhob sich und wir sehen nun, daß er auch stehen und gehen kann auf eigenen Füßen. Er gieng in das Gartenhaus hinüber, wo er sich auf eine Rohrbank setzte und die erste Cigarette wand.

Mittlerweile haben sich die Burschen unten auf der Kugelbahn zerstreut. Die Einen rüsten sich für den Tanzboden und gehen den Dirnen nach. Die Verliebten sind im Ganzen immer noch die Harmlosen; aber die Anderen! — Da schlichen sich Etliche um's Dunkeln in die Schlagbank des Wirtes, wo noch das Schaf liegt, welches eben früher für das Tanzfest geschlachtet worden ist.

„Bist gelaufen genug, jetzt lass' Dich einmal tragen!" sagt von den Burschen einer und packt das Thier bei den Vorderfüßen. Den Augenblick sind die Anderen mit einverstanden, fassen an und tragen das Schaf dem Wirte durch ein Hinterthor davon.

Sie kommen damit über den Kirchhof; am Kirchenthor steht das christuslose Missionskreuz.

„Hei!" sagt Einer im frevelhaften Uebermuth, „da ist so Keiner oben, da nageln wir das Schaf hinauf!"

„Ah na," meint ein Anderer, „da thu' ich nicht mit; wer weiß, ob's dem Pfarrer recht wär'!"

„Dem Alten wär's freilich nicht recht gewesen, der hätt' Einen auf so was ihrer drei Wochen krumm schließen lassen. Aber unser Jetziger, das ist ein commoder Herr, der lacht dazu, wenn er morgen Früh den vierfüßigen —"

„Der Spaß ist dumm", gab ein Anderer dazu.

„Weißt Du einen gescheiteren?"

„Ich weiß einen gescheiteren. Ihr müßt Eure Ohrwaschel in der Hosen haben, wenn Ihr nicht hört, wie der Wirt schon umschreit in seinem Haus, wer das Schaf gestohlen hätt'! Wir sind Diebe!"

„Das macht ja nichts."

„Ich sag's auch so. Und wenn wir's schon sind, so wollen wir es nicht umsonst sein. Wir tragen das Vieh eilends in den Lahnwald hinaus, dort ziehen wir ihm die Haut ab und braten es bei einem großen Rauberfeuer. Ob das kein Spaß ist!"

„Ein trockener."

„Naß machen können wir ihn. Der Pfarrer hat gestern ein Eimerfassel voll Wein in den Keller rutschen lassen. Der Pfarrer sitzt im Wirtshaus. Die Köchin daneben. Die Hausdirn hockt bei ihrem Lotter im Baumgarten, das ist Eine, die Alles offen laßt. Soll ich gehen? Schickt's mich? Was gilt's, den Wein trinken wir zum Schafbraten!" —

Am andern Morgen gab's viel Aerger im Pfarrhof, überaus viel. Kaum der Pfarrer aus dem Bett war — und ließ ohnehin allemal erst um acht Uhr zur Messe läuten — kamen Klagen über nächtliche Allotria's, Zuchtlosigkeiten, Raufereien, Diebstähle.

„Was kann ich dafür!" sagte der Pfarrer, „die Tanzmusiken sind Schuld, die verdorbenen Sitten, und daß man den Ruhetag zu einem Ludertag macht!"

„Es ist kein gutes Beispiel mehr in Keilring!" begehrte ein Weib auf, „an wem ist denn das, an wem?"

„Ihr schreit mir lang gut," murmelte der Pfarrer und gieng ruhig in die Kirche, um seine Messe zu lesen. Dort aber jammerte der Meßner, es wäre der ganze Opferwein beim —

„Bei wem?" fragte der Pfarrer.

„Gott verzeih' mir's, man kann nicht anders sagen, wenn er gestohlen ist. Mitsammt dem Faß!"

Dieser Schlag war noch nicht vergellt, als ein Bote vom Greneck kam, die alte Lisabeth sei gestorben. Einen ganz einfachen Conduct.

„Einen einfachen?“ fragte der Pfarrer, „mir scheint, die Alte wuchert mit ihrem Gelde auch noch über den Tod hinaus!“

„Hoffärtig,“ meinte der Bote, „ist sie niemals gewesen, die Lisabeth, und so will sie sich recht einfach begraben lassen. Freilich wohl auf dem dasigen Friedhof, weil sie hergehört. Aber für ihre arme Seel' will sie was thun und die Todtenämter und Jahresmessen, die gestern beim Versehen mit dem Mosenbacher Pfarrer von der Lisabeth gestiftet worden sind, werden in der Mosenbacher Kirche gelesen.“

„So“, sagte der Keilringer Pfarrer. „Ich bedank' mich.“

Aber das war nun all' zu spät.

„— Heut' ist's nichts. — Hanni, bring mir 'mal meinen Kaffee und die Pfeife!“

Der gute Mann hätte länger Pfarrer in Keilring sein können, als er's war. Heut' ist wieder ein tüchtiger Priester auf jener Seelsorge. Den Hauptwust hatten nach dem Abgang des „Vorfahren“ freilich die Gendarmen ausführen müssen, aber den leichteren Kehricht hatte der neue Pfarrer mit seinem feurigen Wort hinweg gefegt, hatte mit seinem liebreichen Rath und mit seiner nachdrücklichen That wieder moralische Kraft und Segen gestiftet in der Gemeinde.

Irgendwo im Lande steht ein Kloster. Hinter dem Kloster ist ein kahles steiniges Plätzchen, auf welchem zerzauste Strohfetzen, alte Papierschnitzel und Glasscherben liegen. Im Sommer, wenn die Sonne warm d'rauf hinscheint, liegt dort gern Einer in der Kutte. Die Fliegen umsummen ihn, hocken sich gern auf sein Gewand, auf seine fleischigen Wangen, auf seine Nase. Er rührt sich nicht, er läßt sie machen. Er hält Sonntagsruhe.

Ein Lebensräthsel.

Von Björnstjerne Björnson, deutsch von G. Schwuchow.

„Weshalb sollen wir uns hier hinsetzen?“

„Weil es hier schön und luftig ist.“

„Der Berg fällt aber hier so tief ab; ich werde schwindelig, und die Sonne scheint so grell auf das Wasser; laß uns weiter gehen.“

„Nein wir gehen nicht weiter.“

„Dann aber wieder zurück auf die grüne Lichtung; es war so schön dort.“

„O nein, auch nicht dorthin;“ er ließ sich niedergleiten, als ob er nicht weiter konnte oder wollte. Sie blieb stehen, indem sie die Augen unausgesetzt auf ihn heftete. Dann sagte er: „Aasta, jetzt sollst Du mir erklären, weshalb Du vor dem fremden Seemanne, der in der Dämmerstunde bei uns eintrat, so erschrakest.“

„Habe ich es doch gedacht,“ flüsterte sie und es schien, als ob sie davon laufen wollte.

„Du mußt es mir sagen, ehe Du gehst; denn anders komme ich nicht nach.“

„Botolf!“ rief sie und wandte sich um, blieb aber dann stehen.

Er sagte: „Ich habe Dir versprochen, nicht zu fragen, das ist wahr. Ich werde es auch halten, wenn Du willst; dann aber hat es hier mit uns ein Ende.“

Jetzt brach sie in Thränen aus und kam zu ihm heran. Ihre kleine, zarte Gestalt, ihre kleinen Hände, ihr blondes glänzendes Haar, welches wie Seide herabhieng, ihre Augen, ihr Mund — jedes allein und alles

zusammen war so schön; die Sonne warf ihre Strahlen voll auf sie, er sprang auf: „Ja, Du weißt es, wenn Du mich so anblickst, so gebe ich nach. Aber ich weiß auch, daß es mir danach um so schlechter wird. Kannst Du es nicht verstehen: wenn ich Dir hundertmal gelobe, Deine Vergangenheit nicht kennen zu wollen — ich bekomme keinen Frieden — ich kann es Dir nicht halten!"

Auch sein Aussehen zeigte jetzt ein bitteres, lange verborgenes Leiden.

„Botolf, gerade das war es ja, was Du mir gelobtest, als Du mich nie Ruhe haben ließest, Du versprachst mir, das unberührt zu lassen, was ich Dir nie, nie in diesem Leben sagen konnte. Du gelobtest es mir heilig, Du sagtest, daß nur ich es sei, die Du haben wolltest! — Botolf!" und sie sank auf die Knie vor ihm in das Heidegras, sie weinte, als ob sie in Lebensgefahr wäre, sie sah, während Thräne auf Thräne weiter zu erzählen schien, zu ihm auf, und sie war das Schönste, das Unglückseligste, das er in seinem Leben gesehen hatte.

„Gott schütze mich," sagte er, erhob sich, ließ sich aber sogleich wieder nieder; „wenn Du so viel von mir hieltest, daß Du Zutrauen zu mir fassen könntest — wie glücklich würden wir Beide sein!"

„O! wenn Du mir nur ein wenig Zutrauen schenken könntest!" bat sie und kam auf den Knien näher zu ihm heran. Dann fügte sie hinzu: „Ich, Dich nicht lieben? Jene Nacht, als ich auf das Deck kam, als unser Schiff gegen das Deine gefahren war, als Du in den Wanten standest und Deine Befehle ertheiltest, — ich habe nie in meinem Leben etwas so Schönes, so Mannstarkes gesehen — von jenem Augenblicke an habe ich Dich geliebt! Und als Du mich dann, während die Schiffe sanken, in Dein Boot hinüberhobest — da fühlte ich die Lust zum Leben wieder, und ich hatte geglaubt, daß ich dies nimmermehr könnte."

Sie hielt inne und weinte, und dann, während sie die Hände gefaltet auf seine Knie legte, bat sie: „Botolf! sei großmüthig, sei dieses einzige Mal großmüthig, denke so groß wie damals, als Du mich, ohne jeden Besitz — ganz allein nur mich rettetest! — Botolf!"

Beinahe rauh entgegnete er: „Warum dringst Du in mich? Du weißt ja, ich kann nicht! Es ist die Seele, es ist das Innerste, welches wir haben wollen, es ist nicht Neugierde — in der ersten Zeit läßt es sich noch tragen, — nachher aber nicht mehr."

Sie lehnte sich zurück und sagte hoffnungslos: „O nein, ein verlorenes Leben kehrt niemals ganz wieder; o Gott!" und sie fieng bitterlich zu weinen an.

„Gib Du mir all Dein Leben und nicht nur ein Stückchen davon, es soll ganz wieder in mein Herz verschlossen sein."

Er sprach laut und wie um sie aufzumuntern; sie antwortete aber nichts, es schien ihm, als ob sie einen harten Kampf mit sich selbst durchkämpfte.

„Ueberwinde Dich selbst, wag' es! Schlechter als es jetzt ist, kann es doch nicht werden!"

„Du treibst mich zum Aeußersten!" bat sie flehend.

Er aber mißverstand sie und fuhr fort: „Und wenn es auch das größte Verbrechen sein sollte, — ich werde versuchen, es zu ertragen, — den jetzigen Zustand aber vermag ich nicht länger zu erdulden!"

„Nein, auch ich nicht!" rief sie jetzt und erhob sich.

„Ich werde Dir helfen," sagte er, indem er sich aufrichtete, „jeden Tag will ich Dich auf den Händen tragen, wenn ich nur weiß, was es ist. Jetzt aber bin ich zu stolz, Hüter über Etwas zu sein, das ich nicht kenne — und das vielleicht noch für einen Anderen!"

Hier wurde sie glühend roth: „Schäme Dich! von uns Beiden bin ich die stolzeste, ich erbitte nichts von einem Anderen. — Jetzt halte ein!“

„Nein, bist Du so stolz, so nimm mir erst die schlechten Gedanken!“

„Jesus Christus, ich ertrage es nicht länger!“

„Ich habe geschworen, daß es heute ein Ende haben soll!“

„Ist es nicht unbarmherzig,“ rief sie „ein Weib, das sich Dir anvertraut hat, so zu peinigen und zu quälen; ein Weib, das Dich so herzlich gebeten hat, wie ich!“ und dabei brach sie wieder in Thränen aus; wie von einer plötzlichen Reue erfaßt, sagte sie dann aber: „Ich sehe es ein: Du willst mich nur ängstlich machen und denkst dadurch etwas zu erfahren.“

Sie blickte ihn harmvoll an und wendete sich ab.

Da hörte sie langsam Wort für Wort: „Willst Du, oder willst Du nicht?“

Sie streckte die Hände aus: „Nie, und wenn Du mir Alles das bötest, was wir von hier aus übersehen können!“

Sie trat von ihm zurück, ihr Busen wogte, ihre Augen maßen den Abstand zwischen ihnen, dann blickte sie ihn an, erst hart, dann schmerzlich und dann wieder hart. Sie stützte sich auf einen Baumstamm und weinte, trocknete dann ihre Thränen und schickte sich an fortzugehen.

„Ich wußte es ja, daß Du nichts von mir hieltest,“ hörte sie hinter sich und — war mit einem Male wieder das demüthigste, reuigste Wesen; ein paar Mal wollte sie antworten, aber anstatt dessen warf sie sich in's Heidekraut und verbarg ihr Angesicht in ihren Händen.

Er erhob sich und gieng auf sie zu. Sie bemerkte, daß er bei ihr stand, sie erwartete, daß er sprechen würde; als dies aber nicht geschah, wurde sie noch furchtsamer und mußte aufsehen. In demselben Augenblick aber sprang sie in die Höhe sein wettergebräuntes, längliches Gesicht war bleich geworden. das dunkle Auge blickte glanzlos und die ganze ungeheure Figur beugte sich mit einem solchen gesammelten, außerordentlichen Gewichte über sie, daß es ihr plötzlich schien, als sähe sie ihn wieder in den Wanten, wie in jener verhängnisvollen Nacht; er war wieder so groß geworden wie damals und von einer Stärke ohne Grenzen; jetzt aber war diese gegen sie selbst gerichtet!

„Du hast mich belogen, Aasta!“

Sie wich zurück, er kam aber nach: „Du hast mich auch zum Lügner gemacht; da ist nicht ein einziger Tag voll Wahrheit gewesen, den wir zusammen gelebt haben!“

Er stand ihr so nahe, daß sie seinen warmen Athem fühlen konnte, er blickte ihr gerade in die Augen, so daß es dunkel vor ihr wurde, sie wußte nicht, was er im nächsten Augenblicke sagen oder thun würde, und deshalb schloß sie die Augen. Sie überlegte, ob sie bleiben oder das Weite suchen sollte; die Stunde der Abrechnung war gekommen.

Die unheimliche Ruhe, welche jetzt folgte, war ihm selbst ängstlich und deshalb sagte er noch einmal zu ihr: „Beweise Dich! Lege alle Deine Künste ab — thue es jetzt, hier!“

„Ja,“ antwortete sie, aber ohne es selbst zu wissen.

„Thue es jetzt hier, sage ich!“ Er stieß einen furchtbaren Schrei aus; denn sie stürzte an ihm vorbei und den Abgrund hinunter, er sah ihr goldblondes Haar, ihre ausgestreckten Hände, und ein flatterndes Halstuch, welches sich von ihrem Nacken gelöst hatte und ihr, langsam hinabschwebend, in das nasse Grab folgte. Er hörte keinen Ruf, nicht einmal ein Plätschern, denn die See brandete dort tief, tief unten am Fuße des Felsens. Er hörte überhaupt nichts; denn er war ohnmächtig zu Boden gesunken.

Vom Meere war sie in jener Nacht zu ihm gekommen, im Meere war sie

wieder verschwunden, und mit ihr die Geschichte ihres Lebens. In die naßschwarze Tiefe war alles das versunken, was seine Seele sein Eigen nannte, — sollte er nicht nach? Er war hierhergekommen mit dem unerschütterlichen Willen, seiner Qual ein Ende zu machen; — dieses war kein Ende jetzt konnte es nie kommen, jetzt sollte sie erst ernstlich beginnen. Ihre letzte That rief ja hinauf zu ihm, daß er Unrecht gethan und sie getödtet hatte! Und obgleich die Qual verdoppelt wurde, mußte er leben, um darüber nachzudenken, wie das Alles gekommen war. Sie, die Einzige, welche in jener fürchterlichen Nacht gerettet war, sie sollte nur gerettet worden sein, um von ihm getödtet zu werden, der sie gerettet hatte? Er, dem die See und sein Schiff das Einzige auf der Welt waren, welches er liebte, war plötzlich das Opfer einer Liebe geworden, welche beide, ihn und sie, tödtete. War er schlecht gewesen? Er hatte es nie sagen hören und nie gefühlt. Aber was war es denn? Er erhob sich — nicht um sich hinabzustürzen, sondern um wieder hinunter zu gehen; denn Niemand tödtet sich in derselben Stunde, in der ihm ein Räthsel zum Lösen aufgegeben worden ist.

Dieses hier konnte aber ja niemals gelöst werden. Sie hatte in Amerika gewohnt, bis sie herangewachsen war, und befand sich auf der Reise nach Europa, als die Schiffe zusammenstießen. Wo sollte er in Amerika beginnen? Wo war sie in Norwegen zu Hause, er wußte es nicht bestimmt, ja er war nicht einmal gewiß, daß ihr Familienname von einer in Norwegen wohnenden Familie geführt wurde. Der fremde Seemann? Ja, wo war der? Und kannte er sie, oder war nur sie es, die ihn kannte? Eben so gut hätte er das Meer fragen können, und ohne festen Anhaltspunkt eine Nachforschung beginnen, war eben so gut, als sich von dem Felsen stürzen.

Er hatte Unrecht gethan! Eine reuige Schuldige würde sich durch Geständnisse vor ihrem Manne erleichtert haben, eine nicht reuige aber hätte Ausflüchte gesucht. Sie aber hatte nichts offenbart, sie hatte auch keine Ausflüchte gesucht, und als er sie dazu drängte, stürzte sie sich in den Tod. Ein Schuldiger hat diesen Muth nicht. Ja, warum nicht? Eher als zu gestehen; denn dazu gehört ein noch größerer. Den Muth, einzugestehen, besaß sie aber nicht; denn sie hatte ja angefangen mit dem Eingeständnis, daß es Etwas war, was sie nicht sagen konnte. Es mußte die Schuld selbst sein, die es ihr verbot. Eine große Schuld konnte sie aber nicht getragen haben; denn sie war oft fröhlich, ja ausgelassen, sie war heftig, aber sie hatte ein ausgeprägtes Feingefühl und war herzensgut. Die Schuld mußte die eines Anderen sein. Warum hatte sie aber nie gesagt, daß ein Anderer der Schuldige sei; denn damit wäre ja Alles vorbei gewesen. Wenn es aber weder ihre noch eines Anderen gewesen war, was war es dann? Sie hatte ja selbst gesagt, daß es Etwas wäre — und dann der fremde Seemann, dessen Anblick sie so ängstlich machte? Was war es, was in Ewigkeit war es? — Hätte sie noch gelebt, er hätte sie noch weiter geplagt, — er versetzte sich in diesen Fall und fühlte sein großes Elend.

Aber dies begann von Neuem. Vielleicht war sie nicht so schuldig, wie sie selbst glaubte, oder vielleicht nicht so schuldig, wie sie Anderen scheinen mochte; wie oft steht nicht Unschuld hinter unserer Schuld, Einfalt in der Sünde, obwohl dieses nur wenige verstehen — können, und von ihm hatte sie nicht geglaubt, daß er im Stande sei einen Unterschied zu machen. Ihm, der das Mißtrauen selbst war, ihm wären nach einer klaren Antwort tausende von mißtrauischen Fragen gekommen, und daher vertraute sie sich lieber dem Tode als ihm an! Weshalb hatte er sie nie, nie in Ruhe lassen können? Zu

ihm war sie aus ihrem Vorleben geflüchtet, bei ihm hatte sie Schutz gesucht, und nun war er es, welcher sie preisgab! Sie hatte sich ihm so ganz hingegeben, sie war so lieb und gut gegen ihn gewesen — was gieng ihn da ihr Vorleben an? Und wenn es ihn angieng, weshalb hatte er sie nicht gleich gefragt? Nein, in dem Maße, in welchem ihre Zärtlichkeit wuchs, wuchs seine Unruhe. Und als sie nicht nur aus Bewunderung und Dankbarkeit, sondern von ganzem Herzen sein Eigen wurde, da wollte er wissen, ob sie vorher schon einem Andern gehört, und was sie vorher erlebt hatte. Und je weher es ihr that, und je mehr sie ihn für sich bat, desto mehr drang er in sie!

Zum ersten Male fiel es ihm ein: was hatte er ihr Alles gesagt? Gieng es wirklich an, daß man sich einander Alles sagte? Würde es verstanden werden, wie es gemeint ist? Ganz gewiß nicht.

Da hörte er zwei Kinder lachen und sah sich um. Er saß in dem grünen Gehege, von welchem sie ihm kürzlich erzählt, auf welches er bis jetzt aber nicht geachtet hatte. Fünf Stunden waren verflossen, ihm schienen es wenige Minuten. Die Kinder hatten vielleicht schon lange dort gespielt, er aber hörte sie erst jetzt. Ach, war das nicht Agnes, des Pastors sechs- oder achtjährige Tochter, welche Aasta bis zur Abgötterei geliebt hatte, und die ihr so ähnlich war — Gott im Himmel, wie ähnlich war sie ihr! Sie hatte ihrem kleinen Bruder gerade auf einen Stein geholfen; er sollte in der Schule sitzen und sie wollte Schulmeister sein. „Sprich nun, was ich sage.“ fieng sie an; „Vater unser!“ — „Ater uh! — „Der Du bist im Himmel!“ — „Himmen!“ — „Geheiliget werde Dein Name!“ — „Heilet wer Nam'!“ — „Zu uns komme Dein Reich!“ — „Nein!“ — „Dein Wille geschehe!“ — „Nein, will nicht!“ — — — Botolf hatte sich rückwärts davon geschlichen, es war nicht das Gebet, welches ihn ergriff, er hatte nicht einmal darauf geachtet, daß es ein Gebet war! aber während er auf die Kinder sah und hörte, wurde er in seinen eigenen Augen zu einem unreinen Raubthiere, ausgestoßen aus Gottes und der Menschen Gesellschaft. Leise zog er sich durch die Büsche zurück, damit ihn die Kinder nicht entdecken sollten; denn er fürchtete sie mehr, als er je in seinem Leben Etwas gefürchtet hatte. So schlich er in den Wald, weit von der Landstraße ab. Wo sollte er hin? In das leere Haus, welches er für sie gekauft und eingerichtet hatte? — Oder weiter weg? — Es war gleichgiltig; denn wohin er sich auch dachte, überall stand sie vor ihm. Man sagt von Sterbenden, daß sie das letzte Bild vor ihren Augen mit in's Grab nehmen; der, welcher von einer schlechten That erwacht, nimmt das erste, das er sieht, mit und wird es nie mehr los. Es war nicht Aasta, die er sah, wie sie kürzlich auf dem jähen Abhange stand; es war ein kleines, unschuldiges Mädchen, es war Agnes. Selbst das Bild der Herabstürzenden wurde zum Kinde mit dem kleinen, ausgestreckten Händen. Das Andenken an Aastas unsägliche Liebe zu dem Kinde verdrängte die geheimnißvollen Bilder in seiner Seele, die große Aehnlichkeit fieng an, einen Einfluß auf den monatelangen Zweifel, ob schuldig oder unschuldig, auszuüben. Hatte Aasta ein solches Kind in ihrem Herzen getragen? Ja! Er hatte es gesehen, oder richtiger, er sah es erst jetzt, daß er es gesehen hatte. Vorher hatte er ja nur darüber nachgesonnen, ob es auch Unschuld war, ob sie auch zu Anderen so liebend sein könnte, oder was es war, daß sie das Kind, welches bei ihrem Anblick in helle Freude ausbrach, wie eine Mutter lieben konnte. Ein stetiger Wechsel in ihrer Natur, eine Unruhe mit ewiger Uebertreibung welche auch Andere zur Uebertreibung verleitete, hatte ihn die ganze Zeit

ihres Zusammenseins angezogen oder abgestoßen; jetzt, nach ihrem traurigen Tode, vereinigten sich alle Erinnerungen an sie in einem unschuldigen betenden Kinde.

Wo seine Gedanken schmerzerfüllt nach Aufklärung suchten, trat ihm plötzlich das Kind vor Augen, und dieses Erscheinen hielt alle Wege zur Nachforschung verschlossen. Jeder Auftritt während ihres kurzen Zusammenlebens, von jener Schreckensnacht bis zu dem Sonntagmorgen auf dem Felsen — wenn er sich eine Frage darüber stellen wollte; so zeigte sich des Kindes Antlitz, und diese seltsame Verwechslung entkräftete ihn schließlich so an Leib und Seele, daß er nach Verlauf einiger Tage kaum Nahrung zu sich zu nehmen vermochte und einige Zeit danach auch nicht mehr im Stande war, das Bett zu verlassen.

Ein Jeder konnte sehen, daß es mit ihm zu Tode gieng. Der, welcher selbst ein Räthsel trägt, bekommt ein eigenartiges Wesen, das ihn zu einem Räthsel für Andere macht. Von dem Tage an, wo er einzog, hatte seine finstere Schweigsamkeit, ihre Schönheit und das zurückgezogene Leben Beider das Stadtgespräch auf sie gelenkt; als die Frau mit einem Male verschwand, wuchs die Spannung, und das Unglaublichste, was über ihr Verschwinden umgieng, wurde am ersten geglaubt. Kein Einziger aber vermochte die geringste Aufklärung zu geben, weil keiner von Denen, welche längs des Strandes wohnten oder auf der See fischten, an jenem Sonntagmorgen, als sie sich hinunter stürzte, nach dem Felsen hinüber geblickt hatte. Auch ihre Leiche trieb nicht an den Strand, um selbst Zeugnis abzulegen. Es giengen daher die wunderlichsten Sagen über ihn um. Er sah entsetzlich aus; — da lag er mit dem bleichen abgemagerten Gesicht, um welchen der rothe Bart und das struppige, rothe Haar einen Kreis bildeten, und die großen Augen sahen wie zwei Feuer daraus hervor. Da es schien, als ob er weder leben noch sterben könnte, so sagten die Leute, daß es ein Kampf zwischen Gott und dem Teufel um ihn sei. Einige wollten den Bösen selbst gesehen haben, wie er, umgeben von Feuerflammen, sich nach den Fenstern seiner Kammer emporgestreckt habe, um ihn zu rufen. Einige hatten ihn auch, als schwarzen Hund, rings um das Haus schnüffeln oder wie ein springender Garnknäuel vor ihnen davon eilen sehen. Fischer, welche von der Seeseite vorbei ruderten, hatten das ganze Gehöft in Brand stehen sehen; Andere hatten von der See her einen wilden, heulenden und tobenden Zug auf das Haus zukommen hören; der wäre durch die geschlossenen Thüren in's Innere gelangt, hätte wild durch alle Räume gerast und wäre dann unter Heulen, Hundegebell und Pferdewiehern wieder in der See verschwunden. Des Kranken Dienstboten, Männer und Weiber, verließen ohne Weiteres sein Haus und Niemand mochte sich mehr dem Gehöfte nähern. Wäre nicht ein altes Taglöhnerpaar gewesen, dem er oft Gutes erwiesen und welches sich jetzt seiner angenommen hätte, so würde er ohne Hilfe liegen geblieben sein. Das alte Weib, welches ihn pflegte, war selbst in großer Furcht; sie verbrannte Stroh unter seinem Bett, um den Bösen zu vertreiben; aber obwohl der Kranke beinahe selbst verbrannt wäre, erlöst wurde er nicht. Er litt unglaublich. Die alte Frau dachte endlich, es müsse ein Mensch sein, auf den er noch wartete und fragte ihn daher, ob sie nach dem Pastor schicken sollte. Er schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Ob es ein Anderer sei, den er gern sehen wollte? Darauf antwortete er nicht. Am folgenden Tage aber nannte er deutlich den Namen „Agnes“. Ganz gewiß war das keine Antwort auf die gestrige Frage der Frau, die Alte aber hielt es dafür; erfreut erhob sie sich, gieng zu ihrem Manne und bat ihn, zum Pastor zu fahren und Agnes zu holen. Im

Pastorhause glaubten sie zuerst, daß sie falsch verstanden hätten und der Pastor kommen und das Abendmahl geben sollte; der alte Mann aber blieb dabei, daß Agnes gemeint wäre. Diese saß selbst dabei und hörte zu und wurde sehr ängstlich; denn auch sie hatte von dem Teufel und der wilden Jagd, welche aus der See gekommen, gehört; sie hatte aber auch gehört, daß der Kranke auf Jemand wartete, eher er sterben konnte, und fand es nicht so seltsam, daß sie dies war, da seine Frau sie ja so oft hinüber geholt hatte. Was ein Sterbender will, das muß gethan werden, sagten sie ihr, und wenn sie brav zu Gott betete, so würde ihr Niemand etwas Böses thun. Damit beruhigte sie sich und ließ sich ankleiden. Es war ein kalter, klarer Abend, die Bäume warfen im Mondschein lange Schatten über den Weg, der Wald gab das Echo der Schellen zurück, kurz, es war etwas unheimlich; sie aber saß da, die gefalteten Hände in ihren Muff gesteckt und betete. Sie sah keinen Teufel, sie hörte auch keine wilde Jagd aus der See kommen; hoch über ihnen blinkten die Sterne am klaren Himmel und seitwärts der Landstraße huschte ab und zu ein Licht aus einem Taglöhnerhause vorüber. Auf dem Gehöfte war es unheimlich ruhig, die alte Frau kam aber sofort heraus, hob sie von dem Wagen, nahm ihr das Reisezeug ab und führte sie an den warmen Ofen. Und dazwischen sagte die Alte, sie solle nur guten Muthes sein und getrost zu ihm gehen und für ihn zu dem Allmächtigen beten. Als sie warm geworden war, nahm die Alte sie bei der Hand und führte sie in das Krankenzimmer. Da lag er mit dem bleichen Gesicht, den eingefallenen Augen und sah sie groß an; er flößte ihr kein Entsetzen ein und sie war auch nicht ängstlich.

„Vergiebst Du mir?“ flüsterte er.

Sie urtheilte, daß es am besten wäre, wenn sie bejahte und deshalb sagte sie „ja“. Da lächelte er und versuchte sich zu erheben, sank aber kraftlos in die Kissen zurück. Sie begann sofort mit ihrem Vaterunser, er aber machte eine abwehrende Bewegung und zeigte auf seine Brust, und jetzt legte sie ihre beiden Hände darauf, denn sie verstand es so, und er legte sogleich seine klammen, eiskalten, knöchernen Finger auf ihre kleinen, warmen, und dann schloß er die Augen. Da er nichts sagte, als sie das erste Mal mit dem Gebete fertig war, wagte sie nicht, die Hände fortzuziehen, sondern begann von Neuem. Als sie dies zum dritten Male that, kam die alte Frau herein, sah zu ihm hin, und sagte: „Du kannst jetzt aufhören, mein Kind, denn nun ist er erlöst.“

Unser Anton.

Novellette von **Emil Marriot.**

Wenn ich so ernst und strenge wäre, wie unser Herr Pfarrer, oder so leichtsinnig wie mein jüngerer Amtsbruder, würde mir die Sache gewiß nicht passiert sein,“ dachte der Herr Cooperator von der Kirche zum heiligen Soundso, gelegen in einer Vorstadt der Haupt- und Residenzstadt Wien. „Aber das hat man von seiner Gutmüthigkeit.“

Er blickte in seiner Stube umher und sie kam ihm — zum ersten Male — räumlich sehr beschränkt vor; kopfschüttelnd begab er sich in sein Schlaf-

zimmer und fand dieses noch viel kleiner. „Wo sollte da ein zweites Bett stehen?" dachte er." Ganz abgesehen von der Unordnung und Störung .... Ich, der ich so sehr an die Ruhe und das Alleinsein gewöhnt bin .... nein! es geht nicht; es geht absolut nicht." Er kehrte in die Wohnstube zurück. Sie war höchst einfach, aber sehr nett eingerichtet; auf den Möbeln lag kein Stäubchen, die Gardinen waren blank, der kleine Blumentisch in schönster Ordnung. Allüberall herrschten jene Genauigkeit und Sauberkeit, welche in Wohnungen von Junggesellen selten anzutreffen sind und dort, wo holde Frauen und liebliche Kinder hausen, oftmals ganz fehlen. Der Cooperator warf einen Blick besorgter Liebe auf alle seine bescheidenen Schätze und legte wie schützend die Hände über seine Blumen. „Nein! das will ich Euch und mir nicht anthun," murmelte er; „das wäre Eures und meines Friedens Ende."

Der Cooperator hatte das Recht, sich einen gutmüthigen Menschen zu nennen; alle Besucher seiner Kirche, alle Bettler und Hilfsbedürftigen kannten ihn als solchen. Die Schulkinder, denen er Unterricht in der Religion ertheilte, fürchteten ihn nicht, und wenn er einmal doch ungehalten wurde, nahmen sie ihre Zuflucht zu Thränen, weil sie wußten, daß er Thränen gegenüber nicht standhaft bleiben konnte. Die alten Betschwestern schwärmten für ihn, weil er den heiligen Segen so wunderschön und deutlich las, und die Predigten des Geistlichen erfreuten sich, ihrer Sanftmuth und Kürze halber, großer Beliebtheit. Die Zahl seiner Beichtkinder war ebenfalls eine ansehnliche; er war im Beichtstuhl immer milde und geduldig und, was wohl am schwersten wiegt, immer aufmerksam, und das hatte zur Folge, daß alle Beichtbedürftigen von vierzig bis achtzig Jahren ihn zu ihrem Gewissensrathe erhoben, denn auch im Beichtstuhl lieben die Damen aufmerksam „bedient" zu werden. Der zweite, jüngere Cooperator der Kirche pflegte, wenn so ältliche Beichtkinder ihm durch das Gitter ihr Herz ausschütteten, nicht selten einzunicken, und so hatte er sich denn auch die ehrenwerthe Kundschaft dieser Damen allmählich verscherzt. Zu ihm kamen nur noch junge Mädels, pure Fratzen — gar nicht der Rede wert — unser Cooperator hingegen hatte das Reife, Solide, längst Mündige für sich. Frauenherzen sind dankbar, und so fehlte es dem gutherzigen Manne nicht an sinnigen Geschenken, Einladungen und Besuchen. Viele Frauen und Fräulein kamen zu ihm, um seinen Rath zu erbitten und mit ihm zu plaudern — vielleicht mit dem einzigen Manne, welchen sie, Dank sei seinem Berufe, aufsuchen konnten und der sie nicht abweisen durfte. Ein Seelenfreund ist immer noch besser als gar kein Freund, und der Cooperator war obendrein noch leidlich jung, kaum vierzigjährig und — von rückwärts nämlich — sogar ganz hübsch. Ein frommes junges Mädchen hatte sich einmal beinahe in ihn verliebt. Sie sah ihn am Altare knien und fand seine schmalschultrige Gestalt, sein mäßig langes, dunkles Haar, sein gesenktes, edel geformtes Haupt sehr hübsch und interessant. Er las den Segen, und da seine Stimme sanft und angenehm klang, war das junge Ding ganz entzückt von ihm. Zum Schlusse drehte er sich um und besprengte die Andächtigen mit Weihwasser, und bei dieser Gelegenheit wäre das junge Mädchen fast umgefallen. Sie erblickte einen großen Mund, eine breite Nase, sehr kleine Augen, ein fahles Gesicht ... der Cooperator war eben wirklich nur von rückwärts betrachtet hübsch. Geheilt, zornig beinahe gieng die enttäuschte Schöne von dannen. Wie kann man aber auch von rückwärts so hübsch und von vorne so häßlich sein! Der Geistliche ahnte natürlich nicht, was sein Gesicht angerichtet hatte und verließ, arglos wie immer, das Haus des Herrn.

Das Leben unseres stillen Freundes verfloß arm genug an Abwechslung, und wenn er etwas von der Zukunft erwartete, so war es eine Pfarrherrnstelle, irgendwo auf dem Lande, in einer freundlichen Gegend. In freien Stunden malte er sich das sehr anziehend aus, wie lieb er seine Schäflein haben wollte, wie still und friedlich er leben würde . . . Es war ein bescheidenes Traumgebilde, das, nach menschlicher Berechnung, in Erfüllung gehen konnte.

An dem Tage, wo wir ihn kennen gelernt, war ihm jedoch etwas Eigenthümliches und höchst Unerwartetes widerfahren. Ein Priester kommt zwar häufig in die Lage, einen tiefen Blick in menschliche Herzen und Verhältnisse zu thun, aber er spielt dabei meistens eine nur passive Rolle, die Rolle des Zuhörers, Rathgebers, Ermahners, je nachdem eben der Fall sich darstellt. Doch dieses Mal war die Sache ganz anders abgelaufen. Der Cooperator wurde zu einem Sterbenden gerufen, zu einem bettelarmen, tief verschuldeten Manne, welchen eine lange Krankheit zu Grunde gerichtet hatte. Der Mann wollte noch einmal beichten — die wenigen Sünden, welche er begangen, hatte er schon redlich auf Erden abgebüßt — und der Geistliche sprach auch in diesem Sinne zu ihm und suchte den Armen zu trösten, so gut er's vermochte. Der Kranke aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen . . . Wenn Sie mir nicht diese Last von der Seele nehmen, kann ich nicht ruhig sterben." — Der Priester bat ihn, ihm doch Alles zu sagen, ergriff die abgemagerte Hand des Sterbenden und neigte das Ohr dicht an die Lippen des armen Mannes.

„Eine Sünde ist's nicht . . . wohl aber ein Wunsch, eine Bitte . . ."

„Nun, sprechen Sie! Wenn ich diesen Wunsch erfüllen kann . . ."

„Sie können! Ach ja! Sie können, wenn Sie nur wollen . . . Schwören Sie mir, daß Sie meine Bitte erfüllen werden . . ."

„Was kann er wollen?" dachte der Geistliche. „Vielleicht ein unentgeltliches Begräbnis oder eine Seelenmesse für seine Ruhe . . . wahrscheinlich etwas, das mit meinem Berufe zusammenhängt. Warum würde er sich sonst gerade an mich wenden?"

Der Sterbende umklammerte die Hand des Priesters in Todesangst . . . „Schwören Sie mir!" rief er stöhnend aus. Einem Sterbenden die letzte Bitte abschlagen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Cooperator leistete den verlangten Schwur. Da verklärte sich das hagere Antlitz des Armen . . . ein Lächeln glitt über die entstellten Züge . . .

„Mein Sohn!" hauchte er, „seien Sie meinem Kinde ein zweiter Vater! Sie haben keine Familie, sind gut . . . nehmen Sie sich meines Anton an . . ."

„Aber, lieber Mann!" rief der Geistliche äußerst bestürzt. „Wie kann ich — ? Bedenken Sie doch . . . ich bin selbst sehr arm!"

„Was so ein Kind ißt . . . und die Kleider, die Schule . . . das kostet nicht viel . . . der Bub ist nicht verwöhnt . . . aber eine Leitung muß er haben . . . eine Stütze . . . sonst geht er zu Grunde. Freunde und Verwandte habe ich nicht . . . bedenken Sie . . . ein Kind von zehn Jahren . . . wie das herumgestoßen wird! Sagen Sie nicht nein! Um Gottes willen! sagen Sie nicht nein! Sie haben mir's zugeschworen . . ."

Das Ende der Geschichte war, daß der Geistliche versprach, seinen Schwur zu halten und daß der Kranke ergeben und beruhigt in des Priesters Armen entschlummerte. Der Knabe war nicht zugegen gewesen. Der Vater hatte dem Kinde die Sterbescene ersparen wollen und als Anton aus der Schule nach Hause kam, fand er den Vater todt und eine Nachbarin übergab dem Kleinen einen Zettel, worauf der Geistliche geschrieben hatte, daß Anton heut'

Abends zu ihm kommen möchte, weil er bereit sei, sich seiner anzunehmen.

Der Cooperator hatte den Knaben zu sich bestellt, um vorher noch ein wenig über die Sache nachdenken zu können. Doch dabei kam nicht viel Kluges heraus. Den Rath seiner Amtsbrüder wollte er nicht einholen. Er wußte im Voraus, daß sein Pfarrer gleichgiltig die Achseln zucken und der zweite Cooperator ihn auslachen würde.. und damit wäre ihm blutwenig geholfen gewesen. Endlich aber verfiel er auf einen guten Gedanken. Wie wäre es, wenn er sich an eines seiner Beichtkinder wendete? Ihrer Theilnahme war er wenigstens gewiß. Gedacht, gethan. Im Laufe des Nachmittags suchte er eine seiner zahlreichen Freundinnen auf, und zwar entschied er sich für die jüngste! Ach! Fräulein Jettchen war fünfunddreißig Jahre alt. Sie trug beständig einen Strickbeutel am Arm, lächelte und knixte viel. Ihr Herz war gut, aber sie stand ganz allein auf der Welt, denn die alte Tante, bei welcher sie lebte, konnte unmöglich für etwas gezählt werden. Besagte alte Tante hatte Jettchen in's Haus genommen, um eine geduldige Wärterin, Vorleserin, Gesellschafterin und Dienerin zu haben. Liebe genoß Jettchen nicht, wohl aber war ihr das Versprechen gegeben worden, nach dem Tode der Tante deren nicht unbeträchtliches Vermögen zu erben; daran jedoch war die Bedingung geknüpft, daß Jettchen bis zum letzten Augenblick der Tante im Hause bleiben müsse und für Niemanden als für die Tante leben dürfe; an eine Heirat war unter diesen Umständen natürlich nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß sich kein Freier einstellte. So war den Jettchen in ihrer Vereinsamung eine eifrige Kirchengeherin geworden; sie beichtete alle vier Wochen und that dies jedesmal unter heftigem Zittern und Herzklopfen, obschon sie sozusagen nichts zu beichten hatte. Die Tante sah das jedoch sehr gern, weil sie die Nichte für ein höchst unvollkommenes Geschöpf hielt, und hatte auch nichts dagegen, daß Jettchens Beichtvater, unser Cooperator, dann und wann zu Besuch kam. Sie war eine Freundin der Geistlichkeit und der Kirche und liebte den stillen Priester ganz besonders... „Nur sind Sie gegen meine Nichte viel zu gut," sagte sie oft zu ihm. „Sie sollten ihr viel strengere Bußübungen auferlegen." Zu diesen beiden Frauen verfügte sich der Cooperator und erzählte ihnen sein Abenteuer. Die Tante schnupfte, wackelte mit dem Kopfe und meinte, das wäre eine fatale Geschichte.

„Wenn es noch ein Mädchen wäre!" sagte Jettchen erröthend. „Aber ein Knabe... wie wild sind die Knaben, wie ausgelassen! Alles verderben und zerbrechen sie... rauchen heimlich... Neulich habe ich in der Zeitung gelesen, daß ein vierzehnjähriger Knabe ein Haus angezündet habe..."

„In meiner Wohnung kann er nicht bleiben," sagte der Cooperator; „das würde dem Pfarrer nicht recht sein und ich bin an Stille gewohnt. Aber einen Entschluß muß ich fassen. Wenn ich nur wüßte, wo ich den Knaben einstweilen unterbringen soll" (er warf dabei einen vielsagenden Blick auf die alte Dame), „wenn sich Jemand fände, welcher ihn auf ein paar Tage übernehmen wollte... mir wird am Ende doch etwas einfallen..."

Die Alte schwieg. Jettchen erröthete noch tiefer.

„Ich verstehe mich so ganz und gar nicht auf die Behandlung von Kindern", sprach der Geistliche weiter. „Vielleicht, daß Sie, Fräulein Jetti, mir einen Rath ertheilen könnten...?"

„Ich?" murmelte sie verschämt. „Wie sollte ich...?"

„Ich will Ihnen etwas sagen," rief die Tante dazwischen. „Bringen Sie den Buben in Gottes Namen morgen hierher zu mir... weil Sie es sind; bloß darum will ich ihn so

lang behalten, bis Sie eine Unterkunft für ihn gefunden haben werden."

Auf diese Rede hin ereignete sich etwas, worauf keine der drei Personen gefaßt gewesen war. Jettchen's und des Geistlichen übereinstimmende Seelen hatten nämlich den gleichen Gedanken: der Tante die Hand zu küssen und zwar die rechte. Beide führten ihr Vorhaben mit einer solchen Hast aus, daß ihre Köpfe an einander stießen, was sowohl den Seelenhirten, wie sein Schäflein in nicht geringe Verwirrung versetzte. Die Tante lachte schallend auf. Des Cooperators Verlegenheit gieng wohl schnell vorüber und er entschuldigte sich bei der hochrothen Schönen so gut er konnte. Jettchen aber blieb verwirrt und die Tante lachte weiter. Der Geistliche empfahl sich, um der Scene ein Ende zu machen und versprach, den Jungen morgen in aller Frühe zu bringen. An diesem Abende las Jettchen noch ein Gebet für „uns'ren Beichtvater" und ein anderes für „Kinder, welche unserer Sorge anvertraut sind."

* * *

Als der Cooperator nach Hause kam, fand er vor seiner Thür einen kleinen Knaben stehen: ein blasser, zarter, ärmlich gekleideter Blondkopf war's — scheu und verzagt stand er da — „wie ein herrenloser Hund", mußte der Priester denken. Er legte die Hand auf das Haupt des Kindes und fragte, ob es schon lange warte? „O nein, gar nicht lange." (Später erfuhr der Cooperator, daß der Junge schon seit zwei Stunden dagestanden und auf ihn gewartet hatte.) Er hieß den Buben eintreten, sich setzen . . . der Knabe gehorchte. Unbeweglich saß er auf dem Rande des Stuhles und schaute den Priester, wenn dieser ihm den Rücken kehrte, starren Blickes an. Ob der Priester einen großen oder kleinen Mund hätte — darnach forschte der Waisenknabe sicherlich nicht, was er in den Zügen des Geistlichen suchte, war Güte, Wohlwollen, Mitleid, und die mochte er auch entdecken, denn das kleine blasse Gesicht verlor seinen unsäglich kummervollen Ausdruck und in seinen Augen gieng schwaches Leuchten, wie erwachendes Hoffen auf. Er fand sogar den Muth, dem Geistlichen ein kleines Paket einzuhändigen; es enthielt die Papiere und Schulzeugnisse des Jungen — der Vater hatte sie vor seinem Scheiden zusammengelegt. „Schön, Schön," sagte der Priester und stellte einige Fragen an das Kind: Ob es hungrig, ob durstig sei, was ihm just einfiel. Da aus dem Knaben nicht viel herauszubringen war und der Priester nicht wußte, was anfangen mit ihm, beschloß er, den Jungen zu Bett zu bringen. Er trat ihm für diese eine Nacht das eigene Lager ab und half dem Kinde beim Auskleiden, wobei er sich freilich eher als hinderlich denn hilfreich erwies. Der Knabe kniete im Bette auf, faltete die Hände und hub zu beten an: „Gott im Himmel! schenke meinem lieben Vater die ewige Ruhe; lieber Jesus! beschütze meinen Wohlthäter . . ." Das klang so rührend aus dem Kindermund und so rührend sah der kleine Beter aus in seinem geflickten Hemdchen, dem bleichen Gesicht, um welches das Blondhaar hieng, daß dem guten Priester das Herz überfloß. Das Kind hatte ausgebetet und schlug das Kreuz; da trat der Geistliche zu ihm hin, legte die Hände auf seine zarten Schultern und sagte liebreichen Tones: „Ich will Vaterstelle an Dir vertreten, Anton. Wirst Du mich lieb haben und fleißig und gehorsam sein?" Die Lippen des Knaben zuckten, er flüchtete wie ein Vögelein, das sein Nest gefunden, an die Brust des Priesters und fieng laut zu weinen an. Nun war der Bann gebrochen. Der Priester ließ den Knaben sich satt weinen, bettete ihn dann sorgsam wie eine Mutter gethan haben würde, und das verwaiste Kind

schlief, vom Blicke des einsamen Mannes bewacht, beruhigt ein.

* * *

Ein guter Junge war er, der kleine Anton. Mit seiner Schüchternheit und Sanftmuth gewann er sich im Handumdrehen die Sympathien Aller . . . sogar die alte Tante schnupfte heftig und zwinkerte mit den Augen, als Anton nach vierzehntägigem Aufenthalte in ihrem Hause wieder fort mußte, um in einem Seminar ein neues Leben anzufangen. Denn was sollte aus dem Kinde Anderes werden, als ein Priester? Da konnte ihm der Pflegevater behilflich sein, ihm einen Freiplatz verschaffen, ihm rathen und es unterweisen. „Er hat gesagt, daß er Geistlicher werden will," sagte der Cooperator zu seinen Freundinnen; „dazu zwingen möchte ich ihn nicht . . ." Das arme Kind! Hatte es denn einen Willen? Es hätte ja zu Allem Ja gesagt . . . und so zog es denn fort in's Seminar. Die Tante und Jettchen hatten für seine Ausstattung gesorgt, der Cooperator kaufte die nöthigen Bücher und brachte den Knaben selbst in's Convict. Die Trennung von einander fiel Beiden schwer, aber sie hielten tapfer an sich und keine Thräne floß. Wie der Bub' mir abgeht! dachte der Geistliche oft. So oft es gestattet war, kamen Jetti oder der Cooperator oder Beide nachsehen, wie es dem Kinde gienge, und fanden, daß es mit seinem Lose zufrieden wäre. Der Cooperator war ganz stolz auf Anton und Fräulein Jettchen brachte ihm stets Aepfel und allerhand Naschwerk mit. Oft, oft sprachen sie von dem Kinde und der Cooperator trug die Photographie des Kleinen beständig in der Brusttasche. Sie gewöhnten sich daran, von dem Knaben wie von ihrem eigenen zu sprechen . . . „unser Anton braucht Dies und Das, unser Anton schreibt mir . . ." beriethen sich über seine Zukunft und stellten sich vor, wie schön es sein würde, wenn der Cooperator einmal Pfarrer sein, auf dem Lande leben und Anton kommen würde, die Vacanzen im Pfarrhof zuzubringen, ein junger fröhlicher Student . . . Und so vergieng die Zeit. Im dunkeln Haar des Priesters zeigten sich die ersten Silberfäden, auf seiner Stirn die ersten Falten; das arme Jettchen war längst kein Jettchen mehr sondern eine sehr ausgegohrene Henriette, und hatte mit der immer grämlicheren Tante viel auszustehen. Dann kam noch ein harter Schlag für sie. Der Traum des Geistlichen verwirklichte sich: er wurde zum Pfarrer ernannt und mußte Wien verlassen. Die Nachricht machte Jettchen sprachlos. Der Cooperator war ihr einziger Freund, war der einzige Mensch, mit welchem sie ein gemeinsam Interesse hatte . . . Auch der Geistliche empfand die Trennung schmerzlich. Mit wem würde er fürderhin über Anton sprechen? So aufmerksam, theilnahmsvoll und treu ergeben wie Jettchen war Niemand gegen ihn . . . Sie versprachen wohl einander oft zu Schreiben. Was aber sind Briefe im Vergleich zu einem mündlichen Verkehr? Auch waren Beide nicht stark im Schreiben. Er fühlte sich recht einsam in seinem Pfarrhof und Jettchen weinte ihm nach, wenn nämlich ihr die Tante einige freie Augenblicke dazu ließ.

* * *

Anton wuchs mittlerweile heran. Aus dem Knaben wurde ein Jüngling, aus dem stillen, gedrückten, willenlosen Geschöpf ein denkendes Wesen. Er lernte gut, wenn auch nicht in allen Fächern; Mathematik und Geographie waren seine Lieblingsgegenstände, und reden konnte er wie ein Advocat. Er war hübsch, schlank, mit klugen Augen und blondem Haar; auf seinem jungen Gesichte lag manchmal ein grübelnder, an Schwermuth streifender Ausdruck . . . er war im Allge-

meinen eher ernst als lustig. Auf die Vacanzen, welche er im Hause des Pflegevaters zubrachte, freute er sich stets sehr, und der Pfarrer nahm ihn immer mit Liebe auf und redete dann oft mit ihm über seine Zukunft . . . Dann senkte Anton wohl die Augen oder ließ sie mit einem träumerischen Blick auf Wald und Flur umherschweifen, dachte dabei, wie weit und groß die Welt und wie schön; wie herrlich es sein müßte von Land zu Land zu gehen und all' diese Schönheiten kennen zu lernen; Italien schwebte ihm vor, das Wunderland Tirol und der Rhein . . und noch viel Anderes . . . und sein Kopf sank auf die Brust herab. Wie eng waren doch die Mauern des Seminares! Oft war ihm, als ob sie ihn erdrücken müßten. Ach, wer so hinaus dürfte in Gottes freie Welt und weiter, immer weiter ziehen. Für ihn war dieses Paradies verschlossen. Dankbarkeit, Pflicht und Ehrgefühl hielten ihn ab, sein Herz auszuschütten; er schwieg, aber der Wurm nagte im Verborgenen weiter.

* * *

Schon war Anton Theologe, als Jettchens Tante starb. Das arme alte Jettchen hatte sehr viel leiden müssen mit der Kranken, und war schüchterner denn je. Ihr Herz aber war unverändert geblieben — nach wie vor schlug es für den geistlichen Freund und „unseren" Anton. Sie selbst würde niemals den Muth gefunden haben, ihren geheimen Herzenswunsch, in das Haus des Pfarrers zu ziehen und dessen Wirtschaft zu führen, in Worte zu kleiden; der Pfarrer aber kam ihr entgegen und fragte sie brieflich, ob sie geneigt wäre, seine Haushälterin zu werden. Sie war geneigt dazu und traf sehr bald im Pfarrhof ein . . . gealtert, magerer und unbehilflicher als jemals . . . erröthete ohne Grund, entschuldigte sich immer und sprach bei Allem, was sie that, die Befürchtung aus, es dem Herrn Pfarrer nicht recht zu machen. Sie hatte niemals Lob empfangen, war immer getadelt und verachtet worden von der Tante und das hatte ihrer geringen Anlage zu Selbstvertrauen den Rest gegeben. Im Hause des Pfarrers blühte sie allmählig auf. Der würdige Mann war mit Allem zufrieden, bat und dankte bei jeder Kleinigkeit, behandelte sie mit Rücksicht und Achtung; Jettchen vergoß oft Thränen, doch waren es selige Thränen, welche ein Menschenkind, das weder an Glück, noch Güte gewohnt ist, vergießt, weil diese unbekannten Gäste zu überwältigend sind für das verschüchterte Herz. Sie verlebten friedliche Tage neben einander. Sie bestellte das Haus, der Pfarrer die Seelsorge, und am Abend fanden sich ein paar Freunde im Pfarrhof ein und da wurde tarokiert und Jettchen saß strickend oder flickend daneben. Des Pfarrers liebster Freund war ein Kaufherr, ein Witwer und im Städtchen sehr angesehener Mann. Er hatte ein einzig Kind, eine Tochter. Ein halbwüchsig Ding war diese Anna, aufgeschossen, altklug und vorlaut. Sie erröthete niemals, wurde nie verlegen, redete in Alles d'rein und ihre großen dreisten Augen starrten Jedermann mit unverfrorener Naivetät in's Gesicht. Im Uebrigen aber war sie alles Lobes wert. „Sie muß mir den Sohn ersetzen," sagte der Kaufmann oft. Und daran knüpfte sich eine immer wiederkehrende Klage, die Klage um einen frühe verstorbenen Sohn. „Ja, das war ein Junge! so aufgeweckt und klug . . . der hätte einen Nachfolger im Geschäfte abgegeben! Und was für eine Stütze hätte ich an ihm! Ich könnte ihn auf Reisen schicken, mein Geschäft vergrößern, einen Theil meiner Sorgen auf die jüngeren Schultern wälzen. Er starb im neunten Jahr." Darauf folgten ein Räuspern und Husten, und heftig mischte der arme reiche Mann die Karten und warf sie dann mit zitternden Händen,

eine nach der andern auf den Tisch . . . Anton interessierte sich für den Mann. Er ließ sich oft mit ihm in ein Gespräch ein und der Kaufherr wurde mittheilsam, erzählte dem jungen Cleriker den Gang des Geschäftes: wie ausgebreitet und mühsam es wäre, daß man sich auf bezahlte Leute nicht verlassen könne, daß er Niemanden hätte, der es wirklich treu und ehrlich mit ihm meinte, daß er allein stünde und das mit jedem Jahr drückender empfände. Die Tochter wäre wohl brav und arbeitsam, aber ein Mädchen bliebe ein Mädchen, sie verstände zwar die Kunden zu bedienen, den Kleinverkauf zu leiten, die Casse zu führen ... aber Verkäufe abschließen, Reisen machen, das gienge doch über eines Mädchen's Kräfte. Das wäre das richtige Feld für den Sohn gewesen, und der liege draußen auf dem Kirchhof und der Vater wäre allein, ohne Stütze, ohne Nachfolger . . . Der junge Theologe versank in Nachdenken. Ja, das wäre ein herrlicher Platz für einen thatenlustigen, arbeitsfrohen Menschen. Wirken, schaffen, reisen, helfen und diesem wackeren Mann den verlorenen Sohn ersetzen. So oft die Vacanzen sich erneuerten, lernte er den Kaufmann besser kennen und gewann ihn lieber; und mit jedem Jahre wurde der alternde Mann verzagter, vergrößerte sich der Gram um den verlorenen Knaben; und immer trauriger kehrte Anton in das Alumnat zurück.

* * *

Um Anna hatte der junge Mann sich stets sehr wenig bekümmert. Deshalb war ihm auch entgangen, daß aus dem übersicheren, dreistblickenden Backfisch im Laufe der Jahre ein ganz annehmbares Mägdlein geworden war. Ihre eckigen Glieder hatten sich gerundet, ihre Augen einen mädchenhaftsinnigen Blick bekommen; sie sprach nicht mehr so viel und unüberlegt, gab keine kecken Antworten mehr und lernte ruhig zu sitzen. Daß sie sich unglücklich fühlte, ahnte Niemand, am wenigsten ihr Vater. „Ja, wenn ich ein Mann wäre!“ dachte sie oft: „dann könnte ich dem Vater etwas sein; so aber höre ich immer nur, daß ich ihm den Sohn nicht ersetzen kann. Ich gebe mir alle Mühe, stehe vom Morgen bis zum Abend hinter dem Ladentisch, bediene die Kunden, thue Alles, was in meinen Kräften steht, und doch muß ich stets dasselbe hören: Sie ist eben doch nur ein Mädchen.“

Sie zählte jetzt siebzehn Jahre und Anton dreiundzwanzig. Daß er sie nicht beachtete, fand sie ganz in der Ordnung. Er, als angehender Priester, durfte mit Mädchen nichts zu thun haben. Aber er gefiel ihr. Er war so hübsch, so gelehrt, so ernst und artig. Eigentlich war es doch schade, daß er . . . doch das war Unsinn. Was gieng er sie an? Als jedoch die Vacanzen wiederkehrten und mit ihnen Anton, wurde das Mädchen noch stiller und nachdenklicher; und er gieng ebenfalls betrübter einher als sonst. Sie wußten selber nicht, wie es kam: aber nach einiger Zeit bemerkten sie, daß sie einander nicht anblicken konnten ohne roth zu werden, daß sie in Verwirrung geriethen, wenn sie mit einander sprachen, und daß sie sich fanden, ohne sich — so glaubten sie nämlich — gesucht zu haben. Und einmal öffneten sich die jungen Herzen. Sie beichtete ihm Alles, was sie bedrückte, und er gestand ihr, daß er keine Lust hätte zum Priesterstand, und so nebenbei verriethen sie auch, daß sie einander lieb hätten, und dann flossen Thränen, wurde von Selbstmord gesprochen und allerhand Unsinn getrieben. Am nächsten Tage aber erschien Anna bleich und gefaßt im Pfarrhofe und begehrte mit Fräulein Jetti zu sprechen. Die Beiden hatten eine lange, geheime Unterredung mit einander, und Jettchen gieng an diesem und den folgenden Tagen mit verweinten Augen einher, machte Alles verkehrt und wich

dem Studenten ängstlich aus. Anna ließ sich im Pfarrhofe nicht blicken und Anton hatte eine Armsündermiene. Jemandem Vorwürfe zu machen, lag nicht in Jettchen's Natur und ebenso wenig verstand sie einem Menschen zu rathen. Sie jammerte bloß: „Mein Kopf! mein Kopf!“ und hielt ihn mit beiden Händen fest, als ob sie fürchtete, sie könnte ihn verlieren. Einmal, als sie dem armen Anton nicht länger ausweichen konnte und er sie zwang, ihm Rede zu stehen, sagte sie: „Sprich selber mit ihm, Kind. Hat man jemals so etwas gehört! nicht Geistlicher werden wollen! Sich verbinden, wenn man es nicht darf! Ach! Anton! Anton!“ Der junge Mann fand sich nicht so fürchterlich schuldig; auch war es nicht Angst, was ihn abhielt, dem gütigen Pflegevater Alles zu gestehen; er fürchtete weder Vorwürfe, noch Widerstand, wohl aber that es ihm unsagbar leid, den Lieblingstraum des guten Priesters zerstören zu müssen. Der Pfarrer hatte den Pflegesohn im Geiste schon auf der Kanzel und vor dem Altar gesehen, war so glücklich darüber, daß er einen Priester großgezogen — und nun sollte Anton, so nahe am Ziele, plötzlich sagen: Ich will nicht! Ach! dazu gebrach es ihm an Eigenliebe. Anna, hingegen dachte resoluter. Aus Furcht, einem Anderen einen Kummer zu bereiten, darf man das eigene Glück nicht opfern . . . das wäre Thorheit; und den jungen Mann unglücklich sehen würde den Herrn Pfarrer auch nicht froh machen. „Ich will mit ihm sprechen,“ erklärte das junge Mädchen kategorisch und that es auch. Sie machte wenig Worte, weinte um so mehr und warf sich vor dem Pfarrer auf die Knie . . . und der weichherzige Mann wurde ganz verwirrt, hob sie auf und erbat sich Bedenkzeit. Sie küßte seine Hand und gieng und er blieb betäubt und erschüttert allein. Das hatte er nicht geahnt. „Wenn ich wirklich sein Vater wäre,“ dachte er, „hätte ich wohl längst errathen, wie er denkt und fühlt.“ Das war vielleicht richtig, obschon die alltägliche Erfahrung lehrt, daß gerade Väter ihre Kinder selten verstehen. Indessen hatte dieses Nicht-Vatersein auch sein Gutes. Väter ertragen Enttäuschungen solcher Art gewöhnlich sehr schwer; lehnen sich dagegen auf, wollen besser wissen was ihrem Kinde frommt, als das Kind selber, suchen zu überreden. Der Pfarrer unterließ das Alles. Er beschied Anton zu sich, und als er den armen Jungen eintreten, vor ihm auf die Knie sinken und bitterlich weinen sah, richtete er ihn liebevoll in die Höhe und fragte ihn, ob er bloß des Mädchens wegen anderen Sinnes geworden. „Denn,“ fügte er hinzu, „einen geliebten Beruf eines Weibes halber zu verlassen, ist ein Schritt, welcher in späterer Zeit nicht selten bereut wird. Der Beruf ist am Ende immer das Erste und Höchste im Leben eines Mannes.“ Anton gestand ihm unter Thränen, daß er schon seit Jahren kämpfe, daß er immer noch gehofft habe, die alte Neigung zum Priesterstand werde wiederkommen, daß diese Hoffnung sich jedoch nicht erfüllt habe. „Warum hast Du nicht schon längst gesprochen?“ fragte der Geistliche sanft.

„Weil ich Dir den Schmerz, mich fahnenflüchtig zu sehen, ersparen wollte.“

„Was hast Du gegen meinen Stand einzuwenden? Achtest Du ihn nicht? Erscheint er Dir traurig? Haben Deine Lehrer Dich gequält?“

„Nichts von alledem. Ich verehre diesen erhabenen Beruf, aber ich tauge nicht zum Priester. Ich würde einen unwürdigen, unzufriedenen Seelenhirten abgeben, würde mich sehnen nach der Welt, nach Bewegung und Leben und nach meiner Anna . . . doch wenn Du es befiehlst . . .“

„Unsinn! Ein Verbrechen gegen Dich und mein Kleid wäre es, wenn ich hier Zwang üben wollte. Werde was Du willst und heirate Dein Mädchen. Mein Sohn bleibst Du darum doch.“

Ach ja! das wollte er; er gelobte das unter den seligsten Thränen. Der Pfarrer küßte ihn und zwang sich zu einem Lächeln; sein Herz aber empfand einen schmerzhaften Stich. Entglitt nicht Anton gleichsam seinen Händen? Auf dem neuen Wege konnte er dem Liebling nicht folgen, ihm nicht rathen, noch helfen; die Braut verdrängte den gütigen Pflegevater; der flügge gewordene Adler schwang sich in die Lüfte und suchte sich selbst seinen Weg. Der arme Pfarrer blieb zurück und konnte nichts thun, als ihm nachschauen. Viele Alte haben das erlebt und einem Jeden hat es wehe gethan. Aber sie verzeihen, wenn sie gut sind. Glück auf den Weg Du selbstvertrauende Jugend! Gott gebe, daß Du Dein Ziel erreichst.

Gleichzeitig aber mußte der Pfarrer sich gestehen, daß Anton recht that. Was hilft es, Priester zu sein und die Tonsur zu tragen, wenn das Herz sich dagegen sträubt? Für das stille, entsagungsvolle Leben eines Priesters ist nicht Jedermann geschaffen. Der Pfarrer dachte an die eigene Jugend. Was hatte die ihm geboten? Kranke und Sterbende zu trösten, immer auf einem Flecke sitzen, arm sein und Sünderinnen zwischen vierzig und siebzig Jahren die Absolution ertheilen. „Ich war dazu bestimmt," sagte er zu Jettchen. „Mir hat es genügt, der Junge aber will höher hinaus. Lassen wir ihm seinen Willen. Unser Beruf ist der traurigste, undankbarste und wenigst lohnende, wenn wir nicht im eigenen Herzen die Befriedigung finden."

* * *

Der Kaufmann war erstaunt und erfreut darüber, daß ihm ein Tochtersohn und Nachfolger so zu sagen vom Himmel fiel. Er stellte nur eine Bedingung: Anna sollte ein Jahr aus dem Hause, zu Verwandten, um das Wirtschaften und Kochen zu lernen; Anton sich während dieser Frist erproben, ob er tauglich zum Geschäftsmanne. Wenn das Jahr vorbei und Niemand anderen Sinnes geworden, mochten die beiden jungen Leute Hochzeit halten.

Alles gieng nach Wunsch. Nach Ablauf eines Jahres traute der Pfarrer das junge Paar und er wie Jettchen standen mit verlegener Unbeholfenheit einem Glücke gegenüber, das Beide nur vom Hörensagen kannten. „Es ist gut so," sagte der Pfarrer zum armen Jettchen. „Sie sind glücklich, Anton läßt sich brav und tüchtig im Geschäfte an und so bin ich auch zufrieden. Schließlich wollen wir ja nichts Anderes, als daß unser Anton glücklich sei."

Sie nannten ihn nach wie vor „unser Anton", niemals „unser Sohn", damit die Welt am Ende nicht etwas glauben sollte, was, wie sie selber am besten wußten, durchaus unrichtig gewesen wäre. Jettchen sowohl wie der Pfarrer hatten Anton zu ihrem alleinigen Erben eingesetzt und Anton, wie die junge Frau boten Alles auf, um dem alternden einsamen Paare ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Der Pfarrer nahm auch mit der Zeit die Gewohnheit an, die jungen Leute „unsere Kinder" zu nennen; Jettchen hingegen, obschon sie das junge Volk nicht weniger liebte, war die alte, verschämte Jungfer geblieben, sagte immer bloß: „die Kinder" und wurde roth, wenn dem Munde des Pfarrers das Wörtchen „unsere" entschlüpfte.

Heilung der Kranken.

Eins vom Pfaffen Amis; aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von **Anton Ohorn**.*

Als einst mit trügerischem Muth
Der Pfaffe kam zu reichem Gut
Am Fürstenhof zu Karolingen,
Ritt weiter er gen Lotharingen
Und forschte alsogleich gewandt,
Bis er des Landes Herzog fand;
Dem sagte er die Lügenmäre,
Daß außer Gott kein And'rer wäre
Der Heilkunst tüchtig so wie er. —
„Dann sendet Euch der Himmel her,
— Rief hocherfreut der Herzog aus —
Ihr kommt zum Glücke in mein Haus!
Mir kranken Freunde und Gesinde,
Was ich mit trübem Muth empfinde,
Sie siechen hin schon lange Zeit;
Gab Gott Euch solche Tüchtigkeit
Und macht die Kranken Ihr gesund,
Ihr werdet reich in kurzer Stund."
Da sprach der Pfaffe sonder Weilen:
„Ich will durch meine Kunst sie heilen.
An dem nicht böse Wunde nagt
Und den die Miselsucht nicht plagt,
Den mache ich fürwahr gesund,
Eh' heut' noch naht die Abendstund';
Ja wären ihrer tausend auch,
Ich heile sie — so ist's mein Brauch.
Den Lügner faßt bei seinem Leben!
D'rum bitt' ich Euch, mir nichts zu geben
An Goldeslohn und Ehrendank,
Bevor nicht Alle, die jetzt krank,
Euch selbst gesteh'n, daß sie genesen;
Dann zeigt mir Euer huldvoll Wesen!"

Da glänzt des Herzogs Angesicht:
„Ihr sprecht voll guter Zuversicht!"
Den Kranken ward es kundgethan,
Und zwanzig führt der Wundermann
In ein entlegenes Gemach,
Wo er zu ihnen also sprach:
„Bald seid vom Siechthum Ihr befreit,
Doch müßt Ihr schwören einen Eid,
Daß vor Verlauf von sieben Tagen
Ihr nichts von meiner Cur wollt sagen;
Dies Schweigen ist zur Heilung noth!" —
Da fügten sie sich dem Gebot,
Weil sie Genesung hoffen sollten
Und schwuren, daß sie schweigen wollten.
Nun fuhr der schlaue Pfaffe fort:
„So wählt Euch irgend einen Ort,
Und forschet ernstlich, krank und frei,
Wer wohl von Euch am siechsten sei;
Den sollt Ihr nennen mir zur Stund'
Und alsogleich seid Ihr gesund.
Den Auserkornen will ich tödten,
Dann helf' ich Euch von Euern Nöthen
Mit seinem Blut; ich bin's im Stande,
Mein Leben setz' ich Euch zum Pfande!"

Darob erschraken sehr die Siechen
Und wer zuvor kaum konnte kriechen
Ob seines Siechthum's großer Noth,
Der fürchtete jetzt seinen Tod.
Als man nun so des Rathes pflegt,
Ward mancher Stab beiseit' gelegt,
Damit man trotz der kranken Beine
Nicht als der siechste Mann erscheine.
Es dachte sorglich Jedermann:
„Wie klein ich auch bezeichnen kann
Mein Siechthum, dennoch muß ich zagen,
Mein kluger Nachbar könnte sagen,
Daß seines noch geringer sei;
Und wenn der Dritte hört uns Zwei,
Macht er das seine doppelt klein;
Dann sprechen Alle insgemein,
Ich sei fürwahr der siechste Mann,
Deß' Blut den Andern helfen kann;
D'rum will ich hüten meinen Mund
Und sprechen, ich sei ganz gesund." —
So dachte sorglich erst der Eine
Und so mit ihm die ganze Gemeine.

Alsbald man Alle rufen hört:
„Der Himmel hat uns Heil beschert,
Wir Alle fühlen uns gesund!" —

Das thaten sie dem Meister kund.
Der sprach: „Ihr wollet mich betrügen!"
Da hub ein Jeder an zu lügen,
Bei seiner Treu', es wäre wahr,
Es schmerze ihn auch nicht ein Haar.
Den Meister freut ihr falsches Thun.
„So geht in Frieden!" sprach er nun —
„Und kündet es dem Herzog an!"
Da blieb zurück kein einz'ger Mann;
Ein Jeder eilt, daß er berichte
Die wundersame Heilgeschichte:
Ein Heil'ger sei in's Land gekommen,
Der all ihr Siechthum fortgenommen.
Der Herzog d'rob erstaunte hoch;
Er frug nun jeden einzeln noch,
Ob er zum Zeugnis seit bereit
Und Jeder dachte an den Eid.

*) Schall's Bücherey (F. Thiel, Leipzig).

Den sie gethan bei sieben Tagen,
Daß sie nichts anders wollten sagen,
Als daß sie wären ganz gesund.

Da ließ der Herzog denn zur Stund'
Einhundert Mark dem Pfaffen geben;
Der nahm sie ohne Widerstreben,
Begehrt darauf den Abschiedssegen
Und reitet fort auf seinen Wegen.

Das Geld behielt er nicht zur Hand,
Er sandte es gen Engeland
Und hieß es geben seinen Gästen,
Den Böseſten gleichwie den Besten. —
Als eine Woche war vergangen,
Seit er den Urlaub hatt' empfangen,
Da fühlte sich der Kranken Schar
Noch siecher, als sie vordem war,
Und auch dem Herzog sagte man
Von dem betrügerischen Mann,
Dem Arzt, der Alle thät bethören,
Und dem sie eidlich mußten schwören,
So lang von seinem Thun zu schweigen,
Bis sich die Woche würde neigen.

Da nun der Herzog so vernommen,
Wie der Betrüger war entkommen,
Erzählt' er, was geschehen sei;
Und es erhub sich groß' Geschrei
Am Fürstenhof zu Lotharingen,
Wie einst an dem zu Karolingen.
Und Alle waren einig d'rin,
Der Pfaffe sei von list'gem Sinn.

Ueber das deutsche Räuberwesen.

Eine Skizze von Dr. J. Hofer.

Wer die Räuber nur aus den Geschichten des Oheims oder der Großmutter kennt, dem kann in vorstehenden Zeilen eine Enttäuschung nicht erspart bleiben.

Wir Deutsche sind in dieser Sache nicht so hoch bestellt, wie etwa die Griechen, die Sicilianer, die Italiener. Dort unten haben die Herren Räuber ihre Geschichte, ihre sociale Bedeutung, ihre Größe und Romantik. Das ist dort eine Vereinigung und Organisation, eine Verfassung und ein Commando, daß es eine Art hat.

Der italienische Räuber bestiehlt nicht den armen Bauer, überfällt nicht Handwerksleute auf der Straße, nicht bescheidene Touristen. Der italienische Räuber geht zu Dem, der um Einiges zu viel hat. Der reiche Herr, die vornehme Dame wird gefangen, in den Schlupfwinkel geschleppt und nur gegen ein Lösegeld wieder freigelassen. Das Lösegeld wird je nach dem Stande und Vermögen des Gefangenen bestimmt und muß jedenfalls so groß sein, daß es die Unkosten für Spione, Hehler, Helfer und Helfershelfer deckt, und daß ein erklecklicher Reingewinn für die „Unternehmer" übrig bleibt. Weigert sich die Familie des Gefangenen, das verlangte Lösegeld an dem bestimmten Orte nach genauer Vorschrift der Räuber zu hinterlegen, so schickt man als Mahnzettel wohl einmal ein dem Pfande abgeschnittenes Ohr, was zumeist von bester Wirkung ist. Ist das Geld da, so kann der Gefangene ungefährdet wieder nach Hause gehen, ja für den Fall er unsichere Gegenden zu durchwandern hat, gibt man ihm eine Leibwache mit oder mindestens einen Paß, der, von Räubern ausgestellt, in der Räuberwelt bestens respectiert wird.

Einen todtmachen, das thut der südliche Räuber ungern und nur in äußerster Noth, etwa wenn seine eigene Sicherheit davon abhängt, oder um einmal ein Beispiel von ihrer Macht und Strenge zu statuiren, was von Zeit zu Zeit zur Aufrechthaltung des gebührenden Ansehens im Lande nothwendig wird. Die italienischen Räuber haben mitunter stark die Form einer politischen Partei, allerdings

einer sehr extremen Partei an der äußersten Linken oder Rechten; es sind zumeist sehr fromme Leute, die zu ihren Schandthaten die Mutter Gottes anrufen und bisweilen sogar ihre Feld- oder besser Buschprediger haben.

So stolz hat sich das deutsche Räuberwesen nicht entwickelt, selbst nicht zur Zeit seiner höchsten Blüte. Die Glanzperiode der deutschen Räuber gieng noch ein gut Stück in unser Jahrhundert herein. Man erzählt wohl vom „bairischen Hiesel", daß er mit seiner Bande Schlösser ausraubte, um arme Bauernhütten mit Brot und Geld zu beschenken; wir messen dieser Sage aber keinen rechten Glauben bei, wir wissen, daß das Volk es liebt, alle muthigen Menschen, die gewaltsam außergewöhnliche Thaten vollbringen, sei es zum Guten oder Schlechten, mit Nimbus zu umgeben. Gerade der „Räuberhauptmann" ist ihm eine Gestalt, in welcher der arme Mann seine revolutionären Ideen verkörpert findet. Karl Moor, der Hauptmann aus den böhmischen Wäldern, ist der Typus des deutschen Räubers, wie ihn das Volk denkt, aber bei Leibe nicht, wie er in Wirklichkeit ist. Der Bauer in den Einöden wüßte hievon Richtigeres zu erzählen.

In Steiermark unterscheidet man vier Arten. Da ist der Schelm, der Dieb, der Räuber und der Erzräuber.

Der Schelm ist der Wicht, der nur das nimmt, was ihm zufällig in den Weg kommt. Er leugnet nicht lange und ist er überführt, so gibt er den entwendeten Gegenstand gutmüthig wieder zurück, ohne sich erst viel um seinen Leumund zu kümmern. Er bleibt, wenn er kann, in der Gegend, im Hause und wäre er dort auch zehnmal des Diebstahls überwiesen werden, und kann es gar nicht begreifen, warum er nicht in Achtung steht wie Andere. Er hat keine rechte Vorstellung vom Eigenthum und versteht es nicht, warum etwas, das er findet, nicht ihm gehören soll, ist aber auch nicht beleidigt, wenn sein Stubennachbar oder Hausgenosse ostentativ vor ihm den Kasten absperrt, „weil es Schelm' gibt im Haus."

In mehreren Alpengegenden übrigens versteht man unter „Schelm" auch Räuber und selbst Erzräuber.

Der Dieb ist schon activer, als der Schelm im ersten Sinne. Der geht in der Absicht aus, um was zu stehlen, selbstverständlich nur, wenn es unbemerkt geschehen kann; ist furchtsam und schlau, weiß geschickt zu entkommen und zu leugnen, weiß aber auch, daß, wenn er „aufkommt", heißt das überführt wird, er in der Gegend unmöglich ist. Sein Tag ist die Nacht: ist er in Gefahr, so flieht er oder läßt sich fangen, ohne sich zu wehren.

Der Räuber wendet schon Gewalt an, er ist Einbrecher aus „Muß", wird er erwischt, so vertheidigt er sich. Er ist durch die Noth getrieben, fällt den Wanderer auf der Straße an, wenn er oder seine Familie nichts zu leben hat, erwirbt aber sein Brot ehrlich, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten ist.

Der Erzräuber, als der gefährlichste und interessanteste, endlich ist der, welcher nichts anderes thut und will, als rauben, welcher es wie ein Handwerk betreibt, gegen Widerstand Gewalt braucht und nur der Gewalt weicht. Er verbindet sich gerne mit mehreren gleichgesinnten Gesellen zu einer Bande, welche freilich niemals Bestand hat, sondern heute auseinanderstiebt, wie sie gestern zu Ausführung eines Unternehmens zusammen gekommen war. Der Erzräuber „macht kalt", wie das Morden in seiner Sprache heißt, wo es nöthig ist, zieht es aber vor, wenn es sein kann, die Ueberfallenen durch Fesseln und Knebel wehrlos zu machen. Doch verübt er mitunter auch Morde lediglich aus Lust an Grausamkeit.

Nicht selten geschieht es, daß folgender Spruch irgendwo geschrieben gefunden oder als von Räubern stam-

mend, von Mund zu Mund getragen wird:

„Wir sein unser dreißig,
Bei der Nacht sein wir fleißig,
Beim Tag leben wir in Saus und Braus,
Und lachen die Schandarmen aus."

Es liegt auf der Hand, daß derlei Manifestationen nicht ernst zu nehmen sind. Selbe mögen wohl mitunter dienen, um Diebsunternehmen Einzelner zu decken, die Bevölkerung in Bezug auf die Anzahl einer vorhandenen Bande zu täuschen und dieselbe in Furcht zu versetzen, so daß sie sich nicht an die Verfolgung wagen sollte. Weit häufiger aber ist es ein übermüthiger Spaßvogel, der ähnliche Sprüchlein verbreitet, was gewöhnlich zu einer Zeit geschieht, wenn die Bevölkerung durch irgend einen Diebstahl oder Raub in Aufregung versetzt ist.

Die wirklichen Räuber pflegen sich nicht in die Karten schauen zu lassen. Der Hof, auf den es eine Räuberbande abgesehen hat, ist fast immer verloren. Wo sie mit ihrem „Drohn" kommen, das ist mit einem Baum, um das Thor einzurennen, da widersteht nichts. In entfernterer Nachbarschaft ist Feuer gelegt worden, um die Männer fortzulocken; die sich im Hause noch vorfinden, richten sich gewöhnlich nach dem freundschaftlichen Rath des Hauptmanns, auf die Erhaltung ihres Lebens bedacht zu sein und nicht zu mucksen. Die langen Winternächte vor Weihnachten, wo die Leute früh aufstehen um die Rorate zu besuchen, und die Christnacht vor Allem, wo Alles, was gehen und frieren kann, in die Mitternachtsmette geht, sind für die Räuber die beliebtesten Gelegenheiten. Es sind zu solcher Jahreszeit auch die Speicher, Wolle-, Loden-, Fleisch- und andere Vorrathskammern noch weidlich gefüllt und die fetten Schweine oder Schafe werden nöthigenfalls rasch geschlachtet, ausgeweidet und davongeschleppt. Das Gesichterschwärzen oder Verkleiden ist — abgesehen von den Steckbriefen — nie von Nachtheil, am wenigsten für die Ueberfallenen, denn je weniger die Gesellen zu erkennen sind, desto weniger haben sie Ursache „kalt zu machen".

Freilich gibt es auch Solche, die das Brandlegen, Einbrechen und Rauben nicht bloß als Handwerk betrachten, sondern die nebst der „Arbeit" auch noch ihr Vergnügen haben wollen. Dieses Vergnügen besteht in Wollust und Grausamkeit. So wie dem Grasel, dem berüchtigten Erzräuber aus Niederösterreich viel darum zu thun war, die beraubten Weiber zu „trösten", so fand der windische Ulbel seinen Spaß darin, recht viel zu würgen. Dieser Ulbel hatte übrigens niemals eine Bande um sich versammelt, er that Alles auf eigene Faust, wohl wissend, daß für den Fall seiner Einführung, nur dann sein Leugnen und seine Selbstvertheidigung von Erfolg sein konnte, wenn er keine Mitwisser hatte. In diesem Leugnen und Selbstvertheidigen hatte es der wiederholt vor Gericht stehende Mann zu einer Meisterschaft gebracht, um die ihn Publicum, Ankläger, Richter und Vertheidiger bewunderten und beneideten. Kaum das Blut noch getrocknet war an seinen Händen von einem vierfachen Morde, spielte er den unschuldig Verfolgten, über die Bosheit der Welt auf das Leidenschaftlichste Entrüsteten, um seine verlorne Ehre in heißem Schmerze Weinenden so unvergleichlich, daß das Auditorium auf das Tiefste bewegt und gerührt wurde. Da brachte man als Zeugen ein vierjähriges Kind herein, zu versuchen, ob es an Ulbel den Mörder seiner Eltern erkenne. Auf den ersten Blick rief das Kind: „Er ist es! Er ist es!" Ulbel sank vor dem Kleinen nieder auf seine Knie und mit schluchzender Stimme sagte er: „Du liebes Kind! Du bist so unglücklich, man hat Dir Vater und Mutter ermordet. Aber was habe ich Dir denn gethan, daß Du auch mich unglücklich machen willst! Was habe ich Dir denn gethan? Ich hab'

Dich niemals gesehen, Du mich auch nicht. Sie haben Dir nur gesagt, ich hätte Dir Vater und Mutter umgebracht, und Du mußt es ihnen nachsagen und es ist nicht wahr, und Deine Eltern im Himmel weinen, weil Du nicht die Wahrheit sagst!“

Als das Alles nichts half, sondern das Urtheil gefällt wurde auf lebenslängliche Kerkerhaft, da spielte er den Verzweifelten, wollte zum Fenster des zweiten Stockes hinausspringen auf das Steinpflaster des Hofes, verfehlte es aber wohlberechnet, stieß an die Wand und sank lautlos zu Boden. Das Publikum war auf das Höchste erregt und glaubte im ersten Moment, er habe sich die Hirnschale eingestoßen, aber bald stellte es sich heraus, daß der Mann nicht die mindeste Verletzung hatte.

Später machte er aus seiner Einzelhaft in der Karlau zu Graz in einer stürmischen Winternacht einen so kühnen, phantastischen Fluchtversuch, wie er in keinem Räuberromane packender zu finden ist. Nach mehreren Stunden wurde er eingeholt. Er starb bald darnach aus Gram über die Ungerechtigkeit der Welt.

Zu den berüchtigtsten Erzräubern Deutschlands gehörte der „Schinderhanns“ thätig an der Mosel und am Rhein. Er wurde im Jahre 1803 zu Mainz enthauptet. Ferner der „Hölzerlips“ aus dem Odenwald, dem dasselbe neun Jahre später zu Heidelberg geschah. —

Dieser „Hölzerlips“ war der Sohn eines vagabundierenden Paares; wo er eigentlich geboren, das wußte weder er noch seine Eltern. Lange half er seinen Eltern vagabundieren, bis er sich ein Weib nahm und mit ihr das Vagabundieren selbstständig betrieb. Er schnitzte Holzlöffel und andere Holzwaaren und gieng damit hausieren. Eines Tages wollte es der Zufall, daß der Lips unter eine fahrende Bande gerieth, diese wurde von Streifmannschaft gefangen und er mit ihr. Es bedufte nicht wenig, um dem hohen Gerichte den Unterschied zwischen einem Hausierer und einem Strolche begreiflich zu machen, doch er setzte es durch und wurde auf freien Fuß gesetzt. Sein Weib, das mit ihren zwei Kindern der Verhaftung entkommen war, hatte mittlerweile mit einem wirklichen Vagabunden namens Pfeifer eine Liebschaft angefangen. Der Lips war wüthend und kaum in Freiheit gesetzt, suchte er das treulose Weib auf, um sie niederzustechen. Jedoch, der schlaue Pfeifer kriegte ihn um den Finger. „Was willst Du denn, Kamerad“, sagte er, hätte ich die armen Verlassene, Hilflose mit den kleinen Würmlein verkommen lassen sollen! Es war zum Erbarmen, was sie litt, wie sie zu Gott betete um Deine Rettung, um Schutz und Brot für sie selbst. Man müßte ein Herz von Stein gehabt haben! Doch weiß ich wohl, was ein Kamerad dem andern schuldig ist. Du wirst Deine Familie wieder haben, sie ist Deiner wert geblieben, und jetzt trink'!“

Er hatte ihm Branntwein vorgesetzt. Der Hölzerlips war in seinem Glücke, er trank und trank, schlief ein, und als er am andern Morgen erwachte, war der großmüthige Pfeifer davon und mit ihm das Weib. Nur seine zwei Kinder hatten sie ihm zurückgelassen.

Nun waren die letzten zarten Saiten des Herzens zerrissen. Der Lips wurde Räuber. Er konnte ehrlicher Weise seine Kinder ja nicht mehr ernähren. Er fand auf der Straße eine neue Zuhälterin, dieser überließ er die Kinder und er selbst gieng dem „Handwerk“ nach. Er wurde einer der gefährlichsten und grausamsten Räuber, man zitterte vor ihm im ganzen Lande, bis sein Haupt endlich vom Rumpfe fiel.

Als man ihn gefesselt auf einem Bauernwagen gegen das Mannheimer Zuchthaus führte, regnete es und man hatte ihn mit einer Pferdedecke zuge-

hüllt. Er schleuderte die Decke von sich, hob die Arme hoch in die Luft und brüllte:

„Bei der Windmühl
Geht der Weg 'naus
Nacher Mannheim
In das Zuchthaus."

Einer seiner berüchtigsten Nachfolger war der „Mahne-Fritz". Der wurde von armen deutschen Eltern in Dänemark geboren; unterstandlos geworden, kehrten sie in die deutsche Heimat an der Lahn zurück. Dort wollte man die bettelarme Familie nicht mehr aufnehmen, da begannen sie zu vagabundieren. Was hätten sie denn sonst anfangen sollen? Der Knabe Fritz wollte aber arbeiten, gieng mit einem herumziehenden Korbflechter, von dem er das Handwerk lernte, weswegen er auch der Mahne-Fritz geheißen wurde, denn in jener Gegend heißt der aus Weiden geflochtene Kopfkorb „Mahne".

Dieses Mahneflechten mußte aber seinen Mann nicht ernährt oder befriedigt haben, der Fritz gieng unter die Strolche und Strolchinnen. Letztere, oft schöne Weiber, zogen damals (um 1811) zahlreich auf den Straßen herum, lockten die Männer an sich, umgarnten sie, und Mancher ist nur des Weibes willen Räuber und Mörder geworden.

Der Mahne-Fritz soll ein gar feiner, manierlicher Mensch gewesen sein, das Lesen und Schreiben verstanden und sogar gedichtet haben.

In einer Frühlingsnacht von 1811 hatte der Mahne-Fritz in Genossenschaft mit dem Hölzerlips auf der Bergstraße im Odenwald einen von der Messe zurückkehrenden Kaufmann ermordet. Darauf wurde er eingefangen.

Ich entnehme einige dieser Daten einem Aufsatze über Vagabunden und Gauner in Deutschland, welchen Karl Braun-Wiesbaden im Septemberheft (1883) der „Deutschen Revue" veröffentlicht hat. Dem Verfasser des Aufsatzes standen Kriminalacten und private Aufzeichnungen aus dem Leben der Räuber zu Gebote, wodurch die angeführte Arbeit einen gewissen culturgeschichtlichen Wert gewinnt. So theilt Braun ein Gedicht des Mahne-Fritz mit, welches derselbe im Arrest verfaßt hatte und welches folgendermaßen lautet:

„Seit den ersten Märzen ist bekannt,
Der Hemsbacher Mord im Badenland*)
Der uns in großes Leid gestürzt
Und unser Leben hat verkürzt.

Die Armut freilich war d'ran Schuld,
Weil man sie nicht mehr hat geduld't.
Die hohen Herrn sind Schuld daran,
Daß man thut, was man sonst nicht gethan.

D'rum sind wir jetzt, wir armen Leut',
In diesem Fall, der uns gereut.
Wir sind selb' fünfe arretiert,
Nach Heidelberg in Arrest geführt.

Valentin Krämer der erste war,
Der macht's den Richtern offenbar,
Wer diesen Raub und Mord verricht',
Und sagt's uns Andern in's Gesicht.

Im October ward's Verhör geschlossen,
Viel Thränen haben wir vergossen,
Gott ist's, der Aller Herzen sieht,
Und dieser, der verlaßt uns nicht.

Unsere armen Weiber und Kinderlein
Mag er hinfort Beschützer sein;
Da Du doch selbst, Herr Jesu Christ,
Der armen Waisen Vater bist.

Jetzt wollen wir das Lied beschließen,
Auch laß' sich niemand d'rob verdrießen.
Vielleicht ist wohl ein Fehler d'rein,
Dieweil wir nicht studieret sein."

Sonderbar muthet sie an, diese anklagende, vertheidigende, selbstbewußte und frömmelnde Räuberpoesie. Das Gauner- und Vagabundengesindel der damaligen Zeit hielt den Mahne-Fritz für einen großen Dichter und in der That zeigt das obige Lied, daß er es verstanden haben mag, die Gefühle der zum Tode verurtheilten Raubgesellen im Volkstone auszudrücken.

*) Derselbe auf der Bergstraße im Odenwald gemeint. D. V.

Im Angesichte seines Todes dichtete er auch ein Abschiedslied an seine Zuhälterin, wovon die zwei letzten Strophen lauten:

„Nun hör', mein lieb' Kathrinchen,
Es kommt nun bald die Zeit,
Die Dich, mein edles Blümchen,
Von mir mit Thränen scheid't.
Denk' an die vorigen Zeiten,
Wo ich schon d'ran gedacht,
Die wir in Freud' und Leiden
Selbander zugebracht.

Das Herz möcht' mir zerbrechen,
Das muß ich Dir gesteh'n,
Weil ich Dich nicht darf sprechen,
Dich nicht einmal darf seh'n.
Wer weiß, was uns noch blühet,
Wie's unserm Gott gefällt,
Wo man sich wieder siehet,
Hier oder in jener Welt."

Der Dichter dieses Liedes ist denn auch im Juli 1812 enthauptet worden.

Andere gefürchtete Räuber waren noch der schwarze Peter und sein Sohn, der Andreas Petry, genannt der Köster Andres. Der schwarze Peter war im Jahre 1811, aus welchem Jahre die meisten dieser Thaten rühren, ein hinfälliger Greis, schwelgte aber fortwährend in Erinnerung an seine Jugendsiege und Mannesthaten. Er soll sehr schön gewesen sein und in Bezug auf die Weiber gelebt haben „wie ein Graf". Von seinen geköpften oder gehängten Spießgesellen sprach er nur mit dem Wörtlein „selig". Der selige Hölzerlips, der selige Schmuh-Belzer, der selige Schinderhannes! Der schwarze Peter ist insofern eine heute leicht verständliche Persönlichkeit, als er die Juden nicht leiden konnte. Alle Verbrechen gegen Juden verübt hielt er für weniger strafbar, und er verfuhr grausam, wo er eines armen Israeliten habhaft werden konnte. Einst wollte sich im „Kochems-Bay" (Gaunerherberge) ein Jüdlein bei ihm einschmeicheln, indem es ihm eine erträgliche Einbruchsgelegenheit verrieth; da rief der schwarze Peter: „Jud, geh' zu Deinesgleichen, wir rauben als gute Christen!"

Des schwarzen Peters Sohn, der Andre, war seines Zeichens Musikant; sein Vater, der wohl daran zweifeln mochte, ob das edle Räuberhandwerk eine Zukunft habe, ließ ihn Flageolett, Flöte und Clarinette lernen. Aber die Kunst rentirte sich nicht und der wackere Sohn griff nebenbei zu dem Gewerbe seines Vaters.

Wie schon angedeutet, betheiligten sich an dem Räuberwesen auch die Frauen gerne. Ja wir finden welche, die sich zu Bandenführerinnen aufgeschwungen hatten und zeitweise ganze Truppen von Gesindel bändigten.

In der nordöstlichen Steiermark trieb vor etwa vierzig Jahren die „Schinderregerl" ihr Unwesen. Wie sie mit ihrem wirklichen Namen hieß, ist mir nicht bekannt, sie trug aber den Spitznamen, wie ihn jeder Spitzbube — auch der weibliche — trägt, mit großem Gleichmuth. Die Schinderregerl hatte sich in ihrer Kindheit besonders durch ihre Lust an Thierquälerei ausgezeichnet. Später verband sie sich mit einem Strolche, der „Neunfingerl" genannt war (den zehnten Finger hatte ihm eines Tages die Streifwache weggeschossen). Mit diesem Neunfingerl im Bunde versetzte die Schinderregerl ganze Gegenden in Schrecken, und zwar mehr durch ihre Grausamkeit, als durch ihre räuberischen Thaten. Dabei soll sie ein schönes Weib gewesen sein, so daß sie sich im Kerker, in welchem sie eines Straßenmordes wegen viele Jahre saß, den diensthabenden Beamten wohl zu verpflichten verstand.

Sie entgieng dem Galgen durch standhaftes Leugnen. Als man sie nach einem vollbrachten Morde einführte und auf der Gasse viel Volk zusammen lief, schrie sie zwischen den Gendarmen hervor: „Ihr kreuzbraves Gesindel, Ihr elendes, da habt's mich, da schaut Euch die Schinderregerl nur gut an! So sieht die Erzräuberin aus!" und kehrte dabei den Leuten jene Seite der Person zu, die

in den Steckbriefen unberücksichtigt zu bleiben pflegt.

Der „Neunfingerl“ entsprang eines Tages aus dem Arrest, er wurde am nächsten Tage wieder eingefangen, da sagte er, es sei ihm unangenehm, fortwährend auf Staatskosten zu leben, darum habe er getrachtet, sich das Brot wieder auf eigene Faust zu erwerben.

Der Treffliche schien also das Sitzen im Arrest mit seiner Ehre nicht vereinbar zu finden.

Was im Allgemeinen damals die Räuber erzog, das waren die Kriege, war der Hunger, die Heimatlosigkeit. Manche wollten nicht arbeiten, aber Viele konnten es nicht. Sie fanden keinen Erwerb, sie vagabundierten durch die Länder; wurden sie aufgegriffen, so schob man sie zurück in ihre Heimat oder den Ort, welchen sie als solche angaben. Dort hatten sie zumeist erst recht nichts und waren als verwandtenlose, strolchierende Leute verachtet und gemieden, bis sie wieder davonzogen. Sie waren anfangs aus den normalen Bahnen der Gesellschaft zufällig entgleist, waren physisch und moralisch zu schwach, um wieder auf die Schienen zu kommen und mußten sich bald fühlen als Ausgestoßene und Verlorene. Manche übten nur Verbrechen aus dem einzigen Grunde, um in der „Keuchen“ (Kerker) Unterstand und Brot zu finden. Es waren schlimme Einrichtungen und der Mahne-Fritz sang vielleicht nicht ganz mit Unrecht: „Die hohen Herrn sind Schuld daran, daß man thut, was man sonst nicht gethan.“

Der einmal zum Verbrecher gewordene war dann auf sich allein gestellt, selbst wenn er vorübergehend sich Banden zugesellte; es war in diesen Banden keine geschlossene Organisation, keine Gegenseitigkeit. Einer traute dem Andern nicht und konnte ihm nicht trauen. Es war doch immerhin Einer dabei, der „macht's den Richtern offenbar, wer diesen Raub und Mord verricht't.“

Die Gauner hatten und haben noch heute ihre eigene Sprache, die von Uneingeweihten nicht verstanden wird und in der sich eine Art praktischer Literatur herausgebildet. Da heißt der Gauner: „Kochem“, der falsche Paß: „linker Flebben“, der einschleichende Dieb: „Leili-Gänger“, das nächtliche Licht im Hause: „Hochlicht“, der Hehler, welcher die gestohlenen Sachen vertreibt, der „Schärfenspieler“, der Straßenräuber „Straßenkehrer“, der Henker „Schnürer“, der Gehenkte der „Geschnürte“ u. s. w.

Die „Räuberzeichen“, wie man heute noch gewisse Buchstaben, verschlungene Striche, Punkte oder andere Figuren nennt, die an Wegkreuzen, Planken, alten Bäumen u. s. w., mit Kreide oder Kohle geschrieben, zu sehen sind, und die man nicht enträthseln kann, haben oder hatten wohl auch größtentheils ihren Sinn.

Daß die Einbruchswerkzeuge, Kunstgriffe der Räuber auch ihre besonderen Bezeichnungen haben, ist leicht zu denken. Es muß doch Zeiten gegeben haben, in denen auch das deutsche Räuberwesen eine gewisse Verfassung gehabt hat, wie das besonders im Badenschen in den Tagen des Hölzerlips der Fall gewesen ist.

Zu bemerken sind schließlich noch die Geheimmittel, als Amulette, die man auf der nackten Brust trägt, die Zauberkerzen, bei deren Brennen Niemand aufwacht, die Hokus-Pokus-Sprüche, mit welchen die bösen Geister beschworen werden, daß sie die Patrouillen und dergleichen feindliche Mächte fernhalten, und was so Dinge mehr sind. Es mag der Räuber an und für sich Atheist oder Seelenleugner sein — obzwar solche in vergangenen Zeiten nicht vorzukommen pflegten — an übernatürliche Mächte glaubt er doch und auf den Teufel mag er nicht verzichten.

Und die Gläubigen, die es wohl wissen, daß sie durch ihre verbrecherischen Thaten das Kreuz Christi verscherzt haben, hoffen vielleicht ihre Erlösung

Digitized by Google

vom — Galgen. Dieser Pfahl — das sagt jedem Verurtheilten der Beichtvater — ist ja das Holz, das ihn mit Gott und Menschen wieder versöhnt.

Dieses Versöhnungsholz, ein paar Fuß hoch über dem festen Boden, wird zwar gemieden, so lange es geht; aber wenn es dazukommt, so ist es der richtige und würdige Abschluß. Das ist ein Ehrentag gewissermaßen, vom ganzen Volke unter Thränen und Herzklopfen mitbegangen, der alle Schandthaten löscht, und um das Haupt des muthigen Mannes nicht allein den Strick, sondern auch den Glorienschein legt.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

„Sie sehen vortrefflich aus! In der That, ich habe eine rechte Freude über Ihr Aussehen!"

Wenn man's sonst einmal vergäße, daß man krank ist, derlei Ausrufe würden Einen daran erinnern. Das Gefühl, krank zu sein, ist nicht so unangenehm, als das Daranerinnertwerden. Ich weiß es recht gut, woran ich bin.

Mein gütiger Arzt, der pflegt zu sagen: „Freund, Sie können noch alt werden, älter als ein Gesunder, der sich nicht schont." Ich bin nämlich sozusagen noch jung, im Alter, wo Andere in der höchsten Kraft und Lebensfülle stehen. Aber mir will mein Körper untreu werden, er sagt, ich hätte immer zu wenig auf ihn gehalten, hätte ihn vernachlässigt und mit Dingen überbürdet, die nur der Seele zugute gekommen wären. Ich hätte ihm zugemuthet, zu arbeiten, während Andere ruhten; zu fasten, da ihn hungerte, zu essen, da er gesättigt war, zu Trinken, wenn er nicht Durst hatte, nur weil es der Seele gefiel. Ich hätte ihn als Werkzeug der Liebe und Leidenschaft gebraucht, weil es der Seele gefiel. Immer nur die Seele, die Seele, die er eigentlich bloß aus Gutmüthigkeit unter Dach genommen; ich sollte nur einmal andere, z. B. vierfüßige Leiber betrachten, die wären mit ihrer Seele nicht so geduldig und großmüthig als er. Aber nun sei seine Geduld und Großmuth erschöpft, weil er selber erschöpft sei, nun sage er mir den Dienst auf, künde mir die Wohnung, dann könne ich nur zusehen wie weit ich mit Seele und Geist käme . . . .

Das sagt er mir jeden Tag mehrmals, und wenn ich ihn nun auch besänftigen will, daß ich ihm fortan in Allem regelmäßig das Seine zukommen lassen wolle, er stellt seine Drohung nicht ein. Ich glaube, es ist wirklich sein Ernst.

Mir ist die Sache aber nicht gleichgiltig, ich habe Weib und Kind und mir schmeckte das Leben noch so gut. — Zum mindesten will ich in's Klare kommen. Muß es sein, so heißt's Ordnen und Einpacken. Morgen gehe ich zu meinem Arzt. Ich will's erfahren. Wenn wieder das Abendroth dort auf den Hochkofel schimmert, wie jetzt, will ich's wissen. Ich habe keine Angst. Oder doch? Ich denke ja das Schlimmste. Schlimmer als Sterben kann's im schlimmsten

Fall nicht sein. Wäre doch ein trauriges Leben auf dieser Welt, wenn Einen der Tod genierte!

Am Morgen des 2. October.

Heute habe ich besser und länger geschlafen, als seit Langem. Als ob das nicht der Tag der Urtheilsverkündung wäre. Es ist wunderlich, ich weiß es sicher, was der Arzt sagen wird und sagen muß, er hat ja keine Wahl. Und doch ist etwas Mildes, Erquickendes wie Hoffnung in mir. Wenn er heute auch wieder versichert, daß sich eine Gefahr nicht nachweisen lasse, dann schreibe ich meinen Namen von jetzt an Hans Hypochonder und nicht anders.

Abends.

Ich wartete im dunstigen Vorzimmer eine volle Stunde. Das Vorzimmer war von Kranken aller Art sosehr überfüllt, daß ich mich auf den kahlen Fußboden hinsetzen mußte, weil kein Sessel frei und ich nicht im Stande war, so lange auf den Füßen zu stehen. Die Fenster waren geschlossen, so daß ich bei mir dachte, wenn die Aerzte das in ihrem Hause hielten, was sie Anderen rathen, so hätte man zu ihnen größeres Vertrauen. Die Luft war so dick und der eine Kranke athmete das ein, was der andere ausathmete. Ob das Ordinationszimmer wohl allemal so viel gut macht, als das Vorzimmer schadet?

Ich wäre noch einige Zeit nicht an die Reihe gekommen, da sah mich der Arzt, der einen abgehenden Patienten durch die Thür begleitet hatte, unter den Füßen der Anderen kauern. Alsogleich berief er mich, indem er die Störung der Reihenfolge damit entschuldigte. daß er sagte, ich sei nicht in der Lage, zu warten.

Im Ordinationszimmer mußte ich mich auf das Sopha setzen, er setzte sich an meine Seite, legte seine Hand auf die meinige und anstatt zu fragen wie ich mich befände, sagte er: „Es steht ja recht leidlich, nicht wahr?"

„Doctor!" sage ich und fasse seine Hand, „ich bin jetzt seit vier Jahren krank, Sie kennen meine Natur, meinen Zustand, aber Sie müssen mich heute noch einmal untersuchen und mir sagen ob ich leben oder sterben soll!"

„Ei, warum nicht gar!" rief er lachend aus, wer spricht denn vom Sterben!"

„Es handelt sich, daß ich mein Haus bestelle oder wieder Pläne für's Leben mache. An der Schwelle zu stehen zwischen Zeit und Ewigkeit, ich bin dessen satt, es erdrückt mein Herz. Ich habe Pflichten gegen die Meinigen, ich habe Muth zu sterben, wie zu leben, aber ich will es wissen. Vom Arzte verlange ich heute nicht mehr, als Offenheit."

„Nun," sagte der Doctor ganz ruhig und suchte den Puls an meiner Hand zu fühlen. „Sie sind heute etwas aufgeregt. Das Fieber ist mäßig."

Ich bat mehrmals, daß er meine Brust untersuche. Er meinte, daß er mich ja kenne, begann endlich aber, als ich die Oberkleider ausgezogen hatte, doch zu klopfen und zu horchen, machte ein kurzes „Na" — und nichts weiter.

Ich blickte ihn an. Er strich seinen schönen langen Bart.

„Wie steht's?" fragte ich.

„Ich kann nur wiederholen, daß Sie Acht geben müssen. Ihre Constitution ist nicht von Eisen."

„Geben Sie mir Monate, Wochen?"

„Und wenn der gesündeste Mann jetzt vor mich tritt und fragt, wie viel ich ihm Lebenszeit gebe, ich sage ihm: Herr, nicht einen Tag. Wie kann ich garantieren? Ich habe dem Ausspruch der Schrift „das Leben des Menschen ist wie ein Schatten", niemals widersprochen. Ihr Uebel, lieber Freund, ist allerdings schon seit einiger Zeit in ein neues Stadium getreten; doch wenn es nicht weitergreift, was wir

hoffen wollen, so sind die Bedenken einstweilen nicht groß."

„Ich danke Ihnen. Ich will eine größere Deutlichkeit Ihrem guten Herzen ersparen. Sie können sehen, daß der Puls jetzt nicht rascher geht, als vor einigen Minuten." Damit erhob ich mich.

An der Thür wandte ich mich nochmals zu ihm und fragte: „Sie geben mir also nicht einen einzigen Tag?"

„Wenn Sie klug sind, Tage so viel sie wollen — ein ganzes Jahr!" Das war seine Antwort. Ich habe sie verstanden.

Den Rückweg vom Doctor nahm ich durch die Gärten der Stadt, die um diese Stunde fast verödet lagen. Der Sonnenstern stand hoch im blauen Himmel, aber die wilden Kastanien hatten gelbes Laub, aus welchem fortwährend wie ein dünnes Schneien die Blätter niederfielen auf den Rasen, wo sich der nächtliche Reif erst gelöst hatte in das schimmernde Naß. In üppigen Beeten wucherten die Astern. Scharf und klar war das bunte Bild — aber feierlich still.

Es ist unbeschreiblich, wie mir zu Muthe war, als ich durch die Rosenwildnis hinschritt. Ich habe mich in meinem Leben nicht so leicht und frei und getragen gefühlt, als in dieser Stunde. Die Bande, die den Menschen so friedlos hin- und herzerren, niederreißen, an die Erde fesseln, ich empfand sie nicht mehr. Ich empfand kaum die Last des Körpers mehr; wenn mir Jemand sagte, daß ich auf jenem Gange gar nicht Athem geholt hätte, ich würde mich nicht wundern. Als hätte ich meinen Leib beim Arzt zurückgelassen, schier so war's. Ein paar Bekannte begegneten mir, die schauten leer in die leere Luft hinein — ich, der Vorüberschwebende, bin ihnen unsichtbar gewesen.

Die Treppen zu meiner Wohnung empor erinnerten mich daran, wie viel Erde doch noch an dieser Seele klebt. Helle Klänge schlugen mir entgegen; mein Töchterlein saß mit seinem Blondköpfchen an den Saiten und spielte das Lied vom „holden Mai". Der größere Knabe beschäftigte sich an seinem Studiertische mit der Mythologie der Hellenen. Das kleine Knäblein flog mir jauchzend entgegen, umschlang meine Kniee, daß ich zu thun hatte, um dem Körperlein Stand zu halten und nicht auf den Boden hinzufallen. Mein Weib kam mir entgegen, führte mich an's Fauteuil und sah mich mit einem Blicke an, der mir durch Mark und Bein gieng. So grenzenlose Liebe und Besorgnis lag in diesem Blick. Sie wußte, wo ich war, hat aber nach dem Ausspruch des Arztes nicht gefragt.

Am 3. October.

So ist der gestrige Tag in der gehobenen, fast überirdischen Stimmung zu Ende gegangen.

Als endlich spät Abends meine lieben Leutchen schliefen und ich allein in meiner Stube war, da kam über mich der furchtbare Schmerz. Die längste Frist ein Jahr! Also zum Tode verurtheilt ein junges Leben — ein zufriedenes dankbares Leben! Und unschuldig verurtheilt, denn was habe ich denn gethan gegen die Natur, gegen meine Mitmenschen, daß ich so frühe schon sterben soll?

Wenn ein Verbrecher zu strafen ist, was wird da hin- und hergewogen, der gewaltige Apparat des menschlichen Rechtes spielt, die Gerechtigkeit hier, die Liebe da, sie ringen den schweren Kampf um ein Menschendasein, tausende Herzen bangen und die Richter selbst beben vor der Möglichkeit eines Irrthums. Die ganze civilisierte Welt erzittert davor, einen Mitmenschen mit Gewalt vom Leben zum Tode zu bringen und lieber mag sie drei Schuldige freisprechen, als einen Unschuldigen verurtheilen. Recht und Gerechtigkeit! Das ist die Parole im Himmel und auf Erden — und ich, der so

harmlos ist und nichts wollte, als mit seinem empfänglichen Sinne noch etliche Jahre im Sonnenlicht zu wandeln — ich bin erbarmungslos dem Tode geweiht.

Ich empfand, da ich dies dachte, eine heiße Kraft in mir und es war einer von den Augenblicken, in denen man der Natur, dem Schicksal, der Gottheit einen Faustschlag in's Gesicht versetzen möchte.

Zu den Fenstern schien der Mond herein und beleuchtete weiß wie Schnee das an der Wand hängende Bildnis meines Großvaters. Das alte traute Antlitz schaute zu mir nieder. „Kind," sagte es, „Du sollst nicht trotzig sein. Es ist der treue Gott, der Dich führt. Willst Du eines plötzlichen gewaltsamen Todes sterben, wie so Viele? Willst Du, von wilden Schmerzen schrecklicher Krankheiten gequält, rasen und wimmern: Erde! decket kühle Erde auf dieses glühende Leid meines Leibes? Soll Dich auf fernen Wegen das Unglück ereilen? Willst Du so alt werden wie ich, und lebenssatt und seelenleer hinsinken wie Einer, der längst vor sich selber gestorben ist? Dir hat der Herr von der Höhe Deines kindlich idealen Herzens aus diese Welt gezeigt. Eine goldene Jugend, eine fruchtbare Manneszeit! Das Beste hast Du nun gesehen, gelebt. Was noch kommt, es würde Dich nur enttäuschen, verwunden, verschrumpfen. Dein Herz ist für die Jugend gebaut. Komm, sagt Dein Gott zu Dir, ich will Dich sachte von hinnen führen, so sachte und sanft, wie ich Dich jeden Abend in den Schlummer wiege. Sanft will ich die Erdenlast von Deiner Seele loslösen, und mit jedem Theilchen von Dir loslösen ein Stück Schmerz und Leidenschaft und Kummer. Es wird eine Stunde sein, da Du freundlich mild wie dieses Mondlicht lächeln wirst zu Deinem Weib und zu Deinen Kindern und nicht wissen, daß es die letzte Stunde ist. Sei dankbar, Kind! und übersieh nicht das Glück, das in der allmählichen Auflösung liegt. Sich eines Feierabendes bewußt sein, noch Gelegenheit haben, seine Irrthümer an sich und Anderen zu berichtigen, nach den Gütern der Welt nicht mehr hasten, ihre Macht nicht mehr fürchten, endlich im Reinen zu sein darüber, wie viel und wie wenig alle hochfahrenden Bestrebungen der Menschen bedeuten! Im müden Körper Seelenfrieden! Sei dankbar!"

So sprach es zu mir, das Bildnis meines Großvaters in der stillen Nacht. Aus meinen Augen quollen die Zähren — und bald darauf muß ich eingeschlummert sein.

Am 4. October.

Ich will mir nun mein Sterben einrichten. Vielleicht läßt sich ein Vergnügen daraus machen. Meine fünf Sinne sind noch leidlich frisch. Ich sitze auf der Gartenbank unter dem Ahorn. Der Baum hat im Sommer so reichen Schatten gegeben; jetzt ist sein Laub fortgeflogen in alle Winde und ich sitze in der Sonne. Sie thut mir sehr wohl, o diese liebe Sonne!

Und so will ich nun den Zuschauer machen. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag!" hat er gesungen. Er sang's im Frühling, ich singe es im Herbst. Es hat sich die Wendung allmählich vollzogen; je mehr ich mich von den Leuten losgelöst habe, desto enger hat mich die äußere, die ländliche Natur an sich gezogen. Mein armer Freund Wolfgang ist nicht so glücklich gewesen, er ist mit den Leuten arg schlecht gefahren, und weil er das Gegengewicht in solchem Unglück, den Wald und die Wiese und die Himmelsweite und das Meer verachtet oder nicht erkannt hat, so hat er sich todt schießen müssen. Der Wolfgang ist noch Einer, an den ich sehr oft denken muß.

Wenn der Nachsommersonnenschein anhält, dann will ich dieser Tage nach dem Kirchhofe von Steinau hinaufwandern. Ich möchte doch wissen, ob sie dem Wolfgang gar kein Denkzeichen auf's Grab gesteckt haben.

Am 6. October.

Das war ein munterer Tag, ein heiterer Tag — schier zu lustig, als daß ihn ein sterbender Mann hätte mitmachen sollen.

Nun, er hat ihn eben mitgemacht. Mein gutes Weib mußte mich aus dem Gelage hervorholen. So hätte sie mich nicht gedacht, sagte sie tief bekümmert, daß ich aus Verzweiflung durch Schwelgerei rasch an's End' eilen wolle. — Nein, nicht aus Verzweiflung, mein liebgetreues Weib, aus Leichtsinn, aus reiner Vergessenheit kam es so. Es scheint sich in mir etwas noch nicht ganz ausgetobt zu haben. Es ist auch wirklich niederträchtig, was heute — heißt das gestern geschehen ist.

Gestern Abends hat der Herr Todescandidat sein Tagebuch nicht mehr gefunden, weil der Erdboden geschaukelt....

Die erbauliche Geschichte hat sich folgendermaßen zugetragen.

Ich gieng des Morgens hinauf gegen Steinau. Der kleine Hans wollte mich nicht fortlassen, es wäre zu kalt. Er soll es bei meiner Abwesenheit immer anordnen, daß mein Zimmer geheizt sei, damit ich nicht friere. „Kind," sagte ich einmal, „da habe ich nichts davon, ich bin ja weit, weit weg!" So auch gestern wieder, er schloß seine Aermchen um meinen Hals und sagte: „Vater, ich habe Dich so gern! Gar bis Steinau hinauf, durch die ganze Luft habe ich Dich gern!" — Es ist ein Jammer, ein solches Kind zu haben und sterben zu müssen!

Also ich gieng gegen Steinau.

Es ist nicht gerade der beste Tag, denke ich. Der Weg geht ganz sachte durch den schönen Buchenwald und ist glatt, als ob er gekehrt wäre. Hinter dem Walde steht die silberweiße Kirchthumspitze gar freundlich empor. Hinauf kommen werde ich in zwei Stunden wohl, wie aber nachher herab? Ja, ja, ganz recht, das Thalwärtssteigen macht schwere Mühe. Und an diesem Tage schon gar.

Als ich oben bin vor der Steinauer Kirche, denke ich: da, alter Sünder, setzest Dich jetzt nieder auf die unterste Holzstufe der Kirchenstiege und schnaufest Dich aus und schauest hinaus auf die Berge, die im grün- und gelbgefleckten Pelz ihrer herbstlichen Wälder stehen, und schauest ins Thal hinab, wie die Stadt so lachend und faul daliegt.

Und wie ich mich so sonne und denke an — ja eigentlich an nichts denke als an das Nichtsdenken, und wie es auch sein Gutes hat, das Nichtsdenken. Man erspart das Brennholz, wenn's im Ofen des Oberstübchens nicht fortwährend flackern muß. Und wie ich vor lauter Nichtsdenken so gescheit wie ein Doctor zu denken anhebe, da steht der Meßner von Steinau bei mir und sagt:

„U Herr Jesses! der Herr Konrad! Der kommt uns just recht, der muß uns heute einen Gefallen thun."

„Ja gern," antworte ich, „wenn man nicht zu viel Luft dazu braucht; denn wie der gute Freund sehen kann, bin ich wegen meiner Fettleibigkeit ein bißchen stark kurzathmig".

Er lacht, und ich habe es auch darum gesagt, daß er lachen soll; denn ich kann's nicht vertragen, wenn mich Einer wegen meiner abgezehrten Gestalt allzumitleidig anschaut.

„Der Herr Konrad soll uns heiraten helfen," sagte der Meßner.

„Was soll ich?"

„Die Sache ist die," fährt der Meßner fort, „in der Kirche drin steht ein Brautpaar, und da will Einer der Trauzeugen nicht kommen, und ohne den zweiten Trauzeugen, sagt der Pfarrer, darf er das Brautpaar nicht copulieren. Wir warten schon eine Stunde — der Thorveitel ist angesprochen — muß aber unpaß sein, oder sonst was, er kommt nicht. Die Braut weint sich schon die Augen aus. Es ist ja nichts,

als bei der Trauung daneben zu stehen und nachher den Namen zu unterschreiben."

„Wer ist denn das Brautpaar?"

„Wird ohnehin bekannt sein. Er ist der Sägemeister Bernhard in Kaltenbach, sie ist die Ziehtochter des Nachtwächters Wolfgang, der sich erschossen hat."

„Dem ich eben einen Besuch machen wollte. Er kann aber warten. Sie kann nicht warten. Ich kenne die Leute und Ihr kennt mich. Ja, ich will Zeugenschaft ablegen, aber für nichts, für gar nichts verantwortlich sein." So meine Rede.

Wir gehen in die Kirche. Es ist noch ein gar junges, frisches Paar, der Bernhard und die Rebekka. Er ist ein breitschultriger, lichthaariger Bursche, groß und schlank gewachsen, wie ein Baum, hat ein derb geschnitztes Gesicht, aber gutmüthig mag er sein; ein Mensch, etwa so mitten in den Zwanzigerjahren, ich kenne ihn vom Sehen aus seit lange. Sie ist die kleine, treuherzige Rebekka, die ihm gerade bis unter den Arm hinaufreicht. Ich bin schon lange neugierig gewesen, wen Die einmal nimmt. Jetzt steht sie da neben dem Bengel. Er ist aber ein ehrengeachteter Mann und Haus und Brettersäge in Kaltenbach ist sein Eigen. Das Beste ist wohl, daß sie unsinnig in einander verliebt sind. Oh mein! die gesunde Jugend!

„Daß Ihr Euch lieb habt, glaube ich, daß Ihr Euch heiratet, bezeuge ich. Was weiter sein wird, deß' wollen wir Gott zum Hüter machen." So etwas habe ich gesagt, weil man denn schon einmal etwas sagen muß, wenn man vor Leute gestellt wird. Weil es aber darauf ankommt, als Beistand am Altar ein Hochzeitsgesicht zu machen und fröhlich zu sein, so habe ich mich noch recht nahe an die Braut hingestellt und geflüstert: „Vielleicht vergreift er sich, der Herr Pfarrer, und bindet mich an." Mich hat nämlich das arme Mädchen wegen ihres bitterlichen Schluchzens so sehr gedauert, daß ich sie mit einem tollen Wort gern zerstreut hätte.

Wir wußten wohl Alle, warum sie so heiße Thränen vergoß. Der Bernhard stellte seinen Mann, wie es einem Bräutigam zusteht, aber man konnte es ihm anmerken, daß auch er in dieser Stunde an Jemanden dachte, der, anstatt mit der Myrthe an der Brust hierzustehen, mit durchschossener Brust draußen in der Erde lag.

Nach der Trauung habe also auch ich meinen Namen in das Pfarrbuch getragen. Da ist's aber hier oben in diesem verdammten Steinau Sitte, daß bei Trauungen eine Flasche Wein zum Altare kommt, welche das Brautpaar und die Gäste auf der Stelle austrinken sollen. So wurde mir von der Braut das Glas überreicht, daß ich trinke.

Ich habe getrunken, und bei mir ist es so, daß mir ein Trunk Wein allemal das Herz erfrischt. Es dauert wohl nicht lange an, aber für die paar Augenblicke kreiset das Blut flinker, ich fühle mich wohl und aufgeräumt und fällt es mir gar nicht ein, daß sich der Zustand je wieder ändern könnte.

Und diese paar Augenblicke hat das Brautpaar benutzt. Da ich die große Güte gehabt hätte, ihnen bei der so wichtigen Sache ein Beistand zu sein, so dürfe ich ihnen die Ehre und Freude nicht versagen, an ihrer bescheidenen Mahlzeit, die im Wirtshause „zu den drei Fuchsen' veranstaltet sei, theilzunehmen.

„Ich bin ein kranker Mann," sagte ich, „und muß die strengste Regelmäßigkeit in meinem Leben einhalten."

So sollte ich mindestens noch den Tropfen Wein austrinken.

„Das meinetwegen. Auf gute Gesundheit!"

Ein Löffel warmer Suppe, meinte sie schon, daß mir gut thäte! sagte die Braut, die ein sehr vernünftiges

Weib werden wird. Ich war schon umgestimmt.

„Einen Löffel Suppe recht gern."

Ja — recht gern, hat er gesagt, der Sterbende.

Alsogleich schreibe ich einen Zettel an meine Frau:

„Unglückliches Weib!

Ich habe soeben hier in Steinau eine Braut zum Altare geführt, an deren Seite ich nun das Hochzeitsmahl genieße. Heget kein allzugroßes Herzleid um Euren

Konrad."

Kaum der Bote mit diesem gottlosen Briefe fort war, bereute ich, was ich gethan. Die Liebe zu meinem Weibe ward stürmisch in meiner Brust. Ich klagte mich an des frivolen Scherzes, den ich mir mit diesem herrlichen Wesen erlaubt hatte. Nun war es geschehen, ich konnte mein Wort nicht mehr zurücknehmen und blieb bei der Hochzeitstafel.

Anfangs war es bei derselben etwas ruhig und ich hatte viel Zeit, an mein genarrtes Weib zu denken. Dabei aß ich, wie ein Gesunder, wobei mir mein Nebensitzender, der Meßner, ganz recht gab, denn mit dem Essen, sagte er, müsse sich der Mensch ernähren. Mittlerweile hatte ich mit meiner Medicinflasche angebunden; hatte mir doch der Arzt selber versichert, daß es für mich gar nichts Besseres gäbe, als oftmals ein Gläschen Rothwein. Das war Wasser auf die Mühle, die Zungen huben an zu klappern.

Wenn Einer bei den ersten Gerichten irgend einen Gesprächsstoff aufgeworfen hatte, da waren wir darüber Alle gleicher Meinung gewesen und so konnte sich nichts entwickeln. Daraus schließe ich, wie langweilig diese Welt sein müßte, wenn alle Menschen E i n e Gesinnung und Meinung hätten. Allmählich kamen wir auf Gegensätze, es wurde lebhafter unter den zwölf Personen, die wir waren. Der Eine stellte kühne Behauptungen auf, der Andere noch kühneren Widerspruch. So sehr mich ein ernster Streit zu Boden wirft und mich vor lauter Nervenerregung tödten kann, so sehr belebt mich ein lustiger Wortkrieg, bei dem nur der Geist und nicht auch das Herz zu thun hat. Das macht mir Hunger und Durst und stählt die Seele. So stürzte ich mich kampflustig drein, wo der Streit am heißesten entbrannte und ich hatte scharfe Gegner. Wir sprachen über Gesundheitsregeln, da hatte ich an Bernhard einen Widersacher, der aus lauter Gesundheit von Gesundheitsregeln noch gar nichts weiß. Wir redeten über die Ehe, da kam ich mit dem Meßner ins Gemenge — mit dem größten Ehestandsfresser, den die Erde seit Kain getragen. Wir behandelten die Liebe, hierin waren wir Alle einig, so schwang ich mich rasch auf einen Standpunkt, auf welchem ich die Braut zur Gegnerin bekommen mußte und auch bekommen habe. Als ich nach solchen Kriegsläuften eines Augenblicks zu mir selber kam, hatte ich einen Teufelsschwanz im Munde, eine Virginia-Cigarre, und nebelte wie besessen. Wer mir's in der Hitze des Gefechtes angethan, weiß ich nicht, wahrscheinlich ich mir selber. Weil sie mir ganz trefflich behagte, so ließ ich sie stecken. Ich bin niemals ein wirklicher Raucher gewesen, aber zum Nachtisch so ein Würzlein, das that in gesunden Tagen nicht schlecht. Und als ich zu kränkeln begann, hielt ich mich — wenn es mir nach dem Kraut mitunter noch gelüstete — an den Ausspruch eines berühmten Stuttgarter Arztes: das mäßige Rauchen verhindere das Weitergreifen der Lungenschwindsucht. So findet man für Alles seinen richtigen Gelehrten und Philosophen, wenn man nur den guten Willen dazu hat. Kurz,

ich kaute den Teufelsschwanz, bis er mir in den Mund hineinbrannte.

Als Abends die Lichter angezündet wurden, erschienen Musikanten. Wir lärmten ihnen lustig entgegen und meine Stimme war nicht die heiserste darunter; sie bliesen und geigten den Gruß wacker zurück. Auf einmal hieß es — und ich verwette nichts, ob ich's nicht selber ausgerufen habe — die Ehrentänze! Die Braut nahm mich am Arm, wir begannen einen sachten Ländler.

Schon gar lustig ist's geworden und selbst, als Jemand darauf aufmerksam machte, daß der Zeiger auf der Uhr immer höher und höher hinaufsteige, gab ich zur Antwort, wenn die Brautleute keinen Anlaß fänden, an das Schlafengehen zu denken, wir Anderen hätten auch keinen.

Ich hieng gerade an der Schwester des Bräutigams zu einer Polka, als sie eintrat.

Wasser in den Augen hatte sie, als sie mich auszankte vor allen Hochzeitsgästen. Ich raffte meinen Ueberrock von der Wand und wollte bereitwilligst mit ihr fort. Aber in der Vorstube mußte ich eine lange Weile stehen bleiben, daß ich mählich abgekühlt würde — was auch geschehen ist. Dann packte sie mich ein. Den schweren Plaid, den sie mitgebracht hatte, hüllte sie um meine Schulter. Das große bunte Umhängtuch der Dreifuchs-Wirtin wickelte sie mir um den Kopf.

Als wir durch das Dorf giengen, rief Einer auf der Gasse: „Herren und Frauen, laßt Euch sagen, 's hat Eins geschlagen!"

Jesus Maria, da fiel mir der Nachtwächter ein, den auf dem Kirchhof zu besuchen ich herauf gekommen war.

„Still sein! Nicht ein Wort sprechen in der kalten Nachtluft!" gebot mein Weib.

Die alte Regerl gieng mit der Laterne vor uns her. Wir folgten ihr behutsam und schweigend auf dem Fuß.

Meine Emma soll sich auf dem nächtlichen Gang vorgenommen haben, mich — wenn sich heute die Folgen der gestrigen Ausartungen zeigen würden — mit herben Vorwürfen zu strafen.

Wie wir in der Nacht nach Hause gekommen sind, das weiß ich nicht genau. Ich habe hernach an acht Stunden geschlafen wie ein Sack und bin heute ganz wohl und munter aufgestanden.

So ist die Strafe unterblieben.

Nun aber ist eine Unruhe in mir. Wenn ich hochzeiten und schlemmen kann, so soll ich nur auch arbeiten. Es ist die Familie unversorgt. Im Abwelken und Hinsterben, vor dem Angesichte des Todes stellt man alle Sorge und Kümmernis um Weib und Kind Gott anheim; das ist recht. Aber sich nur selbst hinfällig machen in der Einbildung, in der Trägheit hinträumen und gefühlsduselig sich im Gedanken an's Sterben wiegen — und Andere sorgen und arbeiten lassen — das mein guter Konrad, wird auf die Länge nicht passieren können! Du bist nichts, als ein Erzhypochonder und sollst nur einmal scharf eingespannt werden in Pflichten und Mühsal, daß Du nicht Zeit hast an den blassen Tod zu denken, der Dir in der Brust sitzt. Als ob er nicht in jedes Menschen Brust säße! Als ob nicht Jeder ein Sterbender wäre, wie der Weise sagt: Die Geburt ist der erste Schritt auf dem Weg zum Tode.

Das sind die Vorwürfe, die ich mir heute mache — mit Gewissensbissen und mit Wonne mache. Sobald die Sorge um's Leben zurücktritt, drängt sich die Sorge um den Unterhalt, um Güter und Stellung in den Vordergrund. So werde ich wohl wieder eine andere Feder suchen müssen, als die ist, mit welcher ich mir vorgenommen hatte, alle Gedanken und Stimmungen eines langsam Hinsterbenden täglich aufzuzeichnen.

Am 7. October.

Mein Gewissen ist vollkommen beruhigt.

Als ich mich heute Morgens nach einer unbehaglich durchwachten Nacht im Bette aufrichtete, um nach der Uhr zu sehen, schoß aus dem Mund ein rosenrother Quell hervor.

Es hätte sich vielleicht verheimlichen lassen, wenn am Bette nicht mein Weib gestanden wäre. Sie stieß einen kurzen Schrei aus. Dann brachte sie in ihrer gewöhnlichen ruhigen Geschäftigkeit die Dinge und mich in Ordnung und verließ hernach, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Ich blieb im Bette liegen, fühlte mich nicht unwohl, sondern nur sehr erschöpft. Nach einer Weile kam der kleine Hans zur Thüre herein, der vertraute mir, daß die Mutter draußen in der Küche neben dem Kasten stehe und in den Wandwinkel hineinschaue.

Das ist ihr Vorwurf — der bitterste den sie mir machen kann — sie weint um mich.

Am 10. October.

Heute bin ich wieder einmal aus dem Bette. Das Zimmer ist so milde durchwärmt und Alles im Hause so traulich, daß ich mich über das böse Herbstwetter draußen fast freue.

Am Morgen waren die Dächer weiß, aber auf den Kastanien und Birken hält sich der Schnee noch nicht und auf den Rasen und Kieswegen liegt eine Schichte von gelben nassen Blättern. Vom grauen Himmel sinkt feiner Regen und wo sich auf dem Astwerk doch ein Klümpchen Schnee festgeschmiegt hatte, da fällt es zur Erde.

In solchem Wetter sind die guten Leutchen zu mir gekommen, das junge Ehepaar nämlich, um sich für meine Theilnahme an ihrem Hochzeitstage zu bedanken.

Die Rebekka hatte was Scheibenförmiges in einem weißen Tuch, und als sie das sorgfältig aufband, war es noch mit frischen Lattichblättern zugedeckt, und als sie auch diese Blätter mit zwei Fingern recht zart und zierlich wegschälte, war ein sehr großer Butterklumpen da.

Den mußte mein Weib in Empfang nehmen und mancherlei Dankesworte und Artigkeiten dafür sagen und als ich die beiden Gesichter betrachtete, das der Nehmerin und das der Geberin, sah ich es klar, welcher am wohlsten zu Muthe war. Die gute Rebekka gehört auch zu Denen, die sich selbst damit die größte Freude bereiten, wenn sie Anderen was Liebes erweisen.

Ich habe die Beiden ordentlich lieb gewonnen, vielleicht weil ich etwa ihretwegen mein Blut vergoß, ich weiß es nicht. Sie scheinen sehr glücklich zu sein, sie blicken sich nicht fortwährend verliebt an, wie derlei bei vornehmen Brautleuten Sitte ist; das thun sie wohl, wenn sie mit sich allein sind. Aber so treuherzig sind ihre Augen zu einander und so treuherzig ist Alles, was sie sagen. Ich stehe jetzt zu ihnen fast wie ein Oheim. Den Bernhard hatte ich früher gar nicht genau gekannt; die Rebekka habe ich bei ihrem Vater gesehen, den ich oft besuchte, weil er der merkwürdige Mann war. Weiter geht unsere Verwandtschaft nicht.

„Ihr seid mit dem Ehestand also einstweilen zufrieden?“ habe ich gefragt.

„Wir hätten es viel zu gut, wenn das Gerede nicht wäre,“ entgegnete die Rebekka.

„Das Gerede?“

„Jetzt wissen wir's schon, daß auch der Thorveitel deswegen nicht zu unserer Hochzeit gekommen ist, wo er Trauzeuge hätte sein sollen,“ versetzte der Bernhard und schob sich zwischen mich und Rebekka mit seinen Worten wie mit seiner Person.

„Es heißt —“ sagte die Rebekka, „nein, ich mag so was gar nicht sagen.“ Sie preßte ihr viereckig

zusammengelegtes Handtüchlein in's Gesicht.

„Es heißt,“ setzte der Bernhard bei, „daß sich ihr Vater“ er deutete auf sein Weib, „— daß sich der Vater Wolfgang — der Nachtwächter — ja, Rebekka, es ist wahr, es verschlägt Einem wirklich die Rede.“

Bei dergleichen ist aber doch das Weib dem Mann über. Mit dem Tuch fuhr sie sich rasch über das Gesicht und sagte entschlossen: „Es heißt, der Vater hätte sich meinetwegen das Leben genommen.“

Sie hat weiter nichts beigesetzt, sie ist sosehr überzeugt von der Grundlosigkeit und Unglaublichkeit des Gerüchtes, daß sie sich mit keinem Worte gerechtfertigt oder näher erklärt hat. Armes Kind, ich weiß mehr als Du.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den „Zonen des Geistes“.

Von Moriz Jokai.

Lucifer blieb im Paradiese, Eva irrt aber außerhalb desselben umher.

* * *

„Löse das Räthsel: Wenn sehr wenig davon vorhanden ist, kannst Du es unter Viele theilen, wenn Du sehr viel besitzest, ist es untheilbar.“

Die Frau antwortete: „Es ist die Liebe.“

* * *

Die Brustkrankheit ist die Krankheit der Dichter, Künstler und Verliebten. Dieser bleichwangige Schutzgeist befreundet seine Opfer mit dem Jenseits und wenn er sieht, daß man das Grab fürchtet, so gewährt er gerne eine Frist bis zum nächsten Frühling. Unterdessen kann man das grüne Gras lieben lernen, unter welchem so gut schlafen und träumen ist. Der Schutzgeist steht seinen Opfern bei bis zum letzten Augenblick. Er erwärmt ihre Gefühle, verschönt ihre Gedanken, gibt ihren Federn Zauberkraft, den Leiden ihrer Liebe Süßigkeit...... und langsam, mit lächelndem Gesichte schläfert er sie ein......Die Brustkranken fürchten nicht das Alleinsein. Ihre Seelen schauen weit und sie können all Jene sehen, welche sie lieben und deren Gedanken erträumen.

* * *

O wie gütig ist doch die Natur! Der Brustkranke weiß nichts von seiner Krankheit, der Dichter nichts von seiner Armut.

* * *

Der Gedanke einer Frau.

Ich war ihm treu wie eine Bäuerin und er betrog mich wie ein Graf.

* * *

Nimmt der Mensch wahr, daß er keine Seele besitzt, so will er sie Anderen rauben.

* * *

„Die Hölle und das Paradies wurden infolge eines parlamentarischen Beschlusses aufgelöst.“

„Ah .... Und was wurde aus den Seligen, was aus den Verdammten?“

„Aus den Ersteren Sauerstoff, aus den Letzteren Wasserstoff.“

* * *

Eine glückliche Stunde inmitten seiner Familie wiegt die Unsterblichkeit auf.

* * *

Es gibt Männer, deren häuslicher Herd das Lagerfeuer ist.

* * *

Weder Bayard noch Cid sind mir die Sinnbilder des Muthes: mir ist es derjenige Mann, welcher den Muth hat mit freier und offener Stirne zu gestehen: „Ich gehe nicht, weil es meine Frau nicht will.“

* * *

Leicht ist's, eine Frau zu versöhnen, die zürnt, weint, keift, lärmt, kratzt und schlägt ..... Wie aber versöhnt man ein Weib, das schweigt und mit keinem Blicke verräth, daß ihr Herz Schmerzen duldet.

* * *

Nur dasjenige Mädchen, welches nicht weiß, daß es unschuldig ist, ist es wirklich. Selbst der Schlaf kann im Stande sein, die Unschuld wankend zu machen. Ein geträumter Kuß hinterläßt Falten in der Seele.

* * *

Man frägt den Dichter: „Wie kannst Du nur so arbeiten?“ er antwortet: „Ich arbeite nicht — ich lebe;“ man frägt weiter: „Warum arbeitest Du bei Tag und Nacht?“ und er entgegnet: „Wenn ich es nicht thäte, müßte ich sterben.“

* * *

Ein Mensch, der aus zwei Gläsern trinkt, wird schnell trunken; doch noch schneller werden zwei Menschen trunken, die aus einem Glase trinken.

* * *

Der Charakter der Gemüthskrankheit ist, immer und immer nur die Vergangenheit zu sehen.

* * *

Die Lüge ist die Waffe der Schwachen.

* * *

Diejenige ist die kostbarste Frau, welche dem Feinde gegenüber ganz Mann, dem Geliebten gegenüber ganz Weib sein kann.

* * *

Der Deutsche „verdient“ Geld, der Franzose „gewinnt“ Geld, der Amerikaner „macht“ Geld und nur der arme Magyar „sucht“ Geld. Die Sprache kennzeichnet hier genau die Art des Gelderwerbes.

* * *

Jesuitismus und Nihilismus? Der Jesuit ist der maskierte Nihilist, der Nihilist der unmaskierte Jesuit.

* * *

Nichts Schlechteres als ein Bauer, der Alles wissen will und nichts weiß. Der Bauer muß nur einen Gegenstand verstehen: die Erde, und diese kann ihn nur die Erde selbst lehren.

* * *

Staat und Kirche sind Feinde, Schule und Kirche Rivalen.

* * *

Wem sein Leben lieb ist, der kritisiere keinen Schauspieler in dessen Gegenwart.

* * *

Der Maler ist der glücklichste Mensch auf Erden. Er kennt keine Vaterlandslosigkeit, denn überall hat er seine Heimat, er fürchtet nicht die Sprache fremder Völker, denn seine Gedanken versteht jede Nation. Schreckliche Gewitter, Meeresstürme, Kämpfe, all das sind keine Gefahren für ihn, sondern bloß Modelle — ein Volksaufstand hat für den Maler nur die Bedeutung eines Gruppenbildes.

* * *

Für die Seele des Arbeiters ist es ein Schmaus, wenn sein Herr neben ihm arbeitet.

* * *

Wozu sollte der Bauer lernen? Die Naturwissenschaften rauben ihm den Glauben an Gott, die Gesetze den Glauben an die Menschheit. Was er aus der Geschichte lernt, läßt ihn an seinem König zweifeln und warum sollte der Bauer zweifeln? Die Wissenschaften kann er nie ergründen, weil ihm die Zeit dazu fehlt, selbst wenn er Vernunft genug dazu besäße und am Ende könnte er nur ein Viertelgebildeter werden, ein Mensch der Gott leugnet, Streit sucht und Scandal macht.

.... Was das Elend lehrt, das freilich lernen auch diese Menschen gründlich.

* * *

Kartenspieler nennt man nur Denjenigen, welcher immer verliert. Jemand, der Glück im Spiele hat und immer Geld besitzt, erfreut sich allgemeiner Achtung. Nur der Verlierende ist ein „Lump."

* * *

Eine alte Geschichte erzählt, daß ein mit zahlreichen Töchtern beglückter Familienvater an jeden Freier die Frage richtete: „Waren Sie schon ein Lump, mein Herr?" und wenn dann der Gefragte entgegnete: „Nein," so setzte der weise Vater seine Rede fort: „Aber Sie werden es später werden" und gab ihm seine Tochter nicht zur Frau. Jeder Mensch muß sich austoben. Geschieht dies nicht in der Jugend, so geschieht es gewiß im Alter.

* * *

Der junge Mann glaube nicht, daß er sich von einer Frau, die ihn wirklich liebt, losreißen kann. Er wird oft in jenem feinen Spinnengewebe gefangen werden, welches der Zorn einer Frau auf seinen Wegen spinnt.

* * *

Was kümmert die Frau Ruf und Name ihres Gatten? Es gibt viele Frauen, die ihre Männer nur inniger lieben, seitdem dieselben von der Welt verurtheilt wurden.

* * *

Welche Prahlerei, wenn die Frau behauptet, ein Dichter wäre ihr zu Liebe dem Papier untreu geworden.

* * *

Die Frauen sind zu Allem fähig. Sie sind sogar im Stande sich in ihre Männer zu verlieben.

Burns und Petöfi.

Eine literarhistorische Studie und Parallele mit Hinblicken auf die deutsche Lyrik.

Von Stephan Gätschenberger.

Was ist die Ursache, daß Schottland und Ungarn die Länder sind, in denen aus dem Bauernstande die vorzüglichsten, volksthümlichsten Lyriker hervorgehen konnten?

Man wird vielleicht kurzer Hand mit der Antwort bereit sein, daß ja schon Buckle in seiner berühmten „Geschichte der Civilisation" nachgewiesen habe, daß die Strenge des Calvinismus in Schottland, dem jede Aeußerung selbst unschuldiger Heiterkeit, Gesang, Musik, Theater ein Greuel waren, eine Reaction des Volksgeistes hervorrief, der durch Wohlstand und Blüte der Städte erstarkt war und in Geselligkeit und heiterer Poesie sich äußerte, nachdem er die Fesseln des Clerus abgestreift und von dessen Kirchenstrafen sich emancipiert hatte.

Eine verwandte Reaction gegen politischen und socialen Druck kam in Ungarn zum Durchbruch in den Vierziger-Jahren, und in Deutschland waren ja auch Heine's Lieder ein volksthümlicher Protest gegen den Censurzwang der „heiligen" Allianz und des „durchlauchtigen" Bundestages. Das hat seine Richtigkeit!

Robert Ferguson wurde, nachdem ihm Allan Ramsey einigermaßen die Wege geebnet, der Dichter des schottischen Stadtlebens, der poeta laureatus der Hauptstadt Edinburgh. Seine Heiterkeit und originelle Komik, sein gesunder Humor, die ihn zum Liebling heiterer Gesellschaften gemacht, äußerten noch ihre Nachwirkungen auf das Genie Burns, der seine Dichtungen schätzte und ihm aus seinen spärlichen Mitteln sogar ein Denkmal setzte.

Daß aber die schottische Muse, die von den Höfen in die Städte geflohen, zuletzt ihre Blüten fast ausschließlich aus dem Bauernstande trieb, nicht sporadisch in einem so eminenten Genie, wie Burns, der Alles, was er anfaßte, zu purem Golde machte und sogar das fertig brachte, was außer ihm nur noch Goethe gelang: Volkslieder zu verbessern, das gibt doch zu denken.

Denn gleichzeitig mit Burns oder unmittelbar seinen Fersen folgend, dichteten in Schottland der arme Weber (später große Naturforscher) Alexander Wilson, der Druckergehilfe Gall Macnell und Andere in ähnlichem Volksliederton und in etwas späterer Periode Robert Tannahill, Mayne, James Hoog, der Ettrick-Schäfer, Allan Cunningham, der glückliche Nachahmer alter Balladen, Robert Nicoll, William Tom, der Inverury-Dichter u. s. w., und heute noch entstehen dieser Richtung Epigonen aus den ärmsten Volksclassen.

Anders schon in England, welches eigentlich nur unter Elisabeth einen Anlauf zur echten Lyrik durch Jonson und seine Schüler genommen. Es besitzt zwar im unglücklichen Robert Bloomfield, der bei einem Bauern aufwuchs, einen Dichter des englischen Landlebens, aber dieses Talent kam in Folge von Krankheit und Sorgen nicht zur richtigen Entfaltung, und überdies schrieb Bloomfield noch in dem correcten, aber langweiligen, alexandrinerähnlichen Versmaße Pope's, was von vornherein alle Volksthümlichkeit ausschloß.

Andere Dichter und Dichterinnen, welche das Zeug hatten, Volkslyriker zu werden, verirrten sich auf das Gebiet der falschen Sentimentalität oder des Pietismus, der eminenteste Coleridge sogar auf das des Opium-Deliriums, in dem sein immerhin hochpoetischer „alter Seemann“ entstand. Scott, Byron, Shelley waren zu vornehm, um volksthümlich schreiben zu können, Tennyson ist dies noch. Einzig Thomas Moore gelang es von den Dichtern für höhere Stände, durch Vermittlung irischer Volksweisen auch allgemeinere Popularität zu erringen. Keats, wie früher Collins, betraten die von „wenigen Glücklichen“ gewürdigten Pfade des Hellenismus, wie unsere beiden deutschen Dichterfürsten, die sonst, und wenn Schiller nicht in der Karlsakademie erzogen und Goethe Minister gewesen wäre, wohl selbst volksthümliche Lyriker geworden wären, statt daß sie solche befeindeten, wie Schiller den armen Bürger. In England erwiesen Walter Scott und Jeffrey dem armen Burns den gleichen Liebesdienst.

Unsere Classiker stehen groß da, aber übergegangen in Fleisch und Blut (in succum et sanguinem) ihres Volkes sind sie nicht, wie Burns und Petöfi.

Für Frankreich läßt sich nur bedingungsweise in Béranger ein Dichter bezeichnen, welcher, den untern Ständen entsprossen („vilain et très-vilain“), auch an dessen Leiden und Freuden den regsten Antheil nahm und die Saiten des Herzens so zu berühren verstand, daß sie ein Echo in der Volksseele fanden. Aber schon sein „roi d'Yvetôt“, diese prächtige Satire auf den ruhelosen Eroberer Napoleon, und selbst so zärtliche Lieder, wie das von der „alten Freundin“ und so häufig gesungene, wie „le dieu des bonnes gens“, besitzen doch zu viel „esprit“, zu viel Reflexion, um so recht beim schlichten Bauer, nicht nur beim Städter, Anklang zu finden, trotz seines großen Verständnisses des französischen Volksgeistes und der Wirkung auf denselben durch prächtige Refrains und gelegentlich auch durch „gaudrioles“ und Zweideutigkeiten. Auch Béranger hätte ausrufen können, gleich Heine, der ebenso zum Volkslyriker prädestiniert war und es durch einige Lieder geworden ist:

„Ich selbst fand nur wenige solche Naturlaute, an welchen dieser Bauernbursche Petöfi so reich ist, wie eine Nachtigall. Wir Reflexionsmenschen erscheinen neben solcher Ursprünglichkeit wahrhaft bemitleidenswerth.“

Was übrigens Naturlaute betrifft, so besitzt die provençalische und deutsche Literatur deren schon in ihren Troubadours und Minnesängern, von denen ein geistreicher Autor sagt: „Wenn die Spatzen auf den Dächern ihre Gefühle in Betreff der Sonne, des Frühlings, der Liebe u. s. w. in Versen singen könnten, würde das in ähnlichen Worten geschehen;“ dann haben wir Deutsche noch ansprechendere in jenen späteren Volksliedern, von denen man nicht weiß, welch' fahrender Gesell sie erfunden: „ein Vöglein sang's dem andern nach.“

Du lieber Himmel! welche Nation in Europa rühmt sich nicht ihrer Volkslieder? von dem untersten Absatz am Stiefel Italien an, Sicilien, welches von den schönsten und ältesten aufzuweisen hat, bis hinauf zu den Lappen und Eskimos, wahrer und erfundener? Hat ja Macpherson sogar Epopöen des nebelhaftesten Inhalts den Gälen und Ersen zum Entzücken der Welt in den Mund gelegt!

Auch glückliche Nachahmer des Volkstones besitzen wir, unser Bürger hätte es unter besseren äußeren Verhältnissen sicher weit darin gebracht; denn im Balladenfach steht seine Leonore noch heute obenan und keine andere macht so „gruseln“. Selbst das gefeiertste Gedicht Edgar Allan Poe's, „Der Rabe“, die höchste Leistung, zu der sich bisher die amerikanische

Lyrik aufzuschwingen vermochte, ist nur eine schwache Nachahmung dieser gewaltigen „Leonore“.

Ungerecht wäre es, hier unsern herrlichen Uhland zu vergessen, dessen „Treuer Kamerad“, „Weißer Hirsch“, „Apfelbaum“, „Hirtenknabe“ u. s. w. dem echt-deutschen Gemüth entsprossen, auch den Weg dahin zurückfanden. Als politischer Dichter ist Uhland Petöfi, Burns und Béranger ebenbürtig, und was Wordsworth mühsam zu erreichen suchte: die Schilderung einfacher alltäglicher Vorgänge des Bauernlebens in ganz einfacher Sprache, gelang ihm spielend in seiner „liebenden Mähderin“. Wir stellen diesen Volksdichter sehr hoch, aber er gehört der höheren Bürgerclasse an und war (seine eigenen Worte im Parlament zu gebrauchen) nur mit „demokratischem Oele gesalbt“. Sein edles Herz machte ihn volksthümlich, wie Lessing's edles Herz ihn zum großen Dramatiker machte invita Minerva.

Die Thatsache nun angenommen, daß wirklich nur Schottland und Ungarn Lyriker von allgemeinster Volksthümlichkeit und naiver Ursprünglichkeit besitzen, so gilt es vor Allem, den Grund dieser Erscheinung zu enträthseln.

Fragen wir zuerst: wie kommt es, daß die geistig so nah verwandten, seit mehr als einem Menschenalter damals auch schon politisch geeinigten Schwesterreiche in ihren poetischen Productionen so auseinander giengen, daß die Muse in Schottland nicht nur einen Dichterfürsten krönte, sondern nebstdem noch einen ganzen lyrischen Hofstaat aus Bauern- und Gärtnerburschen, Weber- und Buchsetzer-Gehilfen sich recrutierte, während in England nicht nur die oberen und gelehrten Classen (das wäre begreiflich), sondern auch die unteren nicht volksthümlich zu dichten im Stande waren?

Der Druck des Calvinismus preßte zwar gewaltsam die geistige Kraft der Nation nieder, aber einem so eminent poetisch begabten Volke ließ sich nicht auf die Dauer der Mund schließen. Abgesehen von den älteren, meist elegischen Balladen, war der Schwanengesang der Nation beim letzten Kampfe um ihre Selbstständigkeit (die Jakobitenlieder) ein ebenso erschütternder, als dieser Kampf selbst und die Grausamkeit der Sieger. Der Schmerz, der Patriotismus verklärte mit Poesie auch die ärmlichste Hochlandshütte. So lagen alle Elemente der Poesie bereit und schnellten empor, sobald der Druck wich, und besonders als die französische Revolution das Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte verkündet hatte.

Da sang Burns: „A man is a man for all that,“ und das Gefühl der geistigen Würde und Freiheit lieh der so lang geknechteten heimischen Muse eine kaum gekannte Kraft. Lieder erschallten von allen Zweigen. Anders in England. Dort hatte der Anglicanismus der Nation niemals den Mund verstopft, sich dem Vergnügen, dem Theater, der Musik niemals feindlich gezeigt. Dagegen litten im Gewühl des Handels, im Lärm der Fabriken die mächtigen Factoren der Lyrik, die Liebe zur Natur, mit welcher der schottische arme Landmann sich Eins fühlte, und der betrachtende Geist, welchen der Ernst des Calvinismus in seiner ländlichen Einsamkeit hervorrief. Die oberen und bürgerlichen Classen hatte damals auch schon in Schottland der Strudel des Materialismus erfaßt, nur beim „zurückgebliebenen“ Landmann fand der Idealismus noch eine Stätte, bei solchen Jünglingen, die sich ihre Bildung mühsam erkämpfen mußten, bei nach keiner Schablone erzogenen Autodidakten konnte das Unmittelbare und Originale zur Erscheinung kommen.

Petöfi ist gleichfalls als Product der idealen Strömung zu beurtheilen, welche Ungarn in den Vierziger-Jahren

dieses Jahrhunderts erfaßt hatte, als der große Szechenyi und andere Magnaten ihr Gold, ihre Vorrechte, selbst ihr Blut zum Opfer brachten, um ihr noch halborientalisches Vaterland zu einem freien, wohlhabenden, civilisierten Staate umzugestalten, würdig in die Reihe der westeuropäischen Völkerfamilie zu treten.

Dieser nationale Aufschwung, der schließlich in dem thörichten aber hochpoetischen Verzweiflungskampfe gegen zwei der mächtigsten Militärstaaten gipfelte, hatte mit der Blüte des Idealismus auch die Blüte (sagen wir lieber das Erstehen) der magyarischen Poesie zur Folge.

Ein Baron Eötvös, der sich überhaupt große Verdienste um die Volksbildung erworben und welchem man vor Kurzem in Pest ein Denkmal gesetzt, schrieb nebst Anderem ganz nette, durch Einfachheit reizende Dorfgeschichten; Beamte, Geistliche giengen ebenfalls unter die Dichter, aber Alle gaben nicht mehr, als was sie hatten: Reflexe der in sich aufgenommenen westeuropäischen oder antiken Literatur, fast Allen fehlte das Unmittelbare, Originale, Packende und echt Nationale, welches ja auch den „Wiederherstellern" der ungarischen Literatur, die bekanntlich in der Leibgarde Maria Theresia's erstanden, bei allem ihrem Patriotismus fehlte. Denn auch ihre Muse zog faute de mieux ihre Nahrung aus fremden, vorzugsweise deutschem Boden.

Als echt-nationaler, unmittelbarer Dichter zeigte sich auch in Ungarn ein Bauernsohn Namens Petrowich, ein „Vagabund" (wie er sich selbst nannte), den die gelehrte Zunft (wie das aller Orten geschieht) Anfangs verketzerte und verhöhnte, bis er sich unter dem Namen Alexander Petöfi auf den ersten Platz des ungarischen Parnaß gesetzt, den ihm seitdem Niemand mehr bestritt.

Ein Original war er, wie große Dichter sein müssen.

Gassenjunge, Student, gemeiner Soldat, herumziehender und verunglückter Komödiant, oft dem Hungertode nahe und so heruntergekommen, daß er sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen konnte, aber trotzdem geistig ungebrochen, hochstrebend im Glauben an seine Mission und von maßlosem Ehrgeize verzehrt, erreichte er in der That, eher als jeder Andere, sein großes Ziel: als Nationaldichter anerkannt und so gefeiert zu werden, wie der Befreier seiner Nation von fremdem Joch, Themistokles, von den Griechen; denn auch vor ihm, wenn er im Theater erschien, standen die Zuschauer erfurchtsvoll auf. Sie glaubten wohl, daß Petöfi sie auch von einem fremden Joche befreit habe, dem geistigen anderer Literaturen. Petöfi erwarb sich so für die letzten fünf Jahre seines kurzen Lebens eine ziemlich behagliche Lebensstellung, ward glücklicher Gatte und Vater, dann Volksredner, Parteiführer, Officier, und endete auf dem Schlachtfelde in der Vollkraft seiner Jugend und seines Genies, wie Shelley.

„Zuletzt ein Stern, im tiefen Meer versunken."

Ist ein solches Leben nicht selbst ein Gedicht? —

Daß Petöfi sich um die Literatur, die Sprache seiner Heimat große Verdienste erwarb, daß er neue Elemente in die vaterländische Poesie einführte, wer will das bestreiten? Aber war er durchweg originell? Konnte er das sein bei der Masse von geistigen Producten, die er während einer so kurzen Lebensdauer hervorbrachte?

Das war nicht möglich.

Petöfi stellte sich während der nationalen Sturm- und Drangperiode, als habe er nur geringe Kenntnis des Deutschen besessen, und sein Uebersetzer, Herr Kertbény, druckt ein Billet von ihm ab, welches durch seine Schreibfehler beweisen soll, daß dem so gewesen.

Dem war aber nicht so.

Einer der frühesten und speciellsten Freunde Petöfi's, Maurus Jókai, hat kürzlich in einer Vorlesung behauptet, „daß jener nicht nur die deutschen Classiker genau gekannt und fleißig studirt, sondern sogar Heine auswendig gewußt habe.“ Man glaubt dies dem berühmten Romandichter auf's Wort, wenn man z. B. folgendes Liedchen von Petöfi liest, das im Volkstone geschrieben sein soll:

„Träum' ich, oder wach' ich?
Was spaziert im Klee?
Ist's ein sterblich Mädchen,
Oder eine Fee?
Ei, ob Fee, ob Mädchen,
Gleich ist's sicherlich.
Wollt' sie nur verlieben
Eilig sich in mich!“

Das soll naiv, ursprünglich, volksthümlich sein? Man verzeihe, wenn wir anderer Meinung sind und dergleichen für banal halten. Die Reflexion, wie der Heine'sche Satyrfuß schauen daraus hervor:

„Reich mir ihn nur zum Küssen dar,
Dann tröst' ich mich, mein Kindchen!“

Dergleichen Lieder schüttelte Petöfi aus dem Aermel, und sie entzückten seine jugendlichen Freunde in den Pester Kaffeehäusern, befriedigen aber nicht den reiferen Geschmack. Petöfi machte eben auch Lieder, producierte zu viel, wartete nicht immer die Stimmung ab, hierin Burns unähnlich, in dessen Gedichten man nichts Gemachtes, Banales findet, und der auch an Gemüthstiefe und Innigkeit des Gefühls Petöfi überragt.

Letzterer hat übrigens auch Lieder gedichtet, die unmittelbar aus dem Grunde der Seele hervorquollen und deshalb auch zu jedem Herzen dringen. Zum Beispiel:

„Hei! diese Welt, wie groß sie ist!
So klein doch Du, mein Liebchen bist.
Besäß' ich aber Dich, mein Leben,
Ich würde Dich um die Welt nicht geben.
Der Tag bist Du, die Nacht bin ich,
Ich fühle voll vom Dunkel mich,
O, flössen uns're Herzen zusammen,
Welch' Morgenroth müßte daraus entflammen!“

In vieler Hinsicht glichen sich die Lebensloſe, glichen sich die Temperamente und geistigen Anlagen dieser beiden größten Lyriker. Beide waren arme Bauernsöhne, allen Plackereien und Sorgen des Lebens verfallen, aber weder die übermäßige Arbeit des Bauern, noch die Scherereien, die ein Accisenachgeher oder gemeiner Soldat zu erdulden hatten, waren im Stande, die Elasticität ihres Geistes, den Schwung ihrer Phantasie zu lähmen. Wie den Pegasus im Joche richteten Poesie, Liebe und gelegentlich die Freuden der Geselligkeit sie wieder auf. Beide waren übrigens hart an der Grenze des Verkommens, Burns sogar schon auf dem Wege nach Jamaika, als ein paar edle Menschen sie retteten: der blinde biedere Dr. Blacklock in Edinburgh und Vörösmarty in Pest, was von diesen um so mehr zu rühmen ist, als sie selbst Dichter waren und nicht wie unsere großen Dioskuren (Goethe speciell in Betreff Hölderlins) dachten: „beati possidentes!“

Aller damals herrschte ja in Ungarn, wie in Schottland noch das goldene Zeitalter des Idealismus und der Uneigennützigkeit. Heute, wo auch in diese Länder das Eiserne des Kampfes um's Dasein auf jedem geistigen und materiellen Gebiete eingezogen, fehlt auch dort das Verständnis für das Wunder, daß Dichter sich Nebenbuhler großzogen und ihr eigenes Talent dem Genie ihres Protégé's subordinirten.

Burns, wie Petöfi, waren dankbare Söhne, treue Brüder und Freunde, liebende Gatten und Väter, beide kämpften für politische Freiheit, für die Petöfi sein Leben ließ, Burns seine Existenz in die Schanze schlug, als er dem französischen Convent

Kanonen schickte, die er einem Schmugglerschiff abgenommen und erstanden hatte. Beide starben jung, Petöfi 26, Burns 36 Jahre alt. (Beide waren im Januar geboren und starben im Juli.) Selbst in der hübschen, coulanten Handschrift, die sie sich angeeignet, glichen sie sich.

Aber am meisten im Temperament, im hohen, unabhängigen Feuergeiste, der aufbrauste und sie zur Waffe greifen ließ, wenn sie sich beleidigt sahen, und im weichen, edlen Herzen, das für Wahrheit und Recht, alles Große und Schöne schlug, kurz in allen wahrhaft männlichen Tugenden, welche freilich den Heuchlern und Schmeichlern in Edinburg so wenig behagten, wie den Stutzern und Schriftgelehrten in Pest, oder jenen Magnaten, die in Paris ihr Geld verpufften und die armen Dichter wegen ihrer menschlichen Schwächen als Wüstlinge verschrieen.

In Ungarn drangen sie zum Glück nicht durch, in Schottland aber gieng ihre Verfolgung bis über das Grab hinaus, das doch sonst versöhnt, und ein boshafter Herausgeber versündigte sich sogar an Burns' Dichterruhm. (Uebrigens dürfen auch Petöfi's politische Lieder aus den Jahren 1848/9 heute noch nicht im Drucke erscheinen.)

Beide Dichter liebten die Natur ihrer Heimat über Alles und schilderten sie, wie das Leben des Landvolkes treu und wahr. Einen Anlauf zu größern, beschreibenden Gedichten nahm Burns in „a cotters saturday-night“ und in „Tam o'Shanter,“ während Petöfi, auf diesem Felde fruchtbarer, eine ganze Serie meist gelungener erzählender Dichtungen und Dorfgeschichten vom Stapel ließ; jedoch auch Petöfi's höchster Titel zur Unsterblichkeit ruht, wie bei Burns, auf den kleinen volksthümlichen Liedern, die bleibend eingegraben stehen, unvergänglicher als Granit, im Herzen ihres Volkes.

Ungarn hat um so mehr Ursache, Petöfi hochzuhalten, als er einzig in seiner Art dasteht und schwerlich, wie Burns, Nachfolger seines Faches haben wird. Ungarn ist eben jetzt darauf angewiesen, von seinem Ruhme aus den Vierziger-Jahren zu zehren. Auch Jókai stammt noch aus jener Periode.

Begeisterung ist bekanntlich keine Waare, die man einpökelt auf längere Jahre, und mit der Ursache, dem Idealismus, erlahmte auch die Wirkung; dahin ist jener hohe, nationale, culturelle und literarische Aufschwung und Ungarn in Folge dessen jetzt so arm an Dichtern, wie andere materialistisch inficirte, von der Hypercultur beleckte Länder. Der Stand der Edelleute, dem Sport huldigend, erzeugt keine Dichter, so wenig als der Kaufmanns- und Handwerkerstand, die einzig dem Mammon huldigen. Aus dem ungarischen Bauernstande sind inzwischen einige Maler und Bildhauer von Bedeutung hervorgegangen, aber auch kein Dichter mehr, so daß dieser im Hinblick auf Petöfi sagen kann: „unum, sed leonem!“

Was Petöfi in seiner Ueberschwenglichkeit einmal im Freundeskreise gerühmt: „daß der ungarische Bauernstand berufen sei, noch ganz Europa durch seine geistige Gesundheit zu regeneriren,“ hat sich seitdem als Renommage erwiesen. Der ungarische Bauer ist nicht geistig gesunder, als die Bauern anderer Länder, nicht gebildeter und nicht feiner, im Gegentheile beweist er durch seine Specialität, die herzloseste Thierquälerei, weniger Gemüth (sehr im Gegensatz zu Burns, dem jedes Mäuschen leid that, dessen Heim sein Pflug zerstörte, jedes Blümchen, das sein Fuß zertrat). Auch zeigen die vielen Morde, Selbstmorde und Ehebrüche u. s. w., von denen man täglich in den Zeitungen liest, daß es mit seiner Unverdorbenheit nicht weit her ist und seine Moral kaum ausreichen wird, um Europa zu regeneriren und ihm eine bessere

geistige Qualification zu geben, als z. B. den katholischen Bauern in Altbaiern oder Westphalen, welche übrigens auch noch keine Dichterschulen hervorgebracht haben.

Im Grunde ist Petöfi auch weniger, als Burns, das Product eines Standes, sondern mehr das des allgemeinen nationalen Aufschwungs, der sich in ihn dem sensibelsten, receptionsfähigsten, originellsten Charakter am treuesten ausprägte. Auch darf man nicht vergessen, daß er in protestantischen Schulen die den geistigen Sauerteig der Nation bildeten, erzogen wurde. Er ward groß durch die große Zeit, heute, in einer kleinen Zeit der Stellenjagd, Genuß- und Selbstsucht würde ein Petöfi Nummer zwei unmöglich sein. Jetzt verlegt und kauft man in Ungarn so wenig Lyrik, wie in Deutschland. Noch heute recitieren die Magyaren gern die Verse Heine's:

„Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir mein deutsches Wamms zu enge."

und dem Verfasser dieses, wie manchem Andern aus jener denkwürdigen Zeit 1848/9 gieng es ebenso.

Das Ungarn seit dem Ausgleich aber hat die Erwartungen in Betreff seines geistigen Aufschwungs nicht befriedigt, im Augenblicke haben die deutschen Wämmser keine Berechtigung, sich vor Respect zusammenzuziehen, denn Ungarn hat vor andern, dem Materialismus verfallenen Ländern nichts voraus.

Der Liebesbrief.

Eine Erinnerung aus der Waldbauernzeit von P. K. Rosegger.

Wenn der Mensch," sagt der "Hubelbauer, die ganze Woche im Heu arbeitet, mäht, schöbert und einstadelt, so braucht er am Sonntag geistige Erholung." Und gieng also am Sonntag nachmittags allemal auf den Stadel und legte sich in's Heu und schlief.

So machen es auch Andere und es war eine Zeit, da ich selbst mir diese „geistige Erholung" gönnen konnte.

Auf dem duftigen Heu ist's überhaupt gut liegen, und am besten noch, wenn man es selber gemäht, gehäufelt, und unter Dach gehoben hat. Das knistert so fein und jeder Halm legt und schlichtet sich, wie es die Glieder haben wollen, und da ist's so kühl luftig und durch die Dachbrettspalten blitzt dort und da der Strahl des Sommerhimmels durch. Muntere Heupferdchen hüpfen Dir über die Knie und meinen: Wenn der Mann so häufig auf dem Pferde sitzt, warum soll nicht auch einmal das Pferd auf dem Mann sitzen!

Aber einmal ist mir solch wonnige Rast auf dem Heu unterbrochen worden. Ich liege im Heu und denke: Jetzt schlafst, damit Du am Abend rechtzeitig aufwachest zum Schlafengehen. Da höre ich die Leiter knacksen und aus dem Loch, das von der Futterkammer heraufgähnt, ragte zur Hälfte ein martialischer Kerl hervor, wendete mehrmals den bärtigen Kopf hin und her und schnarrte endlich: „Ist Er munter?"

„Was will Er denn?" fuhr ich auf. Er stieg vollends auf den Heuboden, schlüpfte und kroch an mich heran und als sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er mich liegen und ließ sich schwerfällig neben

mir nieder. Gleichzeitig richtete ich mich auf, denn es war kein Mensch vom Hause.

„Kind Gottes, Dich habe ich lange gesucht!“ sagte er und setzte leise bei: „Du mußt mir was schreiben!“

Wenn es auch wahr, daß ich nach heißer Woche meine Erholung im Heu suchte, so verschweige ich nicht, daß ich schon damals als Schriftgelehrter im Rufe stand und von allerhand Leuten, die was zu lesen oder zu schreiben hatten, viel gesucht ward. Denn in dieser Welt, wo die Menschen durch Zeit und Raum voneinander getrennt sind, kann die Schriftzeichen selten Einer ganz und gar entbehren.

Ein Holzarbeiter aus dem Massenwalde war's, der da neben mir kauerte; ich hatte ihn öfters an Sonntagen gesehen, da er in der Kathreiner Kirche an einem Seitenaltare stand, sich mit den Ellbogen auf das steinerne Taufbecken stützte und den Hut vor sein Gesicht hielt, als bete er sein Anliegen in denselben hinein. Zwar konnte man sich nicht denken, was so ein kerngesunder Holzknecht für ein Anliegen haben mochte, an den Werktagen seine Schmalznocken, seinen Tabak, an Feiertagen sein Wirtshaus, kein Weib, kein Kind, kein Häusel das niederbrennen, kein Rind, das über die Wand stürzen kann. Es müßte ihm denn um den Himmel sein, auf welche Meinung er etwa dem lieben Gott sein Gebet hutvollweise darbrachte.

„Kennen wirst mich eh',“ sagte er nun, „ich bin der Ernest und die Sachen habe ich alle bei mir.“

Er begann auszukramen; einen zusammengerollten, stark verknitterten Papierbogen, ein Glasfläschchen mit Tinte, eine Gansfeder. „Den Tisch,“ meinte er, „richte ich Dir da auf dem Heu her.“

„Auf dem Heu ist kein Schreiben,“ war mein Einwand; „da gehen wir lieber in die Stuben hinein.“

„Das nit, Peter, das nit. In der Stuben sind Leut'. Lieber auf der Ochsenkrippen, die da unten in der Futterkammer steht; ich lege Dir ein Bret d'rüber und der prächtigste Tisch ist fertig. Ich bitt' Dich schön, Bua, mach' mir keine Umständ', die Leut' brauchen nichts zu wissen.“

Gut, dachte ich mir, ein ordentlicher Schreiber muß es auch auf einer Ochsenkrippe können. Die nöthigen Vorrichtungen waren bald getroffen. Ich saß auf der Krippenkante, steckte die Füße in den Trog und über meinem Schoß das Brett mit dem Schreibzeug, so wartete ich nun darauf, was der Ernest schreiben lassen würde.

Dieser schob sich sachte an mich heran und sagte: „Es wird schier ein Liebesbrief werden. Aber nicht für mich, mußt wissen, für einen Andern.

„Laß' das nur sein, Ernest,“ versetzte ich, „es muß ja der Name darunter, da hilft keine Ausflucht. Mich geht's weiter nichts an und sonst soll's Niemand erfahren.“

„Du bist aber schon gar ein kerniges Bürschel!“ sagte hierauf der Holzknecht und kräuselte mit dem Finger seinen fuchsfarbigen Backenbart. „Also mich selber, meinst, gienge es an?“

„So was besorgt Jeder für sich selber.“

„Magst recht haben. Schlecht genug, daß die Mannerleut' so sind, daß sie Weibsbilder brauchen! Hätt' ich das als kleiner Bub' wissen können, ich wollt' dem alten Fischbacher Lehrer — dem dicken Zikal, wenn Du ihn noch gekannt hast — nicht aus der Schul' gelaufen sein. Du glaubst es gar nicht, was so eine Liebschaft für Umstände macht! Und sie ist nicht einmal groß. — Jetzt mach', mach', Bub', daß Du zum Zeug kommst!“

„Ich bin schon lange bereit. Ruck' nur endlich einmal heraus, Ernest, was soll ich ihr denn schreiben, der Liebsten?“

„O Narr!“ rief er, „das mußt Du selber wissen.“

Dess' war ich sehr überrascht, aber im Grund hatte er recht. Es kennt's Einer wie der Andere, es ist Ein Liebes-

brief, wie der andere. Ich war damals zwar in einem Alter, in welchem ich die Weltachse, wie sie läuft und wie sie geschmiert wird, noch nicht so genau hätte kennen müssen, doch fragte ich ganz geschäftsmäßig: „Willst ihr zu wissen thun, daß Du gesund bist? Willst ihr die Lieb' aufsagen, oder willst ihr in's Gewissen reden, daß sie Dir treu bleiben soll? Oder hat's was Anders?"

„Gott Lob und Dank, nein," antwortete der Ernest, „haben thut's nichts; will ihr nur wissen lassen, daß ich's wissen möcht, ob sie's weiß, daß ich sie alleweil noch gern hab'."

Das war nun etwas verzwickt, man legt sich derlei mit Mühe zurecht, im Grunde aber ist's ganz einfach: Er hat sie gern und möchte wissen, ob auch sie ihn noch gern hat.

„Mirzel heißt sie und sein thut sie in der Breitenau drüben," gab er an, „und möcht wieder einmal mit ihr zusammenkommen."

Das war's.

Wenn man die frischgeschnittene fettige Gansfeder das erstemal etwas zu tief in die Tinte taucht, so gibt's fast jedesmal auf dem Papier ein Malheur. Wer mit dem Fließpapier, welches jeder Mensch im Munde hat, das Ungeheuer rasch aufleckt, der thut das Beste, was er thun kann. Ich begann hernach — während der Ernest daneben auf einem Strohschaub saß — meinen Liebesbrief:

„Innigst geliepte, bis in den Dot geliepte Maria!

Weill Wir jez so Weit auseinander sein, schicke Ich Dir im Prieff so fieltausent grüsse. als Stern seind Am Himel, als sandkorn am Meer, als Bludstropfen sein in Allen meinen adern. Alle Blümelein, die blihen in der Breitenau, grüßen Dich fon mir; alle Vögelein, die durch die Lifte flügen, sohlen es Dir Sagen, wie ich in Lieb und Dreie Dein gedenke, Tag und nacht und zu jeder stund, und ich beim Arbeiden denge: Das due ich für sie und beim Essen: Wer sie bei Mir; und Beim beten: Himlischer Vader, beschiz mein Dirndel, jag Alle Deifel von ihr das sie Mir drei bleib — denn so fiel gern habe Ich das Trutscherl, das ih ir das Herz möcht mitten auseinand Küssen."

So gieng es fort; es schreibt sich woltern warm in der Ochsenkrippe. Als ich dem Holzhauer hernach das Schriftstück vorgelesen hatte, schaute er mich eine Weile starr an und sagte: „Du bist schon ein vertrackter Knauß! Hast denn selber schon Eine, daß Dir das Alles so einfällt?"

Selber habe ich Keine gehabt, und als ich später Eine gehabt, schrieb ich ihr niemals einen solchen Brief.

„Wenn Du jetzt noch aufschreibst," sprach der Ernest, „daß ich am Kirchweihsonntag in die Breitenau komme und hinter der Erhardikapellen auf sie warten werde — wirst es schon setzen, daß es sauber steht — und noch ein brennendes Herz dazumalst, nachher kannst wieder auf's Heu gehen."

Ich vollzog den Auftrag nach bestem Können. Dann schlug ich den Brief so zusammen, daß er sein eigenes Couvert wurde, klebte ihn mit etwas Harz zu, das in etlichen Tropfen an der Lärchenholzwand hervorgeschwitzt war, versah ihn mit der Aufschrift: „An die ehrsame Jungfrau Maria Fellnerin, Dünstmagt beim Bruckenhofer in der Pfarre Breitenau. Durch Güde" und empfahl somit das Schreiben in den Schutz Gottes.

Der Ernest griff in seinen Beutel, steckte mir rasch was in mein Rocksäcklein. „Das gehört Dir," sagte er, „hast Dir's heilig verdient! Das Schreibzeug laß' ich auch da, kannst es besser brauchen, als ich!" Und eilte mit dem Briefe davon.

Ich schaute nach, was ich mir heilig verdient hatte, und erschrak. Zwei Silbergröschlein! Zwei! — So

heiß war noch keine Liebschaft gewesen. Aehnliche Liebesbriefe, selbst wenn ich durch's brennende Herz noch einen Pfeil gezeichnet hatte — mehr als einen Kupfergroschen trug Keiner, und sperrte ich mich stets eine Weile, bis ich den einen annahm, weil ich es für Christenpflicht hielt, den Leuten in ihrer Noth beizustehen. Seitdem aber der alte Bach-Beigel, der auch noch was Liebes haben wollte, den Groschen, den ich bescheiden zurückschob, wieder in seine Tasche gethan hatte, schob ich keinen mehr zurück, sondern sagte nur, es wäre zu viel — gab aber nichts heraus.

Wenn der Vater ein Schaf oder ein Kalb verkauft hatte, fiel allemal auch für mich, den Halter, was ab — aber mehr als ein Kupfergroschen niemals. Einmal hatte ein Fremder bei uns zugesprochen und mich als Führer auf den Teufelsstein mitgenommen, der gab mir dafür einen Silbergroschen und das Versprechen auf die ewige Seligkeit, was ich besonders estimierte. Aber sosehr aus Rand und Band hatte mich nichts gebracht, als diese Belohnung vom Holzknecht Ernest.

Weil das Schreibzeug noch da war, so setzte ich mich ein zweitesmal dazu und schrieb einen Brief an den Ernest in Massenwald, in welchem ich ihn meinen Gönner und Wohlthäter nannte und tausend Vergeltsgott sagte für das Geschenk das er mir gemacht, und allen Segen des Himmels auf ihn herabbeschwor.

Dann war derselbige Sonntag zu Rande.

In der darauffolgenden Woche machten wir auf der Niederwiese neues Heu, aber am nächsten Sonntage war es nicht so gut darauf liegen, als am vorhergegangenen, beschriebenen.

Ich war in der Kirche gewesen. Am Vormittag hatte mir auf dem Kirchweg der Holzer Begg zugeflüstert, ich solle mich vor dem Ernest aus dem Massenwald in Acht nehmen, der sei schreckbar gegen mich aufgebracht. Er habe gesagt, sobald er mich irgendwo treffe, wolle er mir die Haare mit seinen fünf Fingern scheren.

Ich fragte um des lieben Himmels willen, warum?

Das würde ich schon selber am besten wissen, meinte der Begg.

„Wie ein neugebornes Kind, so wenig weiß ich!"

„Geh', geh', Lenzischer, Du bist ein Feiner!"

„Nicht die Haar' allein, den ganzen Kopf soll er mir wegreißen, wenn ich ihm wissentlich was Uebles gethan hab'!"

„Wär' schad' um Deinen Kopf, der so schön Leut' hänseln kann."

„Leut' hänseln? Wie meinst das?"

„Der Ernest ist ein armer Holzknecht, mußt wissen," sagte der Begg, „von dem hättest mit zwei Silbergroschen schon gerade fürlieb nehmen können, gleichwohl Du viel höllisches Feuer in den Brief geschrieben hast."

„Und hab' ich nicht fürlieb genommen? Habe ich mich nicht höflich bedankt extra in einem Brief?"

„Ich möchte mich auch bedanken für ein solches Bedanken!" sagte der Begg. „Wenn er Dir zwei Ducaten schenkt, meinetwegen, daß Du einen solchen Brief schreibst; für zwei Groschen ein W o h l t h ä t e r, das sieht ein Blinder, daß es gefrotzelt ist!"

Der Begg gieng davon und ließ mich zurück bei meiner Noth. Ich lag Nachmittags im Heu und sann nach über das Welträthsel, wieso mein warmherziges Dankschreiben als Spott und Hohn aufgefaßt werden konnte!

Aber ich konnte nichts thun, Und der Ernest that auch nichts.

Ein Jahr später war's, daß eines Sonntags die Leute beim Hausteinerwirt Dichtungen, Räubergeschichten, Narrenpredigten, allerlei Schwänke mit Bildern geziert, von mir beguckten und belachten. Der Holzknecht Ernest war auch dabei. Auf den trat ich zu und sagte: „Holzknecht Ernest, wir zwei haben noch eine Abrechnung miteinander."

„Ja wahrlich!“ knurrte er und stand von der Bank auf.

„Aber zuerst laß mich reden“, sprach ich rechtschaffen fest. „Du hast das Geschrift dort angeschaut und mitgelacht. Ist recht, freut mich. Du meinst etwan, daß man sowas anschaut und darüber lacht, das sei Alles und desweg' sei's g'macht. Denkst das, so irrst Dich. Ich hab's gemacht, weil's mich gefreut hat; hab' ein ganzes Jahr meine Lust gehabt mit diesen Sachen und ein Glück, vielleicht ein größeres, als Du mit Deiner Maria. Die Lust und Freud' hätt' ich aber nicht haben können, wenn Du mir dazumal nicht das Geld gegeben, daß ich damit das viele Papier und alles Dazugehörige kaufen können. Ich bedank' mich nimmer dafür, ich hab's schon gethan, ich sage das nur, daß Du's glauben sollst, es wäre mir dazumal mit meinem Brief wenigstens so ernst gewesen, wie Dir mit dem Deinen. — Und jetzt, hast was abzurechnen mit mir, so sag's.“

Da sagte er: „Du bist halt ein anderer Leut', wie andere Leut'. Wenn Du wieder einmal zwei Groschen brauchst, daß Du Dir ein gutes Jahr anthun kannst, so denk' d'ran, daß ein Gott lebt und ein Holzknecht Ernest. Aber Liebesbrief — das weiß ich — Liebesbrief laß ich von Dir keinen mehr schreiben!“

„Sollt' er nicht gewirkt haben, derselbe?“

Der Ernest zog mich in einen Winkel und flüsterte: „Nur viel zu stark hat er gewirkt, mein Mensch!“ —

Das wollte ich erzählen. Aber nicht etwa, als möchte ich Reclame machen für mein Liebesbriefschreiben — das ist längst vorbei! — sondern um ein Beispiel zu sagen, wie arg die beste Meinung eines einfältigen Menschen mißdeutet werden kann. Leute, die es — wie der Holzhauer Ernest — nicht gewohnt sind, von Anderen Herzlichkeiten zu erfahren, kann man mit der kindlichsten Gutmüthigkeit bitter verletzen — sie glauben, es gibt auf der Welt nur Grobheit und Spott.

Das ist nun abgethan, damals machte mir nur noch die angedeutete Wirkung des Liebesbriefes einige Sorge. Habe aber nichts Näheres darüber erfahren. Der Brief ist mir nach Jahren ganz zufällig wieder in die Hand gekommen — gar zerknittert, als hätte ihn einmal Jemand in die zornige Faust gepreßt, und Wassertropfen müssen hingeronnen sein über die Zeilen.

Eine Plauderei von der Reise.

Man kann sich ihn nicht abgewöhnen, den alten Brauch: Wenn man eine Reise thut, so will man immer noch was erzählen. Weil es aber keine Entfernungen gibt, so gibt es auch keine Neuigkeiten mehr, die Depesche überholt den Erzähler, wie der Blitz den Donner. Alle Welt weiß es längst, was in aller Welt ist und vorgeht, nur darf man sie mitunter dran erinnern, daß sie's weiß und was sie weiß.

Ich habe vor Kurzem eine Reise nach Deutschland gemacht, um in den Residenzen Weimar, Greiz, Karlsruhe und in anderen Städten lustige Vorlesungen in steirischer Mundart zu halten. Als ich vor vielen Jahren als wandernder Bursche in's heilige Weimar gekommen war, um die Weihestätten der großen Dichter zu besuchen, hatte ich wohl nicht ahnen können, daß ich in dieser Stadt jemals meine eigenen bescheidenen Dichtungen

vor dem großherzoglichen Hofe, dem gesammten Ministerium von Sachsen-Weimar und vielem Volke vortragen würde. Nun, das Schicksal, wenn's in guter Laune ist, macht manchen Spaß, und so wollte es einmal sehen, wie das steirische Waldpoetlein sich auf dem Podium ausnehme, auf welchem Goethe gestanden. Ich war recht froh, daß die unsterblichen Heroen bei meiner Vorlesung nicht erschienen, mit den sterblichen Zuhörern ist leicht fertig werden.

Etwas heiß fühlte ich den Boden in Karlsruhe. Das ist eine etwas feierliche Stadt und so lange sie steht, ist in ihren Mauern noch kein Vortrag oder Theaterstück in Bauernmundart abgehalten worden. Die Anzeige, die mir vorausgieng, hatte also nicht den Muth zu gestehen, daß der, so nach ihr kommen werde, genau so und nicht anders reden wird, als ihm der Schnabel gewachsen ist. „Ein Sagen aus Steiermark“ hatte die löbliche Gesellschaft, die mich rief, angekündet; der festlich beleuchtete Saal füllte und überfüllte sich mit festlich geschmückten Menschen, alle Seelen staken sozusagen in Frack und Glacéhandschuhen — nur die meine nicht.

„Grüß Gott, liebe Leut!“ begann ich die Einleitung, stilgerecht dem Vortrage anpassend; „Ihr habt mich rufen lassen, daß ich aus der fernen Steiermark zu Euch an den Rhein komme, um Euch lustige Geschichten von meinen Landsleuten zu erzählen. Aber ich bin halt ein Sohn meiner Muater, und Herz und Zung' sein mir so fest zusammengewachsen, daß ich's nur steirisch kann sag'n, was steirisch is. Epan is 's was Neugs, was 's hörn werds, aber Schlims is 's nix und so wölln mar in Gottsnam die tauberlweissn Honschuah auszìahn und 'n Menschn auffalossn, der in jedn von uns steckt. Nochha wern mar uns scha vastehn und ols guati Freund ausanonda gehn.“

Nach diesen Worten war im Publikum eine Bewegung und es gieng ein Hauch durch das Haus, wie der Föhn, der das Eis schmilzt. Und sie gehörten mir.

Ich habe diese für sich unbedeutenden Sachen angeführt, um damit zu sagen, daß die Gemüthlichkeit in jedem Deutschen aufwacht, wenn man sie weckt. Wir Oesterreicher machen viel in „Gemüthlichkeit“ und haben sie auch vonnöthen. Mich heimelt aber der freundliche Ernst, die ruhige Heiterkeit Derer draußen im Reich inniger an, als die lärmende Ungeniertheit, die Ueberschwenglichkeit mancher meiner Landsleute. Es kann Keiner sein Heimatland leidenschaftlicher lieben als ich, den nach wenigen Tagen der Abwesenheit das Heimweh zurückjagt, wie der Hirte das Schaf, das lüstern über die Grenze der Halde hinaus genascht hat. Ich dürfte es daher wohl offen sagen, was mir bei uns nicht gefällt. Das liebe herrliche Wien! es ist von geradezu genialer Leichtlebigkeit und Lustigkeit. Aber mein Gott, ich fühle in Wien das Pflaster wanken unter meinen Füßen. Es ist mir manches — ich sag's frei heraus — nicht reell genug. Ich nehme eins der kleinsten Beispiele, das jedem Reisenden in Wien gleich bei der Ankunft wie bei der Abfahrt auffällt. Der Wiener Einspänner! Er verlangte von der Vorstadt Wieden bis zum Staatsbahnhof um sieben Uhr Früh für meine Wenigkeit ohne Gepäck einen Gulden fünfzig Kreuzer. Gut, er soll's haben, er ist ein Wiener und das Leben in dieser Stadt kostet Geld. Er nimmt's, ohne übrigens zu danken. Bei der nächsten ähnlichen Fahrt reicht man ihm den gleichen Betrag, der Kerl verlangt unter irgend einem Vorwand eine Zugabe, er hat niemals genug. Am späten Abende desselben Tages steigst Du in Dresden aus, miethest eine Droschke in die Stadt, der Weg ist nicht kurz. Achtzig Pfennige begehrt der Kutscher. Du kommst aus

dem Lande der schweren Trinkgelder; Du gibst ihm eine Mark, er gibt Dir die zwanzig Pfennige höflich zurück; er schämt sich, Etwas geschenkt zu nehmen. Gibt ein Wiener Lohnkutscher jemals etwas freiwillig heraus, wenn man ihm in Ermanglung von Kleingeld, statt z. B. achtzig Kreuzer einen Gulden reicht? Der Wiener Lohnkutscher wäre allzulustig und possierlich, wenn die Sache nicht eine so ernste wirtschaftliche Seite hätte. Der Wiener Fiaker ist bei weitem geistreicher als der Professor oder Schriftsteller einer Provinzialstadt. Es könnten über diese Sorte von Rosselenkern Bücher geschrieben werden. Jeder macht seine besonderen Erfahrungen darüber.

Eines Tages trat ich in der inneren Stadt auf dem Standplatze der Comfortables einen Einspänner an, er solle mich in den Prater fahren. Der Kutscher saß auf seinem Bock und gab keine Antwort. Ich rief ihm nochmals zu, er solle mich in den Prater fahren. Er saß wie ein Stück Holz und gab keine Antwort. Endlich schrie ich zum drittenmal: ob er mich denn in den Prater fahren wolle oder nicht? Antwortete der Kerl phlegmatisch: „Wenn Sie net ensteegn, kann i Sie net fahren.“

Ein andermal miethete ich auf dem Opernring einen Einspänner, mit dem ich eine Stunde lang in der Stadt herumfuhr, mehrmals ausstieg, um Besuche zu machen und den Wagen warten ließ. Bekanntlich sind dem Kutscher die „Durchgehhäuser“ gefährlich und so fragte ich meinen Mann neckend, was er machen würde, wenn ich durchgienge, ohne ihn entlohnt zu haben?

„Macht nichts,“ gab er ruhig zur Antwort.

Auf dem Stock=im=Eisenplatz ließ ich ihn halten und trug ihm auf, dort zu warten, da ich am Graben ein Viertelstündchen spazierengehen wolle. Gut, er werde warten. Als ich nach einer Viertelstunde zum verabredeten Platz zurückkam, war der Wagen nicht da. Ich suchte den Graben und den Stefansplatz ab, er war nicht da — war, ohne für die Stunde, die er mich gefahren, entlohnt zu sein, davongefahren. Wollte er mir dadurch zeigen, daß ein Wiener Lohnkutscher, statt die Partei durchgehen zu lassen, sich den Spaß machen kann, es auch selbst einmal zu thun, ohne auf den lumpigen Spieß zu warten? — So dachte ich, denn trotz der prellerischen Natur eines Wiener Kutschers hat so ein Bursche Ehrgefühl gleich einem sicilianischen Banditen.

Ich wollte aber meinem Mann das Bewußtsein nicht gönnen, mich an Großmuth überboten zu haben, mietete einen zweiten Einspänner und suchte damit den ersten in der ganzen Stadt eine Stunde lang, um ihm seinen Gulden auszuzahlen. Endlich fand ich ihn am Graben, wo er, auf seinem Kutschsitze hingelehnt, sich ein Räuschchen ausschlief. Ich rüttelte ihn auf, machte ihm die wohlgesetztesten Vorwürfe, weil er am bestimmten Platze nicht gewartet habe und ich nun einen andern Wagen miethen mußte, um ihn zu suchen und zu entlohnen.

„Wie lange haben Sie mich gesucht?“ lallte er.

„Mindestens eine Stunde.“

„Eine Stunde habe ich Sie gefahren, eine Stunde auf Sie gewartet — bekomme ich zwei Gulden,“ so der Kutscher, dem hierin der andere alsogleich beistimmte. Ich war von meiner idealen Auffassung der Kutscher=Großmuth gründlich geheilt.

Ich erinnere mich hier an eine harte Bemerkung Ferdinand Kirnberger's: Dieses Wiener Lohnkutscherwesen sei eine unverbesserte, weil unverbesserliche Volksausgabe des Wiener Lebens überhaupt.

Es fällt Einem mancherlei erst auf, wenn man in die Lage kommt, zu vergleichen. Der Deutsche draußen — ob Diener, ob Herr — ist

bescheidener, discreter, hat weniger Bettelhaftes und Freibeuterisches an sich, als Leute südlicherer Striche.

Uebrigens ist da draußen, wo die Goldmünzen niedriger im Curse stehen, als die Banknoten, auch nicht Alles Gold, was glänzt. Besonders, was die liebe deutsche Einigkeit anbelangt! Die Sachsen und die Baiern und die Württemberger halten noch gar viel auf ihre Königreiche, die Thüringer, Hessen und Schwaben auf ihre Fürsten- und Herzogthümer mit allen dazugehörigen Fahrnissen. Greiz, Meiningen, Coburg u. s. w. halten vor Berlin Augen und Ohren zu und wiegen sich immer noch im süßen Traum ihrer Residenzherrlichkeit. Sie nehmen ihre angestammten Dynastien noch schrecklich ernst und ihre „Allerhöchsten", das sind ihre Kurfürsten und Großherzoge. Die Württemberger und Badenser geberden sich besonders störrisch; das Wort „Deutsches Reich" kratzt ihnen in der Kehle und der Ausdruck „Preußen" wirkt bei ihnen ähnlich, wie bei uns das Wort „Böhm". Ueberall drängt sich der Preuß' ein, überall hockt sich der Preuß' obenan, wo die fetten Stellen sind. Ganz, wie bei uns der „Böhm". Jedes Land dort draußen hat seine Sonderinteressen, und seine großen noch dazu, und so zerren sie oben und zerren unten am Tischtuche des deutschen Reiches. Sie mögen auf der Hut sein, daß nicht plötzlich von außen Einer mit scharfem Messer das so straff gespannte Tuch mitten entzwei schneidet!

Im Ganzen sind die Deutschen einig, ich zweifle nicht daran; nur vermeine ich, daß sie etwa alle zwanzig Jahre ihren Krieg mit dem Auslande brauchen, damit sie ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit nicht vergessen.

Das Trostreiche für uns Bedrängte mag zur Noth das sein: Auch die drüben haben ihre Schmerzen. Und hätten sie keine, sie würden sich mit Gewalt welche machen. Darum ist das leidenschaftliche Bestreben, alles Politische schlichten und glätten zu wollen, eine Thorheit. Darüber Tag für Tag zu raisonnieren, ist auch eine — aber dagegen gleichgiltig zu sein, ist die größte.

Im Ganzen behagt es unserem Kopf da draußen im „Reich," Alles ist viel gemessener, klarer, nüchterner, vernünftiger, als bei uns im lustigen Oesterreich, wo stetig die Gemüther schäumen. Aber unser Herz strebt zurück nach der gesegneten Ostmark. Selbst den Fremden, der einmal den goldenen Knauf des Stefansthurmes funkeln gesehen, zieht's immer wieder mächtig herein in den Dunstkreis von Wien. Und erst der geborne Oesterreicher! Mit dem Blitzzug schoß ich heran vom Rhein, kaum ich dort meinen letzten Vortrag gehalten.

Wie anders sich das deutsche Publikum draußen gibt, als das österreichische, das weiß jeder wandernde Schauspieler, Musiker, Recitator. Ich hatte mich auch draußen nirgends zu beklagen, trotzdem meine persönliche Erscheinung dort und da geradezu enttäuscht hat; denn ich war nicht der vierschrötige Steirer mit dem großen Bart, ich stak nicht einmal in der Gebirgsjoppe, noch viel weniger trug ich am Halse das sattsam bekannte „steirische Wappen," ich war ein schmächtig Männlein, an das ein Nürnberger Blatt unumwunden die Reminiscenz von meiner ehemaligen Schneiderschaft knüpfte und damit den Leuten sicher aus der Seele sprach. Allein überall fühlten sie sich angeheimelt von unserer steirischen Mundart, von unserer Gefühls- und Sinnesweise, und immer von Neuem erfahre ich es zu meiner innigen Freude, sie haben uns gern da draußen, sie haben uns gern.

Aber wie anders noch kommen der alpinen Volksmuse die Wiener entgegen! Da ist Alles Wärme, Enthusiasmus, besonders, wenn es Spaß gibt. Man sucht dort in meinen Vorlesungen vor Allem den Schwank,

die Anekdote, den losen Scherz, während mir doch zumeist darum zu thun sein muß, den Charakter des Aelplers nach seinen verschiedenen Seiten psychologisch entwickelt darzustellen und aus solchem heraus ein tieferes Sittengesetz zu manifestiren — was wieder Denen draußen im „Reich" besser gefällt, als die ledigen, leidigen Spässe.

Das Beste und Allerbeste ist dieses, daß man auf Reisen mitunter einen Menschen findet. Ich meine hiermit nicht die Leute, die sich an einen Poeten, Gelehrten oder Recitator herandrängen, aus Neugierde, Eitelkeit, Eigennutz oder momentaner Herzensstimmung, um dem Manne recht geistreich und gewandt alles mögliche und unmögliche Lob zu sagen, um ihn mit Auszeichnungen, Spenden, Einladungen zu bedrängen, in pomphaften Tischreden zu feiern, in hochtönenden — selten den Nagel auf den Kopf treffenden — Zeitungsartikeln zu protegieren.

Ich meine den Menschen, der abseits an der Thüre stehen bleibt und gelegentlich nur seinen Händedruck anbringen möchte. Ich habe schon eine gewisse Praxis, im Händedruck die seelische Herzenswärme von der animalischen zu unterscheiden.

Das Reizendste, was mir vor Kurzem von einem solchen Menschen an Liebe erwiesen wurde, war die Begnadigung eines Verbrechers.

Es war in einer westlich gelegenen Stadt unseres Reiches, wo ich von einem Militärarzte eingeladen wurde, bei ihm zu wohnen. Es ist mir noch keine Gastfreundschaft schlichter und herzlicher geboten worden, als diese des alten, derben Soldaten.

„Sehen Sie," sagte der Regimentsarzt eines Vormittages, indem er vor einem beschriebenen Papierbogen saß und eine Schreibfeder emporhielt, „so geht's in der Welt, mit derselben Feder, mit welcher Sie mir eben vorhin die poetischen Zeilen in's Tagebuch schrieben, muß ich jetzt einen armen Teufel in einen fünftägigen Einzelnarrest bringen."

Wie das zugienge? fragte ich.

„Ein Einjährig-Freiwilliger ist wegen Renitenz verurtheilt und ich habe zu bestätigen, ob sein Gesundheitszustand die Strafe verträgt oder nicht."

„Fünftägige Einzelnhaft bei Wasser und Brot ist der Gesundheit unter keinen Umständen besonders zuträglich," sagte ich, „begnadigen Sie ihn!"

„Geht nicht."

„Wenn's auf Sie ankommt, Herr, begnadigen Sie ihn. 's wird eine unüberlegte Aeußerung gewesen sein, leichtfertig ist die Jugend mit dem Worte. Es ist schwer für einen freigebornen Menschen, eine rohe, mitunter hündische Behandlung schweigend zu ertragen. Begnadigen Sie ihn mir zu Liebe!"

„Dem Dichter zu Liebe?" fragte der Doctor. „Das wäre etwas. Wir wollen sehen."

Er rief den Verurtheilten in's Zimmer. Es war ein blasses schmächtiges Bürschchen mit treuherzigen Augen.

„Was haben Sie denn angestellt?" fragte ihn der Doctor.

„Dem Hauptmann etwas zurückgeredet," antwortete der Delinquent, „er nannte mich —"

„Das will ich nicht wissen. Was sind Sie denn?"

„Studierender."

„Leben Ihre Eltern noch?"

Der Bursche bejahte mit dem Haupte, dabei standen ihm die Augen voll Wasser, und treuherzig schaute er dem Arzt in's Gesicht.

„Sind Sie gesund?" fragte der Doctor.

„Zu Befehl."

„Sind Sie vollkommen gesund?"

„Ja."

„Hatten Sie nie eine Lungenentzündung oder dergleichen zu bestehen?"

„Nein."

„Husten Sie nicht?"

„Nein."

„Husten Sie das ganze Jahr nicht?"

„Nun — mitunter huste ich wohl."

„Ja, lieber Freund, wenn Sie husten," sagte der Doctor, „da kann ich Sie nicht einsperren lassen. Gehen Sie, ich werde mit dem Hauptmann sprechen. Sie sollen nicht eingesperrt werden."

Mit einem Blick des Dankes gieng der Bursche davon. Der Doctor schrieb seinen Namen nicht in den Bogen. Ich drückte ihm die Hand.

„Aber Sie sehen, wie schwer das gegangen ist!" sagte er.

So sind wir Oesterreicher.

Daß die Gutmüthigkeit mitunter aber auch Schlimmes anrichten kann, das zeigte sich auf meiner Fahrt nach Hause. Ich fuhr im Coupé mit einem behäbigen Wiener Philister, dem das Herz auf der Zunge und in allen Fingern saß. In Gloggnitz stieg ein dritter Herr zu uns ein, der im geheizten Coupé bald seinen Pelz auszog und mit dem Wiener gesellig und über und über gemüthlich wurde. In Mürzzuschlag, wo drei Minuten Aufenthalt, stieg der Mann von Gloggnitz nothdürftigerweise aus. Es wurde das zweitemal geläutet, das drittemal — der Mann kam nicht zurück. Der Wiener gerieth in eine mächtige Aufregung, schrie zum Fenster hinaus, es fehle noch ein Herr! aber der Zug gieng ab.

„Der bleibt zurück! Der bleibt zurück!" jammerte mein Wiener. „Ach Gott, in der finsteren kalten Nacht! Wenn er doch nur wenigstens —!" Da kam ihm ein Gedanke. Er erfaßte den Pelz des Abwesenden und steckte ihn zum Fenster hinaus, da der Zug eben aus dem Bahnhofe fuhr, und rief dem Portier des Bahnhofes, der noch in Sicht war, zu: „Ein Herr bleibt zurück, das ist sein Pelz!" — Sichtlich mit der That zufrieden, sagte er hierauf: „So, nun hat er wenigstens seinen Pelz und kann immerhin mit dem nächsten Zuge nachfahren."

Als an der nächsten Station in Kindberg der Zug hielt, stieg der „Zurückgebliebene" zur Thür herein, und zwar ohne Pelz. Er kam aus einer sicheren Abtheilung des Zuges und schaute sich zähneklappernd sogleich nach seinem guten Kleidungsstück um.

Die Verblüffung des guten Wieners kann man sich denken. Er suchte seinen Irrthum in Bruck durch eine Depesche nach Mürzzuschlag wieder möglichst gutzumachen. Der Pelz kam mit dem nächsten Zug nach Graz, wo sein Herr mit Sehnsucht auf ihn wartete.

R.

Kleine Laube.

Bußpredigt.

Motto:
St. Kathrein
Stellt Tanz und Räder ein!

Im Himmel geht es lustig zu,
Er hängt ja voller Geigen,
Und was nicht eben hält auf Ruh',
Das dreht sich froh im Reigen.

Der Tisch ist nie von Speisen leer
Und Paradieses Weinen,
Und keine Sünd' ist's Küssen mehr,
Bedroht von Sündenpeinen.

Doch gut ist's auch im Land Tirol,
D'rum will ich nicht von hinnen,
Nie kann ich dort im Himmel wohl
Den bessern Platz gewinnen.

Der rothe Wein vom Kaltrer See
Scheint auch nicht zu verachten;
Tirolermädeln — Freund, juchhe!
Mag sich Sanct Peter pachten.

Und eine Alm mit Edelweiß
Am Sonnjoch oder Schlerne —
Ob diese nicht verdient den Preis?
Ich laß ihm seine Sterne.

Und Gemsen, einen Stutzen blank,
Dort an den schroffen Wänden;
So sag' ich für den Himmel Dank,
Was kann er mir noch spenden?

Ja, Du mein liebes Land Tirol —
Ich will mich noch besinnen:
Ich denk', ich bleib herunten wohl,
Was könnt' ich dort gewinnen?

* * *

„Du Thor, schon wirst Du kahl und grau,
Was machst Du noch für Späße!
Du hast ja längst schon eine Frau,
Geh lieber in die Messe.

Am Ofen zwickt das Zipperlein
Dich in der harten Schlinge,
Laß auf dem Schlern die Gemsen sein,
Denk' an die letzten Dinge.

D'rum bete, daß Dich nicht der Tod
Wie eine Maus ertappe,
Und Dich verstoß' in große Noth
Mit Deiner Schellenkappe."

Adolf Pichler.

Zwei Jugendfreunde.

Aus den Aufzeichnungen eines Geistlichen. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Dunker.*)

Als Lars Arnell, der Landeshauptmann über Hallands Län**) war, sich einmal in Geschäftsangelegenheiten an der Grenze von Christianstad befand, beschloß er an einem Sommermorgen, seinen Nachbar, den Landeshauptmann in ebengenanntem Län, der, wie er gehört hatte, sich gegenwärtig in Engelholm aufhielte, mit einem Besuch zu überraschen. Er kutschierte denn auch los in seiner gewöhnlichen einsitzigen Chaise, die er meistentheils auf seinen Reisen innerhalb des Läns benutzte, einen Burschen hintenauf. Bald sah er sich innerhalb Christianstads Län, und er war ungefähr eine Meile gefahren, als er einen nagenden Hunger verspürte. Er warf unruhige Blicke umher, in der Hoffnung, eine Hütte zu entdecken, wo er vielleicht ein kleines Frühstück erhalten könne, als er zu seiner Freude ganz dicht beim Wagen ein hübsches rothangestrichenes Haus mit weißen Ecken entdeckte, umgeben von einem wohlgepflegten Gärtchen, vor dessen schwarzem Stackett ein Hahn mit seinen Hühnern promenierte und den Thau aus den Blumenkelchen trank, auch eine Brunnengesellschaft, die sicherlich die Diät nie übertrat.

„Ach, da haben wir Eier!“ rief der Landshauptmann, indem er mit einem Blick auf die Hühner aus der Chaise sprang und dem Burschen die Zügel zuwarf, „und gibt's Eier, so gibt's auch Küchlein . . . Das soll mir schmecken wie Himmelsmanna!“

In diesem Augenblick erschien in der Thür des Wohnhauses ein Mann von ungefähr demselben Alter wie Arnell. Er war in bloßem Kopf und ohne Rock, aber die feinen weißen Hemdärmel deuteten mehr auf einen Herrn, als auf Einen aus dem Bauernstande.

*) Norden. Hinricus Fischer Nachfolger.

**) Bekanntlich wird Schweden der Verwaltung nach in vierundzwanzig Län oder Hauptmannschaften getheilt. Anm. d. Ueb.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ begann Arnell, „mein Name ist Arnell, Landshauptmann, und ich bin nahe daran, vor Hunger zu sterben, was sehr hart für einen Landshauptmann wäre . . . Aber was sehe ich! habe ich nicht Christian Ek, meinen alten Universitätskameraden, vor mir? . . . Ja, ganz gewiß, ich kenne Dich wohl wieder, obgleich es zwanzig Jahre her sind, seit ich Dich zuletzt gesehen habe . . . . Du hast Dich vortrefflich conserviert, während ich dagegen . . . Doch was machst Du denn jetzt, mein Bruder? Du wohnst ja wie mitten in einer Idylle und . . . Aber um Alles in der Welt, laß mich etwas zu essen bekommen! Ich thue den Mund nicht eher wieder auf, als bis ich etwas zu beißen habe... Nachher wollen wir über Altes und Neues reden.“

Arnell schüttelte dabei seinem Freunde die Hand. Dieser stammelte äußerst verlegen die Bitte hervor, sein hochgeehrter Gast möge einige Minuten draußen bleiben, bis er drinnen etwas aufgeräumt und das Frühstück in Ordnung gebracht habe. Der Wirt verschwand, und beruhigt nahm Arnell das Gärtchen näher in Augenschein, beroch die eben ausgeschlagenen Heckenrosen und beneidete Vögel und Insecten, die nicht auf Köche oder Köchinnen, Tisch oder Servietten zu warten brauchten.

Nach ungefähr einer Viertelstunde erschien der Wirt wieder, jetzt in einem leinenen Rock. Er bat den Landshauptmann, so gnädig zu sein, einzutreten. Dieser ließ sich nicht lange nöthigen und befand sich bald in einem einfachen, aber nett möblierten Zimmer, in dem ein mit diversen Gerichten besetzter Tisch mit schneeweißem Laken stand. Arnell warf sich mit der ganzen Gier eines hungrigen Wolfes über die Gerichte her, ohne aufzusehen oder an etwas Anderes zu denken, als den Magen zu befriedigen. Er sah freilich, während er speiste, daß eine hübsche, gutgekleidete, junge Frau hereinkam und eine Bierkanne von silberblankem Zinn auf den Tisch setzte, und er hörte auch, daß der Wirt sie als seine

Frau vorstellte, aber er vertiefte oder vergaffte sich nur in die Bierkanne und ließ sie nicht wieder los, als bis er sie bis zum letzten Tropfen geleert hatte.

„So, nun fühlt man sich etwas besser, Gott weiß, wovon der Mensch lebt!“ begann Arnell endlich, aufathmend. „Aber ich sitze ja allein bei Tisch, und wo, zum Kukuk, stecken Wirt und Wirtin? Ich habe sie doch wohl nicht mit verschluckt?“

Der Wirt stand mitten im Zimmer, mit derselben verlegenen Miene.

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, gnädigster Herr Landshauptmann,“ stammelte er, „aber . . . aber . . .“

„Gnädigster Herr Landshauptmann!“ wiederholte Arnell. „Bist Du toll, Mensch? Erkennst Du mich nicht, wenn nicht an Anderem, so doch doch an meinem guten Appetit? . . . Hast Du noch mehr von dem guten Bier, dann her damit, daß ich die alte Brüderschaft auffrischen kann, denn ich merke, daß das bei Dir nöthig ist . . . Aber was machst Du denn für Umstände?“

Der Wirt nahm schweigend die Bierkanne vom Tisch und eilte damit hinaus, kam aber bald wieder und stellte sie, von neuem gefüllt, vor seinen Gast.

„Na, Dein Wohl, Bruder Ek!“ sagte Arnell, die Kanne erfassend, „und vielen Dank für die erwiesene Gastfreundschaft. Nun, wie geht es zu, Daß Du hier wohnst? und wie lange bist Du schon an diesem Orte?“

„Ach, wenn der Herr Landshauptmann wüßten . . . .“

„Was denn? . . . was weiß ich denn nicht?“

„Ich bin . . .“

„Na, was bist Du denn für ein Matador, daß Du Dich nicht an den Tisch setzen willst, wie es sich für einen ordentlichen Wirt gehört?“

„Ich bin . . . ich bin der Scharfrichter des Läns,“ erklärte Ek mit einem tiefen Seufzer.

Der Gast starrte seinen Wirt einige Secunden lang an.

„Ei, was zum Teufel, schadet denn das!“ rief er endlich aus. „Wir Landshauptleute sprechen das Urtheil aus, und Ihr vollzieht es, und wollte Gott, wir wären immer so tüchtig und pünktlich in unserm Amt, wie Ihr in dem Eurigen . . . Dein Wohl, Bruder Ek! . . . Ein vortreffliches Bier braut Deine Frau, und gehörig stark ist es . . . Sitze ich noch länger hier, so verliere auch ich den Kopf bei Dir, wenngleich mit viel größerem Vergnügen, als Deine übrigen Gäste . . . Prosit, mein Ehrenbruder!“

Ek's Frau mußte hereinkommen, und Arnell trank mehrere Mal die Gesundheit des Wirts und der Wirtin. Dann stand er auf, drückte dem Wirt die Hand, befestigte seine goldene Tuchnadel auf der Brust der Wirtin, nahm darauf Abschied und versprach, auf dem Rückwege wieder bei ihnen vorzusprechen.

„Ich fahre jetzt zu Deinem Landshauptmann,“ sagte Arnell zu seinem Wirt, indem er in die Chaise stieg; „hast Du einen Gruß an ihn, so will ich ihn ordentlich bestellen . . . Guten Morgen und herzlichsten Dank, mein guter Freund!“

Darauf gieng's fort, auf Engelholm zu.

Die heilige Nacht.

Das Christkind spricht zur Engelschar:
„O! richtet mir die Wolken klar,
Ich heute noch zur Erde fahr';
Denn heute ist ja jene Nacht,
Wo Trost vom Himmel wird gebracht
Und jedes Herz vor Freude lacht.“ —
Sie richten schnell das Luftgespann
Und spannen sich dann selber an,
Die kleinen vorn, die großen hintenan.
Das Christkind sich den Engeln zeigt
Und Alles sich in Ehrfurcht neigt,
Als selbes das Gespann besteigt. —
Vom blauen großen Himmelszelt,
Durch Wetterwolken licht erhellt,
Giengs's nieder schnell, zur Erd', zur Welt.—
Vor einem Haus wird Halt gemacht,
Die Wände weichen vor der Pracht
Und hell erleuchtet ist die Nacht;
Umgeben von den Engelein
Tritt Christkind jetzt in's Zimmer ein;
Dort waren Kinder, groß und klein. —
Geblendet durch das strahlend' Licht
Es Allen jetzt an Muth gebricht
Und drängen sich aneinander dicht. —

„Der Friede, Kinder, sei mit Euch!
Ich komme just vom Gottesreich,
Schaut mich nur an, ich bin Euch gleich.“ —
Beherzter jetzt ein Mädchen tritt
Dem Christkind näher einen Schritt
Und trägt dann vor die große Bitt:
„Wir feiern heut' die heilige Nacht,
In Freude wird sie zugebracht
Aus Deiner großen, hellen Pracht,
Da kann es wohl nicht anders sein,
Du kehriest heute bei uns ein,
Du bist wohl selbst das Christkindlein?
Wenn unser Geist getrübt, verwirrt
In bösen Lastern sich verirrt,
In Noth und Elend uns verführt,
Dann führe uns Dein milder Blick
Vom finstern, herben Mißgeschick
In's helle, wahre Licht zurück!“
„Seid Ihr zu folgen mir bereit,
Nur das, nur das versprecht mir heut',
Und überall ich Euch begleit';
Verachtet jede Hinterlist,
Denn sie der Pfuhl der Sünde ist
Und jede Sünde in sich schließt.“ —
Es schwindet wieder Wand für Wand
Und wie durch eine Zauberhand
Ein großer, hoher Dom entstand;
Zum knieend Volk am Hochaltar
Der Priester singt zur Christenschaar:
„Der Christ uns heut' geboren war.“
Die Orgel tönt so feierlich
Und neuerdings die Mauer wich,
Dem Lichtmeer jetzt das Ganze glich.
Ist's Wahrheit oder Wahn!
Hoch oben schwebt das Luftgespann,
Nur Augenblicke hält es an,
Zum Himmel schaut die Christenschaar,
In einer Wolke hell und klar
Das Luftgespann entschwunden war.

Josef Hain.

Aus dem englischen Gemüthsleben.

Das Gemüth des Engländers hat im Auslande keinen besonders liebenswürdigen Ruf. Man weiß wenig Sympathisches, echt Menschliches von ihm zu erzählen, und wenn man den englischen Charakter beurtheilt, thut man es meist unter dem Eindruck gewisser Aeußerungen seiner nationalen Politik oder der unsympathischen Formen, in denen sich der Engländer auf continentalen Reisen bewegt. Hier wie dort hält man den Typus der berechnenden, rücksichtfremden Selbstsucht fest. Und doch ist der Engländer in der Intimität seines Familienlebens nicht nur, sondern auch in der Liebesthätigkeit für Armut und Elend von einer so opferfähigen und dabei so feinfühligen Gemüthsanlage, daß dieselbe oft all' unsere deutsche Sentimentalität zu beschämen fähig ist. In keinem anderen Lande wird die gesetzliche Armenpflege unter ähnlich lebendiger Theilnahme der oberen Classen gehandhabt wie in England. Das verdankt die Armut und die Sorge sicherlich zum großen Theil den Romanen von Dickens, von Charles Kingsley und Anderen, die den Briten zeigten, wie „sein Nächster“ lebt und leidet. Die Zahl der Privateinrichtungen für Wohlthätigkeit ist so bedeutend, daß manche Stimme, von sittlichen Gesichtspunkten aus, sich gegen ihre Vermehrung erhebt. Es gibt keinen sprechenderen Beweis für das Herz der „oberen Zehntausend“, als daß beispielsweise in einer Stadt wie Glasgow von etwa sechshundertdreißigtausend Einwohnern, zweihundertdreizehn wohlthätige Vereine, von freiwilligen Gaben erhalten, bestehen. Forscht man nach den verschiedenen Zwecken, denen sie dienen, so könnte man meinen, es sei kein Elend des Lebens vergessen. Mietbeitrags- und Krankenvereine sind zahllos da; wohlthätige Einrichtungen für Verunglückte, für Schwindsüchtige, für Blöde, für Taube, Blinde, geistig Verwirrte. Der Badeaufenthalt für Arme an der See braucht nicht besonders erwähnt zu werden; er hat ähnliche Bestrebungen menschlicher Milde bei uns angeregt. Ueberaus wohlthätig wirken die Convalescent Homes, theils an der See, theils im Lande gelegen, je nachdem die Aerzte der Krankenhäuser den entlassenen Patienten See- oder Landluft verordnen. Ganz unentgeltlich finden Hunderte von armen Kranken hier Kräfte und Gesundheit wieder und die Befähigung, den Kampf mit einem mühsamen Leben wieder aufzunehmen. Vielleicht ist aber der Gewinn, den sie aus diesen Homes mit hinübernehmen, damit nicht erschöpft. So man-

chem ist dort der Glaube an Gott und die Menschen zurückgegeben worden, der ihm in Elend und Drangsal, im Kampfe um's Brot verloren gieng.

In vielen Städten besteht die Gewohnheit des „freien Frühstückes“ am Sonntag für die Armen. Das Contingent der Hungrigen, die sich hier einfinden, ist in der Hauptzahl von einer Classe, die wir bei uns nicht kennen. Sie haben ihre Lumpen so gut als möglich geordnet, und eilen der Frühstückshalle zu, wo warmer Thee und Butterbrot ihrer wartet. In Glasgow wird allsonntäglich, vor dem Gottesdienst, für zweitausend Arme in dieser Weise gesorgt. Privatlegate oder gelegentliche Zuwendungen Mitleidiger setzen die Frühstücksvereine in die Lage, den Armen oft noch ein Stück Fleisch, Schinken und Käse mit auf den Weg zu geben. Wenn es etwas gibt, fähig, die Leidenschaft des Classenhasses zu sänftigen, der in England und Schottland, nach Lage der Verhältnisse, gewiß sehr viel stärker als bei uns vorhanden ist, so sind es wohl diese unermüdlichen Aeußerungen und Bethätigungen der Menschenliebe, die sich — nicht ohne Segen — darum bemühen.

Sympathischer als alle diese Beweise des Erbarmens für das Elend und die Bürde des Nächsten muß uns aber ein neuer Zug der Liebe und Feinfühligkeit berühren, der einem englischen Gemüthe nachzurühmen ist. Doctor Normann M'Leod, der erste Kanzelredner Schottlands, richtete Sonntag-Abendgottesdienste ganz speciell für jene Armen, die in ihren Lumpen sich am Tage nicht unter die Gemeinde mischen mochten. Er selbst predigte in dieser Versammlung der Mühseligen und Beladenen und hat, so lange er lebte, die rührendsten Beweise von Dankbarkeit dafür erfahren. Oft war es ihm schwer, die Kirche zu verlassen, weil gar so viele unter diesen Armen und Elenden, die er von der Straße holte und vor dem Gefühl der Scham schützte, dankbar seine Hand drücken wollten. Jetzt sind diese Armengottesdienste fast überall in England eingeführt, und Keinem ist der Eintritt dazu gestattet, dessen Anzug ihn befähigt, zu anderer Zeit in die Kirche zu kommen. Die in Lumpen Gehüllten nehmen für diese Stunden alle im Privatbesitz befindlichen Kirchenstühle ein und sind berechtigt, die Bibeln und Gesangbücher, die, der Sitte nach, stets von den Andächtigen dort zurückgelassen werden, zu benutzen. Es ist bisher noch kein Fall von Diebstahl oder Vertrauensbruch vorgekommen, und daß die oft mit Silber beschlagenen Bibeln in den Händen dieser Armen davor sicher sind, ist gewiß ein Beweis dafür, daß Vertrauen den Menschen über sich selbst zu erheben vermag.

Vor einiger Zeit hatte man in der guten Londoner Gesellschaft zu wohlthätigem Zweck ein Concert gegeben. Da kam jemand auf den Gedanken, das überaus gelungene Concert in einem Siechenhause, das von freiwilligen Beiträgen und Legaten unterhalten wird, zur Freude der Hospitaliten noch einmal zu wiederholen. Ein seltsames Auditorium für diese Sänger und Sängerinnen der besten Gesellschaftskreise: die Armen und Bedrückten, denen Sorge und Elend so tiefe Spuren eingegraben! Es war von hohem psychologischen Interesse, die Physiognomien dieses seltsamen Auditoriums zu studieren. diese Scala der Empfindungen, von der fast blöden Indolenz des Elends bis zum Neid, ja vielleicht Haß gegen die Gesunden, Glücklichen, die ja auf einmal zu ihnen kamen. Als aber eine volle Altstimme begann: „Ye banks and braes o' bonnie Down“, dieses volksthümlichste aller schottischen Lieder, da flog es über die blassen, abgehärmten Gesichter wie ein Strahl des Glücks, die Augen wurden lebendig; selbst bei Männern füllten sie sich mit Thränen — ach tausend Erinnerungen an Tage der Jugend wurden da wach. Unter Dankesthränen, und bei jedem Stücke erneuten Jubels der armen Beglückten, wurde das ganze Concert hier wiederholt: der Beweis eines so feinfühligen, warmen Empfindungslebens in der englischen Gesellschaft, wie ihn, unseres Wissens, diejenige einer

anderen Nation noch nicht ähnlich geäußert hat. v. S.

* * *

Wir halten dafür, daß solche Berichte die weiteste Verbreitung verdienen, und „Schorer's Familienblatt“, dem wir diesen Brief entlehnen, wird uns darob nicht zürnen. Ist doch dieses treffliche Volksblatt vielfältig bestrebt, allerseits das Echte und Tüchtige zu protegieren, wobei wir gerne sein Genosse sind.

D. Red.

Ueber Kindertheater.

Seit einiger Zeit kommt in manchen Städten das „Kindertheater“ wieder in Schwung. Ist das nicht in Ordnung? Wenn das Theater schon als Bildungsanstalt Subventionen bezieht, warum soll es nicht schon bei Kindern von drei Jahren anfangen zu „bilden“?

Wenn unsere Tagespresse sich ihrer Aufgabe bewußt wäre, so hätte sie über derlei Kindervorstellungen lange schon ein ernstes Wort sprechen müssen. Es gibt außer der Politik und den Parteiinteressen auch noch Anderes im Lande, das dem Publicum nehe geht.

Es ist nicht genug, daß das Operettenwesen die Erwachsenen bethört, ja, was den Geschmack in Theatersachen anbelangt, nachgerade dumm gemacht hat, es steigt nun auch sachte nieder zu den Kindern. Unsere lieben alten deutschen Kindermärchen, als „das Rothkäppchen“, „der gestiefelte Kater“, „Aschenbrödel“, „Schneewittchen“, u. s. w. u. s. w. werden für die Bühne bearbeitet und von Kindern für Kinder zur Darstellung gebracht. Wie herzig! Wie das die Kleinen anregt und ergötzt! Wie das den Kunstsinn und das Gemüth ausbildet! Trotzdem gibt es Pädagogen, die von solchem „Komödiantenwesen“ nichts wissen wollen, die da sagen, die Kinder mögen solche Märchen immerhin in ihrer schlichten, treuherzigen Buchprosa lesen, etwa auch in Haustheatern aufführen, aber öffentlich sollen sie sich derlei als Darsteller nicht hingeben; es wirke schlimm auf den Sinn und Charakter des Kindes, auf den Brettern für Applaus und Zeitungslob herumzutrippeln, und es verdrehe ihm den Kopf, den es so nothwendig zum Lernen brauchte.

Die Pedanten!

Warum soll man den lieben Kindern nicht die Freude machen, Operetten-Couplets singen, Tingel-Tangelwitze anhören, Ballet tanzen zu lassen? Ja, so sauber haben sich unsere neuen Kinderstücke entwickelt. Wir haben Kinderstücke, die unter der Maske harmloser Märchen oder Schwänke schlimmen Unfug treiben. Da begegnet man Verhöhnungen der Lehrerschaft, der Obrigkeit, Spott über körperliche Gebrechen, man hört ordentlich das: „Kahlkopf, Kahlkopf, komm heraus!“ Nur daß kein Bär die boshaften Jungen zerreißt. Da kommen Zoten vor, die, für Erwachsene berechnet, von den Kindern glücklicherweise nicht verstanden werden, was aber durchaus nicht die Schuld der Macher und Arrangeure ist. Mit läppischen Possenreißereien wird um den Beifall des jungen Publikums gebuhlt, und dieses kargt damit nicht, denn es freut sich unbändig, daß so viele Unarten und Unsitten, die zu Hause nicht geduldet werden, hier so glänzend florieren.

Es gibt hübsche Ausnahmen und vielleicht sogar zahlreiche; doch selbst wenn die guten Kinderstücke die Regel, und die schlechten die Ausnahmen wären, so müßte man dem Kindertheater immerhin noch mit mehr Mißtrauen und Vorsicht entgegentreten, als es heute geschieht. Die Kinder sind ein zu wertvolles Gut, als daß man sie nicht vor jeder moralischen Gefahr möglichst zu schützen suchen sollte.

Für Kinder ist das Beste gut genug, nicht aber das Schlechteste. Es lassen sich die alten Märchen ganz anders behandeln, als es in der jetzt landläufigen

Weise zu geschehen pflegt; ja selbst große dramatische Werke, als z. B. Schiller's „Wilhelm Tell", ein paar Stücke von Raimund u. s. w. ließen sich für Kindervorstellungen prächtig bearbeiten. Wir verlangen in den Kinderstücken keine aufdringliche Moral, solche lehnt das Kind so gut ab, als der Erwachsene oder merkt die Absicht und wird verstimmt. Wir glauben so fest an die gutgeartete Kindesnatur, daß wir meinen, es gelte nur, von den Kindern das Schlimme fern zu halten, das Gute entwickle sich dann schon von selbst. In unseren Kindertheatern jedoch wird vieles für Kinder Unpassende, Verwerfliche leider nicht ferngehalten. — Je aufmerksamer ein Kind diesen operettenhaft aufgeputzten, nicht für das naive Gemüth, sondern für frivolen Sinn berechneten Sachen zusieht, zuhört, desto eher verfällt es der Blasiertheit oder jenem unseligen Kunstgeschmacke, an welchem nicht allein das deutsche Schauspielwesen zu Grunde zu gehen droht, sondern an welchem schon so unzählige, ursprünglich für wahre Kunst erglühte kindliche Herzen zu Grunde gegangen sind. Wem das Herz des Kindes noch heilig ist, der kann das Kindertheater in seinem jetzigen Zustande nicht protegieren.

Für die mitspielenden Kinder sehe ich noch eine andere Gefahr. sie werden nicht allein ihrem Lernen, ihrer Berufsrichtung entfremdet, sie glauben Talent für die Schauspielkunst zu besitzen, man sagt ihnen das, sie lesen es gedruckt — sie wollen schließlich zum Theater gehen. Das wäre ja kein Unglück, aber daß Kunsteleven mit wenigen Ausnahmen in der Choristenwelt stecken bleiben, das ist ein Unglück.

R.

Kein Lied!

Als dunkle Schmerzen quälend mich umfingen,
Da sang ich Lieder, hohe, ungezählte;
Nun zur Genossin mich das Glück erwählte,
Will plötzlich mir kein einzig Lied gelingen!

Wohl tönt in mir ein tausendfaches Klingen,
Mein Geist frohlockt, der muth- und liebbeseelte,
O wenn nicht eben jetzt mein Sang mir fehlte,
Ein Götterdasein könnt' ich mir erringen!

Als einziger Schatten lagert sich dies Schweigen
Auf meiner Liebe wonnegoldnen Tagen.
Nicht, was ich fühl', mit Liedern laut bezeugen,

Das ist ein Mangel, furchtbar zu ertragen!
Fast möcht' ich lieber einem Weh' mich beugen,
Als unbesungen — so viel Glück zu tragen!

Sophie v. Khuenberg.

Gebt dem Dichter, was des Dichters ist!

Die sprichwörtlich gewordene, weil seit jeher thatsächlich vorhandene deutsche Schriftsteller- und Dichter-Armut ist schon so oft Gegenstand von unfruchtbaren Erörterungen gewesen, daß der Einzelne sein Los lieber mit stiller Resignation trägt, als noch ein Wort darüber zu verlieren.

Um so interessanter ist es uns, aus gewissermaßen feindlichem Lager, aus dem Institute der Leihbibliotheken, eine Stimme zu vernehmen, die ehrlich für den Schriftstellerstand einsteht.

Auf dem letzten Schriftstellertage zu Darmstadt machte der Groß-Leihbibliothekar Herr Albert Last aus Wien folgenden Vorschlag: Alle Leihbibliotheken sollen gesetzlich verhalten werden, an den deutschen Schriftsteller-Verband alljährlich eine gewisse Steuer zu zahlen, als Entschädigung für den durch die Leihbibliotheken möglichen Ausfall von Bücherkäufern, als Tantième an dem Geschäft, das die Leihbibliothekare mit den geistigen Werten der Dichter und Schriftsteller machen.

Denn es ist nicht zu leugnen, daß der belletristische Schriftsteller gegenüber dem dramatischen Autor, der von seinen

Stücken Tantièmen bezieht, im Nachtheil steht; es ist thatsächlich, daß ein einziges Bucherexemplar, welches beim Buchhändler etwa um zwei Gulden gekauft wurde und von welchem für den Verfasser im besten Falle dreißig Kreuzer abfallen, durch eine Leihbibliothek von Hunderten gelesen wird. Daher ist Last's Vorschlag trotz einzelner Mängel, die ihm anhaften mögen und die Herr Last selbst andeutet, in hohem Grade berücksichtigenswerth. Wenn jährlich eine Leihbibliothek mindestens fünfundzwanzig Gulden an den Schriftstellerstand zahlt, so gewinnt dieser bei unseren zweitausend Leihbibliotheken jährlich fünfzigtausend Gulden, eine Summe, die bei praktischer Gebahrung in wenigen Jahren eine Höhe erreichen müßte, welche für die Altersversorgung der deutschen Schriftsteller genügend wäre.

Last's Vortrag ist unter dem Titel: „Das Autorenrecht und die Leihbibliotheken" gedruckt worden. Wir wünschen nur, daß dieser Vorschlag nicht eher von der Tagesordnung verschwinde, als bis er von Erfolg gekrönt ist. Die Regierungen — hoffen wir — werden die Rechte unseres geistigen Eigenthums berücksichtigen, weil an diesem unsere materielle Existenz hängt.

R.

Was die Türken für höfliche Leute sind,

davon erzählt ein orientalischer Correspondent der „K.-Z." unter Anderem Folgendes:

„Bei der mündlichen Unterredung ist der Türke ein Muster von Höflichkeit. Er erkundigt sich während desselben Gesprächs wiederholt nach dem Befinden seines Gegenübers und unterbricht zuweilen die trockenste geschäftliche Verhandlung mit der Frage: „Befinden Sie sich noch immer wohl?" Im schriftlichen Verkehr werden Titel auch zwischen Vater und Sohn geführt. „Mein Herr Sohn!" schreibt der Vater, „Ursache meines Daseins, mein Herr Vater," erwidert der Sohn, und das selbst in telegraphischen Depeschen. Eine viel gebrauchte Redensart ist: „Ich lege meine Angelegenheit in den Schatten Ihrer hohen Person nieder". Frauen werden in der Anrede wie Männer behandelt. Man sagt also in der Anrede zu einer gebildeten Türkin „Hanum Effendi"; Frauen unter einander reden sich vielfach „Effendi" an, obgleich Effendi Herr bedeutet. Oeffentlich von der „Frau" eines Mannes zu sprechen, ist unstatthaft. Bei Türken heißt sie der Harem, auch wenn sie nur eine ist; das Wort hat durchaus nicht den anrüchigen Beigeschmack, den es in Europa besitzt; mit Harem bezeichnet man im Gegentheil einen Gegenstand der erfurchtsvollen Scheu. Bei Europäern sagt man statt dessen „Familie", und die Zeitungen schreiben gelegentlich: „Die Familie des Herrn X. ist gestern beim Sprung über einen Riß im Trottoir gefallen und hat ein Bein gebrochen."

Eine Probe von der unglaublichen Umständlichkeit, den der ceremonielle Stil in den höchsten Regionen erreicht, ist folgendes vom Palast ausgegangene Actenstück, welches die Ernennung zum Oula (Obergeheimrath) enthält.

„Du, der Ruhm der hohen und großen Männer, Du, der Du alle erhabenen und großen Eigenschaften in Dir vereinigst, Du, der Du auf die Gnade des ewigen Herrn privilegiert bist, Du, der Du Professor der Literaturgeschichte an unserer Universität bist, Du, dem jetzt die Gunst der ersten Rangclasse erster Ordnung verliehen wird, immerwährend sei diese Auszeichnung. Wenn mein hoher und Kaiserlicher Act angelangt sein wird, so wisse: In Erwägung, daß Du klug und tüchtig bist, in Erwägung, daß Du in jeder Beziehung der Güte und Wohlthaten würdig bist, hat über Dir meine hohe und unerschöpfliche Kaiserliche Güte geleuchtet und ist Deiner weisen Person die genannte rülle i oula, synfi ewweli verliehen worden, in Uebereinstimmung mit meinem Kaiserlichen und hochmächtigen Erlaß, der von meiner erhabenen und souveränen Magnificenz und von der strahlenden

Weisheit der Krone erflossen ist heute am ersten des heiligen Monats Muharrem im Jahre des Heiles 1300. Und ist von meinem Kaiserlichen Divan dieser strahlende Befehl meiner Allmacht gegeben worden, damit es Allen bekannt sei. Sei also Eigenthümer und Träger des genannten Ranges vom genannten Tage an, erfülle, was Dir die Dankbarkeit gebietet, sage, „Preis sei dem Höchsten immerdar", und bete für das Leben und den Glanz meiner Majestät."

Der Nekrologen-Dichter.

Die „Westliche Post" läßt uns einen Blick in die Geheimnisse einer „Nekrologen-Dichterwerkstätte" des „Public Ledger" thun. Nachdem eben eine schöne und betrübte Witwe abgefertigt war, heißt es da, tritt an das Schalter ein Herr mit so schmerzvollem Gesichtsausdruck, als litte er seit acht Tagen an rheumatischen Zahnschmerzen. Es ist ihm ein Onkel, Namens Oppenheim, gestorben, welcher ihm 6000 Dollars hinterlassen hat. Der „tiefbetrübte" Neffe hat die Todesanzeige bereits aufgeschrieben mitgebracht, nur ein Vers dazu fehlt ihm, und um diesen bittet er den Leichengedichtfabrikanten. Der Dichter liest ihm „Einiges" aus seinem dicken Buche vor, aber nichts gefällt dem „Tiefbetrübten". Endlich scheint ein Vers gefunden, welcher dem Geschmacke des Neffen entspricht, und der also lautet:

„Die Thore der Unsterblichkeit sind offen,
Den theuren Onkel hat der Schlag getroffen,
Er war auf Erden einfach und bescheiden,
D'rum blüh'n ihm doppelt nun des Himmels Freuden."

„Dieser Vers geht wohl an", meinte der Leidtragende, „nur sollte beigefügt sein, daß der Onkel von Profession Teppichweber gewesen sei und an der Leber gelitten habe." Einen anderen weniger abgehärteten Dichter hätte ein solches Ansinnen vielleicht außer Fassung gebracht, nicht so den vom „Ledger". Er ändert den Vers sofort um, so daß derselbe nun folgende Fassung erhielt:

„Die Thore der Unsterblichkeit sind offen für den Weber;
Der theure Onkel Oppenheim litt lange an der Leber.
Er war auf Erden einfach und bescheiden.
Und doppelt blüh'n ihm nun des Himmels Freuden."

Damit ist der Neffe schon etwas mehr zufrieden, wünschte aber doch, daß ausdrücklich angegeben werde, daß Onkel Oppenheim ein Teppichweber gewesen, weil man sonst glauben könne, er sei vielleicht ein Leineweber gewesen. Noch einmal macht sich der nicht leicht in Verlegenheit zu bringende Todtenliederdichter an's Werk und ändert den „Versch" in folgender Weise ab:

„Der theure Onkel Oppenheim litt lange an der Leber;
Er war in Philadelphia der beste Carpetweber.
Die Thore der Unsterblichkeit sind für den Onkel offen,
Und den betrübten Neffen hat ein schwerer Schlag getroffen."

In dieser Form erklärt sich der Neffe für befriedigt und fragt nach dem Preise.

„Die Anzeige kostet nur 3 Dollars", sagte der Annoncen-Abnehmer, „und der Vers, wie er ursprünglich lautet, würde Sie gar nichts gekostet haben, aber der Zusatz von Carpeweber und dem Leberleiden macht 50 Cts. extra, zusammen also 3 Doll. 50 Cts. Wenn ein schwarzer Rand d'rum kommt, kostet's 50 Cts. mehr." Der Neffe will auch den schwarzen Rand haben, bezahlt die verlangte Summe und sagte zu sich im Abgehen: „Das bin ich dem Onkel Oppenheim schuldig, daß er einen schönen Vers in der Zeitung bekommt."

Der Annoncen-Annehmer und Grabliederdichter ist dem Herausgeber des „Ledger", Herrn George W. Childs, um nichts in der Welt feil — eher ließe er drei seiner besten Redacteure gehen, als daß er diesen ausgezeichneten Mann von sich ließe.

Der Poetenwinkel.

Trennungsweh.

Heimgekehrt vom Abschiednehmen
Werf' ich mich auf's Sopha nieder,
Berge tief das Haupt in's Kissen,
Brüte Schmerz- und Klagelieder.

Mich verdrießt's, daß just wie gestern,
Da sie schien in meine Wonne,
Die noch athmet' rings im Zimmer,
Heute wieder scheint die Sonne.

Zornig spring' ich an das Fenster,
Lasse die Gardinen nieder;
Dunkel wird's um meine Seele,
Dunkel sei's für meine Lieder.

Denn im Dunkel webt die Sehnsucht,
Webt die Klage Schmerzgesänge.
Löse doch der Herzenskummer
Tröstend sich in holde Klänge!

Grüße seien's der Geliebten,
Die mir wiederum entrissen!
Die ich, scheint es, nur errungen,
Um sie immerfort zu missen.

Müde schließen sich die Augen —
Ihrer Küsse Lieblingsstelle —
Traumhaft dämmert's um die Stirne,
Tief im Innern wird es helle.

Durch die Dämm'rung geh'n Gestalten —
Süße Worte hör ich wieder —
Durch die Seele ziehen klingend
Wilde, milde Liebeslieder.

Karl Saar.

An die Ferne.

Der Wipfel rauscht, der Wind weht sacht
Im dunklen Waldrevier.
Mein junges Herz voll Sehnsucht wacht
Und sehnt sich hin zu Dir —
Zum fernsten Berg, zum schönsten Thal
Und hin zum tiefsten See;
Da send' ich tausend-, tausendmal
Dir all' mein Liebesweh'.

Und träumst Du wo in stiller Nacht
Im trauten Kämmerlein,
Da bringt Dir meine Grüße sacht
Der keusche Mondenschein.
Der legt sie sanft auf Deinen Mund,
Küßt Deine Lippen Dir,
Küßt Deiner zarten Wangen Rund,
Und Du — Du träumst von mir.

Und wandelst Du allein, allein
Auf stiller Blumenau —
Beim Frührothglanz, beim Abendschein,
Beim lichten Sternenthau:
Es neigen rings die Gräser sich
Im kühlen Maienwind,
Und tausend Grüße weh'n um Dich,
Mein holdes, liebes Kind.

Theodor Hutter.

Kommet doch in meinen Garten!

Kommet doch in meinen Garten,
Viele Blumen blühen da;
Jeder, der sie sieht, wird sagen,
Daß er nie was Schön'res sah.
Auch wird gleich ein niedlich' Sträußchen
Jedem Fremden abgepflückt,
Welches sich zu seiner Neigung
Und zu seiner Laune schickt.

Veilchen geb' ich dem Bescheid'nen,
Myrten geb' ich einer Braut,
Wintergrün den alten Männern,
Jungen Mädchen Löffelkraut,
Einem jungen Herrn Narcissen,
Fürsten eine Kaiserkron',
Jedem Schranzen Sommerwenden,
Dem Phlegmatischen den Mohn.

Nachtviolen sind für Dichter,
Lorbeern auch, und ganz vertraut
Blüht daneben für den Geizigen
Vielfach Tausendgulden-Kraut.
Ehemännern reich ich Mannstreu
Und den Schwärmern Frauenhaar,
Eifersüchtigen Sauerampfer,
Schwätzern Glockenblumen dar.

Stolzen geb' ich Hahnenkämme,
Armen biet' ich Münzen an,
Stachelbeer'n den Journalisten,
Dem Soldaten Löwenzahn,
Ringelblumen den Schmarotzern,
Tulpen einem dummen Wicht;
Immortellen meinen Freunden,
Liebchen ein Vergießmeinnicht!

A. S.

Am Wall zu Hardenberg.

Den alten Wall von Hardenberg
Umsumpft ein tiefer Graben,
Dort steht manch schiefer Mauerthurm
Als Nest für Dohl' und Raben,
Im Graben wuchert Bins und Schilf,
Ein Ruhgeheg der Unken,
Und auf dem Grund liegt Menschenglück,
Verloschen und ertrunken.
Ich war ein junger, armer Wicht,
So wie ich heut' ein alter,
Mich liebte treu ein Mädchenaug',
Viel mehr als Meß' und Psalter;
Mich hatte nie ein Mund geküßt,
Wußt' nicht, was Glück auf Erden,
Kein Frühling sproß im Herzen auf,
Mein Lieb ließ all' dies werden,
Da kam die kalte Winterszeit,
Vereiset und erfroren,
Man stieß mich vor die Stadt hinaus,
Vernichtet und verloren.

Der Menschen Tück', der Menschen Neid
Nagt wie der Rost am Glücke,
Ein armer Wicht darf freien nicht,
Sonst geht das Herz in Stücke.

Franz Lambert.

Wechsel.

In allen Mulden, Karen
Liegt noch der todte Schnee.
Er muß herab die Schluchten,
Muß stürzen in den See.
Und will er wieder aufwärts,
So braucht er Sonnenglut;
Doch wetternd kommt er wieder.
Mit Strahl und Sturmeswuth.

— — — — — — — — — — —

Gott hat in seine Schöpfung
Ein Grundgesetz gestellt:
„Es geh' ein ewig Sterben
Und Werden durch die Welt!"

F. J. Freunthaller.

Eine Lebensgeschichte.

„Ist Dir denn Jeder zu gering?"
So frug die Mutter unter Weinen;
Die Tochter schwieg; das arme Ding!
Ihr jugendheißes Herze hing
An jenem Einen, jenem Einen!

Und Er? Und hatte Er sie lieb?
Sie war ja schön, man sollt' es meinen —
Er schmähte sie als er ihr schrieb.
Doch ihr geschmähtes Herze blieb
Bei jenem Einen, jenem Einen!

Es flüsterte die Noth: Du mußt!
Da floh sie scheu den Pfad des Reinen,
Doch mitten in der größten Lust
Und an des schönsten Mannes Brust
Gedachte sie des Einen, Einen!

Sie sank so schnell, so schnell und tief,
Ja, schaudert nur vor dem Gemeinen —
Im Hospital, als sie entschlief,
Fand man an ihrer Brust den Brief,
Den Schmähbrief jenes Einen, Einen!

Ernst Lányi.

Bücher.

In der bei Karl Prochaska (Teschen) erscheinenden, höchst geschmackvoll ausgestatteten Salonbibliothek finden wir ein Bändchen von Moriz Jokai. Dasselbe betitelt sich: „**Die Zonen des Geistes**" und enthält Aphorismen über Liebe und Kuß, Dichter und Dichtkunst, Männer und Frauen, Vaterland, Religion und Papst, Kriege, Freiheit, Ruhm, Leidenschaften, Revolution, Geld, Thorheit, Selbstmord, über Handel und Wandel, Familie, Jugend u. s. w. Manche dieser Aussprüche sind freilich Gemeinplätze ziemlich flacher Art, andere geistvolle Paradoxen, doch viele sind darunter voll tiefer Weltanschauung und Weisheit. Dieses Heft gibt einige Proben. Heldenhaft begeistert erglühen jene Aphorismen, die den Patriotismus behandeln. Es ist das ungarischer Patriotismus, der in mancher Hinsicht an die Antike erinnert. Von Interesse ist die Einleitung, welche, autobiographisch gehalten, einen Blick in das Wesen des berühmten ungarischen Dichters gestattet.

M.

Norwegische Erzählungen von Björnstjerne Björnson; deutsch von George Schwuchow. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.) Diese kleine Sammlung kleiner Erzählungen zeigt die Eigenart des berühmten nordischen Dichters in vollem Lichte; das Seltsame in der Erfindung, die packende Gewalt der Darstellung, das Dämonische und Anmuthige zugleich — es fesselt uns in hohem Grade. Als Probe dürfen wir unseren Lesern die kleine Geschichte: „Ein Lebensräthsel" wiedergeben. Die Uebersetzung scheint uns, wenn auch mitunter auf Kosten der Glattheit und Zierlichkeit der Sprache, unmittelbar zu sein, und das ist bei Werken bedeutender Dichter viel wert.

M.

Sechs Vorträge über weibliche Krankenpflege von Henriette Auegg. (Graz, Leykam, 1884.) Dieses Buch wiegt hundert Bände unserer landläufigen belletristischen und moralisierenden Literatur auf, was Innigkeit und Ethik anbelangt. Menschenliebe, die Andere verkünden, hier wird sie praktisch geübt. Das Büchlein handelt von der Krankenstube, dem Krankenbette, der Krankenkost, von der Beobachtung des Kranken, von dem Bericht an den Arzt, von der Pflege als Unterstützung des Arztes, des Kranken und von der moralischen Seite der Krankenpflege. „Gut ist das Vernünftige und das Liebevolle," sagt die Verfasserin, und das ist das Programm des Buches. — Gute Frauen sind geborne Krankenpflegerinnen; was der Mann hierin nur durch Erfahrung und Nachdenken lernen kann, das sagt der Frau ihr Takt des Herzens. Und doch kann selbst die umsichtigste Frau in Aufregung, Angst und Mitleid am Krankenbette leicht Manches verkehrt machen, auf Manches vergessen, was wichtig. Darum ist den Frauen dieses vernünftige, liebreiche Büchlein, die auf Alles denkt und in Allem Rath weiß, sosehr zu empfehlen.

R.

Sommerblumen von Carus Sterne, mit Farbendrucktafeln und vielen Holzstichen. (Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Prag.) Wohl viele tausend Pflanzenliebhaber und Blumenfreundinnen hegen den heimlichen Wunsch, auch mit der einheimischen Blumenwelt, welche in Wald und Feld, auf Berg und Wiese so viele herrliche Erscheinungen aufweist, in ein näheres Bekanntschafts-Verhältnis zu treten. Das hier angekündigte, einem durchaus neuen und wohlberechneten Plane entsprossene Buch wird allen diesen Suchenden die gewünschte lose Führerschaft gewähren, indem es sie durch einen gewinnenden und unterhaltenden Text, durch prächtige Farbendrucke, die nebst den lateinischen auch mit den deutschen Pflanzennamen versehen sind, mit den am häufigsten unsere Aufmerksamkeit erregenden, wichtigsten und schönsten Vertretern unserer Sommerflora auf dem denkbar mühelosesten Wege bekannt macht.

Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die stille Pflanze in viel höherem Grade als das lebhafte und flüchtige Thier Gegenstand der ästhetischen, sinnenden und symbolisierenden Naturbetrachtung ist und naturgemäß stets sein mußte, verfährt der Verfasser in seiner Darstellung so, daß er die culturgeschichtliche, künstlerische und literarische Bedeutung bei jeder einzelnen Pflanze in den Vordergrund stellt, darlegt, wie und wodurch sie die Aufmerksamkeit der Menschen erregt und ihr Interesse gefesselt hat, wodurch sie zu ihrem Namen, zu Ruf und Ansehen, zur Verwendung als Ausdrucksmittel individueller Gefühle und allgemeiner Charaktere gelangt ist, und geht dann unmerklich zu der botanischen Stellung derselben, zu ihren verwandtschaftlichen Beziehungen mit anderen Pflanzen, zu ihrem die Farben und Formen beeinflußenden Verhältnis zur Thierwelt über, ohne je in ein ermüdendes Detail zu verfallen.

In solcher Auffassung erhalten wir hier ein Werk, welches man als eine Botanik für Liebhaber, Künstler und Literaten bezeichnen könnte, ein eigenartiges Werk, wie es bisher in den Literaturen der verschiedenen Völker gar nicht, oder nur in sehr unvollkommenen Anläufen existierte. Selbst der Botaniker vom Fach dürfte viel des Neuen und Anregenden darin finden.

Mit gleicher Ausstattung wie die früher in demselben Verlage erschienenen „Frühlingsblumen" erscheint das Werk in rasch aufeinanderfolgenden Lieferungen, um mit der 16. abgeschlossen zu sein. Diese „Frühlingsblumen" und „Sommerblumen" müßten sich unter dem Christbaum besonders sinnig ausnehmen. V.

Der soeben erschienene 16. Band der deutschen Universalbibliothek „**Das Wissen der Gegenwart**" (Verlag von F. Tempsky in Prag und Freytag in Leipzig) betitelt sich „Die Fixsterne" und hat den in der astronomischen Welt rühmlich bekannten Kieler Professor Dr. C. F. W. Peters zum Verfasser. Ein Ganzes für sich, bildet dieser Band eine Ergänzung zu Dr. Becker's Werk: „Die Sonne und die Planeten." Die Darstellung knüpft an die Beobachtungen des Laien an, um uns in die Forschungen der Wissenschaft einzuführen — ein Weg, auf dem man leicht und sicher vorwärts gelangt, um einen Einblick in die bisher enthüllten Geheimnisse des Weltalls zu gewinnen.

Wir erhalten Aufklärung über die äußeren Erscheinungen der Fixsterne, über die Entfernungen und über den Weg, dieselben zu berechnen, über die Eigenbewegungen, über die Doppelsterne, über die Veränderlichen und die Ursachen ihrer Veränderlichkeit, über die Sternhaufen und Nebelflecke und endlich über die physische Beschaffenheit, für deren Erkenntnis die großartige Erfindung des Spectroskops epochal geworden ist. Wer dem Autor auf den bei aller Mannigfaltigkeit klar vorgezeichneten Wegen folgt, der gewinnt ein deutliches und übersichtliches Bild der zahlreichen Welten, die unsere Welt umgeben und der unverrückbaren Himmelsgestalten, zu denen wir staunend und fragend emporblicken. Dem Buche sind zahlreiche Tabellen, 69 Figuren im Holzschnitt und wohlausgeführte Karten der nördlichen und südlichen Himmelshemisphäre beigegeben.

V.

Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Von Hermann Heiberg. Zweite Auflage. (Hamburg, K. Grädener.) Das Heiberg'sche Buch gibt mehr als sein Titel verspricht; wer überhaupt ein gelesenes Buch wieder zur Hand nimmt, der wird gewiß auch dieses in solchem Falle nicht zur ewigen Ruhe in den Schrank stellen. Schon in den eigentlichen, frisch und mit einem Zuge von Uebermuth geschriebenen Plaudereien, die es enthält, steckt fast überall der Ernst eines reifen, warm empfindenden und offenen Auges durch das Leben gehenden Mannes, und wenn der Vortrag auch nicht immer an der Niedertracht des „Kalauers" vorbeikommt, so ist doch ein gut Theil echten Humors darin. Was aber dem Buche seinen besonderen Wert verleiht, das sind die aus dem umgebenden All dieser „Plaudereien" durchweg gleich Inseln auftauchenden: Jugenderinnerungen, Ansätze zu Novellen, ja, was, wie der „Ingrato", für eine fertige Novelle gelten kann; fast Alles aus

der Seitenstellung des Humors, der hier dann sein künstlerisches Recht übt, alles Herbe und Unversöhnliche mit goldenem Abenddufte zu verklären. In diesen Theilen des Buches tritt der Segen eines bestimmten Stoffes und einer geschlosseneren Form überraschend zu Tage; ein Sinn für das Wesentliche, eine Ausscheidung des nicht zur Sache Gehörigen herrscht hier fast überall.

Theodor Storm.

Die Zukunft der Blinden. Vorträge zum Zwecke der Hebung des Blindenwesens. Ein ernstes Wort für Sehende von Friedrich Scherer. (Eilfte vermehrte und verbesserte Auflage. 1883.)

Der Verfasser dieses in vieler Beziehung anregenden und lehrreichen Buches ist im Alter von zwei Jahren erblindet, um so erstaunlicher sind die reichen Erfahrungen und Kenntnisse im Blindenwesen, die hier niedergelegt sind. Wir bemerken vor Allem die Abschnitte über Grundzüge der Blinden-Erziehung und des Blinden-Unterrichtes, über Mnemotechnik, über den Blinden als Bürger, Gatte, Vater u. s. w. Auch das Capitel mit den Biographien merkwürdiger Blinder ist interessant. Rührend wegen ihrer schlichten Innigkeit sind einige Gedichte des Verfassers unter dem Titel „Blind".

M.

Brockhaus' Conversations-Lexikon gelangte in der neuen, dreizehnten Auflage, die das altberühmte Werk bekanntlich auch durch eine große Menge von Abbildungen, Karten und andern Illustrationen bereichert, bis zum 90. Hefte und hat damit den sechsten Band (Elektricität—Forckenbeck) zu Ende geführt. In der vorigen Auflage enthielt der sechste Band nur 2022 Artikel; in der gegenwärtigen stieg deren Zahl auf 5212. Diese so bedeutende Vermehrung der Stichwörter schließt einen doppelten Vorzug in sich: es erhellt daraus erstens, welche Masse von neuaufgenommenem Stoff verarbeitet wurde, und zweitens, daß die Redaction bestrebt ist, das „Conversations-Lexikon" immer mehr zu einem möglichst bequemen und rasche Auskunft bietenden Nachschlagewerk zu gestalten. Erst ganz kürzlich brachte das Londoner Weltblatt die „Times" eine eingehende Besprechung desselben, in der namentlich die Vollständigkeit und die Zuverlässigkeit der dreizehnten Auflage gerühmt werden.

Volksausgabe des Selbstschriften-Albums **„Aus Sturm und Noth"**. — Soeben ist im Verlage von J. H. Schorer zu Berlin, dem bekannten Verlag von Schorer's Familienblatt, eine billige Ausgabe dieses prächtigen Buches erschienen. Bekanntlich ist das Album mit seinen vielen trefflich geschnittenen Originalzeichnungen und Bildern, sowie mit seiner Fülle von interessanten Gedenkversen und Autographen eine Zierde jedes Salons, jeder Familienbibliothek.

Die **„Wiener Hausfrauen-Zeitung"** tritt mit Neujahr in den zehnten Jahrgang ihres gedeihlichen Wirkens. Sie ist die Beratherin der Mutter bei der geistigen und leiblichen Erziehung der Kinder, sie hilft der Hausfrau ihre Wirtschaft am besten und billigsten besorgen, sie weiß in allen Fällen des Familienlebens erprobten Rath und hat sich dadurch das Vertrauen und die Anhänglichkeit tausender Familien erworben. „Wenn ich nur aus einer Nummer der „Wiener Hausfrauen-Zeitung" eine Notiz oder einen Rathschlag für mich verwerten kann", schrieb jüngst eine der Frauen, „dann habe ich materiell mehr Nutzen gezogen, als das Abonnement des Blattes kostet."

Die Adresse der Redaction lautet: „Wiener Hausfrauen-Zeitung", Wien I., Salvatorgasse.

Der unsterbliche Mensch. Eine materialistische Dichtung in fünf Gesängen von Ernst Wechsler. (Wien. Carl Konegen.)

Dieses sich mit so großen Absichten tragende Gedicht flößt uns vor dem ernsten Trachten des Verfassers Respect ein. Das ist keine seichte, wässerige Seele, die sich in einen solchen Gegenstand vertieft, als es hier eine merkwürdige Sage von Moses Maimonides ist, und aus demselben empor einen so interessanten literarischen Versuch macht. Indes ist dieser Stoff nur für eine humoristische Behandlung geeignet, die ernstsinnende Muse befaßt sich ungern mit derlei materialistischen Dingen. Wenn Wechsler für sein nächstes Opus zu einem gleich interessanten Stoff die entsprechende Form findet, dann haben wir einen wirklichen deutschen Dichter mehr.

M.

„Das eiserne Jahrhundert" von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Mit 200 Illustrationen und 20 Karten. Wien, A. Hartleben's Verlag.) Von diesem eigenartigen Werke, dessen wir wiederholt gedachten, liegen nun die Schlußlieferungen vor. Wir lernen in denselben zunächst die großartigen Fortschritte auf dem Gebiete der „modernen Kriegsmittel" kennen; schöpfen aus dem Capitel „Das eiserne Gespinst der Erde"

umfassende Belehrung über räumliche Entwickelung der Telegraphie, zumal der großartigen submarinen Kabelleitungen, und unternehmen mit dem Autor im Geiste einen Flug durch den Luftocean, indem wir den Problemen der Flugtechnik lauschen. Ganz besonders aber wird der Leser jene Capitel mit wachsendem Interesse durchblättern, welche sich mit der Dampf- und Eisenarbeit in ihrer überwältigenden Gesammtheit befassen. „Im Reiche der Cyklopen" machen wir mit dem riesigen Krupp'schen Etablissement Bekanntschaft. Hieran schließen Mittheilungen über die unzähligen Unternehmungen ähnlicher Art in Europa, in Amerika und zuletzt folgt ein instructives Capitel, „Schwarze Diamanten", in welchem der Kohle als Krafterzeuger, als Mittel zur Potenzierung der Arbeitsleistung bis zu ihrer höchsten Wirksamkeit ihr Recht wird. Die menschlichen Leistungen, welche in diesem ausgezeichneten Werke so plastische Schilderungen erfahren, werden bei jedem denkenden Leser zu Anhaltspunkten für eine große Zahl von culturgeschichtlichen Anknüpfungen.

Von den deutschen Monatsschriften. Sechster Gang.) Von Karl E. Kleinert.

Die Novemberhefte nur weniger deutscher Monatsschriften bringen Artikel und Gedichte zur Lutherfeier. So die „Deutsche Rundschau", die mit einem kräftigen „Lutherlied" von Konrad Ferdinand Meyer eröffnet wird, an der sich ein gediegener, gründlich gearbeiteter Artikel über Luther von Prof. Heinrich Holtzmann und eine Uebersicht der neuesten Lutherliteratur anschließen. Allgemeine Beachtung verdient der Aufsatz „über die Erhaltung der Gesundheit" von Professor W. Preyer. Der Verfasser gibt hier zunächst eine kleine Uebersicht über die verschiedenen Lebensvorgänge und bespricht ein Vorgehen bei der Wahl der Wohnung, Kleidung u. s. w. Selbstverständlich kämpft er hiebei gegen die heutigen Damenmoden an — selbstverständlich auch vergebens. Wir wollen namentlich auf das hinweisen, was der Verfasser von der Ueberbürdung der Jugend sagt: „Der von den humanistischen Gymnasien derzeit festgehaltene Standpunkt", heißt es da, „ist trotz mancher Anpassungsversuche an die neue Zeit im Wesentlichen der mittelalterliche, welcher vor mehreren Jahrhunderten berechtigt war, weil man nichts besseres als die alten Classiker und namentlich keine exacte Naturwissenschaft hatte, um den Scharfsinn zu üben. Jetzt aber gibt es viele Bücher, welche sachlich und formal sich besser zum Unterricht der Jugend eignen, als die griechischen und römischen Autoren. Warum werden nicht Auszüge aus Schriften von Galilei, Descartes, Newton, Bacon, Luther, Leibniz, Kant :c. gelesen? In dem Alter unserer Schuljugend muß überhaupt weniger gelesen, weniger geschrieben, das Gedächtnis geschont, das Muskelsystem geübt werden." Zum Schlusse sagt der Verfasser: „Ehe es besser wird mit der Erziehung der Kinder, muß es ernst werden mit der Selbsterziehung der Eltern." Neben diesen Beiträgen nennen wir noch am Anfange die nicht uninteressante „Geschichte eines Genies" von Ossip Schubin.

Im Novemberhefte der Gottschall'schen Revue „Unsere Zeit" beginnt eine effectvoll geschriebene, spannende Novelle: „Fidelio" von Emil Taubert. Ein junger Arzt liebt eine Sängerin und beschließt, mit ihr zu entfliehen. Er ist aber verheiratet. Seine Frau findet einen Brief vor, in welchem er ihr seinen Entschluß, sie zu verlassen, anzeigt. „Nicht wir, ein Dämon lenkt unser Schicksal," schreibt er ihr. Doch ein anderer „Dämon" veranlaßt ihn, in's Haus zurückzukehren und noch schnell etwas zu ordnen, während die Geliebte unten im Wagen, als Ordensschwester verkleidet, seiner harrt. Oben angekommen, findet er seine Frau ohnmächtig, mit geöffneten Adern daliegen. Die Geliebte kommt dann auch zur Kranken, der Wagen wird fortgeschickt. Was weiter folgt, wird die Fortsetzung bringen. Es wäre zweckentsprechend, wenn die Monatschriften in jedem Hefte abgeschlossene Erzählungen brächten. Von dem weiteren Inhalte nennen wir Georg Schweinfurth's fachmännischen Artikel über „Das Volk von Socotra", die Aufsätze über die neuere dramatische Literatur der Italiener, über die Parteien im deutschen Reichstage, die japanesischen Skizzen, über Johann Arany u. s. w.

„Nord und Süd" bietet im Novemberheft einen geistreichen, gründlichen Artikel über „Buddha und Christus" von Rudolf Seydel, und den Schluß des trefflichen Berichtes über die „internationale Kunstausstellung in München" von Ludwig Pietsch. Eine eingehende Arbeit ist der Essay des bekannten Literarhistorikers Georg Brandes über den Dramatiker Henrik Ibsen, dessen gelungenes Porträt dem Hefte beigegeben ist. Der Literarhistoriker Karl Bartsch in Heidelberg ist unter die Novellisten gegangen. Seine hier vorliegende Novelle „Elfriede" erbringt indessen den Beweis, daß man ein vorzüglicher Literarhistoriker sein kann und deswegen noch lange kein guter Novellist zu sein braucht.

Wilhelm Jensen's spannender Roman „Die Pfeifer von Dusenbach" wird im Novemberhefte der Westermann'schen deutschen Monatshefte fortgesetzt, desgleichen C. H. Bitter's interessanter Artikel über „vergessene Opern". Belehrend ist G. van Muyden's reich illustrirte Darstellung der elektrischen

Eisenbahn und deren Bedeutung für die Zukunft. Mit Vergnügen lasen wir F. A. Lipp's Aufsatz über den Dichterphilosophen Friedrich Theodor Vischer, dessen Wirken hier eine liebevolle Würdigung erfahren hat. Auch Woldemar Kaden's bildgeschmückter Aufsatz über das ligurische Palmyra und der Artikel zur Lutherfeier von H. Pröhle verdienen Beachtung.

Im Novemberhefte der „Deutschen Revue" wird die gut geschriebene Novelle „Melpomene" aus dem Prager „Ghetto" von K. E. Franzos beendet. Interessant sind M. Carrière's „Rechtsphilosophische Betrachtungen über Staat und Kirche," sowie C. H. Bitter's „Intermezzi aus dem Jahre 1848".

Die illustrierte Monatschrift „Aus allen Zeiten und Landen" publiciert in ihrer Novembernummer einen lesenswerthen Artikel von Fr. v. Hohenhausen über den unglücklichen Sohn des ersten Napoleon, den Herzog von Reichstadt. Ein Bildnis desselben aus seiner Kindheit und eines, das ihn als Leiche zeigt, ist dem Hefte beigegeben. Sehr interessant ist auch der Aufsatz über „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans" von H. v. Globitz, mit einem Porträt. Die Artikel über „Die weiße Frau" von Karl Friesendorf werden abgeschlossen. Der Verfasser erzählt von Anna Sydow, der „schönen Gießerin" († 1571), der „Todesfünderin des Hauses Hohenzollern". Das Porträt derselben ist, wie auch jenes der sogenannten „schwarz-weißen Frau von Baireuth" dem Aufsatze beigedruckt.

Weihnachts-Literatur.

Unterm Weihnachtsbaum. Festbilder von Helene Stökl. (Leipzig, L. A. Koch.) Gemüthreiche Menschen, die sich die Weihnachtsfreude als einen göttlichen Schatz aus der Kindeszeit zu bewahren wußten, mögen nach diesem Büchlein greifen. Es ist voll menschlicher Wärme, christlicher Seele und Weihnachtsstimmung. Die Adventglocken, die Vorbereitungen zum Feste, der heilige Abend endlich mit dem wonnigen Christbaume, sowie Weihnachten in fremden Ländern, Weihnachten der Armen und Festnachklänge — all' das ist in lieber, sinniger Weise behandelt und mit Juwelen von herrlichen Weihnachts-Gedichten deutscher Poeten festlich geschmückt. Das kleine Buch ist voll deutscher Innigkeit; wir halten es für Pflicht, unsere Leser besonders darauf aufmerksam zu machen.

Von derselben Autorin und im selben Verlag erschien soeben auch ein Jahrbuch unter dem Titel: „**Herzens-Kalender**", Gedenkblätter für alle Tage des Jahres. Für jeden Tag ist ein Stück leeren Raumes zum Einschreiben von Tagebuchnotizen und dergl. und darüber ein Spruch irgend eines Dichters oder andern bedeutenden Mannes. Der Name der feinsinnigen Herausgeberin bürgt uns für eine treffliche Auswahl der Sprüche und Gedichte und so muß es wohl doch ein Glück sein, Hand in Hand mit vornehmen Geistern durch's Jahr zu wandeln.
R.

Für die bevorstehende Weihnachtszeit machen wir darauf aufmerksam, daß von der **Illustrirten Ausgabe der Werke Goethe's** (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt), die wir schon wiederholt anerkennend zu erwähnen Gelegenheit hatten, mit der 49. Lieferung der erste und zweite Band bereits vollständig erschienen sind. — In den letzt erschienenen Heften gab der zweite Theil des Faust den Illustrator besondere Gelegenheit, einer großartigen Phantasie frei zu folgen und Bilder von wirklicher Bedeutung zu schaffen.
M.

Bei F. Tempsky in Prag erscheint eine für die österreichischen Verhältnisse bearbeitete **Jugendbibliothek**, herausgegeben von J. G. Rothaug, die wir bestens empfehlen können. Bisher erschienen folgende Bändchen: Für Kinder von 7 bis 10 Jahren: Piletschka: Märchenschatz aus den mährischen Karpathen; Riha: zwei Feenmärchen. Für Kinder von 10 bis 12 Jahren: Hahn: Wider Pest und Halbmond, eine Erzählung aus der zweiten Türkenbelagerung Wiens; Thomas: Peter Rosegger, Lebensbild eines Dichters aus dem Volke; Wenisch: Sagen aus Deutschböhmen. Für Kinder von 12 bis 15 Jahren: Hahn: Die österr.-ungarische Nordpolexpedition; Kopetzky: Rüdiger von Starhemberg, der Vertheidiger Wiens im Jahre 1683; Rothaug: Walhalla, Ein Sagenkranz aus dem germanischen Götterhimmel; Schirmer: Maximilian, Kaiser von Mexico; Hürnberger: Im Bergwerk zu Schemnitz oder Ehrlich währt am längsten.
V.

Oesterreichische Jugendschriften-Collection (Karl Prochaska in Teschen.) Diese neuen prächtig ausgestatteten und mit schönen Farbendruckbildern geschmückten Jugendschriften enthalten Erzählungen, deren Sujets der Geschichte, dem Völker- und Naturleben der Heimat entlehnt sind. Die drei ersten für Weihnachten 1883 erschienenen Bände haben folgende Titel: Aus der Kaiserstadt. Historische Erzählungen von W. du

Nord. — Ungarische Hochlandsbilder. Erzählungen, Jagd-Abenteuer und Sagen aus den Karpathen von Dr. J. H. Schwicker. — Von der Adria und aus den Schwarzen Bergen. Lebensbilder, Abenteuer und historische Erzählungen von Dr. K. v. Zdekauer. Aus dem Inhalte und der Ausstattung muß man den Eindruck empfangen, daß dieses neue, echt heimatliche Unternehmen mit aller Sorgfalt vorbedacht und durchgeführt ist. Dasselbe darf wärmstens empfohlen werden. V.

Kind und Hund. Bilder vom Hofmaler C. Arnold; Text von Richard Schmidt-Cabanis. (Berlin, Werner u. Schumann.) Des Menschen treuester Begleiter, der liebste Spielgefährte der Jugend hat in Meister C. Arnold einen seiner berufensten Darsteller gefunden und dieser brachte in dem vorgenannten Werkchen eben jene gute Kameradschaft zwischen Kind und Hund in lebensvollen, farbenfrischen Gruppen zur Anschauung. Diese heiter erdachten Bilder begleitete der liebenswürdige Humorist Richard Schmidt-Cabanis, der bereits in seinem weit verbreiteten lustigen Buch: „Allerlei nette Pflanzen" sein hervorragendes Talent als Kinderschriftsteller dargethan, mit ebenso anmuthigen als humorvollen Strophen. Sicherlich wird das Werkchen unter unseren Kleinen zahlreiche Freunde finden. V.

Im Juniheft des VII. Jahrganges nahmen wir Gelegenheit, das in der deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) erscheinende Prachtwerk „**Palästina in Wort und Bild**" zu besprechen. Wir hoffen auch, zum Schlusse des Werkes nochmals darauf zurückzukommen. Heute ist es bis zum 51. Heft erschienen. Es gibt wohl kaum ein würdigeres Christgeschenk, als dieses Werk, und so sei zur Weihnachtszeit, da unsere Blicke nach dem heiligen Lande gerichtet sind, ganz besonders darauf hingewiesen. M.

Spamer's Weihnachts-Neuigkeiten. Vom Onkel Spamer, wie die deutsche Kinderwelt den Leipziger Jugendschriften-Verleger füglich nennen könnte, sind uns folgende Werke zugegangen:

Unsere Vorzeit. Deutsche Heldensagen. Von Dr. Wilhelm Wägner. Dritte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel.

Die Schule der Artigkeit. Neues Fabelbuch. Von Ernst Lausch und Franz Otto. Dritte Auflage. Mit Abbildungen.

H. C. Andersen's Märchen. Neu übersetzt von Edm. Lobedanz, neu illustrirt von Edm. Wagner. Zweite Auflage.

Der Menschenfreund auf dem Throne. Leben und Wirken des edlen Kaisers Josef des Zweiten. Von Franz Otto. Dritte Auflage. Mit Abbildungen.

Illustrirtes Spielbuch für Mädchen. Von Marie Leske. Neunte Auflage. Mit 500 Text-Abbildungen und Titelbild.

Im Geisterkreis der Ruhe- und Friedlosen. Sagenhafte Gestalten in der Volksüberlieferung. Nebst einem Anhange: Die friedlosen Geister bei den Juden. Unter Mitwirkung von Franz Otto herausgegeben von C. Michael. Mit Abbildungen und buntem Titelbilde.

Parabeln des Morgen- und Abendlandes. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Mehl. Mit Text-Illustrationen und buntem Titelbilde.

Das Buch der Hausfrau. Beglückung des Hauses sowie Sicherung des häuslichen Wohlstandes und Comforts. Gemäß den Anforderungen der Gegenwart vorbereitet von Johanna von Sydow. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, Vignetten 2c.

Lieschens Puppenstube. Kleines, illustrirtes Haus- und Wirtschaftsbuch für unsere Lieblinge. Eingekleidet in eine Erzählung als Anleitung zu selbstthätigem Denken und Schaffen in häuslichem Sinne. Nach erziehlichen Grundsätzen bearbeitet und herausgegeben von Elly Gregor und Johanna von Sydow. Mit 214 Text-Abbildungen, vier Buntbildern und einem Schnittmusterbogen in Mappe.

Diese Werke für Jugend und Haus, sammt und sonders mit wirklich vorzüglichen Illustrationen reich ausgestattet, sind durchwegs empfehlenswert.

Ferner liegt aus demselben Verlage ein neues Buch von Clara Crom vor, betitelt: „**Eugenie und ihr Schützling**", besonders geeignet für die reifere weibliche Jugend. Dieses Stück ist ganz danach angethan, ein populäres Volksbuch zu werden.

Wer sich für den reichen Verlag von Otto Spamer noch näher interessirt, den machen wir auf den diesjährigen **Weihnachts-Verlags-Bericht** derselben Firma aufmerksam. V.

Ernst und Scherz. Zwanzig Schwarzbilder von Heinrich Braun; mit Versen von Heinrich Seidel. In elegantem Einband. (Berlin, Franz Lipperheide.)

Allerlei. Zwanzig Schwarzbilder von Heinrich Braun, L. Fehrenbach und Karl Fröhlich; mit Versen von Heinrich Seidel. In elegantem Einband. (Ebd.).

by Google

In reizvollem Durcheinander spiegelt sich in diesem Büchlein das Thun und Treiben der jungen Welt wieder. So eng der Gesichtskreis der Kinderwelt erscheint, er ist unendlich weit, bevölkert von tausend Gestalten, die freilich nur der Blick derjenigen Großen wahrnehmen kann, die selber sich ein kindliches Gemüth in der Brust bewahrt haben. Köstliche Bilder aus diesem großen Reiche führen uns die Künstler vor Augen, und in dem Dichter haben sie einen Interpreten gefunden, der mit seinen gemüthvollen Versen sicher die Kindesseele zu treffen weiß. In der großen Mehrheit sind es Bilder heiterer Art, erfüllt von sprudelnder Lebendigkeit, und selbst dort, wo eine Andeutung auf die herben Seiten des Lebens erfolgt, wie beispielsweise in der prächtigen Composition „Die trauernde Mutter,“ geschieht es im Tone jenes milden Ernstes, welcher die Kleinen unter Thränen lächeln macht. So athmen denn die beiden Büchlein den Geist echter Kindlichkeit, der seine erfreuende Wirkung auf junge, unbekümmerte Herzen nie verfehlt. V.

Neues Deutsches Märchenbuch. Von Ludwig Bechstein. Fünfundvierzigste Stereotyp-Auflage. Volks-Ausgabe. Mit Holzschnitten von Leop. Weinmayr. (A. Hartleben, Wien.) Wir wissen außer dem Grimm'schen Märchenbuch kaum ein anderes deutsches, das sich an Ansehen und Verbreitung mit Bechstein's Märchen messen könnte. Wie viele Millionen Kinderherzen sich schon daran ergötzt haben, wie viele frohe Stunden es denselben bereitet, ist nicht zu sagen, es macht Einem nur die angenehme Pflicht, es weiter zu empfehlen.

Joh. Nep. Vogl's Volkskalender für 1884. 40. Jahrgang. Redigiert von August Silberstein. Mit vielen Illustrationen. (Wien, Carl Fromme.) Wir begrüßen mit Freude dieses altbekannte Jahrbuch, das uns, neben einer Gabenreihe von Lieblingsdichtern aus der Heimat, prächtige Bilder, zeitgemäß Nützliches und dadurch für Gemüth und sinniges Gedenken einen wahren kleinen Hausschatz bietet! Allem Hübschen und Interessanten, das dieses Volksbuch enthält, weit voran geht „Die Glückswurzel“ von August Silberstein, eine Geschichte, die im Volksherzen wurzelt und die Herzen Aller darum, ebenso wie die älteren berühmten Dorfgeschichten des Verfassers, erquicken und entzücken wird.

Fromme's Wochen-Notiz-Bloc-Kalender für 1884 hat sich in Folge seiner praktischen und eleganten Form schnell im Comptoir wie auf dem Schreibtisch einen Platz erobert. Dieser Kalender, ein Bloc von 56 perforierten und zum Abreißen bestimmten Blättern, auf einer eleganten Rückwand befestigt, zum Hängen an die Wand oder zum Stellen auf den Schreibtisch eingerichtet, bietet auf jedem Blatt in der Größe von 17:26 Cm. außer den Tagen und Daten einer ganzen Woche für Katholiken, Protestanten, Griechen und Israeliten, den Tagemarken des ganzen Monats, den drei Stempelscalen und den Ziehungen, welche in der Woche vorkommen, genügenden Raum zu mancherlei Notizen für Jedermann.

Fromme's Neuer Auskunfts-Kalender für Geschäft und Haus für 1884, 19. Jahrgang. Alles, was Hof, Kirche, Militär, Post, Telegraph, Börse, Markt, sowie Stempel, Steuern, Zinsen und die sonstigen im täglichen Leben vorkommenden Rechnungen, Münzen, Maße ꝛc. betrifft, ist mit einem ausführlichen Wiener Adreßkalender und Wegweiser darin vereinigt.

Fromme's Täglicher Einschreibkalender für Comptoir, Geschäft und Haus für 1884, 6. Jahrgang.

Wir nennen noch den **Medicinal-, Landwirtschafts-, Forst-, Handels- Börsen-, Landmann-, Montanistischen, Clerus-, Feuerwehr-, Musik-, Pharmaceutischen, Professoren-, Juristen-, Bienen-, Buchführungs-, Garten-, Mittelschul-, Studenten-** und **Telegraphen-Kalender.**

Auch die den Bedürfnissen entgegengebrachten Kalender für Geschäft, Wirtschaft, Wand und zum Mittragen, als: **Auskunfts-, Einschreib-, Geschäfts-Notiz-, 16 Kreuzer-,** dann die hübschen **Blatt-, Tages-** und **Wochen-Bloc-, Brieftaschen-, Taschen-, Salon-** und der neue originelle **Wienerstadt-Kalender, Elegante Welt-** und **Portemonnaie-Kalender** in deutscher, ungarischer, böhmischer und französischer Sprache — sie alle haben die Eigenschaften, jährlich die alten Abnehmer wieder zu fesseln und neue heranzuziehen. V.

Ferner sind dem „Heimgarten“ zugegangen:

Der Präsident. Erzählung von Karl Emil Franzos. (Breslau, Eduard Trewendt.)

Junge Liebe. Novelle von K. E. Franzos. Vierte vermehrte Auflage. (Breslau, E. Trewendt, 1884.)

Der Georgi-Thaler. Lebensbild aus dem Chiemgau von Maximilian Schmidt. (Stuttgart, Carl Krabbe, 1883.)

Unsere Nachbarn. Neue Skizzen von Ada Christen. (Dresden. H. Minden, 1884.)

Ein zweiter Sokrates. Roman v. Ida Klein. (Prag, Heinrich Mercy, 1884.)

Zwei Novellen von Theodor Storm. (Berlin, Gebr. Paetel, 1883.)

Dorf- und Schloßgeschichten von Maria von Ebner-Eschenbach. (Berlin, Gebr. Paetel, 1883.)

Opfer des Krieges. Zwei Novellen von Wilhelm Berger. (Berlin, Gebr. Paetel, 1883.)

Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von Heinrich Steinhausen. Fünfte Auflage. (Leipzig, G. Böhme, 1883.)

Das Eidbuch von Köln. Im Moore. Historische Erzählungen aus dem Mittelalter von M. v. Reineck. (Leipzig, G. Böhme, 1884.)

Geschichten aus Moll. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. (Stuttgart, G. J. Gäschen'sche Verlagshandlung, 1884.)

Roth von Geburt, durch Bildung weiß. Aus den Tagebüchern Arnold's und Erich's ausgewählt und bearbeitet für die reifere Jugend. Von J. H. O. Kern. (Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung, 1884.)

Die Teufelskralle. Eine düstere Erzählung von Einst für Jetzt. Zur Geschichte der „Blutopfer". (Leipzig, Kößling'sche Buchhandlung, 1884.)

Grüße des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redacteurs im deutschen Reiche von Johannes Wedde. (Hamburg, Verlag von Johannes Wedde, 1884.)

Rufe aus dem deutschen Osten. Drei Bücher nationaler Dichtungen aus Deutsch-Oesterreich. Von Adolf Haagen. (Leipzig, Otto Wigand, 1884.)

Kleiner Liederschatz. Eine Sammlung ein-, zwei- und dreistimmiger Lieder in volksthümlichem Satze für deutsche Schulen von Fr. Zimmer. (Quedlinburg, Fr. Vieweg.)

Silentium! pro Paul v. Portheim. (Dresden, Heinrich Minden, 1884.)

Gedichte von Arnold von der Passer. (Innsbruck, Wagner's Universitätsbuchhandlung, 1883.)

Gegen den Strom. Lyrisches und Satirisches von Albert Palmer. (Leipzig, Otto Wigand, 1884.)

Aus dem Walde. Lieder von Karl Kellnarn. (Ried, E. Langhans, 1884.)

Gedichte von Wilhelm Kunze. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.)

Katharina Koch, eine deutsche Naturdichterin, von Karl Schrattenthal. (Deva, Siebenbürgen, Selbstverlag des Herausgebers, 1883.)

Entdeckung der Seele. Von Prof. Gustav Jäger. Dritte, stark vermehrte Auflage. 1. Band. (Leipzig, Günther's Verlag, 1884.)

Der Zeitgenosse. Eine Wochenschrift, herausgegeben von W. Spemann. Stuttgart, redigiert von Josef Kirschner.

Grammatisch-stilistisches Wörterbuch der deutschen Sprache von J. E. Wessely. (Leipzig, R. Reisland, 1883.)

Das moderne Tarokspiel. Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben, nebst zahlreichen erläuternden Beispielen. Von K. Werner. (A. Hartleben, Wien.)

Straßenpflaster und Kutschwagen. Eine culturgeschichtliche Skizze von G. A. E. A. Saalfeld. (Prag, deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Grazer Schreibkalender für das Schaltjahr 1884. Mit Illustrationen. (Graz, „Leykam".)

Trewendt's Volkskalender für 1884. Vierzigster Jahrgang. (Breslau, Eduard Trewendt.)

Literarischer Weihnachts-Katalog, 1883. (Berlin, Franz Lipperheide.)

Generalkatalog für Weihnachten 1883. (Wien, Wilhelm Frick.)

Postkarten des „Heimgarten".

B. J., Graz: Was würden unsere wackeren ungarischen Nachbarn zur folgenden Strophe Ihres „Neujahrsgrußes" sagen:

„Deutsches Volk im Steirerlande
Schütze deine Muttersprach',
Du, so hart am Ungarlande,
Schütze sie vor Schand' und Schmach."

A. E., Saaz: Sie haben viel gelesen und haben ein gutes Gedächtnis. Sehen Sie, das ist Ihr Unglück. Sie schreiben Alles auf, was Sie gelesen haben und meinen dann, Sie hätten es selbst gemacht.

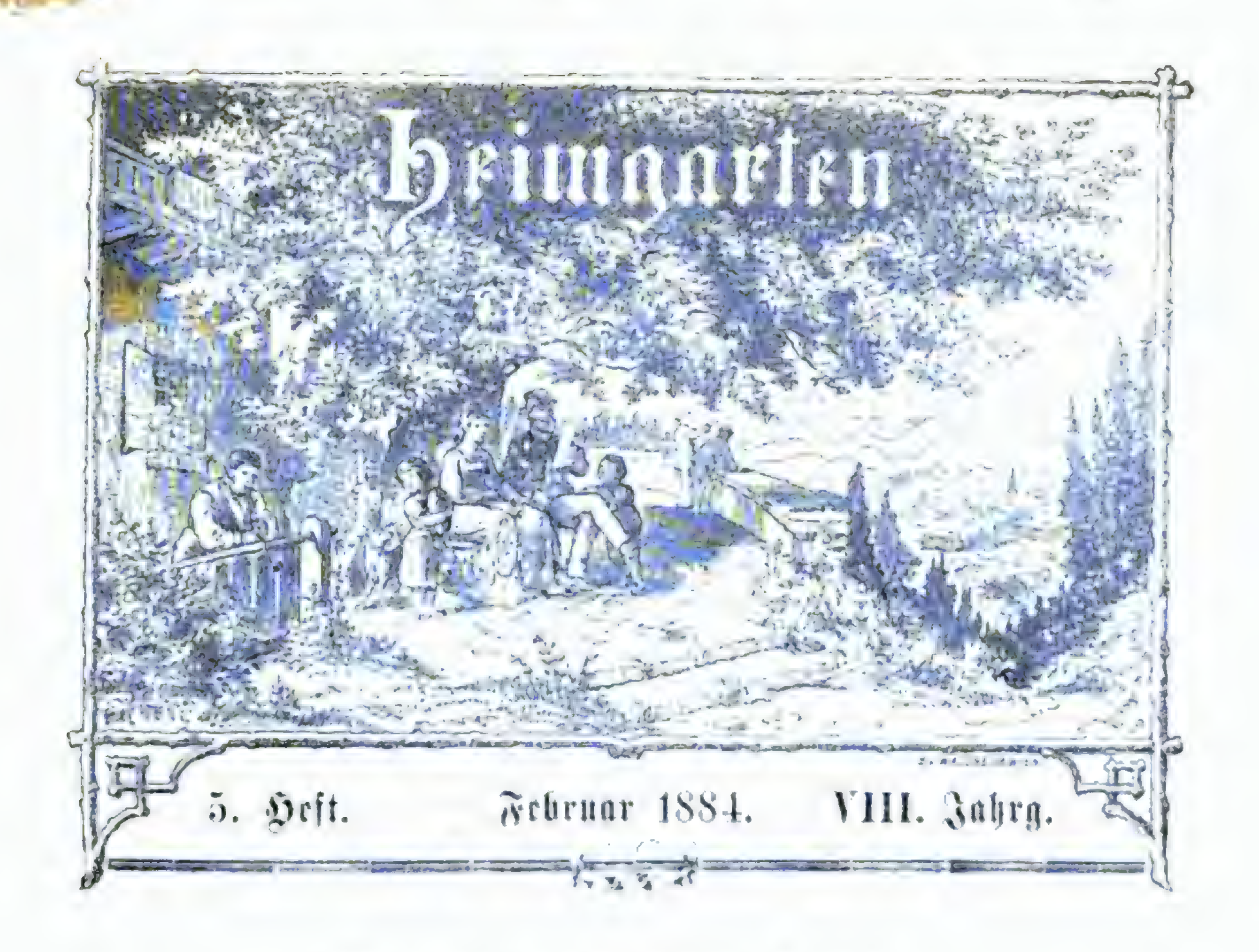
O. O. A., Leoben: Finden Gewünschtes in der Rehwildkarte von Oesterreich-Ungarn, welche die in Klagenfurt erscheinende Jagdzeitung „Waidmannsheil" soeben veröffentlicht. Die Karte ist nach statistischen Daten von F. C. Keller zusammengestellt und in vier Farbenabstufungen lithographiert.

R. A. S., Wien: Viel zu umfangreich. Sind überhaupt mit Erzählungen auf lange Zeit versehen.

Vertigalensis, Wien: Besten Dank. Daß ein und derselbe Spaß, wie der von der Umgangssprache, in einer vielbändigen Zeitschrift mehrmals gestreift wird, ist kaum zu vermeiden, wovon selbst die „Fliegenden" manches Lustige zu erzählen wissen. Weniger rechtfertigen können wir den zweimaligen Abdruck des F.'schen Gedichtes. Dem angedrohten Feuilleton sehen wir mit Resignation entgegen.

E. R., Offenbach: Der „Heini von Steier" ist von Scheffel.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Judas von Tirol.

Ein Schattenbild aus dem Volke.

Im Hause des Raffl konnte ein Flintenschuß abgefeuert worden sein, so heftig war der Knall. Er kam aber nur von dem heftigen Zuschlagen einer Stubenthür. Es war die Hauswirtin etwas unmuthig. — Da bleibt er die ganze Nacht aus und man weiß nicht, wo er sich umtreibt, dieser Rothschädel, und zuletzt kommt er leer heim und hat nicht ein Knöchlein Wildpret auf dem Buckel. Was es doch ein Aerger ist mit diesen Mannerleuten. Dort steigt er daher, wird nicht lange anstehen, sitzt er da in der Stuben und wird was zu essen haben wollen. Ist ja alleweil ausgehungert wie ein Rab', und schon gar, wenn er nächtiger Weile auswärts ist gewesen. Wo soll man's denn hernehmen, das Fressen, jetzt mitten im Winter? Ist ja Alles zu Grunde gegangen bei diesem Franzosenrummel, weil die dummen Tiroler lieber Bettler sein wollen, als wie nachgeben und gut leben, wie es die Baiern haben. Hungerleiden läßt er Keinen, der Franzos! —

Das mochten die Gedanken des unmuthigen Weibes sein, welches erst seit kurzer Zeit mit ihrem Raffl in diesem Hause lebte. Sie waren Beide Dienstleute gewesen, hatten sich aber während des Krieges auf dieses Haus gebracht, dessen Kammern freilich längst ausgeleert und nun ganz auf den Stutzen des Wildschützen angewiesen waren.

Und nun lief er wieder einmal daher: leicht wie der Wind — ein noch junger Mann mit fuchsrothem Haar und Bart — und als ihm das Weib entgegenzeterte, bog er seinen schiefen Blick so merkwürdig um die Nase und seltsam schmunzelnd huschte er zur Thür hinein.

„Hast wieder nichts!“ herrschte ihn das Weib an.

Er schmunzelte und drehte seine grauen Aeuglein langsam wie eine Eule in den Höhlen hin und her. Er

hatte sich auf die Siedel hingesetzt, im Arm noch das Gewehr, den verwitterten Spitzhut schief in die Stirne gedrückt, so lugte er auf den wurmstichigen Tisch nieder und murmelte: „Was ich heut' hab', das ist mir lieber wie alle Gemsen von Fartleis."

Sonst sagte er nichts. Sie wurde nun aber zuthunlich, so zuthunlich, daß er sie plötzlich an sich riß und ihr Alles vertraute.

„Den Sandwirt hab' ich gefunden!" schnaufte er. Sie that einen Schrei, halb vor Schreck, halb vor Freude. Tausend Ducaten waren — so ging's im Lande um — auf Andreas Hofer's Kopf gesetzt, wer ihn lebendig oder todt überlieferte.

Nachdem er erst vor wenigen Wochen als unumschränkter Regent und Obercommandant von Tirol in der Hofburg zu Innsbruck die Huldigung seiner Landsleute und vom Kaiser Franz die goldene Kette entgegengenommen, hatte er sich durch die plötzliche, ungeahnte Wendung der Dinge nun flüchten müssen und er war fast spurlos verschwunden. Die französischen Schächer streiften durch das Land, suchten, lauerten und trachteten durch List, Versprechen und Drohen von der Bevölkerung seinen Aufenthalt zu erfahren. Aber die Geistlichkeit predigte von den Kanzeln: „Kein Tiroler weiß, wo der Sandwirt ist!"

Die Meisten wußten es auch wirklich nicht. Zu diesen letzteren gehörte bis zu diesem Tage der Bauer Raffl in Passeier.

„Und jetzt hab' ich ihn!" sagte er mit einer fast krächzenden Stimme und scharrte mit den Fingernägeln über den Tisch her.

„Wo hast ihn denn?" fragte das Weib.

„Er kommt mir nicht aus. 's ist viel Schnee, er kann nicht weiter."

Dann rückte er sich bequemer, starrte in die finstere Wandecke hinein und erzählte: „Wie ich in der Morgenfruh von Farleis hergehe und über die Alm heraus — der Schnee trägt stellenweise — sehe ich vor mir einen Lichtschein, nur auf einen Augenblick, ist gleich wieder vergangen. Das ist ja die Prantacherhütten, denke ich mir, wer kann denn da drinnen sein? Im Schnee — so viel wird's schon Tag — sind grobe Schuhe zu verspüren und auch Herrenstiefel. Wildschützen allein sind's nicht. Ich schleiche mich hin und will durch ein Fenster hineinschauen. Die Fenster sind mit Brettern verdeckt gewesen. Der Schein ist sicherlich von der Thür gekommen, die ist aber schon wieder zu und ich überlege, ob ich keck antauchen und hineingehen soll. Thue es aber nicht, man kann nicht wissen, wer drinnen ist. Jetzt sehe ich, daß die Hüttenmauer unter dem Dach oben Scharten hat, es scheint dort das Licht heraus. Da bin ich an der Wand und horche. Es sind ihrer Mehrere drinnen, aber Wildschützen sind das nicht; wie ich merke, thun sie miteinander laut Rosenkranz beten. Das ist recht, hören sie's nicht so leicht, wenn ich da hinaufsteige und bei den Scharten hineinschaue. Ich thue es, sehe zuerst beim Feuer hocken — wen meinst? — den Schreiber Dörninger. Ah, denke ich, da ist auch der Sandwirt nicht weit! Gleich habe ich mir's gedacht. Daneben steht Einer, thut beim Beten Stutzen laden. Ein Anderer rührt in der Schmalzpfanne die Nocken um. Das sind seine Buben. Wenn nicht alle zwei, einer davon gewiß. Neben an der alten Truhen kniet ein Weib mit der Betschnur, ich habe ihr nicht in's Gesicht sehen können. Auf der andern Seite, beim Viehtrog, steht auch noch Einer. Der kunnt's sein! Breite Achseln, einen langen Bart hat er — der kunnt's sein! Steht der Nockenkocher gerad' ein wenig zur Seite, der Schein leuchtet hin: der Sandwirt ist's richtig! — Ich habe genug gesehen und springe lustig auf den Schnee. Da ist's drinnen auf einmal still. Sie beten nicht mehr, 's ist ganz still, sie haben mich wahrgenommen. Springt

die Thür auf: Wer da wäre? — Ich habe mich eilends davon gemacht."

„In der Prantacherhütten, sagst? Hat's Dich wohl nicht betrogen?"

„Meinen Kopf lasse ich mir wegschneiden, wenn er's nicht ist!" rief der Raffl; „die ganze Brut ist da oben beisammen. — Hast was zu essen, Weib?"

„Der letzte Scherz Brot und ein Reindl Sau-Faisten."

„Her damit! Wir werden bald Sachen haben."

Während er aß, befahl er, daß sie ihm das Sonntagsgewand zurecht mache, er gehe nach Meran.

Eben streifte er sich den rothen Brustfleck über den Kopf, als die Thür aufging und niemand Anderer als der Schreiber Dörninger in die Stube trat. Der gab zuerst seinen guten Morgen, sagte dann etwas vom Wetter, daß es im Thal kälter sei, als auf den Bergen, daß es aber bald umschlagen und thauen dürfte. Dann rückte er damit heraus, er hätte mit dem Raffl ein paar Worte zu reden, unter vier Augen.

„Kann auch sein," sagte der Raffl und hieß, weil das Weib in der Stube herumwaltete, den Dörninger mit in die Nebenkammer.

„Raffl," sagte der Dörninger, welcher zu Innsbruck der Leibschreiber Hofer's gewesen und seither sein treuer Begleiter geblieben war, „Raffl, Du bist heute Früh auf der Prantacher-Alm gewesen?"

„Ich?" machte der Bauer verwundert, „ich soll heut' schon auf der Alm gewesen sein? Wer sagt denn das?"

„Du bist dort gesehen worden, an der Hütte."

„Ich bin froh, wenn ich im warmen Bett kann sein und nicht der Narr, daß ich in der kalten Nacht im Gebirg herumstreiche."

„Was leugnest denn, Raffl?" sagte der Dörninger, „ist ja nicht Dein Schade, wenn Du's gestehst. Du bist erkannt worden, ganz sicherlich, und ist's ja nichts Schlechtes, daß Du oben warst. Wir sind auch oben. Du hast es wohl gesehen, wie viele unser sind?"

„Es ist der Sandwirt dabei," schoß es dem Bauer heraus.

„Er ist bei uns," sagte der Schreiber, „Dir kann man's gestehen, Du wirst wohl keinen Spitzbuben machen?"

Der Raffl schielte bei Seite und wehrte mit der Hand ab: Was er denn dächte!

„Ich habe gehört, daß es Dir schlecht geht," fuhr der Dörninger fort, „aber daß Du nicht ein braver Tiroler wärst, das möchte ich nimmer glauben. Steckst vielleicht tief in Schulden mit Deinem Hof!"

Das möchte schon wahr sein, deutete der Andere, und zog seinen Brustfleck hin und her, obwohl er schon lange saß; wollte dem Dörninger mehrmals treuherzig in's Gesicht blicken, es war aber, als ob sein Blick allemal fehlschösse, am Kopf des Mannes vorbei auf die Wand hin.

„Solltest Du was nöthig haben — Geld oder was —?" sagte der Schreiber; „die Bauernwirtschaften haben genug gelitten die letzten Jahre her, es muß ihnen wieder aufgeholfen werden. Der Bonaparte möchte uns freilich Alle zu Soldaten haben, in's fremde Land treiben wie die Kälber zum Abschlachten. Wir jedoch bleiben daheim in unserem schönen Land Tirol und halten es mit den Männern, die es ehrlich mit uns meinen — und wovon wohl der Sandwirt der Fürnehmste ist. — Es wird wieder Fried' werden im Land und Segen kommen —"

Der Mann stockte hier, denn der Tiroler sagt schwer etwas, das er selbst nicht glaubt. Und seit dem Friedensschlusse und der Abmachung, daß die Anführer der „Empörer" an die Franzosen ausgeliefert werden sollten, hatte der gute Dörninger keine große Zuversicht.

„— es wird Segen kommen mit Gottes Beistand", fuhr er fort, „und da ist es wohl wichtig für das Land,

wenn die Bauerngüter wieder auf die Füße kommen. — Hier schickt Dir die Sandwirtin eine Kleinigkeit für Deine Kinder, schau', Du sollst Freude erleben an den Deinigen und Gott soll ihnen beistehen in Gefahr und Noth. Und wenn Du von mir was brauchst, Raffl, Du sollst es haben, will auch keinen Schuldbrief — vergessen gegen vergessen — verstehst?"

„Kein Tiroler weiß, wo der Sandwirt ist," sagte der Raffl.

„Gott segne Dich, Landsmann, für dieses Wort! — Und hier, das mußt Du nehmen, das mußt Du einstweilen nehmen, 's ist für die schärfste Noth, Du sollst nicht darben. Nimm!"

Er drückte dem Bauer eine Banknote an die Faust, die sich sachte dazu aufthat.

„Schön Dank!" murmelte der Raffl.

„Und jetzt, Tiroler, gib mir die Hand! Der Döringer faßte sie, drückte sie fest, blickte den Bauer flehnend an, sagte aber nichts. Der Raffl streifte ihn mit einem grellzuckenden Blick und war dann zur Thür hinaus gehuscht.

Der Dörninger, als er durch die große Stube schritt, sagte zum Weib des Bauers: „So wird's doch endlich ernst mit dem Straßenbau in's Eisakthal. Man muß wieder anfangen, das Land zusammenzuflicken." Er wollte damit das Weib über die Ursache seines Kommens täuschen, als gehe er so herum und pflege mit den Bauern Besprechungen über den Straßenbau.

Hernach gieng er eilig seiner Alm zu, die höher als fünftausend Fuß oben lag im Schnee und in den Stürmen des Winters. In der Prantacherhütte hatten sie schon gerüstet zum Abzug, aber als der Dörninger erzählte, was er ausgerichtet habe, sagte der Sandwirt: „Wenn er Geld genommen hat, so verrath er uns nit. Wir können bleiben."

„Anderl!" sagte sein Weib, „geh', folg' mir und steigen wir noch höher in's Gebirg. Ich trau nicht. Auf den Raffl ist kein Verlaß. Ich hätte in dieser Hütten keine Rast und Ruh' mehr."

„Er verrath uns nit," rief Hofer noch einmal. Da blieben sie in der Prantacher Almhütte, wo sie — nachdem sie von Thal zu Thal immer höher in's Gebirge gedrängt worden waren — sich schon seit ein paar Wochen aufhielten.

Mit Lebensmitteln waren sie zur Noth versorgt und hatten auch schwierige, aber verläßliche Wege, solche herauf zu bekommen. Die Hütte war abgetheilt in den unteren und oberen Raum. Tags über hausten sie größtentheils im unteren. Dort war mit Steinen roh ausgemauert der Feuerherd ohne Rauchabzug. Dort war eine morschende Truhe, in welcher die Vorräthe aufbewahrt wurden. Dort stand ein langer, aus einem Baumstamm gehöhlter Viehtrog, in demselben war aus Stroh ein Lager bereitet. Wollten sie einen Tisch haben, so legten sie Bretter über den Trog und rückten die wenigen Holzblöcke heran, daß sie sich herum setzen konnten.

An diesem Tische saßen sie denn oft und ergiengen sich wohl beim Scheine und im Rauche des Herdfeuers in Erinnerungen an die Tage des Kampfes, des Sieges, an die Tage in der Hofburg zu Innsbruck. Hofer ließ sich jedoch nicht viel ein in Vergleiche zwischen dort und hier — Das taugt nicht. Viel lieber sprach er vom Kaiser Franz, auf den er alles Vertrauen setzte, alle Hoffnungen baute. „'s ischt nit wahr, was sie sagen! Der Kaiser Franz verlaßt uns nit!"

Sie waren unverzagt, weil sie ja wähnten, bald würde von ihren Freunden aus Wien die Bedeckung kommen, unter welcher sie aus der Verbannung wieder hervortreten könnten.

Dann thaten sie wieder einmal ein wenig Giltspielen, denn die Spielkarten hatten sie unten so wenig vergessen, als den Stutzen und den Rosenkranz. Sie wurden — wie die Blätter

schon oft verwunderlich fallen — mitunter ganz lebhaft dabei, daß das Weib sie dämpfen mußte: So ein tolles Geschrei höre man ja weit und breit! Zu den drei Tageszeiten vergaßen sie nicht auf das laute Gebet, wobei Hofer vorbetete und die Uebrigen im Chore nachthaten.

Und unten in seinem Hause, der Bauer Raffl! Der war sehr gerührt. Es sei gut, sagte er zu seinem Weibe, daß er den Aufenthalt des Sandwirtes wisse, so könne er die Gefahr von ihm abwenden, wenn ihm welche drohe. Denn dem Hofer ließe ein braver Tiroler nichts geschehen. Der Andreas Hofer sei ein großer Held, von dem die ganze Welt spreche, und vor dem der Franzosenkaiser selber Respect habe. Er hätte hundertmal sein Leben gewagt für's Land Tirol; ein Mensch, der den Hofer in's Unglück bringen könne, habe keine Ehre und kein Gewissen.

Sein Weib war überaus damit einverstanden; ihr hatte es die Gabe der Sandwirtin angethan, und sie fluchte über die Feinde, die diese ehrwürdigen Leute bis zum Tode verfolgen konnten.

Der Raffl überlegte aber bei sich: Geld muß er doch noch haben. Wer einmal in der Burg zu Innsbruck sitzt und so viel ist, als Fürst vom Land, der weiß sich schon was auf die Seite zu schaffen. Ich habe mein Lebtag Mangel gelitten genug, jetzt will ich auch noch meinen Theil haben von dem Reichthum der großen Herren, der ohnehin vom armen Land kommt. Brauche ich was, so gehe ich hinauf zur Prantacher Hütte. — So weit sein Gedankengang, dann trat eine Pause ein; so einmal, so mehrmals. Weil aber ein arges Schneegestöber einfiel — denn im Jänner war's — weil der Raffl schon wieder eine Hand voll Geld vonnöthen hatte und weil er erwog, daß ein zweites Mal eher weniger als mehr ausfallen würde, und das Ganze doch eigentlich eine Bettelei sei, wo nicht gar eine Erpressung, was er sich nimmermehr nachsagen lassen möchte — so fielen ihm die tausend Ducaten wieder ein.

Nicht des Geldes wegen, Gott bewahre! Aber, wenn man bedenkt, daß der Kaiser Franz mit den Franzosen Frieden geschlossen hat und Alles in Recht und Ordnung sein soll, während der Sandwirt noch immer Krieg führen möchte gegen den Willen des Kaisers, so ist der Hofer am Ende halt doch nichts Anderes, als ein Empörer und Volksverhetzer und bringt das Land noch in ein weit tieferes Unglück, als in dem es ohnehin schon liegt. Für alles Elend, das die letzte Zeit her über Tirol gekommen ist, dürfen wir uns beim Sandwirt bedanken, und er will noch nicht Fried' geben!

Das Weib kam und klagte, daß wieder nichts mehr vorhanden sei und er — der Raffl — solle doch jetzt nicht alleweil auf der Bank liegen, sondern wie Andere auch was schaffen, daß Geld in's Haus käme.

„Wird wohl eh' sein müssen,“ antwortete der Bauer und stand auf.

Stand auf und ging thalabwärts und trug folgende Gedanken: — Aus kommt er ihnen ja doch nicht mehr. Ist erst wieder davon gesprochen worden im Wirtshaus, daß der Sandwirt nicht weit davon sein könne. Das Sandwirtshaus sei Tag und Nacht von französischen Soldaten bewacht. Auf Ja und Nein werden sie ihn haben. Bin ich still, so sagt's ein Anderer, da ist ihm nicht zu helfen. Und wenn's schon sein muß, so will ich den Nutzen davon haben. Um's Geld wird nicht das Land ärmer, das geben die Franzosen; ein Narr, wer da nicht zugreifen und sich für seine alten Tage versorgen wollte!

Im Thale kam er zu dem Felshügel mit den Kreuzweg-Stationen. Da kann er ja was beten, denkt sich der Raffl. Das Beten hat jeder Mensch vonnöthen. Er betrachtete während der Vaterunser die halbverwaschenen Bilder

von der Einsetzung des heiligsten Sacramentes, Christus am Oelberg und seine Gefangennehmung. Ringsum stehen die Häscher mit den langen Spießen; Judas küßt den Heiland. — Willst du auch ein solcher sein?! —

Raffl wendete sich rasch um und schaute um sich. Es war kein Mensch in der Nähe, nichts zu sehen weit und breit, als ein Dörcherwagen draußen auf der Straße. Aber — hat da nicht Jemand etwas gesagt? Es war ihm schier so, es kann ihn aber wohl getäuscht haben.

Rasch geht er weiter, und wie er am Kreuze des Herrn vorbeikommt, fällt's ihm ein: Ei, Raffl, kümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen: du weißt nichts und willst nichts; du halte dich an's ehrliche Arbeiten. Gott der Herr, ist Richter über den Hofer und über uns Alle.

Ordentlich warm wurde es in seiner Brust, als er diesen christlichen Gedanken hegte und er freute sich desselben und er wurde inne, wie Einem das wohlthut, wenn man eine brave, gute Gesinnung hat.

Beim Bach ob St. Leonhard stand das große Wirtshaus mit den vielen Schießscheiben an der Wand, die ihn wie große Augen anlachten. Wenn's so kalt ist, daß der Bach Grundeis hat und die Schlitten winseln im Schnee, ist's schon der Gesundheit wegen, daß man sich ein feuriges Tröpflein hineinthut.

Im Wirtshause sitzen zwei Scherschanten (Sergeanten), die radebrechen halb welsch, halb deutsch der Kellnerin Artigkeiten vor. Einer zieht aus der Tasche des schlotternden Beinkleides eine goldene Uhr mit schwerer Kette. Das steht seltsam zu der zerfetzten Montur des halbverwilderten Soldaten. Er thut auch, als ob er das Zeug loshaben möchte, hält es in der hohlen Hand, wie wiegend vor die Kellnerin, aber der Raffl kann's nicht verstehen, was er dafür verlangt. Das Dirnlein lächelt so hin und zeigt dabei die weißen Zähne; das scheint aber dem Sergeanten zu wenig zu sein. Er läßt die Uhr lachend wieder in den Hosensack gleiten. Dann wendet er sich zum Bauer Raffl: Ob er ihnen einen Führer wisse auf die Almen von Passeier?

„Warum denn nicht, wenn die Herren gut zahlen, ich selber habe Zeit.“ — Er soll ja ohne Geld nicht nach Hause kommen und ein Führer im Winter auf die Berge verdient sich das Geld gewiß redlich genug.

Sie waren bald handeleins und als alle drei ihre Zeche in Ordnung hatten, wie es redlichen Leuten ansteht, verließen sie das Haus und giengen thalaufwärts.

Aber der Almen gäbe es viele ob Passeier, erklärte der Führer, zu welcher sie denn eigentlich wollten?

Das wäre gleichgiltig. Sie hätten den Befehl, die Passeier Almen zu recognoscieren, des Insurgentenhäuptlings Andreas Hofer wegen.

Dem Bauer gab's einen Stich in's Herz, aber er gieng mit ihnen und sann nach, was er jetzt zu sagen habe.

Es wäre eine Schande für die Franzosen, daß sie diesen Mann immer noch nicht hätten, bemerkte er.

Es wäre auch eine für die Tiroler, daß sie diesen Menschen, der so viel Jammer über das Land gebracht, indem er es trotzig und unsinnig gegen den großen Kaiser aufgehetzt habe, immer noch nicht auslieferten. Sie sollten umfragen in der Welt, wo sich ein Volk beklage, das der Kaiser beherrscht. Jedes ist zufrieden, so gut wie seine Soldaten, jedes hat Freiheit, Erwerb und Brot. Die Tiroler jedoch seien verführt und zu Grunde gerichtet, und nährten an ihrem Busen die Schlange.

Ob der Preis für des Sandwirts Kopf noch aufrecht stünde? wollte Raffl wissen.

Der Preis aufrecht! Ferner vollkommene Sicherung der Person und seiner Familie gegen etwaige Angriffe

innerhalb oder außer Landes und eine Versorgung vom Staate auf lebenslang.

Was dem Sandwirt geschehe, wenn sie ihn erwischten?

„Bonaparte würde ihn zu einem General machen.“

„Damit möchte der Hofer wohl schwerlich einverstanden sein.“

„Dann müßte er ihn wahrscheinlich erschießen lassen.“

Darauf schwiegen sie, denn es machte ihnen der tiefe Schnee zu schaffen, der noch dazu eine harte Kruste hatte.

Nach einer Weile, als es der Weg erlaubte, daß man wieder sprach, sagte der Bauer artig, wie er es von den Franzosen hörte: „Sie entschuldigen schon, meine Herren, man schwatzt nur gern, daß der Weg nicht so lang wird. Gesetzt den Fall, die Soldaten nehmen einen Führer, der führt sie und sagt ihnen den Aufenthalt des Sandwirtes. Wie vergewissert er sich, daß er seine Sache kriegt? Und können ihn die Soldaten nicht umbringen und sagen, sie hätten den Sandwirt allein gefunden, damit sie den Preis bekommen?“

Einer der Sergeanten klopfte dem Naffl nach diesem Einwande auf die Achsel und sagte lachend etwas auf französisch, das der Bauer nicht verstand.

„Wir sind Soldaten, für uns gilt der Preis nicht. Wir also haben keine Ursache, dem Herrn, der uns instruiert, ein Leid zu thun.“ So sagte der zweite Sergeant.

Hierauf wiesen sie die Documente vor, worauf der Führer nochmals um Verzeihung bat: es sei nur eine vorwitzige Frage gewesen, er vertraue den Herren Franzosen ganz und gar. Das sei ja überhaupt sein Fehler, daß er in die Leute zu viel Vertrauen setze. So habe er zum Beispiel von Tag zu Tag, von Woche zu Woche gewartet, der Sandwirt würde sein Unrecht einsehen, die Tiroler zur Ergebenheit gegen die neue Obrigkeit auffordern und sich selber unterwerfen. „Aber nein, er thut's nicht!“ rief der Naffl, und gab sich den Anschein großer Erzürnung, „er ist gegen Gott und Gesetz und Vaterland! und so viele der guten Seiten sonst an ihm sein mögen, man kann keine Geduld und Schonung mehr für ihn haben. Bei Gott, mir kommt's schwer an, aber die Gerechtigkeit fordert's, die Vaterlandsliebe.“ — Er blieb stehen und sagte leise zu einem der Sergeanten vorgeneigt: „Ich weiß, wo er ist.“

Sie packten ihn vor Freude und Begier an den Rockflügeln.

„Stoßet mich nur nicht um!“ sagte der Führer, wir müssen gescheit sein, und daß er uns nicht etwan zuletzt auskommt. Wenn ich Euch schon führen soll, so müssen wir umkehren. Das ist nicht der beste Weg hinauf in's Fartleis und es haben uns auch Leute gesehen, die ihm's zu früh hinterbringen könnten. Ihr müßt wieder in's Wirtshaus zurück, daß Ihr Euch ausruht und stärkt; der Weg ist nicht lind, das sage ich Euch. Um elf Uhr Nachts macht Euch auf, geht bis zur Brücke herein, wo das Kreuz steht, dort will ich auf Euch warten!“

So ist's ausgemacht worden. Hierauf kehrte der Naffl in sein Haus zurück, wo er den ganzen Abend sehr schweigsam war, in einem alten Kasten nach Kleidern suchte, obwohl er ohnehin die seinen am Leibe hatte und immer nach dem Wetter ausschaute. Als die paar Dienstboten des Hauses in ihre Betten gegangen waren, schnitt er sich den Bart weg. Sein Weib dachte: da trägt sich wieder einmal was zu, eine tolle Wilderei oder so was. Sagte aber nichts, weil er sie in seiner schlechten Stimmung — und eine solche schien zu sein — oft sehr grob abfertigte. Als sie nach Mitternacht einmal aufwachte, war er nicht da.

* * *

Auch die Bewohner der Hütte auf der Prantacheralm waren in derselben Nacht später als sonst zur Ruhe gekommen. Es war ihnen aus dem Thale ein Zeichen geworden, sie sollten wachsam sein, es wäre Gefahr!

Im Familienrath, den sie darauf gehalten, war beschlossen worden, das Lager in dieser Hütte abzubrechen und im Hochland einen noch unzugänglicheren Aufenthalt zu suchen. So hatten sie sich in den späten Abend hinein gerüstet, und weil sich Nebel und Schneegestöber zeigte, kamen sie überein, es sei nicht nöthig, in der unwirtlichen Nacht zu wandern, sie würden wohl auch am nächsten Tage derart eingehüllt und geschützt werden, daß sie kein schlimmes Auge von der Ferne bemerken könne.

So hielten sie noch ihr gemeinsames Abendgebet und dann legten sie sich zu Bette. Hofer und sein Weib schliefen in dem wohl vierzehn Fuß langen, schmalen Holztrog, die Anderen im Ueberboden der Hütte, wo etwas Heu war.

Um halb vier Uhr Früh mochte es sein, daß der Dörninger erwachte und durch die Dachluke hinausschaute nach dem Wetter. So viel sah er bald, für den Quartierwechsel würde das kein Tag. Es war heiterer Himmel. Der Mond leuchtete hell und neigte sich dem Gebirge zu. Der Schreiber schaute eine Weile sinnend in die Ruhe der Nacht hinaus und betrachtete die Allmacht Gottes in seiner weiten Welt. Da hörte er auf einmal etwas, wie wenn Jemand vom Fartleis her mit beschlagenen Schuhen über den gefrornen Schnee gienge. Er dachte zuerst an Wild, oder es wären irgendwo Schneeschollen abgerollt, die das Geräusch verursacht hätten. Aber die Schritte kamen näher; da sah er auch schon einen untersetzten Mann heranschleichen und hinter ihm Soldaten mit blinkenden Waffen. — — Teufel, was ist das? dachte der Dörninger und wollte eilends die Leute wecken. Noch einen Blick hinaus, da sah er, wie der Vordere — er erkannte nun den Raffl — sein Haupt an die Hüttenwand legte, um zu horchen. Er mußte den athmenden Sandwirt gehört haben, er huschte an einen der Soldaten hin und flüsterte: „Drinnen sind sie!" Darauf floh er davon.

Die Sergeanten pochten mit dem Gewehrkolben an die Thür, daß sie ächzte. Im Augenblick war's in der Hütte lebendig. Mitten in der Verwirrung blieb der einzige Hofer ruhig und sagte: „In Gottesnamen, jetzt haben sie mich."

Er öffnete selbst die Thür. Sie führte hinaus auf den Weg — nach Mantua. —

Als sie ihn unten, wo der Wald begann, an der alten Holzerhütte vorbeiführten, hätte man hinter einem glaslosen Fenster im Dunkel den Kopf eines Mannes lauern sehen können. Andreas Hofer schaute weder nach links noch nach rechts, ruhig und aufrecht schritt er vorüber. — — ·

Das ist denn eine der mancherlei Arten, wie die Geschichte vom Verräther erzählt wird. An jener Hütte auf der Prantacheralm, wo Hofer vier bange Wochen zugebracht hatte, und über welcher — wie ein Schilderer bemerkt — noch jetzt die Stimmung eines Gethsemane schwebt, hat vor drei Jahren das Officercorps der Landesschützen und der deutsche und österreichische Alpenverein ein Denkmal gestiftet. In die Mauer, links am Eingang der Hütte ist eine Marmortafel eingesetzt mit der Inschrift: „In dieser Hütte wurde der vaterländische Held Andreas Hofer am 28. Januar 1810 gefangen genommen." —

Vom Raffl verlor sich bald die Spur. Aus dem Lande mußte er eilends, so viel ist gewiß; er gieng vor seinen Landsleuten nicht sicher. Sie hätten ihn in Stücke zerrissen. Viel später will man den schielenden tiroler Bauer mit dem fuchsrothen Haar

in Wien gesehen haben, natürlich in städtischer Gewandung und „besseren Verhältnissen", aber „ein Ausbund von Falschheit im Angesicht"; die Leute hätten mit Fingern auf ihn gewiesen: „Das ist der Verräther Andreas Hofer's!" — Er soll gegen solche Anwürfe bereits gefeit gewesen und immer nur mit einem giftigen Seitenblick seines Weges gegangen sein.

Nach Anderer Bericht sei Raffl mit seiner Familie in Baiern gestorben und verdorben.

Wie der Haß der Tiroler gegen diesen Erbärmlichen noch jetzt lebt, beweist die Sage, daß Raffl auf einem Kirchhofe des Passeierthales begraben sei, daß aber auf seinem Grabe nicht ein einziger Grashalm wachse bis auf den heutigen Tag.

Der große Tragödiant.

Eine unbekannt gebliebene Unterredung.

Wie oft ist Napoleon Bonaparte's Bild schon gezeichnet worden? Von tausend Malern, von tausend Geschichtschreibern, von tausend Dichtern. Vielleicht aber gibt es kein besseres Porträt als jenes, welches der Franzose Alfred de Vigny in seinem Werke: „Soldatenschicksal" *) von ihm entwirft. Wir lösen es aus seinem Rahmen mitsammt seinem Pendant Pius VII. Es zeigt uns, was die Größe der Gewalt ist, es zeigt uns, was die Größe der Sanftmuth ist, es gibt uns einen Blick in's innerste Triebwerk der Weltgeschichte.

De Vigny erzählt:

Mir fehlte es nicht an Gelegenheit, in nächster Nähe den Geist des großen Mannes in den Vorkommnissen des täglichen Lebens zu entdecken.

Man hatte Pagen geschaffen; ich war eines dieser Geschöpfe; wir trugen Officiersuniform in Erwartung unseres Anzuges zur Krönung: grün mit rothen Hosen. Unser Gebieter, der nahm, was er unter der Hand bekommen konnte, verwandte uns, bis die Pagen beim Schneider fertig wurden, als Stallmeister, als Secretäre, als Adjutanten. Er bevölkerte mit uns seine Vorzimmer, ein Gelüst, woran er plötzlich Geschmack gewann; und da er sich nur als Herrscher zu fühlen glaubte, wenn er überall eingriff, so litt natürlich seine nächste Umgebung am unmittelbarsten unter dem Zwange seiner Allmacht und Allgegenwart. Er weidete sich an unserer Furcht; er spielte mit unseren Gefühlen. Zuweilen befahl er mich rasch, und ließ, trat ich blaß und unsicher ein, mich lange reden, um meine Gedanken zu verwirren, und Bewunderung darüber einzuernten, einen so peinlichen Eindruck nach Belieben veranlassen zu können. Wenn ich niederschrieb, was er dictirte, zog er mich plötzlich nach seiner Art beim Ohr. und fragte etwas allgemein Bekanntes aus der Geographie oder Algebra. Ein Kind hätte Auskunft zu geben vermocht. In derartigen Augenblicken glaubte ich, es zerschmettere mich ein Blitzstrahl. Was er zu wissen begehrte, wußte ich tausendmal; ja, ich wußte oft mehr, als er wissen wollte, der Eingebildete; wußte mehr, als er glaubte, mehr als er selbst; aber ich wußte es im Augenblicke der Frage nicht, weil sein Auge mich lähmte. Hatte er dann das Zimmer verlassen, so konnte ich aufathmen; mein

*) Deutsch durch J. Karsten. Norden, H. Fischer Nachfolger.

Blut wallte wieder ruhig; die Besinnung kam zurück, und mit ihr eine unaussprechliche Scham. In der Wuth schrieb ich dann nieder, was ich hätte antworten müssen, warf mich zu Boden, krallte mich in den Teppich, und dachte an Selbstmord.

„Was?“ rief ich aus, „es gibt also Menschen, deren Selbstbewußtsein in einem vom Glück begünstigten großen Handeln bis zu dem Grade erstarkt, daß sie den Glauben an sich zum Glauben an sie zu verallgemeinen vermögen und die Menschheit in dem Irrthum lassen dürfen, sie allein besäßen, und zum Alleingebrauch, den Schlüssel zu den höchsten Aufschlüssen, zu Macht und Wissen; jenen Schlüssel, den Jeder sucht, und Jeder anderswo.“ Ich, meinerseits, glaubte nicht länger an meinen Glauben; ich empörte mich, ich schrie: Er lügt. Stellung, Stimme, Miene, Alles ist unwahr; er spielt eine Rolle, und spielt sie schlecht; die elende Rolle der Weltherrschaft; er ist nicht überzeugt von sich. Uns verbietet er, den Schleier zu heben; und deshalb bloß, weil der Schleier Blößen verdeckt. Er selbst sieht sich, wie er ist? Was ist er? Ein fehlbarer Mensch, wie Alle, ein armseliger Selbstling. Ich vermochte lange nicht auf den Grund dieser Seele zu dringen. Er strahlte Macht und Ruhm von sich aus, nach allen Seiten. Er rollte, wenn ich ihn umgieng, um die schwache Stelle an ihm zu erspähen, sich in seine Strahlen vor mir zusammen, wie ein Stachelschwein. Ich fand ihn überall unfaßbar; überall Spitzen und Härten. Eines Tages, vielleicht dem einzigen in seinem Leben, traf er auf den ihm Ueberlegenen, und wich einen Augenblick vor dieser Ueberlegenheit zurück. Ich beobachtete diesen Auftritt; der Auftritt rächte mich. Der Vorgang war folgender:

Wir befanden uns zu Fontainebleau. Den eben zur Krönungsceremonie angekommenen Papst hatte der Kaiser am Wagen erwartet, und war gleichzeitig mit ihm eingestiegen an der anderen Seite; ein scheinbarer Formfehler, dem aber eine tiefe Berechnung zu Grunde lag, da der geistlichen die weltliche Macht auf diese Weise den Vorrang weder zu nehmen, noch zu lassen vermied. Italienische List! Man langte beim Schlosse an, es wogte dort hin und her; im Vorzimmer des Kaisers warteten mehrere Officiere; im Empfangzimmer ich allein. Ein langer Tisch mit einer Platte von bunter Mosaik, statt von Marmor, trug Schriftstücke in ungewöhnlicher Anzahl. Bonaparte pflegte sie auf seltsame Art zu erledigen; weder nach einer sich selbst auferlegten Regel, noch nach der zufälligen Reihenfolge ihrer Lage. Wenn ihre Anzahl ihm unbequem zu werden begann, fuhr er mit der Hand von links nach rechts, und wieder zurück von rechts nach links über die Platte, bis auf einen Rest von fünf oder sechs dieselbe abgemäht war. Dieser Rest wurde eingesehen. Alle am Boden zerstreuten Papiere waren zertretene Hoffnungen. Diese weißen Blätter, aus denen Waisen und Witwen um Hilfe riefen, und über die er mit seinen großen Stiefeln gefühllos wie über im Felde Gefallene fortschritt, verbildlichten mir Frankreichs gegenwärtiges Schicksal als eine Lotterie, und wie gewaltig die gefühllose Hand auch sein mochte, welche die Lose zog, der Gedanke erschien mir ungerecht, daß der Finger eines Einzigen Daseinsentwicklungen sollte niederhalten dürfen, die vielleicht berechtigter waren, als seine eigene, und deren Darsteller unter einer Weltordnung, die nicht in Willkür bestanden hätte, möglicherweise größer geworden wären, als er selbst. Ein Schrei der Empörung schien aus den Falten aller umherliegenden Papiere den großen Henker einstimmig anzuklagen; ich nahm einige derselben auf, las sie, warf sie wieder hin, und fragte mich: „Wer ist der Auswurf? Ihr oder er?“ Eine der Bittschriften hielt ich in der Hand, als Trommelschall

seine Nähe ankündigte. Wie bei einer abgefeuerten Kanone Blitz und Knall zusammentreffen, so trat auch er mit den vor ihm warnenden Vorzeichen immer gleichzeitig ein. Die Eile, womit er Lebensvorgänge erledigte, um Raum für immer neue zu gewinnen, ließ ihn alle, auch die gleichgiltigsten Handlungen überstürzen. Ritt er in den Hof ein, so vermochte das Gefolge kaum Schritt zu halten, der Posten kaum zu salutiren; er war vom Pferde, er war im Zimmer. Diesmal gewann auch ich kaum Zeit, vor ihm in den Alcoven eines großen Paradebettes hinter eine Brustwehr zu schlüpfen, welches nicht benutzt wurde und dessen mehr als zur Hälfte herabfallende, von Bienen übersäete Vorhänge den nächsten, wenn auch nicht passendsten Versteck boten.

Der Kaiser war sehr aufgeregt; er schritt ungeduldig im Zimmer umher, das er in einem Augenblicke dreimal der Länge nach durchmaß; dann eilte er an's Fenster, auf dessen Scheiben er fieberhaft trommelte. Ein Wagen rollte in den Hof; er hörte auf zu trommeln, stampfte zwei oder drei Mal mit dem Fuße auf, wie befremdet über ein Erwartetes, was sich erwarten ließ, gieng darauf hastig zur Thür und öffnete dem Papst.

Pius VII. trat ein und Bonaparte schloß eiligst hinter ihm ab, mit der Geschicklichkeit eines Kerkermeisters. Ich gestehe, ich erschrak, als Dritter mich miteingeschlossen zu sehen neben zwei solchen Persönlichkeiten; verhielt mich lautlos und bewegungslos, beobachtete und horchte.

Der Papst war von hoher Gestalt; das Gesicht länglich, leidend, der Ausdruck desselben von heiligem Adel und unendlicher Güte. Die dunkeln Augen glänzten groß und schön; den halboffenen Mund umspielte ein mildes und in Folge des etwas hervortretenden Kinns zugleich geistreiches Lächeln; nicht das frostige Lächeln des Politikers, sondern das wohlwollende des Weisen. Ein weißes Käppchen bedeckte seine langen schwarzen von Silberfäden durchfurchten Haare; auf den gebeugten Schultern trug er mit nachlässiger Anmuth einen Ueberwurf von rothem Sammt; der Talar schleppte auf dem Boden nach. Er schritt langsam vor; mit dem ruhigen und klugen Gang einer alten Frau. Er setzte sich, die Blicke gesenkt, auf einen der vergoldeten Sessel, dessen Schnitzwerk überall in Adlerarabesken abwechselte, und erwartete die Anrede des andern Italieners.

O mein Herr! welche Stunde, welche Stunde! Sie bleibt mir immer gegenwärtig; sie erschloß mir nicht den Geist des Mannes, aber seinen Charakter; er ließ seinen Verstand weniger reden, als sein Herz. Bonaparte war nicht damals schon, was er seitdem geworden ist; er besaß noch nicht diese Wölbung eines gewissen Körpertheils, welche Finanzmänner abrundet; noch nicht dies gedunsene und ungesunde Gesicht; noch nicht diese gichtischen Beine; noch nicht diese haltlose Kugelgestalt, welche die darstellende Kunst zur Type — um landläufig zu reden — für ihn erhoben hat, worin er bei der Nachwelt seinen fabelhaften Ruhm als Fabel, als Figur für den Polichinellkasten, als Gliedermann, als Kinderspielzeug überleben wird. Damals, mein Herr, war er noch nicht so, sondern nervös und schlank; munter, lebhaft und mager, mit beweglichen Mienen; in einzelnen Augenblicken anmuthig; im Wesen zurückhaltend, die Brust flach; kurz, so wie ich ihn noch zu Malta sah; mit sinnendem Auge und einem Ausdrucke voll Wehmuth.

Er stellte auch vor dem Papste seine Gänge durch's Zimmer nicht ein, umstrich ihn, wie ein kluger Jäger, blieb in der strammen Haltung eines Corporals plötzlich stehen, und griff ein vermuthlich im Wagen eingeleitetes Gespräch wieder auf, an dessen Fortsetzung ihm zu liegen schien.

„Ich wiederhole es Ihnen, heiliger Vater, ich bin kein starker Christ, ich; und ich liebe die Schwätzer nicht, und die Ideologen; trotz meiner republikanischen Antecedentien werde ich entschieden zur Messe gehen.“

Diese letzten Worte warf er rasch dem Papst entgegen, wie ein Chorknabe eine Weihrauchwolke, und hielt inne, um ihren Eindruck abzuwarten; in der Hoffnung, durch die einigermaßen befremdlichen Umstände, welche dieser Zusammenkunft vorangegangen waren, die Bedeutsamkeit dieses plötzlichen Geständnisses erhöht zu haben. Der Papst senkte die Augen, und legte beide Arme auf die Adlerköpfe, worin die Sessellehnen ausliefen; er schien mit dieser unbeweglichen Stellung einer römischen Statue andeuten zu wollen: Nur zu! Ich kann Alles hören, was du glaubst, sagen zu dürfen.

Bonaparte trat seine Wallfahrt durch's Zimmer von Neuem an, bis in die Mitte desselben, wo der Papst saß; und an den ihm zugeworfenen Seitenblicken erkannte ich Unzufriedenheit mit ihm und sich, und einen Selbstvorwurf, die Wiederaufnahme des Gesprächs nach dieser Richtung übereilt zu haben. Er sprach von nun an zusammenhängender; umkreiste den Zuhörer, statt ihn zu umstreichen, und lauschte verstohlen nach dem Bilde des hl. Vaters in den Spiegelwänden des Gemachs; streifte, wenn er in seine Nähe kam, ihn flüchtig im Profil; vermied aber, ihm in's Gesicht zu sehen, um die physiognomisch sich verrathende Unruhe über die Ungewißheit des Eindrucks seiner Worte der Beobachtung des Angeredeten nicht auszusetzen.

„Ich habe noch etwas auf dem Herzen, hl. Vater!“ begann er wieder; „daß Sie einwilligen möchten, mich zu krönen, ganz so, wie damals in's Concordat Sie einwilligten, nämlich unter dem Schein von Zwang. Sie machen eine Duldermiene; sitzen ergeben da; aber das ist wahrhaftig gar nicht Ihre Lage. Sie sind kein Gefangener; bei Gott nicht! Sie sind frei, frei wie die Luft.“

Pius VII. lächelte traurig und blickte ihm in's Antlitz. Er ahnte das Außerordentliche in den Voraussetzungen dieses despotischen Charakters, dem, wie allen ihm verwandten Geistern, nur ein Gehorsam genügte, welcher durch das im einzelnen Falle ihm Zugemuthete nichts Anderes als einen Wunsch des Gehorchenden zu einer Pflicht zu erheben schien.

„Ja!“ wiederholte Bonaparte, „Sie sind vollkommen frei; Sie können nach Rom zurückkehren; der Weg ist offen; hier hält Sie nichts.“

Der Papst seufzte und hob die rechte Hand und die Augen zum Himmel, ohne zu antworten. Dann senkte er langsam das Haupt mit der gefurchten Stirn, und starrte auf das goldene Kreuz an seinem Halse.

Bonaparte fuhr fort zu sprechen, indem er langsam auf- und abgieng; seine Stimme wurde sanft, sein Lächeln voll Anmuth.

„Heiliger Vater, nur im Hinblick auf die Würde Ihrer Stellung versage ich mir den Vorwurf, daß Sie etwas undankbar sind. Der Dienste, die Frankreich Ihnen geleistet hat, scheinen Sie durchaus vergessen zu wollen. Das Conclave von Venedig, welches Sie zum Papst machte, blieb wohl nicht ganz unbeeinflußt durch meinen italienischen Feldzug, und ein gelegentliches Wort von mir über Sie. Oesterreich behandelte Sie eben nicht zuvorkommend; das that mir leid. Ew. Heiligkeit war, glaube ich, zur Rückkehr nach Rom auf den Seeweg angewiesen, weil durch die österreichischen Staaten kein Weg für Sie gieng.“

Er unterbrach sich, in Erwartung der Antwort des schweigenden Gastes, den er sich erzwungen hatte, aber Pius VII. neigte nur unmerklich das Haupt und schien, in Gedanken versunken, gar nicht zuzuhören.

Bonaparte stieß mit dem Fuß einen Stuhl an den Sessel des Papstes. Ich

zitterte, weil er im Suchen nach diesem Stuhl den Vorhang des Alkovens gestreift hatte, welcher mich verbarg.

„Als Katholik mußte mir das leid thun!" fuhr er fort: „Ich hatte niemals Zeit, viel Theologie zu studieren; aber immer einen großen Glauben an die Macht der Kirche. Sie besitzt eine erstaunliche Lebenszähigkeit, heiliger Vater. Voltaire erlaubt sich allerdings einige etwas vorlaute Fragen an Euch; aber ich liebe ihn nicht, und will einen alten, ausgetretenen Priester gegen ihn loslassen; Sie werden zufrieden sein. Wir können in Zukunft, wenn wir uns verständigen, viel miteinander ausrichten."

Mit der angenommenen Unschuldsmiene einer bei der Würde des Alters sich einschmeichelnden Jugend fuhr er fort: „Ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht, was Sie abhalten könnte, nach Paris für ewige Zeiten Ihren Sitz zu verlegen. Ich würde Ihnen die Tuilerien überlassen, wenn Sie wollten. Sie finden dort schon Ihre Kammer von Monte Cavallo, die Ihrer wartet. Ich halte mich daselbst nicht viel auf. Sehen Sie denn nicht, Padre, daß Paris die eigentliche Hauptstadt der Welt ist? Ich will Alles thun, was Sie wünschen; ich bin wirklich nicht so schlimm. Den Krieg und die lästige Politik muthe ich Ihnen nicht einmal zu; aber die Kirche können Sie ganz nach Belieben einrichten. Ich will Ihr Soldat werden; was meinen Sie? Wäre das nicht hübsch? Wir hielten dann Concile, wie Constantin und Karl der Große? ich eröffnete und schlösse dieselben; aber Sie verwahrten die Schlüssel, und das sind doch die wahren Schlüssel der Welt. Und wie unser Herr und Heiland sagt: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert"; nun, was man bringt, behält man nicht; das Schwert würde ich Ihnen abnehmen; aber segnen könnten Sie es, so oft Sie wollten; nach jedem Waffenerfolge, also oft genug!"

Bei den letzten Worten verneigte er sich leicht.

Der Papst, bis dahin bewegungslos, erhob langsam das halbgesenkte Haupt, und flüsterte mit einem friedlich erhobenen Blick, als befehle er sich dem Beistand seines unsichtbaren Schutzengels:

„Commediante!"

Bonaparte sprang auf, und bäumte sich, wie ein verwundeter Leopard. Ein wahrer Jähzorn ergriff ihn; einer der Anfälle, die gelb abfärbten. Anfangs gieng er umher, ohne zu sprechen; indem er sich auf die Lippen biß, bis Blut kam. Er umkreiste seine Beute nicht mehr mit verstohlenen Blicken und vorsichtigem Schritt: er gieng geradezu, trat fest auf, kreuz und quer, und schlug die Füße aneinander, daß die Sporen an den Knöcheln klirrten. Das Zimmer erzitterte; die Vorhänge wehten leise hin und her, wie Blätter am Baum bei herannahendem Gewitter. Ich glaubte, nun erfolge etwas Schreckliches, etwas Ungewohntes; ich empfand einen Schmerz in den Haarspitzen, und fuhr unwillkürlich mit der Hand an's Haupt. Ich betrachtete den Papst; er blieb bewegungslos; nur klammerte er sich mit beiden Händen an die Adlerköpfe der Sessellehnen.

Plötzlich platzte die Bombe.

„Komödiant? Ich? Ich will Euch Komödien aufführen, daß Ihr bei meiner Aufführung aus dem Weinen gar nicht mehr herauskommen sollt! Komödiant! Sie kommen bei mir nicht an den Rechten, wenn Sie glauben, mich könne man mit kaltem Blute beleidigen. Mein Theater ist die Welt; ich spiele die erste Rolle! und Ihr Alle spielt mit: Papst, Könige, Völker; der Faden, an dem ich Euch lenke, heißt Furcht. Komödiant! Um mich auszupfeifen, oder beklatschen zu dürfen, muß man anders gebaut sein, als Ihr, Signor Chiaramonti! Wissen Sie, was Sie noch wären, wenn ich nicht noch Komödie spielte, und noch so gut? ein armer Pfarrer, weiter nichts. Du und

Deine Tiara, Frankreich lachte Dich auf offener Straße aus, falls ich, so oft wir uns begegnen, nicht ernsthaft bliebe und ernsthaft grüßte.

„Vor vier Jahren durfte hier noch Niemand laut von Christus sprechen; vom Papst war also vollends keine Rede; Ihr tretet rasch bei uns auf, Ihr Herren — Komödianten. Aber auftreten heißt noch nicht Fuß fassen. Ihr seid schlechter Laune, weil ich der Narr nicht war, wie Ludwig XIV., die gallikanischen Freiheiten zu mißbilligen. So pfeift man mir nicht. Ich bin es, der Euch in der Hand hat, und Euch von Süd nach Nord mitschleppe, wie Marionetten. Ich lasse Euch Gastrollen geben, und scheine Euch gelten zu lassen, weil Ihr ein albernes Vorurtheil in Scene setzt, wobei ich meinen Vortheil absehe, wenn ich den Glauben daran weiter gestatte; und Ihr besitzt nicht Weisheit genug, zu sehen, und klugerweise nicht sehen zu wollen. Alles muß man Euch erst sagen, erst vorhalten, damit Ihr begreift und glaubt. Und Ihr meint wirklich, man bedürfe Euer? Ihr wäret etwas Anderes, als brauchbare Aushilfe? und Ihr erhebt das Haupt, und wickelt Euch in Euer Costüm von Frauenkleidern? Nein, damit erreicht man bei mir nichts Anderes, als der Großvezier bei Karl XII. Mit einem Ruck meiner Sporen zerreiße ich Euer Gewand von oben bis unten."

Er schwieg. Ich beugte, als ich den Donner seiner Stimme nicht mehr vernahm, mich etwas vor, um zu sehen, ob der arme Greis vor Schrecken gestorben sei? Er saß da, ruhig, wie vorher; mit bitterem Lächeln und zum Himmel gerichteten Blick verbesserte er sich:

„Tragediante!"

Bonaparte befand sich während dieses Ausrufs am äußersten Ende des Zimmers, auf den Kaminsims gestützt, der eben so groß war, als er. Er fuhr, wie ein Pfeil auf den Greis zu, ich glaubte, er brächte ihn um. Aber wider Vermuthen blieb er stehen, nahm eine Porzellanvase von Sèvres, die auf dem Tische stand und auf welcher die Engelsburg mit dem Capitol abgebildet war, warf sie nach dem Feuerbock, und zertrat die Trümmer unter seinen Füßen. Dann setzte er sich plötzlich nieder und verfiel in tiefes Stillschweigen und furchtbare Ruhe.

Ich athmete auf; ich fühlte, die Vernunft kam zurück, das Gehirn wurde frei, und dieser durch zwei Worte gezähmte Proteus wieder er selbst.

„Leben voll Qual!" sprach er nach einer Pause mit wehmüthiger Stimme. Dann grübelte er wieder, zerriß die Borde an seinem Hute, schwieg noch einen Augenblick; aber unwillkürlich wurden seine Gedanken Selbstgespräch.

„Wahr! Tragödiant oder Komödiant! Alles ist Rolle; Alles Costüm für mich; seit lange und für ewig. Wie klein, wie aufreibend! Sitzen, fortwährend sitzen! Für den en face; für Jenen im Profil! wie Jeder wünscht! Ihnen als das erscheinen, was sie wollen, daß man sei, und das immer errathen zu müssen! Immer sie in der Schwebe zwischen Furcht und Hoffnung erhalten! Immer darauf angewiesen sein, zu blenden; zu blenden durch Zahlen und Bulletins; durch den Schwindel des Namens und den Schwindel des Raumes! Herr zu sein über sie, und mit Ihnen nichts anzufangen wissen! Das ist Alles, wirklich Alles! Und dabei diese entsetzliche Langweile! Zu viel! Denn wahrhaftig," fuhr er fort, indem er sich im Sessel zurechtlehnte und die Beine kreuzte, „Ich langweile mich unglaublich! Ruhe ist mein Tod! Meinen Mißmuth verjagen auf der Jagd hier in Fontainebleau; am dritten Tage käme ich um! aber nicht um meinen Mißmuth! Nein, ich muß mir Bewegung machen; mir — und Anderen! Aber wem jetzt? Man soll mich hängen, wenn ich das weiß. Ich bin offen; nicht wahr? Ich habe Pläne für

vierzig Kaiser! jeden Morgen und jeden Abend einen neuen; nur nicht Zeit einen auszuführen, nicht zwei! Schon zwei würden Körper und Seele aufreiben. Und wären sie ausgeführt, würde die Welt glücklicher sein? Schwerlich! Glücklicher nicht, aber schöner; denn auf ihr herrschte eine hehre Einförmigkeit! Ich bin kein Philosoph, ich, und ich kenne nur einen Menschen, der gesunden Verstand hatte; unser Secretär in Florenz. Ich begreife nichts von gewissen Theorien. Das Leben ist zu kurz, um still zu stehen. Gedanke und That ist mir dasselbe. Später wird man mich aus mir schon zu erklären wissen; meine Größe vergrößern und meine Schwäche — auch vergrößern. Es gibt Ausleger für Alles, besonders in Frankreich. So lang ich lebe, müssen sie schweigen; aber nachher — nun, man wird ja sehen. Einerlei, meine Aufgabe sind Erfolge, und Erfolge sind eine Aufgabe. Ich setze meine Iliade in Handlung; ich selbst; ich! und täglich eine neue."

Hier erhob er sich rasch; er hatte sich heiter gesprochen; er wurde natürlich und dachte in diesem Augenblicke nicht daran, sich zu zeichnen, wie später in St. Helena, wo er sich selbst saß, und nicht der Welt; dachte nicht daran, sich menschlicher zu machen, als er war; d. h. sich zu idealisiren; oder ein Wesen zu erkünsteln, welches Beweismaterial für philosophische Ueberschwenglichkeiten geliefert hätte. Er war jetzt er; er selbst; und er selbst im höchsten Grade. Er ging auf den noch immer bewegungslosen hl. Vater zu, und vor ihm hin und her. Er gerieth in Eifer; und mit einem ironisch gefärbten Lachen entledigte er sich, seiner Gewohnheit gemäß, in halb abgeschmackten, halb großartigen Aeußerungen seiner Gedanken mit einer Zungenfertigkeit, die keinen Zweifel zuließ, daß er eben so rasch und eben so viel zu sprechen als zu handeln vermochte.

„Geburt ist Alles; und wer sich arm und nackt auf die Welt setzen läßt, ein Narr. Solche Menschen vergessen sich, je nachdem sie sind, in einem thätigen Leben; oder sie vergessen sich noch weiter; so weit, es sich zu nehmen. Haben sie, wie ich, den Muth, nach Allem zu greifen, so holen sie den Teufel aus der Hölle. Was will das Alles heißen? Man muß leben; man muß sein Loch bohren. Ich habe eins gemacht, so groß wie eine Kanonenkugel. Um so schlimmer für die auf meinem Wege! Was thun? Jeder ißt, nachdem ihn hungert; und mich hungert immer, hl. Vater! In Toulon besaß ich nicht die Mittel, mir einen Halskragen zu kaufen; hatte dafür aber eine Mutter und ich weiß nicht wie viel Geschwister am Halse, für die ich vermitteln sollte. Die sind jetzt Alle angesessen; sitzen bequem; aber, ob auch fest? hoffentlich! Josephine hat mich eigentlich nur aus Mitleid genommen; dafür wollen wir sie aber auch jetzt krönen, hl. Vater, wir Beide, nicht wahr? und wäre es nur, um Raguideau, ihren Notar zu ärgern, der mal behauptet hat, ich hätte nichts als Hut und Degen. Er sprach gar nicht einmal unwahr. Kaisermantel, Kronen, was ist das Alles? Gehört das mir? Costüm, Theatergarderobe! Ich will den Lappen eine Stunde lang umlegen, damit komme ich ja wohl ab. Dann ziehe ich meine Officiersuniform wieder an, und dann wieder zu Pferd, zu Pferd; ich muß mein Leben zu Pferde verbringen; das wirft nicht ab; ein Sessel würde mich schon am ersten Tag abwerfen. Ist das nun zu beneiden? Wie? Ich sage Ihnen, heil. Vater, die Welt besteht aus zweierlei Menschen; aus denen, die haben, und aus denen, die erwerben. Die Ersten ruhen aus, die Andern rühren sich. Weil ich das rechtzeitig begriffen habe, werde ich weit kommen. Es gibt nur zwei Menschen, die noch ein Ziel erreichten, obgleich sie erst mit vierzig Jahren anfiengen. Hätte man dem Einen einen Landbesitz, und dem Andern 1200 Francs und seine Magd

gegeben, so würde der Eine nicht commandirt, der Andere nicht geschrieben, und Beide nicht gepredigt haben. Einige bauen, Andere formen; Andere machen in Phrasen; wieder Andere in Farben; ich mache in Schlachten, das ist meine Waare. Im Alter von fünfunddreißig Jahren hatte ich schon achtzehn auf Lager, und alle mit dem Fabrikszeichen „Sieg!" Man muß mir meine Arbeit doch bezahlen. Und ein Thron war wohl nicht zu viel verlangt. Uebrigens setze ich das Geschäft noch fort. Sie werden bald Proben sehen. Sie werden sehen, daß Leute auf Thronen sitzen, und was noch erstaunenswerther ist, sitzen bleiben, die ich hinaufgesetzt habe. Ich züchtige Könige, ich, der Abenteurer. Ein Abenteurer, ja; aber ein ungeheurer; und dazu muß man erwählt sein; erwählt wie Sie zum Papst, und wie wir Beide, aus der Masse. Darauf hin können wir uns schon die Hand reichen, heil. Vater!"

Er versuchte seine weiße und rauhe Hand in die magere und furchtsame des guten Papstes zu legen, der ihm die Spitze eines seiner zitternden Finger entgegenstreckte, gleich einer Großmutter, die sich mit einem Kinde zu versöhnen versucht, welches sie das Unglück gehabt hat, etwas zu lebhaft auszuschelten. Indessen schüttelte er traurig das Haupt, und aus den schönen Augen rann eine schon in den Furchen seiner hageren Wange auftrocknende Thräne herab. Es war das Symbol für den Schmerz der zertretenen Menschheit; die Abschiedsthräne des aussterbenden Christen, der die Welt dem Zufall und der Selbstsucht überließ!

Bonaparte warf einen verstohlenen Blick auf dies stumme Zeugnis einer gemarterten Seele, und seine Mundwinkel umzuckte etwas, wie Lächeln. Wie klein war er in diesem Augenblicke in seiner Allmacht; wie groß in seiner Ohnmacht sein heiliger Gegner. Ich erröthete hinter den Vorhängen. Von dieser Minute an erlosch meine Bewunderung für ihn, und erlosch für immer. Er schien sogar eine heimliche Freude darüber zu empfinden, den Papst haben beugen zu können, und ihn den wechselnden Gefühlsfoltern ausgesetzt zu haben, unter welchen jeder wehrlose Zuschauer roher Zwangsausbrüche leidet, ihn, den schwachen Greis. Das hatte er gewollt; sonst nichts. Er gieng fort, ohne jedes weitere Wort; eben so formlos, wie er eingetreten war. Ich sah nicht, ob er den Papst gegrüßt hat; ich glaube es aber nicht.

Die fliegende Holländerin.

Erzählung von Josef Siklósy.

Wer hat sich von Holland, und sei es nach einem noch so kurzen Besuche, leichten Herzens loszureißen vermocht? Stets müssen es äußerst dringende Familienverhältnisse oder aber die galoppierende Schwindsucht der, von den Holländern am meisten geschätzten Geldbörse gewesen sein, die den von körper- und geisterquickendem Staunen erfüllten Fremden aus diesem, von anderthalb Millionen interessanten Egoisten bewohnten Paradiese abberufen haben.

Die Niederlande, ein Königreich so klein und doch so groß! Hundert Quadratmeilen saftigsten Wiesengrundes, übersäet mit Muster-Oekonomien und bevölkert von herrlichen, buntscheckigen Rindern, wie sie der Pinsel des ersten Thiermalers nicht prächtiger

auf die Leinwand zaubern kann. und nach jeder halben Stunde auffallend vorsichtigen, wenn auch durchaus nicht langsamen Eisenbahnfahrens eine große, blühende, entzückend schöne Stadt, die den elegantesten Comfort vereint mit wahrhaft verblüffender Reinlichkeit in sich birgt. Der geschäftige Amsterdamer, der vornehme Bewohner des Haag, der gelehrte Stubenhocker Utrechts und Leydens kann am Sonntag oder an einem beliebigen Wochentage mit behäbigster Bequemlichkeit eine Landpartie durch die gesammten Reiche seines Königs unternehmen, er kann in der ersten Hauptstadt und zweiten Residenz Kaffee mit Wurst — holländischer Geschmack — und gleich darauf in Zandvoort oder Scheveningen ein Seebad nehmen, dann im Haag dejeunieren und promenieren, eventuell aber einer Sitzung der ersten oder zweiten „Kamer" anwohnen, oder gar, den „Toegang" zum Cabinet des „Koning" überschreitend, Sr. Majestät. dem Beherrscher aller Mynheers, einen stets willkommenen Besuch machen, sich eine halbe Stunde später in Rotterdam mit exquisiten überseeischen Cigarren versorgen und nach einem beliebig andauernden Spaziergang durch den Zauber der Stadt und des Hafens dinieren; der bei uns so unentbehrliche „Schwarze" kann gleich darauf in Dordrecht genommen werden, worauf man sich zum Genusse des Sonnenuntergangs und meinetwegen auch einer halben Flasche guten und recht theueren „Rhynwyns" nach dem Blumengarten der Niederlande, nach Arnhem begibt, um schließlich wieder in seinem Domicil, mit wenig mehr Ermüdung, als hätte man nur einen anhaltenden Spaziergang durch dasselbe gemacht, soupieren und darauf prächtig schlafen zu können.

Zweimal mußte ich dem schönen Lande, in dem es keine Bettler und keinen Staub gibt, eine solche Abschiedsvisite machen, ehe ich es über mich brachte, durch die abwechslungsreichen Gefilde Westphalens und der „Provinz" Hannover, durch die hellblau und gelbangestrichenen Grenzpfähle des Herzogthums Braunschweig und den Sand der Mark Brandenburg, zwischen den prachtvollen Höhen der sächsischen Schweiz und den Powidlbäumen Böhmens und Mährens hindurch meinem fernen Vaterlande zuzueilen.

An der deutschen Grenze aber, dort, wo der Vater Rhein sie eine Strecke weit bildet, und gleich darauf selbst vollständig zum Holländer wird, dort hatte ich noch in Gesellschaft einiger junger Leute ein ziemlich merkwürdiges Abenteuer zu bestehen.

Wir saßen — zwei junge Belgier, mit denen ich in den Fluten der stark kühlenden Nordsee Bekanntschaft geschlossen, und ich — auf der Terrasse einer Uferrestauration unterhalb Arnhem und beriethen über unseren Reiseplan. Die Belgier wollten nach Oesterreich und wir hatten beschlossen, mit kurzen Aufenthalten über Berlin und Dresden zusammen bis Prag zu reisen. Eben waren wir im Begriffe, uns definitiv zu einigen, da sehen wir unten im Strome ein schlank gebautes, aber ziemlich großes Segelboot anlegen und demselben eine hochgewachsene, jugendliche Gestalt entsteigen. Halb zerstreut blickte Mercier, der eine meiner Belgier, durch seinen Feldstecher nach dem Ankömmling und verzog alsbald sein dickes Gesicht zu einem freundlich-überraschten Schmunzeln.

„Wahrhaftig! das ist ja unser Doctor aus München!" rief er aus und reichte mir sein Glas.

„In der That," bestätigte ich nach kurzem Auslugen. „Es ist der Doctor Rechtsverdreher, mit dem's sich so gut disputieren läßt. Hierher, Doctor!"

Wir riefen dem Ankömmling im Chorus zu und wurden alsbald bemerkt und erkannt. Eine kurze Weile später stand der junge Mann mit seinem natürlich-rosigen, freundlichen Gesichte vor uns und streckte uns seine Hände entgegen.

„War wohl zwecklos gewesen, gewiß nur zu unserer Freude zwecklos, die rührende Abschiedssoirée, die Sie uns in den Scheveningener „Galéries“ gaben,“ sagte ich nach Beendigung der gegenseitigen Begrüßung zu dem jungen Dr. Ottokar von F., einem soeben absolvierten Juristen und angehenden Gerichtspraktikanten aus München, der zur wenig benöthigten Erholung an die Nordsee gekommen war. „Sie wollten ja noch drei Wochen in Scheveningen bleiben. Was veranlaßte Sie, den schönen Badeort, die reizenden großen und kleinen Kinder zu verlassen, denen Sie im Dünensande so hübsche Canälchen zu graben, beziehungsweise so gut den Hof zu machen verstanden? Sie, den mit irdischen Glücksgütern reichlich gesegneten Mann, können doch unmöglich die hohen Roastbeefpreise vertrieben haben?“

„Aus Scheveningen bin ich schon seit drei Tagen weg,“ erzählte der Ankömmling, indem er es sich in unserer Mitte bequem machte; „ich komme jetzt mit meinem Special-Admiral dort unten, dem ich eine Erfrischung hinabsenden muß, aus Rotterdam. Kinder! Ich habe sie wieder gesehen und verfolge sie nun, leider mit noch sehr wenig Erfolg?“

„Wen denn?“ fragten wir drei, selbst der kleine, schüchterne Marquard, mein zweiter Belgier, mit großem Interesse.

„Wen? Wen sonst, als d i e f l i e g e n d e H o l l ä n d e r i n?“

„Was? Das räthselhafte, schöne Weib, dem wir auf unserer Segelpartie auf hochgehendem Meere begegneten, die von der untergehenden Sonne zauberhaft beschienene Blondine, die uns auf unsere galanten Zurufe etwas Holländisches zurückschrie, das wie „dumme Jungens“ klang.“

„Ganz richtig! Sie mögen mich auslachen oder nicht, aber ich kann dieses herrliche Weib nicht vergessen. Ich muß diese holländische Venus wieder finden. Ich verfolgte zuerst ihre Spur am Strande zu Pferde bis Rotterdam und von dort im Boote bis hieher. Mein Bootsmann scheint die fliegende Holländerin zu kennen, aber Ihr wißt doch, daß aus so einer plumpen Wasserratte nichts herauszubringen ist, besonders wenn man so wenig holländisch versteht, wie ich. Er faselt etwas wie „terug, terug“ und deutet immer in's Wasser hinein, woraus ich vermuthe, daß die Gesuchte auf demselben Wege wieder zurückkommen wird und wenn ich durch allerlei Zeichen und Gesten erfahren will, was und wer unsere Holländerin eigentlich sei, da schmunzelt er pfiffig, spritzt seinen Kautabaksaft im weiten Boden in die Flut und schweigt.“

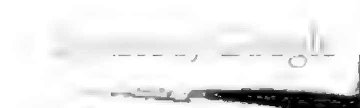
„Und warum hielten Sie hier an?“

„Weil ich, aufrichtig gesagt, recht hungrig und besonders durstig bin. Wenn nur das Bier hierzulande nicht gar so verteufelt schlecht wäre!“

Wir lachten herzlich über diese bairische Nebeneigenschaft eines Verliebten. Der Doctor Ottokar lachte mit, that einen recht herzhaften Zug aus dem mit der Münchener „Schützen-Liesel“ aushaltenden Gerstengebräu und frug dann:

„Wollt Ihr nicht mit mir kommen, Kinder?“

Wir waren sämmtlich augenblicklich bereit, die interessante Jagd auf die „fliegende Holländerin“ mitzumachen. Unsere Bagage hatten wir ohnedies schon bis Berlin abgefertigt und unser Freund aus München versprach, uns irgendwo auf deutschem Ufer, bei Griethausen, Emmerich oder Wesel, abzusetzen. Der verliebte junge Baier trieb aber seine Selbstbeherrschung so weit, daß aus diesem unverhofften Wiederfinden eine ganz nette Zecherei, selbstverständlich mit abwechselnder „Stromwacht“ wegen der sehnlichst gesuchten Erscheinung wurde. Die „Fliegende“ kam aber noch immer nicht zurück und es lachte schon der hellglänzende Vollmond auf uns herab, als wir zu Vieren das Boot bestiegen



und „Admiral“ Peter Oving, eine groteske Fischergestalt in rothen Bademeisterhosen und grauer Jacke, auf den Befehl des Doctors Ottokar hin mit einem verständlichen „Ja, Mynheer!“ das dreieckige Stagsegel aufhißte. Wir bogen alsbald bei Zevenaar in den großen Rhein und fuhren dann unter Plaudern und Rauchen mit sanfter Geschwindigkeit stromaufwärts bis an den Eisenbahn-Traject bei Elten vorbei.

Hier wurde aber der Doctor Ottokar, im Gegensatze zu unserem innigen Behagen an dieser nächtlichen Rheinfahrt, entsetzlich ungeduldig, besonders weil der pausbackige Mond sich hinter eine große Wolke verkroch und dadurch der Ausblick auf den majestätischen Strom sehr erschwert ward. Er begann mit Meister Oving, der phlegmatisch mit Steuer und Segel hantierte, auf komische Weise zu polemisieren, konnte aber trotz größter Anstrengung außer einigen unverständlichen Gesten nichts als das stereotype „Ja, Mynheer!“ aus dem Alten herausbringen.

Da entfuhr dem Jüngsten aus unserer Compagnie, dem kleinen Marquardt, der ganz vorne im Boote kauerte, ein Ausruf des Erstaunens.

„Die fliegende Holländerin!“ rief er, „dort!“ Wir blickten Alle nach vorne und wurden höchlichst überrascht. Die Strahlen des Mondes brachen eben jenseits der Wolke wieder hervor und beleuchteten wie magisch das hügelige deutsche Rheinufer und nahe an demselben, etwa hundert Meter von uns entfernt ein gleichfalls stromaufwärts strebendes, etwas bauchiges und kurzes Boot mit gelbem Segel, dessen Farbe sich, wie wir deutlich sehen konnten, im glitzernden Mondenscheine mit dem Goldblond des gescheitelten Haares eines am Maste lehnenden Weibes vermengte. Rückwärts im Boote hielt eine zusammengekauerte Mannesgestalt das Steuer.

„Die fliegende Holländerin!“ bestätigten wir halblaut und von einem ganz sonderbaren Gefühl erfaßt. Der junge Münchener aber sprang in beinahe uns Allen gefährlich gewordener Weise von seinem Sitze auf.

„Nun aber los, mit Segel und Ruder!“ schrie er und begann dem alten Bootsmann, der keine Miene verzog und kein Glied rührte, seine Absicht durch heftiges Rütteln verständlich zu machen. „Wir müssen das Boot dort kriegen und selbst wenn es eine förmliche Wasserschlacht absetzen sollte.“

Auch wir Anderen begannen uns, von der Situation ganz eigenartig angezogen, auf die abenteuerlustigste Weise kampfbereit zu machen, als sich die Scenerie vor uns mit einem Male und gänzlich unerwartet änderte. Am deutschen Ufer tauchten urplötzlich mehrere dunkle, mächtige Schatten auf den silberglänzenden Strom werfende Gestalten zu Pferde und zu Fuße auf und blinkende Punkte an diesen Männern ließen uns vermuthen, daß es Soldaten oder sonst dergleichen seien. Gleichzeitig tönte ein von unserer Holländerin herrührender Schreckensschrei deutlich zu uns herüber und wir sahen, wie ihr Boot eine rasche Wendung machte.

„Halt! Rrraus von dort! Heran, oder es gibt Feuer!“

Aus der Mitte dieser räthselhaften Reiter tönte dieser Warnruf, den das Boot der Holländerin aber nicht befolgte, sondern mit dem Erscheinen eines großen viereckigen Raasegels pfeilschnell zurück, stromabwärts zu fahren begann. Da krachten Schüsse vom Ufer her und abermals ertönte der Schrei der Holländerin, diesmal markdurchdringend. Sie mußte getroffen sein.

Wir hatten, durch Schreck und Erstaunen halb gelähmt, nicht gemerkt, wie uns Oving, unser Bootsmann, durch eine rasche Segelmanipulation dem dunklen holländischen Ufer zuriß. Wir sahen nur, wie das Boot der

„fliegenden Holländerin“ glänzend im Strahle des wieder voll aufgegangenen Mondes an uns vorüberschoß. Es schien aber leer — ein echtes Gespensterschiff.

Drüben am Ufer aber sprengten und liefen die Verfolger mit lautem Halloh dahin, ab und zu Schüsse abfeuernd. Dann, bei einer vom westphälischen Ufer weit in den Strom ragenden Landzunge verschwanden Boot und Verfolger.

„Good redde Neederland!“ recitierte mit gewaltsamen Witz Mercier, der Humorist unter uns. „Wir hätten da leicht mitten auf dem Rhein in's Gras beißen können!“

Wir Anderen hörten ihn kaum und sahen uns gegenseitig mit Erstaunen und Bestürzung an. Wir waren nun nahe daran, zu glauben, daß wir es wirklich mit Geisterspuk zu thun gehabt.

Der junge, bairische Rechtsgelehrte war der Zweite, der Worte fand. Er stürzte auf unsern alten Segelmeister los.

„Du kennst dieses Weib, welches hier erschossen worden,“ schrie er dem Alten in die großen, rothen Ohren. „Wer ist sie? Was war sie?“

Statt jeden Lautes riß Peter Oving die Augen etwas über die Gebühr auf und deutete mit ausgestreckter Hand über unsere Schultern hinweg. Wir wandten uns um und blieben diesmal vor grenzenloser Ueberraschung sämmtlich Bildsäulen gleich stehen.

Vor uns, in unserem Boote stand, schön wie ein Engel und triefend von Wasser — die „fliegende Holländerin“.

Sie sah uns im Mondenglanze mit ihren blauen Schmachtaugen gleich einer überirdischen Erscheinung an. Langsam verwandelte sich ihr Blick dann in einen bittenden. Das feenhaft schöne Weib, das unverletzt geblieben und sich durch Schwimmen geflüchtet hatte, sank in die Knie und stammelte:

„Hilfe, myn Heeren! — Au nom de Dieu! de grâce!

„Wer bist Du, räthselhaftes Wesen?“ rief der Doctor Ottokar bleichen Angesichts der Erscheinung in französischer Sprache zu. „Was treibst Du? Weshalb schoß man auf Dich?“

Die Holländerin rang die Hände.

„Pardonnez — moi!“ stöhnte sie. „Ne vous fâchez pas! Je suis — je — suis — —“

„Co — Co — Cont — Contreband —“ krächzte rückwärts am Steuer unser Special-Admiral, Mynheer Oving.

„Contrebandière?“ schrie der Doctor Ottokar und griff sich an den Kopf, während wir Anderen ob der drastischen Lösung des Räthsels ganz perplex waren.

Die Holländerin sprach keinen Laut mehr und war anzusehen wie eine büßende Magdalena.

„Eine Schleichhändlerin, eine Schmugglerin also!“ inquirierte nun unser junger Rechtsgelehrter mit staunenswerther Entrüstung. „So jung, so schön und so schlecht! Ich bin ein deutscher Beamter und das drüben waren jedenfalls preußische Grenzwächter. Wir werden Sie ausliefern, Madame! Haben Sie verstanden?“

Die „fliegende Holländerin“ bat nicht mehr um Schonung, aber sie sah ihren plötzlich so streng gewordenen Verfolger in einer Weise an, daß wir ganz deutlich sehen konnten, wie unser Doctor Ottokar mitsammt seinem ganzen deutschen Beamtenbewußtsein vor diesem Blicke wie Wachs an der Sonnenglut zu schmelzen begann.

„Ach was, ausliefern?“ mengte sich nun Mercier, unser älterer Belgier ein, indem er auf die Spitze unseres Mastes deutete. „Wir fahren unter holländischer Flagge. Das schöne Weib ist frei!“

Auch wir beiden Anderen überstimmten rasch den Doctor Ottokar, der sich, wie es den Anschein hatte, nicht sehr ungerne überstimmen ließ,

besonders als wir Drei nun unverzüglich an's Ufer gesetzt zu werden forderten. Wir sahen uns wieder Grietḩausen gegenüber und konnten daher die Eisenbahnstation Cleve mit halbstündigem Marsche erreichen.

Zehn Minuten später sprangen Mercier, Marquardt und ich aus dem Boote in den weichen Ufersand des alten Rhein. Meister Peter Oving aus Rotterdam stieß rasch wieder ab, um unseren gemeinsamen Schützling, der sich malerisch in den Plaid des Doctor Ottokar gewickelt hatte, etwaigen neugierigen Grenzwächterblicken zu entziehen.

Wie der Blitz flog nun das Boot mit vollem Segel gegen den Arm von Nymwegen. Eine Kußhand erhaschten wir noch von der „fliegenden Holländerin“, dann war sie mit Mynheer Oving und unserem Doctor Ottokar im silberdurchwobenen Mondscheinnebel verschwunden.

---

s schwari Herz.

Ein Gedicht in oberösterreichischer Mundart von Franz Stelzhamer.*)

1.

Mein Schatzerl hat gheiracht
Und hat iezt an Mann,
Eya, wanns nöt mein Schatzerl
War, gangs mi nix an.

In da Kiri, da prödign s:
In Himmel wur bstimmt,
Ob da Lipp oda Lenz
s Ephasil bokimmt.

Mag schon sein, daß s so gwön is
Vor urölters Zeit,
Wo da Mensch nu hat gheiracht
Nach Guster und Freud.

Awer iezt is s längst anders
D Welt wird iezt schon z gscheid!
Und was sunsten da Herrgott
Hat gmacht, thain iezt d Leut.

2.

Mein Schatzerl hat gheiracht
Und hat iezt an Mann,
Eya, wanns nit mein Schatzerl
War, gangs mi nix an.

Sei haohgsegna Brueda,
Sein Vada, da Filz,
Und sein nöt rechte Mueder,
A Trum, a fuchswilds.

Aft sein Freundschaft, dö ganz
Hat sö gstöllt in Haffn,
Ains Sinns und ains Sagns:
Laß den Kundten laffn!

Da Brueda hat gschriern:
Er kann d Dam zweni rührn!
Und sein Vada hat gfrait:
Wie viel baut a denn Drait?

Und d Stöfmueda, dö wild,
Dö hat brüllt: i weiß s gwiß,
Daß a trinkt, daß a spielt
Und a Menschalienl is!

Und dö gor nix hamt gwüßt,
Hamt mitn Augnan dert zwißt,
Und, Ja ja und Jo jo
Pfnaurt und: sein thuets a so!

Und so lang ham sös gangstigt
Und trifelt und trillt,
Bis s hat zibert und gwaint
Und iehn Willn dafüllt.

3.

Mein Schatzerl hat gheiracht
Und hat iezt ain Mann,
Eya, wanns nöt mein Schatzerl
War, gangs mi nix an.

---

*) Diese Dichtung entnehmen wir dem österreichischen Universalkalender „Austria“ vom Jahre 1847, in welchem nun längst vergessenem Jahrbuche wir es auf Seite 253 gefunden haben. Da der vortreffliche Stelzhamer heute besser und in weiteren Kreisen, als zu seiner Zeit verstanden und gewürdigt wird, das vorstehende Gedicht aber in die vor einiger Zeit bei A. Hartleben in Wien erschienenen „Ausgewählten Dichtungen“ von Stelzhamer aus Rücksichten nicht miteinbezogen worden ist, so erachten wir es als unsere Pflicht, es durch dieses Blatt der Vergessenheit zu entreißen. Die Red.

In Haochzattag aft,
Wie ſ ſchon gläut ham zun Amt,
Han i mi freili vorn Leuten
Schier gſchichar und gſchamt.

Awa hern han is müeſſen,
Und ſegn han is wölln,
Wie ſö dennar a Herz,
So a traurigs wird ſtölln.

In am Winkel bin i glaint
Und han gliſert und gſchaut
Mein Gott, mein Gott! dort ſtehts,
Mein liebs Schatzerl — als Braut.

Prächti aufputzt und gwandt,
Alls vo Samet und Seidn,
An ſchea'n Raoſenmarin,
Awa s Gſicht wier a Kreidn.

I han gmaint, ſie wird wein'n
Oda ſeufzen helllaut.
Hat ſö awa kain'n Seufza,
Kain Zahnerl vatraut.

Und ſo fleißi hat ſ gloſt,
Mit ſeinn vögerlſein'n Gher
Afn Pfarra ſein Anröd
Und auf dö ſtreng Lehr.

Dnett, wier ers hat gfragt:
„Euphroſina! ſag an
Willſt Du folgſam und treu
Verbleiben ſtets Deinem Mann?“

„Und ſetzt Niemand allhier
Dieſem Bund was entgegen?“
Da hats iehm n Kopf gruckt,
Und hat mi daſegn.

I bi leichnweiß worn,
Und ſie zundaroth;
Aft ham ſ gſchriern: Jeſas Maria
Da Braut is — taodt!

A Zablat und Gſtrablat
Is gwön aft und a Gſchrai,
Und mir is s dur s Hirn
Wiera Dunnaſtrai.

4.

Mein Schatzerl hat gheiracht
Und hat iezt ain Mann,
Eya, wanns nöt mein Schatzerl
War, gangs mi nix an.

Denn taodt is ſ nöt gwön,
s Steribn is nöt ſo leicht
Von üs Baun, da haißts
Zidern und zabeln an Eicht.

Dö Dokta wölln rei wern,
Dö Bada guet löbn:
Da haißts zerſt — Dein Geldl
Aft — s Löbn hergöbn.

Und as war a nöt recht,
Wann Ains ſturib, wanns mecht;
Dö grob Arbat blieb lögn
Und d Herrn hättn nix z löbn.

Ja a Gſtrampfat und Gſtrablat
Ha i ghert und a Gſchrai,
Und mir is s duris Hirn
Wiera Dunnaſtrai.

Darnach ham ſ ma gſait,
Bin i auf und habaus,
Wiera Roß, das da durigeht
Furt in ainn Saus.

Ueba Hager und Zäun,
Duri Grabn und Bach,
Zwann mi hint her mit
Glüetaden Gabeln was ſtach.

Wieri mi endling aft wieda
Voſpürt ham und glennt,
Bin i Zweidigſt nach Zweriſt
In Feld dahi grennt.

Und a ſo bin i haim,
I wött, dreimal ſo ſchnell
Den dridowelten Wög,
Was ma rait, vo — Waldzell.

D Haochzat is gwön,
Dö drei Ehtanz vobei,
Mein liebs Schatzerl hat ſ tanzt
Und is iezten a — Wei.

5.

Z ändern is nix mehr
Und bleibn thuets, wies is,
Denn da Herrgott macht ſelten
An gwaltinga Riß.

As hats a nöt naoth,
Daß ar anwendt ſein'n Gwalt:
Währt do ehnta nix z lang,
Und bricht eh Alls viel z bald!

I waiß wohl nöt, wier iehm is,
Mir is hald ſo ſo;
Han an nix mehr a Freud,
Glei wohl thain thu is do.

I aracht, i iß,
Rauch Tabak und trink Bier,
Kimmt ma freilig in Alln
Da klain Knecht ſchon bald für!

D Händt ſand ſo ſame,
So papi is s Maul
Und von Gehn ſan ma d Füeß
So ſchwar und ſo ſtinkfaul.

Da Bada maint: Schrepfen,
Oda — Laſſen war guet,
Denn dö Schwarn war nix,
Als an agſtandens Bluet!

An agstandens Bluet
Schrepfen — Lassen und das?
I han eh schon gnue lassen,
Sit is Ephasil laß!

Dö ganz Schwarn, maint da Badar,
Sitzt von Herzen allein,
„So is s Wasser, mein Hannes —“
Ja, Wasser — a Stain!

A fünf Zenken schwara Stain,
Glaub i lieba, mein Mann!
A Paar Füeß — a Paar Roß
Hättn z schleppen gnue dran!

Hans leicht nöt gseha,
Dös nächsten af Ried
Bin i araso furtzogn,
Saulab und hundsmüed.

Bis sö aina dabarmt hat,
A Fuhrmann und deutt:
„Sitz Di auf auf mein'n Wagn,
Weils dar s Gehn mehr nöt leidt!“

E halt stad, i sitz af,
Mueß mi wolta was plagn,
Weil mi d Händt a nät höbn
Wölln, wier d Füeß nimma tragn.

Na dar Oebn hin is s gangen
Afs Schenst und afs Böst;
Awer aft übers Bergerl —
Nöt mügla wars gwöst!

Er hat zruckzaust, is angrittn,
Hat hi! gschriern und ghaut,
Hatn Wög und sein'n Wagn
Und sein Ladung angschaut.

Nöt von Flöck hat a mögn,
Bis a lacht: „Ja Du Mann,
Du mueßt Blei habn in Leib,
Oda hat mars wer than.

Bitt Di go schen, steig abar
Und schoib a weng an!“
Hats nöt braucht: kam herunt,
Rennan d Roß schon davon!

Da bin i aft gstanden,
Mit den entsschwarn Gmüeth,
Gsait han i nix,
Awa d Augn ham ma blüet't.

Und gsinnirt han i aft,
Was s nu wern wird mit mir,
Wann i furt und furt allweil
Marodiga wier!?

6.

Mein Schatzerl hat gheiracht,
Und hat iezt an Mann,
Eya, wanns nöt mein Schatzerl
War, gangs mi nix an.

Schau! nöt weit vo da Straß,
Hats an Wirthshausschild gschwenkt;
Geh stärk di und lab di,
Kehr ein! hai ma denkt.

Zum darobern is eh nix mehr,
Z Grund gehst aso,
Und da drinat gehts lusti her,
Was — wer, wann, wo?

„Magst a Bier?“ — Ja a Maoß.
„Und an Wöckn, an Kas?“
Wann da aine recht resch is,
Dar ander recht raß!

„Wiest as wünscht, — schmutzt dö
Kellnerin füra und draht
Dös raoth Göscherl so rar,
Z wann s mi anscherzn that.

Is ma lang nimma gscheha,
Gschiacht ma leicht nimmer a,
Awa wohl hats ma than,
Wier an Vieh, an müedn, d Stra!

„Gsegns Gott!“ und sötzt
s Bier auf und s Braot
Und a Kas afn Teilla —
„Gsegns Gott!“ und wird raoth.

Und süeße Gedanka
San ma aufgstiegn in Hirn,
Als wann i da Großknecht war
Und sie dö klaon Dirn.

Und d Spielleut nöbn meina
Höbn s Landlageign an,
Und a herglasna Kerl
Der almert da schon.

Ja galmert und gschnackelt
Und pascht hat der Bue,
Und aft wieder afs dnetterst
N Tanz tret dazue,

Daß Alls na grad gschaut
Hat und glisent und glacht;
Awer iezt höbt a z singer an,
Leutl göbts Acht!

„Schießst lang ausr am Büchserl,
So schießst Di hald ein,
Und aft meinst glei, as kunnet
Kain so guete mehr sein!

„Dein Scheidstock, Dein Sengsen,
Dein Stockhau, Dein Pflueg,
Sogar s Trinkar is bösser,
Ausn selmaigna Krueg.

Wier ölta da Stiefel,
Wie leichta da Schluf;
Und wier abglögna s Mösterl,
Wie milda da Suf.

Alte Gwander, alte Gwöhnat
Ma lögt s nöt gern ab;
Sogar d Bedlleut liebn
Jehn altn Ranzen und Stab.

Da Wind geht sein Straßen,
Da Waldbach sein'n Lauf,
Und sobaldstn vabaun willst,
Sa bamt a sö auf."

Wird sausat und brausat,
Und schau, was a thuet —
A bricht obenaus und nöbenfür
Ehwenn, daß a rueht.

Und n guet glernt'n Jaga,
n gwappelten Knecht
Is an iedwölligs Büchserl,
An ieder Zeug recht.

Und wann Di recht dürst't
Schmöckt an ieder Trunk guet
Und aft brauchst a koan Krueg
Nöt, Du trinkst aus an Huet.'

A Hund, denst vakafst,
Ziegt 'n Schwaif ein und hent;
Do wie lang? is a frisch
Und den andern Herrn gwehnt."

s Vieh will da nöt fröß'n,
Wanns a fremds Fueda schmöckt,
Awer ehnta frißt's Haberstroh
Eh's da varöckt.

Und an irdwölligs Gwand
Richt sie endli nach'n Leib;
Und an irdwölligs Mensch
Richt a Mann ab zum Weib.

O Ephasil, Ephasil,
Wärst do dö mein;
Awa weilst as nöt bist,
Wirds an Anderne sein!

Da Bam is voll Blattel,
Mit alln spielt da Wind,
Und an anderne Mucta,
Hat ara schens Kind.

Hat ara schens Kind
Und i han a schens Guet,
Und iezt schau na, wie schen
Si das zammreima thuet!"

Und aft hat a galmert
Und gschnackelt, der Schwanz,
Und hat wieda afs dnettast
Dazu tret n Tanz. —

Mir ower is gwön,
Z'wann ma d Herzbladern z'sprung,
Und als wann a ma d Seel'
Aus'n Leib außa sung.

Hat mas awa nöt außa,
Hat mas eini gsunga
Und dö Bladern is ganz blieb'n,
Und is nöt z'sprunga.

Was guet is und theua —
Han i g'schriern aft — sößt's auf!
Und i bring dar's, Du Hauptkerl,
Glang herda und sauf!

Sauf aus und gib's umi,
n Spielleutn brings;
Und das Gsangl, i bitt Di,
Sings nu mal, sings sings!

Aft is gsungar und trunkar
Und gspeißt worn und geigt,
Daß ma heunt, wann i dran denk
Nu d Hitz in Kopf steigt.

Awa d Zäch bin i schuldi bliebn;
Denn mi hat zimmt,
As war nöt da Müeh werth,
Weil bald — mehra zammkimmt.

Und richti! — fünf Wocha —
Han i gheiracht schen föst,
Und da lustigö Schalk
Is mein Brautführa gwöst.

Dö nämlinga Spielleut
Ham d Ehtanz aufgemacht;
Awa s Bier hat an andere —
Kellnerin bracht.

Wo is denn dö Ander?
Geht's Fragn an hellaut —
Eva, da sitzt s' nöbn meina
Nöbma Bräugga — als Braut!

Denn wen anders, als der,
Dö mi gewöckt hat zum Löbn,
Häd i solln mein Herz
Und 'n Ehhandring göbn!

* * *

Das G'sangl han i dicht
Amal in a schen Nacht
Und wann's am a so geht,
Daß as araso macht.

Erinnerungen an Venedig.

Von Robert Hamerling.

I.

(1864.)

Unter den Redensarten, die sich von einem Bädeker auf den andern fortvererben, findet sich nun lange genug auch die von der „trauernden, um ihre einstige Herrlichkeit trauernden Königin der Lagunen." Wehe Dir, Fremdling, der Du diese „trauernde Königin" besuchst, wenn Dich das Ungefähr auf einem Platze oder in einer Gasse einquartiert, in welchen sich ein Café oder eine Schenke befindet! Bis zwei Uhr Morgens wirst Du Dein, von angestrengter Tagesumschau in den Reizen der Dogenstadt ermüdetes Auge nicht schließen können, solltest Du auch sämmtliche Elegien, die von Venedigs Trauer und melancholischer Stille singen, unter die Kissen deines Hauptes legen. Wenn in anderen, nur um ein Geringes nördlicher gelegenen Städten nach Mitternacht noch etwas Weniges in den Straßen gesungen und gelärmt wird, so macht Tags darauf ein scharfes „Eingesendet" im Localblatte eine Klage wegen Störung des öffentlichen Schlafes anhängig und intimiert den Behörden ein feierliches „Videant consules" etc. In Venedig singt der letzte Nachtschwärmer auf der Straße seine Romanze um drei Uhr Morgens, und alle Welt findet das in der Ordnung, denn alle Welt weiß, daß der Venetianer, wie der Italiener überhaupt, schreien m u ß, wenn er nicht platzen soll.

Venedig ist zu allen Zeiten eine lebenslustige Stadt gewesen; wenn es die Geschichte verschwiege, so würden die farbenhellen Bilder seiner alten Meister dafür zeugen. Ich wage zu behaupten, daß sich dieser Charakter wenigstens in der Sphäre des Volkes, das von politischer Gedankenblässe weniger angekränkelt ist als die gebildeten Kreise, noch heute nicht verleugnet. Dieselbe altvenetianische Heiterkeit und Lebenslust, für welche der sinnenfreudige Farben- und Formenprunk auf Paul's, des Veronesers, Bildern Zeugniß gibt, sie lebt noch fort, wenn auch zum Theil, dem Charakter moderner Zeit entsprechend, in weniger poetischer und anmuthiger Gestalt. Sie lebt noch fort in dem Zucca-barucca-Verkäufer, der so selbstzufrieden und selbstbewußt sich dort an die Ecke des Gäßchens hinpflanzt, offenbar nicht bloß um seine, in appetitliche Schnitte zerlegte Kürbisfrucht, die ihm wenige Soldi einträgt, los zu werden, sondern vor Allem, um den inneren Fond seines Lebensdranges und seines unerschöpflichen Stimmmetalls den ganzen Tag über in einladenden Rufen auszumünzen, die ebenso Selbstzweck sind, wie das Tongeschmetter der Amsel oder der Nachtigall. Sie lebt fort, die altvenetianische Lebenslust, im mitternächtlichen Gassenhauer, der so stimmgewaltig durch die Gassen hallt; sie lebt fort im Guitarregeklimper und Geigengeschwirre wandernder Minstrels, das des Abends aus allen Winkeln hervor- und hinausklingt bis an die einsam rauschende Meerflut; sie lebt fort in jenem fröhlichen Menschengewimmel, das Tag für Tag, wenn der Abend einbricht und die Lichter angezündet werden, durch das prachtvolle Thor des Torre dell' orologio hervorströmt aus den von tausend Lichtern funkelnden Gässen und Gäßchen der Merceria, um sich

lustwandelnd zu zerstreuen über das salonmäßig glatte, schimmernde Marmorpflaster von San Marco, insonderheit an Tagen, wo Frau Musica mit einer braven Militärbande ihr Throngerüst inmitten des herrlichen Platzes aufschlägt. Eine Zeit lang schien es, als ob die Venetianer, vom politischen Groll der finstern lombardischen Nachbarn angesteckt, die k. k. österreichische Militärmusik dem ausschließlichen Genusse der Fremden überlassen wollten. Bald aber sind sie davon wieder zurückgekommen; der musikalische Instinct siegte über die politische Dressur, und der Marcusplatz vereint wieder an Musikabenden das einheimische Volk und die Fremden zu einem so einträchtigen Schwarm von Müssiggängern als nur je.

„Aber die Stadt selbst," ruft man aus, „das architektonische Venedig mit seinen verfallenen Prachtgebäuden, die Plätze und Gassen und Canäle, wo Stein um Stein sich löst, und „melancholisch-langsam" in die düstere Flut hinuntergleitet, und die moderduftigen alten Kirchen mit ihren steinernen Dogenbildern auf Marmor-Sarkophagen — drücken nicht wenigstens diese der Lagunenstadt den Stempel der Schwermuth und Trauer auf? Ich leugne den Ernst des Eindrucks nicht, den heute das monumentale Venedig machen kann; aber, warum übersieht man, daß die ganze Kunst Venedigs doch ursprünglich auf das Heitere angelegt ist? warum übersieht man die lustigen Lebensfunken, die noch immer in dieser alten Asche glimmen? warum spricht man nicht auch von den grünen Arabesken modernen Lebens, die diese grauen Trümmer überwuchern? — Wenn man von einem Spaziergang auf der Riva bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrt und auf den Marcusplatz einbiegt, auf welchem soeben die abendlichen Lichter angezündet werden, was flimmert und flittert und flirrt uns da unter den Arkaden der alten Procuratien so eitel-weltlich, so modern und lebenslustig entgegen? Was dehnt sich da für ein geheimnisvoll strahlender Lichtgürtel, wie mit tausend und aber tausend schimmernden Brillanten besetzt? Es sind die prachtvollen Läden der venetianischen Juweliere und Goldwaarenhändler, die hier in fast ununterbrochener Reihe den Glanz und Reichthum ihrer weltberühmten Auslagen entfalten. — Niemals habe ich dieses in seiner Art einzigen Anblicks genossen, ohne daß es mir geschienen hätte, als lodere in diesem Glanzgefunkel die märchenhafte Herrlichkeit des alten Venedigs wieder auf. Aus der Ferne wollte mich dies zitternde Geflimmer, durch die nächtliche Dunkelheit weithin leuchtend, immer bedünken wie das geheime, lebensselige Augenblinzeln der wunderschönen Göttin Venezia, wie sie Paolo Veronese im Dogenpalaste gemalt hat. Nein! gesteht es nur: lebenslustig wogt in Venedig nicht nur das Menschengewimmel, lebenslustig rauschen nicht bloß die Carnevalsweisen Venedigs; lebenslustig schimmern, wenn Ihr genauer zuseht, auch diese schönen griechisch-romanischen Bogen und Säulen und Capitäler, die ringsum ragen. Und diesen ist es nicht zu verargen, denn sie sind doch eitel Heidenthum; aber auch die schönen weißen Pflastersteine von San Marco glänzen und glühen Nachts wie von geheimer Lebensfreude. Und selbst die ehrwürdigen Zinnen und Kuppeln und Portale der goldenen Basilica überglühen mit dem Goldglanz ihrer maurischen Zieraten den byzantinischen Ernst, scheinen aufzuglimmen und aufzublitzen wie Glutfunken mystischer Lebens- und Liebestrunkenheit des Orients.

Aber vielleicht steht diese glänzende Titelvignette von San Marco doch vor einem Buche von elegischem Inhalt und es hat die Melancholie weiter im Innern der Lagunenstadt ihren Thronsitz aufgeschlagen. Folgen wir den Hauptadern des Verkehrs nach allen Seiten: betreten wir die Merceria,

die Frezzeria, den Rialto u. s. f. — überall Menschengewimmel, überall reiche Waarenauslagen, höchst geschmackvoll geordnet, Abends in heller Beleuchtung strahlend. Was das Promenieren und Flanieren im Innern Venedigs, besonders Abends so eigenthümlich angenehm macht, ist die trauliche Enge der Gassen, die doch mit jedem Schritt neue malerische Ausblicke eröffnet; ferner das glatte, schöne Pflaster, die Windstille, der Mangel alles Staubes und die verhältnismäßig große Reinlichkeit, die auch in den engsten Winkelgäßchen herrscht. Wer andere Städte gesehen, in welchen trotz beständiger Thätigkeit der Straßenfeger doch immerwährend Schmutz und elle Gerüche herrschend sind, der wird durch die Reinlichkeit Venedigs überrascht werden, noch mehr aber dadurch, daß selbst dort, wo man einmal auf eine Ausnahme von der Regel stößt, das Geruchsorgan nur in geringem Maße beleidigt wird. Woher mag dies kommen? Ohne Zweifel daher, daß in den Gassen kein Staub vorhanden ist, durch welchen der Schmutz amalgamiert und festgehalten würde; ferner daher, daß die Zugthiere fehlen, welche die starkbefahrenen Straßen der Städte allstündlich von Neuem zur offenen Cloake machen, und daß der Hauptherd aller bösen Geruchs-Affection in unseren Straßen, die Oeffnungen der Abzugscanäle, in Venedig gar nicht bemerklich sind. Eine eigenthümlich weiche und milde Luft, ein localer Sirocco, fächelt in den Gassen Venedigs, und während vielleicht auf der Riva oder dem Marcusplatze ein heftiger Wind weht, kann man die Merceria oder die Frezzeria in angenehmer Windstille durchwandeln. Aus diesem Grunde möchte ich auch die ausschließliche Schwärmerei der Fremden für die Riva, den offenen Meerstrand, nicht theilen. Zwar hat diese Strandpromenade im Winter die warme Sonnenseite, aber desto ärger ist sie auch den winterlichen Stürmen und dem Regen ausgesetzt, während die Plätze und Gässen im Innern der Stadt ein von jedem rauhen Anhauch verschontes, gleichmäßig temperiertes Asyl bieten.

* * *

Daß San Marco bei Mondschein gesehen sein will, ist eine bekannte Sache. Im Tageslichte sieht dies altehrwürdige, zieratreiche Bauwerk ein wenig wie eine fahle, welke, schlafende Blume aus; im Mondesglanz aber ergeht es ihr wie der Lotosblume bei Heine: der Mond

> „erweckt sie mit seinem Licht,
> Und ihm entschleiert sie freundlich
> Ihr Blumenangesicht."

Wie bedeutsam sind die großen Bogenwölbungen, die säulengetragenen romanischen Rundbogen, in zweiter Linie von Spitzbogen überragt! Gothisches und maurisches Arabeskenwerk rankt und gipfelt sich dazwischen und darüber empor, und hinterwärts überthürmen die byzantinischen Kuppeln wuchtig und imposant das Ganze. Den spitzbogigen Architraven der Rundbogen analog, ist auch bei den Kuppeln die runde Wölbungslinie von einer spitzbogigen zweiten überragt. Und so hat die Façade mehr Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Composition, als es im ersten Augenblick den Anschein hat. Es ist maurische Gothik.

Was wäre indessen die Marcuskirche ohne den Marcusplatz und ohne die beiden langgedehnten Prachtfronten der Libreria und der neuen Procuratien, welche von dieser architektonischen Krone der stolzen Venezia wie Kronenbänder auslaufen?

Die Libreria und die neuen Procuratien — sie scheinen sich im ersten Augenblick zum Verwechseln ähnlich. Und doch ist die künstlerische Wirkung beider eine durchaus verschiedene. Wenn ein Paar Zwillingsschwestern von gleicher Größe, gleicher Schönheit, gleichen Zügen verschiedene Hüte tragen, so sind die gleichen Gesichter unter den ver-

schiedenen Hüten nicht mehr dieselben. Die Libreria krönt ein reicher und doch einfach großartiger, energisch hervortretender Fries, die Procuratien ein prosaisches drittes Stockwerk.

Ich widerstehe der Versuchung, von Kunstsachen Venedigs zu reden. Nur noch ein Wort: Ich war einer der fleißigsten Kirchengänger Venedigs, habe vor allen geschnitzten und gemalten Heiligen Venedigs meine Andacht verrichtet, habe geschwelgt in allen Herrlichkeiten der Akademie, des Palazzo Pisani, des Palazzo Giovanelli u. s. f. und mußte mir sagen: Das Alles ist unendlich schön und heiter und menschlich edel. Aber eben nur menschlich und irdisch. Mir fehlte zuletzt etwas: die Großartigkeit, die Tiefe. Und so lieb und traut mir die Venetianer geworden, ich fühlte doch zuweilen eine geheime, recht lebhafte Sehnsucht erwachen nach den Römern, den Florentinern . . . . .

* * *

Ueberhaupt kann weder die Herrlichkeit des marmornen Venedigs, noch die Lagunenwelle, die dazwischen flutet, das Gemüth Desjenigen, der hier seinen Wohnsitz aufschlägt, für immer befriedigen; jene erscheint zuletzt allzu starr, diese zu weich und haltlos trügerisch. Die Sehnsucht erwacht nach der festen und doch nicht starren, pflanzen- und baumbewachsenen Scholle, nach dem Festland, wäre es auch nur ein Stück davon, ein Rasenstück, ein Garten. Venedig besitzt nun allerdings einen öffentlichen „Garten.“ Es ist eine kleine, baumbepflanzte Landzunge, reizvoll bespült von der blauen Meereswelle, in Näh' und Ferne umlagert von den schönen, stillen, grünbebüschten Laguneninseln, zur Linken der langgestreckte Streif des Lido, zur Rechten die Kuppeln und Zinnen der Stadt, über welchen die Sonne leuchtend untergeht — mit Einem Wort: der lieblichste Punkt Venedigs. Die Natur hat unsäglich viel dafür gethan. Aber die Menschenhand? Es ist wahr, daß die schöne Natur auch nackt gefällt; daraus folgt aber nicht, daß man sie durchaus als Aschenbrödel in Lumpen gehen lassen muß. Was ließe sich aus diesem reizenden Fleck Erde machen! Was hätte man im Norden längst daraus gemacht! — An Feiertagen, zu welchen für den Venetianer zum Theil auch die Montage gehören, belebt sich diese grüne Oase Venedigs. Manch' leichter Nachen stößt vom Meere her an den Strand und über die steinernen Stufen der Landungsstelle herauf hüpft zierlichen Schrittes manche blond oder schwarzgelockte venetianische Schöne. An gewöhnlichen Nachmittagen aber muß dem Besucher meist die Gesellschaft der schönen grünen Bäume und der blauen Wellen genügen. Nur dann und wann unterbricht die idyllische Stille ein eleganter Reiter oder eine elegante Reiterin, die den Baumgang auf- und nieder galoppieren (der „Garten“ umschließt auch eine Reitschule und Pferdeverleihanstalt) oder ein nettes, kleines Eselsgespann, das auf zierlichem Wägelchen ein paar Kinder aus guter Familie spazieren führt. Verlassen steht der hungerblasse „Ringelspielmann“ in seiner Rennbahn, und sein Geselle wendet mit defecten Drehorgeltönen sich vergebens an Ohr und Herz der wenigen Kinderfrauen, die den Garten durchwandern. Nicht viel besser ergeht es dem Restaurant dort oben auf der kleinen, lieblichen Anhöhe. Wie reich wäre dieser Mann schon längst geworden, wenn dies paradiesische Plätzchen in einer nordischen Hauptstadt läge! Was würde z. B. die Spazierlust und der gute Appetit des Wieners oder auch nur des Grazers aus diesem Lustorte gemacht haben! Welche Legionen von Hühnern wären hier bereits unter eifrigen Kiefern verschwunden; wie viele Schinken, welche Massen von warmem und kaltem Braten, von Emmenthaler und Schweizerkäse! Aber diese Venetianer strecken sich lieber nebenan in's

grüne Gras und sättigen sich, wie Bettler an Bratenduft, an den Klängen der Musikbande, welche der Restaurant für seine wenigen Gäste spielen läßt.

Venedig besitzt auch einen botanischen Garten, der sich eines gewissen Rufes erfreut, dessen starke Eisengitter sich aber nur gegen ein gutes Trinkgeld langsam öffnen, und den man nur unter der Escorte des Gärtners durchwandeln darf. Was ihn von anderen botanischen Gärten unterscheidet, ist dies, daß er auf das Verdienst einer übersichtlichen Vertretung der Arten und einer eigentlich systematischen Anordnung überhaupt keinen Anspruch macht. Die einheimische Flora, die europäische Feld- und Waldflora fehlt so gut wie ganz; nur auf ein paar winzigen Beetchen sind einige derartige Kräutlein zu bestimmten Schulzwecken angepflanzt. Der Werth des Gartens liegt im Reichthum und in der Schönheit exotischer Pflanzenexemplare; insbesondere genießt die Sammlung von Cacteen verdiente Berühmtheit. Das Warmhaus umschließt unter Anderem auch merkwürdige Tillandsien, räthselhafte Pflanzengeschöpfe, die durch keinen saugenden Wurzelmund mit dem Mutterbusen der Erde zusammenhängen, sondern sich mit dem Aether als Nährvater begnügen. Eine der schönsten Seltenheiten des Gartens ist eine wahrhaft riesige Yucca aloëfolia, welche, baumartig sich mit den sehr weit verbreiteten Aesten an einer hohen Mauer emporgerankt hat. Auch ein Drachenbaum ist zu sehen, desgleichen ein schönes Exemplar des Upasbaumes, der so überaus giftig sein soll, daß schon bei der Berührung seiner Blätter der Arm anschwillt. Man hat ihn aus diesem Grunde hier so dicht umhegt und abseits gestellt, daß kein Unvorsichtiger zu Schaden kommen kann. Ganze Haine von Lorbeerbäumen schmücken überdies den Garten, ein erfreulicher, die Phantasie gefällig anregender Anblick. Das Schätzbare, das hier vorhanden ist, weist zumeist durch Alter und reifen Wuchs auf eine lange vergangene Zeit zurück.

II.

Der Carneval von Venedig! — Dabei denkt Jeder zunächst an eine gewisse weltbekannte, heitere, wie Champagner moussirende und prickelnde Melodie, welche freilich von Virtuosen der Geige und des Pianos beinahe todt gehetzt worden ist! — Um diese berühmte Tonweise aber ganz zu verstehen, muß man den thatsächlichen Carneval Venedigs an Ort und Stelle gesehen haben. Ich werde nicht versuchen ihn zu schildern; aber ein paar flüchtige Tagebuchblätter will ich mittheilen, die aus den Tagen des venetianischen Carnevals von 1856 bis 1857 stammen, und die zwar vergilbt, aber schwerlich auch veraltet sind. Sie lauten:

1. Februar.

Lebhafter als je gieng heute der Carnevals-Spectakel los. Besonderes Aufsehen machte Nachmittags eine Esels-Cavalcade. Etwa 15 Personen ritten in türkischen Costümen auf Eseln, welche auch ihrerseits in Masken, in grotesken Futteralen steckten, die ihre Eselsleiber unkenntlich machten. Der Aufzug machte Halt auf dem Markusplatz, und führte da unter großem Zulauf der Menge eine Art von Wettrennen aus, bei welchem die Esel durch beherzte und taktfeste Stellung überraschten. Unter den Berittenen war auch ein Frauenzimmer. Alle Welt hatte ihre Freude an der Sache mit Ausnahme eines Pomeranzen- und Citronenverkäufers, welcher mit lebhaften Geberden und großem Pathos der sich drängenden Menge klar zu machen suchte, daß sie seine offene Verkaufsbude, die mitten auf dem Platze im ärgsten Gedränge aufgerichtet war, unzweifelhaft mit sich fortreißen werde.

Ein noch besseres Ansehen hatte dieselbe Cavalcade Abends bei heller Beleuchtung, als sie, wieder auftauchend,

durch die Arkaden der Procuratien sprengte. Nie hätte ich die Esel für so wackere Reitthiere gehalten.

Außer unzähligen einzelnen Masken der verschiedensten Art durchzogen den ganzen Abend hindurch auch mehrere schön costümierte, improvisirte Musikbanden die Stadt, welche ihre Carnevalsweisen lustig erklingen ließen und dazu tanzten und sprangen. Jeder im Zuge hatte eine brennende Laterne; voran schritten Fackelträger. Ich bemerkte drei verschiedene costümierte Banden dieser Art, jede etwa 15—20 Mann stark.

Unter den Nachts umherschweifenden Maskenzügen war auch einer von 30—40 Personen in weißen Hemden und weißen Schlafmützen, welche eine hinter der anderen marschierten und dazu mit Cinellen, Pfeifen, kleinen Trompeten und einer Trommel einen korybantischen Lärm vollführten.

Solcher Carnevals-Genossenschaften gibt es mehrere, welche bestimmte Namen haben und während des ganzen Carnevals in den ihnen eigenthümlichen Costümen mit und ohne Instrumentalmusik ihr Wesen treiben.

Daß bei vorbeiziehender Musik mitunter ein Tänzchen auf offener Straße improvisirt wird, versteht sich von selbst.

Man sieht auch sehr schöne und elegante Frauenmasken, natürlich nicht unbegleitet, promeniren; auch viele Kinder gehen in Begleitung ihrer Eltern oder anderer Personen maskirt umher.

6. Februar.

Nichts geheimnisvoll Reizenderes gibt es, als wenn in später Mondnacht Maskenzüge oder verlarvte Frauen in zierlichen Ballgewändern am Arme ihrer Tänzer durch einsame, schlummernde Gassen rauschen. Das Phantastische des Carnevals kommt erst zu seinem vollen Recht, das Groteske und Carikierte wird im Märchenlicht des Mondes zur Natur, das Schöne und Liebliche gewinnt einen feenhaften Zauber.

7. Februar.

Wieder recht lebhaft. Der Marcusplatz Abends taghell beleuchtet, überdies heller Mondschein. Der ganze Platz mit Menschen vollgepfropft, und doch fand jede Maskengruppe willigen Durchlaß. und Alles gieng in fröhlichem Volksgetriebe ohne Unhöflichkeit, ohne eine Spur von Roheit und Gewaltsamkeit vor sich.

Etwas sehr Phantastisches geben den Dominos die riesigen Hörner und Geweihe, die sie häufig auf dem Kopfe tragen, und die häufig auch beweglich sind, so daß sie umgelegt und aufgerichtet werden können, was sich grotesk genug ansieht.

Eine Gruppe von Marinesoldaten stellte sich heute auf dem Marcusplatze auf und sang vierstimmige Lieder ab. Regelrechte Vocalmusik dieser Art steht für gewöhnlich nicht auf dem Programm des italienischen Carnevals. Sie ist etwas allzu Methodisches, Vernünftiges, Nüchternes, um mit der echten Carnevalslaune im Einklang zu stehen. Der Deutsche liebt es schon eher, in entzügelter Laune sich erst die Kehle tüchtig anzufeuchten und sie sich dann, mit Notenblättern in der Hand, wieder trocken zu singen, und umgekehrt. Aber auf dem Marcusplatze klang der vierstimmige Gesang der Marinesoldaten ein wenig zopfig; er war offenbar ein eingeführtes, fremdes, österreichisch-deutsches Element.

Die Eselscavalcade galoppierte auch heute wieder munter umher.

14. Februar.

Nachmittags begegnete ich in der Merceria einer Maske in negerhaftem Aufputz, die auf der Vorder- und Rückenseite des Leibes mit großen Ankündigungstafeln für einen Maskenball behängt war und gravitätisch die Straßen durchschritt.

Ich besuchte Abends diesen Maskenball. Das Theater San Benedetto, in welchem derselbe stattfand, gewährte in reicher Beleuchtung einen schönen

Anblick; die Parterre- und Bühnenräume waren mit Masken gefüllt, die Logen mit Frauen der höheren Stände.

In einen Domino gekleidet, die Larve vor dem Gesicht, gieng ich als passer solitarius und stiller Beobachter umher. Eine männliche, recht elegante Maske forderte mich zum Tanze auf, welche schmeichelhafte Einladung ich, als Reconvaleszent und der landesüblichen Tänze unkundig, leider ausschlagen mußte. Im Carneval nimmt man es beim Tanze mit dem Geschlechte der Partner nicht so genau. Eine zweite Maske gab im Verlaufe des Abends sich die Mühe, mit einem „Aspetta un pò!" mich anzuhalten, um mir die Haare, die von der Stirn ein wenig über die Larve herunterfielen, zurückzustreichen, und mir auch den Domino, der im Gedränge etwas in Unordnung gerathen war, zurechtzuzupfen. Das Alles geschah mit vieler Gemüthlichkeit und Artigkeit.

Eine Zeit lang hatte die Scene das Ansehen eines gewöhnlichen Maskenballes, bis plötzlich aus einer Loge des Parterres ein Dutzend lärmender Kobolde in weißen Masken sprang, die durch den Saal hintollten, einander auf die Schultern stiegen, in die oberen Logen hinauf und hineinkletterten, und zu allgemeiner Zufriedenheit allen möglichen Unfug trieben.

15. Februar.

Montag. Sehr reges Maskengewühl. Besonders viele Musikbanden in ihren verschiedenen Costümen: „Chiozzoten", „Neapolitaner" und wie sie heißen.

16. Februar.

Heute zog unter Anderm eine kleine Maskentruppe meine Aufmerksamkeit auf sich, gebildet von sechs Männern in weißfarbigen Gewändern, welche einen siebenten, die Caricatur eines Dickwanstes, der zwei Krücken in der Hand hielt, auf einem hohen, zierlichen Thronsitz über ihren Schultern durch die Straßen trugen. Eine Schar von Gassenjungen machte Chorus mit angemessenem Halloh.

Im Teatro Camploy, das ich Abends besuchte, erschien während der Vorstellung plötzlich in einer Loge eine weibliche Maske mit einem Riesenkopf und einer Riesenhaube darüber, welche die Aufmerksamkeit des Publikums mitten im Stück dermaßen auf sich lenkte, daß eine Art von Tumult entstand. In den Zwischenacten zeigte sich die Maske im Parterre und am Schlusse der Vorstellung sogar auf der Bühne. Das gutgelaunte Carnevals-Publikum nahm das Alles sehr wohlgefällig auf und rief zu guter Letzt noch das Ungethüm mit großem Gepolter heraus.

17. Februar.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das südländische Carnevalstreiben, wie lebhaft es sei, doch selten oder nie in's Wüste, Unmanierliche, Ungezogene oder gar Rohe ausartet. Eher würde ein etwas angetrunkener deutscher Universitäts-Docent sich unter Umständen unartig benehmen, als ein italienischer Proletarier mitten im Carnevals-Vergnügen.

Aschermittwoch.

In demselben Hause, in welchem ich eine Fremdenwohnung inne habe, hat auch ein junges Ehepaar aus einem Städtchen der Provinz Quartier genommen, das vor vierzehn Tagen eigens hieher gekommen, um den Carneval mitzumachen. Die beiden jungen Leutchen verbrachten ihre Flitterwochen sehr lustig und angenehm, giengen auf alle Maskenbälle, und wenn sie, des Morgens früh 5 Uhr heimkehrend, wegen mangelhafter Einrichtung der Klingel eine Stunde im Regen oder in frischer Winterkälte warten mußten, bis ihnen geöffnet wurde, so machten sie sich nichts daraus, sondern lachten herzlich und blieben kerngesund dabei. — Heute Morgens, als ich über den Marcusplatz gieng, erstaunte ich nicht wenig, den jungen Ehemann mit einem Korbe unter den Arkaden umher-

zugehen und „Caramelli" (candirte Früchte) verkaufen zu sehen. Ich fragte unsern gemeinschaftlichen Miethsherrn, was das zu bedeuten habe. „Das junge Paar," sagte mir dieser, „hat ein bißchen zu sehr in den Tag hinein gelebt, und es ist ihm nicht Geld genug geblieben, den Rest der Miethe und die Kosten der Heimreise zu bestreiten. Da hat denn der junge Mann mit den letzten Soldi seiner Barschaft Früchte und Zucker eingekauft, sein Weibchen hat ihm beim Candieren geholfen, und nun hofft er, wenn das Geschäft auf dem Marcusplatze sich gut anläßt, mit dem Ertrage binnen einigen Tagen bei mir flott zu werden, so wie die Kosten der Heimkehr zu erübrigen." —

III.

Ich habe zwischen 1856 und 1864 Venedig wiederholt besucht und einmal auch, durch Erkrankung zurückgehalten, einen Herbst, Winter und Frühling dort verlebt; eben jenen Winter, aus welchem die obigen Blätter stammen, und von welchem ich gewissermaßen eine neue Lebenswendung datiere, denn ich schrieb da mein erstes größeres poetisches Werkchen.

Ein sehr schmales, kurzes Gäßchen führt auf der Seite des Uhrthurmes von der Marcuskirche in die Calle larga a San Marco hinaus, und über die Straße zu einem Eckhause rechter Hand, in welchem Gevatter Francesco Zimmer an Fremde vermiethete — jener Gevatter Francesco, an welchen die Leser der Geschichte meines Eichhörnchens sich erinnern dürften, und den ich so nenne, weil ich während meines Aufenthaltes bei ihm in die Lage kam, ihm ein Büblein in San Marco zur Taufe zu halten. Hier also hatte ich im ersten Stockwerk eine kleine Behausung inne, deren eine Wand mit Basreliefs geschmückt ist, einer Jugendarbeit des vor Zeiten rühmlich bekannten venetianischen Künstlers Selva. Hier ereignete sich, was von dem Eichhörnchen in „Sinnen und Minnen" weitläufig erzählt ist, und hier brachte ich die Zeit der Krankheit und der Wiedergenesung mit dem Studium meines damaligen Lieblingsdichters Dschelaleddin Rumi — ich verstand damals noch Persisch — und mit der Ausführung der oben erwähnten Dichtung hin: der „Venus im Exil."

Auf letzteres Gedicht setzte ich große Hoffnungen, wie jeder Poet auf sein Erstlingswerk. Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, bot ich es von da aus den deutschen Verlegern an; diese waren aber sämmtlich zu ihrem Bedauern just so sehr mit Verlagsgeschäften überhäuft, daß mein Manuscript liegen blieb; und als ich im nächsten Jahre neuerdings die Lagunenstadt aufsuchte, brachte ich nicht, wie ich gehofft, die gedruckte „Venus im Exil", sondern nur ein ganz kleines Heftchen von vier Bogen in Sedez, einen „Sangesgruß von der Adria" mit mir dahin, den ich auf eigene Kosten hatte drucken und bei F. H. Schimpff in Triest verlegen lassen. Der Thätigkeit meines Verlegers mißtrauend — derselbe hat in der That im Jahre des Erscheinens nur 40 Exemplare von dem Büchlein abgesetzt — suchte ich dem Vertrieb dadurch nachzuhelfen, daß ich einige Exemplare bei meinen guten Freunden, den venetianischen Büchertrödlern, die ich alle Tage besuchte, heimlich unter die alte Waare gleiten ließ. Auch „verlor" ich einzelne Exemplare in der Merceria und am Rialto, in der Hoffnung, daß gebildete Fremde sie finden und lesen würden. So kindisch-ehrgeizig ist ein junger Autor in der ersten Vaterfreude, auch wenn er schon siebenundzwanzig Jahre zählt wie damals ich. Denn ich hatte zwar meine ersten Verse mit sieben Jahre geschrieben und mit siebzehn ein Gedicht von mir gedruckt gesehen, aber erst im siebenundzwanzigsten wagte ich mich mit einem gedruckten

Buche in die Oeffentlichkeit; ein Beispiel, das die poetischen Jünglinge von heute beherzigen sollten, die nicht früh genug sich den Lorbeer erstürmen zu können glauben.

Zu den unvergeßlichsten meiner venetianischen Erinnerungen gehören die großen, märchenhaften Festlichkeiten, zu welchen der Besuch des Kaisers in Venedig Anlaß gab, und die nur in Venedig, nur auf dem Marcusplatz, nur auf dem Canal grande, nur mit Hilfe der unvergleichlichen Armada venetianischer Prachtgondeln, nur unter einem Volke möglich waren, dem selbst eine berechtigte politische und nationale Trauer den angebornen Charakter harmloser, versöhnlicher Heiterkeit nicht trüben konnte.

Auch eine erste Opernaufführung in der „Fenice" aus dem Jahre 1857, die des „Simone Boccanegra" von Verdi, ist mir deshalb denkwürdig, weil ich an jenem Abende im Theater die beiden berühmtesten Componisten der Epoche persönlich kennen lernte: den Componisten des „Boccanegra" selbst, der herausgerufen wurde, und Richard Wagner, welcher, auf der Durchreise begriffen, der Vorstellung in einer Loge beiwohnte. Die Oper fiel übrigens bei dieser ersten Aufführung schließlich unter Zischen und Pfeifen durch, trotz der persönlichen Anwesenheit des gefeierten Meisters Sie war den Venetianern damals zu „französisch": „No ghe xè gnente che mova!" hieß es neben mir im Parterre, und: „A Parigi i gavaria fatto gran chiasso di quela storia." Man verargte damals dem Maestro überhaupt seine französischen Sympathien, und ich war Zeuge, wie im Teatro Apollo ein Schauspieler, der im Stücke den Namen Verdi zu nennen hatte, demselben ein spöttisch betontes: „Cavaliere della legion d'onore" vorsetzte.

Und nun will ich nur noch erzählen, daß auch ich einmal auf einem Theater Venedigs lebhaft ausgepocht, und dann ebenso lebhaft applaudiert worden bin.

Ich besuchte eines Abends ein Volkstheater; es hieß, wenn ich nicht irre, Teatro Malibran. Eine Loge dieses Theaters im letzten Range kostete einen Zwanziger. Ich gönnte mir also diesen Luxus. Als ich die Loge kurz vor Beginn der Vorstellung betrat, sah ich, daß ich für diesmal der einzige Logeninhaber im ganzen Theater und das Parterre nur von einigen Proletariern besetzt sei. Es war kalt und zugig in dem leeren Hause, und ich kam auf den Gedanken, meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten und mich so weit in den Hintergrund der Loge zurückzuschmiegen, daß ich vom Parterre aus nicht gesehen werden konnte. Da die Strolche im Parterre selbst nach Landessitte ihre Mützen und Kappen auf den Köpfen behielten, schien es mir um so weniger billig, daß ich allein im ganzen Hause mit entblößtem Haupte frieren sollte. Still sah ich in meiner dämmerigen Logenecke dem Emporsteigen des Vorhanges entgegen — da begann plötzlich im Parterre ein heftiges Pochen und Strampfen, begleitet von einem mir unverständlichen Gejohle. Ich beugte mich unwillkürlich vor, vergessend, daß ich den Hut auf dem Kopfe hatte — das vermehrte den Spectakel, und nun erst verstand ich deutlich den wilden Ruf: „Capello! Capello!" der mir aus der Tiefe entgegenschallte. Ich merkte, daß ich trotz meiner Vorsicht entdeckt worden, und daß der souveräne Janhagel des Parterres auf seinem Rechte bestehe, die Häupter der Logeninsassen entblößt zu sehen. Natürlich zögerte ich nicht, den Hut — zum Unglück war's obendrein ein Cylinder gewesen — herabzuziehen; und nun verwandelten sich die Zeichen des Mißfallens in eine ebenso stürmische Kundgebung der Zufriedenheit mit Bravorufen und Händeklatschen.

Zweite Bergpredigt,

gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel von P. K. Rosegger.

Die geistige Bewegung eines Volkes hat so zu sagen in jedem Jahrzehent ihre besondere Richtung. So wie uns vor zehn Jahren das Schlagwort: „Kirche und Schule" befeuerte und nach zehn Jahren vielleicht der Gegenstand: „Capital und Arbeit" beschäftigen wird, so haben wir heute die nationale Frage.

Solche Fragen der Zeit sind allemal so tief und schwer aus den Verhältnissen herausgewachsen, daß Keiner, er mag scheinbar noch so sehr außerhalb des Kampfplatzes stehen, von ihnen ganz unberührt bleibt.

Auch ich habe in Bezug auf unsere nationalen Güter meine Sorgen; und wenn meine Bedenken etwa einmal anderer Art sein sollten, als die Euren, werdet Ihr mich darum steinigen? — Wird Euer Sinn nicht so klar sein, um zu sehen, daß ich nach meinem ehrlichen Erkennen spreche und in keiner andern Absicht als der, mit meinem offenen Worte an der Besserung der fraglichen Zustände mitzuarbeiten?

Ich stelle der politischen Seite unserer nationalen Frage die menschliche, moralische gegenüber, und die ist älter, als von gestern auf heute. Ich sehe die deutschen Kämpen und Knappen, Ritter und Recken in Kampfbereitschaft stehen, und wundere mich darüber, daß unserem Deutschthume gerade dort, wo es in höchster Gefahr ist, Niemand zu Hilfe kommen will.

Es wird bisweilen darüber geklagt, daß sich in unserem deutschen Alpenvolke kein deutsches Bewußtsein rege. Der Bauer will sich nicht rühren. Wenn er's von der Kanzel hört, die Religion sei in Gefahr, der Antichrist sei vor der Thüre, oder wenn es heißt: der Feind stehe an den Grenzen! so kann ihn das in Aufregung versetzen; aber wenn Zeitungen und Volksredner ihm von der Gefahr des Deutschthums sprechen — das versteht er nicht. Nur Einen, der doch halb und halb geahnt haben mußte, um was es sich handle, hörte ich einmal sagen: „Daß sie es uns deutschen Bauern immer vorhalten: Bleibe deutsch! kommt mir gerade so vor, als wollte man einem Apfelbaum fortwährend zurufen: Bleib' Apfelbaum! Gib Acht, daß Du kein Birnbaum wirst!"

Den Glauben kann der Mensch verlieren, von der Religion kann er abfallen, das ist möglich; der Feind kann in's Land brechen, sengen, brennen und plündern; aber, daß er — der Bauer — auf einmal nicht mehr Michel sein soll und nicht mehr thun und meinen, wie sein Vater und Großvater gethan und gemeint hat — das kann er sich nicht denken.

Ob ein solcher Zustand heute wünschenswerth ist oder nicht, das lasse ich unerörtert, aber natürlich ist er und selbstverständlich. Das Deutschthum sitzt unserem Alpenbauer so elementar tief im Blute, daß er sich dessen ebenso wenig bewußt wird, als etwa der Eisenstoffe, die ihm ebenfalls im Blute sitzen.

Jahraus, jahrein, zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Sonnwenden, zu Allerseelen, Martini u. s. w. pflegen Germanisten und Culturhistoriker in allerlei Zeitungen Abhandlungen drucken zu lassen über die an den genannten Festen üblichen bäuerlichen Sitten und Gebräuche und ihren Zusammenhang mit dem uralten germanischen Leben. Das Christenthum hat in dem Gebirgs-

bauer den altdeutschen Heiden so wenig auszurotten vermocht, als etwa eine fremde Herrschaft und Sprache die Sitten seiner Vorfahren an ihm ganz ersticken würde. Jene Herren, die vor wenigen Jahren noch bestrebt waren, den Bauer von seinem conservativen Standpunkte zu befreien und zur modernen Cultur zu erheben, müssen es schon heute einsehen, daß gerade das conservative Element im Volke der verläßlichste Halt des Deutschthums ist.

Soll ich nun an das bäuerliche Familienleben erinnern, wie das Weib die gleichen Rechte mit dem Manne hat, weil es wie er arbeitet und tüchtig ist; wie die Mutter ihre Kinder an eigener Brust nährt, mit eigener Hand pflegt, mit eigenem Herzen erzieht? Soll ich vom patriarchalischen Leben einer bäuerlichen Familie sprechen, von ihrem Zusammenhalten und Heimatsgefühle, von ihren deutschen Wohnungen und Kleidern? — Es ist hier vom erbgesessenen, wohlhabenden Bauern Obersteiermarks, Kärntens, Salzburgs, Tirols, Vorarlbergs und Oberbaierns die Rede. Er ist urdeutsch in seinen Liedern, Sprichwörtern, Schaustellungen, Tänzen und Spielen, bis zum Kartenspiele mit dessen vier deutschen Farben, die er bekennt. Selbst in seiner Ausdrucksweise hält sich der Bauer so unzertrennlich an die alten Formen, daß ihm das Neuhochdeutsch fast wie eine fremde Sprache erscheint, trotzdem diese aus seinen Mundarten herausgewachsen ist.

Es ist in diesem Gebirgsleben nicht viel Hineingetragenes, und wie sehr moderne Demagogie auch an seinen Grundfesten wühlt, es ist doch noch das Meiste, was die Bauersleute haben und treiben, dem Boden, auf dem sie stehen, und alten Verhältnissen entsprungen.

Wenn ich mit diesen Zuständen nun das städtische Leben vergleichen wollte, das Leben Jener, die unablässig das Wort „Deutsch" im Munde führen, die nur mit schönen Worten deutsche Ehre und Größe machen wollen! Die da wähnen, in der deutschen Sprache allein liege das ganze Deutschthum! — Johannes Scherr sagt:

„Blond der Haare, Blau der Augen
Macht den Deutschen, wie es heißt;
Besser zu Wahrzeichen taugen
Deutsches Herz und deutscher Geist."

Das ist derselbe rücksichtslose Johannes Scherr, der uns erst vor Kurzem zu verstehen gegeben hat, daß wir zu viele deutsche Worte und zu wenig deutsche Thaten machen. Anläßlich der Besprechung eines deutschen Dichterbuches aus Oesterreich sagte Scherr: „Aufrichtig gesprochen, ich möchte lieber, es käme von dort einmal eine deutsche That als ein deutsches Dichterbuch. Das Dichten der Deutschösterreicher ist ja schon längst eine erfreulich festgestellte Thatsache, das Trachten dagegen, ja das läßt viel, sehr viel zu wünschen übrig."

Wohl kann auch das offene Wort eine deutsche That sein, wenn es zu rechter Zeit gesprochen wird, ohne Rücksicht darauf, ob man's gern hört oder nicht, ob es in das Concert des Tages paßt oder nicht — wenn es nur sagt, was noth thut, gesagt zu werden.

Vor Kurzem vertraute mir ein guter Freund, er fürchte, daß meine Darlegungen nicht Jedermann gefallen dürften und daß ich mir damit selbst im deutschen Lager Feinde machen und schaden könnte. Das mag wohl sein. Aber sollen mich Eigeninteressen bewegen, mein Wort zu fälschen in einer Sache, die uns Alle tief angeht, und worin jeder deutsche Mann seine Stimme abgeben muß? Von Diesen, die sich fürchten, bin ich Keiner. — Ich rufe für meinen Sermon den göttlichen Geist.

Während Ihr Stadtleute in der besten Absicht stets bereit seid, mit Zunge und Feder, und wenn es darauf ankommt, gewiß auch mit dem Schwerte unsere national-politischen

Grenzen zu vertheidigen, schleicht ein fremder Geist schmeichelnd und zersetzend in Euer Herz. Ich lasse selbstverständlich viele Ausnahmen gelten, aber die Menge, die nach modernen Anschauungen lebt, frage ich: Was ist bei Euch aus dem Kerne der deutschen Familie der Ehe, geworden? Wie steht die Mutter zu ihrem Kinde? Nährt sie es? Erzieht sie es? Ist es Sitte, das zu thun? Wer von Euch möchte noch als vollkommen gebildet gelten, wenn er nicht das Glück gehabt hat, von einer französischen Bonne und Gouvernante sich seine Muttersprache und deutsche Artung verderben zu lassen? Wer von Euch wagt es, sich auf den Höhen der Gesellschaft ohne französischen Frack und Cylinder sehen zu lassen? Und so wie in diesen Dingen, so ist es in den Sitten des Hauses und des Umganges überhaupt.

Es ist ein rechtes Vergnügen, durch eine deutsche Stadt zu wandeln, mit ihren Agentur-, Commissions- und Incasso-Comptoirs, Annoncen-Expeditionen, Antiquitäten- und Realitäten-Changes-Bureaux, mit ihren Bandagisten, Billard- und Canditen-Fabriken, mit ihren Charcutiers, Chocolade- und Delicatessenhändlern, Ciseleuren und Modelleuren, Fournierern und Friseuren, Galanterien und Graveuren, Juwelieren, Manufacturen, Posamentireren, Modisten, Parfumerien, mit ihren Specereihandlungen, Tapezierern, Victualien-Etablissements, Appreturen und Raffinerien, mit ihren Omnibus-, Tramway- und Spediteur-Unternehmungen u. s. w. u. s. w. — Und wer sich aus der Schule an die schönen Worte: Vocale, Consonanten, Casus, Declinationen, der Masculina und Neutra, der Attribute, prädicative Adjective, Comparationen, Adverbe, Conjugationen, Präpositionen, Interjectionen u. s. w. u. s. w. erinnert, der gibt mir gerne zu, daß nirgends mehr Fremdwörter vorkommen, als in unseren Lehrbüchern der d e u t s c h e n Sprache.

Gehen wir einen Schritt weiter. Da gibt es, besonders in kleineren Städten, heute sogenannte deutschnationale Blätter, in denen nichts deutsch ist, weder die Neuigkeiten und Berichte — denn sie sind ungrammatikalisch — noch das Feuilleton, denn es kommt, allerdings nur angeblich, aus Paris, noch die Inserate, denn sie preisen welschen Flitter an, noch die Recensionen, denn sie protegieren französische Sittenstücke und Operetten — nichts als der Leitartikel, und der erst recht nicht, denn er ist Phrase. — Ich nehme auch den „Heimgarten" nicht aus, selbst diese Bergpredigt nicht, wenn ich sage, es gibt kaum einen deutschen Aufsatz, in welchem nicht wenigstens ein paar unnöthige Fremdwörter die reine Sprache verunzieren. Es sitzt uns schon im Blut. Aber mit der ehrlichen Selbsterkenntniß müssen wir anfangen, wenn es uns mit dem so oft genannten Deutschthum und dessen Wahrung wirklich ernst ist.

Die deutsche Literatur und Kunst degeneriert an dem verwelschten Geschmacke des Publikums; auf den Theatern droht fremdes Wesen das deutsche nachgerade zu ersticken. Großgezogen ist die Sucht nach Pikantem, das Hasten und Tanzen, wie die welsche Mode pfeift — ach, wie komisch macht das der deutsche Bär! Allerwärts Sucht nach Zerstreuung, Verflachung der „gründlichen" Deutschen, wie selten eine Concentration, eine Sammlung in sich, ein ehrliches, uneigennütziges Opfer, ein treues Hingeben auf Leben und Tod seiner Familie, ein tiefer sittlicher Ernst, wie ihn Hutten, Luther, Schiller, Lessing in Wort und That gepredigt haben!

Bei Euch, Ihr guten Leute, ist die Phrase heimisch geworden und die Frivolität — Dinge, die mit dem deutschen Geiste nichts gemein haben. Ein Volk, das darauf ausgeht, mit solchen, oder auch materiellen Mitteln die Welt zu beherrschen, kann mir nicht imponieren. Ich wüßte kein Volk, das

so sehr den Menschen repräsentierte, als das deutsche in seiner Herzensanlage. Und so war immer mein Denken, daß es als Träger der Menschlichkeit — die in ihrer reinen Wesenheit mit politischen Grenzen- und Racenfragen nichts zu thun haben kann — dereinst die Weltmission erfüllen soll.

Ich hätte keinen Grund, das deutsche Volk als das edelste und herrlichste der Erde zu preisen und zu lieben, wenn ich als Grundzug des deutschen Wesens nicht die thatenstarke Schlichtheit, die Treue, die Innigkeit, die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sähe.

Ich bin nicht mit dem einverstanden, was Jokai jüngst sagte: es sei eine Tugend, seine Nationalität selbst bis zur Ungerechtigkeit zu lieben. Diese Eigensucht, diesen Dünkel können wir halbrohen oder in Uebercultur weibisch gewordenen Völkern überlassen — einem großen Volke, das an der Spitze der Civilisation einherschreitet, geziemt vor Allem Gerechtigkeit.

Ein großer englischer Staatsmann (Fox) sagt: Es ist für eine Nation unendlich wichtig, sich durch Gerechtigkeit, Großmuth und Mäßigung die gute Meinung der Nachbarnationen zu erwerben. — Solche Aussprüche müssen zu aller Zeit Geltung haben, und besonders in bewegten Tagen; in ruhigen, wo der Nachbar freundlich mit uns lebt, ist es keine Kunst und kein Verdienst, gemäßigt und großmüthig zu sein.

Es sind nicht immer deutsche Waffen, womit Ihr das Deutschthum schützen wollet. Wenn es unsere fremden Feinde sehen, daß Ihr in der Annahme fremder Eigenschaften und Fehler so sehr kosmopolitisch seid, so werden sie vor unserem nationalen Geiste nicht viel Respect haben. Wir müssen dem Feinde heut' und alle Tage beweisen, daß Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit bei uns nicht Phrase, sondern wirklich deutsche Sache sei.

„Die Gerechtigkeit ist die Cardinaltugend," schrieb vor Kurzem Friedrich Spielhagen an die deutschen Studenten in Czernowitz. Ein Anderer setzte bei: „Fest sei Dein Schritt, und trätest Du Dein eigen Glück zu Boden!" Denselben Studenten ruft Robert Hamerling zu:

„Hoch oben glänzen sie mit ewigem Strahle,
Die heiligen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe!
Das sind die reinsten vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens, das ist Deine Sendung,
Volk Odins, das des Menschenthums Vollendung."

Aber die deutschen Dichter allein vermögen es nicht, unsere hohen Ideale als Gemeinschatz des Volkes zu hüten, wenn nicht Ihr Alle, Ihr Lehrer und Studenten, Ihr Volksredner und Zeitungsschreiber, Ihr Alle, denen unsere heilige Sache im Herzen lebt, in diesem Sinne mitwirket. Victor Schäffel hat einmal gebetet, daß uns Gott vor Massenhaß und Classenhaß und Racenhaß und anderen Teufelswerken beschützen möge. — Dichter seien in solchen Dingen nicht praktisch, heißt es. Ich aber sage, es ist gar nicht die Aufgabe der Dichter „praktisch" zu sein. Der Grundzug des modernen Lebens besteht in Eigennutz und Spitzfindigkeit; der Grundcharakter des heutigen Zeitgeistes aber ist die Opposition gegen sich selbst. Hierin können und wollen die Dichter nicht mitthun, diese trachten nur nach dem Einen: nach der Incarnation ihrer reineren Ideale.

Ich unterschätze nicht die Wichtigkeit des politischen Kampfes, den wir Deutsche gegenwärtig in unserem Vaterlande zu bestehen haben, und der um so schwerer ist, je mehr wir in demselben mit unserer inneren, allgemein menschlichen Ueberzeugung in Conflict kommen. Aber noch viel schwerer liegt mir die Sorge an wegen unserer moralischen Entdeut-

schung. Hierin sind Die draußen in Baiern und Schwaben und Thüringen und Preußen in nicht geringerer Gefahr als wir. Die blutigen fünf Milliarden fließen für Luxus- und Modetand aller Art allmählich wieder nach Frankreich zurück. Wie viel Wasser soll die Germania auf dem Niederwalde den Rhein hinabrinnen sehen, bis eine Anzahl der besten Söhne Hermann's eine Vereinbarung trifft, die deutsche Sitte in Haus und Leben, den deutschen Charakter im deutschen Manne zu fördern! Unser deutscher Schulverein, der an den Grenzen mit Buch und Griffel wacker um die Seelen der Jugend ringt, bedarf noch eines großen Brudervereines, der sich über alle deutsche Lande und Colonien erstreckte, zur unentwegten Pflege deutscher Häuslichkeit, Hauseinrichtung, Gewandung, deutscher Erziehung, deutscher Sitten im Umgange, deutscher Einfachheit und Schlichtheit, zur möglichsten Wiederaufrichtung eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Gesinde, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter.

Warum der Franzose trotz seiner politischen Niederlagen so unverwüstlich ist? Weil er seine Eigenart bewahrt, weil er sich in seinem eigenen Geiste concentriert und conserviert. Es ist bei ihm vielleicht weniger Absicht als Instinct, wenn er fremdes Wesen, fremde Literaturen ignoriert. Seine Literatur kettet ihn an sein Land; in den Tagen tiefster Erniedrigung haben die französischen Dichter, Schriftsteller und Künstler den Glauben an Frankreich zu erhalten und zu beleben gewußt.

Bei uns höre ich fortwährend schreien: wir sind deutsch, und deutsch wollen wir bleiben! Und dabei ergibt man sich dem fremden Einfluß in Literatur, Kunst und Leben, daß man den Deutschen von dem Welschen nicht mehr unterscheiden könnte, wenn er nicht plumper wäre, als dieser. — Ihr lernt von den Franzosen leichtsinnig, flatterhaft und flach zu sein, warum lernt Ihr von ihnen nicht auch, wie man national ist?

Was ich da sage, kann sehr leicht mißdeutet werden. Spötter, denen ein schlechter Witz mehr gilt als die gute Sache, mögen es auslegen, als wolle ich das deutsche Volk hermetisch von aller Welt abschließen, damit es wieder in die bäuerliche Verwilderung — das Ideal des Autors — zurücktaumeln könne. — Mir ist wahrlich nicht um's Scherzen. So weit sind wir doch, daß die großen Werke und Errungenschaften eines Volkes zum Gemeingute der Welt werden können und sollen. Aber müssen wir Deutsche dafür denn unsere herrlichen Tugenden, die Wurzel und das Mark unseres nationalen Lebens preisgeben?

Glaubt Ihr jedoch, daß das Fremde mehr werth sei als das Eigene, dann seid Ihr sehr bescheiden — aber die deutsche Bescheidenheit ist es nicht. — Dann lasset auch die Phrasen von Euerem Deutschthum weg und werdet — ohne Verständniß für wahre Vaterlandsliebe und wahren Kosmopolitismus — windige Weltvagabunden.

Ich halte es mit den Wenigen, die ihr Heim dort suchen, wo man schlicht und wahr, innig und treu ist, wo dem Manne eigene Kraft über fremde und Gerechtigkeit über Alles geht.

Ich hoffe, das deutsche Heim wird's sein.

Anna Gräfin von Meran.

Um die Bedeutung des Erzherzogs Johann, dessen hundertster Geburtstag am 20. Januar 1882 festlich begangen wurde, zu erkennen, braucht man sich bloß vor Augen zu halten, daß Anastasius Grün dem Erzherzog-Reichsverweser eines seiner herrlichen Lieder gesungen hat. Der Erzherzog hat vielleicht am meisten Aehnlichkeit mit Maximilian, dem Theuerdank, dem letzten Ritter. Wie dieser liebte er den Aufenthalt in der hohen Gebirgswelt. In den Alpen streifte sein Geist Alles ab, was ihn quälte und ermüdete. In den Bergen vergaß er politischen Streit und Hader, vergaß er, daß die Weltlage sich immer drohender gestaltete, und daß seiner besseren Einsicht ein kühner Eingriff versagt blieb. In den Bergen war er ein freier und glücklicher Mann, aus den Bergen holte er sich das Weib seines Herzens. Der Reichsverweser schläft längst in der Gruft von Schenna, die Frau, welche die Romantik mit ihrem Zauberschleier schmückte, begieng am 6. Januar d. J. ihr achtzigstes Geburtsfest. Im Silberhaar gedenkt sie der Jugendzeit.

Die Sage erzählt, die Gräfin habe als Töchterchen des Postmeisters Plochl von Aussee einst Postillonkleidung angelegt und, da gerade kein anderer Postillon zur Hand war, den Erzherzog über Land gefahren. Der Erzherzog habe sie erkannt, sie lieb gewonnen und sich sofort mit ihr vermählt. Das Lied vom „schönen Postillon“ ist volksthümlich geworden, trotzdem liegt ihm gar keine reale Geschichte zu Grunde. — Anna Plochl war das Töchterchen des Postmeisters Plochl und seiner Ehefrau Anna. Erzherzog Johann schloß — wie wir dies den authentischen Aufzeichnungen der Frau Cl. Sch. in Aussee entnehmen — sein Bündnis mit Anna auf Grundlage genauester Kenntnis ihres Charakters, ihrer Geistes- und Herzenseigenschaften. Es wird der Gräfin immer zur Ehre gereichen, daß nicht die Wallung eines Augenblickes, sondern ernste Ueberlegung die Wahl des Fürsten bestimmte. Der Erzherzog, welcher häufig nach Aussee kam, kehrte gewöhnlich zu freundlichem Besuch im Postmeisterhaus ein. — Als Gründer des landwirtschaftlichen Vereines trat der Fürst in immer nähere Beziehungen zur Bevölkerung.

Bei einem seiner Besuche in Aussee beschloß man, ihm am Toplitzsee mitten in der romantischen Berg- und Waldeinsamkeit einen feierlichen Empfang zu bereiten. Er stieg von der Jagd im Hochgebirge hernieder und sah sich von einer Schar blühender Mädchen umringt. Ganz im Hintergrunde stand eines, das sich nicht getraute, vorzutreten, um den Strauß, den es überreichen sollte, beim hohen Herrn anzubringen.

„Und Du?“ sprach gerade dieses Mädchen der Prinz an. „Fürchtest Du Dich vor den Jägern? Du bist ja die kleine Anna aus dem Posthause!“

Sie überreichte dem Fürsten zitternd den Blumenstrauß. Noch heute bezeichnet ein Stein mit der Inschrift „1819“ die Stelle, wo diese Begegnung zwischen dem Fürsten und der Postmeisterstochter stattfand. 1822 kaufte der Erzherzog Vordernberg. Hier und in Brandhof richtete er Musterwirtschaften ein. Der klarste Beweis für das

hohe Ansehen, in welchem der Prinz in Aussee stand, und für die Willfährigkeit, mit der jeder seiner Wünsche erfüllt ward, ist der Umstand, daß die Familie Plochl dem Drängen des Erzherzogs nachgab, Anna als Sachwalterin nach Vordernberg ziehen zu lassen. Anna war damals in der Blüte ihrer Jugend, hoch gewachsen, schlank und doch kräftig, mit einem edelgeformten Kopfe, um den sich dunkle Flechten schlangen. Aus den klaren Augen, aus dem Schnitt des Gesichtes sprach Energie, von den Mienen las man festen Willen. Anna war die Vertraute ihrer Freundinnen, aber wenige konnten sich rühmen ihr nahe zu stehen — ihr Wesen trug stets den Stempel der Vornehmheit, ihre ganze Erscheinung kündigte jungfräuliche Würde und Anmuth.

Auf den Gütern des Erzherzogs war ihr von diesem von allem Anfang an eine unabhängige, hervorragende Stellung eingeräumt. Sie schaltete mit dem Gesinde und waltete mit ebenso viel Verstand als Umsicht und Treue. Es wäre ganz unrichtig, aus dieser Stellung auf ein näheres Verhältnis zu dem Erzherzog zu schließen, man darf nicht vergessen, daß Anna ihr Amt gleichsam aus Gefälligkeit angenommen hatte, um die Musterwirtschaft in Gang zu bringen, und so als angesehene und praktische Mittelsperson zwischen Fürst und Volk zu stehen. Der Erzherzog gewöhnte sich bald an ihr klares, scharfes Urtheil, an ihren ausgezeichneten Verstand und besprach mit ihr seine Pläne, seine Einrichtungen. Anna's Stellung ward immer bedeutender, aber damit erwachten auch Mißgunst und Scheelsucht. Plötzlich meldete der alte Plochl dem Fürsten, daß Nani nach Hause zurückkehren müsse, da sie in Gefahr sei, ihren guten Namen zu verlieren. Der Erzherzog antwortete darauf, er werde Anna wieder bringen, aber als seine verlobte Braut, und da würden die Leute wohl zu spötteln aufhören. Noch galt es eine große Schwierigkeit zu überwinden: die Einwilligung des Kaisers Franz zu erhalten. Lange sträubte sich der Monarch — mit einemmale aber begann man die Sache von einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten. Erzherzog Johann hatte manche Kränkung im politischen Leben erfahren, er war beim Volke überaus beliebt, vom Bürgerstand vergöttert. Metternich begriff, daß ein Herzensbündnis, wie jenes mit Anna Plochl, den Fürsten gemüthlich befriedigen müsse, daß es aber weniger zur Ausbeutung seiner Macht beitragen werde, als die Vermählung mit einer ebenbürtigen Prinzessin. Der schlaue Diplomat entfernte so aus dem Kaiserhause den Repräsentanten einer ihm viel zu liberalen Richtung. Die Kinder des Erzherzogs, welche doch niemals seinen Namen tragen konnten, störten ihn nicht. Der Kaiser besuchte Brandhof und lernte Anna kennen. Es wird erzählt, daß er selbst versucht habe, sie zum Rücktritt zu bestimmen, daß Anna aber äußerte: „Ich würde zurücktreten, wenn es den Erzherzog glücklich machen könnte, nicht aber um ihm ein Leid zuzufügen.“

Am 18. Februar 1827 fand in Vordernberg die Vermählung der Liebenden statt. Anna war zur Baronin Brandhof erhoben worden.

Die Ehe des Erzherzogs kann als durchaus glücklich bezeichnet werden. Der lebhafte Geist seiner Gemahlin erfaßte die neue Situation mit bewunderungswerter Schnelligkeit. Sie fand sich in die neuen Verhältnisse mit Geist und Tact; sie blieb freundlich gegen Alle, die ihr früher nahe gestanden, aber sie bannte jede Vertraulichkeit. Es gelang ihr sofort, in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung zu erringen. Für sie änderte sich im Grunde weniger, als man denken sollte. Ehedem die Erste in dem kleinen Aussee, war sie jetzt die Erste auf den weiten Besitzungen des Erzherzogs, der sie mit auszeichnender

Hochachtung behandelte. Sie bereiste mit ihrem Gemahl Italien und brachte den Winter mit ihm in Wien zu, wo er im Michaelerhaus eine Wohnung inne hatte, die noch jetzt der Gräfin gehört. Kaiser Franz war ein häufiger Besucher des Fürsten und lernte die junge Baronin bald schätzen und lieben. Den Sommer verlebte das erlauchte Paar auf den Gütern der Steiermark, um deren Bewirtschaftung sich die Baronin energisch annahm. Ihre Häuslichkeit, ihre Tüchtigkeit kamen den Finanzen des Erzherzogs, welcher nicht gerne rechnete, sehr zugute. Sie ward sein sorgsamster Administrator, und ihrem großen praktischen, wirtschaftlichen Talent, ihrer eisernen Consequenz verdankte der Erzherzog zum Theile das große Vermögen, welches die Macht des neuen Hauses mitbegründen sollte. Der Kaiser erhob die Baronin Brandhof zur Gräfin von Meran. Dieser Titel gieng auf den einzigen Sohn der Gräfin und des Erzherzogs über. Franz Graf von Meran wurde im Jahre 1839 geboren. Die Gräfin begleitete ihren Gemahl 1848 nach Frankfurt und war in den schweren Kümmernissen, in den Wirren der Zeit, in welcher der Fürst als Reichsverweser nur zu wohl erkannt, wie locker das Band sei, welches Oesterreich mit dem Reiche zusammenhalte, seine treueste, unermüdlichste Freundin, wie sie bis an seinen Tod (1859) seine treueste Beratherin blieb.

Heute noch, wenn sie von ihrem Gemahl spricht, leuchtet aus jedem Worte die innigste Liebe zu ihm hervor; sie nennt ihn kurzweg nur „ihren Erzherzog".

Die Grundzüge ihres Charakters sind Klarheit, Energie, Häuslichkeit und Wohlthätigkeit. Bei aller Schlichtheit ihrer Erscheinung weiß sie doch am rechten Platze und zu rechter Zeit mit der ihrem Range entsprechenden Würde aufzutreten. In ihrem Wesen gemahnt nicht der leiseste Anflug an eine ehemals untergeordnete Stellung. — Die bis in ihr hohes Alter stattliche Frau hat alle Ursache sich ihres Sohnes zu freuen, der, ein liebenswürdiger, wackerer Cavalier, in Steiermark überaus populär ist. Der Graf gehört im Herrenhause zur liberalen Partei; er ist mit einer Gräfin Lamberg vermählt und Vater von sieben Kindern. Frau Gräfin Meran wird hochgeachtet überall. Ihr Auftreten ist bieder, loyal und jeder Ostentation fremd. Sie hat etwas von dem Eisen der Mark im Blut, etwas von der Schroffheit der Berge im Charakter. Durchaus keine problematische Natur, begreift sie jede Lebenslage; ein klarer Kopf, mag sie wohl selbst darüber lächeln, daß ihr ein romantisches Schicksal wurde, und daß die Sage dasselbe noch phantastischer gestalten wollte.

Im Sommer bringt sie einige Zeit in ihrer Villa in Gastein zu. Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph unterlassen es niemals, die Greisin zu besuchen. Von Gastein begibt sie sich nach Aussee, wo sie im Stammhause ihrer Eltern wohnt, indes der Graf von Meran in einer neu erbauten Villa am Grundlsee als freundlicher Hauswirt und sorgsamer Familienvater waltet. Fast jedes Jahr besucht die Gräfin Wien und ist in der Kaiserburg ein verehrter Gast. Die greise Dame hat mit keiner Beschwerde des Alters zu kämpfen. Gesicht und Gehör sind vortrefflich. Aus ihren Jugendjahren existiren zahlreiche Bilder. In der Erinnerung Derer, die sie kannten, lebt sie als imponierend schöne Frau.

An ihrem 80. Geburtstage wetteiferten Stadt und Land der Steiermark, sie zu ehren, ihr zu danken für das viele Gute, das sie gewirkt und heute noch übt. Seit einem halben Jahrhundert hat sich in Steiermark kaum ein bedeutendes Ereigniß vollzogen, bei welchem sie nicht fördernd, tröstend, hilfeleistend eingewirkt hat.

Ob die Gräfin Memoiren geschrieben hat, ist unbekannt; sie hat wichtige Episoden der Geschichte miterlebt, ihre Denkwürdigkeiten wären sicherlich interessant. Die Gräfin, klar und scharf beobachtend, ist eine Individualität, die sich in jeder Sphäre Bedeutung und Anerkennung erworben hätte, nichts an ihr ist eingelernt. Die frische Natürlichkeit, welche den edlen Fürsten fesselte, welche Kaiser Franz anmuthete, war ihr größter Reiz, sie wollte nie etwas scheinen, was sie nicht war, und wurde dadurch, was sie ist: eine interessante bedeutende Erscheinung in der Geschichte der Frauen.

Gedichte

von Gottfried Keller.

Waldlied.

Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
Heut' hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rande fieng ein junges Bäumchen an sich sacht zu wiegen,
Und dann gieng es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
Donnernder erscholl nur immer d'rauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.

Also streicht die alte Geige Pan der Alte laut und leise,
Unterrichtend seine Welten in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

Der Kirchenbesuch.

Wie ein Fischlein in dem Garn
Hat der Dom mich eingefangen,
Und da bin ich festgebannt,
Warum bin ich d'rein gegangen?
Ach, wie unter breiten Malven
Thaubesprengt ein Röslein blitzt,
Zwischen guten Bürgerfrauen
Hier mein feines Liebchen sitzt!

Die Gemeinde schnarcht so sanft,
Wie das Laub im Walde rauschet,
Und der Bettler an der Thür'
Als ein Räuber guckt und lauschet;
Doch wie eines Bächleins Faden
Murmelnd durch's Gebüsche fließt,
So die lange, dünne Predigt
Um die Pfeiler sich ergießt.

Eichenbäume, hoch und schlank,
All' die gothischen Pfeiler ragen;
Ein gewölbtes Blätterdach
Ihre krausen Aeste tragen;
Unterher spielt hin und wieder
Dämmerhaft ein Sonnenschein;
Wachend sind in dieser Stille
Nur mein Lieb' und ich allein.

Zwischen uns webt sich ein Netz
Von des Lichts gebroch'nem Strahle,
D'rin der Taufstein, grün und roth,
Wandelt sich zur Blumenschale;
Ein geflügelt Knäblein flattert
Auf des Deckels altem Knauf,
Und es gehen uns im Busen
Auch der Sehnsucht Rosen auf.

Weit hinaus, in's Morgenland,
Komm, mein Kind, und laß uns fliegen,
Wo die Palmen schwanken am Meer
Und die sel'gen Inseln liegen,
Flutend um die große Sonne
Grundlos tief die Himmel blau'n:
Angesichts der freien Wogen
Uns're Seelen frei zu trau'n!

Trauerweide.

O Erde, Du gedrängtes Meer
Unzähliger Gräberwogen,
Wie viele Schifflein kummerschwer
Hast Du hinuntergezogen,
Hinab in die wellige, grünende Flut,
Die reglos starrt und doch nie ruht.

Ich sah einen Nachen von Tannenholz,
Sechs Bretter von Blumen umwunden,
D'rin lag eine Schifferin bleich und stolz,
Sie ist versunken, verschwunden!
Die Leichte fuhr so tief hinein,
Und oben blieb der schwere Stein!

Ich wandle wie Christ auf den Wellen frei,
Als die zagenden Jünger ihn riefen;
Ich senke mein Herz wie des Lootsen Blei
Hinab in die schweigenden Tiefen;
Ein schmales Gitter von feinem Gebein,
Das liegt dort unten und schließt es ein.

Die Trauerweide umhüllt mich dicht,
Rings fließt ihr Haar auf's Gelände,
Verstrickt mir die Füße mit Kettengewicht
Und bindet mir Arme und Hände:
Das ist jene Weide von Eis und Glas,
Hier steht sie und wiegt mich im grünen Gras.

Die Gräber.

Zwei Gräber waren auf der Haide,
Von Immortellen ganz bedeckt,
Ein schönes Weib mit schwerem Leide
Lag auf dem einen hingestreckt!
Das and're hielt mit bittern Thränen
Ein trauervoller Mann bewacht,
Und beide sah'n mit Liebessehnen
Hinauf zur hellen Frühlingsnacht.

„In jenen heil'gen Aetherfernen
Harrt nun die liebste Seele mein,
Bald werd' ich unter gold'nen Sternen
Auf ewig, ewig bei Ihm sein!
Als einen Hauch und Seufzer zähle
Ich noch die kurze Spanne Zeit;
Dann aber sind so Lieb' wie Seele
Ganz der Unendlichkeit geweiht!"

„O kreiset rascher, träge Sonnen!
Und löset dieses Leibes Bann,
Daß ich befreit in neuen Wonnen
Mein selig Liebchen finden kann!
Heil mir! Ich will sie wiedersehen!
Und ob auch Stern um Stern zerbricht,
In Ewigkeit wird nie vergehen
Zwei treuer Seelen Bund und Licht!"

So riefen Weib und Mann, so beide,
Ganz in den eig'nen Gram gebannt;
Sie sah'n sich nicht auf dunkler Haide,
Die Blicke himmelwärts gewandt.
So trauerten sie, bis der Morgen
Erröthen hieß der Wolken Schar,
Im Aetherblau das Gold verborgen
Und lichter Tag auf Erden war.

Da rafften sie sich auf und giengen
Entlang das schimmernde Gefild,
Bis plötzlich ihre Augen hiengen,
Eins an des Andern schönem Bild.
Und eh' der junge Tag, der warme,
Die letzten Thränen weggeküßt,
Schon fielen lächelnd in die Arme
Sich Beide, Leid in Lust gebüßt.

Der Enkel Trupp mit festen Händen
Auf selber Haid' im Sonnenschein
Sieht pflügen man und singend wenden,
Ein längst verschollenes Gebein.
Sie decken rasch, was sie gefunden,
Mit jungen Saaten, im Gemüth
Leis' ahnend, daß die eig'nen Stunden
Aus diesem Tode nur erblüht!

An das Herz.

Willst Du nicht Dich schließen,
Herz, Du off'nes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend geht's.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um.
Staubig brechen alle
Dir in's Heiligthum.

Trinken aus den gold'nen
Kelchen des Altars,
Schänden Müh' und Segen
Dir des ganzen Jahr's;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde Dir,
Pflanzen d'rauf mit Prahlen
Ihr entfärbt' Panier.

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden,
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun Alles
Still und todt in Dir,
O, noch halt' Dich offen,
Offen für und für!

Lass' die Sonne scheinen
Heiß in Dich herein,
Stürme Dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch Deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Lass' Dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kann's geschehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei Dir Obdach sucht!

Grillen.

Die Phantasie thut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann inne hält und traurig sinnt.

Als ich vergang'ne Mitternacht
In düsterm Sinnen schwebte.
Da hab' ich still und bang gedacht:
Wie? wenn ich nicht erlebte
Der nächsten Morgenglocke Schlag?
Wer weiß denn, was geschehen mag?

Da schrieb ich einen langen Brief
An Alle, die mich lieben;
Was mir im Herzen wacht' und schlief
Hab' ich hinein geschrieben,
Damit beim Scheiden aus der Welt
Mein Soll und Haben sei bestellt.

Ich schrieb mein kurzes Leben auf
Mit meinem besten Wissen;
Irrthümer wuchsen mir zu Hauf,
Ich zählte sie beflissen,
Folgt' auch des Guten schön'rer Spur,
Doch fast war's eine Nachschrift nur!

Den Lieblingsdichter legt' ich hin,
Daneben aufgeschlagen,
Als wär' das Fehlende darin
Für Freunde zu erfragen;
Und den und jenen guten Spruch
Bezeichnet' ich in manchem Buch.

Darauf verbrannt' ich viel Papier
Und räumte in den Schränken,
Stürzt' um ein kühnes Trinkgeschirr,
Und auf den Fensterbänken,
Wo ein paar mag're Sträucher blüh'n,
Legt' ich gebroch'ne Knospen hin.

D'rin ich in Tagen, rauh und mild,
Bald sang, bald wieder greinte,
Ich schuf mein Zimmer so zum Bild,
Wie ich zu sein vermeinte.
So war ich endlich konterfeit
Nach tief geheimster Eitelkeit.

Mit grauendem Gedankenspiel
Legt' ich mich jetzo nieder;
Doch bald versanken weich im Pfühl
Schlaftrunken, Haupt und Glieder;
Die Todesphantasie, ein Schaum,
Zerfloß in einen Torentraum.

Und dieser auch floh vor dem Tag,
Und ich erschrak, erwachend,
Als ich da schnell besonnen lag,
Das Leben mich umlachend.
Wie war mir wunderlich und fremd
Im angemaßten Leichenhemd!

Das Zimmer war voll Sonnenschein
Und von der Drossel Schmettern;
Ein Hagel schlug zum Fenster ein
Von weißen Blütenblättern;
Der Frühlingsschimmer überflog
Den Todtenkram, den ich erlog.

Und auch der Brief, den ich gemacht,
War glänzend überzogen;
Ich las nun wieder mit Bedacht
Den vollgeschrieb'nen Bogen;
Am Ende aber, klar und rein,
Stand eine Zeile Sonnenschein:

„Du magst noch fürder unentwegt
In dieser Lenzluft hauchen,
Wie jetzt Dein Sein sich hebt und regt,
Ist's drüben nicht zu brauchen.
Es bricht kein Herz so arm und klein,
Es muß dem Tod gewachsen sein!

Doch baue nicht zu lang darauf!
Gott wird uns Tage senden,
Die mit verdoppelt schnellem Lauf
Die schwerste Arbeit enden,
Wo mancher Geist, der sinnt und schweift,
Im Sturm dem Tod entgegenreift!"

Klage der Magd.

Nun ist der Lenz gekommen,
Nun blühen alle Wiesen,
Nun herrschen Glanz und Freude
Auf Erden weit und breit;
Nur meine böse Herrin,
Sie keift und zetert immer
Noch wie in der betrübten
Und kalten Winterszeit!

Wenn ich am frühen Morgen
Mit aufgewachtem Herzen
Im Garten grab' und singe,
Die Welt mir freundlich blickt,
Wirft sie mir aus dem Fenster
Die ungefügen Worte,
Daß rasch in meiner Kehle
Das kleine Lied erstickt.

Und wenn mein Vielgeliebter
Am Hag vorüber wandelt
Und ein paar warme Blicke
Mir in die Seele warf,
Höhnt sie am Mittagsmahle,
Daß ich am untern Ende
Das Auge nicht erheben
Und mich nicht rühren darf.

Daß hungernd ich, mit Thränen
Das Essen stehen lassen
Und mich hinweg muß wenden
Voll Scham und voll Verdruß,
Und weinend im Verborg'nen
Die Rinde harten Brotes
Mit all' den harten Reden
Hinunter würgen muß.

Sogar wenn ich am Sonntag
Will in die Kirche gehen
Und mir ein armes Bändchen
Am Hals nicht übel steht,
Vergiftet sie mir neidisch
Mit ungerechtem Tadel
Die wochenmüde Seele,
Das tröstliche Gebet.

Mag selber sie nur beten,
Daß ihre eig'nen Kinder
Nicht einmal dienen müssen,
Wenn ihr das Glück entschwand,
Und sie als arme Mutter
Wird um die Häuser schleichen,
Wo jene sind geschlagen
Von böser Herrenhand!

Ehescheidung.

Zum Pfäfflein kam ein Pärchen und schrie:
„Geschwind, und laßt uns frei'n!
Wir können keinen einzigen Tag
Mehr ohne einander sein!"

Und aber ein Jährlein kaum verstrich,
Sie liefen herbei und schrie'n:
„Herr Pfarrer, trennt und scheidet uns,
Laßt keine Stunde flieh'n!"

Das Pfäfflein runzelte sich und sprach:
„Macht Euch die Scham nicht roth?
Wir haben es alle drei gelobt,
Euch trenne nur der Tod!"

„Roth macht die Scham, doch Reue blaß!
Herr Pfarrer, gebt uns frei!"
Der Mann bot einen Dollar dar,
Die Frau der Dollar zwei.

Da that der Pfäffel zwischen sie
Ein Kätzlein, heil und ganz;
Der Mann, der hielt es bei dem Kopf,
Die Frau hielt es am Schwanz.

Mit seinem Küchenmesser schnitt
Der Pfarr' die Katz entzwei:
„Es trennt, es trennt, es trennt der Tod!"
Da waren sie wieder frei.

Wie der Obersteirer Hochzeit hält.

(Schreiben einer Dame aus der Sommerfrische.)

Liebster Edwin!

Ob Du lachen wirst über meine heutige Post, oder Dich darüber entsetzen?

Vor zwei Tagen war Mama und ich bei einer Bauernhochzeit. Unser Hausherr, der Bruder des Bräutigams, lud uns dazu ein: denn, sagte er, ich solle es auch lernen, wie man heiratet. Das ist aber auch wirklich nicht so einfach, Edwin! wenn ich all' das mitmachen müßte, was diese Bauernbraut gemußt hat, ich würde mich schwerlich entschließen zum Heiraten.

Schon am Morgen begann das Pöllergeknall, was uns gebührend auf die kommenden Dinge vorbereitete. Um acht Uhr war der Hochzeitszug angesagt, um 9 Uhr 35, sage neun Uhr fünfunddreißig Minuten erst erschien er. Und wie? Es war fast wie ein Aufzug in Operetten, so gieng's durcheinander. Voran schritt die Kapelle, zwei Trompeten-, zwei Clarinettenbläser, ein Flügelhornist und ein Trommelschläger. Sie hatten Sträuße mit langen Bändern auf den Hüten. Hernach kam der Bräutigam, der zwischen seinen zwei „Beiständen" einherschritt und schwarze Kleider trug, so daß er ausgesehen hätte wie ein Superintendent in Sachsen, wenn er nicht ebenfalls einen gewaltigen Strauß mit kirschrothen Bändern auf dem Hute gehabt hätte. Er war im Gesichte ganz blaß und machte eine Miene, als gienge er zum Hochgericht.

Hinter dieser Gruppe, an Seite des Brautführers, eines jungen, kecken Burschen, gieng die Braut. Sie trug hellbunte Kleider und ein feuerrothes Seidentuch über Schultern und Brust. Auf den glattgekämmten gescheitelten Haaren hatte sie einen Rosmarinzweig. Sie hielt das weiße Taschentuch vor das Gesicht und weinte; es soll so der Brauch sein.

Dann folgten sechs Paare Burschen mit Mädchen, die „Junggesellen" und die „Jungfrauen", die alle künstliche Kränze auf dem Haupt trugen; die Burschen Sträuße mit Maschen. Die Burschen waren fast alle in steirischem Costüm, was sich sehr hübsch ausnahm. Sie schrien und jauchzten fortwährend. Endlich kamen die übrigen Hochzeitsgäste; es waren mehr als hundert.

Mama wollte abseits stehen bleiben, aber der „Bidelmann," der links neben dem Bräutigam gegangen war, commandierte uns in die Menge hinein. Wir bekamen auch kleine Kunstblumensträuße, die uns die „Brautmutter" — die Hochzeitsmutter — an den Busen heftete, der Mama an der rechten, mir an der linken Seite. Rechts trügen sie die „alten Weiber", links die „Jungfrauen". Ich gehöre zu den „Jungfrauen."

Unterwegs zur Kirche war vom „Brautstehlen" die Rede und weil über diese Sitte schon so viel geschrieben worden ist, so war ich recht neugierig darauf. Es geschah aber nichts. In der Kirche bei der Trauung gieng es etwas langweilig zu, weil die Kapelle nicht spielte und die Männer nicht juchezten. Der Pfarrer las etwas sehr Langes aus dem Buche, endlich stellte er die Fragen. Was man daraus macht, daß Bauersleute so kräftige Stimmen hätten — ich habe nicht ein einziges „Ja" gehört. Wenn ich

einmal getraut werde, mein „Ja" muß die ganze Kirche deutlich vernehmen.

Nach der Trauung kam der Meßner mit einer großen Weinflasche und Trinkgläsern. Der Pfarrer segnete den Wein, schenkte ein Glas voll, erhob es auf das Glück des Bräutigams und trank. Dann reichte er das Glas dem Bräutigam, der machte auch einen Schluck und gab es hernach dem Beistand, dieser trank ebenfalls daraus und langte es den hinter ihm stehenden Hochzeitsburschen. Hierauf schenkte der Priester das zweite Glas voll, trat an die Braut, trank auf ihre Gesundheit und reichte es ihr. Sie nippte, gab das Glas ihrem Beistand — dem Bidelmann — dieser that desgleichen, langte hernach das Glas der Brautmutter, und von dieser gieng es auf die Jungfrauen. Die Gläser wurden immer wieder neu gefüllt, so daß alle Anwesenden ihren Schluck bekamen. Mir gefiel das, kannst Dir aber denken, daß ich — als die Reihe an mich kam — mit meinen Lippen das Glas kaum berührte.

Während dieses Gesundheittrinkens der Hochzeitsgäste hatte das Brautpaar in der Sakristei zu thun. Als die letzte Weinflasche leer war, stellte sie Einer auf das Taufbecken und sagte fürwitzig: „Auf Deine Gesundheit, Taufstein!" Sie lachten, weil Bauern immer nur über die albernen Dinge lachen und bei den witzigen ernsthaft bleiben. — Du siehst, daß ich mir schon Volkskunde angeeignet habe.

Der Zug aus der Kirche war, wie er in dieselbe gewesen, nur daß der Bräutigam die Braut führte. Der Zug gieng mit klingendem Spiel in's Wirtshaus „zum goldenen Hirschen". Wir mußten auch mit. Ich sah es, wie die Braut in die Küche schlüpfte, wo das Hochzeitsmahl gekocht wurde und einen Löffel voll Salz und zwei Silbergulden in den Krauttopf streute. Die Silbergulden that die Köchin sogleich wieder heraus, das war ihr Trinkgeld. Hernach gieng es treppauf in den Oberstock, wo sich die Kapelle um einen Tisch postierte, und wo die Ehrentänze begannen. — Den ersten machte der Bräutigam mit der Braut, dabei hatten sie schon muntere Gesichter; den zweiten tanzte der Bräutigam mit der Brautmutter und die Braut mit dem Bidelmann. Jeder Hochzeitsbursche oder Junggeselle tanzte mit seiner Jungfrau. Dabei behielten die Männer ihre Hüte auf und zogen ihre Röcke aus, daß sie — denke Dir! — in Hemdärmeln waren. Solchergestalt wollte ein junger, hübscher Bursche mit mir tanzen. Ich dankte. Bald hernach hörte man im Gedränge einen Ruf: „Bei so einer Hochzeit mag ich nit sein. Es sind herrische Leut' dabei!"

Unser Hausherr flüsterte mir zu, ich und Mama möchten doch um Gotteswillen Alles mitmachen, da wir schon einmal zu den Hochzeitsgästen gehörten, sonst könne es Verdruß absetzen, die Bauern verstünden in solchen Sachen keinen Spaß. „Mitgefangen, mitgehangen!" sagte Mama, und wir baten uns jede einen hemdärmeligen Tänzer aus. Der meine — Ehre dem Ehre gebührt! — er tanzte nicht schlecht.

Nach diesen Ehrentänzen gieng's zum Diner! Die Tafel war in Hufeisenform, und so groß, daß alle hundertdreißig Personen dabei Platz hatten. Das Gedecke mit den unzähligen großen Weinflaschen und den dampfenden Suppentöpfen sah sich gar nicht übel an. Wir wurden gegenüber dem Brautpaare gesetzt und jetzt saßen wir zwischen den hemdärmeligen Gesellen, die weder ihre Hüte vom Kopfe nahmen, noch ihre Pfeifen oder Cigarren aus dem Munde thaten — kaum, daß sie die Suppe, und was nun folgte, Kraut, Saucen u. dergl. zu essen vermochten. Immer wieder wurde das Essen von Rauchen, Tanzen und Singen unterbrochen. Die Fleisch- und Mehlspeisestücke, wie sie für jede Person kamen, aß fast Keiner, sie legten

dieselben auf das dazu neben jedem Teller bereitete Papier zum Nachhausetragen. Das, was sie nach Hause tragen, nennen sie „Bescheidessen“ oder „Moasen“. Später kamen Angehörige von einzelnen Hochzeitsgästen nach, wovon sich Eines oder das Andere auf den Platz des Hochzeitsgastes setzte, aß und trank und schließlich das „Bescheidessen“ in Bündel band und davontrug. Diese Leute heißen sie die „Moasenschützen“.

Was bei diesem Hochzeitsmahle zusammengegessen und getrunken wurde, das ist unbeschreiblich. Es waren eigentlich drei Mahlzeiten neben einander. Ich habe von den Gerichten nur noch einige Namen in Erinnerung, z. B.: Tröpfelsuppe, Rindfleisch mit Meerretichsauce, Speckfleck’ (sic!), Bratwürste mit Sauerkraut. Zwetschenpfeffer (sic!) Kalbsbraten mit Salat. Guglhupf, Schmalzkoch mit Weinberl (sic!). Krapfen. Den Wein, den sie nicht in die Gurgel gossen — denn trinken heißt so was nicht — den gossen sie auf das Tischtuch hin. Die Weiber warfen ausnahmslos große Zuckerstücke in den Wein, denn auch sie hatten es heute darauf abgesehen, so viel als möglich zu trinken. Uns tranken sie zu und hielten ihre Gläser her, daß wir daraus trinken sollten. Wir sagten: sie sähen es ja, wir tränken nicht Wein, wir ließen sogar den unsern stehen. So sollten wir doch wenigstens von dem ihren kosten! meinten sie. Man muß sich überwinden, doch wurden wir durch oftmalige Ueberwindung fast betrunken, so daß wir mitsangen, wo sie ein bekanntes oder auch unbekanntes Lied anstimmten. Um ein Uhr Mittags hatte die Mahlzeit begonnen, um sieben Uhr Abends, als die Lichter auf die Tafel gestellt wurden, war sie noch nicht vorüber.

Um die zuletzt angedeutete Stunde war es, als mich plötzlich Jemand — denke Dir meinen Schreck! — am Arme packte und in einen Winkel zerrte. Dort fragte er mich schneidig, warum ich just mit ihm nicht tanzen wolle, da ich doch auch mit Anderen getanzt hätte?! Der nette Bursche war’s, dem ich Anfangs den Tanz abgeschlagen. Ich machte es gut, denn jetzt war ich die Hemdärmeln schon gewohnt. Wir tanzten einen Steirischen und mehrere „Schnelle,“ wie sie die Polkas heißen, miteinander, und fast war es, daß Du auf mich hättest eifersüchtig werden können, aber zum Glück mochte er meinen, der Wein mache ihn noch liebenswürdiger, und trank immer noch mehr hinein — bis ich genug hatte. Hernach begann er mit anderen Burschen zu stänkern und wollte Händel anfangen, aber der Bidelmann trat beschwichtigend dazwischen und sprach, der Hochzeitstag wäre kein Jahrmarkt. Der Bursche verschwand hierauf; mir that es leid um ihn.

Der Bidelmann hatte einen langen Rock an, den zog er nicht aus, so sehr derselbe um die Füße flatterte, als der Mann mit Mama durch den Tanzboden schob.

Das Interessanteste war, als die Musikanten in den Speisesaal kamen und dort anfiengen ganz gräßlich zu musicieren. Es sang nämlich der Reihe nach ein Jeder — besonders die Junggesellen — ein Liedchen in irgend einer beliebigen Melodie, und diese Melodie mußte hernach die Kapelle nachblasen. Dann warfen sie Geld in ein Glas, welches die Musikanten der Reihe nach herumgehen ließen. Ein Glas ist für diesen Zweck besser als ein Topf; es zeigt aller Welt, was Jeder hineinwirft. Dieses Geld war ihr Honorar für den Tag; man sagte uns, daß sie eine andere Zahlung nicht erhalten.

Von den Liedern und Sprüchen, die bei diesem „Gesundheittrinken“ gesungen und gesprochen wurden, habe ich mir manche aufgeschrieben und schicke sie Dir.

Der Bräutigam, der mittlerweile recht lustig geworden war, machte den Anfang; er lehnte sich an seinen Stuhl zurück und sang:

„A Häuserl, a Felderl,
A Kalberl, a Kua,
A Stüberl, a Betterl,
A Weiberl dazua!"

Die Musikanten bliesen die Melodie nach. Der Bräutigam fuhr fort:

„A Weiberl dazua,
Und a Beuterl voll Geld,
Und a buzkloana Bua
Wa mei Freud auf der Welt!"

Die Kapelle blies es nach. Der Bräutigam erhob sein Glas und sprach: „Gesundheit die Geistlichkeit und alle Hochzeitleut', alle Moasenschützen, die beim Ofen sitzen!"

Die Musikanten spielten einen Tusch, der Bräutigam warf einen Ducaten in das Glas.

Die Braut sang nicht, sie hauchte nur: „Gesundheit!" nippte und warf nichts in der Musikanten Glas. Von nun an hat wohl immer ihr Mann für sie das Geld zu legen.

Der erste Hochzeitsbursche sang:

„Unser frummer Herr Pfarrer
Soll tausend Jahr lebn,
Weil er der schön' Braut
Ein' schön' Bräutigam hat gebn!"

Die Kapelle spielte es. Der Bursche brachte den Spruch: „Gesundheit Brautleut, Spielleut, Weiberleut und Mannerleut und alle Moasenschützen, die beim Ofen sitzen!"

Darauf der Tusch.

Ein Anderer sang in sehr verzwickter Melodie:

„Mei Voda, wann gibst ma dann s Hoamatl,
Mei Voda, wann laßt ma s dann schreibn?
Mei Dirndl wachst auf, wir a Groamatl
(Grummet)
Ledi wills ah neama bleibn.

Und mei Voda, der gibt ma hiazt s Hoamatl,
Mei Voda, der laßt mas scha schreibn,
Mei Dirndl wird gmaht wir a Groamatl,
Braucht kan alti Saudirn mehr z bleibn."

Die Kapelle hat es mit großer Mühe gepfiffen. Je weniger sie es traf, desto mehr wurde gelacht.

Hernach sang Einer:

„Beim Loatabaum han ih mein Strumpf
verlorn, Strumpf verlorn,
Ohni Strumpf geh ih s nit hoam,
Hiaz geh ih s halt wieder zum Loatabaum,
Loatabaum,
Suach ih s mein Strumpf zu dem oan."

Dann ließ sich ein junger Geselle so hören:

„Heiraten mag ih nit,
Is mir noch z'früa,
Kein Warmstein, den brauch ih nit,
Kalt is ma nia!"

Ein Anderer warnte vor dem Ehestand:

„He, des meini Mentscher (d. h. Mädchen),
Enk därfs nit vadriassn,
Die Manner zahln sauren Wein,
Die Junggselln an süassn!"

Ein Anderer:

„Ih wünsch halt viel Glück
Unserm liaben Braut p a a r,
Und a rothmaulads Büaberl
Nach Dreiviertljahr."

Ein Weiteres lautete:

„Ei, mei liabi Braut,
Jetzt muaßt es schon leidn,
Und muaßt Deini Hemeter
Zan Windln zerschneidn."

Ein Ehmann ließ sich hören:

„Mir sein a drei Brüada,
Da jüngsti bin ih,
Habn a jeder a Weibl,
Die Schlimmsti han ih."

Wieder ein Anderer:

„Wann mei Weib in Zügen liegt,
Da greif' ih nach der Geign;
Lusti sein ma z'sammakem,
Lusti wöll'n ma scheidn."

Es soll aber nicht so ernst gemeint sein. Für die Braut ist es jedoch immerhin nicht schmeichelhaft.

Die Gesundheit wurde von Verschiedenen auf Verschiedene ausgebracht, aber Keiner vergaß auf die „Moasenschützen, die beim Ofen sitzen." Einige machten „Spatzenschützen" daraus, so wie sie sich auch regelmäßig versprachen

und statt: „Gesundheit, Brautleut!“ sagten: „Gesundleut Brautheit!“

Ein munterer Greis that sich besonders mit Liedchen hervor und war ganz unerschöpflich. So sang er z. B. dieses:

„Wann die dummen Fischgraten
Nur nit das thaten — das thaten,
Daß sie gar so stechen thaten;
Aber die dummen Heiraten
Sein halt wie die Fischgraten,
Wann sie nur nit das thaten — das thaten,
Daß sie gar so stechen thaten!“

Ein übermüthiges Bürschchen sang:

„Die ganze Welt, wannst haben willst,
Ih bring Dirs, mei Dirn,
Und ih laß Dir auf'n Suntag
A paar Erdäpfel siadn!“

Alsdann wieder ein weiterer:

„Mei Dirndl is sauber,
Vom Fuaß bis zum Kopf,
Beim Hals hats a Diperl (Knötchen),
Das hoaßt mar an Kropf.“

Derselbe hatte noch eins:

„Da Bua hat an sakrischn
Zwoagspitztn Frack,
Und 's Dirndl hat an sakrischn
Heiratscontract.“

Ein Anderer sang:

„Mei Schatz is a Schmied,
Aber brennt is a nit,
Und hiazt laß ih ma n brenna,
Sunst kennat ihn nit.“

Das ist nun so die Bauernpoesie. Ih danke schön! Beinahe eine Stunde lang gieng's so fort. Als die Reihe an uns kam, hieß es, die „Herrischen“ sollen auch etwas zum Besten geben. Mama sagte, geben wir nichts zum Besten, so halten sie uns zum Besten! und sang das Liedchen vom „Schwarzkirscherl“. Darauf mußten wir wieder aus allen Gläsern trinken. Mama wollte auch Geld in das „Spielleutglas“ werfen, fürchtete aber, die Kapelle damit zu beleidigen, und unterließ es, worauf sie mit einem sehr schrillen Tusch abzogen.

Was ich gesungen habe, weiß ich nicht mehr, es schwindelte mir im Kopf und ich hatte Lampenfieber.

Sie freuten sich, daß wir Alles mitmachten, und ein alter Mann, der ein gemüthliches Gesicht hatte und ein grünes Sammtkäppchen auf dem Kopf, wollte mit Mama „Bruderschaft“ trinken. Sie gieng auf den Spaß ein; da richteten wir aber was an. Es kamen nun die jungen Burschen und wollten auch mit mir „auf Du und Du werden.“ Es tanze sich hernach besser, sagten sie. Mama stieß mich mit dem Ellbogen, wir hätten nun hohe Zeit, daß wir nach Hause giengen. Unser Hausherr hielt uns aber zurück und sagte, jetzt komme erst das Lustigste. Höre nur.

Der Bidelmann stellte sich mitten in den Saal und hielt eine Rede, auf welche die Gesellschaft sehr gespannt horchte. Ich verstand nicht Alles. — Aehnlich war's: Er habe an diesem Freuden- und Ehrentage etwas viel Wein getrunken, habe sich hierauf verirrt hinab in die unteren Räume. Da hätte er im Keller Jemanden bitterlich weinen gehört. Und wie er gefragt, wer an einem so lustigen Tage allhier so bitterlich weine? habe ihm der Hirschenwirt zur Antwort gegeben: Wie soll der Mensch nicht weinen, wenn das ganze Haus voller Leut ist und Alles ißt und trinkt den ganzen Tag und Keiner sagt etwas vom Zahlen! So habe ihm — dem Hirschenwirt — der Bidelmann entgegnet: er wolle es den Gästen zu Gemüthe führen, es wären lauter ehrsame Leute beisammen, sie würden ihren Speisemeister nicht zu Grunde gehen lassen, sondern gewiß ihre Schuldigkeit gerne abstatten. Was er verlange? Sonach hätte der Wirt den Aufgang hergezählt: Einen ganzen Ochsen hätte er geschlachtet, zwei Kälber, ein paar Sau; zwei Metzen Kaisermehl, drei Häfen Schmalz habe er verbacken, vier Zuckerhüte verbraucht, zwei Pfunde Weinberln verthan; Brot und Gemüse

gehen in's Unendliche; drei Fässer Wein wären weg; kurz, er wäre ein ruinierter Mann. Wenn er's billig rechne: drei Gulden auf den Kopf! Ist auch wahrlich nicht zu viel, habe der Bidelmann gesagt und sich erboten, diese Kopf- oder, besser gesagt, Magensteuer einzutreiben.

Noch Mehreres sprach er. Hinter ihm stand schon der Hirschenwirt in seiner weißen Schürze, einen Porzellanteller in der Hand. Zuerst giengen die beiden Männer zum Bräutigam, dieser zahlte je drei Gulden für sich, für die Braut, für den Bidelmann und für die Brautmutter. Jeder der Hochzeitsburschen zahlte für sich und für seine Jungfrau. Wie ich höre, soll die Jungfrau ihrem Hochzeitsburschen später mit einem seidenen Halstuch oder dergleichen erkenntlich sein.

Die Reihe des Zahlens kam auch an uns. Mama winkte dem Wirt, wir wären geladen.

„Geladen sind Alle", war die Antwort; „Es ist für die Person drei Gulden!"

„Du kannst Dir denken, was wir für lange Gesichter machten. Ja freilich, wenn die Brautleute für all' ihre Gäste das Hochzeitsmahl zahlen wollten, da gienge ihr Heiratsgut drauf. Wir zahlten.

Dieses Zahlen nennen sie das „Weisen". Nach dem Weisen wurden noch einmal die Weinflaschen gefüllt, und was man von da ab noch haben wollte, das mußte bestellt werden. Die egyptischen Fleischtöpfe waren leer. Wir gaben einen Theil unseres übriggebliebenen Bescheidessens einem Hausarmen, am anderen Theil zehren wir heute selbst noch.

Das Tanzen währte noch die Nacht über fort. Das Brautpaar mußte dabei aushalten; es heißt, wenn sich das verliert, dann ist es für die Anderen nicht mehr lustig. Es war schon Morgen, als die letzten der Hochzeitsburschen jodelnd nach Hause taumelten.

Jetzt weißt Du fast Alles.

Man findet sich überraschend schnell hinein; ich wollte gleich heute wieder eine solche Hochzeit mitmachen — und selbst wenn es meine eigene wäre. Was sagst Du dazu?

Deine bereitwillige

Hermine.

* * *

Dieser Brief ist uns zufällig in die Hand gekommen. Wir erbaten uns die Erlaubniß, ihn abzudrucken; denn es ist eine höchst wahrheitsgemäße Beschreibung einer obersteirischen Bauernhochzeit, wie sie heutzutage üblich. — Gegenwärtige Darstellung kann mancher, wenn an und für sich auch vielleicht tiefer und allgemeiner gehaltenen Hochzeitsbeschreibung als willkommene Ergänzung gelten.

Die Redaction.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Am 12. October.

Das Wetter ist anhaltend schlecht, ich komme nicht aus dem Zimmer. Es gibt doch manche Stunde des Tages, wo mein Weib im Hauswesen zu thun hat, die Kinder mit Lernen oder ihren Spielen beschäftigt sind. Außerdem ermüdet mich anhaltendes Sprechen, und besonders das Umthun mit den munteren Kindern — wie sehr es auch mein Herz erquickt — strengt mich so sehr an, daß ein halbstündiges Schäkern mit den Kleinen mich schier in Ohnmacht wirft und mir Fieber und Herzklopfen bringt.

So muß ich mich viel mit mir allein behelfen. Weil ich doch eine Beschäftigung und Zerstreuung haben will und soll, weil ich — obgleich ich selbst mit dem Leben habe abschließen müssen — mich doch noch immer gern mit demselben beschäftige, und ich gelinden Antheil an der Menschen Freuden und Schmerzen habe, so nehme ich mir vor. eine kleine Studie zu machen über das Leben und Sterben des unglücklichen Wolfgang. Ein Erkleckliches habe ich von ihm persönlich erfahren, er hat Vertrauen zu mir geschöpft, seit ich ihm die Papiere über seine kleine Pepita zurecht geschrieben. Weiteres habe ich vom Herrn Schullehrer zu Steinau erfahren und Anderen, die ihn wohl gekannt haben. Einiges wird mir wohl auch die Rebekka mittheilen können.

Wenn ein kranker Mann Kraft, Sammlung und Schick zu dergleichen hätte, ich würde einen Roman schreiben und ihn den „Nachtwächter von Steinau“ nennen. Und es müßte ein Nachtwächterruf werden, der hinaustönt in die weite Welt: Der Hammer hat geschlagen! Gebt Obacht auf das Feuer!

Vielleicht kommt einmal Einer, der das kann, ich will ihm nur den Stoff aufschreiben. — Es ist doch merkwürdig genug: Ein Jahr — nur eins, nur ein einziges — und man weiß nichts damit anzufangen. Für Eins ist's zu lang, für's Andere zu kurz.

Es dünkt mich bisweilen, daß in mir etwas ist, das nicht mit begraben werden soll, weil vielleicht Andere damit was zu machen wissen könnten. Wer Kinder hat, der — sollte man meinen — möchte nicht verlegen sein, wohin er den Inhalt seiner Seele und seines Herzens legen wollte. Aber das Kind ist ein so enges, reines Gefäßlein; es wird ja auch einmal groß werden, um den Gehalt eines Menschenlebens zu erfassen — dann mag es diese Blätter lesen. Andere Werthpapiere dürften sie unter meinem Nachlasse wahrscheinlich nicht finden.

Am 26. October.

Doch eine recht lange Zeit gabs, daß ich unseres lieben Herrgotts Spaß nicht verstanden habe. Sein ernsthaftes Gesicht hat mich beklommen und verzagt gemacht, bis er mir nun mit dem Finger auf die Achsel getupft hat: Ei Kind, Du solltest mich doch kennen!

Jetzo kenne ich ihn freilich.

Daß er mein Leben mit einem so lichten Tag aufgehen ließ, um es so früh in die Schatten des Asphodils zu führen, das dürfte ihm manch'

Anderer übel nehmen, wie auch ich es ihm übel genommen habe, obgleich ich den Weg, der mich dahin geführt, vielleicht aus freien Stücken einschlug. So braucht der Mensch seinen Herrgott schon darum höchst nöthig, damit er Jemandem die Schuld geben kann, wenn er selber eine Dummheit begangen hat.

Es war eine tolle Jagd nach Freuden und Ehre. Mein Leben unterschied sich in gar nichts von dem so vieler tausend Anderer, die für die Welt fortwährend Großes leisten wollen; es geht ihnen aber weniger um die Welt und die Mitmenschen, als um sich selbst und ihre Ehrbegierde. Die Freuden, die in der Ferne so verführerisch gleißen, sind in der Nähe auch ein etwas zweifelhaftes Vergnügen, und weil man alles Herrliche noch vor seinem jüngsten Tage erreichen will, so rast man dahin — bis man stürzt.

Jeder danke Gott, der nur mit seinem Leibe gestürzt ist. Ich bin's zufrieden und hoffe, daß mich der Kleinmut nicht mehr versuchen soll. Jetzo kenne ich den Herrn und bin schon dankbar, wenn er mich ein Stündchen die durchsonnte Luft athmen läßt mit freier Brust. Der Gesang einer Ammer thut mir heute ganz anders und sozusagen feiner wohl, als einst das rauschendste Concert. Sind die Organe müde, ohne daß es die Seele ist, dann werden die Sinne wieder kindlicher. Also kann man traun sagen: Die Menschen genießen das Leben nur halb, so lange sie es ganz haben und empfinden es ganz, wenn sie es nur mehr halb besitzen.

Am 28. October.

Wie selten kommen wir zum vollen Bewußtsein unserer Wesenheit! Dieses Bewußtsein ist am stärksten, wenn uns plötzlich der Gedanke antritt: Du wirst einmal nicht mehr sein. Wie erschrecken wir davor, während wir uns doch täglich mit aller Gemüthsruhe hinlegen zum Schlafe — wissend, daß wir alsbald in einen Zustand versinken, in dem wir nichts, gar nichts mehr wissen von den Thaten und Gütern, von den lieben Herzen, die wir unser nannten — und welcher uns der Welt so ferne rückt, daß unser Wiedererwachen gleichbedeutend ist mit einer neuen Geburt.

Kluge Menschen sehen bei der Nacht mehr als beim Tage, hatte der Nachtwächter Wolfgang gerne gesagt. Ich meine es fast auch. Wenn ich in der Nacht wach bin und alle Lebendigen um mich sind in der Ruh', und nur jene, die längst schlafen gegangen sind in die kühle Erde, schauen von ihren Bildern auf mich herab, da sehe ich mehr als am Tage, wo uns die Sonne und die Sinne blenden, da sehe ich, wie seltsam wir in unserem kleinen Fahrzeuge auf dem hohen Meere der Ewigkeit dahinschwimmen, und weit sehe ich in die Schatten der Ewigkeit hinein.

Die Nacht ist die immerwährende Urwesenheit, der Tag ist nur eine zeitliche und räumliche Unterbrechung derselben. Wenn Gottes zornige Hand einst die Ampeln von dem Gewölbe seines Himmels reißt und den Bau der Welten zerschlägt: die Nacht wird das Bleibende sein.

Der schlaflose Kranke hat Gelegenheit, sich bei Zeiten mit ihr vertraut zu machen.

Am 1. November.

Heute war ein rechter Frühlingstag. Aber die holden Blumen und grünen Kränze, die heute auf der Erde ranken und duften, sie gedeihen im Sonnenschein liebender Herzen und im Thau der Thränen.

Ich bin hinaufgefahren zum Kirchhof von Steinau. Und weil ich mich unterwegs hineingedacht habe, wie heute über's Jahr mein Weib und meine Kinder denselben Weg fahren oder gehen werden, so war es mir,

als sei ich selber aus, um meine eigenes Grab zu besuchen.

Ja, wenn man so hinüberspringen könnte vom hinfallenden Leibe des Vaters in den aufstrebenden des Kindes! — Vielleicht ist es.

Wenn der Baum umgehauen wird, fliegt der Vogel auf einen andern über.

Das Grab des Nachtwächters ist ein wahres Rosengärtlein. Ich habe mehrere Gräber damit verglichen, mich dünkt, als ob die Rosen auf diesem Hügel ein tieferes Roth hätten, als die andern.

Vom Friedhofe herausgetreten, ließ ich den Weg gegen den Kaltenbach einschlagen, um die jungen Eheleute zu besuchen. Da sah ich auf der Straße unter den Leuten den Sägemeister Bernhard gegen das Thal hinabgehen. Wir grüßten uns über die Köpfe hin, er trat aber an den Wegrand und schaute mir eine Weile nach. Wenn nur die Rebekka in ihrem Hause ist, dachte ich, daß man mit ihr endlich einmal recht über ihren Ziehvater sprechen kann.

Als wir zur Waldschlucht kamen, ließ ich den Wagen eine Strecke rückwärts nachfahren und gieng zu Fuß auf dem schmalen sandigen Wege dahin. Am steilen Berghang über mir waren die röthlichgelben Büsche mit den reifen Haselnüssen und Brombeeren, im Abgrund unter mir wirbelte und sott der Kaltenbach, an den Felsen des Ufers spannen sich Moosgewebe und Eiszapfen. Auch lag dort überall der Reif, weil die Sonne nicht mehr in die Schlucht zu dringen vermag. Mir gefiel das Alles sehr und der kalte Wasserstaub, der zu mir emporwehte, war unbeschreiblich erfrischend, so daß ich mich fragte: Ja, wie kann Dir denn so wohl und frisch sein, wenn Du krank bist!

Endlich kam ich zum Hause und zur Brettersäge. Davor ist eine Wiese, auf welchem die Halme und Lattichblätter vom vorigen Schnee noch zu Boden gedrückt sind. Die Stengel der Herbstzeitlosen haben sich wieder aufgerichtet. An der Linde, die vor dem Hause steht, hängen nur noch in der unteren Hälfte die blassen Blätter, die obere ist schon kahl. — Ich sehe derlei Dinge und Zustände sehr gerne an, sie sind nichtinhaltslos, ist kein Gedanke drinnen, so doch eine Stimmung. Und alles Glück und Unglück in uns ist zusammengesetzt aus Stimmungen.

Die Säge stand heute still und vor derselben lagen die aufgezimmerten Stöße der weißen Bretter. Ein Bürschlein, das noch mehr Knabe ist, denn Jüngling, gieng am Rande des Baches hin und stupfte mit einer langen Weidenruthe immer unter den Rasen hinein. Er jagt nach Forellen und ist schon zufrieden, wenn er eine schwimmen sieht. Das Fangen ist strenge verboten. Ein bescheidenes Feiertagsvergnügen! Du wirst noch anspruchsvoller werden.

Die Rebekka ist mich bald gewahr worden; sie kam aus dem Hause hervor und fragte mich zum Gruß, weshalb ich denn das Holz so sehr betrachte? Sie meinte die Bretter, vor denen ich eine Weile gestanden war.

„Ich habe mir eben gedacht: da wird mein Laden auch schon dabei sein,“ war meine Antwort.

Sie versetzte darauf, wenn man so frisch aussehe, als ich, so solle man Gott nicht versuchen.

Ich entgegnete ihr: „Frisch sagst? — Gut, es ist ein Almosen, ich nehme es an.“

„Mit Leuten, die kränklich sind, ist es doch schwer umzugehen,“ sprach sie, „sagt man, daß sie gut aussehen, so glauben sie es nicht, sagt man das andere Theil, so wird ihnen übel, und sagt man gar nichts davon, so ängstigen sie sich und meinen: mit mir muß es nicht gut stehen, weil man nicht einmal das gebräuchliche Sprüchlein über die Zunge bringt.“

„Du bist ein sehr kluges Weibel," entgegnete ich der Rebekka; „ja jetzt ist wirklich wieder ein Augenblick, wo ich kerngesund bin. Nur muß ich mich hüten, es zu glauben, sonst stürzt mich der nächste Anfall neuerlich in Verzweiflung. Aus Furcht vor dem Enttäuschtwerden getraue ich mir nicht mehr zu hoffen."

„Da muß man fest sein," sagte sie, „denn enttäuscht werden wir Alle."

„Man sollte es nicht meinen, daß ein junges Weib, welches kaum einen Monat verheiratet ist, so sprechen kann."

„Mein Ziehvater —". Das Wort blieb ihr aber in der Kehle stecken, sie wendete sich weg.

Dann giengen wir in's Haus hinein.

Wir Stadtbewohner richten unsere Häuser mit großem Geschmack und feiner Absicht ein. Aber Traulicheres gibt es auf der ganzen Welt nicht, als ein Bauernstübchen, in welchem Ordnung und Reinlichkeit herrscht. Da ist im Hause der Rebekka Alles blank, die Zimmerung des Hauses, der elfenbeinweiße Ahorntisch. An den großen viereckigen Fenstern sind rothe Vorhänglein und die Scheiben sind so hell, als wenn sie aus der krystallklaren Spätherbstluft geschnitten wären. Am kleinen Hausaltare im Wandwinkel hockt unter einem Glassturz ein mutternacktes Christkindlein, das in der Hand ein rothes Aepfelchen hält. Vom Kachelofen mit der grünen Glasur — die im Winter fast noch schöner ist, als der grüne Wald — wehte eine liebliche Wärme aus. Nicht weit davon, in sanfter Dämmerung eines verhüllten Fensters, steht das Himmelbett. Die zwei weißen Kissen desselben haben so merkwürdig rosige Wangen; das kommt natürlich vom rothen Fenstervorhang.

Zwischen zweien Fenstern an der Wand hängt ein Vogelkäfig, den der Bernhard selbst aus Draht gebaut haben soll, und darin hüpft ein herziger Kanarienvogel hin und her. Den hätte ihr der Bernhard am Hochzeitstage gegeben, sagte mir die Rebekka. Weil der Vogel in unser Gespräch, welches wir über den Wolfgang führten, so gottlos lustig hineinlärmte, daß wir unsere eigenen Worte kaum verstanden, so nahm nun die Rebekka aus dem Schrank ein hellblaues Schürzlein und hüllte es über den Käfig. Das müßten sie, hat sie gesagt, sogar mitunter in der Nacht so machen. Wenn der Mond recht hell zum Fenster hereinscheine, so meine der dumme Vogel, es sei Tag und hebe zu singen an.

Wir waren noch vertieft im Gespräche über seltsame Dinge der Vergangenheit, in der Zeit, da der gute Wolfgang noch mit seiner schwarzen Augenbinde umgieng und da die Rebekka ihre Ziehmutter noch im Armkörblein über Feld trug — und als auf dem Tische schon der dampfende Kaffee stand, da trat zur Thüre der Bernhard herein. Er war todtenblaß. Er gieng zum Tische her, schaute sein Weib an, schaute mich an und sagte endlich: „Herr Konrad, Ihr Wagen steht in Bereitschaft."

Am 2. November.

Gott wollte den Menschen ein Geschenk machen. Die Engel flehten: Gib ihnen den Himmel! Der Teufel hetzte: Gib ihnen die Hölle! Gott sprach: Sie sollen wählen — und gab ihnen die Ehe.

Da waren nun recht viele Leute, die sich aus der Ehe wirklich den Himmel machten. Der Teufel sprang herbei und warf die Eifersucht hinein.

Armer Bernhard! Dich muß er arg getroffen haben, daß Du, der herrliche Bursche, wähnen kannst, ein müder kranker Mann —

Ach Thor! — Daß die Eifersucht zumeist gerade dort am heftigsten wüthet, wo sie am wenigsten Grund hat, sieht man bei jungen Eheleuten. Glaubt Ihr, daß man heute aus Liebe

heiratet, um morgen untreu zu sein? Dazu ist später noch Zeit genug.

Ich bin natürlich nach dem Worte des Bernhard vom Tische aufgestanden und davongegangen.

Heute ist schon ein Brief von ihm da. Der Bernhard schreibt buchstäblich das Folgende:

„Bester Herr Konrad!

Mir ist wohl ser Unlibsam von wegen weill ich mir Solche sachen ferbiten muß. Und ist nicht Schön das sie hineingegangen sind, wo Sie gesehen daß ich nicht heim bin und das man so einer jungen leicht das Maul machen, denn weill die Rebekka noch ein Kind ist. Kann mir wol dengen, Lieber Herr, mus Aber schon erinnern, sie haben Ihr weib und ich habe Mein weib. Steht Gott zwischen uns. Dewegen nichts fer ungut und ich verbleibe ihr

grüssender

Bernhard Foßer,

bürgerl. Sagmeister in Kaltenbach."

Das erste Gefühl, als ich diesen Brief las, war, als ob die ganze Zimmerdecke auf meinen Kopf niedergestürzt wäre. Das zweite, daß ich so verrückt auflachte, daß mein Weib mit einem Angstschrei in das Zimmer gesprungen kam. Zum dritten that mir das Herz weh. — Was muß in einem Menschen vorgehen, der solche Briefe schreibt? Was muß er leiden?

„Emma", sage ich zu der Meinigen, „da muß rasch was geschehen. Ich will eilends in den Kaltenbach fahren und dem Bernhard sagen, was er für ein Esel ist."

„Sallst daheimbleiben, Konrad," antwortet sie beklommen.

„Hats Dich etwa auch? Die Tollheit ist ansteckend, durch Papier und Lumpen übertragbar. Durch Lumpen! Schurken! Wer weiß, wer da gelogen hat! Ehrabschneider! Ehestandsschinder! Und was die Rebekka wird aushalten!"

„Um des lieben Gottes Willen, Mann, rege Dich nicht so sehr auf!" flehte das arme Weib händeringend.

„Daß mich der Lungenschlag trifft! Oder der Nervenschlag! Oder ein anderer! Ist das beste Mittel gegen diesen Wahnsinn! Das einzige Mittel!"

Dabei lief ich im Zimmer auf und ab, und mein Weib mir jammernd nach. Es war ein schandmäßiger Auftritt, ich verschweige nichts. Und ich kann's jetzt gar nicht begreifen, wie ich der Dummheit wegen plötzlich so sehr in Wuth kommen konnte.

Als die große Kraft in mir verpufft war, als ich auf dem Sopha saß, zitternd an Händen und Füßen, blieb ich bei meinem Worte: „Geschehen muß was. Die Leutchen litten zu sehr. Das Hirngespinst muß zerstört werden."

Dann kamen wir darin überein, daß meine Emma den Bernhard einen Antwortbrief schreiben solle. Der fiel nach meiner Meinung nicht übel aus und setze ich ihn hierher.

„Lieber Meister Bernhard!

Das hat Ihnen wohl der böse Feind angethan, daß Sie meinem Mann diesen Brief schreiben mußten. Meinem armen, kranken Mann! Bei seiner empfindsamen Gewissenhaftigkeit hätte das ein schlimmes Ende nehmen können, ich möchte Ihnen die Aufregung nicht beschreiben, in die ihn Ihr Brief gebracht hat.

Zwischen uns Zweien ist wegen dieser heillen Sache nicht ein Wort der Verständigung oder Auseinandersetzung gewechselt worden, weil keins nöthig ist. Mein Mann hat in Ihrem Hause vorgesprochen, weil er den Gegenbesuch schuldig war und weil er gewisse Nachrichten über Wolfgang erlangen wollte. Es ist wahr, daß er wußte, daß Sie nicht zu Hause waren, aber das hat er erst auf der Straße zu Ihnen hinter Steinau erfahren, als er nicht mehr leicht umkehren

konnte, weil ihm das wiederholte Ausfahren bei dieser Jahreszeit beschwerlich ist. Ich getraue mir's vor Ihrer Frau auf mein und meiner Kinder Seelenheil zu beschwören, daß auch nicht ein Wort und nicht ein Blick vorgefallen ist, so Ihnen im entferntesten zu dem ausgesprochenen Argwohne das Recht gäbe. Sie haben ihn an sich gezogen, erstens bei der Trauung, dann bei der Hochzeit, endlich mit dem Besuche und Geschenke in unserem Hause. Wir hätten das Alles nicht verlangt. Und jetzt — da er immer nur gute Meinung für Sie hatte — beschimpfen Sie ihn und sein Weib auf eine so schmähliche Weise!

Möge Gott Ihren jungen Ehestand hüten, wie er den unsern gehütet hat, der jetzt im eilften Jahre ist, ohne daß wir uns gegenseitig die geringste Untreue, wissentlich das geringste Leid zugefügt haben. Nehmen Sie sich in Acht, daß die thörichte, bei der gewiß kindlichen Unschuld Ihres Weibes doppelt sträfliche Leidenschaft, der Sie heute schon so tief zu verfallen drohen, Ihres Hauses Glück nicht zerstöre! Dies der Rath und Wunsch Ihrer

ergebenen

Emma Konrad."

Am 5. November.

Der Brief ist abgeschickt worden, damit soll der Zwischenfall vergessen sein — obwohl er noch recht unangenehm in meinen Nerven nachzittert.

Für die Geschichte des Nachtwächters hätte ich nun viel Stoff beisammen, aber mir ist die Lust vergangen, mich mit einer Sache zu befassen, die schließlich doch mit der Rebekka endet und enden muß.

Am 9. November.

Diese nebelfrostige Zeit des herannahenden Winters bringt mich rasch zur Tiefe. Ich vermag kaum durch die drei Zimmer zu schreiten, meine Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, und er ist doch so leicht. Das Schwerste darin ist mein trauriges Herz.

Am 10. November.

Als ich heute Morgens erwacht war, fiel mein erster Blick auf eine schneeweiße Gestalt, die am Fußende meines Bettes in der Ecke meines Zimmers stand. Es ist die Büste meines geliebten Dichters, dessen Geburtstag wir heute begehen. Jetzt blickt er mit seinem ernsten Angesichte auf mich her. Das war eine Natur, die Gott erschuf, um ewig jung zu sein. Darum ist sie nicht alt geworden. Einen Mann, der die Braut von Messina, den Wallenstein und Tell schreibt, den darf die Welt nicht altern und verschrumpfen sehen.

Mein Weib hat mir den Schiller gespendet, damit ich an meinem Krankenbette einen herrlichen Genossen habe. Sie hat danebenhin auch frische Blattpflanzen und grüne Sträuße gestellt, sogar einen mit Rosenknospen, damit meine Augen im Garten spazieren gehen können. Sie thut ja Alles, um mir meine Stube, die nun meine Welt geworden ist, schön und heimlich zu machen. Immer ist reine Luft und die milde, gleichmäßige Wärme; fällt durch's Fenster Sonnenschein, so achtet sie darauf, daß mein Haupt nicht davon getroffen werde; ist es düster, so rückt sie mein Lager oder meinen Lehnstuhl, oder mein Schreibtischchen, oder das Buch in das günstigste Licht. An meinem Betttische stehen immer alle Sachen bereit, die ich zur Labnis oder Arbeit oder Zerstreuung bedürfen möchte. Von den Zeitungen oder neuen Broschüren kommt keine unaufgeschnitten auf den Tisch und sind Briefe zu öffnen, so legt sie mir auch schon die Scheere in die Hand. Es verliert sich kein Sacktuch, ohne daß nicht augenblicklich ein zweites in Bereitschaft wäre. Die Kopfkissen wachsen je nach

Bedarf zum Liegen, zum Lehnen nur so aus dem Boden heraus, und Alles so weich und durchwärmt und blütenrein.

Da sitzt sie neben mir und näht und plaudert ruhig von freundlichen Dingen, und steht immer wieder auf, um mir ein Kissen oder die Decke oder mich selbst zurechtzurücken und alle Falten zu glätten, seien sie im Betttuch oder auf meiner Stirne. Merkt sie, daß ich schlafen oder sinnen will, so zieht sie sich in den Hintergrund oder entfernt sich leise aus dem Zimmer, aber nicht ohne mir vorher die Klingel nahe zu rücken. Bin ich munter, so läßt sie mir die Kinder herein mit ihrem fröhlichen Wesen — und dann wird's Frühling. Der größere Knabe weiß mir nichts Besseres anzuthun, als im Zimmer auf den Zehenspitzen zu gehen und seine Worte nur zu flüstern. Das Mädchen freut sich ordentlich, daß ich im Bette bin, damit es mit der kleinen Hand die Decke streicheln kann. Das Hänschen besorgt den Lärm und besorgt ihn auf eine gar muntere Art. Gestern stürzte er im Laufen zu Boden und weinte darauf, wie er es immer thut, wenn ihm in Gegenwart der Mutter ein kleines Malheur passiert. Ist er mit seinem Unglück allein, so daß er keine Beileidsbezeigung einzuheimsen hat, so erträgt er es lautlos wie ein Mann. Gestern nun sagte er, nachdem sein Leid gestillt war, der Schmerz sei nicht groß gewesen, er hätte auch nur mit einem Auge geweint. Es ist ein gar sanftmüthiges Knäblein, nur wenn er sich schämt, stampft er mit den Füßen; auch mag er ironische Bemerkungen über sich nicht ausstehen. Wenn ich ihm sage: „Du bist ein braver Hans!“ so leuchtet sein Gesichtchen; und wenn ich beisetze: „Du bist ein so braver Hans, daß Du den Zulp gar nicht verbrennen willst!“ Da stampft er mit dem Fuße und gibt seinen Unwillen zu erkennen. Denn es war ausgemacht, daß der Zulp verbrannt werden sollte und er selbst hatte die Execution angeordnet, aber im letzten Augenblicke hatte er Mitleid mit dem schwarzen Kautschukdingelchen und steckte es in den Mund. Den Zulp in seinem runden blühenden Gesichtlein hüpft er hin und her, und seine Gegenwart wirkt auf mich, wie ein Lebensodem. So herzerquickend für Andere ist der Mensch in seinem Leben nicht mehr, als in diesem Alter von zwei bis vier Jahren!

Ein solches Kranksein ist doch der höchste Genuß, den man in der trüben Winterszeit haben kann.

Von meinem Siechthume spricht Emma nie, außer ich thue es selbst, dann geht sie mit aller Wärme darauf ein, aber so, daß sie es einerseits nicht zu leicht nimmt und mir andererseits nicht Angst macht. Das kann nicht Jede, es ist schwer. Es ist auch schwer, immer geduldig zu sein, mit den Launen und Unarten des Kranken immer den gleichen, ermunternden Humor zu zeigen, während man selbst oft Kummer trägt und verbergen muß. Aber die Liebe kann's — sie kann Alles. Oft hustet und räuspert sie recht laut im Hause herum, bloß um mir zu beweisen, daß auch der Gesunde mitgenommen werde und meine Bettlägerigkeit nur eine Folge der Witterung sei. Hebt sich das Barometer, dann hebt sich auch der Kranke wieder, ist ihre Meinung.

Kommt der Arzt, so berichtet sie ihm vor meinen Ohren die Erscheinungen meiner Krankheit. Entfernt er sich, so begleitet sie ihn nie aus dem Zimmer, was mich wahrscheinlich beunruhigen würde, weil ich leicht auf den Verdacht käme, sie hätten über Dinge zu sprechen, die so ernst wären, daß ich sie nicht hören dürfe.

Gar nichts ist für einen Kranken beängstigender, als wenn er irgend eine Geheimthuerei wittert. Daß man ihm die große Gefahr, in der er etwa schwebt, verschweige, das verstehe ich

wohl; aber dann soll man sie ihm auch wirklich verschweigen. Das überlaute Ausschreien, es wäre nichts, nichts von Bedeutung, nur ein wenig Einbildung und ein wenig Nervosität, und dann wieder die krampfhaft aufgeregte Lustigkeit der Umgebung, das thuts nicht! Ein bißchen muß man es dem Kranken schon gelten lassen, wenn er leidet. Das Mitleid und fortwährende Bestreben seine Lage zu erleichtern, selbst im Kleinen, Nebensächlichen, das thut ihm gar wohl. Meine Emma versteht das.

Am 14. November.

Nur gestern hat sie mich hinter's Licht führen wollen oder vielmehr hinter den Spiegel. Es war davon die Rede, daß ich's doch wieder einmal versuchen sollte, ob ich noch einen Lebenswandel führen könne, wie es Gott gefällig sei, nämlich auf zwei Füßen. Da sagt sie auf einmal, es wäre wahrlich Zeit, daß der Wandspiegel, der in meinem Zimmer hängt, zum Vergolder käme. — „Geh' weg," sage ich, „mit solchem Flitter!" Dabei erhebe ich mich schon und blicke, ohne daß sie es verhindern kann, in den Spiegel.

Dieser Blick hat mich arg niedergedonnert. Ich kenne mich nicht mehr. Ein Todtenkopf mit klebriger Haut umspannt, mit tief eingefallenen Augen, in denen Alles schon auslischt. Ich hab's versucht, ob er lachen kann. Er kann nicht mehr, es ist ein Grinsen, daß mir eiskalt wird vor Entsetzen.

Eine Ohnmachte wandelte mich an, ich sank auf das Lager zurück. Der Arzt mußte erscheinen.

Am 16. November.

Heute habe ich mein Testament noch einmal geprüft. Es sind herzensgute Worte darin enthalten. Aber Ziffern wären besser. Vielleicht auch nicht. Einmal war eine Zeit, da bin ich in eine schlimme Sparwuth hineingekommen. Ich that Anderen weh und mir selber, mit meinem herzlosen Sparen. Ich könnte viel Geld haben, da kam meine Kränklichkeit. Selbst in dieser habe ich mir noch erworben, aber sie gerbte mir das Herz. Der Reichthum verliert, das Wohlthun gewinnt an Reiz, wenn man zuschaut dabei, wie einem der Todtengräber das Loch gräbt. Dem Geizteufel wäre ich glücklich entkommen.

Am 17. November.

Wenn um mich die Ruhe der Nacht ist oder die Stille des Waldes, da macht mein Gedanke stets seinen Spaziergang bis an's Thor der Ewigkeit, um ein wenig durch das Schlüsselloch zu gucken, kommt aber allemal unverrichteter Dinge zurück. Erst der Traum öffnet mir die Pforte und zeigt mir lächelnd liebliche Blumen.

* * *

Drei Gnaden hat der Himmel dem Menschen gegeben: Das Ideal, die Liebe, den Tod.

Am 18. November.

Heute in der Nacht bin ich plötzlich aufgewacht. Es war Niemand in meinem Zimmer, aber im Nebenzimmer hörte ich eilig hin- und hergehen und leise sprechen.

Ich merkte bald, da müsse was Besonderes sein, richtete mich auf und klingelte. Emma kam herein und versicherte, es sei nichts, es würde bald wieder nachlassen, es komme ja bei Kindern öfters vor.

Da war ich schon auf den Beinen und die Bettdecke wie einen Mantel umgeworfen, eilte ich in das Kindszimmer. Da lag auf seinem Bettchen der kleine Hans, sonst so rosig und frisch — jetzt todtenblaß, mit verzerrtem Gesichtlein, mit starren Augen.

„Hans!“ sagte ich und beugte mich zu ihm nieder, „mein liebes Büblein!“ sagte ich und kniete vor ihm hin, „was ist Dir geschehen, Du süßes Kind?!“

Er hörte mich nicht, er starrte drein und sah mich nicht, er war dahin.

Die Magd lief mit warmen Tüchern zwischen Küche und Zimmer hin und her und rief alle Heiligen an und betete laut das Vaterunser. Emma benetzte seine kalte Stirn mit Essig und hauchte dabei immer vor sich hin: „Es wird gleich besser sein! Es wird gleich wieder gut sein!“

Ich warf mich in meine Kleider, lief die Treppen hinab und hinaus in die schneiende Nacht und dem Hause des Arztes zu. Der Arzt erschrak anfangs, ich merkte es ihm an, dann rieth er mir, ich solle mich nach Hause und in's Bett trollen. Nun erst erinnerte ich mich, daß ich eigentlich sterbenskrank war, oder vielmehr gewesen war. Ich blieb die ganze Nacht auf den Füßen, ich wollte den Knaben in die Arme nehmen und ihn im Zimmer hin- und hertragen. Der Arzt sagte, die Lage und Wärme im Bettchen sei dem Kinde am besten. Ich hätte es am liebsten mitsammt dem Bette durch das Zimmer getragen. Niemals fühlte ich mich körperlich so stark, als in dieser Nacht, zornig machten sie mich mit ihrem fortwährenden Mahnen, ich solle mich schonen. In der lebhaften Beschäftigung für den kranken Hans fand ich die süßeste Rast. Als ich mir wirklich einige Augenblicke Ruhe gab, begann die Angst in mir, ich mußte alsogleich wieder thätig sein, um sie zu zerstreuen.

* * *

Jetzt ist der Knabe besser und aus der Gefahr. Er hatte gestern Germkrapfen mit Himbeersaft gegessen, das soll gefehlt gewesen sein. Ich habe heute Morgens zwei bis drei Stunden fest geschlafen ohne alle Träume, ohne jedes Gefühl von Unbehaglichkeit, wie es sonst meinen Schlummer zu begleiten pflegt. Jetzt ist mir ganz wohl und mein Weib blickt mich glückselig an.

Von rechtswegen sollte ich nach solchen Strapazen und Aufregungen halbtodt dahinliegen, und die Leute stehen rathlos rings herum und sagen: Das hat ihm noch gefehlt. Jetzt ist's vorbei.

20. November.

Mir ist noch immer nicht schlimm. Allerdings geht der Puls stark unregelmäßig und mich dünkt auch, es wird mir der Oberarm dünner, so daß ich ihn mit den Fingern fast umspannen kann, was mir früher nicht möglich war. Ich schlug schon in pathologischen Werken nach, was eine allmähliche Abmagerung für Ursachen haben kann. Das hat mich nur noch ängstlicher gemacht, denn es hat den Anschein, als wirkten bei mir alle möglichen Ursachen zusammen. Es steht kaum eine Krankheit im Buche, von der an mir nicht größere oder geringere Spuren zu merken wären.

Darum will ich auch an Tagen, da mir besser ist, redlich weiter fürchten, damit der nächste Rückschlag mich nicht gar zu tief niederschlägt.

24. November.

Heute ist der Sägemeister Bernhard bei mir gewesen.

Hieß es plötzlich, es wäre ein Mann draußen, der möchte mit mir reden, ich solle zu ihm hinausgehen, denn herein wolle er nicht. Saß er in der Küche auf einem umgestülpten Zuber, stand auch nicht auf, als ich kam, sondern stützte seinen Kopf auf die Hand und brummte vor sich auf den Boden hin, er hätte sich das niemals gedacht, daß er in seinem Leben auch das Unverzeihung-Bitten probieren müsse.

Was er von mir wünsche? fragte ich, denn ohne besondere Absicht bittet selten Einer um Verzeihung.

Die Köchin fuhr drein, er hätte sich draußen wohl den Schnee von den Schuhen kratzen können, daß jetzt nicht der ganze frischgescheuerte Fußboden voll Schlamaß würde.

„Hol's der Teufel," knurrte der Bernhard, „was kümmert mich der Fußboden!" Dann sprang er auf, erhaschte eine Falte meines Schlafrockes: „Herr Konrad! Herr Konrad!"

Ich zerrte ihn aus dem Bereiche der Köchin. Im Vorzimmer vertraute er mir mancherlei. Erstens, daß er gekommen sei, um mir den Brief abzubitten; er wisse gar nicht, was ihm durch den Kopf gefahren wäre, daß er mir ihn geschrieben. Seine Ahnung habe aber trotzdem was bedeutet. Nun wisse er's besser. Der Jungbub sei's.

Was sei der Jungbub?

Er werde mir's nach und nach schon erzählen, ich solle ihm nur Zeit lassen, er sei noch ganz „damisch". Er hoffe übrigens, daß ihm Gott sein Auge noch rechtzeitig geöffnet habe. Den Jungbuben habe er sofort verjagt, der werde sich den Kaltenbach merken.

„Wenn Du mir was erzählen willst, wie es fast scheint," sagte ich, „so wirst Du Dich wohl auf einen Stuhl setzen müssen."

„Ich kann schon stehen", antwortete er. „Ich raste mich jetzt aus, es hat mir die Säge vereist und kann ich nicht Bretter schneiden. So komme ich heute Früh wieder in's Haus zurück. — Wo ist denn der Micherl? frage ich die Rebekka in der Küche. Das wüßt' sie nicht. — Ich brauche ihn zum Aufeisen, ich suche ihn auf der Tenne, beim Vieh, im Strohstadl — finde ihn nicht. Gehe wieder in's Haus zurück, in die Stube, finde ihn knieen vor der Rebekka Bett, wo er mit dem Taschenveitel in die Bettstatt ein Herz hineinschneidet. — Er steckt den Veitel ein und wird über und über roth. — Was machest Du da, Micherl? frage ich. Darauf wird er noch röther. Sind mir alsdann die Augen aufgegangen. — Vor der Rebekka Augen schleudere ich ihn bei der Thür hinaus. — Was thust Du denn mit dem Buben um Gotteswillen! ruft sie. — Das glaube ich, daß er Dir erbarmt! sage ich, wollte Dich ihm am liebsten nachwerfen. — Habe es aber nicht gethan, Herr Konrad. Mit der rechne ich anders ab. Die soll die Engel im Himmel singen hören, wie ich mit ihr abrechnen werde!"

„Und weiter?" fragte ich, „was ist denn eigentlich geschehen?"

„Der Herr fragt noch," versetzte der Bernhard. „So dumm bin ich nicht."

„Hat das Bett denn so sehr Schaden genommen von der Schnitzerei des Knaben?"

„Ja, ja, Knaben! bei der Arbeit schon, daß er noch Knabe ist, wahrhaftig."

„Wie alt ist er denn?"

„Zwölf Jahre wird der Schlingel zu nächst Micheli."

Und auf diesen Jungen war der unselige Mensch eifersüchtig. Hatte gar nichts, als die in knabenhafter Laune eingegrabene Figur, die gerade so gut in die Wand oder Thür gekommen sein konnte — und eifersüchtig.

„Bernhard," sagte ich nun zum jungen Sägemeister, „Du bist ein Thor. Ich hatte mich für die Rebekka gefreut, daß sie an Dir einen braven, vernünftigen Mann bekäme. Wie man sich irren kann!"

„Ja wohl irren kann!" rief er mit Erregung. „Und Ihr glaubt, ein Ehemann soll Augen und Mund zuhalten und Schand und Spott über sich schütten lassen, daß die Andern was zu lachen haben! Ich weiß recht gut, wie es jetzt ausschaut in der Welt; wo man hineinguckt: in die Zeitung, in ein Geschichtenbuch, in eine Komödie, überall betrügen sich die Eheleute."

„O, heiliger Gott, die Geschichtenbücher, die Komödien! Traurig, mein Freund, wenn die Welt nicht besser wäre als ihr Ruf."

„Wenn ich in die Stadt hereinkomme, so gehe ich gern in's Theater," sagte der Bernhard, „nun wollte ich nichts sagen, wenn ich ein oder zwei Schaustücke gesehen hätte, wo der Ehemann betrogen und verspottet wird. Aber, Herr, ich habe vier und fünf und noch mehr solche Sachen gesehen, und die Leute lachen dazu. Alsdann kann man sich's denken, wie es steht. Ein Narr, der noch heiratet, heutzutage! Aber, ich lasse mich nicht betrügen! Eher sperre ich sie in den Keller, eher werfe ich den Verführer unter's Wasserrad hinein — oder mich selber. Ich habe sie zu gern, meine Rebekka, ich habe sie zu gern!"

„Und was geht denn das mich an?" fragte ich, als ich gesehen, daß hier alles vernünftige Zureden vergeblich.

„Weil ich das dem Herrn sagen muß, und daß ich mich geirrt hab' — der Jungbub' ist's.

„Und kann's nicht auch ich gewesen sein?" rief ich vor Empörung ganz ironisch geworden. — „Ein Weib, wenn es schlecht ist —"

„Das ist sie nicht, verflucht noch einmal, das ist sie nicht!" schäumte er auf.

„Geh'," sagte ich und klopfte ihm auf die Achsel, „geh' heim zu ihr und quäle sie nicht, und quäle Dich nicht mit Eifersucht. Den Jungbuben magst Du verjagen oder im Hause behalten, wie Du willst, aber den Eifersuchtsteufel verjage, das ist der schlimmste Feind der Ehe, der Treue, des Glückes. Sie ist brav, sie hat Dich gern, Du thust ihr groß Unrecht. Laß Dich nicht anfechten, Bernhard, sei vernünftig, gehe heim."

Da verbarg er sein Gesicht in den Ellbogenwinkel und schluchzte. Hernach gieng er davon.

25. November.

Nun weiß ich's zum Theil. Der Meßner von Steinau ist der schlechte Mensch, der den Ehemännern die Mücken in den Kopf setzt; der soll seine Freude daran haben, die Leute recht eifersüchtig zu machen, zum Glücke nur im Wirtshaus mit Worten — sonst soll er keine Mittel haben, es zu thun. Ein alter Sünder, der nur noch mit dem Munde Unheil stiften kann. Man ist ihm ohnehin schon arg aufsässig und Etliche wollen sich rächen, indem sie ihm die Trutz-Liesel ankuppeln möchten. Da wäre der Mann freilich gestraft genug.

Selbst im Fegfeuer verhoffe ich mir was Besseres, als die Trutz-Liesel. Aber Thaler soll sie haben.

Ich will für den Meßner beten. Und morgen beginne ich endlich mit dem Nachtwächter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Himmelbrennen.

Ein Zweigespräch im Jänner 1884.

„Es kommt nichts Gutes!" sagte der kleine, alte Steinberger, als er in der Abenddämmerung rasch in seine Stube trat, „es ist schreckbar anzuschauen. — Wer ist denn da?"

Das letzte Wort war an eine schwarze Gestalt gerichtet, die am Tische saß, während des Bauers Weib am Ofen beschäftigt war, Feuer zu machen.

„Der Andreas ist da," antwortete die Gestalt.

„Ui, der Herr Andreas! Ja, so schau der Herr Schulmeister doch beim Fenster hinaus! Ist nicht mein Heustadl so blutroth, als ob das ganze Dorf thät brennen? Hab' mein Lebtag nichts gehört von einem rothen Schnee. Heuer haben wir ihn!"

„Ihr meint den Wiederschein der Abendröthe," sagte Andreas.

„Wie er heut' wieder höllisch brennt, der Himmel," sprach der Steinberger weiter, — „schauderhaft anzuschauen. Es ist schier der Tag unten, da hebt's noch einmal an. Sonst fällt das Abendroth an die Wolken, daß sie leuchten — das ist jetzt nicht. Ein paar Wolken stehen wie kohlschwarze Drachen da, und hinten ist das Feuermeer — das Feuermeer, ich möcht's nicht besser sagen! als wollt' das ganze Kärntner- und Tirolerland über und über brennen. Und die Röthen steigt bis in den höchsten Himmel auf. Und das geht Wochen lang so fort. Was denn das ist um des Hergottswillen!"

„Die Leute haben es Anfangs Nebelglühen geheißen," gab Andreas heraus, „weil die Erscheinung zur Zeit aufzutreten begann, als über den Städten und Thälern der November-Nebel lag, in welchem sich das Abendroth wie Feuerschein spiegelte, daß sogar Sturmglocken geläutet haben und Feuerwehren ausgerückt sind. Als später der heitere Himmel kam, hat man gesehen, daß es auch ohne Nebel roth war, daß es ohne Wolken roth war, daß der Schein weit über dem gewöhnlichen Dunstkreise tief drin im Firmamente lag. Bisweilen steigen matte Strahlenströme auf, daß es zu sehen, als ob eine feurige Hand ihre fünf Finger ausstreckte, und durch das rosenrothe Licht schimmert da und dort ein Stern, daß die Wunderschönheit gar nicht zu beschreiben ist. Und so sieht man's im Gebirge und auf der Ebene und auf dem Meere und auf der ganzen Welt. Mancher, der je Nordlicht gesehen, hielt den grellen Purpur für ein heftiges Nordlicht, nicht bedenkend, daß Nordlicht Nordlicht ist und nicht Westlicht oder Ostlicht. Denn der seltsame Schein ist auch am Morgen im Osten zu sehen, lange vor dem gewöhnlichen Morgenroth. So haben wir in diesem Jahre mehr Licht als sonst, und ist die Morgen- und Abenddämmerung je um dreißig Minuten länger als in anderen Winterszeiten."

„Wie es ist, das sieht man wohl," sagte der kleine erregte Alte, „aber was es ist, das möchte ich wissen, Schulmeister!"

„Was es ist, darüber sind die Gelehrten freilich nicht ganz einig, aber auf der richtigen Spur dürften sie doch sein. Die Einen meinen, es sei der Dunstkreis, der sich in der Lufthaut um die Erdkugel schlingt, auseinandergegangen, so daß er weiter in den Himmel hineinreiche; wie ja auch die höchsten Bergspitzen, die weit in den Himmel hineinragen, noch ein Alpenglühen haben können, wenn es auf niedrigeren Bergen oder Wolken-

schichten schon Nacht ist. Man glaubt, daß diese Vermehrung des Dunstes von Vulcan-Ausbrüchen, von Erdbeben auf Inseln, durch die daraus folgenden Ueberschwemmungen und Wasserverdunstungen, wie solche im vorigen Jahre in vielen Gegenden, besonders auf der Insel Java stattgefunden, herrühren könne. Dieser Dunst aber soll sich in kalten Regionen in Eisnadeln verwandelt haben, an denen sich der für uns schon untergegangene Tag wiederspiegelt. Andere vermuthen, daß sich im Himmelsraume unendlich viele und kleine Körperchen, so eine Art Weltstaub befinden müsse, der die Strahlen der für uns bereits untergegangenen Sonne spiegle und auf uns zurückwerfe."

Als Andreas so gesprochen hatte, sagte der Steinberger: „Ich habe Euch reden lassen, Schulmeister, weil Einer bisweilen auch gerne was davon hört, wie sich die gelehrten Herren die Welt zusammenstellen und Alles ausklügeln und berechnen, und daß sie ja keinen Herrgott dazu brauchen. — Und jetzt sage ich meine Meinung. So oft in der Welt etwas Seltsames vorgekommen, gesehen worden ist, sei es ein großer Komet, seien es Nebensonnen, seien es riesige Kreuze oder Todtentruhen in der Luft, so oft sind solche Zeichen auch die Vorboten gewesen für Veränderungen, Ereignisse, für Krieg, Hunger oder großes Sterben. Es kommt diesmal auch was! der Himmel brennt nicht umsonst. Er hat am Christabend, am Sylvesterabend, am Neujahrsmorgen nicht umsonst gebrannt. Es war schreckbar, wer's gesehen hat! Ja, und erst gestern! Wie Ihr's auslegt, als ob eine ungeheuere feurige Hand mit ausgestreckten Fingern herangriffe an unsere Erde, so war's zu schauen. Wisset, Schulmeister, was die Leute sagen? Ich sag's nicht, ich sag' nur, was die Leute sagen. Die Leut' sagen, es wäre das jüngste Gericht da. Die Welt thäte schon brennen, und in der Dämmerung wäre der Schein zu sehen. Wir würden es schon erfahren, wie es von Tag zu Tag glühender würde und heller und heißer."

„Das glaube ich, wenn's gegen den Sommer geht," sagte Andreas.

„Spottet nur! Es werden Euch die Haare schon zu Berg steigen."

„Aber, Steinberger, Ihr glaubt ja selber nicht an das Gerede, wie Ihr sagt."

„Freilich nicht, freilich möcht' man's nicht glauben. Aber wissen kann man's doch nicht. Es ist schon allzu lang die Rede g'west vom Ende der Welt und die Prophezeiungen spielen zusammen. Es kann schon einmal Ernst werden."

„So weit, mein lieber Steinberger, lasse ich mich mit Euch nicht ein," sprach Andreas. „Der Mensch glaubt am liebsten, was er wünscht. Und ich glaube nicht, daß Ihr Euch bei gesundem Leib und wie Euer Hof so fein dasteht, und das Vieh im Stall und das Korn unter der Erde so hoffnungsreich auf das Hervorwachsen wartet, und die Obstbäume neue Knospen ansetzen für das nächste Blühen und Reifen — daß Ihr Euch bei all' dem und anderem Glück- und Freudenreichen mehr den jüngsten Tag an den Hals wünschen wolltet. Käme er nur wirklich, Ihr würdet Alles umstoßen und auslegen wollen, nur daß Ihr nicht daran glauben müßtet. Nein, nein, mein Lieber, so lange sich die Leute mit dem Gerede und der Angst vom jüngsten Tage noch unterhalten können, so lange kommt er nicht. Bis die wirklichen Zeichen anfangen zu geschehen, das wird ganz anders sein, da wird keinem Menschen wohl sein, aber keiner wird's recht wissen, warum ihm wehe ist."

„Man hört dem Herrn Andreas gerne zu, wenn er so spricht," sagte nun der kleine, alte Bauer, der auch seinerseits wieder nicht so einfältig war, als er that. „Und jetzt will ich wieder Eins drangeben, mit Verlaub.

Denn, was man so unter Brüdern Aberglauben nennt, bin ich um einen Kopf über. Und dennoch sage ich es und bleibe dabei: auf den brennenden Himmel — schau, jetzt ist er ausgeloschen, jetzt steht der Heustadel wieder schwarz da, wie es sich für einen Heustadel gehört in der Nacht — aber morgen kommt's wieder. Auf den brennenden Himmel, will ich meinen, setzt's was. Was, das kann ich nicht wissen, aber es setzt was. Jetzt paßt auf, Schulmeister, jetzt will ich mich einmal auf wen spielen, wir Bauern können es auch, wenn wir wollen. — Es hat sich was begeben, sagt Ihr, es sind große Erdbeben gewesen und Feuerausbrüche und Ueberschwemmungen, es soll am Himmel ein Weltstaub sein, der sonst nicht gewesen ist. Das macht den brennenden Himmel, nichts weiter. — Herr Andreas! Können die Naturereignisse nicht auch auf die Menschen wirken, wenn sie auf das Licht wirken? Wenn ein Gewitter kommt, wie das unsere Nerven hin- und wiederreißt! Also, sage ich, kann nicht auch die große Abendröthe eine Bedeutung haben, daß auf der Welt irgendwo was nicht ganz in der Richtigkeit ist? Und mein kleiner Micherl, der Schafhalter, wenn er eine rothe Pfaid anzieht und mit einem Licht bei der Stallthür hineingeht, so werden die Schafe vor Schreck durcheinanderfahren, und wenn man ihnen zehnmal zuschreit: Der kleine Micherl ist's! sie werden sich im Winkel vor Angst und Noth schier erdrücken. — Also sage ich: kann das Himmelbrennen nicht die Ursache sein, daß die Leute aufgeregt werden?"

„Es ist was Wahres dran," entgegnete Andreas, „ich hätte Euch das nicht zugetraut, daß Ihr es so auslegen könntet."

„Bedanke mich schön."

„Ob nun der Dunstkreis der Erde etwas höher geht, als gewöhnlich, ob statt Meteoren und Sternschnuppen Weltstaub umfliegt, das wird nicht viel ausmachen. Gefährlicher ist schon die menschliche Aufregung über eine Naturerscheinung. Wenn in den früheren Jahrhunderten ein großes Nordlicht gewesen war, oder ein Komet, oder eigenartige Luftgebilde, so hat man ziemlich sicher darauf rechnen können, daß ein Aufruhr entstand, oder gar eine Seuche; man muß nur wissen, was Schreck und Einbildung im Volke ausrichten können. — Seht, Steinberger, darum soll man die Phantasie in solchen Sachen nicht aufkommen lassen, soll dem Aberglauben aus dem Wege gehen und ihn nicht noch füttern. Ihr denkt ja vernünftig, aber die Aufregung Anderer regt Euch auf und Ihr habt Angst vor der Angst Anderer. Das ist nicht recht und nicht klug. Nach einer kurzen Zeit wird der Himmel wieder sein, wie er früher gewesen; Einer oder der Andere wird bei Gelegenheit noch der schönen Röthen erwähnen, die in vergangenen Jahren einmal gewesen, wird aber die Jahreszahl derselben vergessen haben, und das Gerede der Leute vergessen haben und endlich — die Röthen selber vergessen haben. — Jetzt gute Nacht, Steinberger."

„Der Herr will im Finstern nach Hause? Darf ich nicht eine Laterne antragen?"

„Schönen Dank," sagte Andreas, „der Himmel ist sternenhell. Ich schaue gern zu ihm hinauf und denke mir oft, der Mensch soll keinen Blick versäumen hin zum himmlischen Glanz, so lange noch die Erdscholle nicht liegt auf seinem Angesichte. Die Sonne ist meinem Auge zu scharf, aber den Mond, die Sterne sehe ich gerne, und das Morgen- und das Abendroth, besonders wie es in diesem Jahre Himmel und Landschaft übergießt mit goldenem Scheine, voll milder Majestät und heiliger Ruh — es ist mir das Lieblichste und Trostreichste auf Erden, ist mir wie ein freundlich Lächeln von unserem treuen Gott.

Gute Nacht!"

Kleine Laube.

Komödianten.

Ländliches Idyll in steirischer Mundart nach Ideen von Josefine Gallmeyer, ausgeführt von P. K. Rosegger.

Personen:

Schimmelbauer, Kleinbauer auf dem Berge.
Kathl, ehemalige Dienstmagd auf dem Berge.
(Die Scene spielt in der Bauernstube des Schimmelbauer.)

Schimmelbauer (zur Thür hinaus gegen den Strohschoppen):

Thua nit long um, Bua! Zan Orbatn schau! (Für sich) Ih bleib do auf da Paß. Long kon s neamer aus sein. Aha, ih hörs scha. D Stim hots ihr noh nit vaschlogn. Is ka schlechts Zoachn, so weit.

Kathl (von draußen hört man singen):

Hot mar a Geld,
Is s in da Welt
Freili nit schlecht.
Oba dahoam
Bei da Moam
Gsollts mir erst recht.

(Jodelt zur Thür herein, sieht den Bauer, steht an der Thür still): Grüaß Gott, Schimmelbauer!

Schimmelbauer (mit erkünsteltem Erstaunen):

Oho! — Dos is wos Seltsams, daß Dih Du amol onschaun loßt!

Kathl:

Nan freili! Wegn an Onschaunlossn wir ih auffakraln auf enkern Berg do — vasteht sih! — Hobn eahner in Thol untn, wir ih durchs Dorf gonga bin, d Augn völli auskegelt, as wia wans eahna Lebtog kan orms Deanstbot hätn gsehn.

Schimmelbauer:

So? Doh noh? Schaust nit danoch aus. Hon ma denkt, wias D vor vier Johrn —

Kathl:

Vor drei Johrn —

Schimmelbauer:

Vor vier Johrn —

Kathl:

Vor drei!

Schimmelbauer:

Nau, so is s vor drei Johrn gwest! Ih hon Deini Johr nit nochzählt.

Kathl (halb für sich):

Host recht ghobt.

Schimmelbauer:

Hon ma denkt, wias D selm so fürnehm fuatgfohrn bist af Wean, Du wirst af da Stell a Gräfin.

Kathl:

Frotzl na zua, Baur — ih leids. Hons recht guat in Voraus gwußt: Wan ih hiaz hoamkim, an orma Hodern, der nix hot und nix is — daß mih hunzn und fean und ausspottn werds. Thats ma Schlimmers gern on, wans kunts — ih woaß s! Da Bauer loßt sih d Haut oziahn, wan ma n nur schön kitzlt dabei; oba wan ma n ba seina Bauernhoffort beleidingt, dås vagißt er nia — nia — nia! Ih kenn Enk.

Schimmelbauer:

Hoffort! Bauernhoffort sogst!

Kathl:

Freili, däs sog ih. Weil ih domols Enkern Buabn nit gheirat't hon. Weil ih mit meiner Erbschoft in d Stodt gonga bin, liaber ols wir auf der oltn Hausfraxn do vabliebn, sa hon ih Enka Hoffort mittn aufn Schädl troffn. An orms Deanstbot derf sih jo nix bessa mochn wölln! Ees Ba[illegible]ut möchts holt selber ollaweil obnau[illegible]n und an Herrn spieln. Schauts a valossns Woasl, wir ih domols bin gwest, gwiß nit on. Mih h o t ah neamt ongschaut. Oba wias nochher aufkemen is von die zwoa Sporcassabüachln, de ih von meiner oltn Moam hon gerbt, do hobns d Schnoln oanonder in d Hond gebn bei meina Hütnthür — dutzatweis seins kema die Buabn, daß oana grod d Wohl weh hot thon, welchn ma z erst sul aussischmeissn. — Dei Hansl — die gonz Zeit hot er nix desgleichn thon, oba wir er s Geld hot gschmeckt, do hät er mih gsundn. — Ih hon ma denkt: Leckts a Solz, ast werds dursti! Und bin mit mein Vettern auf Wean.

Schimmelbauer:

Bauernhoffort, moanst! — Kathl, wanst amol ban unsern Freidhof vorbeigehst, sa bet an Votrunser — fürn Hansl.

Kathl (haucht erschrocken):

Gstorbn war er? —

Schimmelbauer:

Und eppa leicht ah scha dasault. Zeit ghobt hät er dazua, daweil s Dirndl, däs er gern ghobt hot, as wia wans n onthon war gwest, a gstatzti Stodtgredl hot gmocht. Wanst moanst, er hät Dih nit gern ghobt ah v o r der Erbschoft, sa woaßt nix. Däs woaß ih bessa, mei Mensch, und dos is jo mein Elend, daß ih mas Tog und Nocht muaß fürholtn: Du, sein oagna Voter, is dron schuldi! — Daß ihs nit gern gsehn hon, wan er a bluatormi Dirn ols Bäurin af mei kloans Örtl bringt — wer kon oan dan däs vadenkn? Gegn Dih selba, Kathl, hon ih nix ghobt — bist a bravs Dirndl gwest — loßt sih nix nochsogn. Wir ih hör, daß D a wenk a Geld host — nau, do is s jo migla, daß d Wirtschoft übanehmts — hon ih ah gleih j o gsogt.

Kathl:

Nau, und nochha hon i h nit wölln.

Schimmelbauer:

Ih woaß s, Kathl. — An etla Tog drauf, wia Dih Dei herrischa Vetta mit ana zwoaspanign Koleschn fuatgradlt hot, do is mei Bua in a hitzigi Kronkhat gsolln. — Holts n auf! hot er gschrian, daß s oan durch Morch und Boan gongen is, holts n auf, in Wogn! Mei Kathl führns ma davon! — Und hot gwoant — gwoant hot er, daß mas go bis zan Gsteggn-Michel umighört hot...

Kathl (theilnehmend):

Bauer!

Schimmelbauer:

Die hitzi Kronkhot hot er übastondn, oba gsund? Moanst, daß er gsund worn war? — A holbs Johr hot er umagserbt — is glegn do auf da Bonk — is gsessn draußt unta da Lindn, hot nix gredt und nix deut't, hot nix as ollaweil af d Strossn hingschaut, wo s in Wold einigeht. — Hunertmol hon ih in Doktan gfrogt: Liaba Herr, sog ih, wia stehts mit mein Hansl? Er kimt ma nit recht für. — Sogt da Dokta: Schimelbauer, sogt er, seids liab und guat mit eahm und loßts n nix ohgehn... loßts n sitzn af da Lindnbonk, daß er eahm in grean Wold und in blown Himel noh a Randl kon onschaun... (Man hört draußen im Holzschoppen pfeifen.) Still seids do draussn! Ih leids nit, de Teuxls Pfeiferei in mein Haus! In mein Unglück! Ih leids nit! — Und a so, daß ih sog, is er holt gsessn — und gsessn und hot owigschaut af d Strossn in Thol. — Ih woaß s, af wen er gwordt hot, ih woaß s. — Drauf in Hiabst, wia va da Lindn die Bläta sein ohgflogn — um die Zeit von Kirchweihfest, wo Ondri zan Tonz gehn, do — (mit vor Schmerz erstickter Stimme) — mein oanzigs Kind!

Kathl (begütigend):

Bauer! Boda!

Schimmelbauer (sich zornig aufrichtend):

Geh wek, Du bist dron schuldi!

Kathl:

Ih? —

Schimmelbauer:

Du bist dron schuldi!

Kathl:

Nau olßa, so bin ih dron schuldi. — Is ah guat, woaß ih doh, für wos ih büaßt hon. — Ih kunt da viel dazähln, mei liaba Schimmelbauer! Oba mir kimt für, Du host an Dein oagnan Elend z trogn gmua — brauchst ka frembs dazua.

Schimmelbauer (ruhiger):

Wans D däs moanst, mei Dirn, sa vastehst d Leut nit. Oagns Elend wird gringa, wan mar a frembs onschaut.

Kathl:

Däs gspür ih grod nit. Ih hät mih leichta gredt, wanst ma dos — von Hansel — nit gsogt häst.

Schimmelbauer:

Däs glaub ich.

Kathl:

Mit Verlaub, daß ih mih niedasetz!

Schimmelbauer:

Holt jo, holt jo. Wirst müad worn sein, kon mas denkn, in weitn Weg her. Oba daß Dih Dei Herr Vetta mitn Zwoaspanign nit wieda hergradlt hot!

Kathl:

Bauer, zu der Stund — von Vettern sein ma still.

Schimmelbauer (mit Hohn):

Ah na! — Grod von Vettern möcht ih wos hörn. Va bravi Leut, woaßt, hört mar ollaweil gern redn.

Kathl:

Hon an ah nix Schlechts nochzsogn. Is vawondt zu mir gwesn, mei Vetta.

Schimmelbauer:

Geh!

Kathl:

Jo, weitschichti. Und mit an weitschichtign Vettern auf Wean fohrn, wos wird dan dos sein? Wir doh dersn auf Wean fohrn, mit n Vettern. Nit?

Schimmelbauer:

Freili, freili derf ma, dos is gwiß, und fest ah noh!

Kathl:

Siagst as, Dih fongabs ah! — Hon ma grod a so denkt und bin mitzodlt. Zerst hot er mih als Ostapartei aufgnoma. Ols Ostapartei! frog ih, wan ih s vasteh, zwegnwos dan nit? Und wos er ma Löhnung gab s Monat? — Wia ma scha dum wos daherredt, wan ma von Lond kimt. Wurdn schon gleich wern, hot er gsogt, da Vetta. — — Was schaust mih dan on, Baur? Wos willst dan? — Ih bin ehanta fuat. Va da Nocht bin ih auf und davon. — Dan Sporcassabüachl hat er ma schon onzwickt ghobt, da Herr Vetta. In Gottsnom, hon ih ma denkt, für d Unköstn muaß er ah was hobn. Mitn Restl von selbn Büachl wir ih holt schaun, daß ih wos aufbring. 's zweit Büachl, so gscheit bin ih gwest, hon ih ban Bezirksgricht liegn lossn. — Nau, guat üba dos! denk ih ma, wan z Wean scha die weitschichtign Vettern so schlimm sein — dos kon liab wern! — Bin umaranonda ghatscht in da Stodt, hon ma d Auslogn ongschaut — Jessas, schöni Sochn, wer a Geld hot! Oder olli Augnblick hot Oana mit mir onbandln wölln. Sein dos valiabti Leut, de Weana, hon ih ma denkt, daweil hobns mar ausn Kittlsock s Geldtaschl gfischt ghobt. — Wia s finsta worn is — däs woaß ih noh guat, wia wans gestern war gwest — hon ih ka Suppn, ka Bett, ka Doch — gar nix. Vazogt wir ih nit so leicht, und grod wons n schlecht geht, ful da Mensch am wenkast vazogt sein — denn worum? Weil er nochha da Kotz ghört. — Und wir ih spot Nochts noh umazosch zwischn den hohn schworzn Häusern und d Leut stoßn mih hin und her und d Füaß sein ma hin vor den narischn Lassn in gonzn Tog, do sog ih zu mir — Kathl — sog ih — loß dih ohfonga. Und däs is

wohr: guati Leut find't mar überoll. A Pulizeimon is mit mir gonga, daß er mih weist. Is dar auf oanmol a Gschrei von ana Winkelgossn her: Hilf! hots gschrian, Pulizei, kim z Hilf! Ih hon na gleih auf Händ und Füaß zittert. Des schreits ma long guat! hot mei Pulizeimon gsogt und is mit mir gonga. A so a guata Mensch! — Nau, nochha hot er mih in a Haus brocht, in a — nau, wia hoaßt's dan! däs Haus, — woaßt wo — Jessas, Jessas, hiaz wia hoaßts dan! Mir liegts auf da Zung, däs Haus, woaßt, wo de holt Olli banonda sein, de —

Schimmelbauer:
In Arrest, moanst.

Kathl:
Bitt mas aus, Bauer! In Arrest hon ih einwendi nia gsehn, Gott sei Donk! In a so a Haus — hiaz woaß ihs scha: Aasil hoaßts, in an Aasil für Untastondlosi — wo s Oll zsom gengan, die ormen Leut, de holt recht arm sein. Und onderi ah. Leut hon ih da gsehn, in den Aasilhaus! Fürnehmi Frauna, weils eppa dahoam in eahnan Polost ausgweisselt hobn, sein ah ins Aasilhaus gonga. Jo! Sein die mehrern ah noh durt bliebn in ondern Tog. Mih hot mein Pulizeimon in sein Haus mitgnomen und sei Frau hot mih a por Täg gholtn, bis s mir an Ploß hot vahulfn. An Ploß, sog ih da! Urndli daschrockn bin ih, wir ih hör, wos ih worn bin. Van Erzherzog Korl sein Komadeana sein Schuasta bin ih Kuchelmadl worn! — Ober ih, wan ih amol onheb zan herrisch wern! Kathl, sog ih — hon ollaweil noh mit mir selba plauscht — Kathl, sog ih, weils d hiaz scha so hoch herobn bist — na fuat nochanonda, nur aussi wir a Bamkraxler! Obn aufn Wipfel is a lebzoltena Reita!

Schimmelbauer:
Du vaslixti Dirn!

Kathl (vertraulich):
Sog mas, Baur — höha wia die Kaiserin — gelt, höha gibts Koani mehr?

Schimmelbauer:
Moan nit ja.

Kathl (übermüthig):
Guat. Heunt kunt ih Kaiserin sein. Heint war ih Kaiserin, wan ih mih nit auf die Kunst hät gworfn.

Schimmelbauer:
Af wos host Dih gworfn?

Kathl:
Zan Theater bin ih gonga. Jo! — Is mar aufgsetzt gwest. In Menschn is Olls aufgsetzt. — Va mein Lustisein is s herkema. Wos hon ih nit zsomgsungen und zsomgjodlt in gonzn Tog, daß d Leut auf da Gossn sein stehn bliebn. Do is zu mein Herrn ollaweil a Herr kema, stiefelonmessn. Sogt amol da Herr — mei Herr — ih sull in Herrn — in fremdn Herrn — seini staubign Stiefel putzn. Stellt sih da Herr — da fremdi Herr — her, ih wichs eahm d Stiefelspitzn, in Rist; umdrahns Eahna, sog ih, daß ih Eahna hintn ah wichsn kon, und jodl dabei. Frogt er mih, da fremd Herr, wos ih für a Londsmon sein that? — Londsweiba, woaßt, däs gibts auf da gonzn Welt nit. Und hebt mar on zan schön redn: De Gstolt, de ih hät! und de Stim, de ih hät! und däs Gsichtl, däs ih hät! Ob ih nit zan Theater gehn möcht? — Däs Wort zhörn von Theater — und aus is s! — Mei Frau, a recht a guati Frau. de hot mih domols scha Suntogs a pormol in Himel gschickt ghobt — nit in wirklichn Himel, däs konst da denkn, daß da Mensch va Wean aus nit gleih va mundauf in Himel fohrt. — In höchstn Stond von Theater, wo d Leut va die niedrigstn Stänb stehn, den hoassn s in Himel — damit ma sich liaba dadruckn loßt. Nau, so hon ih scha gwußt davon. Vasteht sih, ih sog meiner Herschoft in Deanst auf, nim mar a Kamerl und geh in die Theaterschul.

Schimmelbauer:
Wa nit aus! Und s Soaltonzn host glernt?

Kathl:
A geh! s Komödiespieln.

Schimmelbauer:

Jo jo jo, bin scha deutsch hiaz. s Bandelfressn, s Kopfohschneidn und sölchani Schworzkünstn.

Kathl (springt auf):

Mir hobn ausgredt.

Schimmelbauer:

Wanst wos Besseres host glernt — um so besser. Hon jo nix dagegn, gegns Komödiegspieln. Mei Muada hot fuat gsogt: A guati Komödie is bessa wir a Predi!

Kathl (setzt sich wieder):

Nau olßa! Däs is a Red. Ih, wan ih scha dabei bin, will wos Rechtschoffus wern. Z erst hon ih auf d Wolter studiert. Is mar oba z fad worn, de Rocknan do z spieln von die miaslsichtign Baroninen und Gräfinen und ollahond so gstatzti Dudln umeranond. Und wans Oan umbrocht hobn — no jo, gonz hin is er jo nit, aufn Theater, und daß ih an Schrei gehn loßn muaß, as wia: (schreit) — hobns mih ollamol ausglocht. — Denk ih ma: Machst eahna kan Norn nit, wirfst dih auf die Gallmeyer. — Noch an holbn Johr, do hon ih scha dapperti Baurnmentscha gmocht — sölchani! — Und sölchani! — Und nochha wieda sölchani, de ollaweil brumeln und greinen und raunzn. Und aft wieda sölchani, de nix as wia kudern und lochn; und aft wieder a Gottung, de mit die Monsbilder umaschmiern, aft wieda sölchani, de nix kinen, as wia Kinda lockn — Olls muaß Oani mochn kina, de ban Theater is. — Ih will mih nit lobn! ober ih sog däs: wan ih heunt noh ban Theater bin, die Gallmeyer kon sih vasteckn!

Schimmelbauer:

Daß d oba nit dabei bliebn bist!

Kathl (entrüstet):

Weil s olls zschlecht sein, d Leut! So long ih a Geld ghobt hon, hots ghoassn: O so a Talent do! Ewi Schod wars, wan s nit ausbildt wurd! — Wia s Geld is gor gwest, hobns mih brav ausglocht.

Schimmelbauer:

Is da scha recht gschehn. Gonz recht is da gschehn.

Kathl:

Däs brauchst Du nit zsogn. Däs sog ih ma selba. — Ih hon mih foppn lossn und hon mih selba gfoppt, bis ih gscheidt worn bin. Wan ih s zweiti Sporcassabüachl nit ban Gricht hät ghobt — so wars ah hin. — Na, daß ih noch und noch fiati wir mit meina Raubagschicht: hon ih noh aweil umanond beant in da Stodt, oba s Singen und s Jodln, däs is ma mit der Zeit vagonga. Hon neamt mehr traut. Olles Folschheit! Wia vornehma s Gwond und wia schöner a Gschicht — wia größer is d Folschheit. — So hon ih ma denkt: Stehst ma long guat, mei liabi Weanastodt, ih geh wieder in mei Landl hoam. — Und do bin ih.

Schimmelbauer:

Do warst. Wans da na gfollt, dahoam! A so a Stodt vadirbt d Leut. In da Stodt wöllns as Londlebn und afn Lond möchtns d Stodtbräuch.

Kathl:

Recht kuntst eh hobn, Bauer! — Oba doh! Heunt frua, wir ih nochn Thol einagonga bin: rechtahon d die frisch thauglitznend Wiesn, linka Hond in Wold, und singendi Vögerl in Lüftn — und da Sunschein drüber — do is s ma gwest, as wia wan ih müaßt aufschrein zan Himl: Vagelts Gott! Vagelts Gott für dei Welt! — Und hon mas fürgnoma, daß ih dahoam bleib auf dem Fleck, wo mih Gott erschoffn hot, und fleißi orbeitn will, wir ih s jungaheit glernt hon. — Und nochha, wir ih zu Dein Haus affa schau, Bauer, do — do is mar ollahond eingfolln. — Und wan er scha vaheirat't sul sein — in Gottsnom, so geh ih um a Häusl weita. Oba mei Büachl steck ih n zua, däß er mas aufhebt. A junga Baur hot nia z viel Geld — und ih brauchs daweil jo nit. — Aso hon ih mas unlawegs ausdenkt. — — Und hiaz — hiaz dazählst ma däs! — In Hansl, daß

ih n neama sult sehn ! . . bin an nia feind gwest, den Buabn . . . (die Worte ersticken in Schluchzen.)

Schimmelbauer:

Oba Kathl! Oba Dirndl! — Mei Gott! hiaz woants. Is doh a guats Leutl. — Kathl, geh tröst Dih! — Dirndl! geh her do, ih woaß wos, ih will da wos sogn. — Von Hansl hot wos solln lossn. — Ih will da wos sogn. — Da Hansl — der — is draußt in da Strohschupfn — thut Gorbn legn. Jo jo! —

Kathl:

Da Hansl! Da Hansl war do?! Jessas, da Hansl war do?! — Und host nit voreh gsogt, Bauer, daß er gstorbn war?

Schimmelbauer:

Ah nah, däs hon ih nit gsogt. Hon na gsogt, daß D an Voterunser betn sulst für eahm; mei Gott, s Betn schodt nia.

Kathl:

Und daß er sterbnskronk gsessn war unta da Lindn.

Schimmelbauer:

Is jo wieda gsund worn!

Kathl (braust auf):

A folscha Ding bist, Bauer!

Schimmelbauer:

Nau nau nau! Muaßt mih nit so grob schimpfn, Dirndl. Schau, Du host s Komödiespiel glernt, und ih kons a so. — Hot ma s heunt früa da Müllna-Thonnerl scha gsteckt: s wurd a guati Bekonti onruckn va da Weanastodt her; war in Untadörfel üba Nocht bliebn. Hon ma s gleih denkt, wer s kunt sein. Is s mar eingfolln: De plauscht a wenk on. Hot sih zoagt dabei, wos D doh noh für a guats Wesn bist bliebn. Da Hansl, daß er wegn Deina kronk is worn, wia s d suat bist, s selb is nit dologn!

Kathl:

Und daß ih ollaweil und ollaweil auf eahm denkn hon müaßn, is ah nit balogn! Und daß ih wegn seiner do bin! daß ih nit wegn seiner do bin — daß ih do bin, weil ih do bin — Jessas, zan Narischwern is s! — (Ruhig) Mei liaba Schimmelbauer! Ih will nit Komödiespieln! Na. Wir ih s dazählt hon, a so is s. Und bin ih n Hansl hiaz recht, so is s recht; und bin ih n nit recht — so is s ah recht.

Schimmelbauer:

Du lous! Hörst n wischbeln? — Hörst n? (schreit gegen die Thür:) Hansl! Geh, kim gschwind her! As is wer kema! Gschwind kim einer in d Stubn, Du vadonkta Bua Du! — Die jung Schimelbäurin is do!

Verwandlung.

Ist's denn dieselbe Welt noch
Wie ich sie früher gekannt?
O welch' ein Zauber hält mir
Alle die Sinne gebannt?

Dieselbe Welt ist's freilich —
Nur Du bist selig vertauscht,
Seit über die Felsen von Sorge
Die Woge der Minne gerauscht!

Sophie von Khuenberg.

Eine Hausrechnung

kommt uns aus dem Jahre 1770 zu. Dieselbe lautet also:

Höchst und unumgänglich nothwendige Bedürfnisse eines Verheirateten zu Wien mit 500 fl. Gehalt. Specification eines bei der Obersten Hof-Raitkammer Angestellten vom Jahre 1770.

	fl. kr.
Arrha à 5 pr. Co. (Arrha ist der Abzug zum Besten des Pensionsfondes)	25.—
Stempel zu 4 Quittungen . .	1.—
Zins in der Vorstadt, jährlich .	50.—
4 Klafter ordin. Brennholz sammt Hacken und Schneiden . . .	20.24
Kleidungsbetrag sammt Ausbessern für's ganze Jahr	25.—
3 Hemden sammt Jabots à 3 fl.	9.—
1 Halsbindel	—.38
3 Paar wollene Strümpfe, feine, à fl. 1.03	3. 9
2 Paar grobe Unterstrümpfe à 30 kr.	1.—
3 Schnupftüchl à 30 kr. . .	1.30
2 Paar neue Schuhe à fl. 1.27	2.54
2 Paar Topeln à 20 kr. . . .	—.40
Eine neue Perique . fl. 3.— } Selbe zu frisiren . . „ 2.30 }	5.30
Haarbuder und Band . . .	5.—
Alle 3 Jahr einen neuen Hut, mithin jährlich	1.10
Dem Barbier sammt neuen Jahr	3.30
Der Frau auf Kleidung sammt Wäsche, Frisiren, Hauben, Schuhe, Saloupe, Schminke .	40.—
1 Dienstbothen sammt neuen Jahr und Geschenken	16.—
Der Wäscherin sammt neuen Jahr	19.—
Kindbetten mit allen damit verbundenen Ausgaben . . .	15.—
Die Kinder zu kleiden . . .	10.—
Auf die Kost täglich sammt Brod, Mehl, Wein und Allem 30 kr. für 3 Personen 2 Kinder, jährlich	182.30
Zwei Kerzen, täglich à 1 kr. .	12.—
Frühstück mitsammt den Kindern	18.—
Tabak täglich 1 kr., circa . .	6.—
Bettgewand für Alle	3.—
Fürtrag	476.55
Uebertrag	476.55
Verschiedene Hausgeräthschaften .	6.—
Maurer für Ausweißigen . .	1.—
Schullehrer sammt Bücher . .	6.—
In die Armenbüchse	—.36
Schuh Wix	—. 6
Bürsten	—.10
An Krankheiten	8.—
Frau und Kindern zum Namenstag und Neujahr zusammen .	1.30
Summa	500.17

(Selbstverständlich ist bei der Angabe der Summe die damalige Scheinwährung in Betracht zu ziehen.)

Ein Commentar ist überflüssig. Indes dürfte das Verhältnis heute ziemlich dasselbe sein.

L. M. Korn.

Auf Ad. Pichler's Bußpredigt.

Du meinst, weil ich schon alt und grau,
Soll mir der Spaß verleiden?
Weil ich schon längst nahm eine Frau,
Müßt' ich die Mädchen meiden?

Weil mich schon zwickt das Zipperlein,
Müßt ich am Ofen sitzen.
In Todesangst und Höllenpein
Als armer Teufel schwitzen?

O nein, o nein! das thu' ich nicht,
Ich will es anders machen,
Sonst wär' ich wohl ein dummer Wicht,
Wohl werth, mich auszulachen.

Ich mach' es wie Anakreon
In seinen alten Tagen:
Ich trink' und sing' der Gicht zum Hohn
Und werde niemals klagen.

Gottlieb Putz.

Schnurren und Schwänke.

Aus einem Orte in der nächsten Umgebung von Znaim wird folgende übermüthige Postgeschichte erzählt: In der Expedition einer kleinen Landpoststation des Znaimer Bezirkes sitzt der Postexpedient und hantiert mit seinen Briefschaften. Da klopft es leise an die Thür und herein tritt ein junges hübsches Bauernmädchen und nähert sich dem Postbeamten schüchtern, mit verle-

genem Lächeln ihm eine Postanweisung darreichend. Dieser prüft das Poststück mit strengem Auge, findet es in Ordnung und zahlt dem Mädchen den entfallenden Betrag aus. Dabei fragt er, warum sie den Coupon von der Anweisung nicht abgeschnitten habe, da der Absender doch eine Mittheilung für sie darauf geschrieben habe. „So," sagte das Mädchen, „ja wissen S', ich kann nicht lesen, sein S' daher so gut und lesen Sie mir's vor." Der Expedient nimmt den Coupon und liest: „Ich sende Dir hiermit drei Gulden nebst tausend Küssen und Grüßen." Rasch besieht er sich das hübsche Mädchen und sagt hierauf mit vollkommen postalischem Ernste: „Das Geld haben Sie nun und die Küsse werde ich Ihnen sogleich verabfolgen," worauf das Mädchen ihm seelenvergnügt um den Hals fällt und sich fröhlich abküssen läßt. Zu Hause angekommen, sagt sie zu ihren Leuten: „Na, wie's jetzt schon bequem auf der Post eingerichtet ist — die Busseln kriegt ma a schon mittelst der Anweisung!"

* * *

Folgende ergötzliche Geschichte wird aus einem bekannten Badeorte des Königreiches Sachsen berichtet. Aus einer Moorbadezelle ertönt eines Tages plötzlich ein so heftiges Klingeln, daß nicht nur das betreffende Bademädchen, sondern auch die Schließerin und die übrigen Bademädchen des ganzen Moorbadeflügels zusammenlaufen. Schon draußen vor der Zelle hören sie die im Moorbade befindliche Dame laut und angstvoll rufen: „Hilfe, eine Schlange, eine Schlange." Entsetzt öffnet das Personal die Thüre, um die Dame, schon halb ohnmächtig vor Schreck, in der Moorbadewanne zu sehen, mit der Hand ihnen bedeutend, daß in dem Moor eine Schlange sei. Entschlossen greift das eine Bademädchen in die zähe, dunkle Masse und bringt nach einigem Herumfischen, während Alles athemlos zuschaut, zum Vorschein — den wundervollen, jetzt zur Schlange gewordenen Zopf der badenden Dame. Tableau! Wenn auch am nächsten Tage die „Schlange" wieder als Kopfputz prangte, so gieng die Discretion der Bademädchen doch nicht so weit, daß die Mehrzahl der Curgäste auch fernerhin das schöne Haar der Dame als natürliches Product bewunderte, wohl aber wurden die neu angekommenen Fremden bei passender Gelegenheit auf die „Dame mit der Schlange" aufmerksam gemacht.

* * *

Ein Arzt besuchte neulich eine Wiener Irren-Anstalt, wobei ihn einer der Kranken begleitete und durch seine Auskünfte in Erstaunen setzte. Derselbe kannte die Krankengeschichte jedes Einzelnen genau und schilderte dieselbe dem Arzte höchst sachgemäß. Endlich kamen sie zu einem Kranken, von dem der Begleiter meinte, dem sei nicht zu helfen. „Denn, sehen Sie," flüsterte er dem Arzte in's Ohr, „er bildet sich ein, er sei der liebe Gott und — der bin ich ja selbst!"

* * *

Bankier C. tritt am Morgen in das Comptoir und begrüßt seinen Buchhalter, welcher heute vor 25 Jahren in das Geschäft getreten ist, mit den wärmsten Worten, indem er ihm ein verschlossenes Couvert überreicht mit der Bemerkung: „Dies zur Erinnerung für Sie an den heutigen Tag." Dankend nahm der Jubilar das Couvert entgegen, wagte dasselbe aber nicht zu öffnen. Erst auf freundliches Zureden des Gebers öffnete der Gefeierte dasselbe, und siehe da, das Couvert enthielt die Photographie seines Principals! Der also Beschenkte war sprachlos vor Erstaunen. „Nun," sagte der Bankier, „was sagen Sie dazu?" — „Sieht Ihnen sehr ähnlich," erwiederte der Buchhalter.

* * *

Junge und schöne Damen, denen ein Heiratscandidat präsentirt wird, stellen sogleich die Frage: „Wie ist er?" In den Jahren der Ueberlegung fragen

sie bereits: „Was ist er?" Reif gewordene Jungfrauen aber stürzen sogleich mit der Frage vor: „Wo ist er?"

* * *

Einem bekannten in München docierenden Professor der Aesthetik, dessen Vorträge sich durch sprichwörtlich gewordene Langweile auszeichnen, ist eine ganz lustige Geschichte passiert. Wie gewöhnlich waren auch im vorigen Wintersemester die Collegien des Herrn Professors recht schlecht besucht. Der ursprüngliche geringe Stamm von ganzen fünf Zuhörern schmolz von Woche zu Woche mehr zusammen, so daß schließlich nur noch ein der Aesthetik Beflissener den Offenbarungen, welche vom Katheder herab ertönten, lauschte. Der aber hielt auch mit rührender Pünktlichkeit aus, mit so gewissenhaftem Eifer, daß der Herr Professor beschloß, in der das Semester beendenden Abschiedsvorlesung einige Worte an den jungen Mann zu richten und ihn nach „Nam' und Art" zu fragen. „Wie heißen Sie denn, mein junger Freund?" Keine Antwort. „Wo sind Sie her?" Alles umsonst. Kein Wunder, der Zuhörer war taubstumm und wollte sich, wie die bösen Studenten behaupten, während der kalten Winterzeit im warmen Collegiensaal nur wärmen . . .

* * *

Mittel gegen den Husten. Das probateste Mittel gegen den Husten, meint ein scherzhafter, oberländischer Geistlicher, ist erfunden und besteht im „Hochzeitsverkündigen". Wenn nämlich die ganze Gemeinde während der Predigt hustet, so tritt augenblicklich lautlose Stille ein, sobald der amtirende Pfarrer von der Kanzel die Hochzeitsverkündigungen verliest. Probatum est.

* * *

Ein Naturwunder. „Sehen Sie, meine Herrschaften, das ist die berühmte Eiche, um die man sechs Mal herumgehen kann!"

* * *

„Vier Wochen, Freund, sind verflossen, und Du hast die hundert Mark doch nur auf acht Tage von mir verlangt." — B.: „Sie haben auch nicht länger gedauert!"

* * *

Eine gesunde Lection erhielten jüngst zwei Schüler einer deutschen Stadt. Dieselben besuchten ein Gasthaus in einer benachbarten Ortschaft, rauchten dort mit überlegener Miene ihren Glimmstengel und forderten mit lauter Stimme je einen großen Nordhäuser. Der Wirt betrachtete sich einen Augenblick die Bürschchen und entfernte sich, um anscheinend das Gewünschte zu holen. Nach einiger Zeit kam er zurück und setzte zwei Gläser — Milch und vier Zwiebacke vor unsere Helden auf den Tisch. „So, das ist besser für Euch," sagte er lächelnd, „für solche grüne Jungen wird kein Schnaps gebrannt!" Unter dem schallenden Gelächter der Gäste räumten die Beiden das Feld.

* * *

Der berühmte Maler Guerard hatte ein Empfehlungsschreiben an das Staatsrathsmitglied Napoleon's I. Lanjuinais abzugeben und präsentierte sich demselben nach der Gewohnheit mancher Genies in einem sehr schlichten, abgetragenen Rocke. Lanjuinais empfieng ihn daher sehr von oben herab, überzeugte sich aber bald aus einigen Bemerkungen des jungen Mannes, daß er es mit keinem gewöhnlichen Kopfe zu thun habe, und schließlich imponierte ihm die Intelligenz des Besuchers derartig, daß er denselben beim Abschiede sogar in das Vorzimmer begleitete. Guerard konnte in Anbetracht des kühlen Empfanges nicht umhin, seine Verwunderung über diese nachträgliche Zuvorkommenheit zu äußern, worauf Lanjuinais entgegnete: „Mein junger Freund, man empfängt einen Fremden nach seinem äußeren Erscheinen, entläßt ihn aber nach seinem inneren Werte."

* * *

Folgende wenig bekannte, ebenso kurze als schlagende Satire auf den so vielfach angewandten Ausdruck „Unsterblichkeit“ gab einst Napoleon I. zu Anfang seiner Kaiserperiode, als er mit Baron Denon, dem General-Director der Museen, in der Gallerie des Louvre auf- und abspazierte. Vor einem Gemälde Murillo's stehen bleibend, sagte der Kaiser in bewunderndem Tone: „Ein herrliches Bild, in der That, Denon!“ — „Sire, es ist ein unsterbliches Werk!“ — „Hm!“ entgegnete Napoleon weiterschreitend, „wie lange hält sich wohl so ein Gemälde?“ — „In einer Gallerie — sorgfältig bewahrt — sicher über tausend Jahre! — „Und eine Statue?“ — „Das Material würde dabei den Ausschlag geben; aber an vier Jahrtausende, sollt' ich meinen — —“ — „Es gibt doch recht bescheidene Begriffe von „Unsterblichkeit“ sagte bitter lächelnd der Kaiser.

* * *

Corporal Bym hatte lange Zeit in der Kanzlei eines höheren österreichischen Militärbeamten fleißig gearbeitet und wollte nun in Familienangelegenheiten einige Wochen auf Urlaub gehen. Er erschien deshalb bei seinem Vorgesetzten und bat um den Urlaub. Allein dieser schnaubte ihn an und sagte: „Wissen Sie denn nicht, daß es Vorschrift ist, mir in dieser Angelegenheit ein Gesuch vorzulegen?“ — „Allerdings,“ antwortete Bym, „allein ich war nicht im Stande, dasselbe zu verfassen!“ — „Gut,“ sagte der Intendant, „dann setzen Sie sich, ich werde es Ihnen dictieren!“ — Nachdem nun das Bittgesuch fertig dalag und Corporal Bym sich erhob, sagte der strenge Vorgesetzte: „So, das Gesuch ist nun in Ordnung, aber was den Urlaub anbelangt, so kann ich Ihnen denselben nicht gewähren, da sehr viel zu thun ist.“

* * *

Streng gesetzlich. Assessor A. (aufgeregt in's Bureau stürzend): „Haben Sie schon die Schreckenskunde vernommen? Justizrath Pünktlich ist gestern ertrunken.“ — Assessor B.: „Unmöglich! Wo denn?“ — A.: Beim Kahnfahren auf dem neuen See im Thiergarten! — B.: „Ja konnte er denn nicht schwimmen?“ — A.: „Freilich, aber dem stets streng gesetzlich handelnden Mann fiel, als er eben im Begriffe war, das Ufer zu erreichen, eine Tafel in's Auge, auf der das Schwimmen an dieser Stelle von dem Polizeipräsidium bei Strafe verboten war, er scheute sich, eine strafbare Handlung zu begehen, schwamm nicht und ertrank!“

* * *

Wirt: „Warum verkaufen Sie den rothen Wein theurer, als den weißen? Weinreisender: „Glauben Sie denn, die Farbe wird uns geschenkt?“

* * *

Ein Prinz Casimir Kotschuboi besucht in Leipzig der Neugierde halber anatomische Vorlesungen. Der zerstreute Professor legt ihm eine Frage in Betreff eines Nervs vor. Prinz sehr verlegen — endlich bewußt: „Herr Professor, ich bin der Erbprinz Casimir Kotschuboi.“ — „Ja, dann können Sie es freilich nicht wissen!“

* * *

Aus dem Examen. Examinator: „Was ist Betrug? — Student: „Betrug ist, wenn Sie mich im Examen durchfallen lassen!“ — Examinator: „Wieso?“ — Student: „Weil sich nach dem Strafgesetze Derjenige eines Betruges schuldig macht, welcher die Unwissenheit eines Anderen benützt, um diesen zu schädigen!

* * *

Der neue Kunde (zum Schneider): „Also, worauf ich vorzüglich sehe, ist weniger die Qualität des Stoffes,

sondern, daß ich allemal wie ein anständiger Mann aussehe!" — Schneider: „Nun, ich will mir die größte Mühe geben, das zu ermöglichen!"

* * *

Die ihrer Schönheit ebenso wie ihres Geistes wegen berühmte Lady Montague äußerte über ihr eigenes Geschlecht die beißendste Satire, welche nur zu denken ist. Sie sagte: „Was mich darüber tröstet, eine Frau zu sein, ist, daß ich wenigstens niemals nöthig habe, eine solche zu heiraten."

Bücher.

Von Ludwig Steub. In einem schmalen Heftchen von Schottländer zu Breslau säuberlichst ausgestattet, hat Meister Ludwig Steub seine kurze Lebensbeschreibung erscheinen lassen. Er spricht darin nicht viel von den äußeren Ereignissen, nur bei der Studienzeit und dem Aufenthalt in Griechenland verweilt er ein wenig, dort war er als Sekretär des Grafen Armansperg während einiger Jahre thätig, zur Zeit, da Otto von Bayern als König der Hellenen herrschte. Ueber Amt und Beruf, zuerst Rechtsanwalt, dann Notar in München, schweigt Steub fast gänzlich; dieser Theil seiner Lebensarbeit hat ihm vielleicht selbst nicht viel Freude bereitet. Dafür hören wir von der Entstehung seiner Schriften mehr, und besonders von den schlimmen Erfahrungen, welche Steub mit Verlegern und Publikum zu überstehen hatte. In der That, nach übler deutscher Sitte gibt es unter uns viel mehr Leute, welche Steub loben und ihm alles Gute wünschen als welche seine Bücher kaufen. Wir haben es noch nicht so weit gebracht, wie Engländer und Franzosen, unter denen es für einigermaßen wohlhabende Menschen Ehrensache ist, die Werke der besten Schriftsteller ihrer Nation als Eigenthum zu besitzen, selbst wenn sie nur Weniges davon lesen. Hätte man bei uns das Bedürfnis, das Wertvollste, was Deutschland in der Gegenwart leistet, selbst behaglich zu genießen, solche Anschauung würde auch Ludwig Steub zu Gute kommen. Denn, wir verehren in ihm einen der Meister deutscher Prosa; seine graziöse, stets durch diskreten Humor belebte Schreibweise, für welche das Wort anmuthig erfunden scheint, gewährt ihm ebenso darauf Anspruch wie die klaren und anschaulichen Schilderungen, die scharf und treffend, ohne Breite und Verschwommenheit, uns Leute und Sachen, Land und Brauch, Geschichte und Sprache vor Augen stellen. Auch kommt Alles, was Steub schreibt, aus warmem Herzen, voll Theilnahme für den baierisch-österreichischen Stamm, zu dem die Liebe ihm nicht ausgeht, selbst wenn er nach Gebühr und von Rechtswegen die Schwächen schilt. Die „Drei Sommer in Tirol" bleiben ein prächtiges Buch; für die lieblich klingende „Trompete in Es" eine namhafte Nebenbuhlerein aufzutreiben, fiele mir nicht leicht, und aus Steub's gelehrten Büchern, z. B. den „Oberdeutschen Familiennamen" wäre es Manchem gut zu lernen, daß auch schwergerüstete Forschung in zierlichem und schmuckem Gewande einherschreiten kann. Darum mag Steub sich's nicht anfechten lassen, wenn seine Gemeinde sich heute noch nicht so mächtig ausgebreitet hat, wie sie wohl gesollt hätte: der dauerhafte Ruhm wächst mitunter etwas langsam. Er hat uns verrathen, daß ihm dies und jenes Werk im Sinne liegt; Muße und Gesundheit sind da, sein fröhliches Schaffen soll des Dankes nicht entrathen.

Anton E. Schönbach.

Franz Grillparzer. Eine biogr. Studie von A. Faulhammer. Der Verfasser, Professor am Grazer ersten k. k. Staatsgymnasium, hat mit seinem Buche eine eingehende, recht verdienstliche und anerkennenswerthe Arbeit geliefert. — Eine Biographie Grillparzer's hat, namentlich in so weit sie das Privatleben betrifft, ihre Schwierigkeiten, da die Hauptquellen eben dieses Privatlebens der Oeffentlichkeit noch vorenthalten sind. Ob die Geheimnißkrämerei, welche Grillparzer selbst mit den Details seines intimen Lebens trieb, in den Lebensumständen selbst — sollten diese wirklich gar so absonderlicher Natur gewesen sein? — oder, was viel wahrscheinlicher, in dem zur Zurückhaltung geneigten Charakter des Dichters begründet sei, wird vielleicht die Zukunft lehren. Herr F. hat vorläufig benützt und zu einem Ganzen vereinigt, was an Material vorlag. Er hat nicht blos Bücher und Broschüren über Grillparzer, sondern auch Zeitschriften und Almanache fleißig durchforscht, manches interessante Detail aus des Dichters Leben aufgeklärt, und Daten zur Feststellung der Entstehungszeit Grillparzer'scher Werke beigebracht.

h.

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. (Berlin, Wilhelm Hertz 1883.) Den Gottfried Keller-Freunden hat bei aller Befriedigung, die sie aus dem Novellenschatze dieses Meisters geschöpft, doch bisher immer noch etwas gefehlt. Nun sind auch die Gedichte da. Es ist ein stattlicher, vielleicht zu stattlicher Band, aber man will ja den ganzen Mann ganz haben. Die Sammlung enthält Gedichte, die als ewige Zierde in der deutschen Lyrik glänzen werden. Keller ist schon als Erzähler unübertrefflich in der Wiedergabe der Seelenstimmung, in seiner Lyrik kommt diese Gabe häufig gerade zu phänomenalem Ausdruck. Die Sammlung zerfällt in folgende Theile: Buch der Natur. Erstes Lieben. Sonnette. Lebendig begraben. Feuer-Idylle (ein besonders merkwürdiges Stück). Rhein- und Nachbarlieder. Sonnwende und Entsagen. Festlieder und Gelegentliches. Pandora (nichts weniger als Lobrednerisches). Trinklaube. Vermischte Gedichte. Der Apotheker von Chamonix (Ein Buch Romanzen). — Diese Zeilen können nebst den gewiß bestechenden Proben, die gegenwärtiges Heft bringt, nur als Anzeige gelten, mehr darüber zu sprechen überlassen wir dem Literarhistoriker. M.

Der Präsident. Erzählung von K. E. Franzos. (Breslau, Trewendt.) Ein interessantes und in Folge der naturalistischen Auffassung und Darstellung des Menschengeschickes merkwürdiges Buch! Victor von Sendlingen soll über ein junges Mädchen, welches ihr Kind, in verzweifelter Stimmung tödtete, zu Gericht sitzen. Die jugendliche Mörderin ist aber des Präsidenten illegitime Tochter, die Tochter einer Gouvernante, die Victor v. S. vor vielen Jahren innigst geliebt, aber unter dem Zwange seiner Verhältnisse egoistisch verlassen hatte, denn es schwebte ihm das Geschick seines Vaters vor Augen, welcher gleichfalls ein bürgerliches Mädchen entehrt, aber geehelicht, und deshalb, von seinen Verwandten verstoßen, um die ganze Carrière gekommen. Das Los der Verbrecherin ist in der Hand des Präsidenten, ihres Vaters. Aber der, aus dem Geschlechte der Sendlingen, das seit Jahrhunderten in strengster Rechtlichkeit und Pflichterfüllung gelebt, überträgt die Leitung der Verhandlung seinem Stellvertreter, versäumt jede Gelegenheit, auch von ferne der Tochter beizustehen, verzehrt sich in thatloser Qual — das Mädchen wird zum Tode verurtheilt! Da rafft er sich auf zu einer Audienz beim Kaiser, an dem Tage vor seiner Ankunft in Wien wäre der Kaiser einem Attentate beinahe zum Opfer gefallen; seine Reise ist vergeblich, der Zutritt zum Herrscher ist unmöglich. Er verhilft seiner Tochter zur Flucht, zieht mit ihr nach Deutschland, verheiratet sie glücklich, kehrt von seinem Gewissen gepeinigt zurück, und gibt sich, da er die irdische Gerechtigkeit vergebens angerufen, den Tod. — Dies der Kern der Handlung. Aber wir sind mit so Manchem nicht einverstanden. Daß Sendlingen seine väterliche Liebe so sehr zurückgedrängt, um der schleuderisch geführten Verhandlung ihren Lauf zu lassen, ist unnatürlich und wirkt geradezu peinlich; dieser Heroismus ist zwar antik, aber nicht modern. Und jeder Mensch hätte an seiner Stelle, wenn er gesehen, wie mit einem Menschenleben so freventlich und leichtsinnig Spiel getrieben wird, selbstthätig eingegriffen. Uebrigens ist das nur unsere Meinung und jeder Dichter hat seine eigene Psychologie. Doch, einige Kleinigkeiten, welche die sonst sicheren Conturen der Charakterzeichnung in's Schiefe bringen, wollen wir nicht unerwähnt lassen: Der allgemein gekannte Präsident wird spät Nachts halb ohnmächtig in eine wüste Schenke gebracht, der gerufene Arzt findet die Sache so selbstverständlich, daß er nicht ein Wort des Staunens hat; ferner läßt Franzos wenige Tage nach dem blutigen Attentate auf den Kaiser ein großes politisches Fest feiern, — derlei unterbleibt gewöhnlich nach Vorfällen, die das Land in allgemeine Trauer versetzen. — Sonst ist das Werk von tadelloser Schönheit, eine Unterhaltungs-Lecture hohen Grades. Wir gestehen, noch selten ein Buch mit so großer Spannung bis zu Ende gelesen zu haben, als das vorliegende; die Wirkung auf uns ist oft eine erschütternde. Die Sprache ist durchwegs correct und edel, stellenweise sogar — um einen Ausdruck zu gebrauchen, den Paul Heyse in einem Briefe an den Schreiber dieser Zeilen anwandte, „von einer Erhabenheit, welche aus dem Einfachen hervorblüht.“ — Ernst Wechsler.

Der Herr Commerzienrath. Eine moderne Geschichte von Max Vogler. (München, Georg Pollner.) Die Fabel der Novelle leidet nicht an zu großer Originalität; es ist die Geschichte, wie sie den Einen liebt und den Andern heiratet, und wie dieser Andere noch zu guter Zeit stirbt, um das Hindernis für den Einen aus dem Weg zu räumen. Aber dieser Stoff ist sympathisch behandelt und mit großem Schick erzählt. Das Buch bietet für ein paar Stunden sehr gute Unterhaltung. A.

Digitized by Google

Aus dem Walde. Lieder von Karl Kellnarn. (Ueberackern, Selbstverlag des Verfassers.) Wenn ein Dichter Schule macht, so spricht das für seine große Bedeutung, ja, sogar für das, was man in der Welt Unsterblichkeit nennt. Der Dialektdichter Stelzhamer hat in Oberösterreich Schule gemacht. Einer seiner jüngsten Schüler ist Karl Kellnarn, dem es gelungen, in genannter Gedichtsammlung dem Meister in Bezug auf die Form am nächsten zu kommen. In Bezug auf den Inhalt läßt sich das nicht behaupten, obwohl einige der Stücke gesund realistisch und warm empfunden sind. Mir am liebsten ist das Stückchen: „An Mueda-Singa", welches dem Stelzhamer'schen Gedicht: „s Müedal" gilt. Eine lustige Keckheit athmet das Liedchen: „D' Hochzeit." M.

Kunst und Kunstgeschichte. Eine Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Alwin Schultz. Die erste Abtheil. dieses Buches, welche den 18. Band der deutschen Universalbibliothek „**Das Wissen der Gegenwart**" (Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freitag) bildet, umfaßt das Gebiet der Architektur und Plastik. Der Autor behandelt den interessanten Stoff in neuartiger fesselnder Weise. Besonderes Gewicht legt er darauf, den Leser in die Werkstatt des Künstlers einzuführen und klare Vorstellungen über die Entstehung eines Bildwerkes zu verbreiten. Der Vorrede, welche Aufklärungen über das oft mißverstandene innere Verhältnis zwischen Kunst und Wissenschaft bietet, folgt eine übersichtliche Einleitung, welche das Gebiet der Kunstgeschichte abgrenzt, die Aufgaben der Archäologie und der Aesthetik klarlegt und wichtige Vorschläge enthält, wie in der Gegenwart das Interesse für bildende Kunst zu stärken und zu befestigen wäre. Dieser Einleitung folgen unter dem Haupttitel: „Die Technik der verschiedenen Künste," zwei umfangreiche Abschnitte, „Die Baukunst" und „Die Plastik". Der zweite Theil behandelt die Malerei und die vervielfältigenden Künste. Der Nutzen des schönen Buches und die Freude an demselben wird durch eine ganz ungewöhnliche Fülle von Abbildungen gehoben. V.

„**Die pyrenäische Halbinsel**" von Prof. Dr. Moriz Willkomm. Das auf drei Bände angelegte Werk bildet einen Theil der deutschen Universalbibliothek: „Das Wissen der Gegenwart" (Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freitag). — Der erste Band des Willkomm'schen Werkes betitelt sich: „Physische Darstellung der Halbinsel und Schilderung von Portugal". Das Gemälde der Halbinsel ist nach allen Seiten hin ein vollständiges und interessantes. V.

Ueber Ferdinand Sauter, den Dichter und Sonderling. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. (Wien, Hugo Engel 1884). In erster Linie der Sonderling (nicht der Dichter) Sauter ist es, der uns interessiert, weil ihn die Meisterhand Schlögl's uns so menschlich nahezubringen weiß.

Ferdinand Schmidls Jugendschriften. — (R. Voigtländer, Kreuznach.) Friedrich v. Raumer hebt die einfache und klare Darstellung dieser Schriften, ihren Reichthum an Lehrstoff" hervor; Dr. Diesterweg freut sich, „in dem Verfasser einen Jugendschriftsteller kennen gelernt zu haben, dessen Schriften man unbedingt empfehlen kann"; Ernst Moriz Arndt sagt: „Der Verfasser hat den Ton getroffen, wie man mit und zu Kindern sprechen und ihnen von guten und großen Menschen und Dingen erzählen soll, daß es hafte."

Götter und Helden. Erzählungen aus der griechischen Vorzeit.

Heroengeschichten aus der griechischen Vorzeit.

Ödipus und sein Geschlecht. Erzählungen aus der griechischen Heroenzeit.

Deutsche Sagen. 2 Bände. Mit 13 Abbildungen. — Band I. Die Nibelungen. Walther u. Hildegunde. Band II. Gudrun. Die Frithjof-Sage.

Kriegsruhm und Vaterlandsliebe. Eine Erzählung. (Aus der Zeit Napoleon's I.)

Richard's Fahrt nach dem heiligen Lande. (Aus der Zeit des ersten Kreuzzuges.)

Hermann und Thusnelda, oder: Die Befreiung Germaniens von römischer Herrschaft. Ein geschichtliches Gemälde aus der deutschen Vorzeit.

Die Türken vor Wien. Ein historisches Gemälde. (Aus der Zeit der zweiten Belagerung Wiens.)

Jazzo. Erzählung aus dem Wendenkriege.

Wilhelm Tell. Ein geschichtliches Gemälde.

Friedrich der Große bis zu seiner Thronbesteigung. Ein historisches Gemälde.

Kaiser Joseph II. Ein Lebensbild.

Schiller. Ein Lebensbild. Mit besonderer Berücksichtigung der Jugendschicksale.

Goethe's Jugend- und Jünglingszeit. Ein Lebensbild für Jung und Alt.

Gotthold Ephraim Lessing. Ein Lebensbild.

Herder als Knabe und Jüngling.

Johann Gottlieb Fichte. Ein Lebensbild für Jung und Alt.

Gellert. Ein Lebensbild.

Moses Mendelssohn. Ein Lebensbild.

Heinrich Pestalozzi. Ein Lebensbild für Jung und Alt.

Benjamin Franklin. Ein Lebensbild für Jung und Alt.

Alexander von Humboldt. Ein Lebensbild für Jung und Alt.

Ernst Moriz Arndt. Ein Lebensbild.

Georg Whasington. Ein Lebensbild für Jung und Alt.

Robinson. Nach Defoe für Jung und Alt erzählt.

Janko der Maler. Eine Erzählung.

Oswin, oder: Die Schule des Lebens. (Eine Erzählung aus dem Mittelalter.)

Der Christbaum. Eine Erzählung für Jung und Alt.

Nal und Damajanti. Sakuntala. Zwei Erzählungen aus dem Indischen.

König Lear. Eine Erzählung.

Der Kaufmann von Venedig. Macbeth.

Die glückliche Insel, oder: Reichthum und Armut.

Oberon.

Epheuranken. Erzählungen u. Märchen.

Maiblumen. Kleinere Erzählungen und Märchen.

Goldregen. Erzählungen und Märchen.

Dem „Heimgarten“ sind ferner zugegangen:

Ausgrabung des Paradieses. Roman von Ernst Lohwag. Zwei Bände. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1884.)

Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreißig Gesängen von Carl Weiß. Bevorwortet von Fried. Bodenstedt. (Wittenberg, R. Herrosé's Verlag, 1883.)

Lenzesstürme. Erzählung für junge Mädchen in Wort und Bild von Marie Berg. (Stuttgart, Richter und Kappler.)

Verschiedene Lebenswege. Eine Erzählung für die Jugend von Franz Frisch. (Wien, A. Pichler's Witwe und Sohn.)

Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer). Gesammelt und herausgegeben von Dr. Edm. Weckenstedt. Zwei Bände. (Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung, 1883.)

Das Pfarrhaus zu Wudnik. Eine altmodische Kriegs- und Liebesgeschichte von Edmund Hoefer. (Jena, Hermann Costenoble.)

Das Erbe der zweiten Frau. Familiengeschichte von Eufemia Gräfin Ballestrem. (Jena, Hermann Costenoble.)

Gazela. Novelle aus dem Dänischen des Carit Etlar. Deutsch von Pauline Schanz. (Jena, Hermann Costenoble.)

Auf der Giudecca. Novelle von Elise Linhart. (Jena, Hermann Costenoble.)

Rosy. Eine Erzählung von Marie Frank (Jena, Hermann Costenoble).

Frauengestalten aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker. Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von Ferdinand Schmidt. (Jena, Hermann Costenoble.)

Am liguistischen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente von Alfred Graf Adelmann. (Stuttgart, Richter und Kappler.)

Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Fr. Fr. Fronius. Zweite veränderte Auflage. (Wien, Carl Graeser, 1883.)

Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters Linienschiffslieutenant E. v. Wohlgemuth. Bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. (Wien, A. Hartleben, 1884.)

Von der Wiege bis zur Schule an der Hand Friedrich Fröbels von Bertha Meyer. Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. (Berlin, Elwin Staude, 1884.)

Der Dürbacher Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen von Wilhelm Müller-Amorbach. Zweite Auflage. (Würzburg, Strachel'sche Buchhandlung.)

Sommerblumen von Carus Sterne. Nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul. 10. bis 12. Lieferung. (Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freitag.)

Pädagogische Zeitschrift. Organ des steiermärkischen Lehrerbundes. Eigenthümer und Herausgeber der Grazer Lehrerverein. 17. Jahrgang. Erscheint am 10., 20. und letzten jeden Monats.

Schule und Haus. Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes, herausgegeben von Josef Eichler und Eduard Jordan. Erster Jahrgang. (Wien, III. Reisnerstraße 2.)

Oesterreichischer Schulbote. Zeitschrift für die Interessen der österr. Volksschulen. Redacteur Franz Frisch, Klagenfurt. (Wien, A. Pichler's Witwe u. Sohn.)

Carl Faulmann's Stenographische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht in 48 Lectionen für das Selbststudium der Stenographie nach Gabelsberger's System. Vollsausgabe in 12 Lieferungen. (Wien, A. Hartleben's Verlag.)

„Soll und haben“. Praktische Lectionen für Geschäftsleute. Neunte vermehrte Auflage. 1. und 2. Heft. (Wien, R. von Waldheim.)

Rosen und Dornen. Lyrische und satirische Poesien von Hugo Koester. (Leipzig, Bruno Lehmann, 1884.)

Die Flucht des Hirschen. Ein Gedicht von Christian Winther. Nach dem Dänischen von W. Honoré. (Leipzig, C. Fr. Fleischer, 1883.)

Postkarten des „Heimgarten".

C. v. H., Wien: Für Weihnachten viel zu spät eingetroffen.

H. H. D., Wien: Fassen Sie sich; der Betreffende wird sich nicht viel daraus machen.

Dr. A. M., Augsburg: Sie sind auch Einer von jenen Kunst-Kritikern, die ein Werk besser machen würden, wenn sie — könnten. Es gibt, sagt M. E. v. Eschenbach treffend, über das Können nur einen Beweis — das Thun.

✕ Schluß der „Sieben Todsünden" folgt im nächsten Heft.

H. R., Wien: Gestehen, daß der Name des Dichters Kürnberger (nicht Kirnberger) geschrieben wird.

Frl. J. W. D., Budapest: Sie stellen Ihrem schönen Talent übermenschliche Aufgaben. In Ihrer Novelle, Seite 2 heißt es: „Mitternacht war schon vorüber, Alles war still, im Osten stieg das feurige Rad des Vollmondes auf." — Das geht nicht.

O. H., Brünn: Holland, sagen Sie in Ihrem lehrreichen Artikel, müsse eigentlich Hohlland heißen, weil große Theile des Landes niedriger lägen, als das Meeresniveau. Es sei das zwar keine gewöhnliche Hohlheit (wofür sich die Holländer auch schön bedanken würden), aber es sei doch etwas nicht normal Ausgefülltes, so daß die Dämme das Eindringen des Wassers verhindern müßten. — Wir zweifeln nicht, daß von heute an alle Welt „Hohlland" schreiben wird.

M. M. Frankfurt a. d. Oder: „Oswald und Anna" findet sich als zweiter Theil von „Heidepeters Gabriel".

T. W., Neustadt: Gedichte noble Gesinnung, aber ohne Individualität. Märchen können wir nicht verwenden.

„Sympathie". Erbitten Adresse, um Wunsch wenigstens theilweise erfüllen zu können.

N. N. Graz: Sie wollen uns zum Antisemitismus belehren. Unserer Schriften Princip ist: Rückkehr zur Einfachheit im Leben; Arbeitsamkeit zum Wohle des Ganzen, Gerechtigkeit, Versöhnlichkeit und Wiedererweckung seelenerhebender Ideale. Ist's der Jude, den wir durch diese Bestrebungen am meisten schädigen, so sind wir ja ohnehin Antisemiten.

O. F. in H....: Sie sind jahrelanger Abonnent des „Heimgarten" und können uns die Rücksichtslosigkeit zumuthen, Sie durch Publication Ihrer uns eingesandten Gedichte öffentlich zu beschimpfen? Lassen Sie fahren „das frohe Hoffen und das bange Zweifeln", Sie sind kein Dichter und werden keiner. Ihrem Schreiben nach sind Sie ein offener, treuherziger Mensch, und das ist mehr werth als das bißchen Talent, Verse zu machen.

B. A. — J. — F. F. — O., Wien — E. R. — Cl. G., Graz — C. N., Neustadt — M. A., Czernowitz — H. E. — Dr. W., Budapest u. A.: Diese Gedichte wirken wie Nachempfundenes und zeigen von keiner besonderen Begabung. Wir bitten all' derlei Zusendungen zu unterlassen.

Müllerbursche: Bleiben Sie bei Ihrer Mühle, sie ist poetischer als Ihre Verse.

„Illustr. Welt," Stuttgart: Wir haben die Ehre, ergebenste Anzeige zu erstatten, daß die Uebersetzung der Ennsthaler Alpen aus Steiermark nach Tirol nicht bewilligt werden kann.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Canis.

Novelle von Emil Marriot.

I.

So trostlos verschneit lag die Heide da, daß man sich am liebsten auf der Erde ausgestreckt hätte, um zu sterben. Diesen Gedanken hatte wenigstens Bolislav Korvin, als er aus seinem einsamen Gehöft auf die schneebedeckte Ebene trat und bald den Blick zu Boden senkte, ihn bald traurig zum grauen Himmel erhob. Wie schwer, wie schmutzig hieng dieser Himmel über ihm! Und wie kalt war der Schnee, in den sein Tritt einsank. Kein Mensch folgte ihm, nicht einmal ein Hund. So allein irrte er oft stundenlang auf den Schneefeldern Galiziens umher, kehrte bei keinem der Gutsnachbarn ein und vermied es auch, über die Schwelle einer der armseligen Bauernhütten zu treten. Er war menschenscheu geworden seit seinem „Unglücke“ — so nannten seine Diener den Schlag, der ihn vor einem halben Jahre getroffen hatte — und seitdem fand er an nichts mehr Gefallen, weder an den Bekannten, noch an der Arbeit, noch an sonst etwas. Sein Unglück — wenn anders es so genannt werden darf — ist gar bald erzählt. In der Nähe seines Gehöftes lag das Haus einer jungen Gutsbesitzerin. Diese Dame hatte, seit ihr Gemahl gestorben war, die Manie, sich zu verloben und nach wenigen Wochen die Verlobung wieder rückgängig zu machen. Innerhalb eines Jahres hatte sie sich viermal verlobt und sich eben so viele Male wieder frei zu machen gewußt. Die Reihe war auch an Bolislav gekommen. Er glaubte natürlich, er wäre der „Rechte“, was ein Jeder geglaubt hatte; er glaubte dies so lange, bis ihm die schöne, wankelmüthige Frau eines Tages unter Thränen gestand, daß sie sich über das eigene Herz getäuscht habe, daß sie ihn nicht liebe, und daß sie ihn daher

unmöglich heiraten könne. Um es ihm leichter zu machen, sie zu vergessen — denn sie bemerkte wohl, daß ihre Worte eine furchtbare Wirkung auf ihn ausübten — faßte sie den Entschluß, nach Paris zu übersiedeln und dort einige Jahre zuzubringen. Nachdem sie dem Armen, um ihn zu „trösten", wie sie sich ausdrückte, versprochen hatte, ihm dann und wann zu schreiben (was sie jedoch kein einziges Mal that), packte sie ihre Koffer und reiste ab. Während der ersten Monate ihrer Abwesenheit war an Bolislav beim Eintreffen der Post eine nervöse Unruhe zu bemerken, hastig sah er die Briefe durch, die für ihn eingetroffen waren, und erbrach sie dann mit enttäuschter, schier muthloser Miene. — Heute war auch das vorbei. Das Einlaufen von Briefen verursachte ihm kein Herzklopfen mehr . . . er hatte aufgehört zu hoffen, und somit Hangen und Bangen überwunden. Kaum daß er noch einen flüchtigen Blick auf die Fenster warf, wenn er an Olga's Hause vorübergieng, was übrigens selten genug geschah.

So schlenderte er auch an diesem Tage langsam die weiße Ebene entlang. Er dachte, wie er allein dastehe ohne Verwandte und ohne Freund. Alles war ihm gestorben. Er fühlte sich unsagbar einsam, als er langsamen Schrittes über die verschneite Ebene gieng . . . er hielt in seiner Wanderung inne und schaute auf den Schnee. Da zuckte er zusammen. Rothe Tropfen auf der weißen Decke — Blut. Er starrte es an. Hatte hier ein Wesen einsam verathmet? War ein Mord verübt worden? Fußspuren waren nirgends zu entdecken; frisch gefallener Schnee hatte sie verwischt; die Blutstropfen aber leuchteten aus dem Weiß hervor. Etwas wie Angst beschlich den einsamen Wanderer; Angst um das unbekannte Wesen, dessen Blut hier auf den Schnee getropft war, das vielleicht um Hilfe gerufen hatte zum Himmel und zu den Menschen, und dessen Schrei ungehört verklungen war. Bolislav schauderte. Der Anblick dieses Blutes quälte ihn unsagbar. Er spähte in den Schnee und gieng den Blutspuren nach. In kurzer Entfernung hob sich eine dunkle Masse von dem weißen Boden ab. Bolislav rief sie an. Sie bewegte sich mühsam vorwärts und stürzte jetzt zusammen. In einigen Sätzen war Bolislav an ihrer Seite. Er erkannte nun, daß die Masse eine Wölfin war, die mit ihrem Leibe ihr Junges deckte.

II.

Das Blut rann dem Thiere vom Kopfe. Getrieben vom Hunger hatte es sich einmal in die Nähe der Menschen gewagt und war von Menschen verwundet worden. Nun floh es zurück in den Wald, in Todesangst um ihr Kleines schleppte sich die blutende Mutter weiter und weiter, um das Junge in die sichere Höhle zu bringen, um es zu retten vor der Verfolgungswuth der Menschen. Doch der Weg war zu weit. Die Wölfin lag verendend im Schnee und leckte winselnd und stöhnend ihr Junges, das sich zitternd an sie drängte, als ob es ahnte, daß es nun das einzige Wesen verlieren würde, von dem es Liebe und Schutz empfing. Es konnte nichts Jammervolleres geben, als den Anblick dieses sterbenden, halbverhungerten Thieres, über ihm der graue Himmel, um es herum das endlose Schneebild. Bolislav trat heran. Das Thier heftete den brechenden Blick unverwandt in den des Menschen . . . es war ein langer, jammernder Blick, ein Blick wie nur das Thierauge ihn kennt, ein Blick, der mehr ergreift als das rührendste Menschenwort, ein Blick, der dem Manne das Herz in seinem Tiefsten bewegte. Noch einmal zog sie Luft ein; dann verendete sie. Bolislav nahm den kleinen Wolf in seine Arme und schlug den Mantel über ihn. Wie er jetzt mit raschen Schritten den Heimweg einschlug; wie das kleine Thier sich vertrauensvoll an ihn schmiegte

und an seiner Brust zu erwarmen begann; wie es endlich einschlief an seiner Brust; da erwachte in dem Herzen des einsamen Mannes ein Gefühl, das halb Liebe, halb Erbarmen war. Er hatte beinahe die Empfindung, eine Waise an Kindesstatt angenommen zu haben, und er fühlte jetzt schon, daß er dieses seltsame Kind lieben würde wie er schon seit Langem kein Wesen geliebt hatte.

Die Dienerschaft war freilich sehr erstaunt, als sie zwischen den Mantelfalten ihres Herrn eine Wolfsschnauze hervorschauen sahen; ihre Verwunderung wuchs aber noch, als der Herr erklärte, der Kleine werde, anstatt wie sie meinten, erschlagen oder an eine Menagerie verhandelt zu werden, fortan im Hause wohnen. Bolislav scherte sich jedoch blutwenig um die verduzten Gesichter seiner Leute, sondern bereitete dem jungen Wolfe mit eig'ner Hand ein Lager in seinem Schlafzimmer, gab ihm Milch zu trinken und bettete ihn dann warm in der für ihn errichteten Schlafstelle, woselbst der kleine Wolf auch baldigst einschlief. Das Thier, welches, gleichsam um ihm zu zeigen, wen es sich zum Muster nehmen sollte, canis (Hund) benannt wurde, gewöhnte sich gar bald an seine neue Lebensweise. Es folgte seinem Herrn auf einen Wink, sprang liebkosend an ihm empor und gab ihm auf Thieresart seine Liebe und Anhänglichkeit, wo es nur konnte, zu verstehen. Es wuchs und gedieh auch prächtig, hatte ein glänzendes Fell von gelblichbrauner Farbe, funkelnde Augen und große, blendendweiße Zähne. Von Wildheit war nichts an ihm zu bemerken, es wurde mit zähmender Kost gefüttert und in den Kreis der Hunde eingeführt; wenn er mit den Hunden hetzte oder sich auf der Erde wälzte und lustigen Krieg mit sich selber führte, knurrte, sich in den Schwanz oder in die Pfoten biß, dann konnte dieses sein drolliges Benehmen selbst auf die ernsten Lippen seines Herrn ein Lächeln locken. Er bekam wohl auch manchmal die Peitsche zu kosten wegen einer oder der andern Unart — er schüttelte aber die Schläge bald wieder ab und prägte sich nur die Ursache der Züchtigung in den klugen Wolfskopf ein. Er konnte auch so demüthig, so schmeichelnd um Verzeihung bitten, weshalb diese auch niemals lange auf sich warten ließ, und wer war dann fröhlicher als er! Als er noch klein und unbeholfen war, wachte Bolislav mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit über seinem „Adoptivsohn", wie er den kleinen Kerl scherzend nannte. Sie waren gute Kameraden diese Beiden. Wenn Canis seinen Herrn nirgends entdecken konnte, gieng er unruhig in Haus und Hof herum oder legte sich betrübt in eine Ecke. Wenn Bolislav manchmal gezwungen war, einige Stunden lang ohne seinen zottigen Freund zu sein, dann freute er sich stets auf das Wiedersehen. So ungeschminkt freudig bewillkommt auch nur ein Thier unsere Heimkehr. Canis rannte seinem Herrn heulend entgegen, sprang an ihm empor, leckte ihm Hände und Füße und tanzte vor ihm hin und her, daß Bolislav bei jedem Schritte über den Wolf zu fallen fürchtete. Wenn Bolislav arbeitete, lag Canis zu seinen Füßen; wenn er schlief, hütete der Wolf, ein treuer Wächter, die Schwelle seines Schlafgemaches. Bei seines Herrn Spaziergängen war Canis der stete Begleiter.

So vergieng die Zeit. Das kleine, alberne Thier war ein schöner schlanker großer Wolf geworden.

III.

An einem widerlich häßlichen Decemberabende kam Bolislav durchnäßt, mißgelaunt und seltsam aufgeregt nach Hause.

„Führe Canis in den Hundestall," gebot er einem seiner Knechte, während er von seiner Mütze die Regen-

tropfen abschüttelte. „Er ist zu schmutzig, um mir in die Zimmer folgen zu können.“ Der nasse, kothige und frierende Wolf ließ sich willig in den Stall geleiten, während sein Herr die Stiege hinauf in das Studierzimmer eilte und dort, ohne die triefenden Kleider zu wechseln, mit auf dem Rücken gefalteten Händen und düster zusammengezogenen Brauen im Gemache auf und ab gieng.

Er war einem seiner Nachbarn begegnet und folgendes Gespräch hatte zwischen den Beiden stattgefunden.

„Guten Abend, Bruder. Wohin?“

„Spazieren. Und Du?“

„Komme vom Markte heim. Hundewetter das! Aber hast Du die große Mär schon gehört? Unsere Allerweltsbraut ist wieder da.“

Bolislav hatte die Empfindung, als ob Jemand ihm einen Schlag versetzte.

„Von wem sprichst Du?“

„Nun .,. von unserer Olga. Seit gestern ist sie wieder hier. Scheinen ihr in Paris Geld und Liebhaber ausgegangen zu sein. Was meinst Du?“

„Wohl möglich.“

„Sieht recht herabgekommen aus.“

„So?“ Bolislav wühlte mit der Hand im Halsfelle des Wolfes. „Es ist kalt und regnet, Bruder,“ sagte er gepreßt. „Ich geh' nach Hause, leb' wohl.“

Er gieng aber nicht nach Hause. Es trieb ihn herum stundenlang trotz Wind und Regen; das Wasser floß ihm an den Kleidern herunter, und doch brannte es in ihm wie Fieberglut. Mit einemmale stand er vor seinem Hause und kurz darauf gieng er in seinem Zimmer auf und ab. Jetzt erst fror ihn. Er dachte aber nicht daran, seine nassen Kleider gegen trock'ne zu vertauschen. Mechanisch trat er dem Kamine näher und wärmte sich an dessen Feuer. Seine Kleider dunsteten.

Also wieder hier — nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten. Er liebte sie nicht mehr — o nein! nein! warum aber war sie zurückgekommen? Was suchte sie hier im verschneiten, traurigen Polenlande, in ihrem düsteren Hause, mitten in dieser trostlosen Gegend? Er hätte gerne gewußt, w a r u m sie wiedergekehrt war. Hatte sie denn im schönen, fröhlichen Paris nicht vergessen, daß ein Polen auf dieser Erde war? Er freilich war der Stadt Paris bald überdrüssig geworden, am ehesten aber der Pariserinnen, die mit ihrer ewigen Liebenswürdigkeit, ihrem ewigen Lächeln und ihrer ewigen Koketterie im Anfange bezaubern, dann ärgern, weil sie eben mit j e d e m Manne gleich liebenswürdig, gleich lächelnd und kokett sind, und deren man schließlich müde wird wegen dieser allzugroßen und allzu offen gezeigten Anbetung für jeden Mann... Aber sie, die selbst kokett und leichtsinnig war, sie mußte ja in Paris ein Eldorado gefunden haben!

Er liebte sie nicht mehr. Er sagte sich dies Wort so oft vor, daß ihm die Richtigkeit des Ausspruches hätte verdächtig werden sollen... bedarf dasjenige, dessen Wahrheit nicht angezweifelt werden kann, so ängstlicher und wiederholter Bestätigung? Er liebte sie also nicht mehr, aber er hätte sie gerne in Paris, in Petersburg, ach! überall lieber denn hier gewußt. Sie würde gewiß ihr altes Leben wieder aufnehmen; würde liebeln, kokettieren, diesen oder jenen in ihr Haus ziehen. Er würde ihr manchmal in Begleitung eines fremden Mannes begegnen; er würde —

Er verfolgte diesen Gedanken nicht weiter, er starrte in die Flammen des Kamins. Am Ende war es ja gleichgiltig, da er sie ohnehin ja gar nicht mehr liebte... und dennoch... warum erfüllte ihn die Möglichkeit, daß sie einen Anderen lieben würde, mit so peinigendem, schier unerträglichem Mißmuthe?

Er wollte solchen Gedanken nicht länger nachhängen. Er wollte an Anderes

denken, wollte lesen, essen, schlafen, irgend etwas thun. Er stand eben im Begriffe nach einem seiner Diener zu rufen, als leise an die Thüre geklopft wurde. Er erschrak so fürchterlich bei diesem Klopfen, als ob er ein Verbrecher gewesen wäre, der die Verfolger an seiner Ferse wähnt. Alles Blut wich aus seinem Gesichte und flutete ihm zum Herzen. „Bin ich ein Narr!" dachte er und gieng die Thüre zu öffnen.

Ein geradezu betäubendes Parfum drang in das Gemach ein. Eine elegante, ganz in Pelze gehüllte Frauengestalt wurde sichtbar. Bolislav trat einen Schritt weit zurück. Das Wort erstarb ihm in der Kehle.

„Es ist so traurig, bei diesem häßlichen Wetter allein zu sein," begann die Besucherin mit einer, ich möchte sagen, erkünstelten Ungezwungenheit. „Ich mag die Einsamkeit nicht leiden. So habe ich denn allen meinen Muth zusammengenommen und bin nun hier. Erlauben Sie, daß ich mich ein klein wenig bei Ihnen aufhalte?" Er verneigte sich schweigend. Sie ließ sich den Mantel von ihm abnehmen, riß ihre polnische Pelzmütze vom Kopfe und setzte sich dann in der Nähe des Kamins nieder. „Sie sind erst gestern hier eingetroffen?" fragte Bolislav, ohne sich von seinem Platze zu rühren, während sie sich behaglich dehnte, die Füße, die mit Pelzstiefelchen bekleidet waren, der Flamme näher hielt und blinzelnd in das Feuer schaute.

„Ja, gestern erst. Warum setzen Sie sich nicht? Ich kann gar nicht ordentlich sprechen, wenn Sie so groß gegen mich sind. Ich glaube in diesem Falle immer, Sie hören mich nicht."

Er willfahrte ihrem Wunsche und schaute sie schweigend an. Ihm erschien sie nicht „herabgekommen"; das von der Kälte geröthete Gesicht und die großen, lebhaft blickenden Augen waren jung und schön wie einstens.

„Sie haben kein Wort des Willkommens für mich, Herr Korvin," sagte Sie nach einer Pause. „Das ist nicht schön von Ihnen."

„Verzeihen Sie," lächelte er bitter. „Ich begreife aber auch nicht, wie Sie gerade mich besuchen konnten."

„So danken Sie mir wenigstens dafür — zeigen Sie sich erkenntlich — seien Sie liebenswürdig, gut, galant — wie Sie es einstens waren," schloß sie leise, unhörbar fast und senkte den Blick zu Boden.

„Haben Sie mir nicht verziehen?" fragte sie bittend und streckte ihm die kleinen, weißen Hände entgegen. „Machen wir doch Frieden! Deshalb bin ich ja gekommen."

„Spielen Sie doch nicht mit mir, Madame," versetzte Bolislav mit ernster Abweisung. „Sie haben mich nicht beleidigt, das wissen Sie ja... wenigstens nicht in einer Art, die mit einer Abbitte gut zu machen ist. Wehe gethan haben Sie mir damals, das gestehe ich... Sie übersehen aber, daß seitdem eine lange Zeit verstrichen ist und daß die Zeit jedes Uebel zu heilen versteht... daß also auch ich vergessen und verwunden habe und wir deshalb keinen Frieden zu schließen brauchen. Ich freue mich, Sie wieder zu sehen und werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir gestatten werden, Sie manchmal zu besuchen... Ich werde aber nur unter einer Bedingung Ihr Haus betreten: daß Sie dessen, was einstens zwischen Ihnen und mir vorgefallen ist, niemals Erwähnung thun."

Sie ließ das blonde Haupt tiefer sinken und faltete nachdenklich die Hände.

„Aber kommen werden Sie doch zu mir?" flüsterte sie dann.

„Sobald Sie es wünschen... so lange, bis Sie eben einen Besseren gefunden haben."

„Einen Besseren?" wiederholte sie langsam. „Das kann nicht geschehen."

„Ich bitte," sagte er mit leise aufsteigender Ungeduld, „sprechen Sie nicht in diesem Tone mit mir. Ich bin zu wenig eitel, als daß ich an

der Schmeichelei Gefallen finden könnte. Erzählen Sie mir lieber Einiges von Ihrem Aufenthalt in Paris. Wie hat es Ihnen dort gefallen?"

„Gut, sehr gut," antwortete sie, „bis zur Stunde, wo ich Heimweh bekommen habe."

Sie sprach nicht ganz die Wahrheit. In dem großen, strahlenden Paris hatte die kleine Polin eine gar verschwindende Rolle gespielt, die Löwen der Salons waren nicht ihr, sondern anderen Frauen zu Füßen gelegen, sie hatte wohl Anbeter gefunden, aber die kaltherzigen, blasierten Franzosen waren meistens von ihr abgefallen, bevor sie ihrer satt geworden war, sie hatte oft mit sehr miserablen Rittern vorlieb nehmen müssen, wenn sie nicht ganz ohne Begleiter sein wollte, ihre Toiletten waren durch andere verdunkelt worden, und dies Alles hatte ihr kleines, eitles Herz tief verwundet. Daheim war sie eine Persönlichkeit gewesen, war geliebt, mit dem Herzen geliebt worden — in Paris fühlte sie sich zurückgesetzt, übersehen, vernachlässigt. Sie hatte in Büchern oft gelesen, daß eine Polin nur nach Paris zu gehen brauche, wenn sie angebetet und gefeiert werden wolle. Die Wirklichkeit hatte sie eines Andern belehrt. Ein Gefühl tiefer Vereinsamung war über sie gekommen und sie hatte es als Heimweh ausgelegt. So war sie denn wieder in ihr armes, trauriges Polen zurückgekehrt, ein wenig älter, ein wenig ernster und auch ein wenig bescheidener als bei ihrem Weggange.

Bolislav mußte lächeln, als sie das Wort „Heimweh" aussprach, und versetze: „Sie werden es hier sehr stille und eintönig finden."

„Gewiß," versetzte sie. „Ich möchte jetzt schon wieder fort." Thränen traten in ihre Augen, sie strich heftig die Falten ihres Kleides glatt. „Alles hat mich vergessen," fuhr sie mit erstickter Stimme fort. „Niemand hat mich herbeigewünscht oder erwartet. Niemand liebt mich hier..." und die Finger ihrer linken Hand trommelten mit nervöser Erregung auf ihren trotzig aufgeworfenen Lippen.

Bolislav mußte abermals lächeln. „Warum wundern Sie sich darüber?" fragte er. „Sie haben eben kein gutes Andenken hinterlassen."

Sie achtete nicht auf seine Worte.

„Von Ihnen hätte ich das am wenigsten vermuthet," sprach sie schmollend und beleidigt.

„Ich habe Unrecht jedenfalls," erwiderte Bolislav mit einiger Schärfe. „Ich hätte meine Liebe zu Ihnen unter einem Glassturze aufbewahren sollen, bis es Ihnen beliebte, endlich wieder zu kommen, um sie dann alsogleich in mein Herz einzusetzen und mich auf's Neue quälen und treten zu lassen wie einstens."

Sie schaute ihn zuerst starr an und brach dann in Thränen aus.

„O! Ich bin grenzenlos unglücklich!" schluchzte sie.

Bolislav gerieth ein wenig aus der Fassung.

„Ich verstehe Sie nicht, Madame," sagte er ungehalten. „Was wollen Sie von mir? Daß ich Ihnen in allem Ernste den Hof machen soll? Und weshalb glauben Sie mit einemmale grenzenlos unglücklich zu sein?"

„Ich bin es und durch Sie bin ich es," sagte sie gleichsam zornig und sah ihn mit heißgerötheten Wangen und nassen, brennenden Augen an.

„Durch mich?" wiederholte er zweifelnd.

„Durch Sie!" sagte sie noch einmal.

„Ich habe in Paris gar oft an Sie gedacht und mich nach Ihnen gesehnt..."

„Olga!" unterbrach er sie zornig — so zornig, daß sie erschrak. „Ich bin ein geduldiger Mensch, aber Spott vertrage ich nicht — und von Ihnen am allerletzten."

Er gieng zum Fenster hin und legte die Stirn an die Scheiben, wie um sich zu sammeln.

„Ich spotte ja nicht,“ sagte sie ganz eingeschüchtert. „Ich schwöre Ihnen, daß Sie mir theuer sind, daß ich damals nicht gewußt habe, was ich wollte und wünschte, und daß ich meine Thorheit tausendmal bereut habe, und daß ich heute zu Ihnen gekommen bin, weil es mich hierher zog, weil ich Ihnen endlich sagen mußte, wie es um mich steht... und nun wissen Sie es... und nun gehe ich wieder... da... da Sie mich nicht mehr lieben.“

Sie langte aufgeregt nach ihrem Mantel und wollte fort.

„Olga!“ rief Bolislav außer sich und vertrat ihr den Weg. „Ich beschwöre Sie,“ fuhr er beinahe rauh fort und packte sie heftig am Arme, „seien Sie wahr! Ein zweitesmal würde ich einen Spott nicht vergeben. Ich liebe Sie noch. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was ich empfinde. Lieben Sie mich wirklich?“

Sie fürchtete sich zwar vor ihm: sein Gesicht, seine Stimme verriethen eher Haß und Leidenschaft als Liebe. Aber sie nahm noch einmal „ihren ganzen Muth zusammen“, warf beide Arme um seinen Hals, weinte und legte ihr Blondhaupt an seine Brust.

In den nächsten Tagen erzählte man sich in der Umgebung lachend, daß Bolislav Korvin und Olga Racovska sich zum zweitenmale verlobt hätten.

IV.

„Heute sollst Du Deiner zukünftigen Herrin die erste Aufwartung machen,“ sagte Bolislav zu seinem Canis drei Tage nach der vorhin erzählten Scene, während welcher Zeit Canis arg vernachlässigt worden war. „Daß Du Dich brav aufführst, Bursche, hörst Du?“

Canis horchte mit gespitzten Ohren und klugem Gesichte auf die Worte seines Herrn. Man hätte sagen mögen, er habe Alles verstanden. Bolislav versetzte ihm noch einige Bürstenstreiche, dann machten sich die Beiden auf den Weg zum Hause Olga's. Während sie die Treppe hinauf giengen, gab Bolislav dem Thiere noch einige gute Lehren, und Canis tanzte munter vor ihm her, als wollte er sagen: „Weiß schon... weiß schon.“ Er irrte sich aber dieses Mal, der arme Canis.

„Da bringe ich Jemand mit,“ sagte Bolislav die Thüre öffnend, die in Olga's Empfangszimmer führte, und ließ Canis ein, welcher mit großen Sätzen in die Stube gesprungen kam und dann, mit dem Schweife schlagend, nahe vor Olga stehen blieb.

Olga stieß einen lauten Schrei aus.

„Aber mein Lieb,“ rief Bolislav erschrocken, eilte zu ihr hin und nahm die Erblaßte, Zitternde in seine Arme, „er thut ja nichts... er thut gewiß nichts; er ist ganz zahm.“

Canis selber stand sehr verdutzt da und sah alles eher als wild aus.

Olga war noch ganz außer sich. „Was soll es mit diesem Thiere?“ fragte sie verwirrt und aufgeregt. „Mich so zu erschrecken! Ich kann nicht einmal die großen Hunde leiden, weil ich mich vor ihnen fürchte. Und nun gar erst ein Wolf! Laß ihn hinaus... ich kann ihn nicht einmal ansehen, so häßlich finde ich ihn.“

Bolislav, der so sehr an Canis gewöhnt war und ihn kannte, konnte nicht begreifen, wie er irgend Jemand Furcht einzuflößen vermochte, und hatte auch gar nicht an diesen Fall gedacht. Aergerlich, daß sein Plan, die Geliebte mit dem gutgearteten Wolfe angenehm zu überraschen, so jämmerlich mißlungen war, gieng er auf Canis zu, packte ihn unsanft beim Felle und stieß ihn mit dem Fuß aus dem Gemache. Als er zu Olga zurückkehrte, fand er diese mit thränenüberströmtem Antlitz.

Er suchte sie zu beruhigen, zog sie auf das Sofa herab an seine Seite und küßte ihr die Hände.

„Du weißt gar nicht, was Alles beim Anblick dieser Bestie mir in den

Sinn kam," sprach Olga. „Ich empfinde ohnehin ein wenig Furcht vor Dir. Sollten wir einmal Streit zusammen haben — dachte ich — und Du dabei heftig werden, dann wird dieser Wolf auf mich springen und mich zerreißen. Siehst Du, dieser Gedanke fuhr mir durch den Kopf, als das große Thier hereinsprang und mich mit seinen häßlichen, gelben Augen so bösartig anschaute."

„Du wirst Dich an ihn gewöhnen," sagte Bolislav. Er hat gute, treue Augen und ist ein sanftes Thier. Er wird Dir gewiß nie etwas zu Leide thun."

„Ich will ihn aber nicht um mich haben," entgegnete Olga. „Ich hasse ihn, schick' ihn nach Wien in die Menagerie, oder erschlag' ihn. Ich will ihn nie wieder sehen."

„Das ist kindisch von Dir," sagte Bolislav die Stirne faltend.

„Nenne es, wie Du willst," versetzte Olga trotzig. „Du wirst nicht das Herz haben, mir den ersten Wunsch zu versagen."

Bolislav gab keine Antwort hierauf und sprach von anderen Dingen. Olga blieb den ganzen Abend über verstimmt und forderte ihn nicht auf, den Thee mit ihr zu nehmen. Er gieng in übler Laune fort. Auf dem Heimgange schaute er manchmal in Canis' Augen, und fand sie wirklich gelblich und unheimlich funkelnd.

„Canis!" sagte er strenge. Canis drängte sich schüchtern an ihn und schaute traurig-furchtsam zu ihm auf. Dieser Blick entwaffnete ihn. Er legte die Hand auf den großen Kopf des Wolfes und fragte leise: „Wirst Du immer gut und sanft und folgsam bleiben, Canis? Wirst Du nie wild werden?"

Canis wedelte mit dem Schweife und schaute seinen Herrn fragend an.

„Sie wird sich an ihn gewöhnen," dachte Bolislav. „Diese Weiberlaune wird vorübergehen."

Dennoch begab er sich fortan allein zu Olga.

Einmal erzählte er ihr, wie er zu Canis gekommen war.

Sie hörte ihn kalt und zweifelnd an.

„Du wirst doch nicht im Ernste an dieser Bestie hängen?" fragte sie endlich.

„Im vollen Ernste."

„So sehr, daß es Dir unmöglich ist, sie meinetwegen zu opfern?"

„Beinahe."

„Schön." Sie zog sich gleichsam in sich selbst zurück. Ihre Stimme klang hart und ihre Stirne war finster gefaltet. Sie duldete nicht, daß er sie küßte oder sich sonst die kleinste Liebkosung erlaubte. Bolislav stand mißmuthig beim Kamine, während sie auf einer Chaise longue lag und mit über der Brust verkreuzten Armen, zurückgebogenem Haupte und trotzig aufgeworfenen Lippen unendlich hübsch, pikant und begehrenswerth aussah.

„Olga," begann Bolislav endlich, sein Ton war ein weicher, „solltest Du nicht im Stande sein, mir zu Liebe ein kleines Opfer zu bringen?" Er trat zu ihr hin und kniete vor ihr nieder. „Versuch' es ihn lieb zu haben. Es gilt ja nur ein Vorurtheil zu besiegen."

„Wenn ich mich aber vor ihm fürchte," schmollte Olga dem Weinen nahe. „Wenn ich aber die fixe Idee habe, daß er mich einmal zerreißen wird."

„Er wird es gewiß nicht thun," warf Bolislav ihre Hände küssend ein. „Würde ich sonst dieses Opfer von Dir verlangen? Ich schwöre auf ihn und seine Sanftmuth. Sei mein gutes, nachgiebiges Lieb! Ich bin so sehr an das Thier gewöhnt."

„Erstens bin ich nicht gut oder gar erst nachgiebig," versetzte Olga launenhaft, „und zweitens mag ich einen Mann nicht, der an einen Wolf gewöhnt ist. Ein Mensch, der Vorliebe für wilde Bestien haben kann, muß

nothwendig grausam sein, und solchen Menschen, wie schon gesagt" . . .

„Nun, was?" fragte Bolislav so eisig, daß sie, fürchtend, zu weit gegangen zu sein, in Thränen ausbrach und schluchzend ausrief, sie wäre das unglücklichste Geschöpf auf der ganzen Erde.

Bolislav erhob sich achselzuckend.

„Ich sehe, daß man ein Opfer von Dir nicht verlangen darf," sagte er verstimmt.

„Gewiß nicht," gab sie zu. „Ich werde immer thun, was ich will."

Er schaute sie schweigend an. Wäre sie nicht gar so hübsch gewesen! —

Sie giengen auf's Neue auseinander, ohne sich bezüglich dieses Punktes geeinigt zu haben. Von Canis wurde aber lange nichts gesprochen.

Auch in anderen Dingen verstanden sie sich selten.

Da sprach Bolislav einmal über Polen; sprach so recht, wie er es fühlte, von dem Unglücke Polens, seines Heimatslandes.

„Lieber Freund," sagte Olga, nachdem er ausgesprochen hatte, „ich gestehe Dir offen, daß es mir ziemlich gleichgiltig ist, was in Zukunft geschehen kann oder wird mit Polen. Große Umwälzungen liebe ich schon darum nicht, weil während solcher Perioden die Frauen eine sehr geringe Rolle spielen und mir dies gar nicht gefällt. Ich hasse die Politik. Mich interessieren meine Kleider, meine Möbel und die Menschen, die mir gerade gefallen . . . weiter nichts auf der Welt . . . höchstens noch lustige Städte und angenehme Reisen."

„Dann muß ich Dich um Verzeihung bitten, daß ich von einer Sache, die Dich so gar nicht interessiert, so lange gesprochen habe," erwiderte Bolislav nicht ohne Empfindlichkeit. „Es wird gewiß nicht mehr geschehen."

„Habe ich Dich erzürnt?" fragte Olga mit ihrem reizenden Lächeln. „Ich bin nun einmal so wie ich bin. Du darfst mir darum nicht gram sein. Gib mir einen Kuß und sei gut."

Er war ja nicht böse — o nein, aber es glitt gleichsam eine Enttäuschung durch ein Herz. War sie auch wirklich das Weib seiner Träume, die treue, zärtliche Gefährtin, die für Alles glüht, das den Gatten begeistert, die ihm folgt in Noth und Tod, und der kein Opfer zu groß ist, wenn die Liebe zum Gatten es zu bringen fordert? Nein, das war sie nicht. Sie liebte Niemand als sich selbst, und — sagte es ja auch.

„Liebst Du mich denn wirklich," fragte er sie manchmal.

„O freilich," lachte sie, „aber nur so lange Du Alles thust, was ich wünsche. Ich bin ein verwöhntes, verzärteltes Geschöpf. Ich will so recht verzogen werden."

„Thu' ich es denn nicht?" fragte er.

Sie weinte schon wieder.

„Nein", schmollte sie. „Du hast Dich noch immer nicht entschließen können, Deinen häßlichen Wolf umzubringen."

Er sah sie beinahe finster an.

Sie weinte nun in allem Ernste.

„Was für ein harter, böser Mensch Du bist! Sieh' mich doch nicht so fürchterlich an! Gott! wie wirst Du erst sein, wenn ich einmal Dein Weib sein werde! Du wirst mich quälen und schlagen und Deinen Wolf auf mich hetzen."

„Olga!" rief Bolislav zornig und strenge.

„Es wird so kommen," sprach sie weiter. „Du kannst nicht lassen von mir, und deshalb heiratest Du mich. Aber Du liebst mich nicht, Du behältst das wilde Thier nur um mich ängstigen zu können, und ich werde zwischen Dir und ihm ein elendes Leben führen." . . .

„Genug!" unterbrach Bolislav diese unsinnige Rede. „Du weißt nicht, was Du sprichst. Wenn Du mich wirklich für den brutalen rohen Menschen hältst, als den Du mich beschreibst . . .

dann muß ich Dir wohl rathen, mich aufzugeben."

Sie erschrak und rannte in seine Arme.

„Aber ich liebe Dich ja," schluchzte sie.

Der schlimme Zufall wollte es, daß es Canis an diesem Abende gelungen war, aus dem Stalle zu entweichen, und daß er den Spuren seines Herren nachgerannt war. Er stürmte die Stiege hinauf, und ein Diener ließ ihn arglos in die Stube ein.

In diesem Momente hatte Canis allerdings ein jämmerlich wildes Aussehen. Die Sehnsucht nach seinem Herrn, der rasche Lauf, die Aufregung des Suchens und Findens hatten sein Fell gesträubt, und seine Augen leuchteten wie gelbe Lichter. Schaum lief ihm vom Munde. Er stürzte heulend auf Bolislav zu, rannte die schöne Olga beinahe um und stellte sich an seinem Herrn auf, ihm mit wilder Freude das Gesicht beleckend.

Welche aber mochte die Empfindung sein, als er sich, statt bewillkommnet zu werden, rauh beim Halse gepackt und zu Boden geworfen fühlte? als sein Herr ihn wüthend in die Höhe zerrte, zur Thüre schleppte und hinausstieß?

„Peitschen Sie ihn aus dem Hause hinaus," rief Bolislav heiser vor Zorn einem Diener zu. „Was hat er hier zu suchen?"

Dann eilte er zu Olga zurück und untersuchte sie angstvoll, ob Canis sie nicht etwa gar verletzt hätte.

„O, er hat mir nichts gethan," sagte sie und streifte ihren Verlobten mit einem sonderbaren Blicke. „Er hat mir nur einen Stoß auf die Brust versetzt, daß ich taumelte und mir der Athem ausgieng ... das ist aber natürlich nicht der Rede werth."

Bolislav nagte an seiner Unterlippe.

„Schmerzt es Dich noch?" fragte er unsicher.

„Ach ja ... hier ..." sie wies auf ihre schöne Brust. „Du wirst aber dieser Bagatelle halber dem kostbaren Thiere nicht gram werden wollen?"

„Olga!" rief Bolislav wie zornig ... er war sehr blaß ... „Olga!" athmete er unruhig und küßte durstig ihren Mund, ihr Haar, „sprich nicht so ... Du weißt nicht ... wie ich Dich liebe ... Wenn je ein Mensch das Unglück hätte, mein süßes, schönes Weib nur im Geringsten und selbst wider seine Absicht zu verletzen ... dann würde ich ihn zu Boden werfen und mit ihm raufen ... Wenn aber eine Bestie es thut ... dann — erschlage ich sie ..."

Olga blickte ihn überrascht und glückselig an.

„Es war eine Marotte von mir," versetzte er hastig. „Ich meinte in Deiner Weigerung in Bezug auf Canis einen Beweis von Gleichgiltigkeit zu sehen ... ich hatte aber Unrecht. Du fürchtest Dich, daß ich so roh sein könnte! O, verzeih' mir! Nur dieses eine Mal verzeih' mir, Olga, ich will Dich gewiß nie wieder kränken."

Sie verzieh ihm — natürlich! warum hätte sie es nicht thun sollen? Die Weiber verzeihen uns ja die größten Ungerechtigkeiten, die thörichtesten Schwächen, vorausgesetzt, daß sie und ihre Launen es sind, die uns verleiten, diese Ungerechtigkeiten und Schwächen zu begehen. —

Als Bolislav heimwärts schritt, fühlte er eine feuchtwarme Be ührung an seiner Hand. Canis war es, der ihm die Hand leckte. Das Thier hatte vor dem Hause auf seinen Herrn gewartet und war ihm furchtsam nachgeschlichen; nun lag es zitternd und leise winselnd auf der Erde und leckte die Füße des stehengebliebenen Mannes.

„Canis!" sagte Bolislav. Seine Stimme klang kalt. Das Thier stand langsam auf und schaute ihn traurig, vorwurfsvoll gleichsam an.

Bolislav betrachtete es eine Weile und schien über etwas nachzudenken. Canis blickte noch immer zu ihm auf und bewegte leise die Ruthe.

Bolislav begab sich zurück in Olga's Haus.

„Haben Sie ein geladenes Gewehr bei der Hand oder einen Revolver?" fragte er den Diener, der ihm entgegenkam.

„Einen Revolver." —

„Geben Sie ihn mir, ich brauche ihn."

Der Diener brachte die Waffe. Bolislav steckte sie zu sich.

„Gute Nacht," sagte er, leicht an seine Mütze greifend, und verließ das Haus.

„Komm'!" sagte er zu Canis.

Er ging dem entlaubten Gehölze zu. Canis folgte ihm mit hängendem Kopfe und eingezogenem Schweife.

V.

Langsam schritten sie dahin. Es war eine finstere und feuchtkalte Nacht. Kein Stern war zu sehen. Der Schnee war theilweise geschmolzen, schmutzigweiß klebte er sich an die Sohlen der Dahinschreitenden und knirschte unter ihren Tritten. Es war ein unbehagliches Gehen.

Bolislav stand endlich stille.

„Komm her," sagte er, faßte den Wolf am Halse und spannte den Hahn des Revolvers.

Unwillkürlich hielt er wieder inne. War ihm doch, als packte eine unsichtbare Hand die seine. Auch kam ihm eine ähnliche Nacht in den Sinn, eine Nacht, gleich sternlos, gleich häßlich wie diese ... er wußte aber nicht, was sich in jener Nacht begeben hatte. War es die Nacht gewesen, die dem Tage gefolgt, wo Olga ihm den Laufpaß gegeben, und wo er schlaflos herumgeirrt war, und sich am liebsten an dem nächsten besten Baume aufgeknüpft hätte? ...

Eine Minute verstrich. Er schalt sich selbst einen Narren, sagte sich, daß es unvernünftig wäre, so sehr an einem Thiere zu hängen, daß Jeder an seiner Stelle die Bestie sofort erschießen würde, und daß es seine Pflicht wäre, es zu thun, weil er, thäte er's nicht, seine Geliebte kränken und sich lächerlich vor ihr machen würde ... und dennoch hieng die Hand, welche den gespannten Revolver hielt, schlaff herab, und konnte sich nicht entschließen, den tödtlichen Schuß zu thun. —

Wenn er das Thier hier im Walde zurücklassen, wenn er es mittels eines Strickes an einem Baume festbinden und sich dann entfernen würde? Bis es dem Thiere gelänge, den Strick entzwei zu beißen, würde er schon weit sein und der Wolf würde seine Spur nicht mehr entdecken können! — Nein! dieses Mittel würde fehlschlagen. Das Thier war klug — es würde den Weg nach Hause sicherlich zu finden wissen. — Vielleicht den Wolf verkaufen? Ihn einem Thierhändler zum Geschenke machen? Canis war ein schönes und großes Exemplar und würde überall gerne aufgenommen werden. — Er schaute seinen Begleiter an, der sich ruhig auf der Erde ausgestreckt hatte, schaute ihn starr und lange an. Sein schönes, verzärteltes Thier, das gewöhnt war, frei herumzujagen, sich des Lebens und der Freiheit zu freuen, in einen elenden Käfig gesperrt, verurtheilt zu ewiger Gefangenschaft, aus der es Tag für Tag zu entrinnen trachtet, indem es in rastlosem, schwindelerregenden Kreislauf nach einem Ausweg sucht, am Gitter nagt, an den Eisenstäben rüttelt und dazu heult ...

„Nein!" sagte Bolislav beinahe laut, „dieses Elend sollst Du nicht kennen lernen. Eher sollst Du sterben."

Beim Klange seiner Stimme hatte der Wolf sich erhoben und drängte sich nun an sein Knie. Bolislav legte die Hand auf den großen Wolfskopf. „Ich war gut mit Dir, nicht wahr?" murmelte er. „Jetzt kann ich nicht anders handeln ... es muß geschehen."

Das Auge des Wolfes blickte ihn noch immer an.

„Sieh' mich nicht an mit Deinem treuen Blick!“ rief Bolislav aus. — „Flieh' lieber! Flieh' in den Wald hinein! Weißt Du denn nicht, daß ich Dich tödten will?“

Der Wolf blieb unbeweglich.

Bolislav setzte den Revolver an die linke Stirngegend des Thieres. Der Schuß ging los. Laut aufheulend stürzte der Wolf zur Erde und wälzte sich in convulsivischen Zuckungen herum.

Bolislav hielt sich die Augen, die Ohren zu und rannte weg. Aus der Ferne ertönte dumpfes, schauriges Geheul. Irrte ein hungriger Wolf umher? Oder war's der Geist der todten Wölfin, der gekommen war, um mit dem sterbenden Jungen zu klagen?

Ohne einmal stille zu stehen, rannte Bolislav nach Hause. Schweißbedeckt langte er dort an, und der erste Diener, der ihm entgegentrat, fragte ihn besorgt, ob Canis ihm nicht begegnet wäre.

Ein unbehagliches Gefühl, das uns nach jeder übereilten That zu beschleichen pflegt, überkam den Polen bei dieser Frage.

„Canis?“ wiederholte er. „Ja. In der That . . . er ist mir nachgelaufen. Er wird aber nie wiederkommen, denn ich habe ihn erschossen.“

Der Diener that einen Ausruf und trat, die Hände zusammenschlagend, einen Schritt weit zurück.

„Was! Unseren guten, schönen Canis?“ murmelte er bestürzt.

„Warum staunst Du darüber?“ fragte sein Herr finster. „Das Thier war krank und mußte getödtet werden.“

„Krank? ja . . . dann freilich,“ sprach der Diener unüberzeugt.

Ohne ein Wort mehr zu sagen, begab Bolislav sich auf sein Zimmer.

„Ich möchte nur wissen, ob ich ihn gut getroffen habe, ob er sogleich verendet ist,“ dachte er, das Bärenfell betrachtend, worauf Canis so oft geruht hatte. „Meine Hand zitterte so stark. Ich habe nicht sicher geschossen.“

Er faßte den Vorsatz, am nächsten Tag die Stelle, wo er Canis gelassen, aufzusuchen und sich zu überzeugen, ob das Thier todt wäre. Er führte den Plan jedoch nicht aus.

„Er wird wohl todt sein,“ sagte er sich. „Ich kann und mag seine Leiche nicht sehen.“

VI.

Ein Jahr war über Land gegangen, da stand im Hofe des Bolislav-Korvinschen Gutes ein geschlossener Reisewagen, in dem eine dunkel gekleidete, dicht verschleierte, aufgeregte Dame saß, die aus den Händen der sich geschäftig hin- und herdrängenden Dienerschaft Schachtel um Schachtel, Paket um Paket in Empfang nahm, und die tausend Gegenstände im Wagen unterzubringen suchte. An der Rückseite wie auf dem Dache desselben waren schwere, große Koffer festgebunden . . . es schien, daß die aufgeregte Dame eine lange, lange Reise vor hatte.

Ja, es sollte eine lange Reise werden, ihr Fuß sollte dieses Land, diesen Hof nie wieder betreten, denn Bolislav Korvin und Olga hatten für gut befunden, sich nach einjähriger Ehe wieder zu trennen.

Die Pferde setzten sich endlich in Bewegung, Olga drückte sich in die Wagenkissen und weinte wie ein verzogenes Kind; ihre Kammerfrau, die an ihrer Seite saß, winkte den Dienern ein lachendes Lebewohl zu, und hinaus fuhr der Wagen, und die Diener sahen ihm nach und lachten.

„Glückliche Reise!“ riefen sie spöttisch nach. „Dem Himmel sei Dank, daß wir die Närrin wieder los sind!“

Ein Einziger war im großen Hause, der nicht lachte und nichts sagte und der dem davon rollenden Wagen nicht nachschaute.

Olga hatte immer noch gehofft, dieser Einzige würde kommen und sie, von plötzlicher Reue erfaßt, schluchzend anflehen, ihn doch um Gotteswillen nicht zu verlassen . . . wie angenehm wäre es gewesen, ihn mit tödtlicher Kälte anzublicken, dem Kutscher ein: „Fahr' zu!" zuzurufen und jenen in Verzweiflung zurückzulassen.

Er hatte ihr aber diesen Gefallen nicht gethan.

Stumm hatte er in seiner Stube gesessen, war nicht einmal an's Fenster getreten, um die Fortfahrende zum letztenmal zu sehen, und athmete erst erleichtert auf, als er das Rollen der Räder und das lachende Lebewohl-Geschrei der Diener vernahm.

Er lachte freilich nicht mit, er weinte aber auch nicht, sondern setzte sich nieder, legte die Arme auf die Seitenlehnen des Fauteuil und dachte über seine kurze Ehe nach.

„Glück auf den Weg!" sprach es in Bolislav.

Er hat ihr strenge befohlen, nie mehr zu erscheinen, ihm nie zu schreiben, nie mehr etwas von sich hören zu lassen. — Sie war todt für ihn.

Er dachte kaum mehr an sie, als er jetzt so einsam und so verlassen dasaß. Ein unsagbares Sehnen durchzog sein Herz . . . er dachte an etwas und wußte doch nicht woran . . . aber ein Wesen war's, woran er dachte, ein Wesen, das er, das ihn geliebt hatte. Und seine Hand streckte sich aus und tastete in der Luft nach einem Halt . . . war's nicht ein großer, haariger Kopf, den er zu streicheln gewünscht hätte? War's nicht . . .?

Er erhob sich plötzlich, griff nach seiner Mütze, und eilte aus dem Hause hinaus.

„Er wird doch nicht seine „Taube" zurückholen wollen?" fragte einer der Diener halb scherzend, halb erschreckt.

„Das wäre ein böser Einfall!" meinte ein Anderer.

VII.

Dichter Nebel war gefallen, man konnte nicht drei Schritte weit sehen. Verschneit standen die kahlen Bäume da, kalt war die Luft, trostlos die Gegend.

Dem Manne, der schon seit mehr als drei Stunden plan- und ziellos in den entlaubten Wäldern umherschweifte, war vom raschen Gange warm geworden, und er nahm die Mütze ab und strich sich das feuchte Haar aus der Stirn. Worüber hatte er nachgedacht? Was war ihm vorgeschwebt auf seiner Wanderung?

Eines nur, woran er oft gedacht im letzten Jahre und was ihn heute verfolgte mit hartnäckigen Qualen und ihn rastlos weiter, immer weiter trieb.

„Warum mußte ich ihn auch tödten?" sprach es in ihm, als er jetzt stille stand, „Hätte ich ihn doch in eine Menagerie verschenkt . . . ich könnte ihn jetzt zurückkaufen."

Er sah um sich und erkannte, daß er irre gegangen war. Die Gegend war ihm fremd.

Schon war es Nacht geworden. Der Nebel machte jeden Versuch, sich in der ihm unbekannten Gegend zurechtzufinden, unmöglich. Ihm wurde kalt und schlimm zu Muthe.

Was sollte er thun?

Mechanisch gieng er weiter, spähete umher, ob er kein Haus entdecken könne, und entdeckte nichts.

„Wenn ich ihn jetzt an meiner Seite hätte!" dachte er wieder. „Ich brauchte nur zu sagen: Canis, such! und er würde mich nach Hause führen."

Es wurde immer kälter und dunkler. Er fühlte sich zum Tode ermüdet und wagte doch nicht, sich auf die Erde zu legen, da er fürchtete, er möchte einschlafen und erfrieren. Endlich entschloß er sich zu schreien. Sein Ruf verhallte ohne Antwort. Stumm und rathlos stand er eine Weile da. Dann fieng er wieder zu schreien an.

Ein dumpfer, unheimlicher Laut klang zurück. Das war nicht die Stimme eines Menschen. Ein Wolf hatte geantwortet auf seinen Ruf.

Schaudernd hielt Bolislav in seinem Lärmen inne und griff in seine Brusttasche. Er hatte vergessen, sich mit Waffen zu versehen. „Hölle und Teufel!" murmelte er vor sich hin. Unhörbaren Schrittes näherte er sich einem Baume, lehnte sich mit dem Rücken an denselben und verharrte schier athemlos in dieser Stellung.

Zu erspähen vermochte er nichts. Er hörte aber in dem dürren Gehölze ein Rascheln. Der dumpfe Laut ertönte wieder, dann wieder, schien aber diesmal von einer anderen Seite zu kommen.

Jetzt sah er auch etwas. Zwei leuchtende Punkte tauchten zwischen den Baumgruppen auf. — Bolislav wandte schaudernd das Auge von ihnen ab und erblickte sie auf der andern Seite wieder. Er schaute umher . . . er sah sie überall. Er vernahm den schweren Tritt näherkommender Thiere . . . er hörte ihren keuchenden Athem. Jetzt sah er auch die Umrisse der Gestalten; die leuchtenden Punkte schienen sich alle auf eine Stelle zu heften, auf die Stelle, wo er stand. Sein Haar sträubte sich.

Geheul, Getrappel und schnaubender Athem. Es rückte näher und näher.

Er meinte den Athem zu spüren und hielt den seinen an.

Die erste der Gestalten lief mit hängendem Kopfe und eingezogenem Schwanze an ihm vorbei. Auch die zweite.

Er rührte sich nicht; er dachte nichts mehr; er schaute nur die, welche da kamen und giengen, starren und gläsernen Blickes an.

Die dritte Gestalt stand stille. Die hatte ihn gesehn oder gewittert. Er hielt sich krampfhaft am Baume fest. Er wollte ihn erklettern, war jedoch wie gelähmt. Ein dumpfer Verzweiflungsschrei brach von seinen Lippen.

Der Wolf stutzte und sprang dann mit einem Satze auf den wehrlosen Mann. Bolislav fühlte die Schnauze an seinem Gesichte, fühlte die Vordertatzen an seinen Schultern. Stumm rangen der verzweifelnde Mensch und das hungrige Thier miteinander.

Der Mond war plötzlich hervorgebrochen und beschien das unheimliche Bild.

Andere Wölfe drängten sich hinzu. Bald war der Kampf zu Ende. Heulend und sich die Mäuler beleckend, wälzte das Rudel sich weiter. Zerfetzte Kleider, Haare und Blutspuren waren auf der Erde zu schauen.

Der Wolf, welcher den Unglücklichen zuerst angefallen hatte, war der letzte, der sich von der Stelle trennte, wo Bolislav gestanden. Mit zur Erde gebeugtem Kopfe folgte er nun hurtig den weiter eilenden Genossen.

Der Vollmond warf sein grelles Licht auf ihn und beleuchtete das Gesicht des Wolfes. Er hatte nur ein Auge, und über die linke Stirngegend lief eine breite Narbe.

Die sieben Todsünden.

Genrebilder aus dem Volksleben von P. K. Rosegger.

Die Sünde.

Der Boden ist zwar ein wenig schwankend, aber meine schöne Leserin möge sich mir unbedenklich anvertrauen. Ich bin stets in hohem Grade discret, und um diese Tugend recht hervorzuheben, will ich als einen Gegensatz nur erzählen, wie es der junge Anton Hinterhölzl getrieben hat.

Dieser Anton Hinterhölzl, Sohn des verstorbenen Josef Hinterhölzl in der Gemeinde Gscheid, Bezirk Oberplankendorf, dreiundzwanzig Jahre alt und frisch und gesund, Gott sei Dank! trat an einem schönen Feierabende des letztvergangenen Sommers zum Dorfbrunnen hin, wo etliche plaudernde Mädchen beisammenstanden. Die netten Dinger gaben an Geschwätzigkeit dem sprudelnden Dorfbrunnen nicht viel nach. Aber Eine stand dabei, die sagte nichts, sondern wartete nur, bis ihr Krug voll war. Zu dieser trat der Anton hin und sagte: „Jungfrau Susanna, wenn Du wüßtest, was ich heute für einen festen Durst habe!"

„Da ist der Brunnen," antwortete sie.

„Laß mich trinken aus Deinem Krug?"

„Meinetwegen," sagte sie, „Dich lass' ich trinken, Du hast keinen Schnauzbart."

Es war in der That so, der Bursche hatte auf seiner leicht aufgeworfenen Oberlippe nur einen losen Flaum; die blonden Härchen glänzten wie Gold, wer sie auf das hin ansah, und das that die Susanna jetzt, denn es war ihr um den grünglasierten Krug und sie mochte nicht trinken aus einem Gefäß, in welches vor ihr „so ein Bartfetzen" hineingehangen hatte.

„Der Durst ist nicht gar groß gewesen," bemerkte sie, als er nach kurzem Nippen ihr den Krug wieder zurückgab.

Jetzt legte er keck seine Hand an ihr Köpfchen, bog es an sich und flüsterte ihr was in's Ohr.

„So!" sagte sie laut, daß es auch die Anderen hören konnten, „spazieren gehen willst mit mir? Spazierengehen thun die Herr'n; ich bin eine Bauerndirn."

„Und ich ein Bauernbua," d'rauf er, „und wollen wir nicht spazierengehen, so kunnten wir doch zum wenigsten ein bissel miteinander herumschlankeln —"

„Schlankel zu!"

„— in den Baumgarten hinauf!" flüsterte er.

„Was wollten wir denn im Baumgarten oben, möcht' ich wissen!"

„Schauen, ob die Zwetschken schon zeitig sind." —

So scherzten sie sich zusammen und so scherzten sie sich davon.

Als sie in den Baumgarten kamen, war es schon finster. Auf dem grünen Rasen lagen weiße Tücher; das war der Mondschein, der zwischen den Baumkronen niederfiel. Mitten in einem solchen großen, weißen Tuche stand der Stock eines alten Birnbaumes, der gespalten und verstümmelt gewesen, keine Frucht mehr getragen hatte und also vor Kurzem umgeschnitten worden war.

„Wenn der Mensch eine Bank zum Niedersitzen haben will," sagte nun der Anton, „so muß er sich eine aussuchen, die nicht bricht."

Nach diesem Lebensgrundsatz setzte er sich auf den Birnbaumstock und zog das Mädchen ohne viel Anstrengung an seine Seite nieder.

„Ja freilich, so ein Stock wird just groß genug sein für zwei Leut'!" sagte sie, denn je mehr so ein munteres Dirndl befangen ist, desto unbefangener sucht sie zu schwatzen und schwatzt gerade das, was sie selbst am wenigsten glaubt. Sie sah es recht wohl, daß der Stock breit genug war für zwei Leut'. Er legte seinen Arm um ihren Nacken: „Suserl, Dich habe ich schon lang' so neben meiner haben wollen."

„Eh? Und hast jetzt mehr, weil ich neben Deiner bin?" Diese Worte zitterten ihr vom Mund und es zitterte ihr die Hand, die er auf sein Knie gelegt hatte, und sie dort mit der seinigen fest hielt, und es zitterte ihr das Herz.

„Ich weiß es schon lang, daß Du mich gern hast, Suserl!"

„So? Das höre ich auch das erstemal."

„Mag schon sein, weil ich Dir's das erstemal sag'."

„Hat Dir's leicht die Kartenaufschlagerin verrathen?"

„Was brauch' ich die alten Weiber dazu, wenn ich's von Dir selber weiß. Wissen thue ich's daher, weil Du mich allemal so keck abgetrumpft hast."

„Ja, weil ich Angst gehabt hab', die Leut' kunnten's sonst merken. Sie brauchen es nicht zu wissen."

„Jetzt ist's abgemacht," sagte der Anton und preßte ihre Hand mit der seinigen. „Wir zwei halten zusammen."

„Allzu geschwind geht's," sagte sie, „hast Dir's wohl überlegt?"

„Seit einem Jahr hab' ich's überlegt, wie ich Dich zu mir krieg."

„Und ich hab's auch immer überlegt," gestand sie, „wie ich Dich recht ärgern kunnt und doch wieder anlocken. Es ist so viel zum schämen, wenn man Einem sagt, daß man ihn gern hat."

„Schämst Du Dich jetzt noch, Suserl?"

„Jetzt nimmer, jetzt däucht mich, wir wären unser Lebtag beisammen gewesen."

„Und bleiben beisammen. Ich schau' keine Andere an, als wie Dich, und Du keinen Andern, als wie mich, gelt?"

„Ja," sagte sie.

„Und jetzt, Suserl, jetzt zeig' einmal Dein Gesichtel her!" Er sagte es, und bog ihr Köpfchen mit dem geflochtenen Haar so, daß der Mond voll und licht auf ihr Antlitz schien. Die Augenlider mit den langen Wimpern schlossen sich halb vor dem hellen Schein und zwischen den Lippen schimmerten die weißen Zähnlein hervor.

Wie der Anton das Köpflein nun so zwischen seinen Händen hielt und er ihr in's Auge schaute und dann auf das weichzuckende „Göscherl", beugte er sich, um auf letzteres einen langen Kuß zu drücken. Der Kuß wollte gar nicht enden, sie hatten sich schier aneinander festgesogen. In demselben Augenblick stupfte Jemand mit einem Stöcklein auf den Rücken des Burschen hin und eine heisere Stimme sagte: „Pfui!"

Das Paar stob auseinander.

Das Mädchen floh, der Bursche kehrte sich um — wer da sei? Wen's was angienge?

„Ich bin da und mich geht's was an!" antwortete der Störefried, stützte sein Stöcklein auf den Birnbaumstock und starrte den Anton an. Niemand Anderer war's, als die „Dorfglocke". So wurde der hagere, ein wenig eingeknickte Mann geheißen, der wegen Schwächlichkeit sein Schusterhandwerk aufgegeben hatte und nun die lebendige Kundmachung vorstellte. Bei Festlichkeiten machte er den Einlader oder Ansager; wenn eine Bittprocession um Regen oder um Sonnenschein gehalten wurde, gieng er in seinem schwarzen Tuchgewand von Haus zu Haus, um es den Leuten zu künden; wenn ein Begräbnis war, gieng er in der

Runde und sagte an jeder Thür seinen Spruch: „Morgen wird der N. N., den Gott der Allmächtige von dieser Welt abgerufen hat, christlich bestattet und lassen die Angehörigen ihre christlichen Mitbrüder und Mitschwestern bitten um zahlreiche Betheiligung!“ Auch wenn sonst etwas zu künden war, wurde dieser Mann gerne verwendet, und lag es also wohl nahe, daß er nun von Haus zu Haus gehen und in seiner eintönigen Weise darthun möchte: „Es ist den christlichen Mitbrüdern kund und zu wissen gethan, daß der Anton Hinterhölzl und die Susanna Bergerin nächtig miteinander im Baumgarten betroffen worden, so nahend beisammen, daß kein Vogel seinen Schnabel zwischen Beide hätte stecken können.“

Indessen ist der Mann verschwiegen, er kündet nur, wo er dafür bezahlt wird. Allerdings würde der Anton auch bezahlen, aber in einer Weise, die nicht Jedermann's Sache ist. Etwas Anderes war's, was jetzt die Dazwischenkunft der „Dorfglocke“ so unangenehm machte; der Mann war der Oheim und Vormund des Anton, hatte also gewissermaßen ein Recht, mit dem Stocke den Burschen am Rücken zu stupfen und pfui zu sagen — so schlecht angebracht diese Demonstrationen auch sein mochten.

Ueber den Vormund würde sich der Anton nöthigenfalls hinausgesetzt haben, denn von seiner vollen Selbstständigkeit trennte ihn kaum ein Jahr mehr; dann hatte er in gewissen Dingen allein nur Gott zum Herrn, und mit diesem ließ sich reden, der doch — wie der Bursche einmal singen gehört hatte — „Das Dirndl wegen dem Büaberl gmacht“ hat. Anders aber war's mit dem Oheim. Der hatte ein Sächelchen erspart und der Arzt sagte: Der Mann wird nicht alt. Und das Sächelchen rutscht dann auf den Neffen über, heißt das, wenn der Oheim nicht früher einen Stein in die Rinne legt. Das ist zu vermeiden, und daher muß der Anton nun ganz demüthig dastehen und hören, was der Oheim sagt.

Der Oheim setzte sich auf den Birnbaumstock, denn er stand schwer, wenn er sich nicht wo anlehnen konnte, und lud den Neffen ein, sich daneben zu setzen. Wie gerne hätte dieser versichert, der Birnbaumstock wäre für Zwei zu schmal, wenn nicht just früher der glänzende Gegenbeweis erbracht worden wäre.

„Setz' Dich, Junge, setz' Dich!“ drängte der Oheim. Und als selbiger hart an der Kante saß — Galle im Herzen — da sprang eine Kröte auf seine Hand; es war aber nichts als die feuchtkalte Hand des Oheims.

„Anton!“ sagte er gewichtig, „was habe ich dahier vorhin sehen müssen?!“

„Unrechtes nichts!“ antwortete der Bursche.

„Unrechtes nichts!“ lachte der Oheim heiser auf. „So sage mir einmal, seit wann ist es denn ausgestrichen, das sechste Gebot Gottes?“

„Das ist nicht ausgestrichen,“ antwortete der Bursche, „deshalb will ich mich um einen Schatz umsehen.“

Ueber dieses freche Wort war der Oheim derart empört, daß er den Zeigefinger hob und warnend ausrief: „Jüngling! Das Umziehen mit ledigen Weibsbildern ist Sünd'!“

„Deswegen, Oheim, möchte ich mich an eine Verheiratete machen.“

„Thor! Thor! Das ist noch größere Sünd'!“

„Heißt das, an Eine, die mit mir selber verheiratet ist.“

Der Oheim schwieg, er war ein wenig ärgerlich, daß er in's Garn getappt hatte.

„Ich muß heim zum Rosenkranzbeten!“ sagte der Anton und wollte rasch aufstehen.

Der Oheim hielt ihn zurück: „Bleib' noch da. Wir wollen ein Anderes beten allzwei. — Ich weiß nicht, Ihr jungen Leut', was Ihr denn habt. Ihr bildet Euch ein, es müßt' sein, und es ist allmiteinander nur Ver-

führung, nichts als Verführung. Weil Ihr immer die verruckten Lieb'sliedeln hört und selber singt! Und weil Ihr jeden Weiberkittel schon auf das hin anschauet! Was ist denn d'ran, möcht' ich wissen? Das ist ein Geschrei von den sauberen Mädeln und eine ganze Litanei weiß man von ihren Augen und Haaren und Wangen und Statur und was weiß ich! Ich finde nichts an den Weibsleuten, hab' nie was d'ran gefunden, in diesen Stücken bin ich alleweil gescheit gewesen."

Warum Gott dem Adam die Eva erschaffen hätte? war die Frage des Burschen.

„Mein lieber Junge," sprach jetzt der Oheim, „wenn Du über derlei reden willst, so mußt Du auch genau wissen, wie es zu lesen steht. Am sechsten Tage, als alles Andere fertig gewesen, schuf er den Adam, und er sah, daß es gut war. So heißt's und gut war's! Die Eva ist erst später dazu gekommen, darauf steht's nirgends mehr zu lesen: und er sah, daß es gut war."

„Der Spaß ist nicht schlecht," meinte der Anton.

„Der Teufel auch, ist denn das ein Spaß?"

„Ein sauberes Dirndl busseln, das ist freilich noch ein größerer Spaß. Den verstehst aber nicht, Oheim."

„Gott sei Dank, nein! Vor dem Abschmatzen und Busseln da hat mir immer gegraust; soll ich Einer den Mund ablecken?!"

„Das muß ich schon sagen, da bin ich anderer Meinung," entgegnete der Anton.

„So beschreib' mir's, so beweis' mir's!" sagte der Oheim geschmeidig.

„Beweisen," meinte der Bursche, „das müßte ich wohl wem Andern überlassen."

„Wem denn?"

Nun wollte der Anton beginnen, nach bestem Wissen und Gewissen dem Oheim das Weib und das „Gernhaben" und das „Busselgeben" darzustellen. Er spannte schon den Athem dazu an, unterließ es aber noch im letzten Moment. Denn er dachte so: Gelingt es mir nicht, ihn zu überzeugen, so hilft es nichts, und gelingt es mir, so nimmt er sich am Ende selber Eine und die Erbschaft ist hin.

„Ja, Oheim," sagte er denn, „wenn man's genau nimmt, Du hast nicht so Unrecht. Was kann an so einem Weibsbild denn viel d'ran sein! 's ist vielleicht mehr Einbildung als Wirklichkeit in der Sache."

„Bist halt doch ein vernünftiger Bursch'! Mich gefreut's und werden gut miteinander auskommen. Nur wissen möcht' ich's, der Weiber wegen, warum die jungen Teufel alle so d'rauf losgehen!"

„Nicht allein die jungen, Oheim, gemeiniglich auch die alten!"

„Deut' mir's!"

„Probier's!" sagte der Anton, wollte aber das unbedacht entschlüpfte Wörtlein wieder einfangen.

„Meinst, Anton?" versetzte der Oheim weich, „und —? Wenn man's nimmt, ich bin noch nicht fünfundvierzig, ich werd's erst in drei Wochen. Die besten Tage! Es wird viel sein, wenn ich nicht noch dahinterkomme, was an der Sache ist."

„Daß es Dir am Ende nicht so ergeht," meinte der Neffe dämpfend, „wie dem Bachschneider."

Das war genug gesagt. Was der Bachschneider von seinem jungen Weibe litt, das ahnte männiglich. Sie sperrte ihn unter Anderem in die Werkstatt ein und gieng in das nachbarliche Eisenwerk, um ihre Kinder zu suchen. Aber die Freude vom alten Meister, wenn sie geboren wurden, die wog alle Drangsal auf!

„Du hast recht, ich laß' es sein," sagte der Oheim. Da fiel dem Jungen ein Stein vom Herzen; er fiel aber so laut zu Boden, heißt das, der Bursche athmete so vernehmlich auf, daß der Oheim fragte: „Was geht es denn Dich an?"

Diese Frage kam so plötzlich, daß sie in dem Burschen, der ohnehin mit der kochenden Galle zu kämpfen gehabt hatte, nicht minder plötzlich den Widerhall wach rief: „Und was geht es denn Dich an, ob ich mir Eine zulege oder nicht? Das ist mir zu dumm, daß Du Dich da dreinmischest. Ich mag die Susanna einmal und ich mag sie einmal! Heirate ich sie heut' oder auf's Jahr, das ist einerlei, mein ist sie von heut' an, ich finde nichts Schlechtes dabei und glaube, das sechste Gebot ist für was Anderes da, als für das, wenn man einen Schatz hat und ihm treu bleibt. Gute Nacht, Oheim! Ich schlag' Dir auf die Finger, wenn Du nicht auslaßt! Gute Nacht, Oheim!"

Flink riß er sich los, rasch lief er davon. Der weite, klare Himmel stand über ihm und in demselben der stille, freundliche Mond, der ihm zuwinkte: Mit dem Oheim hast Du es nun zwar verdorben, Du hitziger Junge, aber Dein Schatz, der wartet auf Dich, dort wo das Fensterlein funkelt.

Der Mond hatte recht — er hat in solchen Dingen immer recht, er mag nun voll oder neu, im ersten oder im letzten Viertel sein. In unserem Falle war er im ersten Viertel, er wurde von Tag zu Tag voller, wie das Liebesglück der beiden jungen Leute, bis er am Hochzeitstage ganz voll und rund am Horizont emporstieg.

Der Oheim hatte noch einige Begräbnisse ausgerufen, das seine schließlich aber verschwiegen. Es kam frühzeitig, wie es der Arzt vorausgesagt hatte. Auf dem Todtenbette soll der arme Mann gesagt haben, nichts fürchte er, wenn ihn der Richter rufe, als das sechste Gebot. Er wisse weiters nichts mehr gut zu machen: was an Gut und Geldeswert von ihm übrig bleibe, das gehöre den Kindern des Anton.

Entfremdet.

Eine Skizze von **Marie Janitschek.**

Er war ein von der Natur reich begabter Mensch.

Er besaß das Auge des Künstlers, den Arbeitseifer des Gelehrten, das Selbstvertrauen eines tüchtigen Talentes. Zu diesen Vorzügen kam noch, daß Clotar jung war, jung, schön. Allein, was nützte ihm dies Alles, da ihm Eines fehlte: die Mittel, seine Fähigkeiten auszubilden. Clotar war arm. Als „Ritter vom Geist" mußte ihn das Joch doppelt drücken, das die Noth ihren Leibeigenen auferlegt. Um sich das Nothwendigste zum Lebensunterhalt zu erwerben, war Clotar gezwungen, seine Zeit mit der undankbarsten aller Beschäftigungen: mit Stundengeben auszufüllen. Hatte er während des Tages die unfruchtbaren Gehirne seiner Schüler bepflügt, so mußte er sich am Abend gestehen, zu müde zu sein, um nun für sein Ziel zu arbeiten. Clotar's Ziel war ein hohes. Wer hat nicht in seiner Jugend ein Alexander werden wollen?

So, zwischen Himmel und Erde schwebend, das Schicksal des Ikaros vor Augen, verlebte Clotar einige qualvolle Jahre. Er war zu gut für das Mitleid seiner Mitmenschen; er zog sich zurück, je mehr ihn dieser unliebsame Begleiter der Armut zu verfolgen schien. Mit der steigenden Reife seines Geistes dünkte ihm die Stellung, die er einnahm, immer unwürdiger. Doch, was beginnen? Clotar

hätte sicher ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Amt gefunden, allein in jedem mußte er die erste Zeit seinen Lebensbedarf aus eigenen Mitteln bestreiten, und dies vermochte er nicht. Er beschloß dies geistige Taglöhnerthum nicht weiter zu führen, gehe es wie es wolle.

Eines Morgens zündete er mit seinem Stundenplan seine Cigarette an. — Es trieb ihn hinaus in's Freie. In der Natur hoffte er das Gleichgewicht seines durch die Sorgen verstörten Geistes herzustellen. Er suchte einen einsamen Pfad auf. Ungestört konnte er hier seinen Gedanken nachhängen. Es waren dies Gedanken, lachende, höhnende, erbitterte. Hätte er einen derselben niederzeichnen sollen, er hätte ein Gerippe gezeichnet und ihm eine bunte Harlekinsjacke umgehängt.

Sterben wir, aber bleiben wir unsern Göttern treu, sagte Clotar schließlich zu sich.

Sein Weg führte ihn am Ufer des Flusses entlang. Es war ein grauer, feuchter Tag, der Himmel von dunklen Wolken bedeckt. Am Anfang des Ufers, mitten unter tropfendem Weidengezweige, saß eine alte Bettlerin. Clotar konnte sich ihrer schon von seiner Kindheit her erinnern. Die Frau mußte lange Jahre hier sitzen. Früher war ihm nie eingefallen, sie anzureden, heute reizte ihn die Einsamkeit, die ganze trübselige Tonfärbung dieses Bildes, ein Wort an sie zu richten. „So, im Regen, Mutter, warum geht Ihr nicht nach Hause," frug er, ihr die Hand reichend, da er sich nicht im Besitze eines Hellers befand. — „Ich hab' kein zu Hause?" entgegnete die Alte mit abgestorbener Stimme; „ich hab' keine Verwandten, keine Freunde, Niemanden. Seit den zwanzig Jahren, da meine rechte Hand gelähmt, schlaf' ich in dem alten steinernen Wächterhaus am Fuße des Schloßbergs. Dort ist's aber gar kalt und unfreundlich, hier bin ich auf meinem gewohnten Platze."

„Zwanzig Jahre sitzt Ihr hier?" sprach Clotar sinnend; „eine Ewigkeit für ein Leben wie Eueres; ist's Euch nicht zu traurig zu Muthe, um noch weiter zu leben?" — „Ich hab' den Strom gerne," antwortete sie mit einem Lächeln, das in herzzerschneidendem Contrast mit den eingesunkenen farblosen Zügen ihres Antlitzes stand — „ich habe die Weiden groß werden sehen, mir ist der Fleck lieb, worauf ich sitze, ich möchte nicht sterben."

„Wundersame Gewohnheit des Daseins," sagte Clotar zu sich; „aber, sagt mir," wandte er sich an die Greisin, „was thut Ihr Abends, wenn Ihr nach Hause kehrt, ist Euch diese gänzliche Verlassenheit nicht unerträglich?" — Sie zuckte die Achseln: „Abends denkt man auf das Morgen, dann kommt der Schlaf." — „Also, noch Hoffnung," rief Clotar, „Hoffnung in einer lahmen Bettlerin, und Du, jung, kräftig, gesunden Geistes, Du hast Dein Streben, Hoffen zu den Todten geworfen? Du verdientest an die Stelle dieses Weibes gesetzt zu werden, Du, schwächer als diese Bettlerin!" Clotar kehrte spät Abends in seine Stube zurück. Sein Gang war fest, stolz, sein Haupt trug er hoch. Es hatte ihn plötzlich Energie überkommen, der Geist des Trotzes, der jedem Kämpfer zum Siegen nöthig, war in ihm erwacht. Er zündete ein Feuer an und warf mit abgewandtem Haupte sein Liebstes auf Erden, seine Bücher hinein. „Bis ich mir die Mittel erworben, ganz Euch zu leben, seid todt für mich. Dann" — das „dann" leuchtete blitzend in seinem Auge auf, indes der letzte Funke in der Asche seiner Lieblinge aufzuckte. —

Am nächsten Morgen gieng Clotar zu seiner Schwester, um ihr „Lebewohl" zu sagen. Sie war verheiratet und schmachtete mit ihren sechs Kindern im tiefsten Elend. Sie war fast noch ärmer als er. Beide konnten einander nicht helfen. Sie war erstaunt über sein plötzlich resolutes Wesen.

„Ich habe eingesehen, daß es bloße Schwäche von mir war," sagte er, „es hoffen noch ärmere Geschöpfe als ich; überhaupt ist die Armut nur eine Unfähigkeit des Menschen, kein Mißgeschick. Habe ich die trivialsten Sorgen von mir abgeschüttelt, will ich wieder zurückkehren zum Altare meiner Götter. Jetzt wünsche mir Glück zu meinem Streben."

* * *

Zwanzig Jahre sind in's Land gegangen.

An einem Sommermorgen steigt ein Herr auf dem Bahnhofe zu B. aus einem Coupé erster Classe. Er winkt einen Fiaker heran. „Ich bin ein Fremder und möchte die Stadt sehen!" Der Kutscher schwingt sich auf den Bock, sie fliegen durch die Stadt. Der Herr im Wagen sieht nach rechts und links. Auf seinem anscheinend blasierten Antlitz spielt Erstaunen und Trauer. Wie hat sich die Stadt verändert! Dort drüben in der engen Sackgasse stand ein Haus; an dem linken Fenster im Parterregeschosse sah man häufig einen jungen Mann lehnen, das Auge träumend in die Ferne oder — wenn der Ausdruck gestattet — in sich gerichtet, innere Bilder verfolgend. Wohin ist der braunlockige Jünglingskopf, wohin das Haus gekommen?

Eine Reihe prächtiger Paläste zieht sich hin, wo einst das bescheidene Gebäude einem rastlosen Geiste eine Heimstätte bot. „Stand hier nicht das Haus des Herrn B.?" — „Ja wohl, mein Herr, es wurde von dem Erbauer der neuen Straße niedergerissen." — „Niedergerissen? Bah," meint der Fremde für sich, „man könnt' es wieder aufbauen, gerade so wie es damals stand, ich sehe es noch . . . auch das Fenster, aber jenen Jünglingskopf? . . . . ." Der Fremde fährt sich durch die ergrauten Haare; die hohen Ideale, die einst hinter dieser Stirne gewohnt, sind auch niedergerissen worden, die lassen sich nimmer aufbauen, umsonst das ungeduldige Spielen der Finger, deren Brillantringe den Geistern der Vergangenheit nicht zu imponieren vermögen. Clotar fährt in eine enge, finstere Gasse; hier hat einstens seine Schwester gewohnt. „Sie ist schon seit langen Jahren ausgewandert," entgegnet der Portier auf die Frage des fremden Herrn. — „Wohin?" — Er glaubt nach einen andern Erdtheil, wenn er sich nicht irrt, nach Australien. — So so, freilich, zwanzig Jahre sind eine lange Zeit! Allerdings, für ihn war die Zeit ein Nichts, ein Augenblick. Er hat gearbeitet, rastlos gearbeitet, wenn das Herz weinte in seiner Brust und nach den verlassenen Göttern verlangte, sagte er: „Später!"

Jetzt, da sein Ziel erreicht war, und er den Bitten, dem Drängen seines Geistes nachgeben konnte, jetzt schwiegen alle Stimmen in ihm. Das Aergerlichste ist, daß seine Heimat ihm in so ganz neuer Gestalt entgegentritt. Er hat sich so sehr gefreut, die alten, geliebten Züge seiner Vaterstadt wieder zu finden, nun ist's ein fremdes Antlitz, das ihm kalt vornehm aus dem Rahmen der Berge entgegenblickt. Clotar sucht einige Bekannte auf, frühere Schüler, die an ihm mit Liebe hiengen. Niemand kennt ihn mehr, er wird wie ein Fremder behandelt, sein Name ist verschollen.

Einsam wandelt der arme reiche Mann in der Stadt umher, er hat eine Wohnung in einem Hôtel gemietet, aber er fühlt sich dort so verlassen, so öde, daß er es nicht aushält, zwischen den engen Wänden. Und doch hat er zwanzig Jahre gearbeitet, um sich das Glück dieser e i n e n Stunde zu erkaufen. Er meinte an der Schwelle seines Landes würde er die alten Geister, die er dort zurückgelassen, wiederfinden. „O, Clotar! Du Thor," sagt sich der Mann; dann zieht er den Hut tiefer in die Stirne und durch-

schreitet rasch die Straßen der Stadt, bis ihm das Weichbild derselben im Rücken liegt. Hier fließt zwischen breiten Ufern der Strom in ruhiger Klarheit. „Du bist Dir gleich geblieben," murmelt Clotar, „so sah ich Dich im Traume mit Deinen Weidengebüschen, Deinen schlanken Pappeln, die so köstlich im Frühling duften, mit Deiner eintönigen und doch ergreifenden Melodie. Was regt sich dort unter grünem Gezweige? — „Du," sagt der gebräunte Mann mit überquellendem Auge, und dann faßt er ungestüm den Kopf des steinalten, weißhaarigen Weibes zwischen seine Hände und preßt einen Kuß auf ihr halbverloschen Aug'. — Sie ächzt und zittert, denn sie glaubt, er will sie morden. „Du einzig Menschenantlitz, das ich wiederfand und erkannte aus den Tagen meiner Jugend, sei gegrüßt," ruft er freudezitternd. „Sei gegrüßt, Mutter! ich hab' Dich gekannt als kleiner Bube, als Jüngling theilte ich oft meinen Groschen mit Dir, heute möchte ich Alles theilen mit Dir, so lieb bist Du mir." Er könnte jetzt ein Stück Mauer, einen Stein ebenso inbrünstig an seine Brust drücken wie dieses Weib, er drückt keinen Gegenstand, er drückt die Jugend an das hochklopfende Herz. „Willst Du mit mir gehen? ich bin ein reicher Mann," sagt er zu ihr, sich mit der Hand über die Augen fahrend; „Du sollst es gut haben bei mir, wie nie in Deinem Leben." Das Weib starrt ihn mit unsicherem Blicke an; sie kann seine Rede nicht fassen; Eines nur scheint sie begriffen zu haben: sie soll mit ihm gehen, also fort von hier — fort. Das ganze Wunder ist ihr unklar, nur dieses Eine Wörtchen versteht sie ... sie schüttelt langsam das Haupt. „Ich bleib' schon hier," sagt sie, furchtsam zu ihm aufschauend, und doch mit leuchtender Energie, „ich hab' meine Heimat gar zu gerne, das Wasser — die Berge — — mir ist's hier immer gut ergangen, ich bleib' hier." Clotar wendet sich zähneknirschend ab, so verstößt ihn denn Alles, Heimat, Menschen, ja, die eigene Seele ist ihm entfremdet; umsonst spricht er zu seinem Herzen: sei wieder, wie Du warst, siehe, wir wollen gute Freundschaft halten wie einstens; ich will das alte Haus aufbauen, und Du sei wieder froh wie der Fink im Bauer, den ich damals fliegen ließ. Das Herz aber ward nimmer froh; es ergieng ihm wie einer Pflanze, die lange Zeit vergeblich der Nahrung harrte, bis sie endlich vertrocknete. — Wohl kann sich der reiche Mann die Bücher kaufen, um deren Besitz der Jüngling sich einst das Brot vom Munde absparte, aber ihre Schrift ist für ihn eine Hieroglyphenschrift geworden; er hat verlernt sie zu lesen. Eins hat er sich bewahrt: den Willen; sein Wille ist stark, ungebrochen; er hat ihm Millionen erworben. Clotar ballt die Faust und spricht: ich will. Tausende zittern, wenn er dies Wort spricht, aber vor Göttern ist der Wille nur rohes Material, nichts weiter. — — —

Clotar wandelt langsam nach der Stadt zurück; ihm ist zu Muth wie einem Mörder, der sein Liebstes getödtet .....

Sein Geist war damals nicht lauter genug, die Worte der Bettlerin zu verstehen .....

Clotar ist wieder ausgewandert, man weiß nicht wohin, er wird nimmer glücklich werden.

Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes.

Von Franz von Holtzendorf.

Man kann unserer Zeit nicht nachsagen, daß es ihr an Erkenntnis ihrer selbst fehle. Unter den vielen literarischen Erscheinungen, welche die Schwächen, Vorurtheile und Laster unserer Zeit geißeln, nehmen die Aussprüche Holtzendorff's einen ersten Rang ein. Diese sind kürzlich unter obigem Titel bei Th. Ackermann in München erschienen; sie sind so geistvoll als freimüthig und treffen zumeist den Nagel auf den Kopf. Einige Auszüge davon können nicht schaden.

„Ich dien'."

Es ist würdiger, im Staat großen Männern zu dienen, als über kleine Geister zu herrschen.

Selbstsucht und Herrschsucht.

Selbstsucht gleicht der Blendlaterne des Diebes für kurze Schleichwege; Gerechtigkeit dem weithinstrahlenden Leuchtthurm an den großen Verkehrsstraßen der Menschheit. In ihrer unthätigen Gestalt zeigt sich die Selbstsucht als Neid gegen andere Menschen, in thätiger Gestalt als Herrschsucht über die Menschen, als Habsucht gegenüber den Dingen.

Das Recht der Kritik.

Es ist ein politischer Sophismus, daß wir die Maßregeln Anderer nur dann kritisieren dürfen, wenn wir selbst im Stande sind, es besser zu machen. Mit diesem Einwande würde der schlechte Schauspieler ein sachverständiges Publicum entwaffnen können. Aber die Kritik ist nicht an allen Orten und nicht zu allen Zeiten berechtigt. Es ist eine politische Pflicht, den Tadel da schweigen zu lassen, wo er, ohne die Möglichkeit eines Nutzens zu bieten, nur praktische Nachtheile für die Gesammtheit stiften kann.

Das Wesen des Liberalismus.

Liberal sein heißt nicht nur die Freiheit für uns selber und zu unserem Vortheil verlangen, sondern auch Anderen gegen uns zu unserm Nachtheil einräumen.

Der christliche Moralitätsbegriff.

Im gegenwärtigen Zeitalter bilden wir uns von der Moralität eine negative Vorstellung, bestehend in einer Reihe pflichtmäßiger Unterlassungen: Unterlassung dessen, was die zehn Gebote verbieten, oder dessen, was die Gesetze verbieten; Vermeidung dessen, was den äußerlichen Anstand in der Gesellschaft verletzt. Das höchste Gebot der Sittlichkeit verlangt aber überwiegend Handeln, nicht Unterlassen. Es ist daher unrichtig, wenn die Ueberlieferung der Jahrhunderte in Christus nur den D u l d e r sieht, der für das Heil der Menschheit den Tod erlitt. Tausende von Märtyrern, die zur Zeit der Christenverfolgungen freudig starben, haben es in d i e s e m Stück dem Stifter unserer Religion gleichgethan. Die Größe des H a n d e l n s Christi überragt bei weitem die Bedeutung seines Duldens. Nicht in dem Kreuzestode an sich, sondern in dem

trotz des Hinblicks auf den unvermeidlichen Ausgang seines Wirkens unternommenen Lehren und Heilen des Erlösers liegt die innere Macht des Christenthums. Das höchste Gebot der christlichen Freiheit bestand für Christus in der Verletzung äußerlicher, d. h. jüdisch-priesterlicher, durch pharisäische Willkür entstellter Gesetzesvorschriften aus dem Beweggrunde rettender Menschenliebe und mit dem Bewußtsein der unvermeidlichen Selbstaufopferung.

Herzlichkeit und Innigkeit.

Die Etymologie ergründet den Stammbaum der Wörter, die Völker-Psychologie die Seele der Sprache. Jedes Volk hat einzelne Wörter, in denen sich seine Seele eigenthümlich offenbart, und außerdem hinwiederum sprachliche Lücken, worin seine Mängel hervortreten. Aristoteles bemerkt, daß die Griechen kein Wort für die Ehe haben, denn gamos bedeutet nur Begattung. Den Franzosen fehlt ein Wort für das englische to listen oder das deutsche „lauschen". So viel ich weiß, haben wir Deutsche allein das wunderschöne, unmittelbar vom heiligen Geist geschaffene Wort innig und Innigkeit. Wie sehr empfinden wir schon den gewaltigen Unterschied zwischen unserer deutschen „Herzlichkeit" und der französischen cordialité. Aber innig ist noch hundertmal mehr als „herzlich", dessen Ursprung nur auf ein einziges Lebensorgan hindeutet. Innig ist die Ganzheit unserer sich selbst fühlenden Seele und innigen Glauben an Gott kann nur der Deutsche haben.

Die Erziehung der Eltern durch die Kinder.

Es ist für mich eine offene Frage, ob Eltern mehr ihre Kinder erziehen oder mehr von diesen erzogen werden. Mancher Vater wird von seinen Kindern zur echten Frömmigkeit umgestimmt. Das Alter besitzt Würde; die Kindheit ist ein Heiligthum der Menschheit. Das Vorrecht der Kinder ist es, zu glauben. Man versuche es, den Kindern Alles auf verständige oder wissenschaftliche Art zu erklären — würde man damit nicht die schönsten Keime des Seelenlebens zerstören? Jedes Kind beginnt seine Entwicklungsbahn mit dem Glauben an seine Eltern, der aus der Empfindung der Liebe stammt.

Darwinismus und Seelenwanderung.

Die moderne Evolutions- und Descendenztheorie der Darwinisten hat ihre uralte Vorläuferin an der Lehre von der Seelenwanderung, die vom niedrigsten Thierleibe aus bis zur Annäherung an das Göttliche fortschreitet. Sollte jene Theorie der modernen Naturwissenschaften, wonach der Mensch aus dem Thiere hervorgieng, endlich obsiegen, so scheint es unvermeidlich, daß auch der Volksglaube auf die Idee der Seelenwanderung zurückkommt. Die Vorstellung der Höllenstrafen knüpft sich dann vielleicht an den Leib eines zur Vivisection verurtheilten Hundes, diejenige des Fegefeuers an den angenehmeren Wohnplatz in einem zoologischen Garten. Sicher ist das Eine, daß alle naturwissenschaftlichen Hypothesen zusammengenommen, das Bedürfnis des Volkes, irgend einen Glauben auf vermeintlich wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, nicht ausrotten werden.

Was heißt Frömmigkeit?

Frömmigkeit heißt zuversichtlicher Glaube an die Macht der Wahrheit und die Beseligung des Menschen durch thätige Nächstenliebe.

Advocaten und Geistliche.

Von einem englischen Gerichtshofe ward Jemand freigesprochen, obwohl er einen Pfarrer einen argen Narren genannt hatte. Der Gerichtshof nahm an, daß dieser Vorwurf dem geistlichen Beruf nichts schade, was bei einem Advocaten allerdings der Fall sein würde. Ein amerikanischer Schriftsteller bemerkte dazu: Pfarrer schwatzen deshalb so viel ungereimtes Zeug, weil sie an Widerspruchslosigkeit in ihrer Wirksamkeit gewöhnt seien, während ein Advocat immer daran denken müsse, bei jedem schwachen Punkte sofort angegriffen zu werden.

Das Lernen aus dem Leben und das Lernen aus den Büchern.

Lerne aus dem Leben, was Du für das Leben lehren sollst!

Nicht wenige Gelehrte lehren deshalb unfruchtbar, weil sie glauben, nur aus den Büchern lernen zu können. Das schädliche Uebermaß des Bücherwissens über die aus Erfahrung und Menschenkenntnis gewonnene Lebensweisheit offenbart sich nothwendig in dem Rückzuge der Pädagogik.

Volkslectüre.

Der Mangel guter Volkslectüre ist oft genug und mit vollem Rechte beklagt worden. Wozu auf unseren Dörfern der Unterricht im Lesen, wenn man nicht den ärmsten Classen, die keine Bücher kaufen können, die Mittel einer geistig anregenden und sittlich fördernden Lectüre zugänglich macht? Eine lesensunkundige Bevölkerung ist weitaus besser daran, als eine lesenskundige, die entweder, weil sie nichts Lesenswertes kennt, die Bedeutung des Volksunterrichtes geringschätzen lernt, oder, weil sie schlechte Bücher vorfindet, den Zufälligkeiten der literarischen Speculation preisgegeben wird.

Die wenigsten Menschen aus der ärmeren Volksclasse erfahren, welche Genüsse ihnen durch Lesenskunde zugänglich gemacht werden. Nach der Erinnerung an die Volksschule und die Uebungen im Katechismus denken sich nicht Wenige unter dem Lesen eine mühselige und langweilige Arbeit. Man befrage einmal planmäßig die Recruten: Was sie seit ihrer Entlassung aus der Volksschule gelesen haben? Die Antworten wären ein kostbarer Beitrag zur modernen Culturgeschichte.

Ein englischer Schriftsteller (Harris) sagt: Die bedenklichste Lage, in die ein menschliches Wesen versetzt werden kann, findet sich vielleicht bei Denjenigen, die lesen und schreiben gelernt haben, und nun in die Welt hinausgelassen werden, ohne zu erfahren, wie sie ihre Fertigkeiten in geeigneter Weise gebrauchen sollen. Das kommt mir vor, wie wenn man einen Schnellzug in voller Dampfkraft auf ein Geleise abläßt, ohne einen Führer auf die Maschine zu setzen.

Die Anlage guter, billiger, aber auch unentgeltlicher Volksbibliotheken ist eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit, in der sich die unzulänglichen Früchte des bisherigen Volksunterrichts deutlich genug offenbaren. So weit die freie Vereinsthätigkeit hier nicht ausreicht, müssen Staat und Gemeinde zugreifen.

Die Bildungskasten in Deutschland.

Berthold Auerbach ersuchte mich, die billige Ausgabe seiner Erzählungen als „Volksbuch" öffentlich zu empfehlen. Sein Verleger bat mich, davon Abstand zu nehmen. weil der Absatz in den höheren Schichten der Gesellschaft dadurch beeinträchtigt werden könnte. Die „Salonfähigkeit" scheint weniger durch die Unsauberkeit der Leihbibliotheken entstammenden Landstreicher, als durch die

Ankündigung ihres volksthümlichen Wertes in den Augen der „gebildeten Kaste" herabgemindert zu werden.

Die Tagespresse.

Die ideale Auffassung der Presse ist diese: Sie bedeutet für das Volk das höchste politische Lehramt. Wer eine Dorfkanzel besteigt und Bauern einschläfert, wer Kinder tauft und Sterbende tröstet, muß dem Staate einen Nachweis wissenschaftlicher und sittlicher Befähigung erbringen. Dasselbe gilt von solchen, die Unterricht in der französischen Conversation an junge Mädchen im Hause ihrer Eltern zu ertheilen wünschen. Wer aber täglich vor Tausenden die letzten Gründe von Staat und Gesellschaft, Recht und Moral, Glauben und Religion erörtert, kann dies von Rechtswegen sogar dann als Redacteur unternehmen, wenn er selbst des Lesens und Schreibens unkundig ist und einem Schreiber seine Offenbarungen in die Feder dictiert. Die Jesuiten werden aus dem Beichtstuhl verjagt, aber man duldet überall viel gefährlichere Leute in dem Amte, täglich die verderblichsten Grundsätze zu predigen.

Ethisches im Aesthetischen.

Was die Menschen betrübt ist fast überall das Gleiche. Edle Herzen erkennt man vorzugsweise an dem, was sie erfreut. Ist es die Ehre des Vaterlandes, das Gedeihen der Kinder, die Hoheit der Natur oder die Aushilfe des Schwachen, der siegreiche Kampf gegen Elend und Noth? Oder ist es der gemeine Sinnengenuß, die niedrige Komik einer Posse und der Nebel der Kneipen? Darin liegt der Unterschied.

Waldmenschen, Stadtmenschen.

Die wildesten Barbaren liefert gerade der großstädtische Pöbel mit seiner gleichsam internationalen Zerstörungswuth im Anarchismus. Der Landmann steht trotz seiner Rusticität vielfach weit höher, als die Masse der Großstädter. Immerhin erzeugt das ausschließlich städtische Leben ebenso einseitige Menschen, wie das ohne Unterbrechung fortgesetzte Landleben. Während die schlechtesten Elemente der ländlichen Bevölkerung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Nordamerika, durch die niederen Reize der Vergnügungssucht zu den Großstädten hingezogen werden, bemerkt man, daß die unteren Classen der Bevölkerung das Verständnis für den Wert des Landlebens mehr und mehr verlieren. Die Gründungsjahre haben gelehrt, daß die meisten Derjenigen, die es versuchten, sich in Villen niederzulassen, sehr bald von der Sehnsucht nach dem gewohnten Straßenlärm erfaßt wurden und sich ihrer halbländlichen Besitzungen wiederum zu entledigen suchten. Und doch ist zeitweiser Aufenthalt auf dem Lande, nicht nur, wie man durch die Einrichtung der Feriencolonien bekundet hat, für die leibliche Gesundheit der Stadtkinder, sondern auch für die sittliche Ausbildung des Menschen von entscheidender Bedeutung.

Man wäre versucht, die Empfänglichkeit für die Reize der ländlichen Natur als ein Zeichen der Charakterveredlung zu nehmen.

Gelehrsamkeit und Unterhaltungsgabe.

Geistvolle Leute belehren andere absichtslos durch ihre Unterhaltung. „Reine Fachgelehrte" verfolgen mit Hartnäckigkeit die Absicht, durch kathederhafte Belehrung Andere zu unterhalten, ohne zu merken, daß es

ungezogen ist, überall und in jeder Gesellschaft als Lehrer aufzutreten.

Die Kritiker unter allen Umständen.

Nicht wenige Publicisten betrachten es als einen Triumph ihrer Weisheit, wenn sie zwecklose Unzufriedenheit mit bestehenden Verhältnissen erregt haben. Andrerseits gibt es zufriedene Raisonneurs. Dem Spießbürger ist es Bedürfnis zu schimpfen und alle Staatszustände schlechthin zu lästern. Jede Reform, die Veränderungen mit sich bringt, wird aber noch mehr gelästert. Solche Menschen gleichen den Kettenhunden, die nicht nur den Dieb und den verdächtigen Bettler, sondern jeden Vorübergehenden aus weiter Entfernung anbellen.

Die Denkwürdigkeiten bedeutender Männer.

Bedeutende Männer, die nachhaltig auf ihre Zeit gewirkt haben, beschäftigen sich in ihren Reden und Aufzeichnungen, Briefen und Denkwürdigkeiten häufig und viel mit ihrer eigenen Person. Mit Unrecht erblickt man darin tadelnswertes Selbstlob oder gar ein Anzeichen der Eitelkeit. Wer in den Weltgang thätig eingreift, muß sich fort und fort bemühen, zu eigener Klarheit über sich selber und die Beschaffenheit seiner geistigen Kraft zu gelangen. Unbedeutende Menschen sind gerade dadurch gekennzeichnet, daß in ihnen das Geschwätz über die kleinen und nichtigen Alltagsangelegenheiten anderer Leute überwiegt.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte vom „Zwieäugl."

Der Glaube, daß dem Menschen sein Schicksal angeboren sei, hat in der Welt schon viel Verwirrung und Unheil gestiftet. Auch ist jeder Vernünftige von der allgemeinen Haltlosigkeit dieses Glaubens überzeugt. Und trotzdem gibt es Fälle, in welchen dem Menschen sein Schicksal im buchstäblichen Sinne des Wortes angeboren ist. Im weiteren Sinne möchte man hier sofort an das Temperament oder sonstige ererbte Eigenschaften denken, die für die Zukunft einer Person entscheidend werden können — aber das würde uns dem Fatalismus wieder zu nahe führen, und diesem Gespenste müssen wir — die wir auf die freie Selbstbestimmung unsere Karte setzen — von Weitem ausweichen.

In der That bestimmend werden seltene körperliche Gebrechen, physische Entartungen und dergleichen.

Ein vier Fuß hoher Zwerg wird kaum Feldherr, ein Blindgeborner nicht Maler, ein Taubstummer nicht Schauspieler werden können, das ist sehr klar; weniger klar ist das, wieso dem armen Wolfgang der seltene Umstand, daß er zwei verschiedenfarbige Augen hatte, den Lebensweg vorschrieb: Du wirst nicht unter Menschen wandeln, Du mußt einsam sein, Du darfst, wie die Eule, nur in der Nacht hervorkriechen aus Deiner Höhle. Du kannst keine heitere Gesellschaft haben und keine traute Gesellin, Du sollst nicht sein, wo die Menschen der besonnten

Blumen sich freuen und der Lerche im Himmelsblau. — Deine Sache sind schleichende Diebe und Katzen; Du sollst Gemeinschaft haben mit den nächtlichen Gespenstern und mit der Unruh' auf dem Kirchthurm . . . . .

„Wenn's Dich ärgert, so reiß' es aus und wirf es von Dir!“ steht es in der Schrift. Es wäre besser gewesen, denn ein einäugiger Pastor oder Amtmann oder Bauer sieht immer noch mehr, als ein zweiäugiger Nachtwächter.

Sein Vater war in einer kleinen Gemeinde Oberösterreichs ein armes Pastorlein gewesen. Das Dorf lag in einem ungeheuren Obstgarten; es war für den Knaben dort, wie unmittelbar nach der Erschaffung der Welt — es war gut. Nur für das Kind natürlich, denn dessen Vater wird Manches zu schlichten gehabt haben, was die Schlange angestiftet oder die Keule des Kain. Der Pastor hatte seinen Knaben selbst unterrichtet und ihn nicht viel unter Menschen gelassen, hatte sich wohl gerne gelabt an der lauteren, heiteren Kindesseele, hatte alles Harte und Herbe von ihr hintanzuhalten gesucht — und so war der Wolfgang allzu weich und weltscheu geblieben.

Seine Mutter war etwas kerniger angelegt gewesen, sie war die Tochter eines Gerbers und gebrauchte nicht ungern das Gleichnis, junge Leute müßten gerade so gut gegerbt werden, wie das Leder —

„— wenn ein Stiefel daraus werden soll!“ gab der Pastor, der sonst nicht sehr schlaglustig war, darauf regelmäßig zur Antwort.

Indes scheint die Mutter auch nicht viel gegerbt zu haben, sonst könnte der Wolfgang bei seinem sonst kräftigen, fast abgehärteten Leibe nicht die empfindsame Seele erhalten haben.

Einzelne Dinge aus seiner früheren Kindheit waren dem Wolfgang noch bis in seine letzten Jahre lebhaft in Erinnerung. So erzählte er mir, daß sein Vater bei dem Anblick des Söhnleins häufig ausgerufen hätte: „Das arme Kind! Mir thut das Herz weh.“ Der Junge verstand es aber nicht, warum er ein armes Kind war. Daß mitunter Leute, die herankamen, vor ihm stehen blieben und ihn verwundert anschauten, das fiel ihm auch nicht auf.

Eines Sonntags kamen zwei fremde Frauen von der Straße, wo sie aus ihrem Wagen gestiegen waren, zum Pfarrhof heran. Die Frau Pastorin arbeitete im Garten, durch den der Weg gieng; der Wolfgang hatte sich hinter einen Johannisbeerstrauch verkrochen. Die Frauen giengen langsam auf die Frau Pastorin zu und fragten, ob das der Pfarrhof des Ortes wäre? — Ja, das wäre er. — Ob der Herr Pfarrer zu Hause sei? — Nein, das wäre er nicht. — Ob sie die Frau Pastorin wäre? — Ja, das wäre sie. — Was sie doch für einen hübschen Garten habe! — Ja, den habe sie. — Dabei schauten die Frauen fortwährend nach allen Seiten um sich — auf die Thüre des Hauses hin, auf die Fenster, zwischen die Baumstämme hin auf die Büsche. Da das Alles vergeblich war, so fragten sie endlich, ob sie den Knaben sehen könnten?

Die Frau Pastorin gab eine etwas kräftige Antwort, er wäre jetzt nicht da! und jätete.

Die fremden Frauen standen noch ein Weilchen herum und verzogen sich dann zum Thor hinaus.

Nicht lange hernach kam das Söhnlein des Dorfwirtes, der einzige Spielgenosse Wolfgangs, in den Garten und berichtete dem Freunde, es wären im Wirtshofe die jungen Tauben flügge geworden. Wolfgang eilte rasch mit ihm in den Hof. Er blickte zum Taubenbehälter empor, sah dort die alten herumfliegen, die weißen, die grauen — aber die jungen sah er nicht.

„Ja, die kannst Du nicht sehen,“ rief des Wirtes Söhnlein, „sie sind flügge geworden.“

Hingegen sah Wolfgang im Hofe einen schönen, schwarzglänzenden Wagen stehen, und nun kamen aus dem Wirtshause die fremden Frauen heraus, auf den Knaben zu, glotzten ihm in's Gesicht, von vorn, von rechts, von links und riefen: „Ei, wahrhaftig doch! In der That merkwürdig! Den könnte man ja für Geld sehen lassen! — Und kannst Du gut sehen, Kleiner?"

Statt des Knaben antwortete der Wirt, er hätte einen schärferen Blick als sein Söhnlein.

„Und wirst Du nicht auf einem Auge braun, auf dem andern grau sehen?" fragten die Frauen.

Da wurde dem Kinde unheimlich; es ergriff die Flucht. Schluchzend kam es zur Mutter und rief: „Was habe ich im Gesicht? Was habe ich im Auge?"

Zur selben Stunde hatte sie es ihm gesagt, er hätte so schöne Augen wie andere Leute, nur wäre das eine etwas mehr grau und das andere etwas mehr braun; man merke es kaum, aber es sei doch so, und er solle sich nichts d'raus machen, Gott hätte sie einmal so erschaffen und daher müsse es recht und gut sein. —

An diesem Tage war Wolfgang's Kindheit dahin.

Andere Knaben wären in solchem Falle vielleicht hinausgelaufen in's Dorf zu Gespielen: „Schauet, schauet! Ich habe zwei ungleiche Augen! Einen Fuchsen und einen Schimmel, wie der Schloßgraf am Wagen hat!" Wolfgang war zu fein besaitet, er kroch in sich zurück und sann darüber nach, warum er denn anders beschaffen sei, als andere Leut. Eines Tages schrie über den Gartenzaun ein Bauernjunge herein: „Das Zwieäugl! das Zwieäugl!"

Dieser Ausruf stieß ihn erst ganz zurück. Er wuchs heran und war nicht unter die Leute zu bringen. Wo sich Begegnung mit Fremden nicht vermeiden ließ, da ließ er seine Augen unstet und verwirrt umherschießen, konnte Niemandem ruhig in das Gesicht schauen. Da fiel den Leuten was noch Schöneres ein, und sie sagten: Pfarrers Wolfel habe einen falschen Blick.

Als der Vater den zwölfjährig gewordenen Knaben in's Gymnasium schicken wollte, gieng der Wolfgang nicht. Er warf sich auf den Erdboden nieder und beschwor seine Eltern unter Zähren, sie möchten ihn nicht in den Tod jagen. Wenn er nach Linz müsse, so gehe er, aber nicht in's Gymnasium, sondern in die Donau. Er wolle Daheim Hunger leiden und alle Entbehrung, nur den Spott der Leute könne er nicht ertragen.

Er blieb daheim, lernte, was er in solch' engstem Kreise lernen konnte, arbeitete, was in dem kleinen Haushalte zu arbeiten war.

Als er siebzehn Jahre alt geworden, starb seine Mutter, und bald darauf auch sein Vater. Als er den Särgen folgen mußte auf den Kirchhof, that er es wie alle Anderen mit entblößtem Haupte, hielt aber den Hut vor's Gesicht. Dann wußte er, was zu geschehen hatte, er packte seine sieben Sachen, die nicht schon veräußert waren oder für den neuen Pastor gehörten, zusammen, verband das rechte Auge mit einer schwarzen Binde, als ob er einäugig wäre, und gieng in die Fremde.

* * *

Als Wolfgang ein paar Stunden weit von seinem Heimatsdorfe entfernt war, erinnerte er sich, daß er seit mehreren Tagen, da die Bahre seines Vaters im Hause gestanden, nicht mehr geschlafen habe. Von der Straße hintan war ein schattiger Anger, ein paar Buchen standen da, die ihre dichten Aeste weit und einladend ausstreckten. Unter einer derselben legte der Bursche sein blaues Bündel und bettete darauf sein Haupt hin.

Unweit von Wolfgang's Heimatsdorfe stand ein Schloß. Von diesem Schlosse kam das Töchterlein der Gärtnerin nun des Weges. Es trug einen Korb von Zierpflanzen gegen einen Nachbarsort. Es mochte wohl noch jünger sein, als Wolfgang, aber es gieng gar fein aufrecht daher. Es hatte das Schürzlein aufgebunden, das es im Gehen gehindert, und es begann fast zu laufen; denn am Himmel stieg ein Gewitter auf und der Wald hub an zu rauschen.

Jetzt sah das Mägdlein dort auf dem Anger den Burschen liegen. Sie schlich hin und betrachtete ihn, ob es Einer wäre, den man wecken dürfe. Es war ein solcher, es war ja Einer aus ihrem Dorfe — das Zwieäugl. Sie griff ihm an die Achsel und rüttelte ihn. Wolfgang fuhr empor und starrte die Ruhestörerin an — mit beiden Augen, denn die Binde hatte sich im Schlafe verschoben.

„Armer Wolfgang!“ seufzte sie.

„Warum a r m e r Wolfang?“ fuhr er sie an.

„Weil — weil — nun weil Dein guter Vater gestorben ist. — Du mußt nicht böse sein, daß ich Dich aufgeweckt habe, es kommt ein schweres Gewitter.“

Das heisere Donnern in den Wolken, die, den Traunstein verdeckend, sich schon über das Hügelland hergelegt hatten, und das Zischen des Windes in den Baumkronen bekräftigten gar sehr, was das Mädchen sagte.

Wolfgang blieb sitzen und hielt die Hand über die Augen, als ob ihn Blitze blendeten.

Das Mädchen suchte seine Hand sachte vom Gesichte zu ziehen und sprach mit einem so innigen Tone, wie er gar nicht zu beschreiben ist: „Mußt nicht kindisch sein, Wolfgang! Schau, Du hast tausendmal schönere Augen als die Anderen. Du hast so schöne Augen!“

„Höhnen! Nichts als höhnen!“ stieß der Bursche heraus, schlug ihr seine Hand in's Gesicht, sprang auf wie ein geschreckter Hirsch und raste davon. — Er sah nicht mehr um nach ihr, die wie versteinert da stand unter dem Buchenstamm und den losbrechenden Sturm über sich ergehen ließ. —

Dieses kleine Ereignis ist dem Wolfgang für sein ganzes Leben zum Fegfeuer geworden. Wenn es meine Seele gälte, so wollte ich's nicht entscheiden, ob er nun vor wenigen Wochen, da er sich heimschickte, mehr an die Rebekka, als an jenes Gärtnermädchen gedacht hatte.

* * *

Nun sprach dort und da im Lande ein junger, einäugiger Taglöhner zu, der um Arbeit bat und sich zu allen schweren Verrichtungen willig brauchen ließ, obwohl er nicht die schwüligen Hände hatte, wie andere Bauers- und Werksleute. Lange konnte er nirgends bleiben, denn er war ungeschickt mit seiner Augenbinde und wenn er merkte, daß sein Naturfehler entdeckt war, lief er aus dem Dienste und davon.

Der Unterschied der Farben seiner Pupillen war übrigens so gering, daß ihn die meisten Leute hinter den langen Brauen kaum bemerkt haben würden, ich müßte denn die jungen Weiber ausnehmen, die solchen Burschen gerne etwas genauer in's Auge gucken. Eine von solchen soll wirklich einmal geäußert haben: „Wenn mich der Wolfgang anschaut, das geht mir durch und durch!“ Es war nicht schlimm gemeint, es hätte sich sogar sehr erfreulich deuten lassen können, aber der Bursche lief aus dem Hofe, aus der Gegend — am liebsten aus der Welt.

Weil er sich oft gar bitter allein fühlte, so quälten ihn bisweilen allerhand Gedanken. — Wie er einst unter einem Baume schlief und es kam ein Mädchen, das ihn weckte, weil ein Gewitter heranzog — wie oft, wie oft mußte er daran denken! Und der Schlag

in's Gesicht! — Wie oft hatte er sich seither selber die Faust an die Stirne geschlagen, aber die Erinnerung jener Stunde war nicht todtzuschlagen. Da begann er nach seiner Art Erkundigungen einzuziehen; er schrieb Briefe an seinen einstigen Spielgenossen, den Sohn des Dorfwirtes, was es Neues gäbe Daheim? Ob die Schloßherrschaft noch wäre? Ob der letzte Frost den Gärten nicht geschadet habe? Ob die Schloßherrschaft immer noch so viele Zierpflanzen hegen lasse? — Näher getraute er sich nicht an die Sache zu kommen. Der Jugendfreund schrieb von Pferden, von Kirchtagshändeln, von Mädchen, vom neuen Pastor und von Allerlei. Aber das, wovon Wolfgang gerne hätte wissen mögen, berührte er mit keiner Silbe.

Wenn Wolfgang mitunter irgend Jemanden aus seiner Heimatsgegend antraf, so that er ähnliche Fragen, aber nie jene, die er thun wollte — und so bekam er auch nichts Interessantes zu hören.

— Das wäre die Einzige gewesen! — dachte er — „Und das ist die Einzige gewesen, die Du beleidigt hast!“ rief er sich zornig zu. Eines Tages schrieb er einen sehr langen Brief an die Gärtnerin. Ich hätte diesen Brief gesehen haben mögen, aber es hat ihn außer dem Schreiber kein Mensch gesehen, denn als er fertig geschrieben war und gelesen — zwei-, drei- und vielmal gelesen, wurde er zerrissen.

* * *

Als Wolfgang in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre war, bekam er es schriftlich, daß er „einen schiefen Blick“ habe. Es steht nichts in dem Bogen davon, daß er ein braunes und ein graues Auge habe, für diese Naturerscheinung wußte der Herr Doctor wahrscheinlich keinen Ausdruck. Es wäre auch nicht recht einzusehen, wieso ein zweifarbiges Augenpaar beim Militär sollte hinderlich sein können; ein schiefer Blick schon eher, da konnten wohl auch die Kugeln schief gehen.

Bei Gelegenheit, als er sich der Soldatentauglichkeit wegen dem Heimatlande vorzeigen mußte, kam er auch in sein Dorf. Dort besuchte er die Grabstätten seiner Eltern und fand sie mit schönen Blumen geschmückt. Den Dorfweber, der auch die Todtengräberdienste besorgte, fragte er, wer denn diese rothen und blauen Blumen gepflanzt habe?

„Bist Du Pastors Wolfgang?“ fragte der Weber. „Die Augenbinde macht Dich so fremd. Bist auch viel gewachsen, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe. Wenn Du der Wolfgang richtig bist, so wirst Du's wohl selber bestellt haben. Es ist oft genug die Tochter vom Schloßgärtner herüber gekommen mit so Zierat, und ich habe sie gefragt, wer's denn angeschafft, daß sie es den alten Pastorsleuten so gut meint. Hat sie g'sagt, der Sohn, der Wolfel, hätt's angeschafft.“

Dem Burschen zitterte der ganze Leib.

„Ich will zu ihr hinübergehen in's Schloß,“ sagte er ganz demüthig.

„Die findest Du jetzt nimmer daheim. Die findest Du im Franzenhof, der dort mit seiner weißen Mauer zwischen den Aepfelbäumen herschaut.“

„So will ich zum Franzenhof hinübergehen.“

„Du findest sie jetzt auch nicht im Franzenhof; sie hat mit ihrem jungen Mann eine kleine Lustreise nach Linz gemacht.“

„Mit wem hat sie —?

„Mit dem jungen Franzenhofer, der sie vor drei Tagen geheiratet hat.“

„Wir verstehen uns nicht,“ sagte der Wolfgang, „ich spreche von der Tochter des Schloßgärtners Johanna, die diese Blumen gepflanzt hat.“

„Ich spreche auch von derselben,“ antwortete der Weber.

Da gieng Wolfgang still hinweg. —

Er war an jenem Tage das letzte Mal in seinem kleinen Heimatsdorf gewesen. Er zog von Thal zu Thal und es soll ihm gewesen sein, als wäre all' Freud' und Leid ausgestorben in der weiten Welt.

Er gieng dann in die Salzbergwerke bei Hallein. In der Nacht der Berge konnte er seine Binde vom Auge ziehen, im matten Scheine der Ampel fiel sein seltsames Auge Niemandem auf, und er konnte den Leuten offen und gerade in's Gesicht schauen, ohne daß seine furchtsame Seele unruhig wurde. Aber für die Länge konnte der Mann den freien Himmel nicht entbehren; und wäre es der Sternenhimmel, wenn's nur der freie, offene Himmel war und nicht die unendliche Last, unter der kaum ein aufrechtes Stehen ist, geschweige ein Emporblick in's Unendliche, ohne den das menschliche Herz auf die Länge nicht leben kann.

Wolfgang band wieder seine schwarze Binde vor und gieng auf neue Wanderschaft.

* * *

Um jene Zeit kam er in unser Land herüber, kam oben über die Hochstraße heraus in das Dorf Steinau, wo er zufällig dem Pfarrer begegnete, der über Feld gieng. Wolfgang grüßte höflich, der Pfarrer mochte gemeint haben, der Fremde wolle betteln, — es ist wohl möglich, daß die Gewandung ein wenig darnach ausgesehen haben mag — und sprach ihn an, was doch so kräftige Leute müßig auf der Straße herumgiengen, und im Land sei die Ernte und Alles habe zu wenig Hände zum Angreifen, was der Segen Gottes spende.

Wolfgang stand beim Pfarrer im Tagwerk ein und hat sich's gefügt, daß er im Dorfe Steinau verblieben ist. Als der Pfarrer mit seinem Fleiße und seiner Arbeitsamkeit zufrieden war, und sich aus dem Taglöhner einen Jahresknecht machen wollte, versetzte Wolfgang: „Wenn Euer Hochwürden daran keinen Anstoß nehmen, daß ich protestantischer Confession bin, so bleibe ich gerne."

„Ich habe meinen Pfarrbauern niemals verboten, protestantische Arbeiter zu halten," entgegnete der Pfarrer, „und weil ich als Landwirt selbst einer meiner Pfarrbauern bin, so brauche ich mir kein Gewissen d'raus zu machen, Dich in Dienst zu nehmen. Aber, was Anderes ist an Dir, mein Freund, was mich nachdenklich macht. Ich frage Dich, warum Du eine Augenbinde trägst?"

Wolfgang, obzwar er zum guten alten Herrn schon lange Vertrauen gefaßt, konnte doch seines jahrelangen Bannes sobald nicht Herr werden, er stotterte, daß er ein schlimmes Auge habe.

„Es muß doch eine andere Ursache sein. Wie Du heute die Binde über dem linken Auge hast, so trugst Du sie an dem Tage, da ich Dich draußen auf der Straße aufnahm, über dem rechten!"

Wolfgang bekannte in der Verwirrung, daß er mit der Binde wechseln müsse, um an dem einen Auge, wenn es fortwährend verbunden sei, nicht zu erblinden.

„Es muß ein Bewandtniß haben!" fuhr der Pfarrer fort, „sage mir's offen, bist Du vielleicht steckbrieflich verfolgt?"

Diesem Argwohn konnte denn nichts Anderes mehr entgegengesetzt werden, als die Wahrheit. Wolfgang bekannte sein Mißgeschick und daß er durch die Verspottungen in seiner ersten Jugend und durch die Einbildung von der Lächerlichkeit und der abstoßenden Art seines Blickes so ängstlich und unsicher geworden sei, daß es ihm unmöglich wäre, den Leuten sein zwiefarbiges Auge zu zeigen. Schließlich begann er über sein Unglück so heftig zu schluchzen,

daß auch dem Pfarrer weich um's Herz wurde. Als ihm Wolfgang die beiden Augen enthüllte, daß er sich von der Wahrheit seiner Aussage überzeuge, fand der Pfarrer allerdings eine gewisse Verschiedenheit in der Schattirung der Augensterne, die aber so gering war, daß er versichern konnte, keinem Menschen falle es auf, der es nicht im Vorhinein wisse. Aber er überzeugte sich bald, daß die fixe Idee in dem armen Burschen schon zu tiefe Wurzeln gefaßt habe, ja, daß sie seiner Anlage und seinem Leben bereits eine Richtung gegeben, mit der nun eben gerechnet werden mußte.

Freilich brachte es der Pfarrer — dem der Wolfgang Manches zu Lieb thun konnte — dahin, daß der Knecht ohne Stirnbinde herum gieng. Ja, er gieng wohl herum, aber er wich den Leuten aus, hielt die Hand oder den Hut vor das Gesicht und stellte sich wie ein blöder Mensch. Zur selben Zeit starb in Steinau der alte Rupert, der den Nachtwächterdienst besorgt hatte. Da fiel es dem Pfarrer ein: Das Nachtwächteramt wäre recht für den Wolfgang.

Es ist heute noch in den meisten Dörfern unseres Landes üblich, daß zur Nachtszeit ein Mann mit Speer und Blendlaterne durch die Gassen streicht, an den bestimmten Plätzen und mit dem alten Spruche die Stunden ausruft. Sein Hauptaugenmerk hat er auf etwaige Feuersgefahr zu richten, nebenbei auch auf Diebe und Einbrecher zu achten. In Steinau hat der Nachtwächter den nächtlichen Polizeidienst auf der Straße in vollem Umfange zu besorgen, daher ihm die Gemeinde einen martialischen Husarensäbel an die Seite schnallt. Der Nachtwächter hat im Winter von neun Uhr Abends bis sechs Uhr Früh, im Sommer von zehn bis drei oder vier Uhr Wache zu wandeln und bezieht dafür einen Jahresgehalt, von welchem ein alleinstehender Mann zur Noth leben kann. Nebenerwerb gibt es, wenn von den Dorfinsassen einer oder der andere in der Nacht oder sehr früh Morgens zur bestimmten Stunde geweckt sein will, was der davon verständigte Nachtwächter dadurch bewerkstelligt, daß er mit dem Schafte seines Speeres an das Fenster pocht. Nebenerwerb gibt es auch, wenn es einem Hausbesitzer einfällt, auf seinen Hof müsse der Nachtwächter besonders Acht haben und theilweise auch innerhalb desselben Streifung halten.

Tagsüber mag sich dann der Nachtwächter in sein Nest verkriechen, um seiner Nacht zu fröhnen, — draußen braucht ihn Niemand.

Welche Stelle konnte also besser für Wolfgang taugen, als diese? und als die Bewohner des Dorfes nach einer verstrichenen Probezeit sahen, daß auch er für sie tauge, wurde er wohlbestallter Nachtwächter von Steinau.

* * *

Am äußersten Rande des Dorfes, wo sich eine glatte Matte hinzieht bis an das Gebüsche der Erlen und des Buchenwaldes, steht ein kleines gemauertes Haus, welches der Gemeinde gehört und das Kellerhaus genannt wird. Es haben nämlich in demselben einige Wirte ihre Weinvorräthe. Ueber den Kellern ist eine kleine Wohnung der Sicherheit wegen, in welcher zeitweise der Gemeindediener, zeitweise der Todtengräber, zeitweise auch der Meßner und längere Zeit ein alter Scribent aus der Stadt gewohnt hatte. Letzterer war in die Einsamkeit hinaufgezogen in der Absicht, dort das größte Dichterwerk zu schreiben, das alle Zeiten und alle Völker je besessen. Da hatte nun entweder ein Geist — der aus den Kellern — den andern — den des Dichters — herumgekriegt, oder es hatte der große Poet schließlich unsere Gegenwart nicht für wert befunden, bei dem gewaltigsten aller Dichterwerke so zu sagen Pathe zu stehen —

kurz gesagt: als der Mann starb, war in seiner Wohnung nichts Uebermenschliches vorfindbar.

Das Haus war nach dem Tode des alten Städters einige Zeit leer gestanden; den letzten Jahrgängen der Weine sagte man die Tapferkeit nach, sich selber beschützt zu haben. Wie das zu verstehen ist, werden die Leute von Steinau selbst am besten wissen.

In dieses Kellerhaus zog der neue Nachtwächter Wolfgang ein.

Er soll den kleinen Haushalt ein ganzes Jahr lang für sich allein besorgt haben, bis sich hernach etwas zutrug, welches seinem Hause und seinem Wesen eine neue Richtung gab, etwas, das mir viel merkwürdiger dünkt, als das „zwiefarbige" Auge, von dem es doch beziehungsweise die Folge war, und womit die Geschichte des Nachtwächters von Steinau eigentlich beginnt.

* * *

Wenn Dorfnachtwächter Tagebücher schrieben — oder vielmehr Nachtbücher, — das gäbe was! Solch' ein Dorf, wie es tagsüber daliegt in seiner Alltäglichkeit, in seiner Arbeitsamkeit, in seiner Einfalt, ein schlichtes Leben, das scheinbar so ganz offen in der Sonne steht: es hat doch auch seine Geheimnisse.

„Ihr Herren und Frauen, laßt Euch sagen, der Hammer hat geschlagen!" Alle lassen es sich sagen, aber die wenigsten hören es. Um Mitternacht gibt es keinen Bauer im ganzen Land, sondern lauter müde Schläfer oder stille Zecher, schlaue Schleicher oder Menschen überhaupt, die, von ihrer Menschlichkeit getrieben, derselben nachgehen. Es gibt Viele, denen sich das Leben nicht verlohnen würde, wenn die Nächte nicht wären. Solche hören dann vielleicht den Ruf des Nachtwächters, oder die erst recht nicht. Glücklichen, denen keine Stunde schlägt, kann wohl auch kein Nachtwächter rufen.

Es ist stille Nacht; aber in der Höhe muß die Luft ziehen, denn man hört das Quicksen des Blechhahnes auf dem Kirchthurme.

Dort steht ein Haus, aus dessen niedrigen Fensterlein noch Lichtschein fällt. Der Wächter muß doch nachsehen, ob nicht etwa Diebe drinnen hausen. Am großen Familientisch sitzen zwei Leute, aber nicht beisammen, sondern das Eine dem Andern gegenüber, wie sie vom Nachtmahle her eben sitzen geblieben sind, nachdem Gesinde und Kinder längst ihre Betten aufgesucht. — Seit Stunden sitzen sie da und sagen sich — einmal leiser, einmal lauter — gegenseitig alles Harte, Trotzige und Feindselige, das ihnen einfällt. Denn der Hausvater und die Hausmutter sind's, das Ehepaar ist's, das sich erwählt hat, um sich gegenseitig mit Liebe, Geduld und Nachsicht das Leben tragen zu helfen. Keines hätte es besser treffen können mit seiner Wahl, denn Jedes ist unschuldig und fehlerlos und legt alle Schuld und Fehler auf das Andere. Was im Hauswesen fehl gieng, was an den Kindern Schlimmes ist, was sonst Unangenehmes vorfiel, war's heute, war's vor Jahren, Alles wird herbeigeholt und hin- und hergeschleudert über den Tisch, nicht wie Spielbälle, sondern wie Steine, und Eines sucht das Herz des Andern scharf zu treffen. Von Faulheit und Falschheit und Untreue ist die Rede, und all' derlei schönen Dingen, wie sie der Katechismus in den sieben Hauptsünden, den sechs Sünden im heiligen Geist und den vier himmelschreienden Sünden zur freien Wahl in den Auslagkasten stellt. Der Mann läßt zumeist seinen höhnenden Trotz spielen, fährt nur manchmal brausend auf, um dann wieder in seine finstere Ruhe zu versinken. Das Weib gibt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, daß es wirklich

zu hören ist, als nehme das Sündenregister des Gatten gar kein Ende. Sie zittert vor Wuth oder sie schluchzt, ganz wie es zum Texte paßt. Endlich haben sie sich so tief in das Elend hinein raisonniert, daß sie den Tag verfluchen, da sie sich kennen gelernt, verfluchen ihre Ehe und alles Liebe und Gute, das sie sich gegenseitig angethan, verfluchen ihr ganzes Leben und segnen nichts als das Grab, in das Eins vom Andern gestoßen zu werden vorgibt. — Die Kerze ist durch den eisernen Schraubenleuchter hineingebrannt, ohne daß sie Eins emporgeschraubt hätte. Die Schraubenwindung glüht, das Licht verlischt, der Rest des Dochtes verglost. Die zwei Leute fahren im Finstern noch eine Weile fort; aber die Müdigkeit betäubt die Leidenschaft. Eins erhebt sich seufzend und sucht das Bett; das Andere bleibt allein nicht sitzen und — folgt dem Gespons.

„'s hat eilf geschlagen!“ ruft der Nachtwächter.

* * *

Wo die Straße den Dorfplatz durchschneidet, brennt noch die letzte Laterne. Sie verbrennt die Stunde zu drei Kreuzer — der Nachtwächter lischt sie aus. Noch gleitet von einem nahen Fenster ein sehr matter Schimmer an die gegenüber stehende Kirchhofsmauer. Der kommt von einer Ampel in der Kammer. Dort drin sitzt auf dem ledernen Lehnstuhl ein ältlicher Mann, der gleichwohl das Bett verschmäht. Wenn man wochenlang drinnen liegt! „Alte!“ hatte er gesagt zu seinem Weibe, „ich denke, jetzt bin ich ausgerastet genug. Beim Liegen gehen die meisten Leute d'rauf. Ich möchte aufstehen.“

„Wird Dir im Lehnstuhl wohl besser sein?“ fragt sie bekümmert.

„Ich weiß nicht, was Ihr mit mir habt,“ sagt er mit kräftiger Stimme, „mir fehlt ja nichts. Was husten die Leute nicht Eins zusamm' auf dieser Welt! Oh mein, wenn die Alle krank sein wollten! — Sei so gut, Weib, ruck' ein wenig nach mit der Hand! Hast mich so ausgemästet mit dem fortwährenden Ochsenbraten, daß ich jetzt nicht einmal mehr in die Höh' kann. Oho, Alte, mir scheint, Du bist zu gering beim Steißel, — es geht schon! So.“

Er sitzt im Lehnstuhl und hustet sich bequem.

„Wie Einem gleich leichter ist außer dem Bett!“ sagt er mit Behagen, „mich bringt Ihr nimmer hinein.“

Sie sitzt neben ihm und schaut ihn an. Er legt das Haupt an die Lehne zurück. Ihm ist's um Schlafen. Auf einmal jedoch flüstert er: „Kalt hast in der Stuben.“

Sie schlägt die Bettdecke über ihn und weiß damit den ganzen Leib einzuhüllen, ohne daß sie ihn aus der Bequemlichkeit bringt. Ueber seine kühlen Hände, die im Schoß ruhen, legt sie noch ein weiches Kissen.

„Inwendig —“, meint er, „im Magen ist mir kalt. Das kommt von den rothen Rüben. Ei, geht mir mit eurem kalten Gefraß! Wer kein Blut hat, die rothen Rüben machen es nicht.“

„Du hast ja gar keine rothen Rüben gegessen!“ sagt sie.

„So!“ meint er verwundert, „habe ich von rothen Rüben was gesagt? So muß ich schon wieder geträumt haben. Eine heiße Weinsuppen wollt' mir gut thun, nachher möchte ich schlafen.“

Das Weib geht in die Küche hinaus, hebt an Späne über's Knie abzubrechen, macht Feuer und bereitet die Weinsuppe. Sie thut ein Ei in den kochenden Wein, Zucker und Gewürz dazu — das wärmt, das stärkt. Das thut mehr, als die Medicin! Nun trägt sie das dampfende, aromatische Getränke in die Stube. Der Mann schläft.

Es ist gut, wenn er schläft, aber mittlerweile kühlt die Weinsuppe aus und das ist Schade. — Er hat schon lange nicht mehr so ruhig geschlafen. Es muß ihm leichter sein.

— Wenn ihm aber ganz leicht wäre! — Wenn ihm allzu leicht wäre! —

Sie beugt sich leise auf ihn nieder, stürzt dann in die Küche hinaus und hebt an laut zu jammern.

Der Nachtwächter ruft: „Es hat zwölf geschlagen!“ —

* * *

Am Himmel steht ein Gewitter, es ist lautlos; auch wenn sich für Momente ganze Theile des Firmamentes nordlichtartig entzünden, es bleibt lautlos. Es ist, als ob der Himmel den Finger an den Mund legte: „Pst! laßt sie rasten, die Müden, die an den langen, heißen Tagen ihre Lasten haben!

Alle wollen aber nicht rasten. — Hinterwärts eines Hauses pflegen zwei junge Menschen eine Verhandlung. Sie sitzen in der Bretterhütte auf einer Moosschichte und wissen sich nichts zu sagen. Aber ihre Beredsamkeit, ihre hinreißende und unwiderstehliche Beredsamkeit besteht im Schweigen. Es handelt sich um weiter nichts, als um Ja und Nein. Das Nein ward anfangs belegt mit einer langen Reihe von Begründungen; das Ja hat nichts, als sich selbst — und siegt.

Da sie einig geworden, wendet sich der Nachtwächter wegshin und ruft: „Es hat Eins geschlagen!“

* * *

Aehnliches hatte auch Wolfgang schon in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit als Nachtwächter von Steinau erfahren. Ob bei Tag oder Nacht, es ist immer derselbe enge Kreis, in welchem sich die Menschen bewegen. Wie hart es der arme junge Mann empfunden haben soll, daß er außerhalb des Kreises stand! Allein in der Liebe, allein im Streite, allein im Sterben!

Aber nach den Grundsätzen verliebter Leute wird dem Wolfgang niemals gut sein. Alles dreht sich um die Augen, — besonders anfangs. Fast Jede in Steinau lachte, wenn sie dem Burschen in's Auge blickte; er wendete sich, weg, knirschte, denn er meinte, sie lachten das Zwieäugel aus. Er hatte Keine, verstand Keine und gewann Keine, zwischen ihm und den Weibern war keine Brücke geschlagen. Soll er sich vielleicht gar zu den Wundermenschen gesellen, zu den Einfüßlern oder Dreihändlern, zu den Riesen und Zwergen, zu den aneinandergewachsenen Kindern, die man bisweilen in die Gegend bringt und sie für Geld zeigt? — Oder was soll das ihm sonst für ein Leben werden? Er war erst zwanzig und wenige Jahre alt.

Nun aber geschah etwas.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleidung der Zukunft.

Von Friedrich Hofmann.

Als die Versammlung deutscher Naturforscher zu Baden-Baden dem auf der Tribüne über seine Seelentheorie vortragenden Professor Dr. G. Jäger „Schluß! Schluß!“ zurief, da ahnte jene Körperschaft wohl nicht, daß wenige Jahre später das praktische Ergebnis jener vielgeschmähten Theorie, „Die Bekleidungsreform“ ihren Umzug durch unseren gesundheitsbedürftigen Erdtheil machen werde.

Dieser Umzug hat sich zu einem unaufhaltsamen Siegeszug gestaltet und es wird Zeit für Jedermann, sich mit der Reform bekannt zu machen, bevor die Spatzen von den Dächern uns darüber belehren. Auch von dieser Sache gilt das Wort Mephistopheles': „Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht?“ Mußte Jäger für uns alle Eigenschaften und Vorzüge der Wollkleidung neu auffinden und beweisen, so hat er damit keineswegs etwas gänzlich Neues in die Welt gebracht. Ohne von einer Wissenschaft dazu angeleitet zu sein, tragen alle alten Völker von jeher bis heute nur Kleider aus Thierwolle an sich, so Inder, Türken, Araber u. s. w.; auch daß die Mitglieder christlicher Ordensgesellschaften sich in „härenes“ Gewand kleiden müssen, ist bekannt. Die Stifter dieser Orden wußten offenbar, warum sie solches vorschrieben, wie es auch Moses wußte, der nach dem 4. Buche verbot, Kleidung aus Wolle und Leinenzeug gemischt zu tragen. Gesundheitsmaßregeln bezweckten alle diese Vorschriften. Auch späterhin war man sich des großen Unterschiedes der verschiedenen Bekleidungsstoffe in ihren Wirkungen auf das Befinden des Menschen wohl bewußt und es sei hier nur der Untersuchungen und Resultate Hufeland's in dessen „Makrobiotik“ gedacht, welche der Wolle günstig sind.

Durch Dr. Jäger ist die alte Lehre neu geworden und er hat sie durch schärfste wissenschaftliche Beobachtung und (was wichtiger war) durch praktische Erprobung am eigenen Leibe erweitert und über alle Zweifel erhoben. Jäger ist ein Mann der That; sein Grundsatz ist: „Probieren geht über Studieren“, wiewohl er es an dem letzteren nie fehlen läßt. Er handelte zuerst — und sprach dann.

Als scharfer Beobachter fand Jäger anfangs, daß ihm in seinen verschiedenen Anzügen nicht gleich wohl war. Hierdurch aufmerksam auf die Beschaffenheit derselben gemacht, entdeckte er, daß das Gemeinfühl in Stoffen aus Thierwolle ein besseres, erhöhteres sei, als in Leinwand oder Baumwolle, welch' letztere von der Pflanzenfaser herstammen. Er entfernte nach und nach aus seinen Wollkleidern die Futterstoffe aus Pflanzenfaser und das Wohlbefinden nahm damit zu. Nach längerer Prüfung der Sache an sich und an den Mitgliedern seiner Familie beseitigte er alle Pflanzenstoffe aus Kleidungsstücken und Betten und begann mit der Veröffentlichung seiner Erfahrungen. Seine Sätze sind klar und einfach, Jedermann verständlich und ihre Wahrheit ist leicht von Jedem, der ehrliche Versuche macht, zu erproben. Die wichtigsten sind folgende: Wolle ist der schlechteste Wärme-

leiter, daher gestattet sie vergleichsweise eine geringere Dicke der Kleidung, und diese kann im Ganzen leichter und einfacher werden. Wolle ist (insbesondere in den von Jäger als das hygienisch Vollkommenste erklärten Tricotstoffen) porös und elastisch und läßt die Ausdünstungen der menschlichen Haut durch sich hindurchpassieren, ohne sich zu verändern; die Haut bleibt hierdurch trocken und ihre Poren geöffnet. Die Pflanzenstoffe (Baumwolle und Leinwand) sättigen sich mit Wasserdampf der Haut, verdichten denselben zu Wasser und die Poren dieser Stoffe ziehen sich in der Nässe zusammen, so daß die Haut wie unter einer Glasglocke steckt und ihre Athmung unterdrückt wird. — Vermöge des mechanischen Reizes, den die Thierwolle, auf der bloßen Haut getragen, ausübt, öffnet sie die Poren der Haut noch mehr, befördert die Hautdurchblutung und eine flotte, ununterbrochene Ausdünstung. Von welcher Wichtigkeit die letztere ist, ersehen wir aus den zahlreichen Beispielen, bei welchen schwere Krankheiten sofort zum Besseren gewendet werden, wenn es gelingt die Haut zum Schweißausbruch zu bringen.

Wolle erzeugt und sammelt Elektricität und diese, ebenfalls in unserer Zeit als wichtiges Heilmittel erkannt, sichert dem Körper erhöhte Lebhaftigkeit und jene Spannkraft, die wiederum die außerordentlichen Leistungen „Wollener" im Marschieren und Laufen erklärt.

Wolle endlich hat die Eigenschaft, im Tragen nie übelriechend zu werden, während die Pflanzenstoffe begierig die schlechten Ausdünstungen des Menschen auffaugen, festhalten und beim Wechsel von Feuchtigkeit und Wärme wieder abgeben. Da aber der Mensch stets einen großen Theil der eigenen Kleiderluft, die ihn umgibt, wieder einathmet, so nimmt er etwas auf, was der Körper als verbraucht ausgestoßen hat und was daher für ihn — Gift ist. Die salope Modekleidung, insbesondere der Männer, vermehrt diese Gefahr, indem die röhrenartige Bekleidung der Beine und Arme einen aufsteigenden Luftstrom verursacht, der unterwegs sich mit den Ausdünstungsgasen sättigt, den Körper am Halse wieder verläßt und so diese verbrauchten Stoffe den Athmungsorganen fortwährend zuführt.

Diesen Uebelstand bekämpft Jäger mit der Forderung einer allseitig möglichst fest anliegenden Kleidung, so daß zwischen ihr und dem Körper keine Luft circulieren kann. Das hygienisch Vollkommenste hierin erblickt er in der strumpfartigen, eng anliegenden Bein- und Armbekleidung des Mittelalters. Mit dieser Forderung ist nun mit einem Male der erlösende Schritt aus willkürlichen Modeeinfällen Pariser Schneider zur gesetzmäßigen Tracht, zum Costüm, gethan, welche der Mensch zum Schaden seiner Gesundheit und seiner äußeren Erscheinung verlassen hat. Zwar verdankt die jetzt übliche „Normalkleidung" Jäger's noch einem Compromiß der hygienischen Anforderung mit der Mode das Leben; Jäger hat die oben erwähnte aufsteigende Ventilation des Körpers verhindert durch kurze, Arm- und Beinkleider abschließende Einsätze, Stößer genannt, die zwar dem Zwecke entsprechen, aber dennoch nur ein Nothbehelf sind. Allein die Forderung ist gestellt und ihr wird schon jetzt häufig genügt.

Gilt jetzt noch das Sprichwort: „Kleider machen Leute" — und in einer Zeit, in welcher der Minister in seiner äußeren Erscheinung sich vom Kellner nur durch den Mangel der Serviette unterscheidet, ist dieser Satz auch vollkommen berechtigt — so wird in Zukunft wieder der Mann seinem Kleide das Gepräge geben, wie das in antiker Zeit und auch im Mittelalter noch der Fall war. Geschmack bekunden kann der

heutige Mensch nur durch Vermeidung der tollsten Modeausschweifungen, also im negativen Sinne. Der Schönheitssinn aber, der nie geübt wird, verkümmert nach und nach.

Die Tracht der Zukunft zu scheuen haben freilich jene alle Ursache, deren Gliedmaßen unter den Schäden der Mode verkümmert sind. Dieser allgemein beobachteten Erscheinung gegenüber haben die Volksstämme mit enganliegender Beinbekleidung, die Ungarn und viele unserer Alpenbewohner mit Kniehosen und Strümpfen bis heute ihre Rüstigkeit, körperliche Gewandtheit und Grazie sich bewahrt.

Noch ein anderer besonders für die Frauentracht wichtiger Factor wird durch die Reformen Jäger's in die Kleidung eingeführt, das ist die Falte. Wollstoffe werfen weiche, fließende, niemals steife oder kantige Falten, welch' letztere vielmehr die Pflanzenstoffe charakterisieren.

Die faltigen Gewänder der Griechen und Römer, die wir an ihren plastischen Kunstwerken bewundern, die Toga, welche, um die Schultern des Römers geschlagen, seine stolzen Körperformen hervorhob und seiner Erscheinung Würde verlieh — sie sind nur in Wollstoffen denkbar und bestanden thatsächlich aus solchen. Auch die malerischen Trachten des Mittelalters, das durch unsere Künstler typisch gewordene Faust- und Gretchencostüm sind nur aus der Natur der Wollstoffe zu erklären und zu ermöglichen, und diese allein sind es, welche unserer Kleidung Stil verleihen können — Stil, der von unseren Moden für immer Abschied genommen hat. Wie jämmerlich nehmen sich doch im Wiener Festzug und bei jeder ähnlichen Gelegenheit die, schließlich nur aus Ofenrohr-Motiven zusammengesetzten, heutigen Salonmoden aus neben den Costümgruppen.

Wohl uns, daß uns die Schönheiten dieser Trachten, für deren Einführung sich Aesthetiker bisher vergeblich bemühten, wieder erschlossen und angeeignet werden durch den Scharfsinn und die unerschrockene Forschung eines Gelehrten, der über gründlichstem Studium seiner Sache — niemals den Gebrauch seiner fünf Sinne, dieser Gesundheitswächter des Menschen, verlernt hat. — Und nicht nur auf Textur und Schnitt der Kleidung erstreckt sich Jäger's Forschung; auch die Farbe zieht er in ihr Bereich und kommt auch da zu wichtigen Entdeckungen, die indessen noch nicht abgeschlossen sind. Einstweilen verwirft er die schwarze Farbe und erblickt in weiß und naturbraun die hygienisch richtigsten Farben.

Schon jetzt steht es fest, daß die Bekleidungsreform Jäger's die wichtigste hygienische Neuerung unseres Jahrhunderts ist. Ihre Anhänger zählen nach hunderttausenden und wenn die Wenigsten sie noch ganz consequent anwenden, so kommt dies daher, daß die Reform selbst noch im Werdeproceß befindlich ist. Unbedingten Schutz vor Krankheit darf und wird kein Vernünftiger von der Wolle allein verlangen. Die Gesundheit des Menschen ist von so zahlreichen anderen Factoren abhängig, daß Jäger selbst seine Hoffnungen gemäßigt hat, die anfangs in der Entdeckerfreude überschwenglich waren. Das was er uns aber bisher errungen, ist des höchsten Dankes wert und stolz dürfen wir darauf sein, daß eine Reform von solcher Bedeutung unter uns Deutschen erstanden ist. Jahrhunderte lang haben wir unter der Modesclaverei gelebt, das Gesetz uns von den würdelosen Einfällen Pariser Dandys und Grisetten machen lassen. Das Ende dieser Knechtschaft naht heran und für Launen und Willkür, mit welchen uns die Franzosen beglückten, bietet ein deutscher Forscher ihnen und der Welt Gesetzmäßigkeit, Stil im Costüm und leibliche Wohlfahrt. Seien wir stolz auf diese deutsche Rache!

Bekenntnisse aus meinem Weltleben.

Plaudereien von P. K. Rosegger.

VIII.

Von einem Doppelgänger.

Im December 1883.

An einem Wintermorgen des Jahres 1874 brachte mir der Briefbote ein seltsames Schreiben in meine Wohnung zu Graz.

Der Brief war von Baron Mayr v. Melnhof, Herrenhausmitglied in Wien, welcher mir in höflicher Weise schrieb, warum ich die junge Bekanntschaft mit ihm so rasch wieder abgebrochen hätte? Warum ich damals nicht einmal seiner — wie er glaube — freundlichen Einladung zum Diner Folge geleistet und warum ich seit den vier Wochen nichts mehr von mir hören gelassen?

Dieses Schreiben war mir deshalb so seltsam, weil ich von all' dem nichts wußte. Ich wußte von keiner Bekanntschaft mit dem Baron, ich wußte von keiner Einladung zum Diner, wie ich ja überhaupt um die angedeutete Zeit gar nicht in Wien gewesen war. Ich besah wiederholt die Adresse, sie war ganz genau an mich gerichtet, ich wußte mir die Zuschrift nicht zu erklären.

Nun fand sich bei derselben Post auch ein Brief von meinem lieben Freunde, dem Dichter Friedrich Marx, der damals in Graz lebte. Selbiger machte mich aufmerksam, daß sich in Graz ein junger Mann herumtreibe, der sich unter verschiedenen Namen als Schriftsteller ausgebe und den Leuten Geld herauslüge; so habe der Mensch bei Professor Hamerling als der Dichter Moser vorgesprochen, beim Chefredacteur der „Tagespost" als der Schriftsteller Lang, bei ihm — Marx — als ein Journalist Vogel, habe sogar Empfehlungsbriefe vorgezeigt und sei es ihm gelungen, Beträge herauszulocken. Ich solle mich vor dem Manne in Acht nehmen.

Was war natürlicher, als daß mir einfiel, der Schwindler könne auch in Wien gewesen sein, sich bei Baron Mayr für meine Person ausgegeben und wohl auch auf meinen Namen irgendwie gesündigt haben. Dem Baron Mayr schreiben, daß ich von Allem nichts wisse, daß ich nicht das Vergnügen habe, ihn zu kennen, daß ich einen Mißbrauch meines Namens vermuthe — und meine Photographie beilegen, das war das Erste, was ich that und wahrlich auch das Nothwendigste.

Kaum ich mit diesen Dingen fertig war, wurde mir die Visitkarte eines Johann von Bergen überbracht, der Herr stehe im Vorzimmer und wünsche einen Augenblick mit mir zu sprechen.

Ich lasse ihn bitten.

Ein hübscher, junger Mann mit feinen Manieren tritt ein; auf meinen Vorschlag, Platz zu nehmen, sagt er: „Meinen Dank. Ein Bittsteller pflegt sein Anliegen stehenden Fußes vorzutragen. — Ich will, mein lieber Herr R., nicht viele Phrasen machen, wir sind Männer. Sie haben sich aus harter Drangsal, heldenhaft möchte ich sagen, emporgerungen zur Stelle, wo Sie jetzt stehen, zur gottgesegneten Stelle, wo Sie Ihr edles Herz frei walten lassen können. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht ungebührlich in An-

sprucl nehmen, sondern mich kurz fassen. Ich bin auf der Durchreise von Wien nach Triest nach meinem neuen Bestimmungsort als Redacteur der Triester Zeitung. Ich fuhr in der Nacht und hatte das Unglück, daß mir unterwegs, während ich schlief, mein Ueberrock mit der Geldbörse entwendet wurde. So mußte ich in Graz aussteigen, wo ich allerdings keine Bekannten habe, sondern genöthigt bin, mich an meine Herren Collegen zu wenden."

Seine Worte sind gewählt und fließend, nun aber wird die Stimme dumpf, droht in Thränen zu ersticken und indem er sich halb von mir abwendet, um seine Bewegung zu unterdrücken, stöhnt er: „Mich friert, mich hungert ..."

Ich erfasse seine Hand. Er taucht seinen Schmerz nieder und sagt: „Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich — betteln muß, es ist zu hart."

„Der Hunger soll alsbald überwältigt werden," sage ich, „was ich jedoch weiter thun kann, ist kaum der Rede wert, vielleicht sollten Sie sich an den hiesigen Schriftstellerverein wenden, der noch keinen dürftigen Collegen im Stiche gelassen hat."

„Bei dem war ich bereits," versetzte er, „nicht minder auch bei Professor Hamerling, bei Friedrich Marx. Die Herren haben mich auch liebenswürdigst unterstützt."

So mußte doch der schärfste Hunger gestillt sein. Ich schöpfte Verdacht und sagte geradeweg: „Haben Sie bei Friedrich Marx nicht unter dem Namen Vogel vorgesprochen?"

„Allerdings, lieber R., der Familienname meiner seligen Mutter."

„Und bei Hamerling als der Dichter Moser?"

„Der bin ich."

„Und in der Redaction der „Tagespost" als Schriftsteller Lang?"

„Mit diesem Namen zeichnete ich mehrere meiner Feuilletons."

„Und nach dieser Karte heißen Sie Johann von Bergen!"

„Sie wissen," antwortete der Fremde, ohne sich im Geringsten verblüffen zu lassen, „bei uns in der Schriftstellerwelt spielt das Pseudonym eine wesentliche Rolle, besonders dem Journalisten gebietet die Klugheit —"

„Ich dächte aber, wenn man die Wohlthätigkeit der Collegen anruft, daß man's hübsch unter dem richtigen Namen thue."

„Sie haben sehr recht, der Uebermuth ist in solcher Lage nicht am Platz. Ich bin beschämt."

„Nun, vielleicht gelingt es mir, unter meinen Bekannten Einiges für Sie zusammenzubringen. — Apropos, noch etwas!" rief ich, als er schon an die Thürklinke griff, „da Sie in der Namensverwechslung schon eine so staunenswerte Fertigkeit besitzen, sollten Sie nicht etwa bei Baron Mayr v. Melnhof in Wien unter meinem Namen vorgesprochen haben?"

„Mein Herr!" versetzte der junge Mann in imponierend ernstem Tone, „obzwar ich um eine kleine Unterstützung bei Ihnen vorsprach, haben Sie doch nicht das Recht, mich zu beleidigen."

„Nun, will's auch nicht gesagt haben," trat ich zurück. „Aber das müssen Sie mir zugeben, daß Ihr eben selbst eingestandenes Auftreten unter verschiedenen Namen in Graz nicht anders als gaunerhaft erscheint, daß man sich sonach von solch' einem Menschen allerhand Uebriges denken kann und muß. Gehts Ihnen schlecht, können Sie sich allein nicht helfen, so bitten Sie um Unterstützung, das ist nichts Schlimmes, das thun Tausende, die später doch tüchtige Männer werden; aber thun Sie's ehrlich, belügen Sie die Leute nicht in dem Augenblick, da Sie die Hand nach Almosen ausstrecken müssen. Sie sind noch jung, man kann

Ihnen gut sein, aber ich rathe Ihnen die Redlichkeit an, und das ist die beste Gabe, die ich Ihnen reichen kann."

Er schwieg zerknirscht; seine rechte Hand wollte sich zitternd und zagend nach der meinen heben.

„Was ich sagte ist nicht schlecht gemeint," fuhr ich entzückt über meine sittliche Hoheit fort, „werde sehen, was sich für Sie thun läßt. Müssen mir aber Ihre hiesige Wohnung angeben."

„Im Hotel zur goldenen Sonne," versetzte er rasch, „indes möchte ich doch höflichst gebeten haben, eine Kleinigkeit für den Augenblick, denn schon seit Tagen habe ich nichts Warmes in den Leib bekommen."

„Leben Sie wohl!" rief ich ihm zu, denn dieses „nichts Warmes im Leib seit Tagen" erinnerte mich zu lebhaft an die professionellen Stadtbettler. Wein, Schnaps und dergleichen sind freilich nichts Warmes.

Der Herr „College" vergab sich nicht das Mindeste, fein und höflich, wie er gekommen, verließ er das Zimmer; jede Bewegung mit seinem Hut, mit seinem eleganten Spazierstocke, jedes Wort war weltmännisch; schier hätte ich mich bestens bedankt für den „ehrenden Besuch".

Als er davon war, benachrichtigte ich sofort die Polizei, daß in der „goldenen Sonne" ein Mann wohne, der sich unter verschiedenen Namen in der Stadt herumtreibe. Was sie mit ihm machen wolle, das sei ihre Sache.

Die Polizei kam zu spät, der Vogel war in genanntem Hotel bereits ausgeflogen. Eine Notiz über den Schwindler, die ich in's Abendblatt desselben Tages rücken ließ, veranlaßte eine Zimmerpartei in der Schmiedgasse, der Polizei mitzutheilen, daß soeben ein Herr, auf den die Notiz passe, bei ihr zur Aftermiete eingezogen sei. Die Hermandad waltete ihres Amtes und überraschte den Jüngling in seinem neugemieteten Zimmerchen, wo er sich eben mit einer gutherzigen Genossin von der Gasse häuslich einrichten wollte.

Ohne Widerrede legte er die Hände kunstgerecht zur Fesselung hin. —

Einige Wochen früher spielte sich in einem Hause der Operngasse in Wien Folgendes ab:

Bei Baron Mayr-Melnhof sprach ein junger, anständig, doch dürftig gekleideter Mann vor. Der Baron kam ihm in bekannter Menschenfreundlichkeit entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Ich bin, verehrter Herr Baron, aus Steiermark," antwortete der junge Mann artig.

„So wären wir ja Landsleute!"

„Allerdings, Herr Baron, deshalb nahm ich mir die Freiheit —"

„Wer sind Sie aber sonst?"

„Ich bin in Verlegenheit. Die Sache ist Die, Herr Baron," stotterte er, „ich bin der Schriftsteller —"

„Rosegger vielleicht?" fiel ihm der Baron lebhaft in die Rede.

„So ist es."

„Das freut mich, Sie kennen zu lernen. Sie haben mir mit Ihren Büchern schon manchen Spaß gemacht. Nehmen Sie doch Platz. Leben Sie jetzt in Wien?"

„Bin nur auf ein paar Tage hier. Nun ist heute — damit ich gleich zur Sache komme — am Hohen Markt eine Bücherauction. Ich sehe in derselben eine Anzahl von Büchern, die ich schon lange zu besitzen wünschte und die hier gewiß um billigen Preis erstanden werden können. Ich habe wohl schon nach Hause telegraphiert, daß mir das nöthige Geld eiligst geschickt oder angewiesen werde, es dürfte jedoch vor morgen Früh kaum eintreffen. Die Sache erleidet natürlich keinen Aufschub, ich habe in Wien wenig Bekannte — nun so erinnerte ich mich an meinen hochherzigen Landsmann, den Herrn Baron, und bin dreist genug, ohne viel Umstände — wie ein redlicher Mann zum andern

spricht — zu bitten: Borgen Sie mir bis morgen Früh den Betrag!“

„Es freut mich, daß Sie frisch von der Leber weg sprechen. Wie viel bedürfen Sie?“

„Mein Gott, je nachdem. Es sind ein paar von der Verlagshandlung ziemlich hoch notierte Werke dabei. Man feilscht natürlich mit und sieht zu, wie sie losgeschlagen werden —“

Der Baron drückte ihm eine Hunderterbanknote in die Hand. „So, lieber Freund, und wenn Sie mich morgen zum Diner beehren wollen?“

„O, zu gütig! Ich werde die Auszeichnung zu würdigen wissen. Ich preise nun erst meine momentane Verlegenheit, die mir die Ehre vermittelt, die Bekanntschaft eines in jeder Beziehung so ausgezeichneten Mannes zu machen.“

„Sagen Sie mir, Lieber,“ versetzte der Baron, „frieren Sie nicht in Ihren leichten Kleidern?“

„Es gewöhnt sich, Herr Baron,“ versetzte der junge Mann in bescheidenem Tone.

„Wir verlangen von unseren Dichtern ein warmes Herz,“ sagte Baron Mayr, „so meine ich, könnten sie von uns einen warmen Winterrock verlangen. Es soll Sie nicht verletzen, lieber R., wenn ich Ihnen eine Karte an meinen Schneider mitgebe.“

Der „Dichter“ drückte ihm gerührt die Hand und hauchte: „Sie sind ein edler Mann!“

Bald darauf empfahl er sich — und ist nicht wieder gekommen. Er kam nicht mit dem Gelde, er kam nicht zum Diner, aber den warmen Anzug beim Schneider hatte er acceptiert. —

Nach Wochen schrieb denn der Herr Baron an mich nach Graz den Eingangs erwähnten Brief. Meine Antwort und ein weiteres Schreiben von Wien, in welchem der Besuch in der Operngasse erzählt ward, klärte die Sache auf. Und mittlerweile fügte es sich, daß ich den Gauner in Graz festnehmen ließ, ohne zu wissen, daß es mein schlimmer Doppelgänger gewesen.

Der junge Mann, der so viele fremde Namen ausborgte, hieß mit dem eigenen: Alois Eskanasi. Mit diesem Leibnamen ließ sich freilich nicht mehr gar viel machen, denn der war bei der Polizei und den Gerichten etwas fatal angeschrieben. Man sprach davon, daß der junge Abenteurer einer berühmten Tänzerin Kind sei und von einer hochgestellten Persönlichkeit die Mittel zur Ausbildung erhalten habe. Er verleugnete diese „Bildung“ in seinem Benehmen nicht einen Augenblick. Dazu war er ein hübscher, schlanker Bursche mit sympathischen Zügen und besaß schauspielerische, auch schriftstellerische Fähigkeiten.

Eskanasi hatte vor Gericht nicht einen Moment geleugnet, daß er unter fremdem Namen Geld genommen, doch überraschte ihn die vom Gericht gezogene Logik, daß er deshalb eingesperrt werden sollte. Was thut denn auch der Name zur Sache? Der Baron gab den Rock nicht dem Namen, sondern dem Menschen, der fror, und das war er. Und verlangte nicht, daß der Empfänger die Gaben wieder zurückbringe. Der Eine braucht sein Geld nicht und der Andere hat seine Ehre wieder. Wieso also eingesperrt?

Eskanasi saß damals ein halbes Jahr lang in Untersuchung, hernach verurtheilte ihn das Gericht wegen „Falschmeldung“ zu einem weiteren halben Jahre Arrest.

Im Arrest behagte es dem Manne nicht. Mich mußte er — obwohl wir uns nur einmal gesehen — besonders in's Herz geschlossen haben; er schrieb mir aus dem Arreste folgenden Brief:

„Geehrter und edler Herr v. Rosegger!

Es fällt mir nicht bei, das Unrecht, das ich an Ihnen begangen, beschönigen zu wollen, dasselbe ist nicht klein, aber Ihre Herzensgüte ist noch viel größer. Sie verstehen

als Dichter in aller Menschen Gemüthern zu lesen und müssen also auch wissen, wie Einem zu Muthe ist, wenn man friert und hungert und von der Gesellschaft verachtet ist. Aus Bosheit habe ich in meinem Leben nichts Schlechtes gethan, wollte auch Ihnen nichts Schlimmes zufügen. Ich bin zum Herrn Baron M. gegangen nur in der ehrlichen Absicht, mir von dem wohlhabenden Manne eine kleine Gabe zu erbitten. Ihr Name ist mir dort rein in den Mund gelegt worden. Freilich verwertete ich ihn nachher, denn der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken — daher bin ich überzeugt, daß Sie mir verzeihen werden.

Ich habe Bildung genossen, besitze regen Geist und Interesse besonders für die schöne Literatur und Sie können nicht glauben, wie mir in meiner gegenwärtigen Lage langweilig ist. Ich weiß nicht, mein lieber Herr v. R., ob Sie sich eine Existenz im Arrest vorstellen können, man kann sich nicht satt essen, darf nicht rauchen, kaum eine halbe Stunde des Tages in die frische Luft, und die rohe Behandlung, die ich nicht gewohnt bin. Wie da ein gutes Buch eine Wohlthat wäre! Und so wollte ich Sie denn gebeten haben, und das ist der Grund dieser Zeilen, Sie möchten mir einige Bücher leihen, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich bin überzeugt, daß ich vor Ihnen, dem Menschenfreunde, keine Fehlbitte thue und werde die Bücher unversehrt und gewissenhaft wieder zurückstellen.

In der sehr angenehmen Erwartung einer freundlichen Antwort, geehrter Herr v. R., Ihr

ganz ergebener

Alois Eskanasi,

Graz, im Criminalgebäude, 2. Stock, Thür Nr. 19."

Anfangs war ich über solch' unerhörte Frechheit empört. Dafür, daß dieser Strolch in meinem Namen Leute betrogen hat, soll ich ihm im Arrest die Zeit vertreiben?

Allmählich legte ich mir die Sache anders vor. Im Grunde — dachte ich — hat er recht. Aus Bosheit hat er's nicht gethan, der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken. Wir unter normalen Verhältnissen aufgewachsenen, anständig situierten Leute haben gut Sitten predigen. An wen soll er sich denn wenden, als an mich? Ich habe ihn einsperren lassen, ich mag ihm das Gefängnis erleichtern? mich hat er beleidigt, ich soll ihm verzeihen. Wer denn sonst?

Ich erfüllte seine Bitte. Allerdings war ich so boshaft, ihm Zschokke's „Stunden der Andacht" zu schicken und Alban Stolz' „Compaß für Leben und Sterben", aber ich sandte ihm auch die „Studien" von Adalbert Stifter. Man sagt ja immer, daß man Stifter mit Sammlung und Ruhe lesen müsse, um den rechten Genuß an ihm zu haben. An Sammlung und Ruhe soll es im Arrest nicht fehlen. Und vielleicht wären die edlen, idealen Gestalten dieses Dichters, die ihren milden Strahl in ein verkommenes, dunkles Menschenleben würfen, für dieses Menschenleben doch eine Gnade Gottes. Ich erbaute mich ordentlich in dem Gedanken, wie sich der arme Mensch an dieser Lectüre erbauen würde.

Ein paar Tage später wurde ich in's Criminalgebäude beschieden und der Gefängniswärter zeigte mir meine mit meinem Namenszug bezeichneten Bücher. Der Arrestant Nummero 19 habe sie zum Verkaufe ausgeboten.

Ich hatte genug. Von allen pädagogischen Gelüsten geheilt, trug ich die Bücher nach Hause. Von Eskanasi hatte ich hierauf nichts mehr gehört. Hingegen suchte ich in Wien gelegentlich den Herrn Baron Mayr v. Melnhof auf, um mich für die Wohlthaten zu bedanken, die er, gleichwohl an

einen Andern verschwendet, doch mir vermeint gehabt. Der Herr Baron meinte, es wäre Alles gut, aber das müsse er schon sagen, persönlich presentiert hätte mich Alois Eskanasi besser, als ich selbst.

Seither sind Jahre verflossen. Da erhielt ich nun vor wenigen Monaten ein Schreiben aus dem Erzherzogin Sophien-Spital in Wien und zwar — von Eskanasi.

Mit großem Wortaufwande that er dar, wie tief und wahrhaft elend er geworden. Er stehe vor den Trümmern seiner Talente, habe vor zwei Monaten das Haus verlassen, in welchem er wegen neuen Fehltritten so lange gebüßt, befinde sich nun auf dem Siechenlager, das wohl auch bald sein Sterbebett werden würde. Er habe keinen Freund auf der weiten Welt. Er besitze nicht das geringste Mittel, um sich eine kleine Erquickung verschaffen zu können. Zwischen der Menschheit und ihm stehe sein berüchtigter Name. Daß er seine Wohlthäter unter Jenen suche, denen er Böses zugefügt, das sei ganz natürlich, denn gerade solche Menschen müßten den Abstand zwischen sich und ihm — dem Verworfenen, Verlornen — am besten ermessen; gerade solche müßten ihren Vortheil ihm gegenüber am tiefsten fühlen und gerade für Solche wäre es das höchste Verdienst, ihm — dem Sterbenden — eine kleine, milde Gnadengabe zu reichen. — Dann versicherte er in seinem Schreiben, daß meine Schriften im Spitale Vielen zu Trost und Labe dienten, und daß deren Verfasser ein gutes Herz haben müsse, wie er es ja auch schon persönlich erfahren; so flehe er mich an, ihn nicht ganz zu verlassen in seiner Noth, ihm ein letztes Almosen nicht zu versagen.

Zum Schlusse bat er noch um Verzeihung, daß seines Jammers Schatten einen Moment mein freundlich Arbeitsstübchen verdunkelt hätte...

Wörtlich kann ich diesen Brief nicht mehr angeben, weil ich ihn unmittelbar nach dem Durchlesen in viele Stücke zerrissen habe.

Ob es plötzlich aufwallender Zorn war, oder sittliche Entrüstung, oder Pharisäerstolz — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wie sehr ich wünsche, ich hätte dem Briefsteller damals ein paar freundliche, versöhnende Worte geschrieben — ich vermuthe nun, er hat mit seinem letzten Almosen nichts Anderes gemeint, als dieses. Aber wir sind der Tugendhafte, der doch lieber dem unschuldigen Armen eine moralische oder materielle Gabe reicht, als einem durch Leichtsinn und eigene Schuld Verkommenen! Zwar erinnere ich mich nicht, daß ich in dieser Meinung anstatt dem Verlorenen damals einem unschuldigen Armen etwas zu Liebe gethan hätte. — Aber die Reue kommt nicht um einen Tag früher, sondern kommt genau in der Stunde, da es zu spät ist.

Heute lese ich in den Blättern, daß jener Alois Eskanasi in einem Spitale Wiens gestorben ist.

Wie in Wien das Volkstheater umgebracht wurde.

Schon seit einiger Zeit ist in der Wiener Publicistik das derbe Wort Mode geworden. Man ist über sehr Vieles entrüstet und liebt im Lapidarstyl zu sprechen. Nur Schade, daß es den Herren nicht zu glauben ist, wenn man ihnen einmal in die Karten geguckt hat. Doch wird's vom Publikum begehrt, denn es ist für sehr viele Leute ein rechter Ohrenkitzel, ihr eigenes Sündenregister zu hören.

Zu den Wenigen, denen man die Entrüstung über herrschende Zustände glaubt, weil ihre Persönlichkeit, ihr Leben dazu das Siegel ist, gehört Friedrich Schlögl. Vor Kurzem ist von diesem Manne bei Karl Prochaska in Teschen ein Werk erschienen: „Vom Wiener Volkstheater." Es sind Erfahrungen dieses alten Kernwieners, dessen Erinnerungen über ein halbes Jahrhundert zurückgreifen. Er spricht von den Volkstheatern in der Leopoldstadt, im Freihause und an der Wien, spricht von den Kämpfen der Volksmuse, von den Volksverderbern und Volkserziehern, Pfuschern und Meistern, er spricht von Adolf Bäuerle, Ferdinand Raimund, Johann Nestroy, als von der classischen Zeit des Volkstheaters, er spricht von Berg, Anzengruber und Anderen. Die uns in hellem Haufen vorgeführten Thatsachen, Ereignisse, Anekdoten sind nicht allein auf's Höchste lehrreich und werfen helle und grelle Lichter auf das Wiener Culturleben, sie sind auch — wie sie Schlögl vorbringt — überaus amusant.

Nur kommt das Lachen nicht recht auf, man sieht schon wieder den Alten mit dem grimmigen Gesicht die Geißel schwingen. Wir wollen doch einmal hören, was Schlögl zu den gegenwärtigen Zuständen des Theaters sagt. Er sieht es bereits besser werden, aber er weist uns gar kurios etwelche Ursachen, die das Volkstheater in Wien und damit auch in weiterem Zirkel umgebracht haben.

In den Sechziger-Jahren fand die echte Volksmuse keinen Anwalt mehr, erzählt Schlögl. Da kam Ludwig Anzengruber, gesandt wie ein Messias des Volksstückes, gelobt und gepriesen wie Manna in der Wüste, wie befruchtender Regen nach fatalster Dürre, wie ein leuchtender und erwärmender Sonnenblick nach öder, finsterer Nacht; aber seine Stücke, voll tiefsinniger Gedanken, voll markiger Gesinnung, voll edler, gesunder Tendenz, voll spannender Handlung und urkräftiger Charaktere, gefielen nur einem Bruchtheil des Volkes, die große Menge sehnte sich nach gewöhnlicher Kost und wandte sich von dem wackeren Dichter, der die unbequeme Anforderung zu denken an sie gestellt, wieder ab.

Nach „leichter Anregung" und etwas „Sinnenkitzel" gieng der Wunsch und man willfahrte ihm. Da schon einmal das schwindsüchtige Zwitterding, das lockere „Vaudeville" gefiel, die unsinnigen „Levassoriaden" zogen, die musikalischen Farcen vollkommen genügten, die Offenbachiaden hierauf sogar Enthusiasmus erregten, so präsentierte man — wenn zur Abwechslung an einem Sonntag nicht etwa ein Schauerdrama von der Porte St.-Martin hervorgesucht wird — die übrige Zeit das beliebte „Dideldumdei" der Operette. Die besten Schauspieler wurden zu Gauklern dressiert, und zu Wort kamen und kommen

nur mehr die Herren Walzel und Genée. Die heitere Posse und das gediegene, gutgegliederte Volksstück mit honneter Tendenz sind vorläufig in Disponibilität gesetzt, das singende Getändel, die Unnatur, haben gesiegt, der trällernde Grimassier hat den Charakterdarsteller vertrieben, obwohl wir uns einbilden, den Hanswurst von der Bühne verbannt zu haben. Ach, er ist ja wieder erstanden, und wir können ihm allabendlich an seinen Pflegestätten huldigen! „Nur hereinspaziert, meine Herrschaften, es wird sogleich angefangen!" Schade, daß in Folge der neuen Theater-Polizeivorschriften nicht auch noch beigefügt werden darf: „Sie können auch Tabakrauchen dabei!" wie in der guten alten Zeit und — in gewöhnlichen Jahrmarktbuden. — Wahrheit liebende und einsichtsvolle Beurtheiler werden, wenn auch seufzend, gestehen, daß meine Zeichnung keine unrichtige, und daß ich mich nach keiner Weise einer Uebertreibung oder Verzerrung oder absichtlichen Fälschung schuldig gemacht. — Was die in Permanenz befindliche kritische Lobhudel-Association, was einzelne von Directionen oder Schauspielern abhängige und bei ihnen in Lohn und Kost stehende Leib-Referenten, was Cameraderie, was einige von der Gunst der Mode und des Augenblicks emporgehobene und dadurch übermüthig gewordene ausübende „Künstler" gegen mich und meine ungeschminkte Darstellung einzuwenden haben, kümmert mich nicht und kümmerte mich im Leben nie; ich wendete mich stets und in allen Dingen nur an den anständigen, vernünftigen Theil des Lesepublikums.

Zweierlei wollte ich nachweisen: den Niedergang oder vielmehr bereits geschehenen Untergang des eigentlichen Volksstückes, und das abgeschwächte Interesse des Volkes an seinen Theatern überhaupt. Daß Ersteres geschehen, ist nicht zu leugnen, und es bleibt nur die Beantwortung der Frage offen, was daran die Ursache? Vielleicht das — eine zeitlang unter diesem Aushängschilde Gebotene? Vielleicht verdroß es das Publikum, obwohl es lange auszuharren vermag und häufig eine übermenschliche Geduld und Nachsicht zu üben weiß, doch allmählich, wenn ihm von gewissen „dichterischen" Monopolisten unaufhörlich das aberwitzigste Zeug vorgesetzt und dieses von einer „wohlwollenden" Kritik als preiswürdig anempfohlen wurde? Wohlwollend! Das ist der Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses nur gebar! — Gutmüthige Herren betrachten das Theater von dem Gesichtspunkte aus, daß es ein Institut sei, welches drei- bis fünfhundert Personen zu ernähren habe und das man demnach, um es zu halten und zu erhalten, schonend behandeln müsse. Der Teufel hinein! Unsere Theaterdirectoren sind doch meist — ohne höhere Inspiration — nur Geschäftsleute, wenn auch, mit Rücksicht auf ihr vielköpfiges Personale — im größeren Stile. Aber Geschäftsleute sind sie und bleiben es. Wem von uns fällt nun ein, bei einem Geschäftsmann, der ihn schlecht bedient, doch fortan arbeiten zu lassen — mit Rücksicht auf seinen zahlreichen Hausstand? Man wird sich von ihm abwenden und von ihm nichts wissen wollen. Das Theaterpublikum ist etwa in derselben Weise vorgegangen. Wo es ihm zu albern wurde, blieb es aus, heute hier, morgen dort, endlich auch am dritten Orte, bis man in seinem Unterhaltungstriebe zu — Volkssängern flüchtete — angeblich, weil man da wenigstens nichts Widersinniges zu sehen und zu hören bekomme. Die Herren Seidl und Wiesberg, Kriebaum und Nowak 2c. 2c. haben die Volksdramatiker aus den Sätteln gehoben und paradieren, zum hellen Gaudium ihres Auditoriums, nun selbst ganz stolz und kühn mit den überraschendsten Courbetten. Ach, selbst Anzengruber konnte nichts mehr retten und die Theatermüden zur Umkehr bewe-

gen, er wäre vielleicht sogar in einem Kampfe gegen die Gesellschaft Guschelbauer und Consorten unterlegen . . .

Ja, die gute leidige Kritik lobte so lang und lobte fast Alles und notificierte fast täglich „ausverkaufte Häuser," geworfene Kränze und zehnmaligen Hervorruf, bis man ihr auf die Schliche kam, nur Reclame und wieder Reclame entdeckte, und nun nützt ihr, wie in der Fabel dem Buben mit dem Wolfe, das ehrlichste Geschrei nichts mehr — man glaubt ihr nimmer und läßt sich, geschähe es von ihr in selbstlosester und barmherzigster Absicht, nicht mehr täuschen. Die Kritik ist im Großen und Ganzen wertlos geworden, wenige giltige Namen ausgenommen.

Dazu kam noch das Uebel der Dampf- und Schnell-, der Hudriwudri- und Speiszettel-Kritik, die ein Blatt, das sich anfangs nur mit der Fremdenliste und oberflächlichstem Theaterklatsch befaßte, Ende 1847 erfand und die darin bestand, daß der hohe Adel, das löbliche Militär und das verehrungswürdige Publikum, obwohl man erst um halb elf Uhr Nachts das Theater verließ, doch schon am nächsten Tage, um 6 Uhr Früh mit der (natürlich gründlichsten) Kritik über die epochale Novität brühwarm versorgt wurde. Bei solcher fixfingerigen Methode, falls man den Leser einmal daran gewöhnte (oder vielmehr ihn dazu verwöhnte), konnten andere Blätter nicht zurückbleiben, sie machten die rivalisierende Hatz mit, und da der alberne Gebrauch besteht, an Einem Tage in drei, vier Theatern Novitäten zu geben, so mußte, was eine Redaction an kritischen Kräften vorräthig, oder wer das Selbstbewußtsein in sich fühlte, eine halbe Spalte lang als Lessing sich zu zeigen, in Dienst commandiert werden („alle Mannschaft an Bord!"). Und so galoppierte denn auch richtig um Dreiviertel auf Sieben die gesammte kritische Truppe nach allen Windrichtungen davon, um nach beendeter Vorstellung, hungrig, durstig und schwitzend im Extrazimmer beim „Weingartl", oder bei der „Stadt Brünn", oder bei den „Michaelern", oder bei der „Weintraube", oder bei „Gause" oder „Dreher" &c. auf einem abgerissenen Flecken Papier flugs seinen Referentenpflichten nach bestem „Wissen und Gewissen" Genüge zu thun, mit dem (jedenfalls witzigen) Elaborate fünf Minuten vor Mitternacht in die Druckerei zu stürmen und den armen Metteur-en-pages, den Nacht-Redacteur oder Manager und ein Vierteldutzend Setzer zu erschrecken, zu ärgern und zu quälen. Welch', das wichtige und ernste Amt eines Kunstberichterstatters und Kunstrichters entwürdigender, rüder Trubel! Aber das P. T. Publikum will rasch bedient sein, es verlangt zu seinem mürben Kaffeekipfel auch ein frisch herausgebackenes Referat. Also her damit! Und diese Parforcejagd der selbst gehetzten Recensenten ist noch nicht die höchste Leistung der Neuzeit in diesem Fache. Man trieb's noch weiter und referierte bereits — vor der ersten Aufführung nach „discreter" Anhörung der Generalprobe. Welchen ungeheuren Respect vor dem kritischen Urtheile fordert ein solches Steeple-chase von Vorsprüngen um halbe Nasenlängen, respective um einen ganzen Tag bei den — Denkenden! Da war's doch einst auch in dieser Beziehung ganz anders und wahrlich honneter. Als Gutzkow's „Werner" am 14. October 1840 zum ersten Male im Burgtheater aufgeführt wurde, schrieb Umlauft für den zweitnächsten Tag (schon eine merkwürdige That!) ein Referat von hundert fünfzig Zeilen, natürlich im würdigendsten Tone. Welche Ueberraschung wurde ihm aber, als er zur Correctur erschien und am Schlusse des Artikels: „Fortsetzung folgt" fand. Was ist das? Was soll das heißen? frug er, worauf Bäuerle kurz erwiderte: „Das setzte ich bei. Sie werden doch nicht glauben, daß

man einen Gutzkow mit zwei Spalten abfertigen kann? Da müssen noch zwei, drei Fortsetzungen kommen!" So Bäuerle, einer der leichtlebigsten und leichtsinnigsten Menschen, der sich auch erst beruhigen ließ, als ihm Umlauft versprach, als quasi-Fortsetzungen eine Uebersetzung jener englischen Novelle zu bringen, die Gutzkow Anstoß zu seinem „Werner" gegeben. Etwas mußte zu Ehren Gutzkow's noch geschehen! So benahm sich das geschmähte vormärzliche Wien! Wir bringen wohl auch bei vornehmeren Anlässen ausführlichere und eingehendere Nachtragsberichte, aber die Mehrheit überfliegt sie, ihr genügte die hypereilige Vornotiz, und der Liebe Müh' der bravsten Männer ist meist umsonst; der Appetit der heißhungerigen Masse ist gestillt, die bewährtesten stilistischen Delicatessen reizen dann nicht mehr.

Ich sagte oben, daß das „Volksstück" als antiquiert bei Seite geschoben wurde, und daß ihm auch die „Posse" bald folgte, die sich ebenfalls nicht mehr als zugkräftig erwies, da erstens die ausübenden Kräfte — einst Sterne ersten Ranges — dafür fehlten, und zweitens die „Neuschöpfungen" in diesem Genre immer abgeschmackter, hirnloser und roher sich gaben, von frappanten Situationen, originellen Chargen und Charakteren und überhaupt von Erfindung keine Rede mehr war, dagegen die privilegirtesten und renommiertesten „Possen-Schuster" unter zehn Fällen sich gewiß neunmal damit begnügten, ihr zu verarbeitendes „Leder" abermals über den alten Leisten zu schlagen oder auch aus fünf abgelegten und vergessenen Possen eine sechste neue herauszuschälen. Das verdroß endlich selbst den Langmüthigsten wie den Borniertesten und die Menge erklärte auch die „Wiener Localposse" als — sich überlebt. So hatte man eigentlich gar nichts mehr, woran sich der Mittelstand und seine nächsten Kreise zerstreuen, erheitern, anregen konnten; eine entsetzliche Dürre trat ein, der erstickende Qualm der Langweile breitete sich über das Terrain, das Thalia beherrschte, aus, und ließ das dürftigste, geistige Pflänzchen nicht gedeihen, das Repertoire — ein trostloser Anblick — bildete sich nur mehr aus abgestandenen, interesselosen Reprisen. Wie begrüßte man da jubelnd das theatralische Novissimum — die lustige Operette!

Nun wäre es wohl das Absurdeste und Griesgrämigste, behaupten zu wollen, daß die (ersteren) Offenbachiaden mit ihrer einschmeichelnden Musik und dem prickelnden, witzigen, geistvoll-satirischen Texte Meister Halévy's & Comp. nicht amusant, in vortrefflichster Darstellung nicht sehens- und hörenswerth gewesen, und daß auch die vaterländischen Nachfolger und Nachahmer des Kölner Apostels, die Herren Strauß, Suppé und Millöcker, nicht allerliebste und reizende Weisen ersonnen und geschickt instrumentiert auf den Markt gebracht hätten. Und der Zulauf und der Erfolg war ein colossaler. Man hatte zwar Allerlei an den absonderlichen Stoffen, welchen die Text-Appreteure für die gefeierten Maëstri zusammenschweißten, auszusetzen; man erklärte die Handlung als dürftig oder unklar und verworren, die Personen und „Charaktere" wie dem Irrenhause entsprungen, und die eingestreuten Witze und wirklichen Späße so rar wie die Fettaugen in einer Spitalsuppe; aber man fand an den neckischen, elektrisierenden Melodien Gefallen und das bekannte „ganz Wien" sang sie nach. Das währt so seit einiger Zeit, die Operette dominiert, und man vergaß und vergißt thatsächlich, daß es auch noch einen andern Genre gäbe, der geist- und herzerlustigend sein könnte. Operette hier, Operette dort, Operette allüberall — die Universalkost für die Besucher der Volkstheater.

Noch dauert der Rummel fort, ja man trieb den Reclamen-Spectakel in

neuester Zeit so weit, daß man die Berliner Inscenesetzung einer neuen Strauß'schen Operette wie ein Weltereigniß behandelte, ihr Hunderte lärmende Vornotizen widmete und für den Tag der ersten Aufführung eine Wallfahrt aller „Kunstverständigen" nach der Spreestadt veranstaltete, wie weiland — wahrlich für größere Zwecke — Bayreuth hiezu ausersehen war. Dieser Tumult der schreibenden Claque, die an Frenesie grenzende Aufregung des applaudierenden Hilfscorps, die Herzklopfen-Epidemie unter den „Artisten" und in den Theaterkanzleien, all' dieser Entzückungs- und Begeisterungs-Rummel — „tant de bruit pour une operette" — kann jedoch mit einiger Befriedigung acceptiert werden, denn es ist eben durch solch' excessive Uebertreibung anzunehmen, daß der Paroxismus seinen Höhepunkt erreicht, daß die Krisis bald vorüber und wir von der Unnatur — wieder zum Natürlichen zurückkehren.

Denn man muß die „Wursteleien," zu denen die besten Schauspieler durch den Operetten-Genre verurtheilt wurden, wohl auch einmal satt bekommen; man muß der unmöglichen Marquis, Capitäne, Gouverneurs, Seneschalls, Intendanten, Prinzen, Paschas, Pagen u. s. w. endlich doch überdrüssig werden; man wird und muß mit der Zeit für die Zumuthung sich bedanken, allabendlich nur mehr „Narrentattel" vor sich gaukeln zu sehen, welche qualvolle Monotonie weder durch die sporadischen Zugaben eines melodischen Walzers, eines hübschen Liedchens, eines munteren Duettchens oder eines drolligen Chors, noch durch die bombastischeste Ausstattung und das bunteste Menschengewimmel auf der Bühne aufgewogen oder verscheucht wird. Und so wird denn eines Tages auch der sinnlose Operetten-Cultus aus der Mode sein und das ehrliche Volksstück wieder zu Ehren kommen.

* * *

Peccatur intra et extra muros. Zu deutsch: Alle zusammen tragen Schuld an den heutigen Zuständen der Wiener Volksbühne: Publikum, Directoren, Dichter, Schauspieler und Kritiker. Mit vereinten Kräften arbeitete man an dem Verfalle und endlichen Niedergange derselben. Weil es einzelne Menschen gibt, die auch — stinkendes Fleisch zu essen vermögen, servierte man es auch den Uebrigen. Die alten Volksstücke waren derb, roh, zuweilen sogar gemein, das ordinärste Patois, der niedrigste Ton, der nur in den armseligsten Schenken zu hören, die erbärmlichsten Späße — wie Einer damals klagte — bildeten das textliche Substrat; aber — sittenlos wurden erst wir, da man die Frivolität als Programm aufstellte und die Zote als Magnet declarierte. Eine widerliche Zeit, die den ehrlichen Volksfreund mit Ekel und Grauen erfüllte, ohne daß er eine übertriebene Prüderie zu äußern bedurfte. Man sah genug, um sich empört abwenden zu können. Es war die glorreiche Epoche des fatalen „wirtschaftlichen Aufschwunges," wo es angeblich Geld wie Heu gab und der Schnorrer von gestern heute als Millionär ausgeschrieen wurde. Da kam das — Soutenieren der theatralischen Celebritäten in die Mode, und gewisse Damen fanden in dem Usus nichts Arges, ja man brüstete sich mit seinem — „Freunde," wenn er an Generosität die „Freunde" der Colleginnen übertraf. Die „Entretenues" wurden die Zierden der Bühnen, sie stießen sich von dem Guckloch der Courtine wechselseitig weg und riefen ungeniert: „I will nur seg'n, ob mein Graf schon da is!" oder „mein Baron!" — oder — — „mein Jud!" Und begann die Vorstellung, so spielte die „Künstlerin" sichtlich auch nur einzig und allein für das Riesen-Perspectiv einer Prosceniumsloge, das sonstige Publikum ostentativ ignorierend. Und unten auf den Fünf- und Zehn-Gulden-Sitzen unterhielten sich

die in der Residenz-Chronik glücklich Eingeweihten mit den neuesten interessanten und pikanten Sagen und Legenden: Daß das Ameublement der Diva 80.000 Gulden gekostet, daß ihr monatliches Nadelgeld (sic!) 6000 Gulden betrage, daß aber das Boudoir der X doch noch eleganter sei (Zimmtbraun mit Gold), daß die Y zum „Christkindl“ ein Reitpferd (englisch Vollblut um 20.000 Gulden), die Z ein fünf Stock hohes Eckhaus, und die N N eine reizende Villa in Dingsda von ihrem Verehrer zum Geschenke erhalten habe. Dieser intime „Tritsch-Tratsch“ der schwatzhaften Börse- und Theater-Tinterln, diese umständliche Ausplauderei der privatesten Angelegenheiten war das Um und Auf an Conversationsstoff unserer sogenannt geistreichsten Causeure in den Zwischenacten und das davon Erschnappte die willkommene Beute fur Feuilletonisten — eines speciellen Schlages. Ach, auch dieser saubere, die geistige und moralische Versumpfung bedeutende Zustand nahm sein Ende: man wurde der Equivoquerien auf der Bühne satt, die anständige Frauenwelt protestierte gegen einen ferneren Cultus der phrynenhaften Komödiantinnen und mied das Theater; der böse Krach machte außerdem vielen Herrlichkeiten und manchem Uebermuth einen brutalen Garaus, und als Löscher der diversesten „Salon-Garnituren“ zu licitiren begann, da war das Interesse an den mittlerweile ebenfalls verblaßten Ex-Besitzerinnen dieses Luxus-Geraffels längst abgestumpft und die notabelste Bühnengröße vergessen oder doch aus der Mode. Vorbei! Vorbei . . .

Leider blieben noch immer zwei Uebel: die ungeheuerlichste Selbstüberschätzung einzelner vermeintlich unersetzlicher „Lieblinge“ (beiderlei Geschlechtes) und der wahnsinnige Gagen-Etat. Weiter scheint eine förmliche Anarchie im bunten Coulissenreich eingerissen, wozu allerdings manche unreifste Directorchen Anlaß und Gelegenheit boten, die das Dirigieren aufgeben und sich von den Launen und Herrschgelüsten ihrer unersättlichsten Mitglieder leiten lassen müssen. Von einer eigentlichen anordnenden Regie, einer autonomen Rollenvertheilung und Besetzung durch das regierende Oberhaupt, von einer Berücksichtigung und Ausführung der Andeutungen und Wünsche des Autors — ist keine Rede mehr: der „Liebling“ hat zu entscheiden, der „Liebling“ wird entscheiden, seinen Beschlüssen und Aussprüchen hat sich Alles zu unterwerfen. Eine tolle Wirtschaft!

Schon Rott, dem man seiner wirklichen Künstlerschaft und damaligen Unentbehrlichkeit wegen ohnehin Manches tolerierte, erfand das System, nicht nur einen Director selbst, wenn dieser ein vollständig ausgewachsener Mann, sondern auch die ganze Umgebung, inclusive Dichter und Capellmeister, zu chicanieren, zu tyrannisieren, zu dominieren. Rott, der stadtbekannte Vielesser, war auch ein Rollen-Vielfraß und wollte — Alles spielen, auch das für ihn Unpassendste. In dieser Spielwuth, die theils in seiner persönlichen Leidenschaft für das Theater und dem nimmermüden Ehrgeiz allabendlich applaudiert zu werden, theils in unschönster Geldgier (das Spielhonorar war seine Erfindung) wurzelte, zeigte er sich — buchstäblich zu nehmen — unausstehlich. Jedes neu eingereichte Stück mußte vorerst ihm zur Durchsicht und Prüfung vorgelegt werden. Die günstigste Rolle, ob sie für seine Individualität geeignet war oder nicht, nahm sogleich er in Beschlag und begnadete seinen Rivalen mit jener, deren Wirkung und Erfolg ein zweifelhafter war. Nun kam aber noch das Unglaublichste. Sobald die Proben im Gange, die Schauspieler eingeschult und eingeübt waren und der Totaleindruck des Stückes, sowie der Effect jeder einzelnen Leistung bereits zu erkennen war, gieng Rott an sein Reformwerk. Worin dieses bestand? Aus

widerspruchslosen, dictatorischen, absoluten Ordonnanzen: Er vertauschte die Couplets und wählte sich eines, das die meisten „Schlager" oder einen zündenderen Refrain enthielt. Er kaperte aus anderen Rollen die Späße und Witze und incorporierte sie, ohne Rücksicht auf den Charakter, seiner eigenen. Er änderte „Abgänge," die einem Collegen einen Beifall in Aussicht stellten und ließ sich — unbekümmert um den Sinn der Scene — einen solchen für sich adaptieren. Und so weiter. Gelacht sollte nur über ihn, applaudiert sollte nur er werden, hervorgerufen ebenfalls nur er — wie Letzteres ja auch Dawison prätendierte, und zwar schon zu einer Zeit, als ihn der Wahnsinn noch nicht ganz erfaßt hatte. Was hatte Treumann mit Rott durchzufechten, ehe es ihm gelang, seine eigene künstlerische Position zu behaupten! Nestroy und Scholz war ein solches Treiben fremd, es hatte Jeder sogar die herzlichste Freude an dem Erfolge des Andern.

Ich sprach von anarchischen Zuständen in dieser Branche, und sie sind es wohl, wenn ein einzelner Histrione, der oft nur im Thaddädelthum, in Gurgeleien oder Gliederverrenkungen und Grimassen macht, sich die Oberhoheit über Alles, was da in seiner Nähe kriecht, anmaßt. Aber, warum kriecht man eben vor dem Tagesgötzen? Warum fügt sich ein leibhafter Director dem arroganten Verbot eines Schauspielers, diese oder jene Künstlerin zu engagieren, weil sie etwa gefallen könne und dies sein Anrecht allein sei? Warum duldet ein mannhafter Autor, daß sein Opus einem Einzigen zuliebe bis zur Unkenntlichkeit umgemodelt und beispielsweise eine weibliche Hauptrolle in eine männliche umgeändert und auf den Leib des Haus-Komikers zugeschnitten wird? Waren solche schauspielerische Uebergriffe je erhört, und wie ist unter solcher Deroute in der allernöthigsten Disciplin das Gedeihen eines Theaters möglich?

Doch zu all' dem lache ich eben. Denn, wie gesagt, wenn Etwas auf die Spitze getrieben, ist die Umkehr am sichersten zu erwarten. Auch der Uebermuth der Schauspieler wird sich legen und sie werden zahmer, gefügiger und williger werden. Jokai meint, nicht nur Schauspieler, denen es schlecht, auch solche, denen es zu gut geht, verlottern. Und es gibt deren, denen es „zu gut" geht, weil man sie frevelhaft überzahlt, also überschätzt, und in dieser Ueberschätzung verlotterten sie thatsächlich und mit ihnen die edle Schauspielkunst und das Theater überhaupt."

* * *

So Friedrich Schlögl. — Zum Schlusse hat er ein wohlthuendes Wort der Hoffnung. Kommen wird der Tag der Einsicht und Umkehr. — Es sind Anzeichen vorhanden, daß sich der Prophet bewährt.

Eine Plauderei über das Unglück.

Von Raimund Mayr.

Das Unglück ist so alt wie der Mensch: schon im Paradiese begann es mit — dem Weibe und der Erkenntnis. Und Gottes Cherub trieb die ersten Unglücklichen mit flammendem Schwerte aus dem Garten des Glückes und nirgends hat sich seitdem für die ringende und irrende Menschheit ein Erdenwinkel aufgethan, in dem des Lebens ungemischte Freude blühte. Der biblischen Geschichte von dem ersten Weibe, bei der übrigens die Schlange die Hauptrolle spielt, stellt sich die ergötzliche Fabel von der griechischen Eva, der Pandora, zur Seite; aber diese ist ein Bildchen voll Anmuth und feinem Witz neben jenem Gemälde voll ernster und lehrhafter Tragik.

Als der Mensch allen stand in der Welt, gab es für ihn weder Glück noch Unglück; beides fieng mit der Zweiheit an. Das ist eine Lehre, die kaum noch aus der Genesis, dem ersten Buche Mosis, gezogen wurde. Spötter möchten wohl behaupten, daß, da diese Zweiheit die Ehe, freilich in der primitivsten Form, repräsentiert, das Unglück eigentlich durch die Ehe in die Welt gekommen sei; aber das ist die Auffassung eines Schelms oder eines alten Junggesellen. Wäre — Hypothesen sind ja noch nicht aus der Mode gekommen — dem Manne statt des Weibes ein Genosse gegeben worden, das Paradies wäre uns — die Hypothese ignoriert vornehm diese Schwierigkeit — doch verloren gegangen, denn sie hätten es uns verspielt oder, was wahrscheinlicher und glaubwürdiger ist, es wäre im ersten Handel, in dem sich Beide gegenseitig betrogen, unrettbar uns entschwunden. Wenn nun das Unglück mit der Zweiheit begann, so mußte es mit der Vielheit wachsen, wofür als drastisches Beispiel der Babelbau an der Schwelle der historischen Kenntnis steht. Vielleicht hat damals das nationale Unglück begonnen, das heute — doch dieses garstige Lied soll hier nicht angestimmt werden.

Der Apfel der Erkenntnis war eine bittere Frucht: das Leben selber ward zum Unglück. Aber diese pessimistische Erkenntnis äußerte sich in durchaus naiver und sinnreicher Weise: die Kelten z. B. feierten den Geburtstag mit Trauer, den Todestag mit Freude und ein Gleiches erzählt Herodot von einem Stamme der Thraker: „Um den, der in's Leben tritt, sitzen die Verwandten herum und bejammern ihn über alle die Uebel, die er von nun an, da er nun einmal geboren ist, zu erdulden hat, wobei sie alle menschlichen Leiden aufzählen; wer aber hingeschieden ist, den begraben sie mit Jubel und Freude, wobei sie anführen, wie er nun, von all' den Uebeln erlöst, in voller Seligkeit lebe." Bei den Griechen, dem gottbegnadeten Volke, bekam der Pessimismus sein classisches Relief; sie hatten das schöne Wort: Wen die Götter lieben, den nehmen sie in der Jugend. Und eine ganze Blütenlese solcher Aussprüche läßt sich sammeln, sie liegen sozusagen am Wege. Vom weisen Solon ist das Dictum bekannt, daß Niemand vor seinem Tode glücklich genannt werden könne. Ganz modern klingt das Wort Hesiod's: Das Gold ist die Psyche der unglückseligen Menschen; und Pindar nennt das Gold das großkräftige, großmächtige

— jedenfalls nur im schlimmen Sinne. Die Laster der Menschen sind immer auch deren Unglück; demzufolge enthalten die verschiedenen Gesetzgebungen Bestimmungen, die mit rührend väterlicher Sorge über die zum Bösen hinneigende Menschennatur wachen. Den Spartiaten war bekanntlich der Besitz von Geld verboten, wenigstens von solchem, das zur Bereicherung reizte, und der Gesetzgeber Zaleukos verbot sogar den Bürgern von Lokri zu fragen, was es Neues gäbe. Neugierde erzeugt müßiges Geschwätz und dieses verdirbt Gesellschaft und Staat. „Die Meinungen sind die Quellen alles Unglücks," sagt ein späterer Denker.

Es scheint, daß das frohe, von jeder Reflexion freie Kraftgefühl mehr zum Optimismus hinneige, denn der Held κατ' ἐξοχήν des griechischen Alterthums, Achilleus, war mit seinem Lose, das ihm ein kurzes, aber ruhmvolles Leben beschied, durchaus nicht zufrieden, ja, er äußerte sich noch im Hades grollend: er wünsche lieber ein Hund auf der Oberwelt zu sein, als König im Reiche der Schatten. Und doch wirft der Kraftmensch gleichgiltig, ja mit jubelndem Stolze das Leben hin, das kaum einen andern Werth für den Heldentrotz hat, als den Kampf und Jagd ihm verleihen. So rief der Germane sterbend:

Wohlan denn, geschieden! Wallküren winken,
Die Odio mir sendete vom Saale der Götter,
Auf dem Thron mit den Asen soll freudig ich trinken.
Die Stunden des Lebens, sie schwanden vorüber,
Mit lachenden Lippen erleid' ich den Tod. —

Der freudige Götterglaube und die physische Kraft triumphieren über die gemeine Erdennoth, der reflectierende Verstand ruft sie wieder aus allen Winkeln hervor. Indem man anfieng über das Glück zu denken und allerlei Philosopheme aufzustellen, empfand man das Unglück nur noch tiefer. Nachdem Sokrates die Philosophie vom Himmel wieder auf die Erde verpflanzt hatte, versuchte sie es, das Räthsel des Daseins zu lösen, indem sie einerseits zum Genusse aufforderte, andererseits völligen Indifferentismus gegen allen Genuß empfahl. Beide Richtungen machten Bankerott. Ein Philosoph aus der Schule des Hedonisten Aristippus sprach mit solch' überzeugender Beredsamkeit von dem Elend des Lebens, daß viele seiner Zuhörer sich den Tod gaben und er deshalb den Beinamen Peisithanatos, der zum Tode Ueberredende, bekam. Und auch die Stoiker, die in Rom die dominirendste philosophische Secte waren, fanden mit ihrer einseitigen Tugendlehre nicht den Weg zum Glücke. Gleichgiltigkeit gegen das köstlichste der Güter, das Leben, war die letzte Forderung ihrer Philosophie, die sich in die Sentenz zuspitzte: Wenn Du nicht kämpfen willst, so flieh' den Kampfplatz; die Thür steht offen — verlaß' das Leben! (patet janua — exi!) — Selbst Seneca, der gemäßigteste unter den Stoikern, mußte gestehen, daß der Tod nur der Geburtstag der Ewigkeit sei. Wie eine Riesenlast lag das Unglück auf dem zusammenbrechenden Weltreiche der Römer; nach Erlösung rang die Menschheit — aber aus der milden Lehre Jesu ward die Religion der Askese, der trüben Resignation, des blutigen Märthyrerthums und des noch blutigeren Glaubenseifers. Und die Ideale der alten Welt mit all' ihrer heiteren, herrlichen Schönheit, die sie als bestes Erbe den kommenden Geschlechtern hinterließ, warfen zwar noch einmal ihren Himmelsglanz über das stürmende Leben hin, aber sie mußten endlich dem Nutzen, dem „Ideal der Zeit," vielleicht für immer, weichen.

Das Unglück ist ein wahrer Proteus; es zeigt sich in den verschiedensten Gestalten, es ändert sich mit den Zeiten, mit den Anschauungen und Sitten der Menschen, deren Schatten es ist. Einst gigantisch groß und furchtbar, schön wie jener Gott, der Licht

und Verderben zugleich bedeutete, und von dessen schaurig tönendem Bogen die nie fehlenden Pfeile schwirrten, ist es, wie der Tod, der nicht mehr als milder Genius die Fackel umstürzt, sondern uns seine dürren Knochenarme entgegenstreckt, ein halb lächerliches, halb ekel harpyienhaftes Ungethüm geworden, im Papiergewande rauschend, der Genosse des Schwindels, der Gesinnungslosigkeit, der Narrheit, Alles frech besudelnd. Es fährt mit der Eisenbahn, liegt in der Luft als Misère und treibt seinen Schabernack mit jedem Pechvogel . . .

Die Zeit der Entdeckungen und Erfindungen, die die Skepsis an die Stelle des Glaubens setzte und die Wissenschaft zum Pantheon erhob, hat doch keine Waffen gegen die uralte Hydra, trotzdem sie eigentlich nur ein — Papierdrache ist. Das Wissen und der Drang nach Wissen hat nie glücklich zu machen vermocht, denn der Mensch ist kein reines Verstandeswesen. Faust's Studierstube wird ihm zum dumpfen Mauerloch, aus dem ein dämonisch wildes Sehnen ihn hinaustreibt in das lust- und schmerzvolle Leben. Aber die Epigonen der Faust's und Manfred's sind die geistreichen Lumpe und die Weltschmerz-Theoretiker. Wenn schon jede Theorie grau ist, so ist diese schwarz, und eine solche Dunkelheit vermag kein elektrisches Licht zu erhellen. Vermöchte dieses nur auch „Licht, mehr Licht*)“ zu schaffen, aber nicht im spiritistischen, sondern im socialistischen Sinne. Vermöchten die Eisenbahn und alle Vehikel, die uns zu Gebote stehen, um unsern verfeinerten Bedürfnissen, unserem Raffinement zu dienen und uns bequem durch's Leben zu transportieren, wenn es nicht einen Zusammenstoß oder dgl., also ein Unglück absetzt, nur auch, uns zur Natur, zum einfacheren, innigeren und schöneren Lebensgenuß zurückzuführen. Ein neuer Rousseau fände sich vielleicht, der in einer beredten Abhandlung zu beweisen versuchte, daß auch die technischen Fortschritte, die sinnreichsten Maschinen das Glück der Menschheit nicht zu erzeugen im Stande sind — es fehlt nur die Preisausschreibung. In einer solchen Preisschrift, die von dem Fortschritte und der Natur handelte, wäre jedenfalls auch von der Frauenemancipation die Rede und der neue Rousseau in spe erinnerte sich vielleicht der Worte seines größern Vorgängers, um sie als Motto dem betreffenden Capitel vorzusetzen: „Ein vollkommenes Weib und ein vollkommener Mann dürfen sich in ihren geistigen Anlagen nicht ähnlicher sein, als in ihrem Aeußern. Die unglückselige Sucht, es dem andern Geschlechte gleich zu thun, ist der Gipfel der Unvernunft; sie erregt den Spott des Weisen und verscheucht die Liebe.“ Der Spott des Weisen läßt sich wohl ertragen, denn man hat sich nie viel aus ihm gemacht, aber die Flucht der Liebe — ? Der Liebe? Sonderbarer Schwärmer! Die Liebe kann man nicht essen, sagt ein italienisches Sprichwort. Brot ist eine Materie, und die nichts Anderes kennende Sorge und Sucht darnach ist der Materialismus. Eine einfachere Definition konnte unmöglich noch gegeben worden sein; den Gelehrten von Fach dürfte sie freilich kaum behagen, weil — nun weil sie eben zu einfach und natürlich ist. Man trägt hie und da noch Perücken, freilich elegant frisiert, dem Zeitgeist entsprechend. Diese Eleganz, und was sich unter derselben verbirgt, ist das Unglück der Wissenschaft. Durch die Einfachheit und reine Schönheit geht der Weg zur Wahrheit.

Der Drachentödter kannte das Fürchten nicht; wer aber in unseren Tagen das Lügen nicht kennt, der ist übel daran. Es hat wohl — das ist eben Geschäftssache — verschiedene Namen, wie: Mode, Convenienz, Phrase.

*) Bezüglich auf den Titel einer spiritistischen Zeitschrift.

Effect u. s. w., sein Taufschein, wenn es einen hat, lautet aber auf obigen. Und wer sein Glück in der Welt machen will, der darf es mit der Lüge nicht zu genau nehmen; der Erfolg absolviert schließlich von Allem. Das ist auch ein Unglück.

Es wird schon besser werden, seufzt die bedrängte Menschheit beim Bierglase. In der That, was ist aller Trost der Philosophie gegen ein Glas frisch vom Zapfen! Oder gar ein Gläschen Johannesberger! Dann steigen im Gemüthe jene köstlichen Perlen auf, der Humor fängt an zu moussiren — die Welt wird rosenroth. Nicht die Liebe überwindet Alles, sondern der Humor in seiner buchstäblichen Bedeutung: Der Feuchte Nasse. Kommst Du aber dann heim, Du Armer, dann hält Dir Frau Unglück erst die Gardinenpredigt, ja . . .

„Sie sagt, sie hätte keine Eile,
Setzt sich zu Dir an's Bett und — strickt."

Es will wieder Frühling werden!

(Ein Spaziergang.)

Laßt Euch, Ihr lieben, schönen Frauen, laßt Euch verkünden die neue Mär': Es will Frühling werden!

Die Fröste, die Nebel im Thal, die Schneetücher auf den Höhen wollen ihn vertuschen, aber ich habe ihn schon gesehen. Es ist ja dies Jahr, wie es immer war, es ist genau so, es geht ein Fieberschauern durch die Welt. Wie das unfreundlich hereinstarrt, wenn man zu den Fenstern hinausschaut! Aber wer nur erst hinausgeht! Den Wettermantel mag sie mitnehmen, meine Holde, und die Handschuhe, ich rathe ihr's; aber bald wird sie beides von sich werfen, es wird ihr warm sein, sie wird alten Bekannten begegnen, es ist jetzt so, es war stets so.

Laßt Euch sagen, wie dies Aglaia von Enderes so schön auslegt. „Wenn der Märzwind die Buchenwipfel durcheinander rüttelt, die grauen Nebel über die Hügel hinter dem Dorfe jagt, und die kahlen Zweige der Dornhecke erzittern macht vor Kälte und Unbehagen, wenn Alles an dem Scheiden des Winters verzweifelt und das Frühlingshoffen vergißt, da sitzt ein gelbbrüstiges, nettes Vöglein auf der Spitze der Hartriegelhecke oder des wilden Rosenbusches nieder und singt sein kurzes Liedlein. Und dieses Liedlein lautet: „'s ist, 's ist noch viel zu früh!" Er hat es von seinen Eltern und Ureltern überkommen, der kleine Goldammer mit dem schmucken, leuchtenden Kleide; er hat es von Großvater und Urgroßvater singen gehört; die haben sich es schon vorgesagt, das kleine Lehrgedicht: „'s ist, 's ist noch viel zu früh!" Und doch haben sie, und hat unser Sänger von heute noch nie auf diese Mahnung gehorcht, und haben sie Alle, seit Goldammergedenken, sich stets ihr Haus, trotz Märzwind und Märznoth zu bauen begonnen, und dabei geliebt, gefreit und gesungen. Sie konnten nicht anders; sie mußten thatkräftig in das Leben hinaus. War auch der Frühling draußen nicht zu entdecken, sie trugen den Frühling im Herzen, und das ist für dies Herz und für das Leben vor Allem von Bedeutung.

Und wie es den singenden Goldammer hinaustreibt in den muthigen, trotzigen Kampf mit dem Schicksale, mit Wind und Wetter, so regt und bewegt das süße Frühlingsahnen einen winzigen, erwachenden Blumenkeim, der tief drinnen in der dunklen Erde den Winter und die lange, frostige Zeit der Stürme verschlafen hat. Unter

den dürren Blättern am Fuße der Dornhecke, unter den braunen, langen Gräsern am Rande des Buchenwaldes, unter dem modrigen Gestrüppe, das den ganzen Winter unter der Last der Flocken gelegen, überall kommt sachte und stetig wachsend ein schlankes, grünes Pflänzchen hervor. Zwei lange, schmale Blättchen und ein Blütenschaft, ein Stengel mit einem zarten, grünen Köpfchen, das sanft zur Erde blickt, sie halten sich aufrecht und gerade, als gäbe es keine Angst und Noth im Leben.

Der Märzwind saust über das Pflänzlein hin; tausend Schneeflocken wirbeln darauf herab oder die trockenen Blätter ringsher fliegen auf und flüstern von Verwehen, Verderben und Sterben. Mitten unter ihnen aber steht das kleine Pflänzchen und wächst und strebt empor, unaufhaltsam dem Lichte entgegen, immer auf die Sonne hoffend und auf das Leben. Und als endlich einmal ein heller Strahl durch die Nebel bricht, da ist plötzlich aus der grünen Knospe das reizende Schneeglöckchen geschlüpft.

Und mit diesem Einen sind Hunderte, Tausende da. Unter der Dornhecke stehen sie in kleinen Familien beisammen, am Waldrande, unter den Buchen drinnen; ein helles, unzählbares Volk von kleinen Glöckchen. Wie die Mägdlein, so sittig und zart sehen sie sich an mit dem weißen Köpfchen und dem grünen Kleide; und doch sind sie so willensstark, so unbeugsam wie kleine Helden. Wo das Moos niedrig ist, das sie umgibt, da stehen sie auf kurzen Stielen; wo hohes, dürres Gras zu finden ist, da wachsen sie lang und schwank drüber hinaus; wo ein großes, trockenes Buchenblatt das Aufstreben hemmen will, da bricht sich das Schneeglöckchen gewaltsam Bahn, und durchlöchert die braune Decke, und nicht selten steht es dann hoch aufgerichtet, das Buchenblatt wie einen abenteuerlich gebreiteten Kragen um den Hals gelegt, und guckt siegreich, über alle Hindernisse triumphierend, in das helle Tageslicht hinaus.

Es ist eben für diesen Kampf, für dieses Ringen und Streben geschaffen. Wenn die warmen Tage kommen, wenn die Sonne ihre heißen Mittagsblicke zur Erde schickt, dann sinkt das Schneeglöckchen sachte zusammen, wie erdrückt von der Last des schmeichelnden Glückes.

„Schneeglöckchen! ach Ihr seid ein Bild des Menschen,
Im Anfang eines schönen Lebens scheidend!“
(Schefer.)

Ein welkes, unscheinbares Blumenfähnchen weht ein paar Tage im Winde; dann sind die weißen Blüten verschwunden und nur die grüne Frucht steht fortan unbemerkt und unbeachtet, gleichsam das Vermächtnis des kleinen Glöckchens, um später in der Sommersonne zu reifen.

Während das Schneeglöckchen im feuchten, moosigen Grunde in bleicher Schönheit erblüht, rückt an anderer Stelle, eine andere, tapfere Frühlingsheldin, unerschrocken in die Welt hinaus. Auf kahlem, kalkigem Boden, an Berglehnen, an wüsten, scheinbar freudlosen Hügelabhängen, an denen das dürre, spärliche Gras vom letzten Sommer her im kalten Winde zittert und zwischen steinigem Gerölle Schutz und Deckung sucht, auf solchen Halden, mit dem freien Ausblicke nach einem weiten Stück wolkenreichen Himmels, steht die großköpfige Küchenschelle.

Sie hat sich einen harten Standpunkt erwählt, diese echte Repräsentantin des festen Willens und der lebensstarken Zuversicht. Dem Winde muß sie trotzen, dem rücksichtslosen Gesellen, der durch Tag und Nacht an der Berglehne vorüberfährt und an den knüppligen, verkümmerten Bäumchen rüttelt, die hie und da in dem öden Boden stehen; den Nebel muß sie tragen, der wie eine feuchte Hülle sich über die fröstelnde Erde breitet; den Regen muß sie trinken, den Schnee

muß sie dulden, und die erstarrende Kälte, die mit dem Dunkel der Nacht und mit dem Dämmern des Morgens, gleich einem winterlichen Todesengel, auf unsichtbaren Flügeln über die Erde schwebt."

Und sie bietet Trotz und sie ersteht und siegt und heißt darum — und weil ihr Erscheinen in die heilige Zeit fällt, auch die Osterblume.

Ein anderes Frühlingskind guckt uns mit tiefblauem Auge vorwitzig an — das Vorwitzchen oder Leberblümchen. Es hat ein dreiherziges Blättchen und sein Krönlein hat sieben Zacken. Am Waldrande steht es und späht zu den flockigen Himmelswolken auf, die mit Sonnenbändern ineinandergeflochten sind. Kommt er, der Sommer? Ei ja, kommen wird er schon. Einstweilen aber möchte ich Dich gewarnt haben, Vorwitzchen! Es ist das noch eine sehr wetterwendische Sonne! Es fällt ein Reif in der Frühlingsnacht! — Das Blümlein achtet ihn nicht; neben ihm steckt schon der goldfarbige Himmelschlüssel, in der Erdscholle steckt er und nicht oben an den Pforten des Firmamentes, denn aus der Erdscholle geht der Himmel hervor, der unendliche, blumige Frühling.

Was hebt sich dort am freien Lehmgrund für ein Sonnlein empor? Wie es schön ist, aber es gilt nicht viel, denn es kommt allenthalben zu zahlreich hervor. Gott vermeinte seine Welt damit schön zu schmücken, aber der Mensch nennt die gelbe Blume gemeinen Huflattich und geht vorüber. Hingegen kommt eine Andere, eine Stolze! Schlank ist ihr Leib und hoch hebt sie das leichte Haupt; sie kann auch schwimmen, richtet sich am Bachrand ein Wirtshaus ein, wo hernach die Grasmücken und die Bachstelzen und die Drosseln, und Alle, die des Weges kommen, bei ihr zusprechen, denn wenn sie erst all' ihre schwellenden Knöspleín aufthut, da gewinnt sie, die Sumpfdotterblume, Gäste und Anbeter übergenug. Viel bescheidener ist der Hahnenfuß da, ein Frühlingswesen, dessen Tage gezählt sind. Die heiße Sonne entblütet, entblättert ihn bald, und oft bleibt nichts davon übrig, als die runden, kleinen Wurzelknollen, die früher für vom Himmel gefallene Gerstenkörner gehalten wurden.

Wer aber steht dort hinten im Schatten der Buchen? Still und ernst ist er und thut nicht mit, wenn ringsum Alles flüstert und säuselt. Lorbeerblätter scheint er um die Stirne zu tragen, und die rothen Blumen, sie duften so kühl, so geheimnißvoll. Traut mir diesen blassen Blüten nicht, sie möchten gerne Menschen bethören, traut den purpurrothen Beeren nicht, wenn sie reifen — die Pflanze ist der giftige Seidelbast. Mußt wohl auch Du dabei sein, finsterer Geselle, wenn der Frühling kommt?

Und nun hinaus zu Dir, Du blühendes Wiesenland.

Unten der weiche, moosige Boden: darüber die kleinen und großen Halme und dann Blumen und Blumen, so weit das Auge reicht; — so ist es auf der Erde. Oben aber, im Aetherblau, hängt die Sonne, die größte, herrlichste, leuchtendste Blume, im jungen, strahlenden Frühlingsglanze neu aufgeblüht. Und zwischen der grünen Erde und dem blauen Himmel, umfunkelt von schimmerndem Sonnengolde, stehen wir Menschen und wissen, daß es Frühling geworden ist!

Und während es da oben so klingt und tönt, schlägt unten, am Rande der Wiese, ein kleines Blümchen das große, blaue Auge auf, und damit ist an solcher Stelle das erste Veilchen erblüht.

Ja, wer sich das wundersam duftende Blümchen in den warmen, freundlichen Frühlingstagen geboren, von weichen Lüften und schmeichelnden Sonnenstrahlen erzogen denkt, der kennt nicht der kleinen Blume Kindheitsgeschichte und weiß nicht, was sie

zu ertragen und zu erdulden hatte an Alltagsnoth und Bedrängnis, sie, die jedes warme Lüftchen und jeden freundlichen Sonnenstrahl mit einem ganzen Schatz von süßem Blumendufte zu lohnen weiß. Aber nun stand es draußen, das kleine Veilchen am Wiesensaume, und wußte, daß es sich behaupten mußte, trotz Frühlingsstürmen und harten Tagen. Es kam nicht ungewappnet in das Freie hinaus. Wie die meisten der früh blühenden Blumen hat es einen ausdauern Wurzelstock, der sich vielfach verzweigt und mit Hilfe der alten Stengel und Blätter vom letzten Sommer her ein rauhes, zausiges Nestchen bildet, aus dem das Veilchen wie ein kleines, blaues Vögelchen schlüpft. Als weiterer Untergrund, aus dem die kurzen Blumenstiele emporsteigen, dient eine Rosette von grundständigen, herzförmigen, gekerbten, an der Spitze abgerundeten Blättern, deren Grün in reizvoller Harmonie mit dem tiefen, satten Blau der Blume zusammenstimmt. Neben allen den Blättern und Blüten aber kommen allerwärts lange, feine Ausläufer zu Tage, spinnende, hangende Fäden, die an dem Boden hinziehen, zwischen den Blättern und den Blümchen durch neue Blätter treiben und das elastische Fußkissen noch dichter und wärmer gestalten. Die Blätter sind mit einem leichten Flaum behaart und die Blatt- und Blumenstiele stehen ganz kurz empor und wachsen erst nach und nach länger, wenn das wärmere Wetter einkehrt.

So steht das Veilchen draußen am Waldrande, unter allen Hecken, am Wiesensaume, wo es grünen Rasen findet, mit dem es treu zusammenhält. Es braucht Schatten und wechselndes Sonnenlicht und feuchten Boden; dem phantasielosen Glanze ungetrübt lachender Sonnenstrahlen erliegt es.

Als eine der ersten, holdesten Blumen des Jahres, als wahrhaftiger, duftiger Frühlingsbote, war das Veilchen Proserpinen, der Frühlingsgöttin, geweiht, die sich auf grünenden Wiesen ergötzt, dem allentzückenden Weibe, das Blumen und Licht spendend, mit jedem Jahre, für die kurze Dauer des Frühlings aus der Unterwelt herauf zu der geliebten Heimat, zu der Erde zurückkehren darf.

„Ich steh verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen,"

läßt Goethe das Veilchen sagen. Indessen spricht es doch laut genug, wenn auch nur in seiner Sprache, die aber gewiß die gemeinverständlichste Sprache der Erde ist. „Das Veilchen riecht so laut," sagen die Bauern in Oesterreich und geben damit der Erkenntnis klaren Ausdruck, das sich das halb verborgene, dunkle Blümchen in holdester Art zu melden weiß. Wo das Veilchen steht, da zieht etwas wie Frühlingspoesie durch die Lüfte und Keiner, der an der Stelle vorübergeht, bleibt unbeschenkt und unerquickt. Es hat für Jeden eine Gabe, und wenn sein Schatz an süßen Düften zur Neige geht, dann hat es auch sein Leben vollendet.

Jetzt, wenn ich noch vom Windröschen, vom Hungerblümchen, vom Frühlingsadonis, vom Dreifaltigkeitsblümchen und vom Frauenflachs ein Wort sagen wollte — und von all' den Andern, die jetzt ihre stillen rothen, gelben, weißen, blauen Wunder entfalten! Wenn ich alle nennen wollte die Schätze der Flur, des Waldes, des Raines, der Armen reichste Schätze, die Gott in seiner Liebe gab!

Nein, wandert hinaus, grüßt sie selber. Die grauen Schleier des Himmels vermögen die Herrlichkeit auf die Länge nicht mehr zu decken, die uns von Neuem beschieden ist!

Der Stauden-Hiesel.

Eine Gestalt aus der Bauernschaft von P. K. Rosegger.

Da hilft kein Beschönigen, sie nennen ihn eben den Stauden-Hiesel, weil er oft Wochen lang in den Stauden umkriecht. Seines Zeichens ist er Bauernknecht, aber diese Stellung ist auf die Länge über alle Maßen langweilig. Im Winter, da geht's. Im Winter, da sind die Tage kurz und die Nächte lang, da nimmt man sich auch ordentlich zum Essen Zeit, weil die Arbeit nicht drängt, da hält der Bauer — besonders zu den Festtagen und im Fasching — Most im Keller — da gibt es frisches Kuhfleisch, gibt Schweinernes und Würste, gibt an den langen Abenden ein Kartenspielchen oder so was — im Winter da geht's.

Der Hiesel war vorzeit für seine Feiertags-Unterhaltung ein starker Zitherspieler, kratzte aber mit seinem Fischbein nur einen steirischen Landler, der weder Anfang noch Ende hatte, also einen ganzen Sonntag-Nachmittag ununterbrochen dauern konnte. Da kein Mensch dabei tanzte, Jeder sich viel lieber in eine Nebenkammer zog, weil das „Gespiel" schon schauderlich in den Ohren bohrte, so gab sich der Hiesel mit seinen Pfundsohlenschuhen auf dem Trittbrett des Tisches selbst Takt und Baßbegleitung, wackelte dabei auch minniglich mit dem Kopf hin und her, kurz, wollte seinen ganzen inneren Menschen glauben machen, der äußere tanze.

Ich habe übrigens Ursache zu glauben, daß der Stauden-Hiesel sein Lebtag mit Weibsleuten nicht einen Schritt getanzt, nicht einen Schlag gerauft, nicht e i n Dirndl gefoppt hat. Er war nämlich über alle Weise träge und dumm, und mit solchen Eigenschaften ist es leicht, eingezogen zu sein. Als ich den Hiesel kennen lernte, war er ein Jüngling von etwa fünfundvierzig Jahren. Er war von untersetztem Körperbau und hatte einen wackelnden Gang, so daß er bei jedem Schritt entweder nach links oder nach rechts zu sinken drohte, bis er plötzlich stolpernd nach vorne fiel. Sein Gesicht, besonders Nase und Wangen, blühten im freundlichsten Zinnoberroth, die grauen Aeuglein, deren Pupillen mir immer eckig vorkamen, wie bei Ziegen — duckten sich stets tief unter dem finsteren Schirmgestrüppe der Brauen. Haar und Bart waren schwarz und wollig gekräuselt. Die Gewandung — im Winter und Sommer von grauem, zerschlissenem Loden — war etwas schlotternd und vernachlässigt und die schwarz-roth-gelb gestreifte Zipfelmütze — bei Gott, es waren die Farben, vor denen heute ganze Staaten beben! der Hiesel trug sie ohne jegliche Absicht, außer etwa der, daß ihm die Zipfelmütze die Ohren wärmen solle — diese schwarz-roth-goldene Zipfelmütze ließ unter dem wuchtigen Filzhut ihren Sack mit der Quaste gemüthlich hin- und wieder baumeln. Ich freue mich ordentlich darüber, wie der Kerl so lebendig in meinem Gedächtnisse dasteht.

Unter beständiger Anleitung war der Hiesel ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter; wo er sich aber in einer Verrichtung allein überlassen war, sei es auf der Tenne beim Korngarbenausschlingen, sei es auf der Wiese beim Rasenwässern, sei es im Walde beim Brennholzspalten oder Reisig-

hacken, da kam er bald in's Trödeln und Dodeln, vergaß auf die Arbeit, that seine Mundharmonika aus dem Sack, wo er sie sorgfältig in's blaue Taschentuch gewickelt stets mit sich trug, und begann Musik zu machen. Wie mit der Zither, so spielte er auch mit der „Maulwetzen" fortwährend denselben steirischen Ländler, der keinen Anfang und kein Ende hatte, und dabei trippelte er im Takt, klopfte die Schuhe aneinander und drehte sich um die eigene Achse. Da den meisten Bauern solch' musikalische Tagwerke zu vornehm waren, so behielten sie ihren braven Knecht am liebsten unter Oberaufsicht. Da war wohl monatelang über den Hiesel keine Klage.

Einer oder der andere seiner Dienstgeber ließ ihm für Arbeitslohn festes Lodengewand machen. Das vertauschte er aber zumeist gegen alte Mund- oder Ziehharmoniken, Maultrommeln, Schwögelpfeifen; Alles was Musikinstrument war schloß er in's Herz und war glücklich, wenn es ihm gelang, den Dingen Töne zu entlocken. Einst gieng er ganz neu zusammengestiefelt davon; nach mehreren Tagen kam er zerlumpt wie ein Vagabund, in lichtgelbe Fetzen gehüllt, zurück. Mit glückseligem Gesichte, denn auf dem Rücken trug er eine alte Baßgeige, deren Hals hoch über den Hiesel emporstand, die aber nicht eine einzige Saite an sich hatte. Hierauf gieng er in die ganze Nachbarschaft, kein Pferdeschweif war vor ihm sicher, aber aus solchen Haaren ließen sich die erhofften Saiten nicht nach Wunsch drehen, und eines Tages gab der Hiesel entrüstet der Baßgeige einen Fußtritt in den Bauch, der ihr Ende war.

Mit wie wenig ein bescheidener Mensch auskommen kann, das zeigte sich an dem Hiesel. Er hatte ein ganz fehlerloses Sprechorgan, eine nachgerade hübsche Baßstimme, aber er sang nicht, er sprach nicht viel, er murmelte nur. Er mochte — gut gezählt — an vierzig Redensarten haben, mit denen er seine menschliche Stellung auf Erden behauptete. So sagte er z. B. beim Sonntags-Mittagsmahl, wo er stets gut aufgelegt war, und bei welchem man, mehr als an Werktagen, über allerhand zu plaudern pflegt: „Wird eh völlig schön bleiben jetzt, das Wetter. 's ist, daß es schön bleibt, mich deucht schier. Ja eh, 's kann frei sein, daß es schön bleibt, das Wetter. Es verzieht sich zwar der Sonnenschein ein wenig. Mag sein, daß es regnet. Ist schon möglich. Na, 'leicht doch, daß es schön bleibt, das Wetter."

Oder, es ist von der Jahreszeit die Rede, da weiß der Hiesel auch mitzusprechen. „Ah so!" meint er, „kurz ist er, das Jahr, der Fasching. Die Ostern kommen frühzeitig heuer. Schon im Märzen thäten sie kommen, die Ostern? Voriges Jahr werden sie im April gewesen sein. So, auch im Märzen sind sie gewest, die Ostern? Schau, schau, nachher sind sie im vorigen Jahr auch im Märzen gewest, die Ostern. Heuer kommen sie später. Heuer thäten sie auch schon im Märzen kommen? So, nachher ist er ja schier kurz, der Fasching, das Jahr. Schau, schau."

Es ist eigentlich also gar nichts Schlimmes zu sagen über den Hiesel. Aber eines Tages ist er davon. Er kommt zur Arbeit nicht, er kommt zum Essen nicht, er kommt zum Schlafengehen nicht. Er sitzt im Wirtshaus und sauft wie ein Loch. Den Tag über sitzt er am Zechtisch und trinkt Most, oder Wein oder Schnaps; er ißt nicht, er raucht nicht, er spricht nicht, er stiert glückselig vor sich hin und trinkt. Ist das Glas leer, so schiebt er es nur etliche Zoll weit von dessen gewöhnlichem Standplatz über den Tisch hin, da weiß der Wirt schon, was er zu thun hat. Kommt die Nacht, daß im Hause Alles zur Ruhe geht und das Glas nicht mehr gefüllt wird, so thut sich der Hiesel wagrecht auf die Bank hin, auf der er gesessen und

schläft. Am Morgen, wenn das Wirtshaus wieder lebendig wird, richtet er sich auf, schüttelt sich, torkelt hinaus, um zu sehen, ob die Welt noch auf dem alten Fleck steht, geht wieder in die Stube, setzt sich auf seine Bank und macht's wie am vorigen Tage.

So treibt er's, bis der Monatslohn oder Jahrlohn vertrunken ist, worauf er dem Wirt vielleicht den Vorschlag macht, er wolle ihm später was tagwerken, nur jetzt solle er noch zu trinken geben, denn er wäre arg durstig. Der Wirt ist kein Stein, verdursten läßt er Niemand in seinem Haus, er nimmt das Mostglas beim Henkel und bringt frisches Wasser.

Der Hiesel kostet und gröhlt, und kostet wieder, aber es geht nicht. — Da geht er selbst.

Daheim, auf seinem Dienstort, das weiß er, blühen ihm, wenn er nun zurückkehrt, keine Rosen. Es kommt ganz auf das Temperament des Bauers an, ob er einen solchen Knecht, der ihn bei genöthiger Arbeit im Stiche gelassen, kurzer Hand verjagt oder prügelt. So denkt sich der Hiesel, es sei das Gescheitere, keine Feindschaft anzuheben, und kehrt gar nicht mehr in seinen Dienst zurück. Er geht hinaus in die Waldungen, in die Auen und kriecht in den Stauden um. — So that er oft. — Man wußte nicht, was er trieb, seine Nahrung bestand wohl größtentheils aus Beeren und Pilzen; er stellte sich, wenn ihn doch einmal ein Jäger oder Förster sah, wie ein wildes Thier, man kümmerte sich nicht weiter um ihn. Wenn er dann nach Wochen wieder sachte hervorgieng, da war mehr Bart an ihm, als Gewand.

Selbst zur Winterszeit blieb er einmal viele Wochen von den menschlichen Wohnstätten ferne, so daß man ihn für verschneit und erfroren hielt, und bereits anfieng, mitleidsvoll bedauernd über den „armen Hascher" zu sprechen, bis er zu Beginn des Frühjahrs plötzlich wieder auftauchte. Als ob er in irgend einer Köhlerhütte oder in einem hohlen Baum Winterschlaf gehalten hätte! Man brachte auch nichts Rechtes aus ihm heraus, und als ob damit Alles in schönster Ordnung hingienge, so verdingte er sich wieder in einen Bauernhof und arbeitete und war gutmüthig und dumm.

Ganz ununterbrochen war er das aber nicht. Es konnte sein, daß er gählings aus geringfügigem Anlaß in Zorn gerieth, in ganz schauderhaft wilden Zorn. Da schrie und fluchte er, daß der Erdboden bebte, da schlug er drein. In solchen Momenten sprangen ihm auch außergewöhnliche Reden über die Zunge, daß man's merkte, er war nicht so harmlos, als er aussah.

Es wäre von diesem Hiesel noch mancherlei zu erzählen; ich bringe von ihm nur noch Eins.

An einem Ostersamstag war's. Der Hiesel hatte Feierabend bekommen und gieng von seinem Diensthofe über die feuchten Felder hin — in die Osterzeit hinein. Die Osterzeit war im Dorfe Fischbach unten, denn dort läuteten schon die Festglocken und feiertägige Leute standen auf der Gasse herum. Er gieng hinab. Da begegnete ihm der alte Kreuzegger, hübsch im Sonntagsgewand und mit glattrasiertem Gesicht. Da dachte sich der Hiesel: Der ist balbiert, ich bin nicht balbiert. Zu Ostern soll der Mensch doch balbiert sein, das gehört sich, freilich soll er balbiert sein. — Nun war aber in ganz Fischbach kein Bartscherer, seit der Krammer-Veit mit Tod abgegangen. Sich selber das Messer an den Hals setzen — man thut's nicht gern.

„Bist aber schön balbiert," sagte der Hiesel zum Kreuzegger, „hast Dich selber so schön balbiert?"

„Ah na, selber nit," antwortete der Alte. „Der Herr Pfarrer und ich, wir thun es uns Einer dem Andern."

„So," sagte der Hiesel, „meinst nicht, daß er mich auch thät', der Herr Pfarrer?"

„Wird's eh' gern thun," sagte der Kreuzegger, und dachte bei sich: Tepp!

„Ich trau' mich halt frei nicht hinein zu ihm," versetzte der Hiesel, „Du thätst mit ihm bekannt sein. 'leicht möchtest so gut sein und ihm sagen, er soll mich balbieren."

„Recht gerne," sagte der Andere, „er wird ohnehin nichts Besseres zu thun haben, heut am Charsamstag, wird sich recht gefreuen, daß er Dir den Pelz darf abkratzen."

„Was raitet er denn dafür?"

„Einen Groschen, aber wenn er Dich über den Löffel balbiert, kostet es Dir mehr. Ich gehe es ihm jetzt gleich sagen."

Er eilte in den Pfarrhof: „Muß schon noch einmal aufhalten, Hochwürden. Der Stauden-Hiesel ist draußen und er getraut sich nicht herein."

„So soll er draußen bleiben."

„Freilich wohl kunnt er draußen bleiben, aber er hat sich auf das Oesterliche noch gar nicht vorbereitet."

„Beichten will er?" fragte der Pfarrer rasch, „und ehevor hat er nicht Zeit gehabt, die ganze siebenwöchentliche Fastenzeit lang? Jahraus, jahrein kommt er nicht zu mir. Ist aber eine unzeitige Bekehrung, daß er jetzt zur Stund' kommt, wo die Leute schon zur Auferstehung in die Kirche eilen. Und für morgen noch keine Predigt studiert! – Er soll hereinkommen!"

Der alte Kreuzegger gieng geschmeidig hinaus zum Hiesel und sagte: „Du darfst hinein kommen."

Strich der Hiesel in den Pfarrhof, begann, als er vor dem Pfarrer stand, den Hut zu walzen und grinste dabei. Es ist höflich so.

„Geh' in die Nebenstube da hinein und bereite Dich vor!" befahl der Pfarrer, „ich hab' wie Du siehst just mit dem Chrisam zu thun und komme sogleich nach."

Die Nebenstube war des Herrn Pfarrers Schlafkammer. In derselben begann nun der Hiesel sich vorzubereiten. Er zog den Rock aus, rückte den großen Ledersessel vor den Waschkasten, schlug das Handtuch um seinen Nacken und seifte sich tüchtig ein.

Der Pfarrer nahm seine blaue Stola über die Schultern und gieng zum Hiesel. Da sah er's.

„Bist Du's endlich doch!" rief er nach der ersten Ueberraschung, „bist Du toll geworden, Hiesel? Heißt das zur Beicht vorbereiten?"

„Ah na," meinte der Hiesel, „nur gleich ein wenig den Bart abkratzen, möcht' ich bitten."

„Mein lieber Hiesel," sagte der Pfarrer, „Du bist verfehlt dran. Ich bin nicht der Rasierer, ich bin der Pfarrer, verstehe in diesen Dingen keinen Spaß — und jetzt schau, daß Du hinauskommst!"

Nun hob sich der Stauden-Hiesel empor und schaute den Pfarrer mit zuckenden Augen an; diese Augen waren schier das Einzige, was er uneingeseift gelassen hatte.

„Pfarrer!" pfauchte er, „balbieren will Er mich nicht? Und den Kreuzegger hat Er balbiert! Ist der Kreuzegger besser als ich? Ist er ein besserer Christ als ich? Daß er balbiert wird und ich nicht? Wenn Er kein Balbierer ist, was balbiert er denn nachher den Kreuzegger? Und bin ich kein Pfarrkind nicht? Ein sauberer Pfarrer, der einen Unterschied macht bei seinen Pfarrkindern. Ich zahl' meine Sach' auch! Ich zahl' sie auch! Kreuzsakerment! Balbiert will ich sein!"

„Hiesel, sei nicht närrisch!" versetzte der Pfarrer beruhigend.

„Predigt Er," fuhr der zornige Hiesel fort, schrie es aber zu halb in die Wand hinein, weil er dem Herrn Pfarrer nicht in's Gesicht sehen mochte, „predigt Er, daß Einer schicksam und gepflegt in die Kirchen kommen soll. Ich habe kein Schermesser nit und hab' Niemand nit, auch kein Weib nit. Soll ich mir den Bart selber ausraufen? Den Krammer-Veit, den grabt

Er ein, und balbieren will Er nit! — Soll ich Dein Narr sein, Pfarrer?!"

Der Pfarrer von Fischbach war ein friedfertiger Mensch. Was blieb ihm übrig, als eines Amtes zu walten, das nicht sein war, und dem halbtollen Gesellen das Gesicht zu rasieren. Er that's halb mit Aerger und halb mit Laune. Als er fertig war, wollte der Hiesel seinen Groschen entrichten.

„Das nicht," sagte der Pfarrer. „Ich mache zwischen Pfarrkind und Pfarrkind keinen Unterschied. Vom Kreuzegger habe ich auch nichts genommen, aber er hat mich rasiert. Jetzt, mich kannst Du nicht mehr, hingegen habe ich im Stall einen schwarzen Ziegenbock stehen, den möchte ich für die Ostern ein wenig herausputzen lassen, und daher bist Du so gut, Hiesel, mir als Gegendienst den Ziegenbock zu scheren."

Mit einer stumpfen Schere wurde der Stauden-Hiesel in den Ziegenstall geschickt, aber der Empfang, der ihm dort zu Theil ward, ließ an Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig. Der Ziegenbock rannte den Hiesel sofort über Haufen. —

Bei dem Auferstehungsumgang am selbigen Abende gieng der Hiesel ganz rückwärts im Zuge. Anstatt des struppigen Bartes hatte er um die Backen ein Tuch gewunden.

Am nächsten Tage während des Ostermahls sagte der Hiesel: „Wird sich halt doch nicht schicken für einen geistlichen Herrn, wenn er Leut' balbieren thät. Ich glaub's eh, daß es sich nicht schickt. Hat doch die geistliche Weih', so ein Herr, nachher ist's schon möglich, daß sich das Balbieren für so Einen nicht thät schicken. Weil er, wenn man's nimmt, doch ein geistlicher Herr ist. Wenn er Balbierer thät sein, nachher wär's was Anders, nachher thät sich das Balbieren für ihn schon eher schicken. — Aber den Gaisbock soll der Teufel holen!"

Seit jenem Ostersamstag läßt sich der Stauden-Hiesel gar nicht mehr rasieren. Auf diese Weise, meint er, komme man mit der hochwürdigen Geistlichkeit am besten aus.

Kleine Laube.

Josefine Gallmeyer.

Unsere Erinnerungen aus ihrer letzten Lebenszeit.

Als wir im vorigen Hefte dieser Zeitschrift eine dramatische Idylle „nach Ideen von Josefine Gallmeyer“ fanden, wie hätten wir da ahnen können, daß heute an derselben Stelle ihr Nekrolog stehen würde!

Es hat sich unheimlich seltsam gefügt, daß jenes anspruchslose Stückchen das letzte war, womit die geniale Künstlerin gewissermaßen von der Oeffentlichkeit Abschied genommen, und daß sie dieses Stückchen wie zu solchem Zwecke selbst bestellt hatte.

Anfangs December des vorigen Jahres war's, als ich bei einem Besuche, den ich im Hotel „Stadt Triest“ zu Graz der Künstlerin machte, von derselben energisch aufgefordert ward, eine ländliche Scene zu schreiben, welche sie und ich bei irgend einer guten Gelegenheit zum Vortrage bringen sollten. Sie hätte allerhand Ideen, meinte sie, „Jesses, wann i schreibn kunnt!“ In dem geplanten Stücklein sollte ich z. B. einen obersteirischen Bauer geben und sie wäre ein Bauernmädel, das nach Wien gegangen, wo sie sich als Dienstmagd eine Weile fortgeschliffen hätte und dann zum Theater gekommen wäre. Als Komödiantin hätte sie allerlei getrieben, aber wie ihre Schönheit nachgelassen, sei es auch aus gewesen mit ihrem Erfolge. Da habe sie die Welt verdrossen und sie sei wieder zurückgegangen in ihre Heimat. „Das Weltleben g'freuts nit mehr, sie will in der stillen Natur Frieden haben.“

Der Stoff lag mir, ich schrieb das Stückchen „Komödianten“ und unbewußt damit eine Art Epilog auf das Leben dieser merkwürdigen Schauspielerin.

Daß wir es nach ihrer Absicht gemeinsam zum Vortrage brachten, dazu kam es nicht, ich hatte — offen gestanden — nicht den Muth, mich mit der Gallmeyer hören zu lassen.

Mitte Jänner gieng Josefine Gallmeyer nach Wien „auf eine Gastrolle“, wie sie sagte; denn seit man ihr in Wien das Alter zum Vorwurf zu machen begann, fühlte sie sich dort nicht mehr daheim. Die Großstadt ist diesem Genius überhaupt niemals vollkommen gerecht geworden. Man ließ sich nur von der Soubrette Gallmeyer entzücken dieser Soubrette zulieb schrieb man Possen, Operetten und dergleichen; eine flache Kritik behauptete länger als zwanzig Jahre jeden Tag mit den gleichen Phrasen, der Hauptreiz das Genie dieser Schauspielerin liege in ihrer Ungebundenheit auf der Bühne, in ihren lustigen Extempores, in ihrem sprudelnden Uebermuthe und sofort, ihre höchste Vollendung finde sie in der Burleske. Und so war sie in den engen, undankbaren Kreis der Localkomikerin gebannt und ihr Temperament, ihre Routine und Keckheit zusammen gab das, was man unter der „feschen Pepi“ verstand.

Allerdings die kleinen Scenen und Charakterskizzen, die sie mit den berühmten Gallmeyercouplets in allen ihren Rollen so gerne zum Besten gab, brachte sie mit einer Kunst und Wahrheit zur Darstellung, wie es vor ihr Keine gekonnt und nach ihr Keine können wird. Unübertrefflich auch war ihre Satyre, mit der sie die Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Zeitgenossen von der Bühne herab geißelte.

Aber einer Künstlernatur, die sie war, ist das nicht genug. Gallmeyer machte kein Hehl daraus, daß sie es der Presse und dem Publikum lange Zeit selbst geglaubt habe, ihr Künstlerthum liege in der Ungeniertheit und dem rücksichtslosen Hervorkehren ihrer Launen, und sie gefiel sich darin und wurde manieriert. Als aber endlich eine Zeit kam, wo ihr unsere Operettentexte so sehr zum Greuel wurden, daß sie — wie sie einmal äußerte — die Worte gar nicht mehr aussprechen mochte, wo sie sich mit gehaltvolleren Stücken, besonders mit Anzengruber'schen Rollen bekannt machen wollte, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß sie keinen künstlerisch dargestellten Charakter ausführen könne und in ihrer inneren Trostlosigkeit darüber soll sie ihren bisherigen Lehrmeistern, dem Vorstadtpublikum und den Journalisten, wenig schmeichelhafte Benennungen gegeben haben.

Dann gieng's an ernsteres Studium und nun erst offenbarte sich ihr Genius in seiner vollen Größe. Aber der Großstadt gefiel das nicht, die wollte von ihr nichts sehen als nur die Gallmeyer, und alle Rollen, die für sie geschrieben wurden, stellten die Gallmeyer dar — die fesche, kecke, lustig-leichtsinnige, goldherzige Pepi. Trotzdem arbeitete sie rastlos daran, als Künstlerin ihre Person abzustreifen und sich in fremde Charaktere hineinzuleben. Es gelang ihr glänzend, aber damit war ihr Wirkungskreis — die Provinz geworden.

Seit ihrer Rückkehr aus Amerika, wo hinüber sie Geldnoth gehetzt hatte, lebte sie die meiste Zeit in Graz.

Den Grazern wird Josefine Gallmeyer besonders unvergeßlich sein als Rosel (Verschwender), als Frau Meier (Familie Schneck), als Liesel (Trutzige), als Josefa (Kreuzelschreiber) und als Horlacherlies (G'wissenswurm). Kaum jemals soll sie so urfrisch gespielt haben, als in ihren letzten Monaten; so behaupteten Leute, die sie seit zwanzig Jahren gekannt. Dabei war ihr Spiel einheitlicher und maßvoller geworden, ihr Uebermuth war gemüthlicher, ihr Humor innerlicher; ihre Heiterkeit war weniger sarkastisch, aber mehr herzerquickend, und die Gemüthstöne, die sie anschlug, drangen uns tief in die Seele. — Das wäre der rechte Weg gewesen zur höchsten Potenzierung ihres Talentes und auch der rechte Weg zu ihrer Aussöhnung mit der Welt, mit der sie zerfallen zu sein schien. Wer die Gallmeyer als Horlacherlies gesehen hat, der pflichtet mir bei, wenn ich sage, daß die Darstellung dieses naiven, lebfrischen, herzigen Bauernmädchens nicht vollendeter denkbar ist, als sie uns diese Künstlerin gebracht. Da ist Alles Jugend, Leben und Lust, mit den scheinbar einfachsten Mitteln wird unser Herz hingerissen zum Jubel über das schöne Leben, zum Mitleid mit dem unter Gewissenslasten wimmernden Bauer und der Aufschrei, mit dem sie dem wiedergefundenen Vater um den Hals fällt: „Also Du hast mir's Leben 'geben! Na, vergelt's Gott! Es gfallt mir recht gut auf der Welt!" wird wohl Jedem, der ihn von der Gallmeyer gehört, unvergeßlich sein. Man vergaß, daß man im Theater saß, man glaubte ihr — sie spielte nicht, sie lebte die Rolle.

Einmal sagte sie mir, ihre besten Rollen — die wirklichen Charakterollen — spiele sie nur für die Galerien. Die Herrschaften im Parterre und in den Logen säßen hiebei da auf ihren Händen, damit sie nicht applaudieren müßten. Dieser feinen Leute Beifall sei nur zu haben, wenn sie ein keckes Extempore mache, oder ihre Augen recht auf sie hinauskugeln ließe, oder vollends, wenn sie ein Bein etwas höher hebe als nöthig.

In den Provincialstädten reicht das wirklich kunstsinnige Publikum — ich meine jenes naive, gemüthswarme, das nicht der Schauspieler, sondern der Schauspiele wegen in's Theater geht — noch bis tief in's Parterre herab. Wir Grazer haben die Gallmeyer angesehen für das, was sie war, für eine gottbegnadete Künstlerin, und dafür war sie uns dankbar, wie ein gutes Kind. Als man hier d'rangieng, zur Verschönerung des reizenden Stadtparks eine von einem heimischen Bildhauer geschaffene Statue aufzustellen, bot sie zur Beschaffung der nöthigen Summe ihre Mitwirkung an und wollte zu diesem Zwecke einen großen Theaterabend veranstalten. „Ich möcht' den lieben Grazern zeigen, wie gern ich sie habe," sagte sie, „ich möchte ihnen ein Andenken von mir hinterlassen." Zu diesem Theaterabend kam es nicht mehr. Als Josefine Gallmeyer, wie bemerkt, damals, Mitte Jänner, nach Wien „auf ein Gastspiel" gieng, hat sie ihr liebes Graz für immer verlassen.

Die Wiener Bühne verhielt sich ihr gegenüber eigenthümlich reserviert; ihre ganze „Gastrolle" in Wien bestand in einer Vorlesung im Vereine der Literaturfreunde und — in ihrem Leichenbegängnisse. Als letztes Stück bei der Vorlesung las sie die nach ihren Ideen verfaßte ländliche Idylle — wie das Mädchen aus dem Volke „weltsatt zur Natur zurückkehrt."

Am übernächsten Tage warf sie ein schweres Leiden auf's Sterbebett, auf welchem Josefine Gallmeyer — die Therese Krones unserer Zeit — am 3. Februar 1884 ihr reiches Leben beschloß. — Im Angesichte des Todes sang sie mit leiser Stimme eines ihrer Bühnenliedchen:

„Mei Büaberl, da bin i,
Da hast mi, hiaz nimm mi!"

* * *

Zur Vervollständigung unserer Skizze seien hier ein paar biographische Daten anzuführen. Josefine Gallmeyer erblickte am 17. Februar 1838 in Leipzig das Licht der Welt und bald auch das Licht der Lampen, da ihre Mutter, die Schauspielerin Tomaselli, die kleine Josefine schon wenige Wochen nach ihrer Geburt hinter die Coulissen brachte. Gerne erzählte sie von der „strengen Erziehung", die sie genossen, und daß ihr schon in früher Jugend der Abscheu vor Lüge und Heuchelei beigebracht worden. Später stets in Kreisen solcher Laster lebend, sei sie vielleicht nach der andern Seite hin extrem geworden — meinte sie selbst — und habe in ihrer Geradheit oft gesagt und gethan, was der Welt nicht gefiel. — Die ersten Jahre ihrer schauspielerischen Laufbahn verlebte sie zumeist in Ungarn. 1857 begab sie sich über Budapest zum erstenmale nach Wien, wo sie unter Nestroy am Carltheater engagiert wurde. Nestroy entließ sie wegen ihrer Häßlichkeit. Sie verließ die Residenz und wendete sich nach Temesvar, wo sie bei Strampfer, der dort die Direction führte, ein Engagement fand.

Als Strampfer im Jahre 1862 die Direction des Theaters an der Wien übernahm, berief er Josefine Gallmeyer nach Wien. In ihrer ersten Rolle fiel sie ab. Ende September gieng die Pohl'sche Posse „Der Goldonkel" zum erstenmale in Scene. Die Gallmeyer spielte die weibliche Hauptrolle, welche ein Couplet „Die vier Jahreszeiten" enthielt. Von da begann ihre eigentliche künstlerische Thätigkeit in Wien.

Zur Charakterisierung dieser merkwürdigen Wesenheit seien hier von den unzähligen coursierenden Gallmeyeriaden einige angeführt.

Eines Tages erzählte sie, wie der Hang zu Excentricitäten in ihr künstlich geweckt wurde. „Bald nachdem ich in Wien den ersten großen Erfolg hatte, las ich in einer Zeitung eine ganze Räubergeschichte über mich. Ich soll mir in ein' Chambre séparée einen Rausch angetrunken und dann auf der Gassen mit ein' Fiaker und ein' Wachmann einen Scandal ang'fangen haben. Versuchte Arretierung, großer Auflauf, 's Volk befreit mich und führt mich im Triumph

nach Haus. Die G'schicht hat kolossales Aufsehen g'macht, zwei Tag' hat man in Wien von nix Anderem g'redt. Natürlich war das Ganze derlogen. Ich stürz' mit Thränen in den Augen in d' Kanzlei vom Strampfer, hau Alles z'samm', verlang' Berichtigung, Klage &c., sonst geh' ich in die Donau! Strampfer hat nix dergleichen than und sagt ruhig: „Das ist Reclame, mein Kind, Reclame!" Wie ich nachträglich erfahren hab', hat der Strampfer die ganze — Reclame selber angezettelt." Seit jener Zeit kamen die Gallmeyer-Anekdoten in die Mode. Dreimal beschäftigte sich die Theaterwelt mit den Heiratsgeschichten der Gallmeyer. Das erstemal verheiratete sie sich in Budapest mit einem alten unbedeutenden Schauspieler Namens Kern. Es war das eine Ehe auf Kündigung. Die Gallmeyer brauchte auf ein paar Tage einen Mann, um nämlich auf Grund eines Ehevertrages einen sonst unkündbaren Contract lösen zu können. Zwei Tage nach der Trauung wurde die Scheidung eingeleitet. Ein zweitesmal verlobte sich die Pepi mit dem Schauspieler Tewele und zwar unter ganz seltsamen Umständen. An dem Weihnachtsabend 1871 war eine lustige Gesellschaft im „Hotel Lamm" beisammen. Die Gallmeyer, Tewele, Anton Langer u. A. befanden sich unter den Anwesenden. Tewele machte der Künstlerin in seinem Uebermuthe auf Tod und Leben den Hof, die Pepi that so, als ob sie darauf einginge. Schließlich erhob sich Langer gerührt und sagte: „Kinder, Ihr seid ein schönes Paarl, liebet Euch und seid glücklich miteinander!" Man stieß mit den Gläsern an und Tags darauf erhielten sämmtliche Freunde und Bekannte die gedruckte Verlobungs-Anzeige. Kurz darauf wurde selbstverständlich die Verlobung rückgängig gemacht. Die dritte Heiratsaffaire war ernsterer Art. Im Jahre 1876 heiratete die Künstlerin den Hamburger Schauspieler Siegmann. Es war eine nur zweijährige Ehe.

Die Pepi war der Schrecken der Theater-Directoren. Ihr bekanntester Handstreich war die Ohrfeige, die sie ihrem Director Strampfer applicierte. Es handelte sich nun damals um die durch den Director angeordnete Ersetzung einer Flasche Bühnen-Champagner durch gewöhnlichen Tischwein. Strampfer ließ sich den Schlag ruhig gefallen und murmelte etwas von Reclame. Eine zweite Ohrfeige empfieng ein Komiker in Budapest, die dritte ihre Gesellschafterin in Newyork; die letztere kostete der Pepi hundert Dollar Strafe.

In den letzten Jahren war sie viel ruhiger und in der allerletzten Zeit bemächtigte sich ihrer eine Weltmüdigkeit und Weltverachtung, welche manchmal an die letzte Zeit Swift's gemahnten. Einen kleinen Pinsch hatte sie, den nannte sie ihr braves Hunderl, wenn er sich anständig aufführte, pflegte ihn aber mit dem Ausrufe: „Du Mensch, Du!" zu strafen, wenn er unartig war.

Wie Bedeutendes Gallmeyer in Stücken von Nestroy, Kaiser, Langer, Berg und vor Allem in solchen von Raimund und Anzengruber geleistet hat, das ist bekannt. Vor einem Jahre hat sie eine Gastreise nach Amerika unternommen, über deren Resultate verschiedene Meinungen herrschen; Unternehmungen, wie seinerzeit das Experiment mit dem Theater unter den Tuchlauben in Wien, dem sie als Directrice vorstand, sowie ihre wild genialische Lebensweise und nicht zum Wenigsten ihr fast verschwenderischer Wohlthätigkeitssinn trieben sie auf einem abschüssigen Wege dahin, der für die alten Tage in's Armenhaus geführt hätte.

In einem Testamente hatte die Künstlerin verordnet, daß sie ohne Ehren und jeglichen Schmuck, arm wie eine Bettlerin, begraben werden wollte in der stillen Morgenfrühe. Es war ein bescheidener Wunsch! Sie wollte nicht auch noch ihr Leichenbegängnis für die Menge zu einer Komödie machen; und jenen Massen, die für all' derlei wohlfeile Trauerbelustigungen immer zu haben sind, wäre der Spaß diesmal verdorben gewesen, wenn die „Testamentsvollstrecker" den letzten Willen der Künstlerin hätten respectieren mögen. Aber sie mochten

fühlen, daß hier Einiges gut zu machen sei und gaben Gelegenheit, die todte Gallmeyer mit Ehren zu überhäufen, die der lebendigen in den letzten Jahren vorenthalten worden. Die Bahn des Ruhmes, wer ihr vertraut, sie führt zur inneren Unzufriedenheit; verblaßt der Ruhm, und sei's auch nur scheinbar, dann ist die Verzweiflung an den Menschen und ihrer Dankbarkeit da. „Die Gallmeyer hat sich überlebt," konnte man hören. Ja, wenn sie sich doch wenigstens so lange überlebt hätte, daß sie ihre eigenen Nekrologe lesen, ihr eigenes Leichenbegängniß sehen hätte können, sie würde mit dem Bewußtsein heimgegangen sein, daß sie viel wert gewesen.

So wie sie es einst den öffentlichen Tagesstimmen zu bereitwillig geglaubt, ihre Genialität liege in der Ungezogenheit, so hat sie in ihrer letzten Zeit die Ablehnung, die sie von Wien aus erfahren, zu ernst genommen. Sie, die sich so wohl bewußt war, wie herzlich wenig ein flüchtiges Zeitungslob oder Tadel zu bedeuten hat, konnte durch eine gedruckte Zeile glücklich oder unglücklich gemacht werden. Es ist schlimm, daß mitunter 18—20jährige Zeitungsjungen bedeutenden Menschen und Künstlern öffentlich Flegelhaftigkeiten und läppische Urtheilssprüche an den Kopf werfen dürfen, an denen der Mißhandelte unter Umständen moralisch verbluten kann. Nun, sie hat eine „schöne Leich'" gehabt, und wir sonnen uns im Ruhm, eine Gallmeyer besessen zu haben.

Die Gallmeyer hatte den Wienern auch noch im Tode einen anmuthigen Dienst erwiesen. Es waren die Mordwochen, und die Journale der Residenz überboten sich Tag für Tag in der Schilderung und Ausmalung der blutigen Greuel, so daß die Erregung des Volkes eine geradezu unheimliche wurde. Eines der Localjournale soll sogar mit der Idee umgegangen sein, die Raub- und Mordberichte mit blutigen Lettern drucken zu lassen. Da starb die Gallmeyer. Die Schauerberichte waren wie abgeschnitten und an ihrer Stelle reigten den Todtentanz die lustigsten Anekdoten aller Art aus dem Leben der „feschen Pepi." Heiter war's wieder — die Gallmeyer war wieder da!

Ich habe diese interessante Frau wenige Wochen vor ihrem Tode — eben in Graz — persönlich kennen gelernt. Nach dem, was man von der Gallmeyer in Umlauf hielt, hatte ich vor dem Besuch bei ihr eine gewisse Angst, die jedoch ganz ungerechtfertigt war. Ich fand an ihr eine gemüthlich-heitere Dame, artig, ohne viel Umstände zu machen, hie und da ein wenig in Hyperbeln sprechend, stets warm bei der Sache, von der gesprochen wurde, gerne aus ihrem Leben erzählend, bei den lustigen Stellen mit übermüthiger Heiterkeit, bei den traurigen mit hellen Thränen in den Augen, d'runter durch in Ton und Geberde gerne ein wenig Komödie spielend. Eher spiele sie im Privatverkehr mit Menschen ein bischen Komödie, sagte sie mir einmal, als auf der Bühne, wo es stets ihr Ernst sei. Ich gestehe, daß mich anfangs ihre künstlichen rothen Haare stark genierten, die Einem fast die Freude an ihren herrlichen Augen vergällen konnten. Uebrigens erschienen mir diese berühmten Gallmeyeraugen lange nicht so groß und feurig, wie auf der Bühne; sie hatten etwas seltsam Mildes, um nicht zu sagen Müdes; sie waren eben schon im Erlöschen. Es war wenige Wochen vor ihrem Sterben. Ihr Haupt war trotzdem auch damals noch stets voll von Plänen für neue dramatische Scenen, Stücke, ja sogar für Novellen und Gedichte, und so fand ich diese Künstlerin stets anregend und fort und fort mit vollen Händen Gaben ausstreuend von dem Schatze ihrer reichen Individualität.

Etliche Tage vor Weihnachten kam ich bei ihr zurecht, wie sie zahlreiche Pakete und Schachteln transportieren ließ hinaus auf's Land, zur Christgabe für Kinder armer Familien in Krain, von denen sie durch ihre alte Collegin, der Grazer Schauspielerin Frau Müller, vernommen, und für Bauernfamilien im Salzkammergute, die sie auf ihrer Sommerfrische kennen gelernt hatte. Und einige

Tage nach Weihnachten war sie in der Lage, ihren Besuchern mit Freude und Rührung die Geschenke zu zeigen, die sie von ihren Salzburger Bauersleuten erhalten. „Sehen Sie, das ist mein diesjähriges Weihnachtsgeschenk!" sagte sie. Es war eitel Sterbegeräthe, es war ein altes, bleiernes Weihbrunngefäßchen, ein stark verbogenes Crucifixlein vom gleichen Materiale und ein Fichtenzweig und Aepflein von dem durch sie gestifteten Christbaum in der Bauernhütte. Dieses Weihwassergefäß und dieses Crucifix waren wohl eine der letzten Gaben, wenn nicht die allerletzte, so der einst mit den prunkvollsten und wunderlichsten Spenden überhäuften Schauspielerin geworden.

Gallmeyer war, was alle Künstlernaturen mehr oder weniger sind, ein religiöses Gemüth; in der Wallfahrtskirche zu Mariazell findet sich mehr als eine Opfergabe von der lustigen Soubrette. Eines Tages lernte sie mit der Schauspielerin Müller in Graz eine lustig-tolle Possenrolle. Es ward viel dabei gelacht und Uebermuth getrieben; plötzlich sprang die Gallmeyer auf, eilte an's Fenster, schaute eine Weile still hinaus, wandte sich um nnd rief scharf: „Müller! Sagen Sie mir einmal, aber sagen Sie mir's aufrichtig! glauben Sie an ein Wiedersehen?"

Die verblüffte Collegin konnte erst nach einer Weile antworten: „Ich für meinen Theil — gewiß."

„Also kann man, wenn man halt doch einmal vor wem die Augen niederschlagen muß, kann man was abbüßen auf der Welt? So mit Wohlthun — nit?"

„Wohlthun und Wohlthun ist zweierlei," sagte die Müller, „ob ich's aus Liebe zum Armen thue oder aus Launenhaftigkeit und nervöser Aufregung, vielleicht aus Furcht vor dem Gericht Gottes! Es ist zweierlei!"

„Gut ist's, und jetzt wollen wir wieder Komödie spielen."

Ein merkwürdiges Gespräch zweier Schauspielerinnen, aber es ist verbürgt.

Was den Wohlthätigkeitssinn dieser Frau anbelangt, so gibt es Leute, die denselben noch höher schätzen würden, wenn er sich mitunter nicht auf Kosten der Gläubiger entwickelt hätte.

Wie alle tiefer angelegte Menschen war die Gallmeyer eine geschworne Feindin der steifen Salonsitten. Nur dort behagte es ihr, wo sie wahr sein durfte, sie sprach stets nur „wie ihr der Schnabel gewachsen", darum hielt sie es lieber mit den unteren Classen des Volkes, als mit den hohlen Salonfiguren, welch' letztere sie auf und außerhalb der Bühne bei jeder Gelegenheit mit ihrem unübertrefflichen Sarkasmus verspottete.

Im vorigen Spätherbste machte sie eines Tages von Graz aus in Begleitung von Freunden einen Ausflug nach dem lieblich gelegenen Gösting. Im Wirtshause daselbst war eine fröhliche Gesellschaft von Handwerkern und Bauern. Als diese wahrnahmen, wer draußen im Garten angekommen war, schickten sie eine Karte hinaus mit den Worten: „Der feschen Pepi ein steirisches Hoch!" Sofort zog sich die Gallmeyer mit ihrer Begleitung in die Wirtsstube, ließ Wein auftragen und hob mit den Handwerkern an lustige Volkslieder zu singen und zu jodeln.

Ihre schauspielerische Laufbahn hat Josefine Gallmeyer auf der Grazer Bühne abgeschlossen, wie vor 26 Jahren Nestroy. Am 13. Jänner spielte sie im Stadttheater im „Verschwender" die Rosel. Es war ihre letzte Rolle, ihr letzter Theaterabend.

Das der leben- und witzsprühenden Künstlerin zujubelnde Publikum hatte keine Ahnung von den Qualen, die ihr die Krankheit verursachte, keine Ahnung, daß diese jugendliche „fesche Pepi" voll ungezügelter Lustigkeit bei sich sehr gut wußte, sie hätte nur kurze Zeit mehr zu leben. „Da setzt der Tod den Hobel an und hobelt Alles gleich!" sang Valentin. Ihr habt im Auge der Pepi den feuchten Glanz nicht gesehen.

Ein paar Wochen nach jenem stürmischen Beifallsgebrause im „Verschwender" zu Graz wehten von den Zinnen der Schauspielhäuser die Trauerfahnen um Josefine Gallmeyer.

R.

Gedichte.

Epistel.

Klagen und immer wieder Klagen
Ueber der Dichtkunst schnöden Verfall!
Glaube, auch mir liegt schwer im Magen,
Was mir der keuchende Postbriefträger
Bringt vom Autor oder Verleger,
Aber was helfen die Klagen all?
Sieh, ich hab' in einsamen Stunden
Ein Remedium aufgefunden.
Hat zum Exempel ein Moderoman,
Eine alberne Dorfgeschichte
Oder ein wäss'riges Heldengedichte
Eine Kränkung mir angethan,
Oder hat mir lyrischer Kunstwein
Haupt und Hirn gehüllt mit Dunst ein,
Greif' ich nach meiner Panacee,
Das ist Hermann und Dorothee.

Da wird's licht in des Hauptes Schrein,
Als schiene die liebe Sonne hinein;
Was mir schwer auf dem Herzen gelegen,
Schmilzt wie Schnee im Frühlingsregen,
Und wie der Greis, der dem Jugendbade
Als blühender Knabe entstiegen wieder,
Also verspür' ich des Heilquells Gnade
Jüngend rieseln durch alle Glieder.

Heute Morgen saß ich einmal
Wieder in meinem Büchersaal
(Ist vier Treppen hoch gelegen
Und heißt Saal nur des Reimes wegen),
Saß im Winter und nahm zu mir
Obengenanntes Elixir,
Las das Buch von A bis Zet,
Und nachdem ich geschlürft die Labe,
Stellt' ich den Band auf das Bücherbrett,
Wo ich die Meister beisammen habe.
Denn die leidigen Epigonen,
Wie sie die Welt nun einmal nennt,
Nicht mit den Meistern zusammen wohnen,
Sondern stehen von diesen getrennt.
Ihrer Bände stattliche Zahl
Füllt ein hohes Bücherregal,
Daß man nur auf Leitersprossen
Klimmt zu den obersten Zeitgenossen.
Hu, da stehen sie, Reih' über Reih',
Reich verziert, je toller, je bunter
(Und ich selber mitten darunter),
Eine flimmernde Wüstenei.

Von der Zeitgenossen Betrachtung
Wandte ich mich mit stiller Verachtung,
Und damit der gestärkten Seele
Ein gekräftigter Leib nicht fehle,
Ließ ich die Bücher Bücher sein,
Schritt von dannen ohne Säumen,
Um im Garten unter den Bäumen
Luft zu trinken und Sonnenschein.

Aber im Gärtlein hinter dem Haus,
Himmel, o Himmel, wie sah's da aus!
Herbstwind pfiff durch den alten Flieder,
Warf die Blätter zur Erde nieder,
Von der Laube morschen Planken
Hiengen die dürren Geisblattranken;
Wo zur Sommerszeit lichtumflossen
Lilien gestanden im Gartenbeet,
Trieb das Wegkraut seine Sprossen,
Welches der Teufel ausgesä't;
Statt des Lavendel und Thymian
Stachlichte Disteln und Löwenzahn. —
Und von dem Unkraut mancherlei
Baute sich eine Gedankenbrücke
Zu den Zeitgenossen zurücke,
Die ich verließ in der Bücherei.

Aber wie ich so durch das Gehege
Schritt auf halbverwachsenem Wege,
Sah ich ein Röslein im Kraut verborgen,
Schön und frisch wie ein Maienmorgen.
Als ich freudig beuge den Rücken,
Um die duftende Rose zu pflücken,
Schaut mich mit blauen Aeugelein
Freundlich an ein Gedenkemein,
Und daneben, wer hätt' es geglaubt?
Hebt eine Nelke ihr dunkeles Haupt.

Also hab' ich auf wüstem Feld
Noch manch' prächtige Blume gefunden,
Habe sie sorglich mit Bast umwunden,
Habe den Strauß mir in's Zimmer gestellt,
Und umweht vom Dufte der Blüte,
Die ich gepflückt unter Nessel und Distel,
Schrieb ich mit fröhlichem Gemüthe
Und blauer Tinte diese Epistel. —
Findest Du selbst nicht die Moral,
Schreib' ich sie Dir ein andermal.

Rudolf Baumbach (Magazin).

Ghasel.

Ich möchte gern
Vom irdischen Leiden,
Von diesem Stern
Der Trübsal scheiden.
So Mancher schwelgt im Glück des Daseins —
Es liegt mir fern, ihn zu beneiden.
Denn fröhlich macht allein die Täuschung
Und scheu den Kern
Der Dinge meiden.
Ich aber schwur dem Geist der Wahrheit
Als meinem Herrn
Mit tausend Eiden:
Daß ich das Reich der Lüge hasse
Und niemals lern'
Am Trug mich weiden.

Hieronymus Lorm.

* * *

Maria und der Maler.

(Eine Sage.)

Der Maler malt ein Marienbild,
Das blickt so innig, so hold und mild!
Er malt auch den Teufel daneben,
Recht häßlich, so recht nach dem Leben.

Der Satan im Aerger streckt seine Krallen,
Und will den Maler überfallen;
Maria im Bilde rührt die Hand
Und droht dem Teufel, der flugs verschwand.

Eduard Bauernfeld.

* * *

Verirrung.

Es war ein glühender Moment,
Da hab' ich — sei's der Nacht geklagt —
Den Kuß voll Liebe ohne End'
Auf Deines Bildes Stirn' gewagt.

O süßes Bild, vergib — vergib!
Dich hat entweiht der Lippe Glut;
Mir gab die namenlose Lieb'
In's warme Herz den bösen Muth.

Nun blick' ich wieder still und klar
Zu Dir, mein heiliges Gestirn;
Vergib, daß ich unselig war
Und glühend grüßte Deine Stirn'.

K. Hermann.

* * *

Nach blutigen Wochen.

Wenn Ihr mit starrendem Entsetzen schauet,
Wie alle Schranken, die Ihr aufgebauet,
Die Fäuste blut'gen Frevels niederbrechen,
Ohn' Furcht vor Eurem Rasen, Eurem Rächen,
Dann rufet „Mord" Ihr durch die stillen Gassen,
Ihr wißt Euch nicht zu sammeln, nicht zu lassen
Und glaubt, der Zeiten letzter Tag beginnt!
Seid Ihr denn blind?

So war's gewesen noch zu allen Zeiten,
So wird es immer sein, so oft zu streiten
Der Ueberfluß — der für die Hundert zehret
Und diesen auch das Nöthigste verwehret —
Und Armut — die an ihren welken Brüsten
Nicht nähret mehr als brennend Nachgelüsten —
Den letzten, heißergrimmten Kampf beginnt.
Seid Ihr denn blind?

Ihr seht die wilde Jagd nach dem Genusse,
Die Scharen knirschend unter ihrem Fuße,
Und über dem Gewirre, dem Gehaste,
Gleich einem Blitz, erlischt mit jähem Glaste,
Wie einst in Roma's götterlosen Tagen,
Das heil'ge Pflichtgefühl, das ernst' Entsagen,
Daß Keiner sich darauf zurückbesinnt.
Seid Ihr denn blind?

Was man von Lieb', der Ihr berühmt Euch heute,
In dieser Zeiten dürft'ge Scholle streute,
Das faßt sich zwischen zweien Fingerspitzen,
Manch' Korn bleibt noch an feuchter Pore sitzen —
Doch Haß, den streuet man mit vollen Händen!
Was fraget Ihr, wie solches Thun mag enden
Und wie der finst're Dämon Macht gewinnt?
Seid Ihr denn blind?

L. Anzengruber (D. Wochenschrift).

Ehret die Frauen, sie fechten —

Charakteristisch für die Mädchenerziehung unserer Zeit ist ein Aufsatz, den die Wiener „Deutsche Wochenschrift" veröffentlicht und der folgendermaßen lautet: „Jede billig denkende Person weiblichen Geschlechtes wird zugeben, daß die Männer, im Großen und Ganzen betrachtet, von beschränktem Geiste sind. Trotz ihrer Schwerfälligkeit im Denken haben aber die Männer doch schon längst den zarten Wesen gewisse Freiheiten gestattet. Sie drückten die Augen zu, wenn die geliebte Schöne ihnen in einem die Augen verletzenden und doch höchst kostspieligen Putze entgegenkam. Auch gestatteten sie der Holden gerne, daß sie während eines vierwöchentlichen Carnevals zehn bis zwölf Bälle besuche und nach jedem dieser Bälle einen halben Tag lang sich mit Schlittschuhlaufen vergnüge. Der Epilog zu jedem das Blut erhitzenden Mahle besteht in Gefrornem. Warum soll nicht einer Nacht im Ballsaale ein Tag auf dem Eise folgen? Aber etwas beunruhigend — wir gestehen es — schien es uns, als vor zwei oder drei Jahren zur

Sommerszeit in Wien der Versuch gemacht wurde, öffentliche Bälle im — Wasser als eine neue Sitte einzuführen. Ein Schwimmschullehrer veranstaltete solche Bälle und einige Journale zögerten nicht mit der Versicherung, daß die Männer und Mädchen, die sich bereit gefunden, öffentlich im anmuthigen Gegenüber in's Wasser zu treten, „den besten Bürgerskreisen angehören". Damals — wir gestehen es — schien es uns, als ob die neue Art, Mädchen zu erziehen, bereits auf einem Punkte, wo sie zur Persiflage wird, angelangt sei. Und wir freuten uns herzlich, als wir sahen, daß die vorgeschlagenen „Bälle im Wasser" trotz aller Empfehlung, die ihnen gespendet wurde, doch nicht volksthümlich werden konnten. Da wird nun — entsetzlich! — seit einigen Wochen den Vätern Wiens als ein neuer Bestandtheil der Mädchenerziehung der Fechtunterricht empfohlen. Und wieder wird verkündet, daß die Mädchen, die bereits der Wohlthat dieses Unterrichtes sich versichert haben, „den besten Bürgerkreisen angehören". Welcher Platz der Fechtkunst am häuslichen Herde, welche Rolle ihr im bürgerlichen Haushalte einzuräumen wäre, ist uns unerfindlich. Soweit wir — allerdings nur als Beobachter — in die Psychologie der Ehe eingeweiht sind, erscheint es uns unwahrscheinlich, daß bürgerliche Ehelente jemals von der Leidenschaft, miteinander zu fechten, erfüllt werden könnten. Und für noch sicherer halten wir es, daß eine solche Leidenschaft, wenn sie sich wirklich herausbilden sollte, einen gar seltsamen Einfluß auf die Ordnung im Hause üben müßte. In der That hat denn auch der Pädagoge, der die Einführung des Fechtunterrichtes für Mädchen empfiehlt, sich nicht auf Nützlichkeitsgründe berufen, sondern sich auf die Bemerkung beschränkt, daß durch die Ausübung der Fechtkunst die Anmuth des weiblichen Geschlechtes wesentlich gehoben würde... O, Du heilige Venus! Wir fragen Dich.... nein, wir fragen alle Männer, ob bis heute ein ernsthafter Grund dafür vorlag, dem weiblichen Geschlechte eine Steigerung seiner Anmuth zu empfehlen? Seit den Tagen der schönen Helena wird über den dämonischen Einfluß weiblicher Schönheit geklagt, seit einem Jahrhunderte gilt der Ausspruch „Cherchez la femme!" als die erste Lehre für jeden Criminalisten, und nun findet sich plötzlich ein Mann, der eine Steigerung der weiblichen Anmuth nöthig findet! Nicht nur zur Sicherung des Ruhmes unserer Mädchen und Frauen, nein, auch zur Wahrung der alltäglich bedrohten Ruhe beider Geschlechter halten wir uns verpflichtet, die Anschauung, als ob das weibliche Geschlecht nicht schon den Gipfel der Anmuth erreicht hätte, als einen gemeinschädlichen Irrwahn zu erklären."

M. E—n.

Lustige Zeitung.

Eines Tages sprach Napoleon I. zu der einflußreichen und geistvollen Republikanerin Madame de Condorcet in barschem Tone: „Madame, es gefällt mir nicht, wenn Frauen sich in Politik mischen." — „Mir auch nicht, General," entgegnete sie ihm; „allein in einem Lande, wo ihnen der Kopf abgeschlagen wird, empfinden sie den natürlichen Wunsch, zu wissen, warum es geschieht."

* * *

Kindermund. Die gnädige Mama liegt auf dem Sopha mit einem Roman. Ihr sechsjähriger Sohn spielt im Zimmer und möchte mit der Mama plaudern. Als die in ihr Buch vertiefte Mama aber durchaus keine Antwort gibt, läuft er zum Sopha, drängt sein Köpfchen zwischen das Gesicht der Mutter und das Buch und ruft: „Liebe Mama, lies mich doch!"

* * *

Ein Pfiffikus. Hannes: „Du hoscht jo, wia-n-i im Blättle g'lesa hab',

bei' wollenes Schnupftuch verlora!" Peter: „Ha, es ischt eigentlich a seidenes g'wä, aber des ka' i doch net saga, sonscht bringt mer's koi' Mensch wieder."

* * *

Angenehme Trauernachricht. „Lieber Freund! Ich melde Dir das plötzliche Ableben eines Hasen, dessen Begräbnis morgen Mittags 12 Uhr in unserer Familiengruft stattfinden wird. Um freundliche Theilnahme bitten Dich: A. B. sammt Frau.

* * *

Ein Materialist schloß jüngst eine philosophische Tirade am Biertisch mit den Worten: „Aus dieser felsenfesten Ueberzeugung, daß Sterben blos Stoffverwandlung, durchaus keinen Untergang bedeutet, schöpfe ich zugleich die beruhigende Gewißheit, daß, wenn ich sterbe, Nichts an mir verloren ist!"

* * *

Ein Berliner Richter sagte vor Kurzem ironisch zu einem Strolche: „Na lieber Freund, ich dächte, wir kennen uns wohl schon!" — Strolch: „Jewiß, Herr Präsendent, jewiß! War mir auch immer schmeichelhaft! Wie befindet sich denn Ihre werthe Familje?!"

* * *

Das unruhige Uebel. „Doctor," sagte eine geschwätzige Dame, die durchaus krank sein will, zu ihrem Arzt, „Sie müssen mir etwas verschreiben." — „Ach was," erwiderte der Doctor, nachdem er der Dame den Puls gefühlt, „Ihnen fehlt nichts, als ein wenig Ruhe." — „Aber so sehen Sie doch nur meine Zunge an," klagte die aufgeregte Patientin. — Der Doctor besah die Zunge genau und erklärte dann mit wissenschaftlichem Ernst: „Ja, ja, Ihre Zunge ist es besonders, die Ruhe braucht."

* * *

Menschenkenntnis. Cromwell hielt seinen Einzug. Das Volksgedränge war ungeheuer und man machte ihm darüber ein Compliment. Er antwortete trocken: „Würden ihrer weniger sein, wenn man mich zum Galgen führte?!"

* * *

„Läppisches Jägerlatein" könnte man folgendes Scherzstückchen eines Sportblattes betiteln oder auch: Wie man droben in Lappland die Schnee-Eule fängt. In Lappland gibt es bekanntlich große weiße Schnee-Eulen, welche für Naturaliensammler ein höchst werthvolles Object sind. Die Aufgabe besteht nun darin, derselben so habhaft zu werden, daß das werthvolle Gefieder nicht leidet, was beim Schießen leicht geschehen kann. Die Schnee-Eule hat, wie alle anderen Eulen, die Eigenthümlichkeit eines starren Blickes, d. h. sie vermag ihre Augen von dem einmal erfaßten Gegenstande nicht mehr abzuwenden. Dies weiß der Lappe und baut darauf seinen Plan. An schönen sonnigen Wintertagen „hakt" die Schnee-Eule in vergnügter Laune auf niedrigen Bäumen „auf" und „äugt" nach Raub aus. Der jagdkundige Lappe bindet an einen Stock ein hellrothes, weithin sichtbares Tuch (man könnte auch sagen: Lappen) und pürscht so lange, bis er eine Schnee-Eule sieht. Alsdann schleicht er sich heran, immer den Stock mit dem Tuche vor sich hertragend. Die Fahne erregt bald die Aufmerksamkeit der Eule, die scharf darnach hinäugt. Der Jäger geht nun langsam um den Baum herum, die Eule kann ihren Blick nicht abwenden, und ehe der Fahnenträger seinen Rundgang vollendet, fällt sie bereits todt herunter; sie hat sich das Genick total abgedreht, das Gefieder aber ist völlig unverletzt. Der kluge Mensch steckt die Eule nun in die eigens zu diesem Zwecke mitgebrachte Jagdtasche und eilt fröhlich nach Hause, woselbst er das Ereigniß bei Eisbein von Rennthier und Wachholderpunsch mit Frau und Kindern festlich begeht.

Mit welchen Schwierigkeiten es häufig verbunden ist, Telegramme zu entziffern, schreibt der „Hamb. K.", beweist ein uns gestern Vormittag aus Valencia zugegangenes Telegramm, dessen räthselhafter Wortlaut mit der Uebersetzung hier wiedergegeben sei: „nacht drei sagiger seeahrrt wovon dienstag besondert slummnisch kroprinz landete grao hafen valentia bemere orter enshas sischer compsang gesindter graf solms personal legation begrusste kroupz inden bord prinz adalbert vonstelsended general blanco alfonsos generaledjutans gestellt suwte kromprinzen kronprinz resibert h er bei genelapata n salamanca durch sull stad h pracht liger cortege überal herzlichst beivillkonmt suisse impante erscheimming machsigen eindruch nach an kunss grosse parade, abend garaopez, woronf rpecialburg wetetsahrt nach madryd einchoborg daselbest elf vomisttag sglazende vorcbereituagen." „Nach dreitägiger Seefahrt, wovon der Dienstag besonders stürmisch war, landete der Kronprinz in Grao, dem Hafen von Valencia. In mehreren Orten enthusiastischer Empfang. Der Gesandte Graf Solms und das Legations-Personal begrüßte den Kronprinzen; an Bord des „Prinz Adalbert" fand die Vorstellung statt; General Blanco, Alfonso's Generaladjutant, wurde zur Suite des Kronprinzen gestellt. Der Kronprinz logiert hier bei Generalcapitän Salamanca. Durch die ganze Stadt zog der prächtige Zug. Ueberall herzlich bewillkommnet. Seine imposante Erscheinung machte einen mächtigen Eindruck. Nach der Ankunft große Parade, Abends Galaoper, worauf Weiterfahrt im Specialzug nach Madrid, Ankunft daselbst 11 Uhr Vormittags. Glänzende Vorbereitungen."

Bücher.

Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, von Fr. Fr. Fronius. Zweite veränderte Auflage. Wien, Graeser.

Ein Buch, welches schon in seiner ersten Auflage ungetheilten Beifall gefunden, und das daher mit Recht auf eine ganze Reihe sehr günstiger Besprechungen in den hervorragendsten deutschen Zeitschriften hinweisen kann! Jedes Buch, das von den siebenbürger Sachsen, diesem zwar kleinen, aber kräftigen und heldenmüthigen deutschen Stamme kommt, kann heute von vornherein freundlicher Aufnahme bei den deutschen Brüdern sicher sein. Wenn es aber gar ein Stück urwüchsigen deutschen Volkslebens in meisterhafter Form bietet, dann muß es nur um so willkommener sein. Und das gilt eben von den vorliegenden „Bildern aus dem sächsischen Bauernleben." Der Verfasser ist evangelischer Pfarrer in Siebenbürgen und hat als solcher reichlich Gelegenheit, mit sächsischen Bauern zu verkehren. Aber er besitzt in hohem Maße auch die Fähigkeit, das Bauernleben bis in seine innersten Fasern zu erfassen und die Gabe, das klar Erkannte treu und anschaulich zur Darstellung zu bringen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die siebenbürgisch-sächsischen Bauern aus eigener Erfahrung kennt, der muß mit Freuden gestehen, Fronius hat sie genau so geschildert, wie sie in Wirklichkeit sind, so brav und bieder, so zäh und ausdauernd, aber auch so schwerfällig und umständlich in ihrem Ausdrucke. Dazu versteht es der Verfasser, seine Darstellung mit gutem Humor zu würzen.

Das Buch enthält die folgenden Abschnitte: Das sächsische Bauernhaus und seine Bewohner. Eine Kindstaufe in den „dreizehn Dörfern." Kinderlust und Kinderleben unter sächsischen Bauern. Die Bruderschaft. Eine sächsische Bauernhochzeit im Haferlande. Die Nachbarschaft. Sächsisches Bauernleben daheim und im Feld. Der sächsische Bauer im Gespräch vor den Gassenthüren. „Unser wohlehrwürdiger Herr Vater," „Unser Herr der Herren." Tod und Begräbnis bei sächsischen Bauern.

Das vorletzte Bild ist in der zweiten Auflage an Stelle eines anderen, das den Titel führt: „Deutsches Badeleben in Siebenbürgen" getreten. Dieses Bild, so anziehend es auch war, gehörte doch nicht in den Zusammenhang, dazu behandelte es nicht das deutsche Badeleben in Siebenbürgen überhaupt, sondern eine ganz eigenthümliche Erscheinung desselben. Wir können es daher nur billigen, daß in der neuen Auflage dafür das köstliche Charakterbild: „Unser Herr der Herren." (d. h. Gemeinde-Vorstand, das Wort ist ein ohnehin fränkisches, wie das Volk der siebenbürger Sachsen fränkisch ist) von dem Verfasser eingesetzt wurde.

Eine weitere Aenderung der neuen Auflage liegt darin, daß die früher nur im sächsischen Dialect mitgetheilten Sprüche

und Redensarten nun auch in schriftdeutscher Uebersetzung erscheinen.

Und so sei denn das — übrigens auch sehr schön, mit einem charakteristischen Titelbilde ausgestattete — Buch, in seiner zweiten Auflage wärmstens empfohlen! — Möge es auch dorthin dringen, wo es bisher noch unbekannt geblieben ist. K. R.

Das moderne Drama, dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern, von Alfred Klaar. (Leipzig, G. Freitag. — Prag, F. Tempsky.) Es wäre hier kaum der Platz, näher und kritisch auf dieses Werk einzugehen. Wir wollen die Freunde des Theaters und seiner Literatur bloß darauf aufmerksam machen. Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen: I. Geschichte des modernen Drama's in Umrissen. II. Deutsche Bühnendichter der Gegenwart. III. Fremde Dramatiker auf der deutschen Bühne. — Vor Allem wohl thut uns der Ernst und das Maßvolle dieser Bühnenkritiken, die Manchem über Manches die Augen öffnen können, in welche andere weniger gewissenhafte Recensenten Sand gestreut.

Es ist schmählich, mit welchen Zufälligkeiten, Eitelkeiten und Eigeninteressen in der Regel Theaterkritik gemacht wird! Aus Alfred Klaar's Buch sollen manche Kritiker — die es so überaus gut wissen wollen, wie man Theaterstücke schreibt und darstellt — lernen, wie man sie recensiert.
R.

Im freien Reich. Unter diesem harmlosen Titel hat die Ungarin Irma v. Troll-Borostyáni im Verlagsmagazin, Zürich, ein „Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber" herausgegeben, das an revolutionärer Tendenz seines Gleichen sucht. Es ist eine gelehrte und geistreiche Frau, diese Frau Irma, es ist eine resolute Frau! Der sehr vielen Wahrheiten wegen, die sie in einem nachgerade musterhaften Stile der Welt in's Gesicht jagt, kann man ihr nicht böse sein. Daß sie aber alle gegenwärtigen Zustände, Gesetze, Staatsformen abschaffen will, und auch das Christenthum und auch die bestehenden Principien der Moral und Sittlichkeit, das erschreckt uns baß! Aber nur um diesen Preis vermag sie — wenigstens theoretisch — ihr Ziel, die volle Gleichstellung der Frau mit dem Manne zu erreichen. — Sie weiß es prächtig auszulegen, nur auf eine einzige Kleinigkeit vergißt sie, nämlich, daß die Frau Kinder gebärt. Durch diesen leider Gottes nicht zu ändernden Umstand würde die Natur in kürzester Zeit wieder Alles umstoßen, was die Emancipation mit aller Spitzfindigkeit aufgestellt hätte. Aber dieser eine Umstand wird von Frau Irma mit bewunderungswürdiger Schlauheit umgangen oder mit phänomenaler Naivetät übersehen. Es ist Schade um die vielen Studien und den scharfen Geist, den die Verfasserin für dieses Buch aufgewendet hat; es ist Schade um die durchaus wackere Gesinnung, die zu Grunde liegt; das viele Verzerrte und Verkehrte verdirbt Alles.

Die Frau hat sich — voraus bei den germanischen Völkern — nicht zu beklagen, wer ihr (etwa aus Anlaß eigenen Mißgeschickes) die Unzufriedenheit einimpfen will, der erweist ihr nichts Gutes.

Wenn man dieses Buch ernst nehmen wollte, müßte es der Staat confiscieren, denn es ist in manchen seiner Capitel geradezu eine Beleidigung der Menschheit.
Anna K. R.

Zwei Novellen, von Theodor Storm. (Paetel in Berlin.) — In beiden Novellen werden wir die Empfindung nicht los, daß der Dichter Probleme ersonnen hat, Conflicte heraufbeschwört, Vorgänge schildert, deren Möglichkeit das wirkliche Leben allerdings nicht ausschließt, die aber im wirklichen Leben tiefer begründet sind und anders zum Austrag kommen. Beide Novellen sind vom Dichter nicht innerlich erlebt, sondern nur das Werk eines combinierenden und klügelnden, spintisierenden Verstandes, und über diesen Eindruck kann uns die Kunst Storm's lebensvoll zu schildern, scharf zu charakterisieren, nicht hinwegtäuschen. Wir bleiben unbefriedigt, weil der Dichter uns nicht überzeugt. Und gerade bei Storm ist man Anderes gewohnt.
—lt—

Von Robert Hamerling's **„Aspasia,"** Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas, einem Werke, das, nebenbei bemerkt, bereits in's Italienische, Englische, Holländische und Dänische übersetzt wurde, ist soeben bei J. F. Richter in Hamburg die dritte Auflage erschienen. Dieselbe ist eine Prachtausgabe, illustriert von Hermann Dietrich. Die Illustrationen bestehen in Initialien und Ornament-Vignetten, die sich auf das Werk beziehen und sind in edelstem Geschmacke, wie es der Sache entspricht, wahrhaft künstlerisch ausgeführt. M.

Gedichte, von G. A. Dümmel. (Eger, A. E. Witz, 1884.) Wir brachten im Juli-Heft 1883 einen Aufsatz: „Ein neuer Hans

Sachs" über den Schuhmacher Georg Nikolaus Tümmel aus Eger und seine Dialectdichtungen. Die uns heute vorliegenden Gedichte sind in hochdeutscher Sprache verfaßt. Viele derselben sind an Form weitaus vollendeter, an Gehalt tiefer als manch' andere Poesien hochgelahrter Herren und feingebildeter Frauen, über die wir uns im Laufe der Zeit wohl oder übel hinwegzuhelfen haben. Tümmel's Gedichte geben sich schlicht, und obzwar einzelne derselben nur Nachempfindung verrathen, andere gesucht im Stoffe sind, so begegnen wir doch auch echt volksthümlich gehaltenen Liedern und wahren Herzensklängen. Das Büchlein ist geschmückt mit dem Bilde des Verfassers. M.

„Die Erde und ‚der Mond.“ (Verlag von G. Freytag, Leipzig, und F. Tempsky, Prag.) Als zwanzigster Band der deutschen Universalbibliothek **„Das Wissen der Gegenwart“** ist soeben das Werk: **„Die Erde und der Mond“** von dem Berliner Astronomen Paul Lehmann erschienen. Erde und Mond werden in diesem Buche vom astronomischen Standpunkte aus betrachtet. Ungemein interessante Capitel des Buches bilden: die Orientierung am Himmel und auf der Erde, das Zeitmaß, die geographischen Orts- und Zeitbestimmungen und das Wesen der Bewegungserscheinungen am Himmel. Auch über die Ausmessungen des Erdkörpers, über die Dichtigkeit und Atmosphäre der Erde werden eingehende Aufklärungen gegeben. In der Abtheilung „Der Mond," welche die Capitel: „Lichtgestalten und Bewegungen des Mondes" und „Die Oberfläche des Mondes" in sich schließt, kommen die neuesten Forschungen zu Worte, welche namentlich in Bezug auf die äußere Gestalt des Erdtrabanten die interessanteste Belehrung darbieten. Eine dritte Abtheilung des Buches betitelt sich Erde und Mond und beschäftigt sich mit dem Einfluß des Mondes auf die Erde, sowie mit den Sternbedeckungen, Sonnen- nnd Mondesfinsternissen. V.

Von der Erde zum Mond, von Julius Verne. Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten. Siebente Auflage. (Wien, A. Hartleben.)

Reise um den Mond, von Julius Verne. Siebente Auflage. (Wien, A. Hartleben.)

Julius Verne! — Wer kennt ihn nicht, den geistvollen Phantasten und Gelehrten, der im Geiste und in der Schrift die kühnsten Thaten der Welt vollbracht. Heute ist er in einem Werke der Ballistiker, der Geschütz und Kugel gießt, morgen Afrikareisender, der im Fluge erschaut, was keines Menschen Auge gesehen, ein andermal Culturhistoriker und Geograph, wie in seiner unerreichten „Reise um die Erde in achtzig Tagen." Verne beherrscht alle Gebiete, die er sich zum Vorwurfe genommen — und es sind deren nicht wenige — mit einer Meisterschaft und Sicherheit, daß man in jedem ein Fachwerk in belletristischer Form behandelt sieht. Wir sind überzeugt, daß die neuen Ausgaben von Verne's Schriften das Interesse für diesen interessanten Autor beleben werden. Speciell für die reifere Jugend wissen wir keine anregendere Lectüre, als die Werke des genialen Franzosen. V.

Von der Wiege bis zur Schule an der Hand Friedrich Fröbel's, von Bertha Meyer. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (1884. Verlag von Elwin Staude in Berlin.) Soweit unsere Kenntnis reicht, ist dies eine der besten Darstellungen der Bestrebungen Fröbel's und der nach seinem Tode entstandenen kindergärtnerischen Bewegung. Hier schreckt uns nicht der pädagogische Phrasenschwall ab, das ist die Sprache und Darstellung eines klaren Geistes, der seinen Gegenstand bei aller Begeisterung mit Anmuth vorzutragen weiß! Man verliert hier nicht einen Augenblick den Boden der wirklichen Welt unter den Füßen der Welt, in welcher die Leuchte der Wissenschaft die Wege zur rechten Humanität weist und die Fülle der Vorurtheile wie nächtliche Schatten verscheucht. V.

Am ligurischen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente, von Alfred Graf Adelmann. (Stuttgart, Richter und Kappler.) Dieses Büchlein erzählt zwar nicht viel Neues, bringt jedoch recht anmuthige Schilderungen von Genua, San Remo, Bordighera, Mentone, Monte Carlo und Nizza. A.

Aphorismen, von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin, Franz Ebhardt.) Der Inhalt dieses Buches weckt in der That unsere Bewunderung über das eminente Talent der Verfasserin für Aphorismen, für geistsprühende, weltkundige Aussprüche. — Es liegt der Inhalt eines erfahrungsreichen, von tiefer geistiger Bewegung erfüllten Lebens in diesen knappgefaßten Sentenzen. V.

Unsere Vögel. Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer. Nach Skizzen von Paul M. Röper, bearbeitet von W. Lackowitz. Mit 200 Original-Holzschnitt-Illustrationen. Verlag von Franz Ebhardt in Berlin. Das läßt uns an der Hand eines Naturfreundes, der uns in liebevollen Schilderungen für Lust und Leid der gefiederten Welt warm zu interessieren weiß, den mächtigen, geheimnisvollen Zauber ahnen. der zumal die deutsche Dichtung zu allen Zeiten so eng verknüpfte, wie mit der ganzen Natur, so auch mit dem leichtbeschwingten Völkchen, das in den Laubkronen unserer Wälder, an den Gesimsen unseres Wohnhauses, in den Mauerspalten verwitterter Thürme, an dem Strande des Meeres, in blauer Himmelshöhe wie am niederen Sumpfe lebt und webt, singt und zwitschert und Nester baut. Den einzelnen Plaudereien hat der Verfasser die schönsten Verse beigegeben, die in dem deutschen Dichterwalde über Frühling und Liebe, Natur und Freude an derselben erklungen. Das Buch wird bei Groß und Klein gute Aufnahme finden. \.

La Cristana. Eine Volksidylle aus dem Grödnerthal von Eugenie Wohlmuth. (Wien. 1884. Verlag von Moriz Perles.) Das Büchlein ist dem Maler Franz Defregger gewidmet, der die Verfasserin aufmunterte, es herauszugeben, und zeichnet sich durch vorzügliche Wiedergabe des interessanten Grödner Dialectes aus, so wie dadurch, daß es uns mit einer bisher ungekannten Sage dieses schönen Thales in angenehm erzählender Form bekannt macht. Es hat somit einen gewissen sprachlichen und culturhistorischen Werth. Es hat aber auch noch einen weiteren Werth dadurch, daß es nicht nur von der reiferen Jugend unbedenklich gelesen werden kann, sondern daß es auch bildend auf dieselbe einzuwirken vermag.

A. K.

Von den deutschen Monatschriften. Von K. E. Kleinert. (VII.) Wir haben heute über das uns Naheliegendste des letzten Quartals der Monatschriften zu berichten.

Im Decemberhefte von „Nord und Süd" publicirt Friedrich Althaus einen Aufsatz über Jeaffreson's Werk: „The real Lord Byron," dem wir einige interessante Angaben entnehmen. Lang herrschte die eigenthümliche Ansicht, das körperliche Gebrechen Byron's sei ein Klumpfuß gewesen. Erst Byron's Freund E. J. Trelawny gab 1878 über diesen Punkt endgiltige Aufschlüsse. Er sah Byron's Leiche in Missolonghi wenige Tage nach des Dichters Tode, und entdeckte die Ursache seiner Lahmheit in der Contraction der Achillessehne, die ihn verhinderte, die Fersen fest aufzusetzen und ihn zwang, auf den Vorderfüßen zu gehen. „Das war ein Fluch, der einen stolzen aufstrebenden Geist wie den seinen an die träge Erde fesselte. Der Gedanke an seine Mißgestalt war ihm immer gegenwärtig und beeinflußte alle Handlungen seines Lebens." Dazu kam eine krankhafte Anlage zur Corpulenz, gegen welche er durch ein System selbstauferlegter Hungercuren experimentierte, die seine Gesundheit zerrütteten und seinen Hang zur Melancholie nährten. Seinen Zeitgenossen fielen an dem jungen Byron die plumpe Gestalt, die schwerfälligen Gesichtszüge, der mürrische Ausdruck auf. Eine junge Freundin beschrieb ihn als einen „fetten blöden Jungen". Bei dem unvermeidlichen Mangel an freier Umherbewegung zu Fuß waren seine Beine dünn geblieben, während der obere Theil des Körpers sich übermäßig entwickelt hatte und seine Gesichtszüge in Fett schwammen. Zu Anfang seines zwanzigsten Jahres wog Byron über 200 Pfund. 1807, als er aus London nach Cambridge zurückkehrte, erkannten ihn seine Freunde kaum wieder. Seine Gesichtszüge waren idealisch schön, seine Augen glänzten in ungewohntem Feuer; er bewegte sich mit Leichtigkeit. Doch, um die Qualen des Hungers zu betäuben, trank er Opium und begann — Tabak zu kauen. Der Aufsatz behandelt sodann Byron's berühmte Liebes- und Eheverhältnisse. — Der interessanteste Artikel im Januarhefte von „Nord und Süd" ist Paul Lindau's fesselnd geschriebener Aufsatz über die „Berliner Verbrecherwelt".

Die „Deutsche Rundschau" bringt in ihren letzten Heften Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen (1868 bis 1869 zu Baden-Baden geschrieben) dieselben führen uns zum Theil in die Schaffensweise des berühmten russischen Dichters ein, der uns auch eine Reihe hervorragender russischer Schriftsteller, mit denen er in Berührung gekommen, vorführt. — Auch Friedrich Ratzel's Aufsatz „Ueber den gegenwärtigen Stand der Polarforschung" darf lobend genannt werden. Julius Rodenberg's geistreicher Artikel über das Berliner Leben gehört zu den interessantesten Beiträgen der letzten Hefte.

Die „Deutsche Revue" publiciert in ihrem Decemberhefte Mittheilungen aus den hinterlassenen Papieren (Briefen und Tagebüchern) des 1882 verstorbenen badischen Ministers v. Freydorf. Dieselben enthalten interessante Aufzeichnungen über diplomatische Verhandlungen und politische Unterhaltungen mit Bismarck und anderen Staatsmännern aus den Tagen von 1866 und 1870. — Im Januarhefte der „Deutschen Revue" gibt Oscar v. Redwitz, der Dichter der einst epochemachenden „Amaranth", seine

„Jugenderinnerungen“ zum Besten, die wir zum größten Theile mit Interesse vernehmen. In demselben Hefte finden wir u. A. eine Studie „über den Verfall der Hausmusik“ von Ludwig v. Herbeck. — Das Februarheft der „Deutschen Revue“ bringt u. v. A. einen Artikel über die „Presse und öffentliche Meinung in Rußland“, sowie eine sehr interessante Studie über „das Zeichen des Kreuzes“ von R. A. Lipsius. Die brennende Frage über „Gymnasium oder Realschule?“ behandelt Heinrich Viehof in treffender Weise.

Die neuesten Hefte des „Vom Fels zum Meer“ bringen drei Novellen, M. Berger's „Wär' ich geblieben doch — Auf meiner Haiden!“, E. Rudorff's „Auf der Brautfahrt“ und A. v. d. Elbe's Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: „Ein getreuer Knecht“ und eine originelle Skizze: „Für d' Katz“ von Anzengruber. Von dem weiteren Inhalte nennen wir nur noch: „Gesellige Formen“, „Aus der niedergehenden Thierwelt“, „Ueber Feuerbestattung“, „Die Parteien in England“.

Das Februarheft von „Westermann's Illustrierten deutschen Monatsheften“ bringt eine geistvolle Studie von Hieronymus Lorm über P. K. Rosegger. Dem Aufsatze ist ein Bildnis des Letzteren beigegeben. Wilhelm Jensen's Roman: „Die Pfeifer vom Dusenbach“ wird fortgesetzt. Die letzten Hefte bieten auch eine elegant geschriebene Novelle: „Die Wohlthäterin“ von Karl Frenzel, einen Essay von Eugen Zabel über den Kunstfreund und Dichter Grafen Ad. F. v. Schack u. s. w.

Eine unserer feinsinnigsten Erzählerinnen ist Frau E. Bely. Das beweist sie neuerdings mit der Novelle: „Schiffbruch“, mit welcher das Januarheft der Revue „Unsere Zeit“ eröffnet wird. Ueber „die modernen Erlöser“, die sonderbare englische „Heilsarmee“ berichtet L. Katscher in demselben Heft. Wir nennen noch den Artikel über „Oesterreich's auswärtige Politik seit Andrassy's Rücktritt“ von Walter Rogge. Das Februarheft bringt einen zutreffenden Aufsatz über „das Wiener Theater“ von Ferdinand Groß.

Im Jännerhefte der Zeitschrift „Aus allen Zeiten und Landen“ findet sich eine sehr interessante Parallele: „Daun und Laudon“ von Professor F. v. Krones, mit den Bildnissen beider berühmten Feldherren, ferner ein Artikel über Friedrich Spielhagen, dessen neuestes Bildnis dem Hefte beigegeben. Von Albert Lendner finden wir einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes.

Von der Verlagshandlung Franz Ebhardt in Berlin sind uns (leider für das Weihnachtsfest zu spät) folgende für die Jugend empfehlenswerthe Werke zugegangen:

Der Held des Niger. Historisch-biographische Erzählung aus Inner-Afrika. Der lernbegierigen Jugend gewidmet von Dr. Hoffmann. Mit Holzschnitt-Illustrationen und einer farbigen Karte von Senegambien. — **Aus froher Jugendzeit.** Bilderbuch mit Text für Kinder. — **Um Gold.** Novelle von M. von Rücker. Erzählung für junge Mädchen. — **Das Musterbuch,** enthaltend in dritter Auflage 300 Abbildungen der beliebtesten Vorlagen mit Angabe der Größe und des Preises, ist zur Bestellung auf Aufplättmuster nöthig.

Dem „Heimgarten“ sind ferner zugegangen:

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Franz Hirsch. 4.—6. Lieferung. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1884.)

Dem Andenken einer deutschen Frau, der Gattin Ludwig Feuerbach's. Von Karl Schell. (Leipzig. Robert Friese. 1883.)

Vorträge für Künstler. Von Adolf Metrik. (Wien. A. Mejstrik's Buchhandlung.)

Reformationsbilder. Gedichte von Hartwig Köhler. Zweite Auflage. (Altenburg.)

Zu Schutz und Trutz. Deutscher Sang aus der Ostmark. Gesammelt und herausgegeben von Armin Stark. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1884.)

Elektro-technische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektricität nach dem Stande der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. In etwa 60 Lieferungen. 31.—40. Lieferung. (A. Hartleben. Wien.)

Die Kunst der Beredsamkeit. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, des geschriebenen und lebendigen Wortes in der Umgangs- und Schriftsprache durch Selbstunterricht Meister zu werden. Von Otto Müller. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. (A. Hartleben. Wien.)

Die Wiesen und ihre Cultur. Von Karl Tragau. (Prag. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Tirol. Text von Adolf Trientl. (Innsbruck. Wagner's Buchhandlung.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. VI. Jahrg. (Wien. A. Hartleben.)

Zweiter Bericht über Schröter's Unterrichts- und Erziehungsanstalt für geistig zurückgebliebene Kinder in Dresden-Neustadt. (Oppelstraße 44.)

Führer durch die Literatur der Gesundheitspflege. Von Bruno Meyer. (Rudolstadt. A. Hartung & Sohn.)

Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier. Von Meta Wellmer. (Cöthen, Paul Schettler. 1884.

Bayreuther Blätter. Monatsschrift unter Redaction von Hans v. Wolzogen. (Herausgegeben vom Richard Wagner-Verein.)

Postkarten des „Heimgarten".

O. S., Prag: Unzählige Male haben wir an dieser Stelle schon bekanntgemacht, daß wir unverlangt eingeschickte Manuscripte nicht zurücksenden und für dieselben nicht garantieren können.

M. M., Graz: Sehr wahr. Max Nordau sagt Allerdings etwas stark relievirt: Die Stadt macht siech und elend. Die Stadt rottet ihre Einwohner nach zwei bis drei Generationen aus; alle Städte wären in hundert Jahren Kirchhöfe ohne ein einziges lebendes Menschenwesen, wenn die Todten nicht durch Einwanderung vom Lande her ersetzt würden. — Sie erinnern sich auch an W. H. Riehl's Ausspruch: „Der Bauer ist die Zukunft der deutschen Nation ... Der Bauer ist die erhaltende Macht im Volke .... Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volksthums zu holen." — Im selben Sinne läßt Goethe eine seiner klügsten Personen sagen:

„Begib Dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
— — — — — — — — — — — —
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr Dich zu verjüngen!"

Frl. J. W. J., Budapest: Unserer Correspondenz wegen im vorigen Hefte, in welchem wir Ihnen den Vollmond zurückwiesen, zeihen Sie uns der Voreingenommenheit gegen Ihre Novelle und gegen weibliche Schriftsteller überhaupt, die nicht selten zehnmal besser schrieben, als die männlichen, und fragen, was an dem angeführten Satz denn in aller Welt auszustellen sei? — Nun, daß Mitternacht vorüber und Alles still war, bezweifeln wir nicht, auch gegen das Aufsteigen des Mondes im Osten hätten wir nichts einzuwenden, wenn's nur nicht der leidige Vollmond wäre. Was hat der Vollmond nach Mitternacht im Osten zu thun?

A. U., Wien: Die alte Manier trefflich charakterisirt:

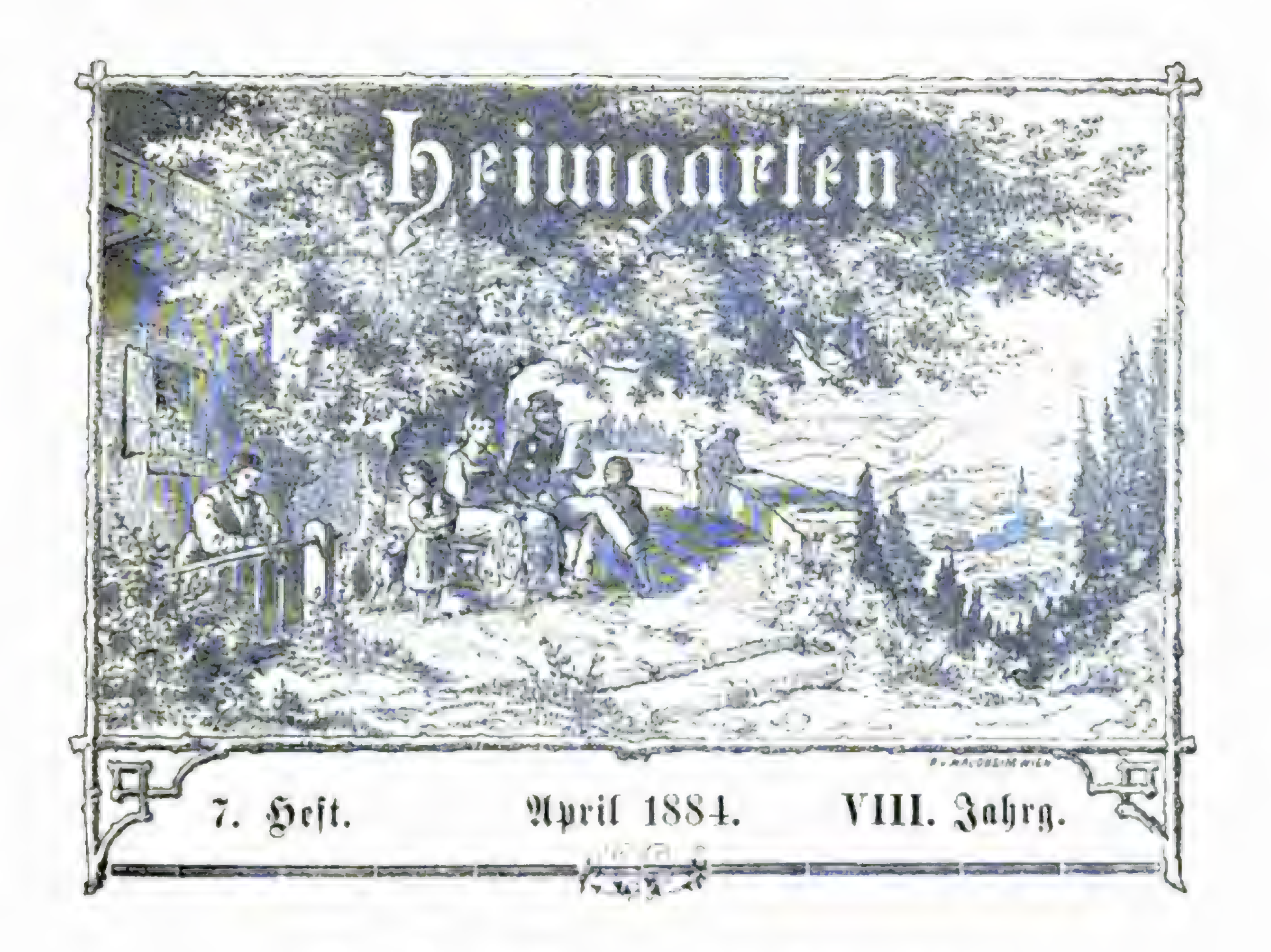
Ist einer verhungert halb,
Man läßt ihn verhungern ganz
Und opfert ihm flugs auf's Grab
Einen Fünfhundert-Gulden-Kranz.

H. W., Wien: Die „Wiener Hausfrauen-Zeitung" (Wien, Wollzeile 6) ist von derlei Blättern weitaus das gediegenste. Sie befaßt sich mit praktischen häuslichen Dingen, in welchen sie durch ihre Fragen und Antworten in inniger Fühlung mit ihrem Publikum steht; sie bringt Erzählungen, Gedichte, Räthsel u. s. w.; aber ihre Hauptsache ist die ernste sittliche Richtung, die wahrhaft erziehliche Aufgabe, die sie sich gestellt hat. Mit Modesachen thut sie nicht viel um; ihre Hauptartikel und Feuilletons gelten dem inneren Glücke der Familie. Wir freuen uns, in jeder Nummer dieses Blattes wenigstens einen Aufsatz von Frauenhand geschrieben zu finden, der trotz Allem uns beweist, daß es auch heute noch viele Frauen gibt, die sich ihrer großen Aufgabe bewußt sind und das Bestreben haben, das echt Weibliche und den deutschen häuslichen Sinn in unserer Frauenwelt wieder aufzufrischen. Wir versichern, Sie fahren gut mit dem Blatte.

J. W., Wien: In Wien hat sich ein „Centralverein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend" gebildet. Hauptzweck desselben: Unterbringung der Knaben als Lehrlinge; Ueberleitung der Mädchen in bestimmte Berufszweige; Sonn- und Feiertags durch gute Gesellschaft dieser Jugend Erholung und Belehrung zu schaffen. — Also vielleicht Ihrem Bedürfnisse entsprechend.

K. M., Graz: Sie fragen: Wenn, nach dem Ausspruche der Kirchenlehrer, auf Erden die streitende, im Fegefeuer die leidende und im Himmel die triumphirende Kirche ist, wo denn hernach die liebende sei? Lieber Freund, am ehesten finden Sie dieselbe draußen bei den armen Landgeistlichen, die den Irrenden weisen, den Armen aufrichten, den Kranken erquicken, den Sterbenden trösten. Wenn Sie auch solche Priester „Pfaffen" nennen, dann beschimpfen Sie die christliche Liebe.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Geschichte von der Nähterin.

Erinnerung aus dem Handwerkerleben von P. K. Rosegger.

„Schneider, Ihr müßt mir heiraten helfen!" redete auf dem Kirchplatz der Bauer Burgfrieder meinen Meister an.

„So, thut das nicht Deine Braut?" versetzte mein Meister.

„Sie wird schon auch was beisteuern," sagte der Bauer schalkhaft, „aber den auswendigen Bräutigam, den müßt Ihr mir hinaufschneidern."

So nahmen wir an einem der nächsten Tage die Werkstatt unter die Arme und giengen in den Burgfriederhof. Es wäre das eine Ster gewesen wie jede andere, wenn sich auf derselben nicht die höchst sonderbare Geschichte von der Nähterin zugetragen hätte.

Als wir in dieses Bauernhaus eintraten, standen in der großen Stube zwei Tische. Der eine war noch leer und wartete mit seiner breiten Platte auf die Schneider. An dem andern, der in der gegenüberstehenden Stubenecke war, saß die Nähterin Sanna mit ihrer Ziehtochter. Sie schneiderten an dem inwendigen Bräutigam, nämlich an den Pfaiden und Brustflecken — daraus erhellt, daß der Burgfrieder ein Bräutigam zum Wenden werden wollte. Die beiden Nähterinnen waren gar ungleich. Das Gesicht der Sanna verglich ich insgeheim mit einem rostigen Reibeisen, nur daß an der Nase und dem scharfen Kinn graue Härlein standen, was bei einem Reibeisen nicht vorkommt; um das Haupt hatte sie fast turbanartig ein braunes Tuch gewunden, unter welchem hervor die Haare allerhand Arabesken machten in Ringlein und wirren Strähnen. Das Gesichtlein ihrer Ziehtochter, der Adelheid, war wie Milch und Blut. Richtig ist das zwar nicht, denn ein Gesicht „wie Milch und Blut" müßte wunderlich aussehen; aber man sagt einmal so und man weiß, was dabei zu denken ist. Es ist im Himmel und

Digitized by Google

auf Erden gar kein herzigeres Gesichtlein denkbar, als das der Adelheid war, es müßte denn die Hölle noch schönere in Vorrath haben, um der holden Nähterin den Liebsten abspenstig zu machen. Wenn sie erst einen hat!

Diese beiden Frauen saßen an ihrem Tische und nadelten. Als wir zur Thüre hereingetreten waren, sollen die Beiden Farben gewechselt haben — die Alte wäre todtenblaß geworden und die Junge glühroth. Des Weiteren kümmerten sie sich nicht viel um uns, nur merkte ich, daß die Alte, wenn sie bisweilen zu unserer Werkstatt herblickte, auch in den Augen Nadeln hatte; gottlos stachen sie herüber auf die unschuldigen Gestalten der zwei Schneider. Die Junge schlug den Blick mit den schwarzseidenen Vorhängen ihrer Wimpern stets nieder auf ihren Schoß, wo die Arbeit war.

Sie führten miteinander leise Gespräche, die ich anfangs nicht verstand; als sich jedoch mein Gehör schärfte, nahm ich wahr, daß sie sich durchaus nicht immer über ihre Mitmenschen unterhielten, die in allerlei Sünden der Welt umherwateten. Sie sprachen auch von ganz anderen Leuten und Dingen.

„Meint die Frau Mutter, daß die heilige Nothburga auch bei der Rosenkranz-Schwesterschaft dabei gewesen ist?“ hörte ich die Adelheid sagen.

„Das kannst Dir denken,“ antwortete die Alte; „sonst hätte sie schwerlich die Gnade Gottes haben und eine Heilige werden können. Wirst es auch im Büchel von der heiligen Veronika gelesen haben, wie der böse Feind Tag und Nacht Köder ausstreut auf den Wegen der Welt, um Menschen zu fangen.“

„Ja, da hat die Frau Mutter wohl recht,“ sagte das Mädchen.

Die Alte fuhr fort: „Da habe ich mir gedacht, ob Du Dich nicht doch auch in die heilige Johannes-Bruderschaft sollst einschreiben lassen. Da soll auch auf jeden Samstag ein großer Ablaß zu gewinnen sein.“

„Selb wär' eh eine Hauptsache,“ sagte das Mädchen leise und nadelte.

So unterhielten sie sich und wenn ich auf die Adelheid hinüberlugte, seufzte ich bei mir: Ach, wie möchte ich auch so fromm sein können, als wie Du bist! In der Höll' muß es ja gar nicht auszuhalten sein, wenn man weiß, daß Du im Himmel bist.

Gern hätte ich gesehen, wie die Adelheid an ihrem Tische allein dagesessen wäre mitten unter den blütenweißen Leinwandflocken; aber Frau Sanna war immer und immer um sie. Wenn Adelheid in die Küche gieng, um auf dem Herde den Glättstahl zu besorgen oder anderlei zu verrichten, so gieng die Alte mit ihr, „daß Du Dich nicht brennst, mein Kind!“ sagte sie, oder: „wart', ich will Dir die Thüren aufmachen“, oder: „im Vorhaus ist es so viel finster, ich muß Dich schon führen. Das ist ein Kreuz bei diesen alten Häusern!“

Es wird niemals eine rührendere Sorgfalt zu finden sein, als die der Sanna für die Adelheid gewesen, daß ich endlich anhub, darob auch die Alte lieb zu haben.

Zu den Mahlzeiten kamen sie an unseren Tisch herüber, hockten dort aber so enge und bänglich beisammen, wie zwei Schäflein in der Wolfsgrube. Sie mischten sich nicht in's Gespräch und wenn an sie eine freundliche Ansprache fiel, so erröthete Adelheid und erblaßte Sanna. Die guten Bissen mußten ihnen fast mit Gewalt beigebracht werden, dann aber ließen sie auch gar nichts davon übrig. Beim Burgfrieder war's, wo die Speisen allemal so heiß auf den Tisch kamen, daß sie Jeder erst mit vielem Hineinblasen in die Löffel zur Noth abkühlen mußte. Adelheid getraute sich — wohl aus Furcht, damit die Aufmerksamkeit der Anderen auf sich zu ziehen — nicht, den kleinen Mund zu spitzen

und zu blasen, sondern verschluckte die heißen Suppen ohne Umstände.

So waren das Nähterinnen, wie man sie sobald nicht wieder findet. Es wehte überhaupt im ganzen Hause so viel Friede und Stille, daß mein Meister einmal sagte: „Es ist höchste Zeit, daß ein Weib in's Haus kommt."

Wieso das der Meister meine?

„Damit sie auch was davon hat."

Ueber die Nächte wurden wir so eingetheilt, daß zwischen den Schneidern und den Nähterinnen eine Bretterwand war.

„Man sollte meinen," flüsterte mir da mein Meister einmal zu, „wir wären auch keine Hundsfötter, aber gegen diese zwei Frauenzimmer sind wir reine Heiden. Hörst Du, wie sie wieder beten?"

Halbe Nächte lang murmelten sie in der Nebenkammer; allerlei Gebete und fromme Sprüche hatten sie, wovon sie die meisten dreimal und noch öfter wiederholten. Mit dem Frühesten saßen sie schon wieder an ihrem Tisch, arbeiteten emsig, wobei sie ganz schwiegen oder mit leiser Stimme sich mit Legenden, von dem katholischen Katechismus oder von den Heiligen Gottes unterhielten. Unser Verhältnis zu ihnen nahm fast eine Art von Ehrerbietigkeit an und wir hätten nicht übel Lust gehabt, uns an den erbaulichen Gesprächen zu betheiligen, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, mit unseren religiösen Kenntnissen zu Schanden zu werden.

„Der Thor sieht auf's Haar einem Weisen gleich, wenn er's Maul nicht aufmacht," hatte mein Meister oft gesagt, und so waren wir denn einmal eine ganze Woche lang Weise im schönen Burgfriederhof, Pfarre Fischbach in Obersteier.

Aber bevor diese Woche zu Ende gieng, geschah etwas.

Eines Vormittags, da die Adelheid doch allein in der Küche war und dort, wie ich glaube, vermittelst warmen Wassers die steifen Hemdnähte glättete, sprang die alte Sanna plötzlich von ihrem Tische auf und kam mit solcher Hast zu uns heran, daß wir nachgerade zusammenschauerten.

„Schneidermeister!" zischelte sie und fiel mit ihren Händen dem Meister in die Arme, daß er die Arbeit unterbrechen mußte. „Schneidermeister, wie alt bist Du?"

Er wußte sein Alter gewißlich, war über solchen Anfall aber derart betroffen, daß er sie wortlos, fast flehend anstarrte.

„Stückelt Euch zusammen, Dich und Deinen Gesellen — seid Ihr selbzweit jünger als ich? Kinder seid Ihr." So sprach sie. „Also wißt Ihr noch nichts. Also muß ich Euch's sagen. Es ist ein Almosen, man kann auch den Seelen Almosen geben. — Schneider! Hütet Euch vor der Welt! Die Welt ist des Teufels Feld! Die Leut' sind schlecht! Höllisch schlecht sind die Leut'! Alle! Bis auf Etliche, so die Gnad' Gottes haben. Was Du anschaust, ist nichts nutz! Ich kenne das. Viel Gutes wird gethan. Der Teufel lacht dazu, er hat's gern, wenn die Leut' Gutes thun, haben um so viel mehr Pharisäerhoffart. Die Leut' sind barmherzig und helfen einander um Gotteswillen. Ist Alles erlogen. Alles. Thust wem was Gutes, ich will Dir's sagen, warum: Aus Affenlieb' zu Dir selber. Was sind die besten Leut'? Dressierte Vieher. Sonst nichts. Sonst gar nichts. Traue keinem Menschen! Dir selber am wenigsten! Bist gescheit — bist schlecht. Bist fromm — bist falsch. Sauteufel und Pestblader! Judenhund und Rabenaas! Das ist die Wahrheit. Und die Wahrheit sag' ich! Aber Eins nenn' ich nicht, Ein Wort kommt mir nicht über die Zungen, weil's ärger wär', als Lästern und Fluchen. Du alter Bock, bist es nicht mehr, was ich meine, willst es auch nicht mehr sein! Aber Du Junger willst es noch sein und bist es auch nicht mehr. Ja, ledigerweis

in die Höll' fahren, das können sie. Den heiligen Ehestand fürchten sie wie das Fegfeuer! Betet! Betet, daß Euch der Rippenhans Euren Sündensack auszieht. Betet, Schneider!"

So sprach sie, gieng dann wieder gegen ihren Tisch, in der Mitte der Stube aber hielt sie an, kehrte noch einmal um, rang vor uns die Hände und rief: „Betet, Schneider!"

Dann eilte sie auf ihren Platz, begann zu arbeiten und war wie früher.

Wir zwei Schneider haben uns angeschaut. Jetzt war's an uns, ich soll im Gesicht glühroth gewesen sein, der Meister todtenblaß. Gesagt haben wir nichts.

Endlich kam auch die Adelheid wieder zur Thür herein und sie arbeiteten Beide und es war Alles so friedlich und lieblich wie früher. Alles? Mein Meister auch? Ich auch? — Mein Meister gieng hinaus und warf mir einen Blick zu, ich solle nachkommen. Auf dem grünen Rasen standen wir und hielten Rath, ob es thunlich wäre, drinnen in der Ecke zu sitzen — schutzlos in der nächsten Nähe einer Wahnsinnigen.

Ich erinnerte, daß man die Geschichte vielleicht nicht so ernst nehmen solle. Der Küster zu Fischbach hätte ein Buch, da drinnen sei es auch beschrieben, wie grundschlecht die Welt wäre und am Menschen nichts als Thier und Eigennutz, und Alles, was die Sanna gezetert, sei in jenem Buche enthalten und vielmehr noch des Geschimpfes; wenn die Alte wahnsinnig sei, so wäre auch jenes Buch wahnsinnig.

„Meinetwegen!" sagte der Meister, „das Buch hat keine Finger zum Augenauskratzen. — Der Burgfrieder soll uns in unserer Schlafkammer die Ster aufnähen lassen. Zu der Hexe gehe ich nicht mehr hinein."

Diese Muthlosigkeit war mir begreiflich, nichts destoweniger aber äußerst betrübend. Wie ihn die Hexe hinaustrieb, so zog mich die Hexe hinein, der Unterschied nur, daß es bei ihm die alte war und bei mir die junge. — O verborgener Schatz, bewacht vom Drachen! Großmutter's Märchen, wie seid Ihr Alle so wahr! — Was wird Adelheid leiden!

„Sie wird gar nichts leiden, mein liebes Peterlein," sagte der Meister. „Sie ist ja selber eine Solche, sonst würde sie nicht mithalten. Ich bin kein Antichrist, aber vor solchen Sachen haben ich genug. Wenn diese Nähterinnen ihre guten Gedanken und Meinungen dem Bräutigam in die Pfaiden hineinnähen, das wird sauber kratzen und beißen. Ich dank' schön!"

Ohne noch einmal in die große Stube zu gehen, ließen wir durch eine Magd unsere Werkstatt in die Schlafkammer räumen. Da war auch tagsüber die Bretterwand zwischen uns und den Hexen.

Als wir dort Alles in Ordnung hatten, fragte mich mein Meister, der sonst nicht rachsüchtig war, ob ich das Lied vom Brombeerbrocken singen könne?

Ja, das könne ich.

Er singe mit.

Es ist ein etwas stark weltliches Lied, wer's kennt. Wir waren gar nicht schlecht bei Stimme. Als wir es gesungen hatten, horchten wir, ob sich hinter der Wand etwas melde. Es war mäuschenstill. So huben wir ein Anderes an:

„Es gieng ein verliebtes Paar
Im grünen Wald spazieren.
Der Jüngling, der ihr untreu war,
Wollt sie im Wald verführen.
Er nahm sie wohl bei der schneeweißen Hand,
Wollt sie in Wald hinleiten.
Er sprach: „Du Allerliebste mein,
Genieße Deine Freuden."

„Was soll ich denn im grünen Wald
Für eine Freude haben? —

„Meister," unterbrach ich unser Singen, „dieses Lied wachst sich auf ein trauriges aus. Sie bringen sich allzwei um's Leben!"

„So?" sagte der Meister, „nachher hören wir nur geschwind auf."

Wir stimmten ein Anderes an:

„Heunt is die Nacht halt gar so schön,
Soll ich zu meiner Liebsten gehn.
Die Lichtlein leuchten, als wie die Stern,
Bei meiner Liebsten bin ich gern.
Es bleibt verschwiegen ein halbes Jahr,
Die heimliche Liebe wird offenbar.

„Ich trink kein Bier, ich trink kein' Wein,
Ich bin als ein Waldvögelein."
„Wann Du als ein Waldvöglein bist,
So sag mir's, wann's gut scheiden ist."
„Wann's gut scheiden ist, das will ich Dir sagen,
Z' Morgens in der Früh, wanns Vieri thut schlagen."

Jetzt legte ich das Ohr an die Wand, denn, wenn man was leistet, so will man doch gern eine Kritik darüber hören.

„Meister," flüsterte ich, „sie reden was?"

Auch der Meister horcht. „Ja," sagt er, „ich höre murmeln — einmal die Alt', einmal die Jung'."

„Das kommt mir nicht recht vor," sagte ich.

„Mir auch nicht," sagt der Meister.

„Sie thun Litanei beten," sage ich.

„— — sie thun Litanei beten!" haucht der Meister und neigt den Kopf.

Nach einer Weile — die Arbeit gieng ja unter den Händen munter von statten, und Bräutigamsgewand, meinten wir, mußte lustiger Weis gemacht werden — sagte der Meister: „Wir haben heut' einmal unsern singenden Tag, was laßt sich machen? Schlag noch Eins an, Gesell!"

Ich begann:

„Wann oft der Kukuk schreit,
Hört man ihn weit und breit,
Nau, Dirnderl, gfreu Dich!"

Der Meister fiel, wie üblich, bei:

„Jo, auf was d e n n?"

Ich:

„Da schlagen die Bäume aus,
Führ Dich als Braut nach Haus,
Nit wahr, das gfreut Dich?"

Meister:

„Jo, dos is gwiß."

Ich:

„Schlagt oft der Fink im Wald,
Kommt dann der Sommer bald,
Nau, Weiberl, gfreu Dich!"

Meister:

„Jo, auf was d e n n?"

Ich:

„Ich trau mirs doch nit z sagn,
Mußt schon ein Andern fragn,
Weißt wohl, ich scham mich."

Meister:

„Jo, dos is gwiß."

„Meister!" unterbreche ich, „die Zwei da drüben—"

„Was denn?"

„Meinen Kopf laß' ich mir abschneiden, wenn —"

„Was denn?"

„Wenn nicht Eine mitgesungen hat!"

„Nachher ist Zeit, daß wir aufhören," sagte der Meister und wir nadelten scharf.

Am selbigen Abend, da ich das Glätteisen in die Küche trug, traf ich die Junge am Herd. Sie suchte mit der Zange ihren rothglühenden Stahl aus dem Feuer zu krauen. Ich half ihr dabei und sagte: „Ist viel zu glühend worden!"

Einen kurzen trotzigen Blick warf sie mir zu, schob den Stahl ins Messingfutter und schwebte davon. —

Brave Schneider erforschen spät Abends, bevor sie einschlafen, ihr Gewissen. Seufzte dieses Abends mein Meister dabei und murmelte: „Heut' bin ich nicht ganz mit mir zufrieden. Wenn diese Frauenzimmer schon ihren curiosen Glauben haben, so wird er auch für sie passen. Was soll sie Einer denn irrmachen dran! — Ich kann's nicht vertragen, wenn ich mit Jemandem nicht ganz auf gleich bin — ich bitte sie morgen um Verzeihung."

„Der Meister s i e? dafür vielleicht, daß sie den Meister geschmäht hat?"

„Dafür nicht. Aber daß ich ihrs übel genommen hab, dafür. Daß wir

sie mit dem Singen geneckt haben, dafür. Sie ist wohl nicht recht im Kopf beisammen, sie kann nicht anders. Wir sollen die Gescheiteren sein. Ich rede morgen mit ihr. Gute Nacht, jetzt."

Und am nächsten Tag ließ der Meister richtig bei der Nähterin Sanna anfragen, ob und wann er ein paar Worte mit ihr sprechen könne, unter vier Augen.

Sie ließ zurücksagen: Am selbigen Abend zwischen Lichten in der großen Stuben.

Der Meister war tagsüber wortkarg. Gegen Abend hin beklagte er sich über die Jahreszeit, daß es schon so bald finster würde. Es war nämlich im Herbst, wo wir um die Dämmerungsstunde Lichtfeier hielten, das heißt, ausruhten von der Arbeit, uns im Hause auf die Bank legen oder im Freien ergehen konnten, bis das Licht angezündet wurde und wir wieder an den Arbeitstisch mußten. Als diese Dämmerstunde kam, zog der Meister seinen schwarzen Rock an, drehte sich vor meinen Augen einmal um sich selbst: Ob nichts zu bürsten wäre? Ob nirgends ein Schneider hienge? — er meinte einen etwa am Tuche klebenden weißen Faden. Es war nichts von Bedeutung. Noch schlichtete er seine grauenden Haare über die von Jahr zu Jahr höher werdende Stirne hervor. Dann sagte er: „In Gottesnamen. Die Thür lasse ich offen."

Er gieng in die große Stube, wo Frau Sanne seiner bereits zu harren schien. Da kam es mir — ich weiß nicht, wie so — auf einmal vor, meine Gegenwart in der Nebenkammer schicke sich nicht; wenn es auf vier Augen verabredet sei, würden sie kaum sechs Ohren brauchen können. Ich wollte hinausgehen in den Baumgarten; der Burgfrieder hatte eine Sorte von Birnen, die um diese Zeit schon lockten. Als ich um den Holzstoß bog, stieß ich fast erklecklich mit der Adelheit zusammen.

„Oho!" sagte ich und wollte ausweichen. Sie blieb stehen und schaute an ihrem feinen Wuchs hinab. Da blieb ich auch stehen.

„Adelheid," redete ich sie leise an. Sie weinte.

„Adelheid," sagte ich, „habe ich Dir weh gethan?"

Hatte ich ihre Arme schon um meinen Nacken, ihr Haupt an meiner Brust.

„Peter," wimmerte sie unter Schluchzen, „Du mußt mich heiraten. Ich kann so nicht mehr weiterleben, ich kann nicht mehr!"

„Aber um Gotteswillen, Adelheid!" rief ich bestürzt, „hast Du mich denn so gern?"

„Ich kann nicht mehr sein bei dieser Person!" fuhr das Mädchen fort. „Keine Freiheit, keine Rast und Zerstreuung, alleweil arbeiten und beten und vom Teufel reden! Die Worte kaut sie mir vor, die ich reden muß; die Brocken in der Suppe zählt sie mir vor. In der Nacht bindet sie meinen Fuß mit der Rosenkranzschnur an ihr Bein, daß ich ihr, wenn sie schlaft, nicht sollt' davongehen können. Werktag nichts als Nähebank, Sonntags Kirchenstuhl oder Gebet und heilige Lesungen zu Haus. Ist ja recht, wers aushält. Und alle Monat Sünden beichten, die man nicht hat, und verschweigen, die man hat. Seit zehn Jahren bete ich für die Alte um eine glückselige Sterbstund. — Und das ist meine Jugend! Wenn ich einmal munter ausschauen will oder gar wen anlachen, da setzts Bußtage. Kein lustiges Wort das ganze Jahr, kein Gesang! Wie Ihr gestern habt gesungen, und sie einen Augenblick draußen ist gewest, und ich bei mir selber einwenig hab' mitgesungen und sie es hat wahrgenommen, da habe ich Abends auf dem Scheit knieen müssen. Achtzehn Jahr, älter bin ich nicht. Sie ist meine Ziehmutter, die mich als kleines Kind von Wien hat kommen lassen. Ich bin in ihrer Gewalt bis zum Ehestand, wie

sie sagt, und kann mir nicht helfen. Das einzige Mittel, daß mich Einer von ihr wegheiratet. Wär's was immer für Einer, nur daß ich von dieser Person erlöst werde. Ich muß wahnsinnig werden, bins schon zuhalb. Schneider!"

„Was sagst?"

„Weißt Du mir keinen Rath!"

Ich that, als ob ich überlegte, indes stand mir nur der Verstand still. Sie lehnte sich an mich und weinte dahin.

„Gern, sehr gern, daß ich Dich heiraten würde," fiel mir endlich ein zu sagen, „aber ich bin erst im vorigen Sommer Gesell geworden, und bis ich Meister werde, das dauert noch seine guten —"

„Du magst mich nicht — sag's kurz!" unterbrach sie. „Was Meister! Du könntest mich ja entführen. Handwerksburschen gehen in die Fremde; ich wollte als Bursche mit Dir gehen, wir fänden Arbeit, oder wir wollten fechten — Alles wäre himmlisch im Vergleich zu meiner jetzigen Verdammnis."

„Jetzt auf der Stell kann ich gar nichts sagen," war mein Einwand, „ich werde mir's überlegen."

„Vielleicht weißt Du mir einen Andern!" sagte sie.

„Ich will umfragen."

„Ist Keiner, auch gut! so bringe ich wen um, daß sie mich in den Arrest thun, da wird die Furie doch nicht mitgehen."

„Weißt, Adelheid," sagte ich und streichelte ihre heißen Wangen, „Du hast es jetzt so lange bei ihr ausgehalten, auf ein paar Wochen mehr wird's Dir nicht ankommen. Vielleicht nehm ich Dich doch selber. Ich hätte gute Lust dazu. Und jetzt wollen wir mit einander spazieren gehen."

„Um des Himmelswillen, daß die Alte beim Fenster herausschaut!"

„Es ist ja schon finster."

„Sie hat Katzenaugen."

„So wird's besser sein, wir setzen uns auf die Korngarbenfuhr, die sie dort hinter dem Stadl haben stehen lassen. Dort findet uns kein Mensch und können Alles ausreden."

„Maria und Josef!" hauchte sie und fuhr mit den Händen nach ihrer Brust, daß ich erschrak, weil ich glaubte, es habe ihr im Herzen oder in der Lunge plötzlich einen Stich gegeben.

„Ich bin ordentlich im Himmel!" vertraute sie mir, „daß ich einmal wen habe, mit dem ich reden kann, dem ich Alles sagen kann."

„Weißt Du auch, daß das so lustig ist?" sagte ich und gab ihr auf den Mund einen Kuß.

Im selben Augenblick erscholl das Zetergeschrei der Alten. Adelheid knickte zusammen und wankte, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, dem Hause zu.

Ich fand — als wir wieder bei der Arbeit saßen — es just nicht nöthig, dem Meister meine Begegnung mitzutheilen, hingegen befragte ich ihn nach seinem Befinden.

„Mir stehen die Haare zu Berg," war seine Antwort. „Jetzt habe ich sie erst grausam kennen gelernt. Die Alte ist verliebt. — Ja, ich habe mir's gedacht, daß Du erschrecken wirst. Und in einen von uns Zweien! Für's Erste hat sie mir's abgebeten, daß sie sich gestern so sehr ereifert. Es wäre aus Nächstenlieb' geschehen, wir wären nicht schlecht, wir wären blind, darum zünde sie auch kein Licht an, obzwar es in der Stube schon finster würde. Wir wären hier im Burgfriederhaus beim Brautkleidermachen, ich solle mich nur einmal neben sie hinsetzen, und hätten wir Beide hohe Zeit, nachzudenken über die von Gott vorgeschriebenen Zwecke des Menschen auf Erden. Auf solches Zureden hat mich jählings das Grauen erfaßt. — Wenn mir aber dieweilen die Katz mein Wichs-Wachs frißt! habe ich gesagt und bin in die Kammer herein."

Ordentlich dankbar blickte der Meister auf das Stückchen Wachs, das wir zum Wichsen des Zwirnes bedurften, und

an das er sich in seiner Noth geklammert hatte.

„Ich glaube selber —“ versetzte ich.

„Was glaubst Du?“

„Daß die zwei Frauenzimmer sollen auseinandergeheiratet werden.“

„Bei der Jungen möchte man sich nicht so geschwind ums Wichs-Wachs kümmern.“

„Und die Alte soll sich ausspielen lassen.“

„Pst! — sie beten schon wieder. —“

Endlich kam der Samstag. Wir giengen unseres, die Nähterinnen ihres Weges. Wie eine arme Seele neben dem Lucifer, so wankte Adelheid neben ihrer Genossin dahin. Als sie ihr Körblein an den Arm streifte, machte sie einen heimlichen, zuckenden Blick nach mir. Ich that daß Gelöbnis, sie zu erlösen.

Schon an einem der nächsten Tage kam ich mit dem Zimmermann-Zenzel zusammen. Der war ein stattlicher, fleißiger Mann mit stets glattrasiertem Kinn und einem rothen Schnurbart. Er hatte sich zu Fischbach im Dorfe ein kleines Haus gebaut und gieng in der Suche nach Hausmöbeln um.

„Ich weiß Dir Eine, Zimmermann,“ war meine Antwort. „Die Nähterin Adelheid nimm.“

„Die hast Du gestern auch schon dem Binder-Michel angerathen,“ antwortete der Zimmermann, „möcht' schon wissen, warum Du gerade die junge Nähterin so gern verheiraten möchtest!“

Hierauf habe ich ihm fast Alles erzählt. „Wenn i ch heiraten kunnt, die nähme ich selber.“ Damit schloß ich. Er war ein wenig neugierig geworden und meinte, anschauen könne er sie ja gelegentlich einmal. Er wolle sich bei den Nähterinnen Pfaiden frümen.

Fünf oder sechs Tage zogen darauf hin, da erhielt ich ein flüchtig geschriebenes zerknittertes Brieschen von der Adelheid.

„Habe erfahren, Du bist wirklich so gut und suchst für mich Einen. Laß' es bleiben. Vorigen Sonntag Nachmittags habe ich Einen kennen gelernt. Seither will ich den Erstbesten nimmer. Den oder Keinen, und wenn's aus ist.
Adelheid.“

Gieng ich unterwegs auf eine neue Ster zum Zimmermann-Zenzel. Der war hoch auf einem Dach oben. Er solle herabkommen! Als er herunten war, sagte ich ihm, er solle es bleiben lassen, das mit dem Pfaidfrümen, wenn's der Nähterin und nicht der Pfaid wegen wäre.

„Aber jetzt bin ich schon dortgewesen!“ rief er.

„Wann?“

„Vorigen Sonntag Nachmittags.“ — Einen Lachschrei habe ich ausgestoßen. Selten in meinem Leben werde ich glückseliger sein, als in jenem Augenblick. Dem Zimmermann übergab ich das Brieflein. Er las es ruhig und schmunzelte: „Mir gefällt sie auch.“

Nach vier Wochen nahmen sie — der Zimmermann-Zenzel und die Nähterin Adelheid — beim Kirchenwirth zu Fischbach einen Wagen, setzten sich darauf und fuhren stundenlang über die Berghöhen hin bis zur kleinen Muttergotteskirche Heiligenbrunn. In jener Bergkirche ist mit leisen Segenssprüchen ein altes Band gesprengt und ein neues geschmiedet worden.

Und die alte Sanna? — Oh, seid doch froh, wenn ich schweige.

Ein Auswanderer.

Eine wahre Geschichte aus der Gegenwart von L. Elmo.

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt
Und das ihn hält mit tausend Bildern fest,
Wohin das Unglück ferneher
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen
Und dort den zweifach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —“

Lenau.

„He, da her, Binderwirt! noch eine „Alte“ auf unsern Tisch, für den Amerikaner da! Heut' zahl' ich!“ Und in hocherregter Stimmung — sei's in Folge des genossenen Weines oder in Folge der blendenden Zukunftsbilder, die sich ihm unter der Suada des „Amerikaners“ aufrollten — trat der hochgewachsene starke Mann, der den Wirt gerufen, an den eben verlassenen Tisch zurück, wo er und noch ein Gast saßen.

Wir sind eben in einem niederösterreichischen Landwirtshause und dürfen daher den Maßstab wienerischer Eleganz weder an den Wirt und seine Gäste, noch an deren unmittelbare Umgebung legen, aber der Bursche, der sich da in seiner Ecke gar so breit und laut macht, paßt nicht einmal zu der einfach schlichtesten Räumlichkeit, welche sich selbst beim ärmsten Kleinhäusler mit einer gewissen Behäbigkeit verbindet. Verwegen und verwildert genug gibt er sich in seinem Gebahren — hört man jedoch nur auf seine Reden, die mit großer Geläufigkeit und einem erstaunlichen Wortvorrathe seinem Munde entströmen, dann möchte man beinahe den Hut ziehen vor so viel Unternehmungsgeist und Thatkraft. Die eben angekommene „Alte“, deren erste Probe er übernimmt, entfesselt denn seine Gedanken auf's Neue.

„Ja, mein lieber Welser, da würdest Du nur zu schauen und zu staunen haben, wenn Dir auf einmal so nebenbei die fürnehme Grütz' in den Kopf käme und Du würfest den ganzen Krämpel da über den Haufen und giengest hinüber! Ein Wunder neben dem andern. Schauen und staunen thätest, sage ich Dir. — Aber nachher wieder geschwind zugreifen auch — verstehst? Ja, freilich, Kindskopf! Mit dem Zuschauen und Zuhören allein ist's nicht gethan, das kannst Dir leicht denken! Immer frisch hinein. In Amerika findst Gold und Geld, wo Du anfangst zu graben. 's ist halt so. Aber bei Euch darf Unsereins ja nichts reden. Da wird Alles dumm und verdreht aufgefaßt, und wenn dann Einer und der And're an der eigenen Blödheit zu Grunde geht, nachher ist Unsereiner schuld. Zwar bei Dir, Welser, wär's schon noch anders! Du hättest am Ende schon das rechte Köpfel dazu, aber bei Dir fehlt's an der Courage! Ja, ja an der Courage, da fehlt's, da steckt's! Du laßt Dich zehnmal lieber von den Herren da,“ der Sprecher blinzelte höhnisch lächelnd nach dem andern Tisch hin, wo neben einigen städtisch gekleideten Herren und Großbauern auch der Steuerexecutor saß, „Du laßt Dir lieber von Denen dort die letzte Pfaid und 's letzte G'wand ver-

licitieren, ehe Du ihnen Dein' Herrn zeigtest und hinübergiengest. Kenn' Dich ja, weiß das schon lang!"

„Still sei, Hies, und mach' mich nicht wild mit Dein' Reden!" schrie jetzt der von Wein und Anderem aufgeregte Mann und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wer kann sagen, ich hätte keine Courage, soll ich Dir's erst zeigen müssen, he?"

„Na, na, laß gut sein, Franz," beschwichtigte der And're mit einem Lächeln, das den Herausgeforderten nur noch mehr reizte. „Laß es gut sein! Hast ein Weib und fünf Kinder, da ist's nicht zum Wundern, wenn Du Dich zweimal bedenkst. Aber ich thät's — ich thät's doch — an Deiner Stell'."

„Nun, und wer verwehrt es Ihnen denn, auf Ihre eigene Faust das so gepriesene Land aufzusuchen?" fragte jetzt einer der Herren von dem andern Tische herüber, es war der Arzt des Ortes, ein noch junger Mann mit dunklem Vollbart und intelligenten Zügen. „Glauben Sie, Mann, weil Sie drüben für's Erste steuerfrei sind, Sie brauchten drüben auch nichts zu leisten, nichts zu arbeiten? Man wartet vielleicht drüben auf Euch und kommt Euch mit offenen Armen entgegen?"

„Lassen's den Plauschmeier gehen, Herr Doctor," wandte der Wirt hier ein, um eine freche Erwiderung seitens des Wanderlustigen abzuschneiden, „er versteht's eben nicht besser und schaden thut's ja Niemandem."

Der Arzt blickte den Wirt fest und vorwurfsvoll an. „Niemandem? Wer weiß! Und soll man es ruhig hingehen lassen, wenn solches Gelichter sich nicht scheut, die alten, unverdauten Brocken immer wieder aufzuwärmen und aufzutischen und den einfachen, unerfahrenen Sinn des entmuthigten Landmannes damit zu verderben? Wo man deutlich und klar nur die schmutzige Eigensucht des Verführers erkennt. Und das soll man dulden?"

„Recht haben's eh, Herr Doctor, aber machen kann man nichts. Sehen's, dem Welser hat der Herr da heut' eine strenge Steuerstraf' bracht. Zahlt er's nicht, so wird er licitiert und das von Rechtswegen. Und der Mann plagt sich, was er kann, und war in frühern Jahren ein accurater Steuerzahler. Aber ein kränkliches Weib und fünf Kinder und Unglück, wo er hinfaßt, Herr, da gibt's was. Wein kann er keinen verkaufen, denn über seine Weingartländ' ist die Dürre und der Hagel gekommen. Was er gefechsnet hat, hab' ich ihm die Hälfte schon abgenommen, aus reiner Gutheit, aber das möchten halt gar Viele haben, und wo käme ich da hin! Und das Vieh! Mein' Zeit, Ihr Herren — jeder weiß, wie's damit ausschaut, wenn's Futter zu wenig und zum Kaufen zu theuer wird. Und so geht Eines in's Andere!"

„Ja, so geht's," sagte der alte Ambros Lehner, der reichste Bauer des Ortes. „So geht's, aber der Welser sollt' deswegen noch nicht verzweifeln. Anderen geht's schlechter, als ihm, und ein gutes Weinjahr hilft ihm wieder in die Höhe."

„Und bis dorthin ist er schon am Boden!" rief der Amerikafreund herüber, der kein Wort verloren hatte. „Vertröst' Dich nur auf's nächste Jahr, Welser, hast Recht! Der reiche Lehner nimmt Dich schon in Zins, wenn's Dir Dein Häusel wegnehmen. Bleib' und schind' Dich — ich sag' nichts mehr. Willst, oder willst nicht. Im Feber fahren wir weg, bist nachher dabei oder nicht. Aber um Dein Köpfel ist's schad' und reuen wird's Dich, sag' ich Dir! Reuen! Mach' was Du willst! hör' auf Die dort mehr, als auf Dein' besten Freund noch von der Kinderzeit und vom Militär her. Weißt noch, wie wir in Bosnien waren und wie der schwarze Kerl auf Dich 'zielt hat, und ich ihn hinunterg'stoßen hab' von sein' Felsen, daß er auf's Schießen

nimmermehr denkt hat? Weißt's noch? Was wär' damals aus Dein' Weib und Deine drei Kinder worden? Denen bist es schuldig, sag' ich Dir, daß Du sie behütest, Jenen dort einmal kommen zu müssen. — Und jetzt b'hüt Gott, Welser — morgen acht Tage hol' ich mir Antwort. Empfehle mich den Herrn!"

Der Renommist war aus dem schützenden Dunkel seiner Ecke hervorgetreten und präsentierte sich jetzt in seiner ganzen zweifelhaften Pracht eines Vollblutstromers den mißbilligenden Blicken der Gesellschaft.

Ein zerknüllter Hut bedeckte das ungepflegte Haar, der Rock war abgeschabt, an den Knien der defecten Beinkleider zeigte sich wie an den Ellbogen das einheitliche Streben seines Innern, sich unverhüllt zu zeigen. Und die übergroßen Stiefletten hatten an den himmelwärts gerichteten Spitzen entschiedene Neigung den Zehen freien Lauf zu lassen. Aber der Apostel der Auswanderer kehrte sich nicht an diese rein äußerlichen Mängel — mit überlegenem Lächeln schwenkte er seinen schmutzigen Filz und schritt stolz hinaus.

Die Gäste schwiegen eine Weile, alle mochten eben einen und denselben Gedanken hegen. Welser blieb an seinem Tische sitzen — finster und gedankenschwer starrte er in sein halbvolles Weinglas.

Da schreckte ihn der Ruf des reichen Lehner auf. „Welser, geh' her da zu uns! Laß den schäbigen Kerl laufen, der red' nicht gut und ist nicht ehrlich gegen Dich — komme her!"

Trotzig und zögernd erhob sich der junge Bauer und trat zu dem Herrentisch hin, der Lehner rückte zur Seite, da fiel des Welser's Blick auf den Executor.

„Mit dem Bauernschinder setz' ich mich nicht zusammen!" rief er wild und drehte sich hastig um. Der Beamte wollte auffahren, der Wirt und die Andern legten sich in's Mittel.

„Sei doch ein Mann, Welser-Franz, und thu' nicht, als wenn Dir Dein Hab und Gut abg'stohlen worden wär'. Was Dir heute passierte, kann morgen uns treffen, und wir müssen's auch tragen," sagte der Lehner ihm über die Schulter zu. „Schau, warst selber Soldat, hast was probiert in dem Stand und lang g'nug die blauen Bohnen sausen gehört. Und jetzt willst verzweifeln, weil ein paar Jahrl her nicht Alles zu Deinen Gunsten 'gangen ist; willst Dein Gütel verkaufen und auf Ja und Nein dem Hies da folgen, von dem Du nichts Gutes hörst, wo's Du fragst nach ihm. Es wird schon wieder aufwärts gehen, mein Franz, wird sich Alles wieder setzen, und Du bist aus Deiner eigenen Kraft Herr 'blieben und darfst Dir was einbilden d'rauf."

„Ja, Ihr habt's gut reden, Lehner-Ambros, mit Euren Sparcassebücheln und Euren Kellern voll alten Wein! Aber denkt's Euch nur einmal an meine Stelle, werdet es auch merken, daß da mit schönen Worten nichts gerichtet wird."

„Also willst fort? Willst richtig dem Hies folgen? Na, da red' ich nachher nichts mehr. Wirst es müssen mit Schaden lernen einsehen, was solche gute Freunde eigentlich für eine sind, wie Dein Hies, und wenn er zehn Bosniaken für Dich erschossen hätt'."

Damit gieng der alte Mann fort, nachdem er seine Zeche beglichen hatte. Auch die Herren entfernten sich und der Welser-Franz machte sich ebenfalls auf den Heimweg. Sein kleines, nettes Haus lag außerhalb des Ortes und hatte, wie die meisten, ein reinlich gehaltenes Vorgärtchen. Obwohl nur ein Kleinhäusler, hatten die Seinen doch stets genug gehabt, um ruhig leben zu können. Aber die letzten Jahre, seit er aus dem Occupations-Feldzuge heimgekehrt war, verfolgte ihn das Mißgeschick: die Dürre traf sein Weinland, der Reif sein Feld — der

Heustadel brannte ab, ohne daß die Ursache dieses Unglückes erfindlich gewesen wäre, und das Vieh mußte verkauft oder geschlachtet werden, um es nicht verkommen zu lassen. Der Erlös zerbröckelte sich in Augenblicks-Bedürfnisse. Das junge Weib kränkelte und Franz sah den Niedergang seines freundlichen Wohlstandes mit tiefem Schmerz und bitterem Groll gegen alle Bessersteheuden.

Da tauchte der Hies wieder im Dorfe auf; das war ein merkwürdiger Mensch. Schon als Bub der Findigste und Raffinierteste von Allen, hatte er zu dem gutmüthigen, schwachen Welser-Franz eine unglückliche Neigung. Dieser schloß sich auch an den schlauen Burschen an, denn er war arm wie jener und hatte der Hies die „guten" Einfälle, so besaß der Andere die starken Arme, wo es Kraft und Ausdauer galt. Wohl kam's vor, und je länger desto häufiger, daß des gescheidten Wimmer-Mathias Einfälle mit einer merkwürdigen Vorliebe auf anderer Leute Aepfel und ähnliche verbotene Früchte fielen, aber er theilte brüderlich mit Franz, wenn schon nicht die etwa mitabgefallenen Prügel, aber doch die süßen Erträgnisse seiner ausgedehnten Localkenntnisse. Als sie erwachsen waren, hörte diese Gemeinschaft insofern auf, als der Hies aus der Gemeinde verschwand und erst beim Militär wieder mit Welser zusammentraf.

Dem Franz war die überschwengliche Art, mit welcher der Hies seine alten Rechte erneuerte, zuwider, aber dieser besaß viel von jenen klettenartigen Gewächsen, die sich Einem ungebeten und ungerufen anheften, und obendrein eine übermenschliche Duldsamkeit in Betreff der oft unfreundlichen Zurückweisung seitens des Franz. Er schien stets bei Cassa zu sein und als er dem Freunde gar das Leben gerettet hatte, da war's völlig aus, denn jetzt glaubte auch Franz nicht anders sein zu dürfen. als freundlich und groß dankbar, und sie waren unzertrennlich. Wo der Hies das schwer mit Silber eingelegte Gewehr und die große Anzahl von Silberknöpfe her hatte, darüber machte sich der ehrliche Franz keine Gedanken. — Und nun! Nun war er auf einmal wieder da, nachdem kein Mensch gewußt, wo er seit dem Feldzuge geblieben, und wenn sein Anzug auch nicht den Gentleman verrieth, so war er doch durch und durch Amerikaner und sprach von diesen Bewohnern des vielgelobten Landes nicht anders, als im Tone vertrautesten Verkehres. „Wir Amerikaner" und „bei uns drüben" waren die stereotypen Phrasen in seinem Munde. Er schien auf's Genaueste von Allem unterrichtet, als hätte er das Leben und Treiben „drüben" aus eigener Anschauung kennen gelernt, wich aber jeder diesbezüglichen Frage mit großer Schlagfertigkeit und einem vielsagenden und doch geheimnisvollen Lächeln aus. Und erst, wenn der gute, ehrliche, bäuerliche Oesterreicher Wein in vollem Glase ihm winkte, und wenn derselbe obendrein so billig war, daß er nichts kostete, als das Austrinken und einen schönen Dank, dann floß dem Burschen der beredte Mund über und gab es beim zweiten Liter keine besseren Menschen, wie die Amerikaner, so war er beim dritten von seinem Amerikanerthum selbst vollkommen überzeugt, und dann war in Europa Alles nicht jämmerlich, verrottet, verdummt, verdorben genug, aber dafür in „unserem Amerika, in unserem freien göttlichen Amerika", da blühte und reifte der Weizen von selbst, da war Alles eitel Gold was glänzte.

Mit solchen Rodomantarden kam er dem Franz, dem verbitterten, entmuthigten, kurzsichtigen Franz eben recht.

Was wußte er von Amerika? Kaum den Namen — beim Militär erst hatte er gelernt, daß es fünf Welttheile gab, und daß Amerika vor vier Jahrhunderten ungefähr war entdeckt worden.

Einige geographische Kenntnisse über den merkwürdigen Erdtheil hatte er eben so schnell vergessen, wie er sie gemerkt.

Und das Kreuzköpfel, der Hies, was wußte der nicht Alles! Er kannte die größten Städte mit ihren fremden Namen, er kannte mehrere Schiffe und deren Capitäns, er wußte genau, wie viel Deutsche in Newyork lebten, kurz, er wußte Alles.

Und was er da erzählte von den wunderbaren Gold- und Marmorpalästen, von den Eisenbahnen mit silbernen Schienen und von den wunderherrlichen Gärten mit wildwachsenden Palmen- und Orangenbäumen! In Amerika gab's keine Kälte, keinen Schnee, kein vergeblich Säen und Bauen, keinen Hagelschlag und keinen Reif. Höchstens die große Hitze kann schädlich werden. Aber da sind dann schon die Neger da, um Felder und Gärten mit den künstlichen Wasserleitungen zu speisen, und es herrscht ewige Grüne, ewiger Sommer. Solche Reden finden immer und überall ihr Publikum, und der Stimme der Verführung sind schon geklärtere Geister zum Opfer gefallen, als unser Franz. Anfangs nahm er die Kundgebungen des Hies wie ein Traumgewebe auf, dessen verhüllender Schleier ihn einen blendenden Glanz errathen ließ, dann wurde er wüthend, daß andere Leute es so leicht haben sollten mit dem Gelderwerb, und schließlich war ihm des „Amerikaners" Wort sein A und O, sein Evangelium, in das all sein Denken und Dichten aufgieng. Er stand mit einem Fuße schon auf Amerika's Boden und konnte jetzt den Namen des Landes bereits mit jenem kecken Schliff aussprechen, wie er es vom Hies hörte. Er bekam einen tiefen Widerwillen vor seiner alten, treuen, väterlichen Erde, welche ihre Schätze freilich nur nach hartem Ringen und Kämpfen, aber reichlich hergab, er war im Voraus von dem Mißlingen seiner Arbeit überzeugt, denn er brachte keine Lust, keinen guten Willen dazu mit. Daß es in Amerika Eisenbahnen gäbe, die über's Meer und durch die Lüfte fahren, daß der Bauer für seine Mühe noch gelbes Gold bekommt, anstatt dessen, daß er Steuern entrichten muß, daß ein solcher Bauer einmal Präsident werden kann über den halben Erdtheil, und daß das theure, hier so schwer zu erhaltende Vieh, die Pferde nur so herumliefen auf freier offener Weide, die er sich ungefähr wie seinen heimatlichen Kühanger vorstellte, nur viel größer, daß endlich Jeder sich Vieh und Land nehmen könnte, so viel er mochte, dies Alles machte in seinem überreizten, verblendeten Gemüthe die tollsten, buntesten Wirbel, abgesehen von den gleißenden Traumbildern von schönen Sclavinnen und blühenden Gärten mit Goldpalästen, welche sein treuer ehrlicher Sinn als unbrauchbar und unverständlich abschüttelte. Und schließlich war er sich im Ernste bewußt, eine sehr genaue Kenntniß von Land und Leuten drüben zu besitzen, und er glaubte es wagen zu können, dieselbe zu erproben.

Und der Hies war auch nicht faul. Wo sich noch eine Bresche in der Festigkeit des Freundes zeigen wollte, da war er mit einer ganzen Ladung von schlagenden „Vernunftsgründen" bei der Hand und der Franz, von seinen eigenen Gedanken und Wünschen befangen, sagte ja dazu.

Es mochten etwa acht Tage nach jenem Wirtshausgespräche verflossen sein, als an einem Sonntage der Welser Franz eilig dem Hause des Ambros Lehner, dem stattlichsten des Ortes, zuschritt. — Er hatte vorgestern dem Hies sein endgiltiges Jawort gegeben.

Aber wer dem schlanken, hübschen Mann in's Gesicht blickte, der sah wohl, daß ihm sein Entschluß denn doch harte Kämpfe gekostet hatte — schon wegen der Bitten und Thränen seines lieben jungen Weibes, das in seiner Kränklichkeit nicht die moralische Kraft besaß, dem Manne und Vater

ihrer Kinder energisch zu widersprechen, ihn aus den unseligen Banden des ihr verhaßten Hieß zu befreien.

Sie weinte nur und bat, sie nicht zu verlassen. Sie werde sterben, wenn er nicht da sei, sie würden Alle zu Grunde gehen. Und wenn der Franz dann weich ward, und ihr hoch und heilig gelobte, sie solle ja nicht verlassen werden, sie und die Kinder seien ja sein Liebstes auf der Welt, und er wolle es vom Lehner ausbitten, wenn er das Gütel kaufe, daß sie und die Kinder darauf wirtschaften und bleiben dürften, bis er ihnen drüben ein warmes Nest bereitet habe und sie holen komme, dann schwieg das arme Weib — sie fühlte, daß sie darauf nicht warten könne — aber die Kinder!

Und sie weinte still vor sich hin. Dann wurde der Mann ungeduldig, und weil sich vorwurfsvolle Stimmen in seinem Herzen regten, denen er nicht nachgeben zu dürfen glaubte, seufzte er und gieng fort und in das Wirtshaus, und dort saß schon der Hies und lächelte und hänselte und titulierte den schwankenden, mit sich zerfallenen Mann Pantoffelritter und Rockfaltenheld. Das ärgerte den schwachen Mann gewaltig, denn selbst der Charakterloseste und Schwachsinnigste will wenigstens ein Scepter nicht missen, und wäre es nur aus Pappe, und kann er es nur einem wehrlosen Weibe gegenüber handhaben.

Aber dann that dem Franz seine Gefühllosigkeit, seine Herzensrauheit wieder leid, und so zwischen allen Stufen der verschiedensten Gefühlserregungen hin- und hergeschlendert, überkam ihn endlich eine Wuth gegen sich selbst und er zwang sich zur Stärke. — In einer solchen Aufwallung hatte er sein Wort verpfändet, und der reiche Lehner hatte sein Haus, seinen Weinkeller und Preßhaus mit Allem was drinn und dran war, gekauft und heute sollte er sich den Kaufpreis holen. Darum gieng er eilenden Schrittes. Er wollte jetzt nichts mehr denken, nicht mehr zurückschauen, es mußte jetzt sein, sagte er sich, denn in seinem Innern, da war eine Stimme, und die wollte nicht schweigen und nicht stille sein.

Jetzt stand er vor dem schönen, stockhohen großen Hause, das einen städtischen Anstrich hatte mit seinen Jalousien und den Rouleaux und duftigen Gardinen, und wieder war's die alte Bitterkeit gegen die Reichen, die sein Blut in Aufregung brachte. Er trat ein. Der reiche Bauer hatte Welser kommen sehen und saß an dem alten massiven Schreibtische am Fenster und hatte einen Kalender vor sich, in welchem alle wichtigen Ereignisse verzeichnet wurden.

„Na, da bist ja, Franz!" sagte er, indem er sich auf seinem eichenen Lehnstuhl halb umdrehte; „da bist ja, komm nur näher. So. Setz' Dich. Jetzt mit Dir noch wörteln zu wollen, ist nicht meine Absicht, hätt' auch keinen Sinn. Will nur fragen, ob Du das ganze Geld willst, oder ob ich Dir, oder eigentlich Denen, die Du dalassest, was davon aufheben soll?" Und der Lehner schaute ihn über die mächtige Hornbrille forschend an.

Der Franz wurde dunkelroth.

„Seid's Ihr mein Gerhaber (Vormund), Lehner? Glaubt's, ich weiß nicht, daß ich Weib und Kinder hab?"

„Wenn Du's weißt, nachher ist's eh gut, Franz, will nichts gesagt haben. Allsdann schau her. Eins, zwei, drei, und jetzt noch die zwei Hunderter, macht zweiunddreißig Hunderter. Ist leicht 'zählt. Schau nach. Ist's recht? Na so schreib' Dein' Nam' da her in die Zeil' und nachher sein' wir in der Ordnung. Brauchen kein' Doctor und weiter kein' Schreiberei. Dein' Kaufvertrag hast, das Geld hast auch und ich Dein' Namen."

Der Franz war fertig. Er drehte das Geld in Händen.

„Nachher, Lehnervater, wollt ich Euch gebeten haben, Ihr sollt's meine Juli und die Kinder noch auf dem

Häusel lassen, bis ich's holen komm', daß doch die Sorg' mich nicht druckt."

„So, so, denkst d'rauf; na, wollen sehen, wie lang' glaubst denn, daß dauern wird, bis Du sie holen kannst?"

„Ein Jahr'l, Lehnervater — vielleicht ein bissel länger, vielleicht kürzer!"

„Na ja," nickte der reiche Bauer mit einem feinen Lächeln; „der Juli zu lieb' und dem Kleinsten, wegen Deiner nicht, Franz, kannst Dir's leicht denken. Und jetzt schau halt, daß Du Wort halten kannst, und das Erste, was thust, schau, daß Du den Hies los wirst. Mag nit viel reden, weißt es. Und behüt' Dich Gott alleweil, mein Franz, und ich bin der Lehner — sag's Deinem Weib!"

Der Franz drückte die Hand des Alten mächtig und stürmte fort.

Daheim wartete schon der Hies auf ihn. Julie hatte verweinte Augen und nahm eines der Kinder nach dem andern in die Arme. Der Hies machte sich breit, rauchte seine Pfeife und lockte die Kinder.

Der älteste, ein achtjähriger, schöner Bub, stellte sich vor den Hies hin und sagte: „Wenn Du da bist, weint die Mutter immer. Geh' weg da, ich mag Dich nicht!"

Der Hies lachte. „Dann darfst Du auch nicht mit nach Amerika, wenn der Vater die Mutter holt und den Hans und die Julerl und die Kathi und den Kleinen."

„Mutter, geht der Vater wieder fort? Warum denn? Muß er wieder unter die Türken?"

„Sei ruhig, Franzl," sagte die Mutter mit brechender Stimme; „der Vater bleibt dasmal nicht so lange aus."

„Wo geht er denn hin?" fragte das Kind wieder.

„Nach Amerika," belehrte jetzt der Hies. „Dort kriegt Ihr nur Butterkipfeln zu essen und braucht kein Schwarzbrot zu kauen."

„Mutter, sind in Amerika keine Türken?"

„O nein, aber es ist sehr, sehr weit bis dorthin und . . . . ."

„Ja, was macht denn der Vater dort, wenn's keine Türken dort gibt, und wenn's so weit ist, bleibt er gewiß lang aus."

Der Hies zuckte die Achseln und wollte gerade etwas sehr Gescheites sagen, aber da kam der Franz herein. Mit übertriebener Freundlichkeit gieng ihm der Hies entgegen, aber Franz schob ihn ganz kategorisch bei Seite und trat zu seinem Weibe hin.

„Juli," sagte er, „Der Lehner behält Dich und die Kinder so lang im Hause, bis ich Euch holen komme. In einem Jahr werd' ich schon so viel erübrigt und erwirtschaftet haben. Dann kommt's nach. — Gelt, Juli, Du bist nicht böse auf mich? Bist alleweil mein gutes, braves Weib gewesen, mußt jetzt nicht flennen und mir's Fortgehen noch schwerer machen. Schau, zweiunddreißig Hunderter hat mir der Lehner geben, und Du bleibst da. Ich laß' Dir die zweihundert Gulden für's Erste!"

„Zweihundert Gulden gibst mir für die fünf Kinder und so lange Zeit?" fragte die Frau halb erstarrt. „Was soll ich denn damit anfangen? Was geschieht dann, wenn ich krank werd' und nichts mehr arbeiten kann, von was sollen wir leben? Franz, Franz, bleib da, und schick den dort fort. Du kommst nicht mehr, wenn Du mit dem gehst!"

„Der Hies ist mein bester Freund, der Einzige, der's gut meint!"

„Ja, der Dir Deine Weisen red't!"

„Vater, wo gehst denn hin?"

Der Franz sagte nichts.

Er wußte nicht, wie viel er seinem Weibe lassen sollte — ein jeder Gulden that ihm leid, nachdem er einen Tausender „zerreißen" sollte.

Aber er hatte auch wieder das Herz nicht, nein zu sagen und so rannte er zum Lehner zurück und bat sich kleinere Banknoten aus, dann kehrte er beruhigt heim.

„Mehr kann ich Dir nicht geben, mein' Juli, als die drei; — mußt nur denken, was ich Alles brauch!"

„Na, na, Welserin, werd's doch auskommen mit 300 Gulden ein Jahr, habts es sonst im Kasten liegen gehabt?" rief der Hies, indem er gierig dem Gelde nachschielte.

„O mein' Zeit!" rief das Weib, „oft nicht drei, aber da war's Häusel mein und der Weingart' mein und der Brotvater war da, und jetzt steh' ich allein mit den Kindern, und das habts Ihr am G'wissen, Hies, Ihr!"

Sie weinte laut, die Kinder mit ihr.

Der Hies sagte nichts und gieng hinaus, nachdem er dem Franz winkte, ihm zu folgen. Aber der gieng nicht fort. Der Abschied drückte ihm fast das Herz ab.

Er gelobte seinem Weibe Alles, ein treues Schaffen, ein redlich Arbeiten; — drüben traute er sich's zu, hier auf der heimatlichen Erde besaß er keinen Willen, keine Kraft mehr dazu. — Die Stunde kam.

Franz Welser schloß sein Weib, seine Kinder das letzte Mal an's Herz. Ein Bündel Wäsche und Kleider war sein ganzes Gepäck. Das ganze Dorf schien ausgestorben, Alles stand um das kleine Wägelchen herum, um den „Amerikaner" fortgehen zu sehen. Der Hies kam in seinem schäbigen Fechteranzuge daher und schwang sich gelenkig neben Franz auf den Wagen.

„Fahrt der mit?" fragten die Leute erstaunt, und jetzt schien ihnen erst ein recht großes Licht aufzugehen.

Da, noch ein letzter Blick, ein letzter Gruß, und fort rollte das Gefährt und ein greller Juhschrei tönte noch lange nach. Des Franz' Stimme war's aber nicht gewesen. — Und fort giengs in die neue Welt!

„Ich begleit' Dich bis Hamburg," hatte der Hies gesagt, „sonst kriegst mir's Heimweh und kehrst standepede um. Was die lachen wollten. Na wart nur, das gibt sich Alles, sobald Du nur einmal drüben bist." Aber der Franz blieb still und verschlossen, er schien schon jetzt Heimweh zu haben. In Hamburg angekommen, handelte es sich darum, in dem lärmenden Labyrinthe von fremden Menschen, fremden Sprachen, großen Schiffen und Häusern das rechte zu finden. Der Franz war auf's Geradewohl hergefahren, ohne sich ein Fahrbillet, einen Platz früher zu sichern.

„Ach was, das gibt sich," hatte der Hies gesagt „und an Ort und Stelle bekommst es ja viel billiger, laß mich nur machen!"

Und der Franz ließ ihn machen.

Zum Glücke, oder wie man's nennen will, fanden sich auf einem Dampfer noch zwei Plätze.

Der Hies nahm Geld, gieng zu dem deutschen Capitän und kaufte — beide Plätze.

Das Geld reichte genau für beide Billet's aus. Welser wartete in einer Schenke auf dem Hafenplatz auf die Rückkehr des Genossen, bis derselbe mit einem triumphierenden Lachen die Billets wies.

Franz erbleichte bis in die Lippen.

„Was mach ich denn mit zwei? Wer fahrt noch mit mir?" fragte er.

„Nun, wer sonst, als Dein treuer Hies, der Dich nicht verlassen will, so lange er lebt."

„Kerl, wie kannst Du Dich unterstehen, von mein' Geld Dir eine Amerika-Karte zu kaufen? Ist's am Ende nur deswegen Alles so betrieben worden, daß Du auf eine billige Art Dich hinüberschmuggelst? War's Dir zu wenig, daß ich Dich frei gehalten bis daher?"

„Aber Franz," begütigte der schlaue Hies; „der Capitän gab Eine allein ja nicht her, und was willst denn Du allein drüben machen? Willst Du unter all' den welschen Fremden Dich allein zurechtfinden — Du? Sei froh, wenn ich bei Dir bleib', wenn Du Jemanden hast, auf den's Dich verlassen kannst!" Franz schaute den Hies von oben bis

unten an und verbiß die bittere Antwort in seine Lippen. Er konnte sich auf den Hies verlassen, ja! Das hatte er schon auf der Reise bis zum Hafen kennen gelernt, wie. Und dann kam nach diesen Gedanken ein sehr langer Seufzer.

Die Stunde der Abfahrt nahte und die beiden Freunde begaben sich mit den andern Passagieren an Bord des Dampfers.

Der Capitän musterte den Hies in seinem Vagabundenaufzuge vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte barsch: „Ihre Fahrkarte, Mann!“ Er zeigte sie. „Allein?“

„Mein Freund fahrt mit mir“, entgegnete der Hies. Der Capitän sah bald den stattlichen, schlanken Franz, bald den zerlumpten Hies an.

„Das Ihr Freund?“ fragte der Capitän. Franz ward roth bis unter die Ohren. „So fahren Sie nicht mit,“ entschied der Capitän. „Mein Schiff nimmt nur anständig gekleidete Passagiere auf, auch am letzten Platz. Kommen Sie gekleidet wieder wie Ihr Freund und Sie sind willkommen. So nicht einen Schritt weiter. Drei Viertelstunden Zeit.“ Der Hies blickte den Franz eigenthümlich an. — Was blieb dem übrig, als den lieben Freund auch nothdürftig mit Kleidung und Wäsche zu versorgen. Aber er war sehr blaß und sprach kein Wort.

Der Hies nahm sich in dem guten neuen Gewand viel besser aus, als der Franz mit seinem stillen Wesen — aber einen Dank hatte dieser nicht dafür.

Als der Capitän die Beiden kommen sah, heftete er einen langen, forschenden Blick auf Franz, der gesenkten Hauptes die Schlagbrücke überschritt. Als das Schiff erreicht, der große Anker aufgezogen war, als die ersten Wogen des deutschen Meeres das mächtige Schiff schmeichelnd und schaukelnd auf ihre Schultern nahmen, als die Küste, der Hafen immer neblicher und verlorener dem Auge sich zeigten — da tönte von dem Deck des Schiffes ein gellender Juhschrei hinüber an's Land, daß es hallte; — aber des Franz' Stimme wars nicht gewesen.

Es war in der ersten Woche der Seereise. Die Luft war rein und durchsichtig und die letzten Möven hatten den Dampfer verlassen. Das Schiff arbeitete mit vollen Kräften und da das Wetter milde war, so blieben wenig Passagiere in den Kajüten und unter Deck. Im Zwischendeck an einem stillen Winkel auf einem Ballen Taue saßen Franz und der Hies. Welser hatte von der Seekrankheit viel gelitten, er sah sehr bleich und müde aus. Hies hatte eine Prime Kautabak zwischen den Zähnen und noch sein ganzes anspruchsvolles Gebahren. „Also in New-York werden wir zuerst amerikanisches Land sehen,“ hob er jetzt an. „Und da hab' ich mir gedacht, wir schauen uns ein paar Tage lang um und suchen uns was aus. Mein Plan geht auf ein kleines Wirtsgeschäft für's Erste. Weißt, was die großen reichen Hotelbesitzer alle zuerst waren? Schnapsschenken hielten sie oder waren Kellner. Aber wir können ja gleich ein anständiges Haus machen. Wie viel Geld hast denn noch, Franzl?“

Der fuhr jetzt aus seinem Brüten auf. „Was geht's Dich an? Schmarotzer!“ fuhr er heraus, „hab' mir auch einen Floh in's Ohr gesetzt mit Dir! Geh' Du hin, wo Du willst und mach was D' willst — ich will arbeiten und eine Wirtschaft haben, nicht faullenzen mit Dir, Tagdieb Du! Und von meinem Gelde siehst keinen Heller mehr.“

Von dieser Stunde an wich der Hies dem Franz aus.

Die Tage eilten trotz ihrer Einförmigkeit rasch genug dahin, Franz blieb gleichgiltig dagegen, so wie gegen das bunte Leben und Treiben der Auswanderer auf dem Schiffe, welches an und für sich eine internationale kleine Welt bildete. Trug doch jeder dieser hoffnungsfreudigen Menschen ein goldenes, lockendes Ziel im Herzen, welches sie alle untereinander verband,

während ihre Anschauungen, ihre Mittel, die Wege, mittels welcher sie jenem Ziele zusteuerten, sie doch von einander trennten.

Jeder malte sich die Zukunft mit anderen Farben, ein Jeder meinte, „drüben“ ganz gewiß auf das zu treffen, das zu finden, was er sich wünschte und erträumte, ein Jeder hielt seinen Plan durchführbar — Alle aber rechneten zuversichtlich auf Verbesserung ihrer Lage.

In der Heimat hatten sie Muth und Arbeitsfreudigkeit verloren, für die neue Heimstätte, die sie nicht einmal noch gesehen, die sie noch nicht besaßen, brachten sie heitere Zuversicht, Entschlossenheit, frohen Muth mit.

Eine große Rolle spielten jene grell bemalten, bedruckten Plakate, welche in verführerischen Klängen die Reize und Vortheile, die Vorzüge und Glückseligkeiten des goldenen Landes priesen, mit schlauer Berechnung die derbe Sinnlichkeit, den natürlichen Hang zum Genießen in dem ungebildeten Menschen benützend, und dem Auswanderer eine Zukunft voll Gold und Sonnenschein verheißend.

„Wie könnten's denn so was drucken, wenn es nicht wahr wäre?“ sagte ein gebräunter Sohn der Wenzelskrone zu dem stämmigen Seemann, der ihn damit aufzog, daß das stark abgegriffene Plakat sein Evangelium geworden.

Er hatte die Kartoffelfelder und die Runkelrüben seiner Vorfahren verächtlich beiseite geschoben und war mit Kind und Kegel, mit Kochlöffel und Hühnersteigen und einem gebrochenen Deutsch dem Fingerzeig auf dem grellrothen Anschlagzettel gefolgt. — Und auch er hoffte auf Glück! Franz hoffte auch, aber seine Zuversicht war ein schwankes Rohr gegen den unbeugsamen Fels des Vertrauens jenes Böhmen.

Er hatte kein Auge für die Majestät des Oceans, keinen Blick für die Schönheit des heiter goldigen, frischen Seemorgens — noch weniger für das Treiben des Ameisenhaufens um ihn herum. Es that ihm Alles weh. Wenn das gläubige, glückliche, hoffende Herz nur Kummer und bittere Enttäuschung erlebt, dann wird es in seinem Schmerze selbstsüchtig und es mag nichts wissen von dem Glücke und der Schönheit um sich herum. Franz mochte sich's nicht eingestehen, daß ihm in seiner Verlassenheit der Hies abgieng, an die Zukunft mochte er auch nicht denken — er war ganz muth- und freudlos. Plan hatte er noch keinen, und seine Gedanken schweiften immer lebhafter, immer häufiger in die Heimat zurück, die er so leichtsinnig geopfert hatte.

In vier Tagen sollte die Landung zu erwarten sein, und der junge Bauer dachte mit einer Art Grauen an das ihm Bevorstehende.

Er hatte genug auf dem Schiffe erfahren und gehört, daß die „freien“ Zustände Amerika's keineswegs so paradiesisch seien, wie es Unverstand und Gedankenlosigkeit so gerne predigten, er hatte es bald genug erkannt, daß der Einzelne, der sich nicht mit ganzer Menschenkraft gegen die wildbrausende Strömung der stürmenden „Cultur“ stemmte, von ihr erbarmungslos weggespült wird und spurlos und lautlos im Schlamme der Versunkenheit untergeht, das heißt im realen Sinne, wer sich der Geriebenheit und Ueberlegenheit des Amerikaners, wer sich den endlosen, schweren Entbehrungen des Colonistenlebens, der unerwarteten, fremden, ungewohnten Lebensanschauung und den strengen Anforderungen eines mühsamen Ansiedlerdaseins nicht gewachsen fühlte, wer da nicht Muth, moralische und physische Kraft im Ueberflusse besaß, der mußte verkommen und vergehen. Franz war kein Riese an geistiger Stärke, sonst säße er nicht am Deck der „Hansa“ und starrte thränenverdunkelten Blickes auf den grauen Nebelstreifen, der Alles in Aufruhr bringt, was Beine und Sprache hat, denn — es ist Land, ist Amerika. Viel, viel

zu plötzlich kam das für ihn. Sein Herz klopfte fieberschnell, er blickte hilflos und traurig umher.

Allein — allein!

Die Ausladung gieng unter den üblichen Formalitäten vor sich. Der Hies war noch einmal an den Franz herangekommen, hatte versucht, ihm einen Betrag zu entlocken und sich dann — den Genossen im Stiche lassend, davongemacht.

Franz Welser stand verlassen auf fremdem Boden.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Fortsetzung der Geschichte vom „Zwieäugl“.

Die Sache war die.

In einer Nacht zog eine Rotte von Landstreichern, Gauklern, Komödianten und Bettlern durch das Dorf Steinau, in welchem sich Tags zuvor einige Elemente davon schon gezeigt hatten. Sie huschten rasch und fast lautlos dahin wie ein Schatten der Wolke, die am Mondhimmel stand. Vor dem Hause des Kaufmanns Stegbrunner war es, als lösete sich dieser Schatten auf. Der Nachtwächter Wolfgang folgte eilends seinem wachsamen Auge und kam gerade zurecht, um das Gesindel von einem Einbruche zu verscheuchen, den es an der hinteren Seite des Hauses, wo die Waarenkammer war, eben in's Werk setzen wollte. Sie stoben auseinander wie Spreu, in den ein Windstoß fährt. Alle entkamen, nur ein Päcklein blieb im Hofe liegen, ein in Lappen gehüllter Ballen.

Wolfgang hob die den Strolchen abgejagte Beute auf; es war etwas, das man nächtlicher Weile im Freien nicht gut wieder weglegen kann — es war ein schlafendes Kind.

Der Bursche rannte zuerst eine Weile mit solchem Ding Gasse auf und ab, da jedoch von den Angehörigen keine Spur mehr zu finden war, so stellte er sich unter die Laterne, die vor dem Gemeindehause brennt, und besah sich seinen Fund. Es war ein allem Anscheine nach zwei- bis dreijähriges Mädchen mit hübsch ausgeprägten, sehr lieblichen Zügen. Es schlief fest und süß und als der Nachtwächter so niederschaute auf das Engelsgesichtlein, auf das arme, verlassene, unschuldige Kind, da kam ein solches Mitleid in sein Herz, daß er das kleine Wesen schnurgerade in seine Wohnung trug und in sein Bett legte.

Sollten die Eltern nicht mehr zu kriegen sein, so fällt es als Findelkind der Gemeinde zu — heißt das, wenn ihr's der Nachtwächter abliefert. Wie, wenn er es aber nicht thäte? Wenn er es selber behielte? Er hat ja gar keine Hoffnung, solch' ein Wesen je in seinem Leben sein zu nennen, und einen Menschen, wenigstens *einen*, möchte man doch haben, daß man nicht gar so allein und ledig dastehen müßte, wie ein Pfahl auf der Heide. So ein Kind lebt sich dem Pflegevater gewiß rasch an und spottet über keinen Leibesfehler, weil es solchen von erster Jugend auf schon so gewohnt werden muß, daß es ihn gar nicht sieht. Und so wächst es heran und hält zu ihm, und bis es achtzehn Jahre alt ist, mag er kaum vierzig sein — Einer im besten Alter.

Es gibt Männer, die sich ihre Frauen von Kindheit auf selber erziehen sollten, daß sie passen. So einer ist Wolfgang, den sie das „Zwieäugl“ nennen. Wer weiß es, was noch geschieht? Und jetzt muß er wieder auf die Gasse — es hat Zwei geschlagen!

* * *

Um Tagesanbruch war sein Tagewerk vollendet. Vater-, Muttersorgen trieben ihn rasch nach Hause. Die Kleine schlief noch, wer weiß, wie lange schon sie eine solch' ruhige Schlafstatt entbehrt! Vagabundinnen sind Beutelthiere, sie tragen ihre Jungen immerfort im Sack mit sich herum.

Wolfgang hatte schon im Kuhstall des Troderbauers zugesprochen, wo sie sehr früh Morgens melken, was es sei? Ob er frische Milch haben könne? Alsogleich wußte es Eins im Dorf und wußte es das Andere: Der Nachtwächter hat ein Kleines bekommen!

Während der ersten Sorgen um Morgentrank und Anderes war in Wolfgang die Liebe so warm geworden, daß er kaum mehr erwarten konnte, das Herzlein zu sehen, daß er auch schon Ausflüchte ersann, wie er das Kind gar nicht mehr von sich lassen wolle, auch wenn sich die Eigenthümer noch melden sollten. Leute, die ihr Kind in eitler Nacht auf der Gasse weglegen, haben kein Recht mehr darauf, ihr Lebtag keins mehr. Der Wolfgang ballte die Fäuste zusammen, er wolle sich wehren! Und ein Leben und eine Freudigkeit war das in ihm! So bist! sagte er zu sich selbst, so bist! — Aber ob es das Glück des Vaters war oder das des einstigen Bräutigams, so viel wußte er nicht.

Die Kleine schlief also noch und ihre Wänglein waren roth wie Aepfelwangen und ihr langes, blondes, weiches Haar ringelte sich wie bei einem Christkindlein um das Köpfelchen, um den zarten Hals.

Im Haupte des Nachtwächters sprangen wie Gnomen geschäftige Gedanken um, daß vorbereitet werde, was zu bereiten sei. Ein Leintuch war rasch zerschnitten, nur wußte der Wolfgang nicht recht, gehörten zu einem zwei- bis dreijährigen Wesen noch Windeln oder schon förmliche Hemdlein und Röcke. Das Wasser zu einem Morgenbade gab ihm weniger zu denken, das müsse warm sein, wenigstens lau — daher flink ein lustig Feuer auf den häuslichen Herd.

Dann schaute er wieder sein Mädchen an. Er hatte in seinem Leben noch kein Kind eigentlich angeschaut. Es ist doch etwas Seltsames d'rum — etwas sehr Seltsames!

Nun bewegte es sich, bewegte die Lippen, als ob es saugen wollte, und schlug die Augen auf. Braune, helle Aeuglein, mit denen es verwirrt umherblickte. Mit dem Zipfel eines Lappens, den es erhascht hatte, fuhr es sich über das Stirnlein, auf dem jetzt eine leichte Röthe hinzuckte, dann sah es die Wände an, sah dem Wolfgang in's Gesicht, ohne daß es ihm weh that, stützte den Ellbogen an, richtete sich ein wenig auf und sagte mit einem recht feinen Stimmchen: „Ein famoser Decorationswechsel! Wie muß ich denn nun wieder umgespielt worden sein? — Seien Sie doch so liebenswürdig, Mann, und gehen Sie weg, ich will mich ankleiden!“

Der Nachtwächter wußte nicht, wie ihm geschah. „Selbst willst Du Dich ankleiden?“ stotterte er.

„Kümmern Sie sich nicht darum, ich bin kein Kind mehr. Obzwar ich leider Gottes verurtheilt bin, den Pöbel zu belustigen, so darf ich wohl im Privatleben jene Discretionen begehren, die man den Frauen schuldig ist. Ich bitte, wollen Sie sich doch freundlichst entfernen!“

Der Nachtwächter wußte jetzt noch viel weniger, wie ihm geschah. Er taumelte hinaus in die Küche und murmelte: „Was das ein Kind ist!

Was das ein gescheites Kind ist!" Und lauerte an der Thür, für den Fall es sich drinnen nicht zu helfen wisse oder gar aus dem Bette fallen könne. Aber hineingieng er erst — und das war nach einer geraumen Weile — als er das Kleine mit festen Schritten die Stube auf- und abgehen hörte. War das Dämchen da! Es mußte theils schon früher bekleidet gewesen sein, theils das Gewand geschickt unter den Lappen verborgen gehalten haben. Es war ein Fräulein, das gerade bis zur Tischkante emporreichte. Es hatte jetzt auf einmal gedrehte Löcklein über der Stirne, wo früher das krause Haar gewesen. Das blumige Kleid war am Hals und den Aermchen etwas zu spärlich, hingegen schleppte es unterhalb am Fußboden nach, wie bei einer vornehmen Stadtfrau, und war so lang, daß man kaum die Schuhspitzen sah, wenn die kleine Dame den Fuß vorsetzte.

Als Wolfgang eingetreten war, hielt sie in ihrem Morgenspaziergang inne, machte ein allerliebstes Knixlein und sagte im Tone, als ob sie ein Vaterunser bete: „Ich heiße Pepa Pepita, bin fünfzehn ein halb Jahre alt. Mein Vater war Sergeant und lebte in der französischen Stadt Nancy, meine Mutter war eine geborne Deutsche aus der Provinz Posen. Ich wog bei meiner Geburt dreißig Loth, wuchs jedoch bis in mein dreizehntes Jahr —"

Der Nachtwächter hörte sie nicht weiter an, stürzte zur Thüre hinaus, rannte mehrmals um sein Kellerhaus herum, ohne zu wissen weshalb, und begann hernach an Händen und Füßen zu zittern.

Als er sich viel später wieder in die Stube wagte, fand er die Kleine weinend.

Jetzt, Nachtwächter, was macht man, wenn man in seiner Stube ein Zwerglein hat und das Zwerglein weint? Was macht man da, Nachtwächter?

Er schlich ganz beklommen zu ihr — sie kauerte auf den Fußbrett des Tisches — und fragte, was ihr wäre? Ob ihr was weh thäte? Ob sie Hunger habe? Das Frühstück sei ja längst schon bereit, die Milch kriege schon eine Haut. Sie gab keine Antwort und schluchzte. — So fragte er, ob er sie beleidigt habe? Da wurde ihr Stöhnen noch heftiger und sie bekannte wimmernd, sie weine über ihr Elend. Das war genug, jetzt that auch er mit. Sie unter dem Tische, er im Winkel hinter dem Ofen, so weinten sie, daß Einem über das Andere hätte das Herz zerspringen mögen. Endlich lief die Zwergin an ihn heran mit stürmischen Fragen, wieso sie in dieses Haus gekommen wäre? Ob van Streed, ihr Impresario, an welchen sie vor zwei Jahren verpachtet worden sei, selbst sie hierhergebracht? Ob sie er — der Wolfgang — erstanden und zu weiterer Verzweiflung durch die Welt schleppen wolle? Was geschehen sei? Was er vorhabe? Wenn er sie gekauft habe, so sei er sehr betrogen, denn sie sei entschlossen, sich eher das Leben zu nehmen, als dem Pöbel noch länger zur Belustigung zu dienen. Sie habe das dem van Streed auch gesagt, ein Riesenspielzeug wäre sie nicht. Sie habe bei Lebzeiten ihrer Mutter mit derselben einen kleinen Haushalt geführt, hoch oben in der Dachstube einer Stadt. So wolle sie sich wieder verkriechen, sei es nicht in die Höhe, so sei es in die Tiefe. Ihren todten Körper könne dieser Impresario hernach in Spiritus zeigen, wenn er nicht Mannes genug wäre, sich auf anständige Weise sein Brot zu verdienen, aber den lebendigen werde er nicht mehr länger zur Schau stellen; sie würde den Beweis liefern, daß auch in kleinen Leuten ein großer Wille Platz haben könne.

Was Wolfgang darauf geantwortet hat, ist nicht sicher zu stellen. Ich hätte nicht daran gezweifelt, daß er kurz die Wahrheit gesagt, wie er zu

ihr gekommen und daß sie in Freundeshut sei. Wolfgang versicherte mir aber mehrmals, daß er in jenem Augenblick sehr unsinnige Dinge geschwätzt haben müsse, wisse aber beim heiligen Gott nicht mehr, welche. Die Wahrheit ist, daß er sich lange nicht zu beruhigen vermochte aus Erbarmen über das arme Geschöpf und daß die kleine Pepita merkte, dahier sei in der That ein Menschenherz für sie und ihr Leid wach geworden, daß sie seine Knie umschlang und schreiend bat, er möge sie schützen, daß sie nicht mehr in ihre Hölle — es wäre ja wahrlich die Hölle auf Erden — zurückgestoßen werde. Sie wolle mit Allem zufrieden sein, sie wolle arbeiten, sie könne mancherlei und werde mehr noch lernen, nur verborgen wolle sie sein und nicht mehr unter Leuten sich zeigen müssen, sie vertrage die fremden Blicke nicht mehr; wenn sie Jemand ihrer Mißgestalt wegen ansehe, so sei ihr, als müsse sie vor Schmerz schreien oder dem Beschauer in's Gesicht schlagen. Zwei Jahre habe sie sich schon herumschleppen lassen wie ein Wunderthier, aber je mehr sie zur Vernunft gekommen, desto furchtbarer habe sie ihr Unglück gesehen. In einer Stadt, wo die vielen Salzwerke wären, habe sie einen Fluchtversuch gemacht, sich in eine Rinne verkrochen, sei aber vom Salzwasser hervorgeschwemmt worden und wieder in die Krallen ihres Impresario gefallen.

All' das erzählte sie, bisweilen unter Thränen lachend, und vielmehr noch erzählte sie, bis Wolfgang gar nicht mehr auf sie hörte, sondern immerfort rief: „Wir Beide gehören zusammen! Ich habe noch in meinem Leben Niemandem die Knochen zermalmt, aber wer Dir was Böses will, dem thue ich's! — Siehst Du sie? Schau mich an, Pepita! Schauen Sie mir in die Augen, Fräulein! Zwieäugel! Zwieäugel! Was sagen Sie dazu? Wir gehören zusammen!"

* * *

An jenem Tage hatte Wolfgang selbst zum erstenmal das Wort ausgesprochen, vor dem er bisher geflohen wie vor einem Fluch. Und dieses Selbstbekenntnis hatte den Bann gegenüber der Zwergin gebrochen. Diese schaute ihn mit ihren betrübten Augen an und sagte nichts, als sei es ganz selbstverständlich, daß er anders wäre, wie andere Leute.

Die kleine Pepita ist also bei ihm geblieben. Es wurde bald bekannt in Steinau, der Nachtwächter hätte was! Aber er ließ Niemanden in sein Haus, als den Pfarrer, der sich bei der Zwergin der Taufe wegen und des Christenthums erkundigte, und den Gemeindevorstand, der von seinem hohen Rathe die Bewilligung brachte, der Nachtwächter dürfe die kleine Vagabundin als Pflegetochter annehmen, weil ihre nähere Zuständigkeit nicht zu erfahren und von ihrem „Impresario" keine Spur mehr aufzufinden sei.

Nun zeigte es sich aber bald, daß Wolfgang an Pepa Pepita kein Pflegekind in's Haus bekommen hatte, sondern vielmehr eine Pflegerin und Hegerin seines Hauses. Was Die Alles konnte! Sie kochte am Herd, sie ordnete im Stübchen; jeden Tag musterte sie seine Wäsche und glättete sie und versah sie mit Merkzeichen, damit bei der Waschfrau kein Irrthum möglich werden konnte, und untersuchte seine Kleider, ob nicht irgendwo ein Knöpflein fehle oder gar eine Naht klaffe, untersuchte sein Schuhwerk, daß es stets geölt und lind sei. Und trotz ihrer Winzigkeit verstand sie rasch und geräuschlos, schier wie ein Eichhörnchen kletternd, Alles zu erreichen, und fand erst Ruhe, wenn ihr Blick nichts mehr erspähen konnte, was zu bessern wäre — dann saß sie im alten ledernen Lehnstuhl, der ihr Zimmerchen war, und stickte oder strickte. Auch ihr Bettlein machte sie sich in diesem Lehnstuhl, doch war sie, wenn Wolfgang des frühen Morgens nach Hause kam, schon allemal munter und angekleidet,

hatte ihre Löckchen gedreht und trippelte schon auf dem Herde um das Feuer herum, wo die Milch für ihn kochte. Während er dann schlief, hielt sie alles Geräusch ferne, wehrte die Fliegen von seinem Gesichte und wenn er im Traume schwer athmete und ächzte, rief sie hell: „Wolfgang!“ Wachte er hernach auf und fragte, was es sei, so antwortete sie: „Ich wollte Dir nur sagen, Du sollst im lieben Frieden schlafen!“

So war dem armen Burschen nun ein Himmel aufgegangen in dem Heimatsgefühl, das ihm die kleine Pepita zu erwecken verstand. Gleich anfangs hatten sie sich darin geeinigt, daß sie wie Bruder und Schwester zu einander stehen wollten.

„Wenn Du so klein wärest, wie ich,“ sagte sie damals, „so könnten wir heiraten, oder wenn Du ein Riese wärest, ebenfalls; die Riesen gefallen mir. Nur die Leute von jener Größe, wie sie mich um einen Groschen angeschaut haben, kann ich nicht ausstehen, und ich könnte Dich auch nicht ausstehen, so gut Du mir's auch meinst, wenn Du nicht —“

Er schaute ihr auf den Mund; das Wort sträubte sich, herauszuspringen.

„Wenn?“ half er nach.

„Wenn Du nicht das Zweiäugel wärest.“

* * *

So lebten sie beisammen fort, über den Winter hin und wieder in den Sommer hinein. So oft war Pepita nun an Wolfgangs Seite oder in seinem Tragkorbe schon ausgegangen, daß sie die meisten Leute einmal zu Gesichte bekommen hatten. Sie war auch mit Vielen in geschäftlichem Verkehr und gar genau in der Buchhaltung über Milch, Brot, Gemüse, Mehl u. s. w. Anfangs hat selbstverständlich das ganze Dorf Steinau über diese seltsamen Leutchen und ihr Gebahren seine Späße gemacht, witzige und derbe, wie das schon geht; bis ihm aber endlich die alten Späße langweilig wurden und gar kein Anlaß zu neuen vorkam, wurden ihm die Nachtwächtersleute gleichgiltig, nur daß die Schuljugend losgieng oder man noch zum Fenster hinausguckte, wenn es hieß: die Zweiäugel-Zwergin sei zu sehen.

Man hatte auch allerlei Anlaß genommen, den Nachtwächter zu besuchen, um in die Wirtschaft zu blicken; weil jedoch Wolfgang den Leuten allemal schon vor die Zaunschranke heraus entgegenkam oder diese Schranke verschlossen hielt, so war nicht viel zu erspähen, nur selten erguckte ein fremdes Auge das Geistlein, das drinnen umherregierte.

Wolfgang ließ keinen Tag vergehen, ohne der kleinen Pepita was Liebes zu erweisen. Aber sie war so verzweifelt bedürfnislos. Nur ein wenig Zuckerzwieback, das war Alles, was sie sich als Belohnung dafür, daß sie lebte, vom lieben Gott wünschen wollte. Mit Zuckerzwieback war sie früher eine Zeit lang abgefüttert worden, da wurde von irgend Jemandem behauptet, solches Futter mache große Knochen und Fettleibigkeit. Das konnte der „Impresario“ nicht brauchen. Die Pepita bekam Fleisch wie der Tanzbär, mit dem sich ein anderer „Impresario“ dem Herrn van Streed etliche Wochen lang angeschlossen hatte.

Derlei Erinnerungen brachten viel Grausen in das kleine Herz, und einmal kam eine Zeit, wo die Pepita — die ihren gütigen Hausgenossen oft heimlich betrachtete und immer wieder betrachtete — in Trübsinn versank. Wolfgang brachte es lange nicht heraus, was daran die Ursache sein mochte, endlich aber gestand sie ihm. Sie fürchte, daß es nicht immer würde so bleiben können. Sie habe wohl schon ihren Bräutigam gehabt, einen herzigen Kerl, nur um zwei Zoll größer als sie. Sie wären vor dem Pöbel

auch als Brautpaar ausgegeben worden. Er habe gar nicht deutsch gesprochen, der kleine James, sei aber so unerhört eifersüchtig gewesen, daß, wenn irgend ein Schlingel von Publikum die Pepita um die Mitte genommen, emporgehoben oder gar auf seinen Schoß gesetzt habe, er wüthend geworden sei und sich wie toll geberdet habe, weswegen ihn der Herr van Streed weggeben müssen. Wie sie gehört, sei James bald nachher bis auf die Knöchlein abgezehrt und gestorben.

„Du arme Pepita, Du!“ soll Wolfgang hierauf gesagt haben, „jetzt kann ich mir's freilich denken, warum Du so traurig bist.“

„Wieso kannst Du Dir das jetzt denken?“ fragte die Kleine. „Ich habe wohl geweint, wie der arme James gestorben ist, aber vor Freuden. Ich bin mit solchen Sachen schon lange fertig. Mir ist in Deinem Hause so gut geworden, daß ich oft denke, es wird wohl der Himmel sein, von dem sie sagen, daß er voller Frieden ist.“

„Und warum bist Du denn traurig?“

„Weil eine Angst in mir ist, daß dieses Leben für mich nicht immer so dauern wird. Sterben, das macht mir nichts, aber wieder fortmüssen hinaus —“

„Wer sagt Dir denn das?“

„Du bist so voller Warmherzigkeit, Wolfgang, Du hast so viele Liebe in Dir, daß Du Weib und Kind dazu brauchst — Du wirst heiraten.“

„Ich werde heiraten?“

„Ja, und ich werde — so klein ich bin — keinen Platz mehr haben in diesem Haus.“

Er rief ihr zu, daß sie närrisch geworden sei und wollte ihr Gesichtlein an seine Wange drücken.

„Mein Herr!“ sagte sie und schob ihn zurück.

So war sie und hielt viel auf herkömmlichen Anstand und frauliche Würde. Dann glitt sie mit ihrem Schleppkleidlein in der Stube auf und ab und war fast stolz. Und er schwieg, weil er sich nichts mehr zu sagen getraute.

Die Traurigkeit in ihr war hernach wieder verschwunden, sie war munter und resolut und unsäglich arbeitsam. Der Kaufmann Stegbrunner ließ bei ihr Spitzen klöppeln, was sie gut verstand und womit sie so viel Geld in's Haus brachte, daß Wolfgang gar nicht wußte, was damit anzufangen sei. Sie wußte es besser, sie kaufte ihm einen Schubladkasten aus Nußbaumholz, füllte ihn mit feinen Linnen, bedeckte die obere Fläche mit einem selbstgehäkelten Schleier, stellte darauf ein Stockuhrlein mit Glassturz, hieng darüber an die Wand ein paar Bilder aus der Kindheit Jesu. Das Alles wußte sie mit Hilfe einer alten Frau, die ihr überhaupt den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln half, zu besorgen, und mit Weiterem — so sagte sie dem erstaunten Wolfgang — müsse er warten, bis neue Capitalien in's Haus kämen.

Also richtete sie allmählich die Wohnung des Nachtwächters auf das Traulichste ein und war überhaupt in der kleinen Wirtschaft Alleinherrscherin geworden, denn sie wußte es viel besser, wie es Wolfgang gerne hatte, als er selbst, und sie besaß die ihm mangelnde Thatkraft, Alles darnach einzurichten.

* * *

In einer schwarzen Herbstnacht war's, als der Nachtwächter, der durch eine Seitengasse des Dorfes gieng, aus dem Häuslein des Dachdeckers Rochus ein Kind weinen hörte. Er stand still und horchte. Das Kind mußte schon lange geweint haben, das Stimmchen war schon so heiser und konnte fast nur mehr stöhnen; es schien allein zu sein in dem dunklen Hause — und vielleicht auch auf der weiten Welt. Ich glaube Dir's, guter Wolfgang, daß Dich das gepackt hat, auch ich weiß nichts Herzbetrübenderes,

als ein in Seelenschmerz weinendes Kind. Endlich ward das Schluchzen immer leiser und es schien einzuschlafen. Der Nachtwächter gieng weiter.

Am nächsten Morgen, als er nach Hause kam, stand hinter der Thür auf einen Schemel die Pepita, machte ihm geräuschlos die Klinke auf und flüsterte ihm zu, er möge ganz leise auftreten, es schlafe.

In der Stube auf der Polsterbank war ein Bettchen hergerichtet und darin schlummerte ein blasses Kindlein. Bisweilen kam noch plötzlich ein Athemstoß, wie es zu geschehen pflegt, wenn Eins lange und schwer geweint hat.

Wolfgang schaute fragend drein, was das für ein Wunder sei? O einfältiger Nachtwächter, jedes Kind ist ein Wunder. Und Wunder, je größer sie sind, desto einfacher. Pepita zerrte ihn am Saum der Jacke hinaus in die Küche, um mit voller Stimme erzählen zu können, denn das Leisesprechen kam ihr schwer an.

Im Häuslein des Dachdeckers Rochus war die Nähterin Josefa zur Miethe gewesen. Sie war die Witwe eines im Ebenseer Salzbergwerke verunglückten Knappen. Diese Josefa hatte Tag und Nacht genäht, um sich und ihr Kind zu ernähren, und diese Josefa war jetzt gestorben. Am frühen Morgen des angedeuteten Tages war das zweijährige Kind, erschöpft vor Weinen und vor Anstrengung sie aufzuwecken, an der Brust der todten Mutter gefunden worden. Die alte Veronika — so hieß die Frau, welche zwischen Pepita und dem Dorfe den nöthigen Verkehr vermittelte — kam auch herbeigelaufen und hörte eine Weile zu, wie die Leute hin- und herriethen, was mit dem Kinde zu machen sei und wie es Eins mit klugen Worten dem Andern zuschanzen wollte; dann aber nahm sie das schlafende Waiselein und trug es davon. Das hatte Veronika früh Morgens, als sie mit der Milch kam, der Pepita erzählt und die Pepita hatte gesagt: „Bei Euch kann der Wurm keine Pflege haben, weil Ihr selbst nichts habt und Eurem Erwerb nachgehen müßt. Wir aber, mein Nachtwächter und ich, sind wohlhabende Leute; Wolfgang — ich merke es wohl — will schon lange so etwas haben. Das Kind kommt zu uns, geht eilig, es zu holen."

Und zum Nachtwächter sprach Pepita nun dergestalt: „Herr! Du hattest damals geglaubt, Du trügest ein Kind nach Hause, dieweilen war es eine ausgewachsene Maid, mit der Du nichts anzufangen wußtest. Du hast mich aber bei Dir behalten und jetzt kann ich mich revanchieren. Das da drinnen ist wirklich ein kleines Kind und noch nicht zwei Jahre alt, es ist zu haben. Willst Du der Nährvater sein, so will ich die Mutter sein. So sind wir ein Paar und kostet weiter nichts. Das ist meine Meinung, hast Du eine bessere, so sprich."

„Was doch unsere Schulmeister gut glückwünschen können!" rief Wolfgang.

Wieso jetzt die Schulmeister d'ran kämen?

„Es wird noch nicht drei Tage her sein," erzählte er, „daß ich bei Gelegenheit, als ich seiner Frau die gestickte Haube hinübertrage, den Schulmeister angratuliere wegen seines kleinen Buben. Ich wünsche Dir halt auch bald einen, Nachtwächter! sagt der Schulmeister. Nun — da hätten wir ihn."

„So!" sagte die Pepita. „So!" sagte sie, „demnach wäre es auch diesmal wieder was Unrechtes."

* * *

Das kleine Waisenkind Rebekka blieb als Pflegling im Hause des Nachtwächters. Das nach Außen hin so spröde und bei den Seinen so schmiegsame Herz Wolfgang's lebte sich rasch dem treuherzigen Kinde an und

wurde selber eins. Dieses Mädel war auch wieder einmal Jemand, der sich aus dem Zwieäugel nichts machte, weder Scherz noch Spott, noch auch nur einen Gedanken.

Und Pepita, als sie die Freude Wolfgang's an dem Kinde sah, war innerlich sehr vergnügt. Ich glaube es wohl. Ich vermuthe sogar, daß sie bei der Geschichte ihre besonderen Absichten gehabt hat. Ein Weib, und es mag noch so winzig klein sein, ist doch immer noch ein kluges, schlaues Weib. Hatte sie nicht Furcht und Angst gehabt, Wolfgang möchte auf den Gedanken kommen, eine Leere seines Herzens, die sie mitunter wahrzunehmen glaubte, mit einer massiven Liebschaft, wenn nicht gar Heirat, auszufüllen? So trachtete sie ihm in dieser Ausfüllung zuvorzukommen und zwar auf eine ihr angenehmere Weise. Die Kümmernisse, die ihr als Hausfrau aus dem Kinde erwuchsen, machten ihr nicht bange; ja sie, der man voreinst kaum eine andere Fähigkeit zutrauen wollte, als die, sich vom Pöbel angaffen zu lassen, ihr Nationale herzuplappern und ein paar vom Tanzmeister eingelernte Complimente zu machen, sie freute sich unbändig, jetzt nebst den Aufgaben der Hauswirtin auch die Pflichten der Mutter zu üben. Und sie that es auf eine so bewunderungswürdige Weise, daß die Leute, die davon hörten, einen großen Respect bekamen vor der kleinen Pepita.

Eines Tages drang der Pfarrer in ihr Haus. Sie empfieng ihn artig, aber mit Würde; sie stellte sich — wie sie überhaupt gerne that, wenn sie mit jemand Erwachsenem sprach — so entfernt von ihm auf, daß sie nicht auffallend in die Höhe blicken mußte, und, obwohl sie Jedem in's Gesicht schaute, sie wußte sich stets eine Haltung zu geben, die mehr herablassend als emporschauend anmuthete.

So fragte sie den greisen Seelsorger, was ihr die Ehre seines Besuches verschaffe?

Da wurde der Pfarrer schier verlegen. Konnte sie doch den Verdacht schöpfen, daß er gekommen sei, um unentgeltlich einmal einen Zwerg zu sehen.

„Jungfrau Pepita,“ sagte er, „ich wollte eigentlich mit dem Nachtwächter Wolfgang sprechen; da er aber abwesend zu sein scheint, ich jedoch einmal hier bin, so nehme ich eine lange gewünschte Gelegenheit wahr, Ihnen, bei allem Respecte vor Ihrem wahrhaft braven Wirken in diesem Hause, — ich bitte sehr, mich nicht mißzuverstehen.“

Da Pepita sah, daß der Pfarrer den angebotenen Platz nicht einnehmen wollte, so lange nicht auch sie sich setze, stieg sie vermittelst des Fußschemels in ihren Lederstuhl, in welchem sie alsbald mit allem Schicke einer Dame von Welt Platz nahm.

Der Priester setzte sich nun ebenfalls und fuhr mit einigem Unbehagen fort: „Ich habe als Seelsorger die Obliegenheit und ist ein Gesetz da —“

Er blieb stecken. Als er sich dieses Haus, in welchem so heiliger Frieden athmete, das Heim des einst so ruhelosen, krankhaft erregten Wolfgang, ansah, das von aller Welt verlassene Waisenkind, das dort im Bettchen schlummerte, das zierliche Zwerglein in seinem dunkelblauen Kleide und mit dem heldenhaften Herzen — ja freilich, da blieb dem alten Priester das Wort in der Kehle stecken und er beschloß, das, was er zu sagen gekommen, ungesagt zu lassen. Aber fortgefahren mußte werden an der einmal begonnenen Unterhaltung, und so fuhr er fort:

„Jungfrau Pepita! Um mich kurz zu fassen: verdienstvolle Männer pflegen von der Gesellschaft, vom Staate öffentlich ausgezeichnet zu werden. Das selbstlose Walten und Beglücken einer edlen Frau beachtet man nicht. Ich fühle als Seelsorger aber nicht bloß die Pflicht, in meiner Gemeinde Fehler zu rügen, Mißstände abzuschaffen, sondern auch die angenehme Aufgabe, schöne Verdienste anzuerkennen. Und

diese Anerkennung Ihnen auszusprechen, Ihnen zu danken für alles Gute, das Sie zweien meiner Pfarrkinder erweisen, hat es mich schon lange gedrängt."

Er erhob sich und reichte ihr seine Hand, in die sie ihr zartes Pfötlein legte. Und das war auch schon der Abschied.

Ich weiß es nun wohl, warum der Pfarrer in das Haus des Nachtwächters getreten war. Die Seelsorger halten es ja für ihre Gewissenssache, in ihren Sprengeln kein Concubinat zu dulden. Als der würdige Pfarrer von Steinau wahrnahm, daß es keins war, konnte er die Stimme seines menschlichen Herzens umso offener sprechen lassen. Mir hat es später der Pfarrer selbst erzählt, daß er in seinem Leben kaum jemals in einer Situation gewesen sei, in welchem er sich mit seiner gewiß schönen Mission so klein vorgekommen, als damals vor der Zwergin.

* * *

Wie friedlos und wandelbar es auch zugeht auf dieser Erde, so hat doch fast jeder Mensch — auch der ruhelosefte — einmal eine Zeit, wo sich nichts ereignet und nichts aufstaut, wo das Leben gleichmäßig und seicht hinfließt wie ein Strom im Flachland, bis er endlich oder plötzlich Wirbeln, Felsengen und Katarakten kommt.

Ein solches Flachland begann nun auch für den Nachtwächter Wolfgang. Er waltete seines Amtes, durchstrich zur Nachtzeit wachsam das Dorf; einen Theil des Tages verschlief er, den andern verbrachte er scherzend und kosend mit der gedeihenden Rebekka, mit kleinen häuslichen Arbeiten in Stube und Stall. Ja, ein Ställchen hatte er sich gebaut und zwei Ziegen hielt er sich, welche er fütterte und welche die kleine Pepita täglich dreimal molk. Pepita war voller Umsicht, Sorgsamkeit und Regsamkeit, Entschlossenheit und Munterkeit und hielt das ganze Hauswesen im sicheren Geleise. Ein Weilchen waren sie ganz gleich groß, die Pepita und die Rebekka; die Eine aber ernst, gemessen, auf Anstand und Sitte haltend, die Andere das vorwitzigste, tollste Kind, springend, jauchzend, übermüthig Alles drunter- und drüberkehrend und wieder sanft und treuherzig zum Entzücken. Bald wuchs Letztere über Erstere sachte empor „Von der Kleinwinzigkeit aus an mir vorbei und der Welt zu!" wie Pepita sagte.

Als Rebekka in die Schule gieng, huben die Leute von ihrer Schönheit an zu sprechen, dem Wolfgang gab das einen Druck in's Herz, ohne daß er selbst wußte, warum. Es wird wohl auch die Freude drücken. Mit den Dorfleuten lebte er nicht mehr auf so gespanntem Fuße wie anfangs, das „Zwieäugel", von dem er sich eingebildet, es mache ihn lächerlich und in Gesellschaft unmöglich, wurde weiter kaum mehr beachtet. Aber Wolfgang hatte sich die Zurückgezogenheit und Ungeselligkeit so sehr angewöhnt, daß er den Leuten instinctiv auswich und die Hutkrämpe scharf über die Augen herabbog, wenn er tagsüber durch das Dorf gieng.

Zur Zeit etwa, als Rebekka das zehnte Jahr erreicht hatte, machte ich durch einen Zufall die Bekanntschaft mit dem Nachtwächter. Es war eine kleine Geschichte.

In einer Nacht sah Wolfgang im kleinen Hause des Geigen-Michels, das an der hinteren Ecke des Dorfes steht, durch eine Dachspalte des Obergeschosses Licht schimmern. Wolfgang wußte, daß im Hause kein Mensch außer dem Michel wohne, dieser aber im Erdgeschoß schlafe, klopfte daher dort an's Fenster, der Michel möge nachsehen, was im Obergeschoß vorgehe. Es regte sich jedoch nichts. Er rief lauter, er schrie — im Unter- wie im Obergeschoß blieb Alles still, der Lichtschim-

mer war fortwährend zu sehen. Als der Nachtwächter mit seinem Lärmen und Pochen an die Thür nicht enden wollte, rief der Nachbar herüber, der Michel hätte Abends zuvor seine Kuh davongetrieben hinüber nach Sanct Christof, wo morgen der Viehmarkt sei, er habe gesagt, er wolle sie verkaufen und zwei Kalben dafür heimbringen.

„Das mag er thun," rief Wolfgang, „ich will aber jetzt schnell den Gemeindediener haben und auch andere Leute und Zeugenschaft, im Hause des Michel ist Licht. Es muß ringsum bewacht und es muß eingedrungen werden."

Die Leute erschienen, die Thür wurde erbrochen, mit Gewehr und Speer bewaffnet stiegen sie in die Dachstube hinauf. Kein Mensch war im Hause, aber in der Dachstube braunte mutterseelenallein eine Kerze, die in einem Gewirre von Stroh stak. Die Kerze war schon tief niedergebrannt und hatte gar nicht mehr weit zum lockeren Stroh, das nebenhin in größerem Vorrath geschichtet lag.

„So!" sagte Wolfgang, „da sehet einmal! So brennen die Häuser nieder und dann weiß kein Mensch, wie es geschehen ist."

„Der Michel hat sich erst vor kurzer Zeit in zwei Feuerversicherungen eingezahlt," wußte Einer zu berichten.

„Das stimmt," sagte der Nachtwächter, „so wollen wir dem Manne nun einmal einheizen, wiewohl er es uns Andern gern gethan hätte. Und Dich, Du zartes Lichtlein, wollen wir jetzt ausblasen; fünf Minuten später, und Du wärest unser großer Herr geworden."

So verlief die Gefahr. Aber am nächsten Morgen sandte der Gemeindevorstand seinen Knecht hinüber nach Sanct Christofen, um den Geigen-Michel zu suchen. Der Knecht war ein geriebener Knoten. Er fand den Michel nicht auf dem Viehmarkt, denn die Kuh war schon verkauft, und mit dem Kalbenkauf schien es keine Eile zu haben. Er fand den Michel beim Wirt, wo Tanzmusik war, dort strich er die Geige, wie er es bei Kirchweihen und anderen Dorffesten gerne that und wovon er den Namen trug.

Als der Knecht ganz verstört auf den Tanzboden trat, ließ der Michel den Fiedelbogen sinken.

„Was geigest denn nicht weiter, Geigen-Michel?" fragte der Knecht, „weißt schon was? Ja? Nein? Nichts? So? — Nun, da will ich Dir was sagen. Erschrecken wirst. — In der heutigen Nacht — so hört doch einmal zum Springen auf, Ihr tollen Sakermenter! Es geht Alle an, wenn ein solches Unglück geschieht! — In der heutigen Nacht ist Steinau niedergebrannt!"

Sie erschraken und erblaßten. Der Michel erschrak am meisten, blieb aber bei gesunder Farbe.

„Und weißt, Michel, wo das Feuer entstanden ist?"

„Auf meinem Herd hab' ich Alles abgetödtet, ehvor ich weg bin, Alles, d'rauf lege ich Jurament ab!" So rief der Michel.

„Auf dem Herd, das glaube ich Dir!" sagte der Knecht.

Nun erst wurde auch der Michel blaß.

„Geigen-Michel!" sagte der Knecht. „Du hast die Nachricht erwartet!"

„Wie so denn? Wer kann was beweisen?"

„Es ist klar."

„Wieso klar?"

„Hast uns doch Du selber ein Licht aufgesteckt! — Gottlob, Du hast auf den heiligen Florian vergessen. Steinau steht noch, Dein Häuselein auch noch; aber ich rathe Dir, daß Du Dich nicht mehr persönlich davon überzeugst, es möchte Dir sonst schlecht gehen."

Ganz so soll er gesprochen haben, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, es ist ja in der ganzen Gegend nachgesagt worden. Hierauf ist Com-

mission gehalten worden über den Fall und da hat das Gericht auch mich beigezogen. Ich ließ mir den Hergang vom Nachtwächter erzählen.

Bei dieser Gelegenheit hatte er mich angesprochen, daß ich ihm seiner Haushälterin und seines Kindes wegen Einiges zu Papier bringen möchte. Es war so etwas, wie ein Testament, das wir aber hinter dem Kellerhause in dem Holzschoppen unerhört heimlich verfaßten.

„Ich dächte, Sie sollten eher an's Heiraten denken, als an's Sterben," hatte ich ihm dabei zugemunkelt.

„Vielleicht thue ich das auch und eben daß ich deshalb meinen letzten Willen habe."

Also ein Schalk war's. Und Schälke gefallen mir, wenn sie harmlos sind. Was sein Testament anbelangt, so hat es selten ein Erblasser seinen Erben so herzensgut gemeint, als Wolfgang der kleinen Pepita. Leider hat diese ihr lebenlang nichts davon erfahren.

Mich interessierte der originelle Mensch und auch er zeigte gegen mich keine Abneigung. Es fügte sich, daß wir uns öfters sahen, bis ich ihn einlud, wenn er einmal in die Stadt hinabkomme, sich in meiner Wohnung anzumelden. Da vertraute er mir, daß er nicht gerne unter Leute gehe, seines Fehlers wegen. — Welchen Fehler er denn meine? — Nun, sein Auge. — Da bin ich aber auf ihn losgefahren! Er solle doch kein Thor sein, ich hätte schon gehört von seiner Einbildung. Es möge in den Knabenjahren vielleicht auffallend gewesen sein, das wisse ich nicht, aber jetzt merke kein Mensch etwas. Da kamen in diese Augen, von denen eben die Rede gewesen, zwei Thränen und er fragte mich, ob es denn auch wahr sei? — Er war dessen so froh. Bei der Zurückgezogenheit aber blieb er, nur mir war er anhänglich. Ich hatte ihm einmal vorgeschlagen, daß er zur vollkommenen Beruhigung seiner selbst mattgefärbte Augengläser tragen möge, sie wären bequemer, als die Binde. Das war's aber nicht mehr — das schien er doch endlich hinter sich zu haben — freilich erst, nachdem ein Leben verspielt war. Oft hielt ich auf meinen Spaziergängen bei ihm Rast, scherzte mit der Rebekka, ließ mich von der Pepita bewirten und Wolfgang erzählte mir Mancherlei aus seinem Leben und aus seinem Herzen.

Rebekka war mit vierzehn Jahren ein erwachsenes Mädchen. Da kam es vor, daß sie mit einem Korb über Feld gieng und daß, wenn sie zur Stelle kam, wo ihre Rüben, oder Kohlköpfe, oder Kartoffeln zu ernten waren, aus dem Korbe die Pepita hervorkroch, und sofort klug und geschäftig die Arbeit anordnete, die dahier zu verrichten war, und auch selbst mitthat.

Und war das Tagewerk vollendet, so stieg sie — vor Allem, um sich vor begierigen Blicken und besonders vor den Rotten der rohen Schuljugend zu schützen — wieder in den Korb und die Rebekka trug ihre Hausmutter heimwärts und trillerte unterwegs etwas Munteres.

* * *

Soweit kam ich in dieser Geschichte vom Zwieäugel, so habe ich mich durch die nebelichten Decemberwochen herangeschrieben, da muß ich unterbrechen. Es ist ein süßes Fiebern in meinem Wesen, in uns Allen. Es geht ein heiliges Schauern durch die Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ein Ehmann Einen braucht, der ihm die elfte Stunde ruft.

Volksschwank, mitgetheilt von Theodor Vernaleken.

In der Stadt Horn, einem Städtchen in Niederösterreich, lebte einmal ein Mann, der hatte ein schlimmes Weib, welches immer das Regiment im Hause führte, daher gab es viel Zank und Streit, wobei die männliche Ehehälfte immer den Kürzeren zog. Es ist nicht zu wundern, daß unter solchen Umständen der liebe gute Mann seine freie Zeit lieber außer dem Hause als in der Nähe seines keifenden Weibes zubrachte. Doch hatte auch das seine Schwierigkeiten. Am Tage konnte er von dem Hause wegen der Arbeit nicht weg, und Abends, wenn er das Haus verließ und spät zurückkam, so gab es Verdruß, und wenn es Verdruß gab, so hörte das die ganze Nachbarschaft, und das ist bös, denn wenn diese etwas weiß, so weiß es bald die ganze Stadt, und wenn die ganze Stadt etwas weiß, so fehlt's dann nicht an vielen Neckereien und schlimmen Witzen, wie das gewiß Jedermann aus eigener Erfahrung weiß.

Einmal saß unser guter Ehemann, es war am Sylvestertage, munter und fröhlich mit seinen Kameraden in einem Wirtshause beisammen. Man aß, was den Gaumen kitzelte, und wacker that man dem Weine Bescheid, so daß ein Humpen um den andern in kurzer Zeit geleert wurde. Auch ein Spielchen veranstaltete man, lustige Liedchen wurden mitunter gesungen und kurzweilige und wundersame Mären von bösen Weibern und feuerspeienden Drachen über den Tisch erzählt. Alles wunderte sich, daß unser braver Ehemann heute ausnahmsweise so lange sitzen blieb, und daß er noch dazu immer so munter und guter Dinge war.

„Der muß heute Urlaub haben," raunte Meister Stolz, seines Zeichens ein Schuster, dem Nachbar in's Ohr, „denn sonst wäre er schon längst dort hinaus, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hat." — Als jedoch die elfte Stunde nahte, da wurde der Mann, welcher in seinem Hause den Dr. Simon als Rechtsanwalt hatte, ziemlich unruhig und dachte ans Nachhausegehen.

„Du wirst uns doch heute nicht vor Mitternacht verlassen?" sprach Stolz in seinem, ihm eigenen gutmüthigen Tone; „heute wollen wir beisammen bleiben, denn wir müssen das Neujahr ansingen und antrinken; bleib da, lieber Freund! und denk' nicht immer an Dein Weib, das schnarcht längst schon und träumt, was für welterschütternde Ereignisse im andern Jahre geschehen werden."

Doch alles Zureden half nichts und half nichts, denn der Mann kannte sein Weib und da wußte er, wenn er nach Mitternacht nach Hause käme, denn bis Mitternacht hatte er wegen des Sylvestertages ausnahmsweise Urlaub, daß es da Prügelsuppe und Fastenspeise auf einige Tage hinaus gäbe. Unser guter Meister Stolz war aber auch ein gar launiger und lustiger Geselle, der viel in der Welt herumgekommen war, der, wie die böse Welt sagte, sogar Krems und Schrems*) gesehen hätte,

---

*) Zwei Orte in nächster Umgebung von Horn.

und das will was sagen, denn Krems ist die alte Kreisstadt, wo der Verein der allbekannten Simandelbruderschaft seinen Hauptsitz aufgeschlagen hat. Dieser gute Schuster verstand immer den Nagel auf den Kopf zu treffen, und wo es galt zu rathen und zu helfen, da war er nie der Letzte, mochte es nun wohl oder übel gehen, kurz, er stellte seinen Mann, und über kleinliche und engherzige Bedenken verstand er Jedermann mit Leichtigkeit hinwegzuhelfen. So auch diesesmal wußte der redselige Mann den unruhigen und ängstlichen Ehegemahl zu beruhigen und zu trösten und es dahin zu bringen, daß er noch länger mit den lustigen Gesellen zusammen verblieb. Zu diesem Behufe hub nämlich Stolz in seinem Vertrauen erweckenden Tone an und sprach: „Bruder, ich weiß, was Dir fehlt. Wir Beide leiden an einem und demselben Uebel, denn wir Beide haben jeder ein böses Weib, mit dem keiner von uns spaßen darf. Auch ich werde heute noch oder morgen doch meinen Text und meine Brummelsuppe bekommen, denn meine Alte weiß mir gehörig die Leviten zu lesen, wenn ich so nach Mitternacht blitzsternhagelvoll nach Hause komme. Sie hat Haare auf den Zähnen, wie man so zu sagen pflegt, wenn anders nicht bei ihr das Sprichwort zu Schanden wird, indem nur noch ein einziger Zahn in ihrem Munde steckt, der ohnehin schon wie eine mittelalterliche Ruine einem baldigen Verfall entgegengeht. Bruder, Du kannst mir es auf Treu' und Ehr' sicher glauben, mir ist die Geschichte mit dem Nachhausekommen auch nicht recht angenehm, denn morgen haben wir Neujahr, da kommen viele Kundschaften in's Haus, und da hat man's nicht gerne, wenn die Leute sehen, daß der eheliche Friede gestört ist, und daß Mann und Weib einander spinnefeind sind; aber ehe ich Dich heute verließe, guter Bruder, eher könnte mir weiß Gott was passieren, ich brächte das heute, am letzten Jahrestage nicht über mein Herz, denn Du bist mir zu lieb, mag auch meine alte Zankgretel brummen so viel und so lang sie Lust hat; wenn sie lang genug gebrummt hat, denk' ich, wird sie's lassen. Uebrigens Freunderl, muß man den Weibern nicht Alles auf die Nase binden, sie sagen uns auch nicht Alles und treiben, wenn's leicht sein kann, hinter unserem Rücken manch' Techtlmechtl. Vorsicht ist aber die Mutter der Weisheit, und vorsichtig bin ich mein Lebenlang gewesen. Heute dacht' ich's, daß wir recht lustig sein werden, daher zog ich daheim die Wanduhr nicht auf, und da ist es so viel als gewiß, daß dieses mechanische Mirakelwerk, das mir manche Nacht schon sehr viel Verdruß gemacht hat, längst schon stehen geblieben ist, und da weiß meine Alte, wenn sie auch in der Nacht aufwachen sollte oder gar munter wäre, wenn ich komme, doch nicht recht, ist es spät oder ist es früh, und unser Freund Jakob ist auch noch so gut und macht, wenn's Noth thut, wieder den Nachtwächter, wie er mir schon einigemale diesen großen Gefallen erwiesen hat. Komm' ich nämlich nach Hause, so wartet der gute Jakob auf der Straße vor dem Fenster einige Zeit und horcht, wie es mir bei meiner Alten geht. Ist Alles schön ruhig, so geht er seinen Weg nach Hause. Hört er aber meine Alte lärmen, so wartet er noch länger. Macht mein Weib einen Mordspectakel, daß ich so spät nach Hause komme, so sage ich zu ihr: Mein liebes Weiberl und mein liebes Täuberl, was hast Du denn, es ist ja gar nicht so spät als Du glaubst, Dir hat gewiß etwas recht Schlimmes geträumt, und Du glaubst es ist schon herrgottsfrüh, Du täuschst Dich aber, denn der Nachtwächter hat vorne auf dem Platz gerade die elfte Stunde gerufen, und das ist doch nicht spät, denn noble Leute gehen jetzt erst aus, und wenn Du ein kleines Weilchen verziehst und aufmerksam bist, so kannst ihn selbst hören, er muß den

Augenblick da sein. Siehst, Freunderl, wenn das der Jakob draußen hört, so hebt er kurz darauf an und schreit aus Leibeskräften: „Alle meine Herren und Frauen, laßt Euch sagen, der Hammer hat elfi g'schlag'n.“ Wie das meine alte Lisi hört, gibt sie sich zufrieden, und Beiden ist geholfen, mir und ihr.“

„Ja,“ hub der Ehemann an, der mit Staunen und zufriedenem Lächeln Meister Stolzen's drolliger Rede zugehört hatte, „der Uhr wegen wär's bei uns daheim gar nicht, sie nicht aufziehen, daß sie Nachts stehen bleiben muß, ist nicht vonnöthen, denn solch ein Geräth außer meiner Taschenuhr, die ich noch von meinem seligen Firmgöden habe, ist mir nie in's Haus gekommen. Aber höret, gute Freunde, wenn Ihr mich begleiten wolltet und Einer von Euch thäte auch vor meinem Hause so, wie Stolz erzählt hatte, so käme es mir schon auf ein paar Stunden auf oder ab nicht mehr an, und ich glaube, Ihr würdet auch nichts dagegen haben, wenn ich einige Mäßlein von dem aufspazieren ließe, wo die schwarze Katze oben sitzt.“

Alle gaben sich mit dem Vorschlage zufrieden, und wacker zechten die lustigen Kumpane bis in die späte Nacht hinein fort, als hienge denn der Himmel immer voller Geigen. So gegen zwei Uhr herum, wo es auf dem Thurme, wie die Bauern zu sagen pflegen, „recht weni“ schlägt, kam's zum Aufbruch, und Stolz und Jakob begleiteten ihren wackern Trinkgenossen bis zur Hausthüre. Ein leises „Lebet wohl“ und ein „Vergesset nicht elfi schlagen zu lassen und schreit recht laut und deutlich“, waren die letzten Worte Dessen, der behutsam und ohne jegliches Geräusch die Hausthür öffnete und mäuschenstille durch den Gang schritt, um in größter Ruhe und ungehört die Stube zu betreten, wo seine bessere Ehehälfte süßen Schlummers pflog. Stolz und Jakob warteten der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich hören sie unsänftigliche Worte hüben und drüben fallen.

„Blitz und alle Elemente!“ drang's jetzt an ihr Ohr, „habe ich Dich zu dem geheiratet, daß Du die Nächte bei deinen Saufbrüdern zubringst? Kommt man erst nach zwei Uhr nach Hause? Hab' ich nicht gesagt, daß Du nach elf Uhr da bist? Man muß sich schämen Dein Weib zu sein! O wie unglücklich bin ich, hätt' ich nur Dich nicht geheiratet!“

„Weibchen, liebes Weibchen,“ fiel besänftigend das Männlein ein, „was rasest Du, was hast Du denn, was fällt Dir denn ein, es ist ja noch gar nicht so spät als Du glaubst, hat doch eben der Nachtwächter vorne an der Ecke die elfte Stunde gerufen, den Augenblick muß er da sein und Du wirst es selbst hören.“ — Mag nun das schlimme Weib in der That nicht recht gewußt haben, wie es an der Zeit ist oder schenkte es den Worten des Mannes Vertrauen, kurz und gut, Stolz und Jakob merkten, daß es in der Stube ruhig ward. Beide verzogen noch einige Secunden und dann hub Meister Stolz, um Ehemann und Eheweib zu beruhigen und auszusöhnen, mit einer wahren, weithin vernehmlichen Donnerstimme zu schreien an:

„Alli meini Herr'n und Frau'n
Laßts Eng sagen,
Der Hama hat — vieri g'schlag'n.“

Seit dieser Zeit aber war es um die Freundschaft mit Stolz und Jakob bei dem guten Ehemann geschehen. Lange wurde er von den Bewohnern des Städtchens, zumal wenn er nach Hause gieng und es schon Abend war, mit der Frage geneckt, ob er etwa einen Nachtwächter brauche, der ihm die elfte Stunde rufen müsse.

Die heilige Stadt Gottes.

Ein Ausflug zur österlichen Zeit.

Die zwei ersten Träger unserer sittlich = religiösen Cultur, der Jude und der Christ, wenden ihren Blick beständig der uralten Stadt zu, die auf den steinigen Höhen des Gebirges Juda liegt, bestanden von Oelbäumen und Cypressen, der Stadt, die Beide immer wieder trennt und immer wieder vereinigt, dem alten Denkmale der Geschichte und Mythe, erhabener Königsgröße und blutiger Kämpfe, der Stätte der Propheten und des Heilandes — der heiligen Gottesstadt Jerusalem.

Und neben den Zweien steht noch ein Dritter, der Muselman. Auch dieser findet in der merkwürdigen Stadt die Fußstapfen seines Propheten Mohammed, und die Stätte, von der aus er sich in den Himmel erhoben. Denn im Mohammedismus hallt wenn auch seltsam verzerrt, das Christenthum wieder. Trotzdem haben die Türken nahe der Stelle, wo die ganze Christenheit den Opfertod des Sohnes Gottes feiert, in die Mauer ihrer Moschee folgende Sprüche eingraben lassen: „Es gibt keinen Gott, außer Allah! Er hat keinen Genossen. Er ist der einzige Gott, der Ewige, er hat keinen Genossen! Er zeugt nicht und wurde nicht erzeugt, Keiner ist ihm gleich. Mohammed ist der Apostel Gottes. Es gibt keinen Gott, außer Allah allein. Ehre sei ihm, der keinen Sohn angenommen hat, der keinen Theilhaber haben kann in seinem Reiche. Sprechet nichts über Gott als die lautere Wahrheit. Gott ist nur Einer. Es gibt keinen Gott außer Allah, den Mächtigen, den Weisen!"

Folgende Aufzeichnungen sendet uns ein aus Palästina zurückgekehrter Pilger. Da findet sich unter Anderem Solches gesagt: Wer sich aus dem mystischen Formenwesen einzelner Confessionen, aus den Zänkereien der orthodoxen Kirchen zum reinen Christenthume flüchten will; wer jene lieblichen und hehren Vorstellungen vom heiligen Lande und den theuren Stätten des Erlösungswerkes, wie wir sie in unserer Kindheit hatten, auffrischen will — der gehe nicht hinauf nach Jerusalem. Er lasse sich das ideale Zion genug sein, er hüte im Geiste die kindlichen Bilder der Bibel von Adam bis David, von Betlehem bis Golgatha, von der Größe auf dem Berge Tabor bis zum Beginne der göttlichen Herrlichkeit auf dem Oelberge, er hüte es, wie die Juden ihre Bundeslade gehütet haben, wie die Mönche den zerborstenen Stein des Grabes hüten in der heiligen Grabkirche — und er gehe nicht hinauf nach Jerusalem.

Er würde eine sehr armselige Stadt finden, aber nicht eine, wo die Armen selig sind nach dem Worte des Bergpredigers, wohl aber eine Stadt, wo die Armen verkommen sind, und schmutzig und diebisch, und aus dem Heiligthume der Welt ein gutes Geschäftchen machen wollen.

Wer Jerusalem vom Oelberge aus sieht, etwa in den ersten Morgenstunden, wenn die Sonne über den Bergen des todten Meeres aufgeht und die Mauern der vielkuppeligen und vielthürmigen Stadt, die dem Oelberge gerade gegenüber im Westen liegt, beleuchtet — der hat das Schönste von ihr gesehen. Steigt die Sonne höher, dann wird Alles grau und fahl, alles Busch= und Graswerk, selbst die Oelbäume und die Maulbeerbäume, die

dünn zerstreut stehen auf felsigem Boden zwischen blendend grellen Steinen und zerfallendem Mauerwerk. Der Boden ist heiß, staubdick die Luft; die Bette der Bäche sind vertrocknet, die Cisternen schlammig, schmutzig, mit leblosem Gewässer, umgeben von Unrath, und versiegt die Brunnen, an denen sich einst so liebliche Idyllen abgespielt haben sollen. Dort und da auf sandigen Wegen, die hinaufführen, ein ächzendes Maulthier schwer beladen, ein schmachtendes Kameel oder ein keuchender Türke, der im Ziegenhautsack Wasser hinanträgt vom dumpfigen Hiobsbrunnen. Wohl hat sich der Mann seine Last dadurch erleichtert, daß er den Sack nur zum Theile mit Wasser füllte, zum andern Theile mit seinem Athem aufblies, damit er ihn in der Stadt doch noch als voll verkaufen könne.

Jerusalem zählt an 25.000 Einwohner, ungefähr wie unser Laibach, ist aber an Ausdehnung größer. Es ist eine Bergstadt, wie sie etwa auf einer schiefen Höhe des Karst liegen würde. Außer dem Geschrei der Orientalen und hastigen, scheinbar zwecklosen Hinundherhuschen auf öffentlichen Plätzen offenbart sich in der Stadt zur gewöhnlichen Zeit nicht viel Leben, und außerhalb der massigen Ringmauern ist Jerusalem fast ringsum mit Friedhöfen umgeben. So wie die in bloßgelegten Formationsschichten amphitheatralisch aufgebauten Felsberge mit Eremiten und Grabhöhlen unterminiert sind und wie die Dörfer der Umgebung gleich menschenleeren Ruinen aussehen, so fast auch die Stadt. Es sind Denkmäler gewaltiger Größe da, aber sie stehen halb im Schutte. Die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Klöster, Moscheen u. s. w. zeigen ein wunderliches Gemisch von Prunk und Ungeschmack; am stilvollsten sind stets noch die ältesten Bauwerke. Von diesen reichen nachweisbar nur wenige Trümmer zurück in Jerusalems große und heilige Zeit.

Den Pilger verwirrt vor Allem das: Jerusalem hat sich seit Christus verrückt. Was damals Stadt war, und die für die heilige Geschichte wichtigsten Gebäude gewesen sind, das ist heute Ruine, Schutt oder der Erde gleich; und auf dem Boden, wo sich einst die wichtigsten Ereignisse außerhalb der Stadt abgespielt haben, erheben sich die engplätzigen, winkeligen Bauten, die alle Illusion weit mehr stören als fördern. Tausende von Calvarienbergen sind in der Welt zu finden, nur in Jerusalem ist keiner. Und der Umstand, daß die Stelle des heiligen Grabes möglicher Weise fünfzig Meter weit entfernt sei vom Platze, wo sie gezeigt wird, beunruhigt den Andächtigen in Jerusalem mehr als den Beter, der am Charfreitage in einer deutschen Dorfkirche vor seinem „heiligen Grabe" kniet, die große Entfernung. Es hat eben schon allzuviel Welt und Weltliches über die heilige Stadt dahingefegt. die Krieger verschiedener Länder, die Priester verschiedener Confessionen, die Forscher aller Wissenschaften haben schon zu sehr über den Punkt gestritten, als daß ein gläubiges Gemüth dort noch zur süßen, erquickenden Rast gelangen könnte. Und daß über dem Grabe des Erzvaters Adam, über dem Felsblock, wo einst die Bundeslade gestanden sein soll, der Kupferdraht des Telegraphs gespannt ist, gereicht der Stimmung des frommen Pilgers nicht zu besonderem Vortheil. Und wie lange mag's noch währen, bis die von Jafa aus projectierte Eisenbahn fertig ist! Im Thale Josaphat, wo nach der Deutung der Kirchenlehrer das jüngste Gericht stattfinden wird, soll der Bahnhof von Jerusalem stehen.

Heute freilich ist noch das Meiste hübsch orientalisch und orthodox.

Eng und scharf sind sie hier zusammengerückt, die Hebräer und Araber, die griechischen, armenischen, lateinischen (katholischen) und evangelischen Christen. Jede Sorte bildet sich ein, sie allein hätte das Recht auf diese

Stadt Gottes und ist stets mißgestimmt, daß sie ihr Recht mit den Andersgläubigen theilen muß. Die orthodox-griechischen Christen sind die ältesten in Jerusalem, und daher die einflußreichsten; sie wußten auch die wichtigsten Stellen für sich vorzugsweise in Beschlag zu nehmen und ihr Patriarch von Jerusalem hat weit in der Welt eine große Bedeutung. Mehr an Zahl sind der lateinischen Christen, deren Priester den Gottesdienst nicht in der Muttersprache halten, sondern in der lateinischen, die bei den Römern üblich war zu jener Zeit, als sie Christum gekreuzigt. Die Lateiner, zum großen Theile aus Mönchen und Nonnen bestehend, besitzen in Jerusalem größere Schulen und eine vorzügliche Buchdruckerei; ihnen gehört der Schmerzensweg, auf welchem Christus mit dem Kreuze gewandelt sein soll, der Garten Gethsemane und viele andere Denkmäler und sonstiger Grund und Boden. Am kleinsten ist in Jerusalem die evangelische Gemeinde, doch hat sich dieselbe durch Gründung von Schulen und Einführung mancher abendländischen Sitten stets verdient gemacht.

Im Ganzen werden in Jerusalem nicht vielmehr als 5000 Christen zu finden sein; hingegen aber an 7000 Mohammedaner und 13.000 Juden. Von den letzteren gibt es viele Eingewanderte aus Rußland, Preußen und Oesterreich. Doch scheint sich der Jude in Jerusalem, nach welchem stets seine Sehnsucht stand und seine Hoffnung, lange nicht so wohl zu befinden, als etwa in den europäischen Großstädten, weil er doch immerhin die Börsensäle vorziehen wird den Trümmern des salomonischen Tempels, in dessen Schutt er Perlmutterkreuzchen und Rosenkränze feilhalten muß.

Jährlich gegen die Osterzeit verdoppelt und verdreifacht sich das Volk in Jerusalem. Die Klöster, Privathäuser und Kirchen vermögen die Pilger aus aller Welt nicht zu fassen, auf offener Straße müssen sie wohnen. Die Juden begehen ihre Tage der ungesäuerten Brote, singen in den Ruinen die Klagelieder des Jeremias und stärken ihre Hoffnung auf den kommenden Messias. Die Christen feiern des Heilands Leidensgeschichte und seine Auferstehung, doch anders der Armenier, anders der Lateiner und anders der Protestant. Sie sind nicht einig in der Zeit, nicht einig im Ort und nicht in den Ceremonien. Dabei wird viel Unwesen getrieben, so z. B. mit dem „Heiligen Feuer" der Griechen, das alljährlich zur Osterzeit vom Himmel fallen soll, und um welches sich stets ein wahrer Hexensabbath entfaltet.

Mitten in der herrlichen Kirche des heiligen Grabes steht die Grabkapelle, die mit vielen Kostbarkeiten ausgestattet ist, aber eine höchst geschmacklose Form hat. Der Eingang der Kapelle mit seinen vielen Bogen ist von den österlichen Darstellungen des heiligen Grabes in so vielen katholischen Kirchen nachgebildet worden. Die Mitte der Kapelle besteht aus einem Theile des Steines, der einst vor das Grab Christi gewälzt, und nach der Auferstehung bei Seite geschoben gefunden worden sein soll. Das Grab ist mit einer geborstenen Marmorplatte bezeichnet. Von der Decke der Grabkammer hängen 43 Lampen nieder, die immerwährend brennen und zu ziemlich gleichen Theilen von den verschiedenen Confessionen besorgt werden.

Obwohl der eine Theil des Heiligthums den Armeniern und Griechen gehört, der andere den Lateinern, der dritte den Evangelischen u. s. w., so ist doch zur Noth der Friede und die Ordnung ziemlich hergestellt, daß eine Confession die andere nicht stört. Selbstverständlich kann im Gedränge des Osterfestes die Ordnung nur durch Soldaten aufrecht erhalten werden.

Eine große Sammlung zur Andacht ist daher an den Festen nicht möglich, und an innerer Erbauung findet der Pilger auch dort wie überall nur das,

was er in seinem Gemüth mitgebracht hat, insoferne die gehegten Ideale und Erwartungen nicht allzusehr mit der Wirklichkeit disharmonieren. Der Stätten und Denkmäler, welche heilige Erinnerungen wachrufen, findet er in Jerusalem eine Unzahl. So z. B. abgesehen von der christlichen Legende, das Grab Adam's, die Stelle, auf welcher Abraham seinen Sohn Isak opfern wollte auf dem Berge Mario, die Höhle, wo der Patriarch Jakob die Erscheinung von der Himmelsleiter hatte, die Höhle, wo Jeremias über Jerusalem weinte, die Reste des Tempels Salomon's, das Grab des weisen Königs, den Palast des Herodes. In Jerusalem findet man auf dem Fels Golgathas nicht allein das Loch, wo das Kreuz Christi gesteckt haben soll, auf dem Oelberge nicht allein die Fußspuren des gegen Himmel gefahrenen Heilandes, sondern auch die Stelle, von der aus Mohammed auf seiner geheimnisvollen Stute bei lebendigem Leibe in den Himmel geritten, und ebenfalls von diesem Propheten die Fußspur in den Felsen eingedrückt. Unerschöpflich sind die Sagen und Legenden der verschiedenen Religionen, die hier lebendig werden, sich kreuzen, das Gemüth verwirren. Die confessionelle Strenggläubigkeit muß man zu Hause gelassen haben, der große Gottesgedanke, der alle Nationen durchzittert und so viele hier versammelt, muß Einen beseelen, wenn man in Jerusalem beten will. Ein italienischer Mönch, Frater M. Emilio aus Mailand, hat von seiner Pilgerfahrt in's heilige Land gesagt: „Als Katholik gieng ich hin, als Christ kehrte ich zurück." Und ein deutscher Schriftsteller that eine ähnliche Aeußerung: „Als Christ gieng ich aus, als Mensch kehrte ich heim. In Jerusalem habe ich vom Ringe des Nathan die Lösung gefunden."

Leichtbegreiflich ist es daher, daß jener Salzburger Landpfarrer seinen Großbauer nicht ziehen ließ. Dieser Bauer verkaufte den Hof, um den größten seiner Wünsche, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, in Erfüllung zu bringen. Sein Pfarrer aber sagte: „Gehe nicht, die Reise ist zu beschwerlich. Gehe nach Rom, da hast Du keine Meerfahrt zu machen. Beim heiligen Vater, bei den Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus ist das Herz der Christenheit." — In vielen Stücken ist es auffallend, daß sich der Katholicismus seit dem Fiasco der Kreuzzüge und seit dem Aufstehen der „Evangelischen" mehr oder weniger von Jerusalem ferne hält.

Ich sehnte mich nach dem Heiland der Evangelisten. Ich reiste in's Land, in dem er gelebt, gelehrt und gelitten hat; aber in Jerusalem fand sich mein Herz nicht befriedigt. Erst als ich am zweiten Ostertage gegen Abend hinauswandelte nach dem kleinen Orte Bethanien, mich unterwegs im Schatten eines Oelbaumes niederließ und aus einer „Biblischen Geschichte" las, in welcher ich schon in meiner Kindheit gelesen — erst das war die segensvolle Stunde, die alle Beschwerden der großen Reise hundertfach belohnte und deren Erinnerung das größte Heiligthum meines Lebens bleiben wird. Ich saß auf einem halbverwitterten Felsblock und hatte vor mir die grüne Höhe des Oelberges, der freundlich und still von der Abendsonne beleuchtet war. Zu meinen Füßen lag die Straße, die von den bloßgelegten Steinplatten des Berges eine natürliche Pflasterung hatte. Obwohl die Luft schon kühler zu werden begann, strömten die Platten doch noch viel Wärme des vergangenen heißen Tages aus. — Auf dieser Straße ist Jesus Christus gewandelt, als er von Bethanien her in Jerusalem einzog. Das sind noch wirklich dieselben Steine, die sein Fuß berührt hat, und der alte Stamm, unter welchem ich rastete, war vielleicht der nächste Nachkomme jenes Baumes, an welchem der Oelzweig gewachsen, mit dem Christus auf der Eselin

in die Stadt Judas eingezogen. Hinter jenen uralten Olivenbäumen liegt der Garten von Gethsemane, in welchem Christus so kurze Zeit nach seinem siegreichen Einzug in Jerusalem als Verbrecher an Gott und Kaiser ergriffen wurde. Hinter mir erhebt sich der öde Berg des Aergernisses, wo nichts als Disteln wachsen, und wohin nach der Gefangennehmung des Meisters die Jünger geflüchtet sind. Wer dort auf dem Höhepunkt der Straße steht, sieht gegenüber dem Kidronthale in ihrer ganzen Ausdehnung die Stadt liegen. Ihr Anblick ist heute noch berückend. Dort stand das Kreuz . . . .

Diese Stunde, diese Umgebung endlich harmonierte mit der Stimmung, die mich hieß, meinen kleinen Pfarrhof am Inn zu verlassen, um die heilige Stadt zu sehen. Ich weinte heiße, glückselige Thränen.

Als ich zwei Wochen später den Boden von Palästina verließ, that ich's ohne Kummer. Ich fühlte, das Beste davon trug ich mit mir heim, so wie ich's mit mir hergetragen. Nicht in St. Peters herrlichem Dome ist die Christenheit, und auch nicht in der Grabkirche auf Golgatha — sondern einzig nur und nirgends sonst, als im Gemüthe des Gläubigen. Ob der Herr am Sinai predigte, oder auf dem Berge Tabor, oder im Tempel Salomons, oder in den Katakomben der ersten Christen zu Rom — wo, das ist Eins, was, das ist Alles. Er hat gelehrt, Du sollst die Menschen lieben, weil sie alle Deine Brüder und Kinder eines Vaters sind. Du sollst schlicht sein und wahr und friedfertig und versöhnlich. Du sollst Dir Deine Tage nicht verkümmern in der Sorge nach irdischen Gütern, sondern wissen, daß aller Segen nur im Frieden eines kindlichen Herzens ist . . .

Welch' ein Evangelium! Für die Welt und ihr Bestreben hat es niemals gepaßt und wird es niemals taugen. Und doch, wenn wir um uns blicken, was da vorgeht und geschehen muß, so wird es uns klar, daß wir eine Lehre brauchen, die versöhnt, beruhigt und innerlich zufrieden machen kann. Und das ist die christliche. — Könnten wir den göttlichen Kern nur auch losschälen von der unreinen Schale, die hier wie dort den Geist verkümmert. Von der herben Schale befreit, flöße der Inhalt der Religionen vielleicht zusammen, denn es ist Eins und Dasselbe, was allen Menschen noth thut.

Auf dem Berge Tabor habe ich ein recht unpriesterliches Gebet gethan. Herr! betete ich, erleuchte die Priester aller Länder mit Deinem heiligen Geiste! —

So weit gehen die diesem Blatte zur Verfügung gestellten Mittheilungen, die wir zu einer Zeit wiederbringen, in welcher viele Augen und Herzen lebhafter als im übrigen Jahreslaufe nach dem heiligen Lande blicken.*)

*) Wer sich von dieser stimmungsvollen Schilderung für Palästina besonders angeregt fühlen sollte, den erinnern wir daran, daß in Stuttgart gegenwärtig in Lieferungen das Prachtwerk „Palästina in Wort und Bild", herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe, erscheint, welches uns in würdigster Weise mit jenen Gegenden bekannt macht, fast so klar und frisch dargestellt, daß der Leser meint, er durchreise sie persönlich. Wir haben schon wiederholt auf das Werk hingewiesen, und thun es jetzt, da es vollendet ist, mit besonderem Nachdruck. Es ist für Freunde der Bibel und des Orients in der That von großem Werte. D. Red.

Von der linken Mutter.

Zwei Hände unterscheiden sich bekanntlich von einander dadurch, daß die Rechte nicht wissen soll, was die Linke thut; und zwei Mütter dadurch, daß die rechte niemals weiß, was die linke thut, weil sie schon im Grabe ruht, wenn die andere „an ihrer Stelle schaltet — liebeleer."

Die „linke" Mutter heißt solche in manchen Gegenden, als ob den Leuten das Wort Stiefmutter zu herb klänge. Dieses „Stief" ist eben so recht der Ausdruck des Herben, es deutet etwas Steifes, sich Steifendes an, etwas Sprödes, Spießiges, etwas, das so hart und kalt ist, wie Stahl. Als ob das Wort ganz eigens erfunden worden wäre! Wie ja das deutsche Volk in seinen Ausdrücken, Liedern, Märchen und in seiner Spruchdichtung stets einen tiefen Haß gegen die Stiefmutter bekundet hat. Die Ausfälle gegen die Schwiegermutter sind dagegen eitel Neckerei. Was an Bosheit, Grausamkeit, Falschheit und niedrigster Bestialität existiert, der Stiefmutter hat man's zugeschrieben. Es mag unseren gesitteten Zeiten schaudern vor dem Märchen, in welchem eine Stiefmutter den Stiefsohn tödtet und ihn dem eigenen Vater als Speise vorsetzt. „Meine Mutter, die mich umgebracht hat, mein Vater, der Schelm, der mich 'gessen hat!" Schon über die Dichtung allein mögen sie empört sein; etwas Wahres aber ist in all' diesen alten Ueberlieferungen doch enthalten, sonst würden sie die Gemüther nicht fortwährend beschäftigt haben, sonst würden sie vergessen worden sein. Dem Aschenbrödel, dem Schneewittchen liegt unser Verständnis näher. — Oft ist wohl schon das Verhältnis in der Familie so angethan, daß die Stiefmutter schlimm sein oder werden muß. Ein gutes Weib selbst wird als Stiefmutter mitunter gewisse Härten zeigen, und ein schlimmgeartetes wird sicher gerade als Stiefmutter den Culminationspunkt seiner Bösartigkeit erreichen.

Aber das gewöhnliche Weib, das nur ist für die Norm maßgebend. Wie wird sich das gewöhnliche Weib mit seinem reichen Gefühlsleben, mit seinen Liebesansprüchen, seiner Nervosität, seiner Opferfreudigkeit und kleinen Bosheiten als Stiefmutter verhalten?

Die Braut naht sich mit aufrichtiger Herzlichkeit dem Kinde ihres zukünftigen Gatten, ist es doch das Kind Dessen, den sie liebt, ist ihr doch das Bemuttern, das mitleids- und liebevolle Betreuen hilfsbedürftiger Wesen ein inniges Bedürfnis. Und dieses Kind ist so arm, ist verwaist, schaut angsterfüllt und flehend zur neuen Mutter auf. Welch' ein Frauenherz ist so kalt und liebeleer, selbst eine Weltdame kann kaum so seicht und oberflächlich sein, in solchem Augenblicke nicht ein tiefempfundenes Gelübde treuer, liebevoller Pflichterfüllung zum Himmel zu senden! Die junge Frau öffnet die Arme, aber siehe, die Kinderaugen weichen ihrem feuchten Blicke aus, die kleinen Arme bergen sich trotzig hinter dem Rücken, anstatt sich um ihren Hals zu schmiegen, steif und störrisch steht das Kind da, wenn es nicht gar zeternd die Flucht ergreift. Denn seine bisherige Pflegerin oder eine Verwandte des Vaters, oder eine andere mitleidige Person hat ihm schon früher zugeflüstert: „Du armes Kind, Du bekommst jetzt eine Stiefmutter!"

Die junge Frau sieht sofort, daß ihr hier schon feindlich entgegengearbeitet worden ist. Dennoch hofft sie, durch Sanftmuth und Liebe werde sie das junge Herzlein gewinnen. Sie ahnt nicht, daß immer wieder theils boshafte, theils thörichte Einflüsterungen ihr Werk zu nichte machen werden. Und all' das selbstverständlich unter dem Deckmantel sentimentaler Pietät! Da wird das Kind am Tage vor der Ankunft der Neuvermählten vor seiner verstorbenen Mutter Bild geführt, um davon Abschied zu nehmen; die Großmutter drückt es mit einem Thränenstrom an die Brust, die Basen, Muhmen und Nachbarinnen, die es sehen, rufen: „Das arme Kind! Eine Stiefmutter!“ Ist's ein Wunder, wenn im Kinde eine Vorstellung erwacht, daß die Stiefmutter ein schlimmes Ding sei? Hat es gar schon ein Stiefmuttermärchen vernommen, so erscheint ihm die Stiefmutter als seine ärgste Feindin. Es hat für die Liebe der jungen Mutter nur Mißtrauen, für ihre Liebkosungen nur scheue Blicke, störrische Bewegungen.

Ist die Mutter ernst, so wird das Kind trotzig. Welche Frau ist hochherzig und groß genug, sich darüber geduldig hinwegzusetzen und Liebe und nichts als Liebe zu geben, bis in später Zeit das vernünftig gewordene Kind selbst dafür dankbar sein wird! Die Frau fühlt sich zurückgestoßen, sie befaßt sich weniger mit dem Kinde, als sie sollte, sie ist gereizt, wenn das Kind, das ihr gegenüber entschieden Unrecht hat, Vertheidigung findet. Ohnehin betrübt darüber, daß sie, wie sie meint, nicht mehr die ganze Liebe ihres Mannes allein hat, betrachtet sie das Kind wie eine Art Nebenbuhler, und so entsteht das Verhältnis, das so viele Thränen in die Ehen bringt, das den Eltern eine Quelle unendlicher Leiden, den Kindern so oft zum Verderben wird. Die Stieftochter wird an den erstbesten Mann geworfen, der Stiefsohn muß in Erziehungsanstalten, Kosthäuser, und den Segen eines trauten Daheims lernen sie nicht kennen.

In diesen Fällen ist die schlimme Stiefmutter motiviert, ja fast gerechtfertigt; ein Mensch kann kein Engel sein, und wäre es die schönste Frau. Doch es gibt noch andere Fälle.

Es gibt Fälle, wo der Bräutigam seine zweite Braut auf alle Widerwärtigkeiten, die als Frau und Stiefmutter ihrer harren können, aufmerksam macht, wo er sie beschwört, sich wohl zu prüfen und zu fragen, ob sie die schweren Pflichten wirklich übernehmen kann! Es gibt Fälle, wo sie im Grunde ein gutes Wesen ist, ihren Mann aufrichtig liebt, und im Allgemeinen auch zu den Kindern Neigung hat; wo dem Kinde in liebevollster Weise von der „neuen Mutter“ erzählt wird, und ihr die Wege in treuer Sorgfalt vorbereitet werden in's Haus und in's Herz des Kindes; wo dann bei ihrem Eintritte das muntere, wohlgeartete Kind ihr mit leuchtenden Aeuglein entgegeneilt, ihr einen Blumenstrauß bringt, auf ihren Mund einen Kuß drückt, den sie kühl annimmt, oder von dem sie sich abwendet. Wir kennen Fälle, wo das Kind zur neuen Mutter ein unendliches Vertrauen, eine rührende Anhänglichkeit jahrelang bewahrt, und es der Vater ja immer wieder versichert: „Siehe, die Mutter ist gut, etwas strenge, das ist sie nur Dir zu Liebe.“ Und wo der Vater, der in ihr doch das Sprichwort von der bösen Stiefmutter zu Schanden machen will, sie immer wieder bittet, anfleht: „Sei nicht herb, mein Weib, mit ihm, sage ihm doch einmal ein freundliches Wort!“ — und sie thut's nicht. Sie vernachlässigt es körperlich, geistig. Und nicht etwa, daß sie sich gar nicht um selbes kümmern würde, im Gegentheil, sie kümmert sich immer um's Kind, sie rügt immer, sieht an ihm alle Uebel und Untugenden und sucht das Kind dem Vater zu verleiden. Und das Alles unter dem Deckmantel ihrer Mutterpflicht, so daß die Unein-

geweihten sagen: „Welch' vortreffliche Frau! und welch' Undank von Seite des Mannes, der nicht zufrieden ist." Ja wohl, lange führt sie für ihr Benehmen allerlei Gründe an, die dem Fremden stichhältig scheinen, im Verhältnis zur Thatsache aber nichtig sind. Endlich verzichtet sie auf alle Begründungen, sagt gerade heraus, daß ihr das Kind zur Last, zum Ekel ist. Nun erst beginnt sich das Kind von ihr abzuwenden, der Mann muß für dasselbe fremde Personen sorgen lassen, an die sich das Kind anschließt. Nun gehen Aenderungen vor, die der Frau wirklichen Anlaß geben zu klagen, und nach denen ihre Feindseligkeit gegen das Kind eine gewisse Begründung erfährt.

Wohl ist in diesem Falle die schlimme Stiefmutter nach unseren gewöhnlichen Anschauungen nicht motiviert, und um sie zu begründen, müssen wir uns nach einem Naturgesetz umsehen. Denn dergleichen Fälle kommen so viele vor, in den höchsten, wie in den niedrigsten Ständen, daß wir zu deren Erklärung nach einer tieferen Begründung suchen.

Ein Hauptgrund der schlimmen Stiefmutter ist die Eifersucht. Wenn es vorkommt, daß natürliche Mütter eifersüchtig sein können, wenn der Vater ihr Kind liebkost — es kommt in der That vor! — wie vielmehr erst muß das Liebkosen eines fremden Wesens, das nicht von ihrem Fleische ist, sie empören! Sie wird sich der Ursache selbst kaum bewußt, darum kann sie es auch niemals eingestehen, daß es so ist. Mit Ableugnungen oder Vorschützung anderer Gründe täuscht sie sich nur selbst, und die Selbsttäuschung gehört eben zu den — Vorrechten der Frau. Wir wissen ja, daß gerade die schönsten, heitersten, gutmüthigsten von anderen Leuten bevorzugten Stiefkinder von den Stiefmüttern am leidenschaftlichsten verfolgt werden. Und gar, wenn sich der Mann einmal so weit vergißt, ihr vorzustellen: „Du kannst mir, mir, den Du ja liebst, Deine Liebe nicht schöner, inniger beweisen, als wenn Du mit meinem armen Kinde gütig bist!" so ist ihr das selbstverständlich ein Beweis dafür, daß sein Kind ihm über Alles geht.

Kluge oder schwache Ehemänner werden daher des Hausfriedens wegen, und um ihr Kind nicht den Wuthausfällen der Stiefmutter preiszugeben, ihre natürliche Neigung zum Kinde so geheim als möglich halten, und so wird das Sprichwort wahr: Wer eine Stiefmutter hat, der hat auch einen Stiefvater. Und da sehet nun das verlassene Kind, die Mutter will es nicht, und der Vater darf es nicht herzen. Insgeheim thut er's aber doch; wird sie's gewahr, dann ist's freilich oft vielleicht nicht viel besser, als ob er bei der Liebkosung eines fremden Weibes betreten worden wäre.

Nun könnte sich der Mann allerdings damit trösten: je stärker die Eifersucht, desto größer die Liebe! wenn uns nicht die tägliche Erfahrung lehrte, daß diese Dinge nicht immer in geradem Verhältnisse stehen. Es gibt Frauen, die ein fremdes Weib, selbst wenn Gefahr im Verzug wäre, lange nicht so eifersüchtig machen kann, als das Stiefkind. Wenn dies Stiefkind nun gar ein Mädchen ist und so völlig erwachsen, daß die Gäste ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen beginnen, dann nähert sich das schlimme Gefühl der Stiefmutter dem höchsten Grad.

Umgekehrt, beim Stiefvater findet man jene unselige Stimmung gegen die Stiefkinder fast niemals, er behandelt sie, sorgt für sie, als wären es seine eigenen. Kommt das daher, weil er moralisch stärker ist als das Weib? Oder weil er gewissen Instincten minder unterworfen ist als das Weib? — Wir stehen hier vor einer räthselhaften Thatsache, die sich leicht als neuer Beweis ausbeuten ließe, wie weit die Frau von ihrer wahren Emancipation noch entfernt ist.

Es scheint, als ob die Natur dem Weibe in's Ohr geflüstert hätte: Gib

Deine Mutterschaft nicht zu billig hin; wie sollst Du ein Kind, das eine Andere geboren hat, damit beschenken? — O, sei froh, Weib, daß es eine Andere geboren hat, das Ding soll kein Spaß sein.

Ein alter, naivglaubender Dichter hat ein rührendes Lied gesungen von der guten Stiefmutter:

„Den Waislein gab sie das weiße Brot,
Den Eig'nen das schwarze nur;
Den Waislein gab sie vom Wein so roth,
Den Eignen vom Wasser nur.

Den Waislein gab sie ein Federbett,
Da waren sie frisch und froh;
Den Eig'nen gab sie zur Lagerstätt'
Auf der Erde ein Schäublein Stroh.

Da sprach eines Tages der Herr zu ihr:
„Du liebe Hausfrau mein,
Was gibst Du nicht gleich, o sage mir,
All' unsern Kinderlein?"

„Deine erste Frau mich bat, wenn Du
Mein Ehgemahl einst bist,
Daß ich an ihren Kindern thu',
Was gut und menschlich ist!"

Gut mag es sein, obwohl eine so ungleiche Behandlung der Kinder eben nicht nach eines Jeden Geschmack wäre; aber menschlich ist es nicht, sondern unmenschlich, einer Mutter das zuzumuthen. Jede, die etwa sagt, daß sie ihrem eigenen Kinde das fremde vorziehe, ist eine Heuchlerin, der viel weniger zu trauen, als der, welche offen bekennt, daß sie dem leiblichen Kind den Vorzug gibt.

Jedoch, wenn der Unterschied zu groß ist, mit dem die Stief- und die leiblichen Kinder behandelt werden, wenn die ersteren zu feindselig, die letzteren zu affenmütterlich bedacht sind, so fällt diese Bevorzugung in moralischer Beziehung meist zum Nachtheile des eigenen Kindes aus. Wie das Stiefkind eingeschüchtert, zurückgesetzt wird, so wird das eigene verhätschelt, zum Hochmuth, zur Rechthaberei und Rücksichtslosigkeit erzogen, für das Leben verdorben.

Wer wirkliche Mutterliebe von der Mutter eines eigenen Kindes zum Stiefkinde verlangt, der ist ein sehr großer Thor. Die bekannten Märchen und Lieder und Sprüche von der Stiefmutter beklagen sich nicht darüber, daß die Stiefmutter unzärtlich, sondern sie klagen, daß sie böse ist.

Und ihr Ruhm wird von heimatlos gemachten, verbitterten, glücklosen Kindern immer wieder neu verbreitet und bestätigt. Zu diesen gehört auch der Verfasser dieser kleinen Epistel, der seiner „linken Mutter" herzlich gerne eine Denkschrift weiht.

Dieses Verhältnis ist für das Frauenherz einmal kein gedeihlich Ding. Etwas sinken wird als Stiefmutter Jede. Die wahrhaft edle Frau wird als Stiefmutter milde und gut sein; die bloß gute eine zwar sorgende, aber kühle Pflegerin des Stiefkindes; das bösartige Weib ist als Stiefmutter ein Teufel. Die letztere ist, wie der Volksmund sagt, am besten im grünen Kleide.

Die alten Anschauungen bleiben also in ihrem Rechte. Die schlimme Stiefmutter ist zu tief im Weibe begründet, als daß man mit ihrer Reinwaschung Erfolg und Ehre erzielen könnte. Es soll genug damit gethan sein, wenn wir darauf hinweisen, daß auf dieser lieben Welt eben Alles seine gute Begründung hat — selbst die schlimme Stiefmutter. Immer ist sie jedoch nicht ganz so schlimm, als sie scheint. Es gibt doch auch Einige, denen dieser Artikel Unrecht thut.

Wenn aber der Witwer sagt: „Ich muß wieder heiraten, um meinen Kindern eine Mutter zu geben!" so ist das keine besonders gute Ausrede.

L.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben.

Plaudereien von P. K. Rosegger.

IX.

Ueber den Mangel an musikalischem Sinne.

Oft, wenn ich in diesen Tagen die Wagnerische Musik preisen höre, wird mir angst und bang. Ich vergesse gewöhnlich darauf, daß dieser Gegenstand in gewisser Beziehung mehr Principienfrage ist, als Gefühlssache, und so paßt das, was ich davon halte und darüber sage, niemals zum Gegegenstand. Ich halte Richard Wagner für einen bedeutenden Menschen und Philosophen, seine Musik aber ist mir unzugänglich. Ich weiß, daß ich mit diesem Bekenntnis meiner Bildung das Todesurtheil spreche.

Unsere musikalischen Wagnerfreunde — sie mögen tausendmal Recht haben — überstürzen aber die Sache. Sie verlangen von Jedermann, daß er an dieser neuen Art, der „Musik der Zukunft, in welcher die Kunst zur höchsten Vollendung emporgestiegen ist," absoluten Gefallen finden soll. Sie fragen nicht, ob man überhaupt Neigung zur Musik, Verständniß für dieselbe, oder musikalische Bildung besitze — kurzweg: es müssen Einem die Wagnerischen Opern gefallen, oder man wird verbrannt.*)

Die Begeisterung in diesen Menschen für diese Sache muß eine außerordentlich große sein, wenn darunter selbst bei sonst besonnenen Köpfen manchmal die Menschenkenntnis Schaden leidet. Und diese phänomenale Begeisterung läßt mich vermuthen, daß in Wagner's Musik wahrlich etwas Großes liegen muß.

Mir waren die socialen, humanitären Bestrebungen Richard Wagner's, dieses germanisch-christlichen Geistes, von jeher sympathisch, kein Wunder daher, daß ich oft mit stimmungsvoller Andacht zu seinen Opern gieng; im Opernhaus zu Wien habe ich den vollendetsten Vorstellungen beigewohnt. Das Meiste darin hat mich interessiert, Vieles erregt, Manches sogar erwärmt, aber tief in die Seele gegangen ist mir nichts, nachhaltig gepackt hat mich nichts.

Die Erklärung dafür ist einfach genug, ich bin eben keine musikalische Natur; ich habe von den berühmtesten Stücken Mozart's, Beethoven's, Bach's, Schumann's u. s. w. häufig auch nichts mit heimgetragen. Daß es schwache Stunden gab und noch gibt, in welchen ich der Versuchung nicht widerstehen kann, zu vorhandenem Texte Melodien zu erfinden, oder auf Saiteninstrumenten, die ich gar nicht zu handhaben weiß, phantastische Stimmungsbilder zu componieren, ist eine Schrulle der Natur, die mich auf Abwege hätte führen können, wenn ich sie jemals ernst ge-

*) Vor Kurzem habe ich die von einem „Wagnerianer" gesammelten begeisterten Aussprüche Richard Wagner's über Musik und ihre Classiker Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber und Spohr gelesen, und mich verwundert über das vom Herausgeber geschriebene Vorwort der Sammlung, in welchem dieser Herausgeber in Ausdrücken wie „gleißnerische Larve eines hergebrachten Classicitäts-Cultus", „gedankenlose Bewunderung classischer Denkmäler" mit einer merkwürdigen Geringschätzung von Dingen spricht, die sein großer Meister so hoch verehrt hat.

nommen hätte. Vor kurzem schrieb mir einer unserer bedeutendsten Musikkritiker: „Sie haben Sinn für Natur, Einfachheit und Echtheit; Sie stehen Wagner näher als sie glauben; plötzlich werden Ihnen die Schuppen von den Augen und Ohren fallen, Sie werden seine Musik verstehen, besser als Einer; nur ein Hügel ist es, der Sie heute noch von ihm trennt."

Der Schäker! Muß denn zu jedem Schaden der Spott kommen? Ich bin oft traurig darüber, daß mir das Reich der Musik mit sieben Schlössern verschlossen ist. Das Wenige, was mir aus den Schlüssellöchern entgegenklingt, entzückt mich freilich, entzückt mich mehr als jede andere Kunst, aber was ist es? Es ist die kindlichste Form, die man zur Kunst gar nicht zählen will, es ist das Volkslied.

Mein alter Schulmeister, Herr Michel Patterer, hat die Kunstmusik, wie sie eben damals war, und die Volksmelodie folgendermaßen unterschieden. Er sagte: Musik kann man machen, das Lied muß man finden. Er hat damit die abstracte, nach Willkür und Mode componierte Musik von dem organisch aus der menschlichen Wesenheit hervorgewachsenen Volkslied nach meiner Meinung trefflich charakterisiert. Es gibt einfache Arien — man weiß nicht, wer sie gefunden hat — sie leben Jahrhundert um Jahrhundert fort; die wunderlichsten Kunstrichtungen entstehen, die rauschendsten Kunstwerke werden erzeugt, bejubelt und vergessen — die schlichte Volksmelodie lebt. Sie lebt wie ein altes Sprichwort, das Jedem mundgerecht ist. Große Dichtungen kann sich das Volk nicht einprägen, aber in kleine Sprüche, Lieder und Vierzeilige faßt es sein Herz, und dieses alte ewige Herz lebt in ihnen von Geschlecht zu Geschlecht wie ein goldener Faden, der die Epochen der Menschengeschichte mit einander verbindet. Es kann auch heute noch ein neues Lied entstehen, wenn eine neue Sache Ausdruck heischt; aber hundert Opern werden leichter gemacht, als ein Lied gefunden.

Wie unmeßbar weit ist das Volkslied verschieden von Wagner's Musik! Nach all' meinen Erfahrungen und den Geständnissen Anderer weiß und höre ich, daß man für Wagner's Musik mit dem einfach natürlichen Empfinden nicht ausreicht, daß man dazu musikalisch gebildet sein muß.

Die Musik des Volkes ist der Tanz, der Marsch, das Lied. Meine Sache war der Tanz, der Walzer nie, wohl vielleicht darum, weil er so selten zu wirklich ästhetischen Körperbewegungen, sondern so oft zu tollem, ausgelassenem Treiben den Takt gibt. Wie angenehm an und für sich dieser Rythmus wirkt, das fühle ich im Marsch. Vollends aber das Volkslied, es kann mich durch frische, und dabei milde Stimmen, oder die Zither, einfach vorgetragen, rasch zu Thränen rühren; doch vielleicht ist es auch nicht einmal im Volkslied das Musikalische, was mich bewegt, vielleicht ist es die Macht der Erinnerung, die Stimmung aus Kindeszeit, die mir durch Weisen, welche ich einst von meiner Mutter und anderen lieben Menschen gehört, wieder aufwacht. Eine ähnliche Wirkung hat auf mich auch der Geruch einer Blume, der feuchten Erdscholle, des reifen Kornfeldes, des Heues und selbst — des Stalles.

Was der Kirchenmusik ähnelt, kommt mir nach dem Volkslied noch am nächsten; die getragenen, majestätisch feierlichen Klänge nehmen mich mit. Im Allgemeinen muß ich ein Musikstück öfter hören, bis es anfängt, mir zu gefallen; es muß in den Klängen vergangenes Leben an mir vorbeirauschen. Haydn's „Schöpfung" allein trat mich schon das erstemal gewaltig an, vielleicht weil mir die Schule durch die Kirchen- und Pastoralmusik schon bekannt war. Da existiert eine Weihnachtsmesse von Schiedermeier (ich weiß kaum, ob ich den Namen richtig schreibe), die mir mit ihren jauchzenden

Hirtenklängen und süßen Wiegenmelodien alles Weihnachtsglück meiner Kindheit wiederbringt.

Wenn ich zu einiger Vervollständigung meines Bekenntnisses auch etwas von einer modernen Oper sagen soll, so gestehe ich, daß der Sterbegesang in Verdi's „Aida“ auf mich wirkt, als hätte ich denselben in einem anderen Leben schon gehört, als wäre er einst aus meinem eigenen liebenden, hoffenden, sterbenden Herzen emporgestiegen. — Aus allen unermeßlichen Schätzen unserer Kunstmusik dieses Wenige! Aber aus diesem Wenigen ahne ich die Seligkeit, die in der Musik aus den Himmeln niedergesunken ist auf Andere.

Und dann — ach Gott! wie viel wäre darüber zu sagen! — müßte ich, um Musik nach meiner Art wahrhaft zu genießen, mit meinen leiblichen Augen nichts sehen, keine theatralischen Gaukeleien*), kein Publikum, dürfte keinen Applaus hören, daß nichts mich störe und zerstreue, daß nichts, nichts sei, als die Musik und ich. — Das Alles ist aber so fern von Wagner, wie eine Grille im Grase von einem Löwen in der Wüste.

Und mein Freund sagt, nur ein Hügel zwischen meinem Herzen und Wagner's Musik! Welchen Hügel meint er? — Ich beneide Euch um den Hochgenuß, von dem Ihr sprecht, so wie ich das Kind um den Glauben an einen persönlichen Gott beneide. Und aus lauter Herzeleid kann ich zornig werden, wenn es immer nur heißt: dieser Eine! Und nur dieser Größte!

Eines Tages gieng ich in die „Meistersinger“ in der Absicht, die Musik so unmittelbar als möglich auf mich wirken zu lassen. Der Chorgesang in der Kirche ergriff mich, das Preislied ergötzte mich; dazwischen aber kamen lange, lange Perioden, bei denen — Gott straf' mich hart! — mir der Gedanke aufsprang: So etwas könnte auch ich componieren. Gegen derlei Gedankenüberfälle, und wären sie noch so frivol und läppisch, kann man sich nicht schützen. Nur meine ich in der That, daß es für Einen, der Temperament hat und ein Instrument zu gebrauchen weiß, nicht schwer sein muß, Stimmungen, als: Freude, Lust, Langweile, Melancholie, Schwermuth, Zorn, Trauer u. s. w. durch Töne zum Ausdruck zu bringen.

Diese Wagnerische Manier, die den unmittelbaren Ausdruck einer Empfindung, eines Gedankens bezweckt, kommt mir vor wie die Musik in ungebundener Rede gegenüber der gebundenen, der metrischen, unter welcher ich die Melodie, die liedartige Musik meine. Allerdings mögen diese musikalischen Erzählungen, Schilderungen, Reden und Gefühlsausbrüche in Prosa oft von großer Gewalt sein — aber warum hat man Jahrtausende lang mit der Kunst, sei es der bildenden, bauenden, tönenden, dichtenden, das Metrische, Harmonische in Verbindung gebracht, ja selbes als einen Hauptcharakterzug der Kunst erklärt?

Als ich in meinem 23. Lebensjahre das erstemal einer Oper beiwohnte — es dürfte „Martha“ gewesen sein — hatte ich mit einem Lachreiz zu kämpfen, wie seither weder bei einer Operette, noch bei einer Posse. Daß da die Leute in den ernstesten Situationen einander ansangen, das kam mir so über die Maßen komisch vor, daß ich in meinem Innern zu Gott flehte, er möge mich hier, wo ich alle Zuschauer und Zuhörer so ernst und gerührt sah, vor dem Ausplatzen in Gelächter bewahren! — Man wird Alles gewohnt, und so ist mir in der Oper das Lachen allmählich vergangen. Aber mehr oder weniger komisch und widersinnig finde ich das Wesen derselben noch immer. Die unnatürlichste Fabel, als Hexenstücke, Geistererscheinungen können geglaubt werden, sind geglaubt worden, sind

*) Denn wirkliche dramatische Kunstübung kann von einem Opernsänger doch nur in den seltensten Fällen verlangt werden.

Wesenheiten aus der dem Menschen seit jeher eigenen Welt der Phantasie. Aber ein gesungener Dialog, ein Zweikampf, bei welchem die Streitenden im Stadium der höchsten Wuth nach den Noten singen, ist das im Leben jemals erhört worden? Es ist ein Mißverhältnis, das trotz der schönsten Melodie, der packendsten Musik nicht harmonisch wirken kann. Was im Leben ganz und gar unmöglich ist, kann das Höchste in der Kunst nicht sein. — Man solle es auch nur einmal in unserem gewöhnlichen Leben versuchen, etwa seiner Erwählten eine erste Liebeserklärung vorzusingen, man würde schon sehen, was geschieht!

Der Bauer pflegt seine Liebeserklärung zwar auch häufig zu singen, und zwar in seinen Vierzeiligen, aber das geht ganz anders vor sich, als in der Oper. Ich glaube, daß die Menschen selbst auf dem Höhepunkte ihrer seelischen Entwicklung niemals in der Art kunstsinnig sein werden, daß sie singend freien, singend klagen oder verzweifeln, singend sterben werden. Darum dünkt mich, daß — wenn Richard Wagner mit seiner Kunst den höchsten Ausdruck des Menschenthums erzielen will — er nicht gut gethan hat, dazu die Form der Oper zu wählen.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich so über Dinge rede, die ich nicht verstehe. Hier liegt es jedoch in der Natur der Bekenntnisse, sich ohne Rücksicht und Absicht vorzustellen. Ich weiß ja, wir viel Treffliches gegen meine Meinung gesagt werden kann und gesagt worden ist. Aber wie oft wird man geschlagen, ohne sich geschlagen zu fühlen! Man kann wohl geradezu verhöhnt werden, wenn man es nicht vermag, sich bestimmten (entweder durch das Herkommen geheiligten oder durch die Mode dominierenden) Richtungen anzuschließen. Ihr solltet aber selbst im edlen Rausche der Begeisterung für Ideales nie vergessen, daß besonders das Wesen der Kunst für Jeden Sache der Empfindung, der Naturanlage ist; Ihr solltet doch nicht vergessen, daß es auf dieser Welt verschiedene Menschen gibt, die weder in Bezug auf Staat, noch auf Religion, noch auf Wissenschaft und Kunst unter eine Kappe zu bringen sind, und daß jedem Lappen seine Kappen am besten gefällt.

Zur Oper mache ich noch ein kleines Anhängsel. Ich bin den singend Mordenden und den singend in seinem Blute Sterbenden gewohnt worden, aber Ein's ist mir heute noch unbegreiflich, ja empörend. Daß man gerade die schönsten musikalischen Stellen mit einem heidenmäßigen Lärm unterbrechen darf! In die stimmungsvollsten, erschütterndsten Scenen einer Tragödie Gassenhauer hineinbrüllen hören, könnte mir nicht so zuwider sein, als der Applaus mitten in der Oper. Dort kann man sich nöthigenfalls mit Denken und Vorstellen helfen; die Musik aber bleibt durch das Spectakel zerstört. Es ist Beifallsausdruck, Ehrenbezeigung, sagt man. Gut. Bringt Eure Zufriedenheitssymptome an, wie Ihr wollt, aber schädigt damit den Gegenstand nicht, der Euch entzückt. Wem fällt es ein, in einer öffentlichen Gemäldeausstellung das schönste Bild mit Lorbeerkränzen und Schleifenflitter zu verdecken? Aber das musikalische Bild, an welchem durch kostbare Mittel die Stimmung des Hörers mühevoll aufgebaut wurde, darf in seinen herrlichen Weiheklängen unterbrochen werden! Das Austönen und Nachklingen in der Seele darf verwüstet, gewaltsam abgerissen werden! Ich bin so frech, zu behaupten: wer das kann und entschuldigt, der versteht von Musik noch weniger als ich.

Und das sagt genug.

Der Theater-Regisseur an das Publikum.

Eine Parabase von R. Hermann.

Nun murre mir nicht, o Publikum, wenn ich die Stimme erhebe!
Ich weiß, Du wartest auf lachende Lust, daß der Hanswurst sie Dir gebe;
Doch wurde gefehlt von Dir, nicht von uns, wenn Du Dich fühlest betrogen:
Man komme nicht, um sich an Späßen zu freu'n, zum Tempel der Kunst gezogen.
Hier walte und webe ein Jeglicher ernst, nach Kräften die Würde zu wahren,
Die Würde der Schönheit, von der Ihr sogleich, da sie Euch fremd, sollt' erfahren.
Und sprech' ich, was schon ein Anderer sprach, verschieden nur Umständ' und Worte,
So thut Ihr nicht Recht, mich schuldig zu schrei'n, als stäl' ich in Diebstahl und Morde.
Es sind doch der Kanzeln gar viele im Land und Priester, den Glauben zu lehren,
So wollt auch mir, Ihr Gewogenen, nicht vom Schönen zu pred'gen verwehren.
Gern räum' ich es ein: ein Höherer hat zu meinem Amt mich begeistert;
Nicht schimpflich ist's, wenn ein Großer uns lehrt, wenn ein Weiser uns lenket und meistert.
Ihr meint, was der Edle verkünden gedurft, von mir sei's ein freches Erkühnen;
Doch ist ja die Frechheit Spießbürgerin jetzt auf Deutschlands französischen Bühnen!
Und da Ihr so manches schamlose Wort, wo's ziemlich war, recht sich zu schämen,
Ohne Röthe ertrugt, so mögt Ihr auch nun mein gutgemeintes vernehmen.
Bemühen will ich mich, daß ich Euch schon', in flüssigen Vers es zu kleiden,
Was innig mich kränkt als drückende Schmach, als lebenverzehrendes Leiden.

Es gab eine Zeit, da lebte ein Volk, dem Sophokles wurde geboren.
Bewußt war sich dessen das Volk, und es gieng des Dichters Wort nicht verloren.
Und welcher der Großen zur Menge sprach, sie lauschte mit feurigen Sinnen:
Wie war es doch schön in Griechenland, der Kamönen Gunst zu gewinnen!
Und unser Volk? — Wohl strömt es herbei, herbei zur geweiheten Stätte,
Um sich in plumper, unwürdiger Lust zu freu'n an der Operette.
Ein sinnloser Taumel und Sinnenreiz — mehr fordert es nicht im Theater;
Sie krönen mit Lorbeer den üppigen Faun und verschmähen der Gottheit Berather.
Der Gottheit Berather — das ist der Poet, der das Ewige herrlich verkündet,
Der es mit zaub'rischen Klängen verklärt und an ewige Rhythmen es bindet. —
Die Jugend, die hell noch die Flamme durchloht, die später im Alter verglimmet,
Sie ist im tiefsten, heiligsten Ton bis zur Gemeinheit verstimmet.
Sie verbraust die Kräfte in wüster Jagd und vollendet ermattet das Leben, —
Da kann ihr freilich des Dichters Geist nicht Wärme noch Leuchte geben!
Sie findet Geschmack nur am schlüpfrigen Wort, an frechen Soubrettenmienen,
An lallendem Blödsinn, versüßt durch Musik, und schwärmt für Ballerinen. —
Und sollt' es sich treffen, was selten sich trifft, daß Shakespeare's Geist noch erstehet,
So wird er vom geistlosen Publikum mit spöttischem Lächeln verschmähet.
Besieht es sich doch den tragischen Schnack, gilt's sicher And'rem zu Liebe;
Uns schreckt kein Shakespeare, kein Schiller, kein Gott — wir kennen nur unsere Triebe.
So findet, wer sucht, auch im Trauerspiel gewiß Unterhaltung in Fülle:
Man macht sich gesehen, man sieht, man besucht und erzählt sich vom nächsten Vaudeville,
Wirft auch mitunter den kritischen Blick hinab auf das tragische Treiben,
Um dann zu lächeln, zu üben den Witz und weiter die Zeit zu vertreiben. —
Und jene Stimme, die auserwählt aus vielen, das Schöne zu küren
Und vom verderblichen Abweg die Kunst auf heilige Bahnen zu führen;
Die Stimme, die Lessing erschütternd erhob, Wegweiser dem fernsten Geschlechte,
Sie ist verschrieen von heiserer Wuth im nied'ren Parteiengefechte,
Geschwächt von blökendem Unverstand, geschändet von frecher Gemeinheit,
Sie wurde des Wucherers Dienerin, verkümmert zu schmutziger Kleinheit.
Das Volk aber, wehe! vergöttert sie blind und folgt ihrem eitlen Geschwätze,
Ihm wiegt der Künstler kaum einen Deut, der Kritiker goldene Schätze. —

Da muß des Schaffenden quellender Strom im Sande der Leerheit versiegen,
Und der gewaltige, dichtende Geist dem Zeitengeiste erliegen.
Da müssen sterben am drängenden Glück, am verschloss'nen, die hohen Poeten —
Und müssen sterben an Hungersnoth in Deutschlands blühenden Städten!
Noch zeugst Du Geister aus Sonnenlicht, bist, Land! noch arm nicht geworden:
Als neuen Glücksstern grüße ich Dich, des „Harold" Sänger im Norden! —
Der Franzmann aber trägt den Kranz und trägt den gefüllten Säckel,
Ein schamloser Lacher, nach Paris — o Deutschland: Mene tekel!
Es ist der Franzose gefällig und leicht und gewinnt sich die Bühnen, die Herzen,
Die Völker, die Fürsten, die Scepter der Welt mit seinen Lustspielscherzen;
Und fallen die Scherze dann blutig aus, wir müssen sie blutend ertragen,
D'rum hüte Dich, Deutschland, und sieh' Dich vor, sieh' zurück nach vergangenen Tagen!
O kehre zurück, mein deutsches Volk, Du Volk, so stolz und erhaben,
Bekehre Dich, mein deutsches Volk, in Reue die Seele zu laben!
O schlag' an die Brust und thu' ein Gelübd', das frommste seit Menschengedenken,
Du wollest nun der erhabenen Kunst, den Lorbeer dem Göttlichen schenken —
— Doch wehe! ich fühle, Du wirst es nicht, noch viele und lange Jahre,
Du eilst zurück vom Fortschritt der Kunst und gelangst zur Wieg' oder Bahre.
Zur Bahre, wenn die Bühne dereinst zur Jahrmarktsbude geworden
Und der Gesittung Hochaltar zum Pfuhle schamloser Horden;
Wohl möchten unter Schiller's Cothurn die geschändeten Bretter dann brechen —
Zur Wiege, wenn sie erwacht, die Nation, der Väter Schande zu rächen.
Dann wirf in die Tempel, wie Herostrat, die Flamme — sie rase, die rasche —
Und glänzend in seinem Farbenschmuck entschwingt sich der Phönix der Asche.

Ueber Nervosität.

Nach Freiherrn von Krafft-Ebing.

Diese allerwärts so empfindlich wahrnehmbare und bisher so selten richtig beleuchtete Zeitkrankheit hat vor Kurzem durch Professor R. Freiherrn von Krafft-Ebing eine überaus lehrreiche Besprechung gefunden. Das Mädchen-Lyceum in Graz, zu dessen Gunsten der Vortrag gehalten wurde und dessen Aufgabe es ist, durch gemeinnützigen Unterricht das Wohl der Familie und der Gesellschaft zu fördern, hat den Vortrag vervielfältigen lassen und ist derselbe in der Universitätsbuchhandlung Leuschner und Lubensky in Graz zu haben. Im Interesse der Sache stehen wir nicht an, die ausgezeichnete Abhandlung, wenn auch nur auszugsweise, unseren Lesern vorzuführen.

Die Signatur unserer Zeit — sagt Kraft-Ebing — ist Blutarmut und Nervenschwäche.

Unser eisernes Zeitalter weist eine Unzahl von Menschen auf, denen es an dem nöthigen Eisengehalt im Blute fehlt und die „zu viel Nerven und zu wenig Nerv" haben.

Der Blutarmut an Bedeutung gleichkommend, steht die sogenannte Nervosität in der modernen Gesellschaft da. Sie äußert sich in einer abnorm leichten Afficierbarkeit des Nervensystems, zugleich in rascher Erschöpfbarkeit desselben bis zur zeitweisen Leistungsunfähigkeit.

Verbreitung und Einfluß dieser Nervenkrankheiten in dem Dasein der heutigen Gesellschaft sind außerordentlich.

Die Nervosität vergiftet das Lebensglück unzähliger Menschen schon an der Wurzel ihres Lebens, stört Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit des Einzelnen wie ganzer Familien, und repräsentiert jedenfalls eine erhebliche Quote körperlichen und geistigen Siechthums in der Bevölkerung.

Ihr Walten erfährt eine grelle Beleuchtung durch die allerwärts er-

schreckend überhand nehmenden Fälle von Trunksucht, Selbstmord und Irrsinn. Wenn man die Ziffern der Statistik über diese menschlichen Gebrechen durch die letzten Jahrzehnte verfolgt, so kommt man zu der beängstigenden Anschauung, daß trotz aller glänzenden Erfolge der Culturentwicklung, trotz der unbestreitbaren Lichtseiten der modernen Civilisation die Gesellschaft einem moralischen und physischen Bankerott zusteuere und für sie eine geradezu trostlose Perspective sich eröffne.

Thatsächlich ist Nervosität, die man früher als das traurige Privilegium der höheren Stände ansah, heutzutage ein allgemein verbreitetes Gebrechen. Man trifft sie beim Mann wie beim Weib, beim Kopf- wie beim Handarbeiter, beim Lehrer wie beim Schüler.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß in dieser Epoche menschlichen Culturfortschrittes, so reich an Kämpfen und Schlachten des Geistes, neben so vielen Siegern auch Besiegte, Verwundete und Todte sich ergeben, in einem Ringkampfe, der vielfach als ein wahrer Kampf um's materielle und geistige Dasein der Individuen und der Völker dasteht.

Es läßt sich erwarten, daß wieder ruhige Zeiten in der Culturentwicklung eintreten, zugleich Zeiten, in welchen die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit sich vermindern. Dann werden die Menschen Zeit finden, sich den Lebensbedingungen anzupassen, und der Kampf ums Dasein wird sich dann nicht mehr so schwer fühlbar machen wie in der Gegenwart.

So läßt sich beispielsweise erwarten, daß mit Zunahme der Gesittung und der Entwicklung des internationalen moralischen Sinnes die Kriege seltener werden und die Nationen nicht mehr einen großen Theil ihres Gutes und Blutes auf die Erhaltung gewaltiger Armeen verwenden müssen.

Als Kindern unserer Zeit erscheint es naheliegender, die Fragen nach den Ursachen, Erscheinungsweisen und Verhütungsmitteln der sogenannten Nervosität in's Auge zu fassen.

Die erste Aufgabe in der Verfolgung dieses Zieles ist die Klarstellung der Ursachen der Nervosität in der Gegenwart.

Sie können hier nur angedeutet werden.

Als die Grundbedingungen der Erhaltung der Nervenkraft lassen sich bezeichnen:

1. eine genügende Ernährung des Nervensystems;

2. ein richtiges Verhältnis zwischen Ansammlung von Nervenkraft und Verausgabung solcher — ein richtiger Wechsel zwischen Thätigkeit und Ruhe.

Der gegenwärtigen Generation fehlt es vielfach an gesundem Blut.

Statt das Feld zu bebauen, der Jagd und der Fischerei in Gottes freier Natur nachzugehen, wie es die eigentliche und ursprüngliche Art des Menschen war, nöthigt die heutige Civilisation dazu, das Leben in der Stube, dem Bureau, dem Arbeits- und Fabriksaal zuzubringen.

Mit der überhandnehmenden Theuerung der Lebensmittel wird für viele Menschen der Genuß von wirklicher Nahrung fast unerschwinglich. Der ungenügenden Nahrung wird ein künstlicher Ersatz geboten durch gewisse Genußmittel, wie z. B. Kaffee, Thee, Branntwein.

Es sind dies Substanzen, geeignet den Stoffwechsel zu verlangsamen und künstlich vorübergehend die Nerven zu beleben, zu Leistungen anzuregen und dazu zu befähigen.

Die zweite Grundbedingung zur Erhaltung der Nervenkraft ist ein richtiges Verhältnis zwischen Nervencapital und Verausgabung desselben, zwischen Ruhe und Thätigkeit. Das wichtigste Restaurationsmittel für das ermüdete Nervensystem ist der Schlaf. Deshalb fühlt sich auch der gesunde Organismus Morgens am aufgelegtesten zur Arbeit und ist auch thatsächlich am meisten zu solcher befähigt.

Anders ist es bei dem nervösen oder schon wirklich nervenkranken Menschen. Er fühlt sich vom Schlaf nicht erquickt, dumpf im Kopf, wenig aufgelegt zur Arbeit. Seine beste Zeit ist in der Regel der Abend.

Für ihn ließe sich das Scherzwort citieren „des Morgens hecktisch, des Abends elektrisch".

Gegen die zweite Grundbedingung einer Erhaltung der Nervenkraft wird von der jetzigen Generation am meisten gesündigt und es ist wahrlich keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß bei einem großen Theil der Menschen der modernen Civilisation, namentlich bei den Bewohnern der Großstädte, das Nervensystem in einem permanenten Zustand der Reizung und Ueberreizung, in einem gleichsam fieberhaften Erregungszustand sich befindet.

Eine solche Lebensweise nützt nothwendig die Nervenkraft vor der Zeit ab und bereitet ein vorzeitiges Alter mit mannigfachen leiblichen und geistigen Gebrechen. Wer zum erstenmal das Leben und Treiben einer modernen Großstadt erschaut, mit seinem Jagen nach Gelderwerb und Genuß, unter Preisgebung der körperlichen und geistigen Ruhe, des Schlafes, des Familienlebens und Familienglücks, mit Entfesselung der wildesten Leidenschaften, der wird, falls er noch mit gesunden Nerven in diesen Arbeits- und Sinnentaumel hineingeräth, sich höchst unbehaglich fühlen und in die Ruhe seines ländlichen und häuslichen Lebens sich zurücksehnen.

Nur der Großstädter findet Behagen an diesem Treiben, aber dies Behagen ist kein Zeichen der Gesundheit und Kraft, sondern der nervösen Ueberreizung und Schwäche.

Sein Nervensystem erträgt nicht mehr das einfache ruhige Leben, so wenig als der kranke und geschwächte Magen des Schlemmers Behagen an solider Hausmannskost findet, und wie dieser nur mit pikanten Saucen und Gewürzen und dem ganzen Raffinement der Kochkunst bestehen zu können vermeint, so bedarf Jener der socialen Reizmittel und Genüsse des großstädtischen Treibens, um seine überreizten Nerven zu befriedigen.

Je überreizter und ungesunder das Nervensystem ist, umso mannigfaltigerer und pikanterer Reize bedarf es übrigens, um Befriedigung zu gewähren.

Aber derlei Reize kosten Geld, viel Geld, und für diese immer mehr zum Lebensbedürfnisse werdenden Genüsse muß das Gehirn aufkommen.

Wie kann es da anders sein, als daß der Tageslauf einer Unzahl Menschen nur eine fortlaufende Kette der schlimmsten Schädlichkeiten für das Nervensystem wird!

Des Tags über äußerste Anstrengung im Beruf — kaum Zeit zum Essen — Zeit ist ja Geld — beständiger Kampf mit der Concurrenz, große Verantwortung und Anforderungen im Beruf — Abends dringendes Bedürfnis nach Erholung, Genuß um jeden Preis! Aber die überreizten Nerven bedürfen außerordentlicher Reizmittel.

Die Großstadt liefert sie in Form von Schauerdramen, Ehebruchkomödien, Trapezkünstlern, nervenerschütternder Musik, grellen Farbenbildern, starken Weinen, Cigarren, Liqueuren, Clubs, Spiehöllen, aufregenden Nachrichten von Verbrechen und Unglücksfällen in der Tageschronik der Zeitungen.

Nachdem der Großstädter diese verschiedenartigen Reize des modernen Culturlebens in zumeist schlecht ventilierten Localitäten bis tief in die Nacht hinein gekostet hat, begibt er sich endlich zur Ruhe, um am anderen Morgen müde und verstimmt sein Tagewerk von Neuem abzuhetzen.

Bei dieser Uberhastung und Ueberreizung genügen nicht mehr gewöhnliche Bahnzüge, sondern nur Schnell-, Courier-, Expreßzüge, nicht Briefe, sondern nur Telegramme; die Zeitungen müssen zwei- bis dreimal des Tages erscheinen.

In dem blasirten Dasein des modernen Culturmenschen ist der Montag ein Unglückstag, weil er keine Zeitungen bringt und eine Woche, die keine Scandale, schreckliche Unglücksfälle und politische Ereignisse bietet, erscheint unerträglich.

Als die wichtigsten Ursachen für die allgemein überhandnehmende Nervosität lassen sich summarisch anführen: Die Abnahme der ländlichen Bevölkerung und des Ackerbau's, das riesenhafte Anschwellen der Großstädte und der Aufschwung des Fabrikslebens mit den daraus sich ergebenden Schädlichkeiten in gesundheitlicher und moralischer Hinsicht.

Dazu die Anhäufung eines geistig und leiblich verkommenen Proletariats; der zunehmende Pauperismus; die fortschreitende Irreligiosität, womit unzählige Menschen den sittlichen Halt, die Stütze in der Noth des täglichen Lebens verlieren; dazu die Hast des modernen Lebens mit seinen politischen und geschäftlichen Aufregungen, unter welchen Wahlkämpfe und Börsenspiel keine geringfügige Stelle behaupten; die Concurrenz in Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe; des Weiteren die Ausschweifungen aller Art; die Verfeinerung der Bedürfnisse und Genüsse; die zunehmende Ehelosigkeit, die intellectuell aufreibende und moralisch schädigende Sucht nach Reichthum und Wohlleben.

Alle diese Schädlichkeiten machen sich gesteigert in der großstädtischen Atmosphäre geltend.

Aber das großstädtische Leben bringt es mit sich, daß leider allzu früh schon das Kind in dieses verderbliche Treiben der Erwachsenen mit hineingezogen wird. Unvernünftige Eltern schleppen ihre Kleinen auf Vergnügungen mit.

Sie verschaffen ihren Kindern das zweifelhafte Glück von Kinderbällen und Kindersoiréen.

Das Gemüthsleben wird in diesen Existenzverhältnissen beständig in Anspruch genommen. Gemüthsbewegungen gehören aber zu den wirksamsten Ursachen aller möglichen Nervenkrankheiten.

Sie wirken um so verhängnißvoller da, wo sie mit geistiger Ueberanstrengung zusammentreffen.

Es ist kein Wunder, daß am Manne der modernen Gesellschaft diese Katastrophen zunächst und zumeist auftreten, denn er ist es, der für dieses complicierte und verfeinerte Leben mit seinem Luxus und Genuß durch seines Gehirnes Arbeit aufkommen muß.

Die beim Manne des 19. Jahrhunderts so erschreckend häufig auftretende sogenannte Gehirnerweichung ist nur eine pathologische Theilerscheinung und Folge ungesunder gesellschaftlicher Zustände.

Zu den mächtigsten Ursachen für die Entstehung von Nervenkrankheiten gehört ferner der Mißbrauch der geistigen Getränke.

Nicht selten geht er aus bereits vorhandener nervöser Schwäche hervor, gleich wie der des Opium, Morphium, insofern derartige Mittel geeignet sind, den gesunkenen Lebensmuth zu heben, Sorgen zu zerstreuen und das erschöpfte Nervensystem zu neuen Leistungen künstlich zu befähigen. Darin liegt wohl ein Grund, warum in unserer nervensiechen Zeit der Verbrauch dieser Stoffe von Jahr zu Jahr und rapid anwächst.

Auch mit der Erziehung, wie sie heutzutage, namentlich bei den Kindern der höheren Stände zur Ausführung kommt, kann der Arzt und Menschenfreund nicht einverstanden sein.

Doppelt gefährdet sind die Kinder nervöser Eltern. Zu der Vererbung einer krankhafte Anlage kommt hier der fatale Einfluß einer verfehlten Erziehung, insofern in dem so empfänglichen kindlichen Alter die Temperamentsfehler und Schrullen der Eltern imitatorisch auf die Kinder wirken und jene durch ihre Nervosität Begehungs-

und Unterlassungssünden sich zu Schulden kommen lassen.

Hauptfehler sind in dieser Hinsicht: zu große Härte oder Nachgiebigkeit, Verzärtelung, Großziehen von Sentimentalität.

Da folgt man dem unseligen Zug der Zeit, nach oben zu streben und setzt Alles daran, das Kind vorwärts zu bringen.

Der Sohn des Vornehmen könnte ein guter Handwerker werden. Man strengt ihn an, hilft nach mit Privat-Unterricht; ein wenig Protection muß das Fehlende ersetzen. Aber der Ehrgeiz rächt sich bitter. Im besten Fall wird aus dem armen Menschen ein schlechter Beamter zum Unglück seines Vaterlandes; aber Unzählige leiden an ihrer geistigen und leiblichen Gesundheit Schiffbruch und werden nervöse, sieche Menschen.

Unzweifelhafte Gefahren für die Gesundheit, selbst da, wo es sich um gut constituierte, nicht nervös beanlagte Kinder handelt, bietet die moderne Schule. Unsere Jugend ist überbürdet mit Lehrstoff nach vielfach recht unzweckmäßigem Lehrplan. Man erstrebt ein Vielwissen auf Kosten des Gutwissens, auf Kosten des Schlafs, der körperlichen Gesundheit, auf Kosten der Herzens- und Charakterbildung.

Es sei mir gestattet zwei Aussprüche medicinischer Autoritäten bezüglich des Einflusses der Schule auf das leibliche und geistige Wohl der Schüler anzuführen: Geh. Rath Professor Nußbaum in München sagt:

„Ich habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß das lange Schulsitzen und namentlich das viele Lernen zu Hause die Kinder körperlich und geistig elend macht. Die große Mittelclasse wird durch langes Lernen so ermüdet, daß das Auffassungsvermögen unendlich verlangsamt wird. Gehirnüberreizung, bleichsüchtiges Aussehen, glanzlose Augen, Kurzsichtigkeit, Wirbelverkrümmung, Kopfschmerzen, Nasenbluten, der sogenannte Schulkropf sind uns Aerzten als Folge der Ueberanstrengung wohl bekannt.

Das Turnen, so vorzüglich es ist, kann hier kein Rettungsmittel genannt werden. Man meinte, die Kräftigung der Muskeln durch Turnen würde dem blutüberfüllten Gehirn ein gewisses ausgleichendes Gegengewicht liefern, allein die Erfahrung zeigt, daß das beschädigte Gehirn durch Kräftigung der Muskeln nicht reparirt wird. Hier hilft nur Beschränkung der Lernzeit.“

Professor Roßbach in Würzburg tadelt das Schulwesen der höheren Schulen mit folgenden bitteren, aber keineswegs übertreibenden Worten:

„Unsere Gymnasien überlasten die Augen außerordentlich und vernachlässigen gänzlich die Pflege des Körpers. Statt von den Alten, in deren Geist einzuführen sie vorgeben, das System der harmonischen Durchbildung von Geist und Körper auf unsere Zeit zu übertragen, sind sie die einseitigsten grammatikalisch-philologischen Dressuranstalten. Ueber der Grammatik wird der Geist der Alten, über dem zu vielen Sitzen der Körper der Jungen ganz vergessen und vernachlässigt. Unsere Knaben mit ihrem von kräftigen Voreltern vererbten Triebe nach kräftiger Bethätigung werden in übelriechende staubige Schulzimmer zusammengepfercht. Die sogenannte Freizeit wird ihnen durch Hausaufgaben verkümmert. Den langen Winter hindurch sitzen sie, so lange es hell ist, in der Schule und in der Dunkelheit ist das Spazierengehen strengstens untersagt. Wenn sie nach der Schule rennen und kämpfen und so wenigstens auf dem Heimweg einigermassen den Gesetzen der Natur unbewußt nachzukommen suchen, so sperrt man sie ein.“

Von allen Seiten, von Privaten, von ärztlichen und humanitären Vereinen werden diese Klagen erhoben und selbst einsichtsvolle Schulmänner gestehen bereitwillig zu, daß die moderne Mittelschule einer gründlichen Reform bedarf. Es sei nur darauf

hingewiesen, daß nach Autoritäten im Fach der Augenheilkunde der Percentsatz der kurzsichtigen Schüler Deutschlands 60—80 beträgt und von Classe zu Classe ansteigt.

Die Ueberbürdung in den höheren Classen der Gymnasien und Realschulen ergibt sich aus der Thatasche, daß in diesen bis zu 36 Schulstunden per Woche absolviert werden müssen und nicht genug damit, den Schülern eine häusliche Arbeit zugemuthet wird, die selbst für den Besserbegabten ein Pensum von zwei bis vier Stunden im Tag bedeutet. Das ist viel, viel zu viel für das Gehirn des Erwachsenen, wie soll dabei ein in Entwicklung begriffener Organismus bestehen?

Von der rapiden Entwicklung des menschlichen Wissens in unserem Jahrhundert wird eben auch die Schule berührt. Man vermag sich nicht zu entschließen, die humanistischen classischen Studien, in welchen die Bildung vergangener Jahrhunderte aufgieng. zu beschränken und kann gleichwohl die realistischen, naturwissenschaftlichen Wissensgebiete der Neuzeit nicht ignorieren. Dazu kommt, daß der internationale Verkehr, Dank unseren modernen Beförderungsmitteln, ein immer regerer wird und dem Gebildeten die Kenntnis mehrerer lebender Sprachen noth thut.

Die Folgen sind die bekannten Schulkopfschmerzen, welche sich am Sonntag und in den Ferien rasch zu verlieren pflegen, gleichwie Nasenbluten, Gehirncongestion, Erschwerung der geistigen Auffassung, Verstimmung und Erschöpfung.

An dieser Ueberfüllung mit Lehrstoff krankt aber nicht bloß das Gymnasium, das neben classischen Sprachen moderne, ferner Geschichte, Literatur, Mathematik und Naturwissenschaften lehrt, sondern auch das Realgymnasium, das neben modernen Sprachen in der Anforderung an realistische Studien vielfach über die Ziele des praktischen Lebens hinausgeht.

Sogar der Volksschule wird eine Ueberbürdung mit Lehrstoff vorgeworfen, deren Folgen nach meiner Erfahrung jedoch nicht an den Schülern, wohl aber an den Lehrern nachweisbar sind.

Alle diese Schäden werden noch gesteigert da, wo ungenügende Schullocalitäten, mangelhafte Ventilation und Beleuchtung durch die Ungunst der Verhältnisse zur Geltung kommen.

Auch die Erziehung des weiblichen Geschlechtes ist in Schule und Haus eine verfehlte und legt damit den Grund zu Nervosität und daraus entstehenden Nervenkrankheiten.

Es wird ein Uebermaß von positivem Wissen verlangt und dadurch eine Ueberbürdung des Gehirns mit Eindrücken, die im Wesentlichen nur das Gedächtnis in Anspruch nehmen, hervorgerufen.

Noch größere Fehler hat die moderne häusliche Erziehung des Mädchens aufzuweisen.

Der Beruf des Weibes ist die Ehe. Durch unzählige Generationen ist sein geistiges Wesen zu diesem erhabenen Beruf ausgebildet. Spielt doch schon das kleine Mädchen Mama mit seiner Puppe! Die modernen socialen Verhältnisse gestatten aber dem Weibe, wenigstens in höheren Ständen, immer seltener und später diese Erfüllung seiner gesellschaftlichen Bestimmung.

Daran ist die heutige Erziehung des weiblichen Geschlechts größtenteils selbst schuld.

Die alte bürgerliche Einfachheit hat einer enormen Complicirtheit der Lebensbedürfnisse Platz gemacht. Für sie muß der Mann aufkommen durch seines Gehirnes Arbeit. Er entschließt sich begreiflich spät und schwer zur Ehe. Das Mädchen aus höheren Ständen, wenn es nicht reich und schön ist, wird eine alte Jungfer. Es hat seinen Beruf verfehlt und das führt bewußt oder unbewußt zu Verstimmungen gegen sich und die Welt und zu einem Heer von Nervenkrankheiten.

Aber auch da, wo das Mädchen Frau und Mutter wird, gibt eine verfehlte Erziehung nur zu häufig Anlaß zu Enttäuschungen, Gemüthsbewegungen, ehelichem Unfrieden und Unglück.

Damit ist der Entwicklung von Nervenleiden nicht nur bei der Frau, sondern auch beim Manne Raum gegeben. Die hauptsächlichsten Erziehungsfehler in dieser Hinsicht sind mangelnde Erweckung des Sinnes für Häuslichkeit, für Edles und Höheres, Erziehung zu hohlem Schein, zur Salondame mit Verkümmernlassen der echt weiblichen Tugenden, wie sie das Weib als Hausfrau und Mutter nöthig hat.

Praktisch äußern sich diese Fehler in der Sucht mit den Töchtern zu glänzen, sie brillant zu verheiraten und früh an den Mann zu bringen.

Damit hängen zusammen zu frühe Einführung in das gesellschaftliche Leben, Vollpfropfung mit Kenntnissen und Fertigkeiten bei trostloser Oberflächlichkeit der Gesammtbildung, bei mangelnder Herzensbildung, Erweckung von Hang zur Putzsucht zum Luxus. Selbstverständlich fehlt in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes auch das zur Mode gewordene Clavierspiel nicht.

Das Weib hat in der heutigen Gesellschaft allerdings noch eine andere Aussicht, eine ehrenvolle Existenz zu finden als durch die Ehe, insoferne es eine Wissenschaft, eine Kunst, einen Beruf erlernt und ausübt. Aber in dieser, der eigentlichen Bestimmung der Frau nicht mehr entsprechenden Lebensstellung liegt eine nicht zu unterschätzende Quelle für das Entstehen von Nervosität.

Das Weib ist zarter organisiert als der Mann, weniger befähigt zum Kampf ums Dasein als dieser, denn seine Bestimmung war durch unzählige Generationen eine andere.

Die Jetztzeit stellt große Anforderungen an die körperliche und geistige Leistung. Versucht es das Weib, eine Stellung außerhalb der Ehe zu erringen, so läuft es große Gefahr, in diesem Kampfe um das materielle Dasein zu erliegen.

Wie das Weib aus höheren Classen der Gesellschaft Gefahr läuft, durch geistige Ueberbürdung in der Erringung einer Lebensstellung sein Nervencapital aufzuzehren und dem Nervensiechthum anheimzufallen, so ist durch körperliche Ueberanstrengung das Weib aus niederen Ständen, das sich mit der Hände Arbeit sein Brot verdienen muß, nicht minder gefährdet. Minimaler und unterminimaler Lebenserwerb bei 14- bis 16stündiger, sitzend zugebrachter, körperlich anstrengender Tagesarbeit ist sein Los, ein elendes Sclavenleben, unwürdig unserer Civilisation. Der Arbeitgeber zieht unverhältnißmäßigen Gewinn, die arme Handarbeiterin wird körperlich siech und nervenschwach. Ganz besonders schädlich und direct zur Nervosität führend, wirkt dabei die Nähmaschine.

Wie geistige Ueberbürdung, so hat auch das Nichtsthun seine Gefahren für die Integrität des Nervenlebens. Für das rüstige, noch nicht alte Gehirn ist Geistesarbeit ein unabweisliches Lebensbedürfnis.

Wer am Abend seines Lebens rechtzeitig vom Berufe zurücktritt, thut wohl daran. Er verlängert sein Leben und genießt es, indem er die wohlverdiente Ruhe wohlthätig empfindet und befriedigt auf ein thatenreiches Leben zurückblickt.

Wer zu früh zurücktritt, wird unzufrieden, unglücklich, nervenkrank und nur zu leicht ein Hypochonder.

Einer ganz besonderen Ueberwachung bedürfen nervös veranlagte Menschen in den für sie so gefährlichen Entwicklungsjahren.

Etwaigen körperlichen Functionsstörungen, wie z. B. Bleichsucht, ist sofort ärztlich zu begegnen und überhaupt der Entwicklung in körperlicher,

aber auch in moralischer Beziehung volle Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Gefährlich in dieser Richtung ist das Lesen von Romanen, ferner eine allzu große, geradezu schwärmerische Hinneigung zur Religion.

Wenn überhaupt die Eingehung einer Ehe zulässig erscheint, so mindert bei jungen Männern frühe Heirat die Gefahr nervöser Erkrankung. Bei Mädchen ist die Verehelichung erst nach erreichter voller Entwicklung, jedenfalls niemals vor dem zurückgelegten 20. Lebensjahre räthlich.

Auf der Höhe des Lebens wird ein Beruf, der nicht gemüthlich aufregt, keine zu große Verantwortung mit sich bringt, keine zu sehr sitzende und geistig angestrengte Lebensweise beansprucht, auch nicht den Wechselfällen des Geldmarkts und der Handelsconjuncturen aussetzt, für solche Individualitäten das Richtige sein.

Ich wende mich zu den Gesundheitsregeln, die auch der nicht nervös Veranlagte nicht ungestraft außer Acht lassen darf. Eine der wichtigsten ist die zeitweilige Unterbrechung der geistigen Arbeit durch Ruhe. Der moderne Culturmensch bedarf zur Erhaltung seiner Arbeitskraft von Zeit zu Zeit der Hirnferien.

In dieser Hinsicht ist die Sonn- und Feiertagsruhe eine uralte wohlthätige Einrichtung, die nur in der großen französischen Revolution, welche die Feiertage abschaffen und nur alle zehn Tage einen Ruhetag gestatten wollte, vorübergehend in ihrer Fortdauer bedroht erschien.

An dieser ehrwürdigen Institution thut die moderne Civilisation wohl, festzuhalten; nur müßte in der Volkserziehung darauf hingewirkt werden, daß der Sonntag auch wirklich ein Tag der Ruhe und der Erholung für Körper und Geist sei, und nicht ein Tag der Orgien und der Völlerei.

Von noch viel größerer Bedeutung sind für die Erhaltung der Nervenkraft und Gesundheit in unserem angestrengten Culturleben die Sommerfrischen.

Von Zeit zu Zeit erinnert sich der „weiße Sclave der Civilisation“, daß es noch eine Natur und ein Leben auf dem Lande gibt. Er geht auf Sommerfrische und fühlt sich nach kurzer Zeit als ein anderer Mensch.

Er schläft wieder gut, ißt mit vortrefflichem Appetit, seine Stimmung ist eine gehobene. Alle die kleinen Leiden, welche er durch seine gesundheitswidrige Lebensweise sich eingewirtschaftet hatte, sind verschwunden, schade nur, daß so wenige Wochen im Jahre der Culturmensch wieder menschenwürdig leben kann, daß der knapp bemessene Urlaub des Beamten, die Rücksicht auf die schulpflichtigen Kinder dazu nöthigen, sobald schon wieder die Stadt aufzusuchen.

Ja, wenn es noch wenigstens eine Stadt wie unser schönes Graz wäre, wo Stadtpark und zahllose Gärten auch dem mit Zeit zur Erholung nicht Gesegneten Ersatz für Waldesruhe und Landluft bieten!

Wie ganz anders und kümmerlich ist das Leben in der Fabriks- und der Großstadt, wo bescheidene Squares Entschädigung bieten sollen für all' den Staub, Rauch, Dunst und Lärm, den der Bewohner da über sich ergehen lassen muß!

Wenn nur wenigstens die Hygiene des Wohnhauses unter solchen Verhältnissen eine bessere wäre!

In dieser Hinsicht wäre Manches zu ändern. Die besten, weil größten und sonnigen Zimmer im Hause sollten als Schlaf- und Wohnzimmer dienen, während sie gewöhnlich dem Luxus und dem Wunsche etwas zu scheinen zu lieb, als Salons, Empfangsräume verwendet werden und die Familie die Nacht über in dumpfen engen Räumen zusammengepfercht lebt.

Unter diesen Umständen sind Sommerfrischen eine nicht zu unterschätzende Wohlthat und es wäre nur zu wünschen, daß das, was jetzt vielfach

Modesache ist, als eine höchst wichtige hygienische Maßregel erkannt würde und noch viel mehr Stadtmenschen zugute käme!

Es wäre Pflicht der Behörden, ihren geistigen Arbeitern alljährlich mindestens vier Wochen Erholung zu solchem Zwecke zu vergönnen. Wer nach solcher Sommerfrische gestärkt zu seinem Berufe zurückkehrt, leistet ganz Anderes als vorher und wird viel später pensionsbedürftig.

Die Behandlung der Nervenkrankheiten ist eine schwierige und häufig undankbare.

Häufig genug aber liegt es an der Familie, überhaupt der Umgebung, daß der Kranke nicht genesen kann, und zwar deswegen, weil er bei Laien und manchmal auch bei Aerzten nicht das richtige Verständnis findet und man seine Klagen nur für eingebildete hält.

Dieser Glaube findet darin Stütze, daß der Kranke vielfach in seinem Aeußeren gar nichts Krankhaftes bietet, nach Umständen sogar blühend aussieht, in Salons und auf der Straße verkehrt.

Es fällt dem Laien zudem auf, daß der angebliche Kranke, wenn er angenehme Eindrücke empfängt, Zerstreuung findet, sich temporär wohl fühlt, und überdies wird er gelegentlich auch auf offenbaren Uebertreibungen seines Leidens betroffen.

So trifft den Kranken oft der Fluch der Lächerlichkeit und es braucht Zeit und oft erhebliche Verschlimmerung des Leidens, bis man einsieht, daß man es mit keinem „malade imaginaire“ zu thun hat. Das ist nach mehrfacher Richtung vom Uebel. Der Mangel an Glauben und Theilnahme Seitens der Umgebung läßt die Zeit zur Wiederherstellung ungenützt, verbittert den Kranken, der sich doch leidend fühlt und Trost, Theilnahme, Hilfe, nicht aber Gleichgiltigkeit, Spott, moralisierende Aufforderungen, sich doch zusammenzunehmen, erwartet.

Durch diese verkehrte moralische Behandlung werden Gemüthsbewegungen hervorgerufen, deren Fernhaltung doch erste Aufgabe der Cur wäre, und der Kranke dazu getrieben, seine Leiden zu übertreiben. Uebertreibung ist bei solchen Kranken etwas Alltägliches, aber bloß eingebildete Krankheit gibt es nicht.

Jeder Mensch möchte gern gesund sein, und wenn er sich nicht gesund fühlt, so ist er es auch nicht.

Nervenkrankheiten werden durch Gemüthsbewegungen, namentlich durch Schreck, oft hervorgerufen und zuweilen durch Gemüthsbewegungen beseitigt. Bekannt ist, um nur ein Beispiel anzuführen, das gewöhnliche Aufhören selbst heftigen Zahnschmerzes, wenn man auf dem Wege zum Zahnarzt ist. Dieses Aufhören erklärt sich aus dem Einfluß der psychischen Erregung über die zu gewärtigende Zahnoperation.

In ähnlicher Weise schwinden Herz- und Respirationskrämpfe, Angst und andere nervöse Beschwerden in Gegenwart des erprobten Hausarztes.

Der Kranke, welcher sich vor Schlagfluß u. dgl. fürchtet, ist ruhig im Theater, wenn er einen Eckplatz hat und damit seinen Rückzug in's Freie gedeckt weiß.

Ein Anderer hat Furcht vor dem Passieren menschenleerer Plätze und Straßen bis zur Unfähigkeit dazu, aber er vollbringt diese Leistung ohne Furcht, wenn nur ein Kind ihn begleitet oder ein Wagen in der Nähe fährt.

Ganz analog wirken Charlatanerien, Wunder- und Zaubermittel, die in Wasser abgefüllte Elektricität des Conte Mattei, wohl einer der drolligsten Humbugs der Gegenwart, nicht minder die Streukügelchen der Homöopathie.

Man möge derartige Behandlungsweisen nicht schelten, sofern sie im guten Glauben und nicht aus unlauteren Motiven Dessen, der sie anordnet, Anwendung finden, aber man vergesse nicht, daß sie nur wirken, wenn und solange der Kranke an ihre Wirkung

glaubt, daß diese Wirkung eben eine moralische und keine physikalische oder chemische ist.

Gibt es doch zahlreiche, von Schlaflosigkeit geplagte Nervenkranke, bei denen es genügt, wenn das erprobte Schlafmittel, als sicherer Schutz gegen die Qualen einer schlaflosen Nacht, bloß auf dem Nachttische steht.

Ueber diese Thatsachen und Diejenigen, welche sie bieten, haben wir keinen Grund zu spotten. Wir lernen daraus einfach den Werth der moralischen Behandlung und der Beruhigung aus dem Vertrauen in Aerzte und Mittel.

Daher rührt der Erfolg des Charlatans, der, als kluger Psycholog, wenigstens die moralische Behandlung nicht vernachlässigt und darin durch sein Renommée und sein Auftreten unterstützt wird. —

Nach Darstellung der Ursachen der Nervosität ergeben sich die Winke zur Vermeidung derselben von selbst.

Das nächste Ziel und Heil für unsere nervenkranke Generation ist die allseitige Entstehung von Sommerfrischen, als Curanstalten für Nervenkranke, in welchen der Leidende moralisch, dietätisch und ärztlich so viel als möglich von dem findet, was zur Heilung der tiefen Wunden, welche das Leben in der modernen Civilisation ihm in Lebensmuth und Lebensglück geschlagen hat, vonnöthen ist. — Aus all' dem erhellt: Als bestes Mittel gegen die Nervosität ist die Rückkehr zur Natur.

Ein abschreckendes Beispiel.

Zur Warnung der Menschheit aufgestellt von G. O.

Eine unheimliche Sippe beginnt wieder die Ruhe des sich harmlos unserer Culturfortschritte erfreuenden Bürgers in geradezu raffinierter Weise zu stören. Ich spreche nicht von den Socialisten, noch von den Nihilisten; denn da es am Tage liegt, daß Dynamit kein der allgemeinen Wohlfahrt zuträgliches Mittel ist, reicht gegen diese eine wachsame Polizei aus. Ich spreche von den sogenannten Vegetarern oder Vegetarianern, einer Gesellschaft, welche die natürliche Lebensweise und einzige Lebensweisheit gepachtet zu haben glaubt. Sie predigt Enthaltung vom Fleischgenusse und tastet damit eine durch Jahrtausende sanctionirte Gewohnheit an, die einzige, welche ein bis nun noch nicht gelockertes Friedens- und Einheitsband um die verschiedensten Parteien im Völkerwettkampfe, Liberale, Nationale, Clericale, Feudale u. s. w. schlingt. Sogleich mit mir darüber einig, daß die von dieser Rotte vertretene culturfeindliche Anschauung auf das Aeußerste bekämpft werden müsse, sah ich mich in den von ihnen verbreiteten Schriften um, in der bald erreichten Absicht, mir Waffen aus ihrem eigenen Lager zu holen.

Wenn ich gleich im Essen nur Dilettant bin, so entnahm ich doch bald, daß sich diese Schriften häufig auf Gebieten bewegen, in welchen Jedermann zum Mitreden berufen ist, so auf dem der Philosophie, der Culturgeschichte, des Humanismus u. s. w. Da wird denn vor Allem die Behauptung aufgestellt, daß wir es nicht so gut auf der Welt hätten, als wir es haben könnten, daß Krankheit und Tod, sowie die Leidenschaften der Menschen uns mehr Unheil zufügen, als uns von der Natur zugedacht worden sei. Ich halte diese Ansicht nicht

nur für unrichtig, sondern auch für verwerflich, denn sie ist geeignet, Unzufriedenheit und Hypochondrie hervorzurufen. Es ist wahr, daß ich nicht gesund bin; es ist auch wahr, daß ich fast keinen ganz gesunden Menschen kenne; es ist endlich auch wahr, daß die Verstorbenenlisten uns fast durchaus Todesfälle in Folge von Krankheiten und in nicht hohem Alter mittheilen. Allein der wissenschaftlich Gebildete weiß, daß wir durch statistische Gesetze regiert werden, denen man nicht beikommen kann; der vernünftig Denkende wird sich aber damit beruhigen, daß ja das, was Andere trifft, nicht auch ihn treffen muß.

Ich hätte daher Gleizés, Baltzer, Graham u. A. mit der vollen Beruhigung aus der Hand gelegt, daß ihre Voraussetzungen nicht geeignet seien, die gefesteten Grundanschauungen unserer Zeit zn erschüttern, wenn nicht einzelne, sich auffallend mehrende Fälle von sogenannten Bekehrungen zur vegetarischen Lebensweise bewiesen hätten, daß selbst das Absurdeste Bekenner findet, wenn man ihm nicht sogleich auf das Entschiedenste entgegentritt. Ich beschloß daher, das Verderbliche der Lehre durch ein Beispiel zu constatieren, und wählte mich selbst als Object eines solchen. Warum nicht? haben doch schon viele opfermuthige Männer der Wissenschaft der Wahrheit zur Ehre an sich und Andern Aehnliches gethan durch Operationsexperimente, Injectionen von Giften, Einimpfen von Bacterien u. dgl. Also, ich beschloß, mich so lange der Fleischnahrung vollständig zu enthalten, und vegetarisch zu leben, bis die Folgen davon geeignet sein würden, Andern zum abschreckenden Beispiele zu dienen. Meiner Absicht kam es gut zu Statten, daß ich brustleidend bin, ein Leiden, dessen Folgen, wie mir meine Aerzte versicherten, nur durch eine ausgiebige Ernährung mittels reichlicher Fleischkost und Bier hintangehalten werden können. Dazu kam ein durch kein angewendetes Mittel zu beseitigender zweijähriger Rheumatismus im Arme, der beitrug, meine geschwächten Kräfte zu verzehren, und mir nun in meiner menschenfreundlichen Absicht ein hilfreicher Bundesgenosse zu werden versprach. Daß ich dem mich behandelnden Arzte von meinem Selbstmordversuche nichts mittheilte, ist begreiflich. Als ich aber nach einem halben Jahre streng vegetarischer Lebensweise ganz andere Resultate wahrnahm, als ich mir erhofft hatte, wurde ich rathlos. Mein so lange vergeblich behandelter Rheumatismus war — wahrscheinlich in Folge eines unwillkommenen Zufalles — in einigen Wochen spurlos und ohne Wiederkehr verschwunden; meine Lungenverschleimung und mein Husten nahmen merklich ab; ich fühlte meine Kräfte und mit ihnen meine Lebenslust wachsend zunehmen; mein Schlaf wurde ruhiger und andauernder; Kopfschmerzen, Schwindel, Verdauungsstörungen, welche mich früher bedenklich oft befallen hatten, kamen nicht wieder vor, ebenso hörte meine Disposition zu häufig wiederkehrenden heftigen Halsentzündungen gänzlich auf; allgemein beglückwünschte man mich zu meinem guten Aussehen; kurz mein Zustand wurde so abnorm, daß ich das dringende Bedürfnis fühlte, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Da ich sein unbefangenes Urtheil hören wollte, erzählte ich ihm nichts von meiner That, sondern holte nur aus, was er von der vegetarischen Lebensweise halte. Da warnte er mich eindringlichst davor, belehrte mich, daß Vegetabilien nicht genügende Nahrung enthielten, daß sie daher in ungeheuren Quantitäten genossen werden müßten, wie sie nur ein außerordentlich starker Magen vertragen könne, daß zu ihrer Verdauung viel Bewegung nothwendig sei, daß namentlich auch der Reiz, den das Fleisch übe, beitrage, die bei unseren Lebensverhältnissen erforderlichen geistigen Anstrengungen zu bewältigen, und daß aus diesen, sowie aus vielen

andern physiologischen, chemischen, ethnographischen und medicinischen Gründen für den Menschen die gemischte Nahrung die einzig entsprechende Kost sei. Bei seiner beredten, durchaus wissenschaftlich gehaltenen Begründung sah ich ein, wie unrecht ich hatte, genau das Gegentheil von all' dem Gesagten empfunden zu haben. Ich gestand ihm nun meinen Versuch und entschuldigte mich, daß er so unwissenschaftlich ausgefallen sei. Er tröstete mich aber und meinte, was ich erfahren, sei ja möglich, denn als Cur gebraucht, habe der Vegetarismus manchesmal günstige Wirkungen und wahrscheinlich habe meine Natur ihn nur als Cur aufgefaßt; dafür sei aber das halbe Jahr auch hinreichend und nun möge ich nach den Wanderungen durch die Wüste nur wieder zu den Fleischtöpfen Egyptens zurückkehren.

Ich athmete auf! denn jetzt erst, so sah ich, jetzt erst, würde ich dem mir gesteckten Ziele näher kommen. Ich setzte daher meinen Versuch unentwegt fort. Obgleich mein Wohlsein mit erschreckender Hartnäckigkeit noch immer zunahm, schöpfte ich doch Trost aus Gesprächen mit Sachverständigen aller Art, Aerzten, Chemikern, Landwirthen u. s. w., sowie aus der Lecture streng wissenschaftlich gehaltener Schriften. Die Einen erklärten mir mit Bestimmtheit, in einem, die Andern in zwei Jahren werde ich die nachtheiligen Folgen meiner Lebensweise empfinden, die einen prophezeiten mir einen Schmerbauch, die anderen eine Abmagerung zum Skelette, Alle aber bedauerten mich, und das war das mich Ermuthigende, wahrhaft Entsetzliches. Zur Bekräftigung diente mir eine Schrift, in welcher haarscharf durch Berechnung aus den Verdauungsresultaten eines Vegetarianers auf Grund gewissenhaftester Experimente und mit Zuhilfenahme von Ergebnissen der Chemie bewiesen wurde, daß man bei der vegetarianischen Lebensweise absolut nicht leben könne. Alles stimmte, nur das Eine nicht, daß der Vegetarianer wirklich fortlebte und sich ausnehmend wohl befand. Wie wird dieser Mensch seine Existenz vor dem Forum der Wissenschaft rechtfertigen können?

Ich erklärte mir die Sache damit, daß unsere Generation schon zu verdorben sei, um bei einer als schädlich erkannten Lebensweise zu Grunde zu gehen. Kennen wir nicht Arsenikesser? Sind Nicotin, Caffeein, Theein, Chinin u. A. nicht Gifte? Und wie viel davon verträgt man, ohne zu Grunde zu gehen. Auch meine fachwissenschaftlichen Berather kamen nicht in Verlegenheit. Ein Erwachsener vertrage viel; doch möge man es ja nicht wagen, ein Kind bei dieser Lebensweise aufziehen zu wollen. Mangelhafte Knochenbildung, Scrophulose, allgemeine Schwäche, Widerstandsunfähigkeit u. dgl. würden die Folgen davon sein. Es sei eine Gewissenssache, ein Kind solchen Gefahren nicht auszusetzen.

Ein heroischer Gedanke dämmerte mir auf. Ich wußte, daß ich mein Kind nicht preisgeben konnte, ohne mein Weib. Liest man aber nicht, daß in Gefahren unsere Ahnen Weib und Kind geopfert um das Vaterland zu retten? Ist Nanna nicht der Leiche ihres Gatten Baldur in's Feuer gefolgt? Und hat Sigrun nicht das Grab Helgi's mit ihm als Heimstätte getheilt? Mein Entschluß war gefaßt; Weib und Kind fand ich todesmuthig. Das Opfer war um so mehr geboten, als ich Kinder mehrerer Familien kennen gelernt hatte, welche seit mehreren Jahren vegetarisch genährt wurden, und dabei gegen alles Gesetz blühend aussahen und von Krankheiten in überraschendem Maße verschont blieben; und als selbst die zum Theile schon erwachsenen Kinder einer mir bekannten, vegetarisch lebenden Familie, welche nie Fleisch gegessen hatten, sehr kräftig schienen, sich der besten Gesundheit erfreuten und, wie man mir mittheilte, nie der Hilfe eines Arztes bedurft hatten. Daß diese Täuschung der

Natur auch an anderen Orten vorkam, entnahm ich aus Schriften (Dr. Reich, Dr. Bilfinger, Albert Hahn u. v. A.), in welchen sogar die Behauptung aufgestellt war, daß erfahrungsgemäß die vegetarische Lebensweise Kindern viel zuträglicher sei, ihr Gedeihen mehr fördere, sie mehr vor Krankheiten schütze und sie eintretende Krankheiten leichter überstehen lasse, als die Ernährung mit gemischter Kost. Dieser Verblendung mußte durch ein Opfer im großen Style entgegengetreten werden. Seit einem Jahre leben auch meine Frau und mein Kind vegetarisch.

Der trügende Schein, welcher so Manchen verleitet, sich dieser gefährlichen Lebensweise zuzuwenden, was zudem meist in einem Stadium des Verfalles geschieht, in welchem nichts Anderes mehr zu helfen vermag, ist auch bei ihnen nicht ausgeblieben. Das Wohlbefinden meiner Frau hat sich im gleichen Maße wie das meinige, gesteigert. Namentlich hat sie in kurzer Zeit den vollen Gebrauch ihrer seit vielen Jahren im höchsten Grade geschwächten Augen wieder gewonnen, so, daß sie nun anhaltend zu lesen und ohne Anstrengung fein zu sticken vermag, ein Erfolg, welchen früher kein Pinsel und keine Tinctur zu erzielen vermochten. Mein Knabe aber hat seinen chronischen Magenkatarrh verloren und ist frischer, denn je.

Das war nun freilich zum kleinmüthig werden. Der Mann von Grundsätzen und Glauben an die alleinseligmachende Wissenschaft gibt aber einen opfermuthigen Plan nicht so leicht auf. Spät erst, doch noch zu richtiger Zeit erfuhr ich, daß die vegetarische Lebensweise zwar dem Körper vortheilhaft sein könne, sicher aber einen bösen Einfluß auf das Gehirn, und so auf die geistige Thätigkeit ausübe. Wie war ich erfreut, diesen geistschädigenden Einfluß wirklich bei mir und meiner Familie wahrzunehmen. Wir alle ertappten uns nämlich dabei, den Principien des Vegetarismus nicht mehr mit jener Schärfe und Ueberzeugungskraft begegnen zu können, wie einst, ja dieselben sogar widerstandsunfähig in uns aufzunehmen.

Wir fiengen an, Cuvier als einen bedeutenden Naturforscher anzuerkennen, welcher den Menschen für einen Fruchtesser erklärt, fiengen an, uns der Aehnlichkeit unserer Gebisse mit den fruchtessenden Affen zu freuen, fiengen sogar an, das für das Gedeihen der Industrie und Volkswirthschaft so nothwendige Abschlachten unschädlicher, und hochorganisierter Thiere für einen Ueberfluß, ja für eine Gemüthsroheit zu halten — kurz, geistig geschwächt, wie wir waren, fielen wir dem Vegetarismus vollständig in die Arme. Was thut's! Das Opfer ist gebracht; das abschreckende Beispiel ist hergestellt, und das war ja meine Absicht. Sollte es vielleicht andern Sachkundigeren und geistig minder Geschwächten, als ich bin, daran liegen, dem geschilderten Beispiel noch einige Schrecken des Vegetarismus hinzuzufügen, so wäre dies im Interesse der Sache gewiß höchst wünschenswert.

Alttirolische Bauernhöfe.

Von Fridolin Plant.*)

Des Volkes Heim und Wesen hat sich seit dem Mittelalter auf den Gebirgen und in tieferen Thälern Tirols erhalten bis heute. Die alten Berg-Meierhöfe reichen weit höher in das Alterthum hinauf als die Burgen, welche erst mit dem 11. Jahrhundert beginnen, während die Gehöfte in ihren ursprünglichen Bauanlagen römischen Ursprunges sind und in der Einrichtung und Eintheilung von innen und außen heutzutage noch das Leben und Wesen der keltischen oder etruskischen Ureinwohner zeigen, in dem das der römischen Einwanderer aufgegangen ist, oder der später eingewanderten Gothen, Bajuwaren und Alemanen.

Der Wanderer soll nicht achtlos an diesen ehrwürdigen Gehöften vorbeigehen. Das sind nicht Bauern gewöhnlichen Schlages, die hier aus- und eingehen. Solche Heldengestalten mit den hellen Haaren und den guten, offenen und doch bestimmten und gescheiten blaublitzäugigen Gesichtern, mit so entschiedenem, freiem und selbstbewußtem Wesen findet man unter dem ländlichen Dache auf dem Flachlande nirgends.

Ein Theil der im 6. Jahrhundert aus Italien vertriebenen Gothen hat wohl in unseren Thälern bleibenden Aufenthalt genommen. Von Bauüberresten der Ureinwohner ist freilich keine Spur mehr vorhanden, außer etwa am Bodensee die Ueberbleibsel der Pfahlbauten, und ein vorrömischer Befestigungsbau aus Cyklopenmauern auf dem Sinnichkopfe bei Meran. Die jetzt noch erhaltenen alten Berghöfe reichen in ihrem Unterbaue meist 1000 Jahre weiter zurück als die Burgen, welche erst mit dem 11. Jahrhundert beginnen.

In denjenigen Thälern, welche zur Zeit der Völkerwanderung von den durchziehenden Horden am meisten verschont blieben, zeigen die Gehöfte noch am besten die altromanische Bauweise wie in Sarnthal, Enneberg, Gröden und Vintschgau. Dort sind die Wohngebäude zumeist getrennt von Stall und Scheune und die vielen Gelasse, welche durch Gänge im Inneren und Gallerien von Außen miteinander verbunden sind, geben ein Bild der Behaglichkeit und Bequemlichkeit. Es wurde eben gebaut, wie das Bedürfnis und die sittlichen Gepflogenheiten es erheischten, ohne auf viel Symmetrie zu achten, wodurch denn diese malerischen, erkerreichen Gehöfte entstanden.

An den im gemauerten stattlichen Erdgeschoße durch das Haus führenden, im Rund- oder Spitzbogen gewölbten Gang (Hauslab) stoßen die verschiedenen Gelasse. Da ist neben dem Hauseingange die meist schön getäfelte große Gesindestube mit einem großen Kachelofen, der oft noch aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammt. Um den Ofen herum sind Ruhebänke an Holzsäulen angefügt, welche eine hölzerne Pritsche tragen, die den Ofen wie ein flaches Dach deckt und in manchen Orten „Dörr" genannt wird, wahrscheinlich weil dort Früchte darauf gedörrt werden. Sonst aber dient diese „Dörr" auch als Lager für reisende

*) Chronik des österreichischen Touristen-Club, Jahrgang 1883, und im Verlage von F. Plant in Meran.

Handwerksbursche oder sonstige Besuche. Die Holzsäulen sind durch Querstangen (Schale) verbunden, die zum Trocknen von Wäsche im Winter benützt werden. Dieses Gerüste um den Ofen und die Dörr sind oft, wenn sie recht alt sind, kunstvoll geschnitzt.

In einer Ecke über den großen hartholzenen Tisch ist stets ein Crucifix, mit vielen bunten Heiligenbildern und Türkenkolben (Mais) umgeben. Vom Plafond hängt an einer Schnur häufig ein bunt bemalter Vogel, den heiligen Geist symbolisierend. Auch ist das Crucifix mit geweihten Palmenzweigen geschmückt. Um diesen Tisch sitzt der Bauer mit seiner Familie und dem Gesinde beim Essen und diese Stubenecke wird gleichsam als Hausaltar betrachtet. Hier wird der abendliche Rosenkranz auf den Knien und das seit den ersten christlichen Zeiten übliche Tischgebet gebetet.

Der überwiegende Kunstsinn des Tirolers zeigt sich bei jeder Gelegenheit: An bunten Schildereien an den Außenwänden der Häuser, welche auch nicht selten mit ganz originellen Sinnsprüchen versehen sind, an vielfachen Decorationen im Innern, an Schnitzwerken bei der Holzarchitektur des Dachstuhles und der Holzverschalung des Unterdachraumes; ja in den kleinsten Utensilien bis zur Kleidung, welche möglichst „ausgmarlt" sein muß.

Es schneidet der Bursche in's Tabaksrohr zierliche Arabesken und schmückt damit die Hornbeschläge seines in verzierter Lederscheide steckenden Eßbesteckes, auf dessen beinernem Löffel auch noch Poesie dazu kommt. Ebenso originell werden die Schnupftabaksdosen decoriert.

Ich besitze drei solche Löffel. Auf dem ersten ist die Unterseite graviert und stellt einen Burschen und ein Mädchen dar, die durch eine dicke Steinsäule getrennt sind. Darunter ist zu lesen:

Lieben und nicht oft beysammen sein
Das ist für uns die größte bein.

Der zweite ist in der inneren Vertiefung also beschrieben:

Trey mit Trey verpflicht
Bis der Tott ins Herz verkricht.

Außen sind in einem Nimbus zwei flammende Herzen und darunter eine Landschaft. Zwischen beiden schlingt sich ein Spruchband, worauf geschrieben steht:

Trey in Herz
und Trey in sin
Nim bis zu einem
Denkmal hin.

Der dritte ist von außen mit hübschen Arabesken, mit Blumen und der Aufschrift „zum Andenken" und von innen mit folgendem Verse geziert:

Fester noch als ein Stein
soll unser Freundschaft sein.

Sehen Sie, mein lieber Leser, in Tirol ißt man Liebe, Treu und Freundschaft mit Löffeln.

Unter meinen kleinen Döschen ist Folgendes am originellsten: Es ist etwas größer wie ein Taubenei und hat auch beinahe dieselbe Form. Aber auf dem kleinen Deckel sind allerhand Blumenornamente und am Rande die Aufschrift:

Wie es sein soll
Das zeigt sich wohl.

Als Ergänzung sind auf der Unterseite zwei Frauenzimmer abgebildet, welche sich eifrigst um ein Beinkleid schlagen, darunter der Vers:

Es sollen kommen diese zeiten
Daß zwei Jungfrauen um eine Hose streiten.

Die Aufschriften auf den Häusern sind meistens betrachtenden Charakters und behandeln am öftesten die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Auf einem Hause in St. Martin in Passeier fängt es gar also an:

In diesem Hause ist nicht gut wohnen ꝛc.

Es kommt dann weiter die Erklärung, daß alle Leute, die darin wohnen, ganz sicher sterben müßten.

Die Bergbauern lassen sich nun durch solcherlei Betrachtungen in ihrer Gemüthsruhe nicht stören und betreffendes Haus hat immer „Inkaisen" (Inwohner); aber in Meran würde ein Pensionsbesitzer mit solch' einer Inschrift schlechte Geschäfte machen: ich glaube er bekäme nicht einen einzigen „Inkaisen", selbst nicht einmal einen kranken Herrnhuter.

Auf einem Uhrkasten in der Wirtsstube zu Tisens steht angemalt:

Wir leben so dahin
Und nehmens nicht in Acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht.

Die Tiroler stehen sogar in der Trinkstube mit Freund Hein auf gutem Fuße und solch' memento mori äußert in der Durstentwicklung bei ihnen nicht die geringste einschränkende Wirkung, auch alteriert es ihren Magen nicht im Mindesten, der, was Unergründlichkeit anbelangt, mit dem „Ding an sich" eine glückliche Parallele aushalten könnte.

Die Fenster in den Stuben sind klein und werden im Winter nie oder selten geöffnet und es entwickelt sich in der stark geheizten Gesindestube durch die Ausdünstung der vielen Personen, den Speisegeruch, den Tabaksqualm (sie rauchen keinen guten), die trocknende Wäsche, ein Parfum, das auf einigermaßen gut entwickelte Geruchsnerven die Wirkung einer starken Narkose üben müßte, jedoch diese Bergler nicht sonderlich belästigt.

An den Wänden, an dem Eßtisch sind Lederriemen, worin die Löffel der „Ehehalten" stecken und die „Lutschera", ein hölzerner Arm, der an die Wand gelegt oder über den Tisch herübergereicht werden kann und den Zweck hat, das Talglicht zu tragen, das die Stube mit mattem, röthlichem Schimmer beleuchtet. In einer Wand ist ein kleiner Schrank eingelassen, der mit ornamentiertem Thürchen geschlossen ist. Etwa einen Fuß unter der Decke laufen an einer oder zwei Wänden „Stellen", worauf die Hausbibliothek ist, bestehend aus oft sehr interessanten, uralten Predigt- und Exempelbüchern, Heiligenlegenden und Kräuterbüchern. Der Kalender hängt an einer Schnur im Erker. An Winter-Sonn- und Festtagen, wo Lawinen den Weg zur weit entfernten Kirche verschütten oder gar zu „schieches" Wetter ist, wird in der Stube zusammen „gehuckt", aus den frommen Büchern vorgelesen und beim Schnurren der Spinnräder Geschichten erzählt. In der Fensternische sind Sitzbänke, die sich oft um die ganze Stube ziehen. In einer Ecke tickt die Schwarzwälderuhr im langen Kasten. Einige primitiv geschnitzte Stühle, an der Wand hinter dem Ofen der Stutzen mit Zubehör, neben der Eingangsthür ein zierliches Weihbrunnkrügl, in das die Kommenden und Gehenden mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus" die Finger tauchen, und das Meublement dieser sogenannten Schönstube ist fertig; nur dürfte als charakteristische Ergänzung eines Blattes erwähnt werden, das man noch hie und da an der inneren Seite der Stubenthür aufgenagelt findet. Es ist darauf den verschiedenen Sterblichen in Berücksichtigung ihres Standes ein mehr oder weniger drastisches Prognostikon für das Jenseits gestellt und kennzeichnet in höchst origineller Weise die Sympathie oder Antipathie der Bauern. Auf dem Blatte ist nämlich der Weg zum Himmel und zur Hölle mit den verschiedenen Passanten abgebildet. Der Weg zum Himmel ist schmal und geht ganz halsbrecherisch steil empor. Auch sind auf dem Pfade allerhand Geh-Hindernisse, wie Dornen, Steine u. s. w. zu bemerken. Zu oberst ist die Stadt Sion mit den himmlischen Heerscharen. Das größte Contingent der Reisenden liefert der geistliche Stand beiderlei Geschlechtes, voran mit einem Capuzinerpater. Dann kommen Bauersleute und mit Blumen geschmückte „Jungfern".

Der breite und bequeme Weg zum Infernus schließt mit einem großen Thorbogen, aus dessen Hintergrunde Flammen züngeln, die verschiedene mit Zacken und Mistgabeln bewaffnete Teufelsgestalten umgeben. Darüber der Oberteufel, welcher mit sichtbarer Schadenfreude und Ungeduld die herumwandelnden Teufelsbraten zu bewillkommnen bereit ist. Diesen Unglücklichen voraus reitet auf dem apokalyptischen Thiere die babylonische Schöne, welche, ihrem fidelen Gesichte nach zu urtheilen, nicht die entfernteste Ahnung von ihrem künftigen Schicksale hat. Dann kommt gleich der Advocat, aus dessen Munde ein Zettel geht mit der Inschrift:

„Recht verkehren
Thut mich nähren."

Darauf eine ganz elegante Gesellschaft fein geputzter Herren und Damen, denen man das Behagen an der sündigen Weltlust deutlich ansieht.

Außer dieser Schilderei findet man auch manchesmal eine andere vielsagende Illustration, nämlich: eine Kuh, zwei Bauern und einen Advocaten darstellend. Der eine Bauer zieht bei den Hörnern der Kuh, der andere am Schwanze, beide mit einer Anstrengung, daß ihnen der Schweiß in dicken Tropfen vom Gesichte rinnt, und der Advocat sitzt auf einem Melkstuhle und ist eifrigst beschäftigt, die arme Kuh zu melken, was ihm eine cannibalische Freude zu bereiten scheint. Und doch rennen sie bei jedem Streite zum Advocaten!

Nicht zu übersehen ist das viereckige Loch im Plafond über dem Ofen, welches in das sogenannte „obere Stübele" führt, das meistens als Gastzimmer benützt wird und durch diese Oeffnung geheizt wird.

An die Schönstube stößt in einem Vorsprunge des Hauses die Schlafkammer der Eheleute. Darin befindet sich in schön geschnitztem oder eingelegtem Stehkasten der Stolz der Bäuerin in Gestalt reichlicher „Tuchbinggel" von hausgewirkter „harbener" und „rupfener" Leinwand. In einem Glasschrank prangen die „Beste", welche der Bauer oder dessen Söhne bei den verschiedenen Schießen erobert haben. An diese Stube stößt knapp die Kammer für die kleinen Kinder und im Hintergrunde der Hauslab, die geräumige, gewölbte Küche mit dem Backofen und dem offenen Herde. Die Küche ist mit der Schönstube durch einen Schuber in Verbindung, durch den das Essen geschoben wird. Im Schnalserthale findet man in der Küche oft uralte, sehr hübsch in Holz geschnittene Formen für Kuchen und Butter. Selbe reichen oft bis in's 14. Jahrhundert zurück und ist dann meistens der heilige Georg mit dem Drachen abgebildet. Bei den neueren kommen Blumenornamente und Thiere vor. An die Küche anstoßend die Brotkammer (Speise) mit den „Hurten" voll steinharten Roggenbrotes. Gegenüber der Küche, häufig etwas tiefer gelegen, die Getreidekammer und gegenüber der Schönstube die unheizbare „Madlkammer" oder „Kemenate"; darin schlafen die Dirnen und die erwachsenen Töchter des Bauern. Jede hat ihren eigenen Schrein, worin sie das Gewand und ihre übrigen Siebensachen aufbewahrt und einschließt. Diese Schreine oder Truhen, welche einen Hauptbestandtheil des Heiratsgutes bilden und bei der „Guglfuhre" (Ausstattung) eine Hauptrolle spielen, stammen oft aus dem 15. und 16. Jahrhundert, sind schön geschnitzt und eingelegt und leider ein vielgesuchtes Object der Alterthumssammler semitischer und nicht semitischer Abstammung, was auch von dem übrigen alten Hausrathe gilt, wodurch ein gut Stück Poesie aus dem Hause kommt. Es ist bald kein alter Nagel an der Wand mehr sicher! Einigermaßen versöhnt mit dieser Plünderung der Gedanke, daß diese oder jene gemüthliche alte Stube vom Bauer, der selbe in einer

Anwandlung von Renovierungssucht dem Feuertode überliefert hätte, in ein städtisches Haus wandert, und dort ihren gesunden Segen walten läßt, der den Menschen dort oft nothwendiger und wohlthätiger wird, als droben im Gebirge, wo sonst Alles von Poesie und Gesundheit erfüllt ist. Dort sorgen schon auch die verliebten „Madlen“ für sinnigen Schmuck an ihren kleinen Kammerfenstern, die in einfacher Holzausladung vom „Wurzgart“ oder „Buschn“ gefüllt sind, welche mit ihren duftenden, über das Gemäuer herabhängenden „Nagelen“, dem würzigen Rosmarein und der glühenden Brennend-Lieb die Hausfront freundlich und malerisch decorieren, besonders wenn die netten frischen Madlengesichter mit ihren heiteren Uranidenstirnen dazwischen lugen. Wie die vornehme Dame in der Stadt, schmückt auch das Diandl auf'm Berg seine Liebe mit Blumen, und wenn ein solcher Nagele-Busch'n auf den Hut eines Buaben gewandert ist, schreitet dieser stolzer einher als sonst. Wir kennen's ja aus'm Fensterln:

A Blüaml am Mieder,
A Blüaml am Huat,
Und oft hat's der Bua gsagt,
Dös gfallt eam so guat,
No, heut werd er schaugn,
Heut hon is grod gnua,
Und a paperlgreans Bandl,
Dös steht wohl dazua.

In einem hinteren Winkel des Ganges führt eine steinerne Treppe in das obere Stockwerk, welche oft von gemauerter, mit romanischer oder gothischer Architektur versehener Balustrade eingefaßt ist. Unter der Stiege ein Rundbogen, in dessen Hintergrunde sich die Thür zu dem kleinen Kellerraume, auch „Krautkotter“ genannt, befindet. Der Keller ist nie tief und in den Berg, an welchen das Haus meistens angebaut ist, eingegraben. Hier sieht man noch die ältesten Mauerwerke und kann auch hie und da den charakteristischen römischen murus spicatus finden. Das obere Stockwerk ist entweder Stein- oder Holzbau und stammt meistens aus neuerer Zeit. Man findet oben auch gothische Spitzbogenfenster mit runden oder sechseckigen Butzenscheiben, mit Renaissance-Gesimsen und ein solches Haus ist ein architektonisches Bild aus zwei Jahrtausenden.

Es sind da meistens nur drei oder vier kleine Kammerln, worunter die Bubenkammer im Unterinnthale, die „Innete“ genannt, wo die Knechte und erwachsenen Söhne des Bauern schlafen, dann das früher erwähnte „obere Stübele“, an manchen Orten die „feiernde Kammer“ genannt und eine Rumpelkammer. Von der Hauslab dieses Stockwerkes kommt man auf die um das ganze Haus laufende hölzerne Altane, worauf sich gewöhnlich der Abort befindet. Diese Altane wird das „Glander“, „Solder“ und im Sarnthal „Soldar“ genannt. Wenn ein neuer Arzt dahin kommt, so frappiert ihn der Name einer Krankheit, von dem er nie gehört und der wohl in keiner Klinik der Welt je gehört wurde. Die Bauersleute dort klagen manchesmal dem Doctor, daß es ihnen entweder an „groaßn“ oder „kloan Soldar“ fehlt.

Diese Solder werden besonders in Gröden und Enneberg häufig mit Stangen und Latten durchzogen, auf welchen im Herbste das „Kraut“, wie sie dort die als Viehfutter beliebte Weißrübe nennen, dörren, woher der Name „Krautwelsche“ kommt, womit die benachbarten Deutschen, wo diese von den Römern überkommene Gepflogenheit nicht stattfindet, die noch dort ansässigen Abkömmlinge derselben zu bezeichnen pflegen.

In den ärmlicheren Berghäusern ist die Bubenkammer unter dem Dachraume ohne Verschlag, und „da thuts bald regnen, bald schneibn und der Wind geat aus und ein“. Das ist eine Schlaferei, wie sie der raffinierteste Vegetarianer nicht anders wün-

schen kann. Der Bart gefriert an die Bettdecke an und etwa feucht weggelegte Kleider müssen morgens erst am Ofen aufthauen. Aber gesund soll's sein! Sonst ist unter dem Dache wohl auch eine „Obeskammer", wo Aepfel, Birnen (Kloatzn), Nüsse 2c. aufbewahrt werden.

Aus den „Lucken" unter dem vorspringenden Dache werden der ganzen Stirnfront entlang Stangen gesteckt, worauf Bretter gelegt sind, wo sich ein prächtiger Blumengarten etabliert hat. Da sind wieder die unvermeidlichen Nagelen (gefüllte Nelken), die leuchtende Brennend-Lieb, dazwischen der Rosmarin, das saftiggrüne, duftende „Baslguem" (Basilicum) und das weinrothe „Kranium" (Geranium).

Dieses bunte Durcheinander auf dem verwitterten, sammtbraunen und rauchgeschwärzten Holzwerke wirkt sehr malerisch und ist nicht der geringste Schmuck des Hauses. Das Dach besteht aus lärchenen Schindeln, welche der Bauer selbst anfertigt und mit Steinen beschwert. Im Duxerthale kommen noch hölzerne Kamine vor.

Wir steigen nun wieder in's Erdgeschoß, beziehungsweise Hochparterre herab. Im letzteren Falle führt von außen eine steinerne Freitreppe mit wenigen Stufen auf ein kleines, mit Balustrade umgebenes Plateau, von dem man in die Hauslab kommt. Dieser Vorplatz ruht auf einem großen Bogen, der eine tiefe Nische bildet, durch welche ein geräumiges Thor in den Keller führt. Diese Bauart kommt besonders im Vintschgau vor, wo sich der Romanismus in den Bauernhäusern ähnlich wie ihn Gröden und Enneberg am längsten erhalten hat. Die vorerwähnte Nische unter der Freitreppe wird dort „Ladum" genannt. Dieser Name, sowie die Benennung vieler Hausutensilien, Ackergeräthe und Gepflogenheiten wäre für Etymologen ein interessantes Forschungsgebiet, das bis jetzt am glücklichsten durch Dr. Ludw. Steub bearbeitet worden ist.

Ist das Wohnhaus an Stall und Stadel angebaut, so führt von der Hauslab, gegenüber der Eingangsthür, eine kleine Thür in den Stadel, unmittelbar auf die Tenne, von wo eine Fallthür in den Stall führt. Links und rechts und über der Tenne sind die verschiedenen Räume für Korn, Hafer, Gerste, Heu, Grummet 2c. Die Tenne dient hauptsächlich zum Dreschen des Getreides. Der Stadel ist Holzbau und ruht auf dem Gemäuer des darunter befindlichen Stalles. Dieser ist im Inneren entweder durch Mauern oder Gestänge für die verschiedenen Viehsorten abgetheilt. Hinter dem „Futterbarren" ist gewöhnlich ein schmaler Gang für den „Bscher" oder die „Bscherin". Von dort gehen Oeffnungen durch die Decke, wo das Futter herunter geworfen wird. Manchesmal ist im Stalle in einer Ecke eine einzige Futterkammer, mit einer Verbindung durch eine große Oeffnung in der Decke mit dem Stadel, und dies heißt im Vintschgau die „Aß". An den Stall anstoßend sind die Holzschuppen, die Pflug- und Geräthekammer und die „Mistlege", die leider oft sehr unökonomisch angelegt ist. Daran stößt der umzäunte Garten mit den unvermeidlichen Sonnenblumen und dem umsummten Bienenhäuschen. Man glaubt gar nicht, wie lieb und gemüthlich so ein „Gartl" ist. Da ist der „Gartenarchitekt" gottlob noch nicht bekannt, aber Flora schüttet ihren liebsten Zauber darüber. Neben oder im Gartl selbst steht der Brunnen mit gutem Quellwasser, nur selten kommen Ziehbrunnen vor. Steht das Haus an einem Bache, so ist sehr häufig eine Mühle angebaut, denn der Gebirgsbauer mahlt und bäckt sein Brot selbst; und diese Mühlen verleihen dem Anwesen noch mehr pittoresken Reiz.

Die vom Wohnhause getrennten Wirtschaftsgebäude, wie sie besonders im Burggrafenamte und im Eisakthale vorkommen, mit den gothischen, steilen Dächern aus Stroh und Binsen, sind

ganz eigenartig und sehr malerisch. Sie dürften bajuvarischen Ursprunges sein, was die zum Scheunenthor führende gemauerte und gepflasterte Rampe vermuthen läßt.

Das winkliche Mauerwerk, worin sich der Stall befindet, ist ganz niedrig, darauf ein Holzbau aus Brettern und Baumstämmen und darüber das weit vorspringende, oft beinahe den Boden berührende Dach. Unter dem Schutze desselben befindet sich das aufgeschichtete Holz, die verschiedenen Ackergeräthe unter und über einander, und Alles zusammen gibt oft prächtige Motive für Landschaftsstudien. Auch fehlt es nicht an interessanter Staffage in Thier- und Menschenform, denn besonders Morgens geht es vor dem Stadel sehr lebhaft zu.

Ganz primitiv sind die in den höchsten Regionen vorkommenden Blockhäuser, aber ausgezeichnet zusammengefügt und gezimmert. Jedoch auch sie haben ihren Reiz. Das Holz im Walde und am Hause ist in der Farbe kaum zu unterscheiden und die Bergpoesie schlingt um beide ihr liebend Band; es duftet das Holz an der Hütte wie das der Fichte daneben, welche ihre schützenden Aeste über das niedrige Dach breitet und der Wald ist dort oben des Menschen einziger, aber treuester und bester Freund!

Der „Anstauber".

Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Jg. Freunthaller.

Er ist Derjenige, der Sand in die Augen stäubt. Er thut's nicht aus Bosheit, er thut's des lieben Geldes wegen — das er dabei verdient.

„Anstauben" ist gleichbedeutend mit „beschwindeln", und ein „Anstauber" ist demnach nur ein „Schwindler" (Hochstapler).

Er ist nicht so selten, als man annimmt, denn schier jede Gemeinde hat ihn, und zu finden ist er sicher dort, wo etliche Bauern die Köpfe zusammenstecken — sei's auf dem Kirchplatze oder im Wirtshause, sei's auf einem Viehmarkte oder bei einer Licitation.

Meist glatt rasiert, hat er allfort ein angenehmes Aeußere und gefällige Manieren. Alle Leute kennt er, alle Leute grüßt er. Freundlichkeit blinzelt sein Auge, Freundlichkeit schmunzeln und lächeln seine Wulstlippen, und sein hochgestirnter Kopf weiß auch viel Freundlichkeit zu nicken. In dem intelligenten Menschen rührt und regt sich allzeit ein Feuerleben.

Er versteht aus den Augen und aus der Brust des Nächsten zu lesen. Liest fließend, denn er lobpreist mit warmen Worten des Nächsten Freund und schimpft und schilt wacker gegen dessen Feind. Er betet in der Kirche mit seltener Andacht und schreit sich beim „Paternoster-Gebete" schier heiser. Im Wirtshause weiß er viele Neuigkeiten zu erzählen, besonders solche, die sich erst ereignen müssen, und läutet fleißig am „unreinen Glöcklein". Er überschimpft, wo geschimpft wird, und überlobt, wo gelobt wird, läßt allen Leuten ihr Recht und Unrecht und bestärkt sie darin.

Er ist selten zu Hause, und somit findet ihn der Tag meistentheils auf Wegen und Stegen, die zu einem Gehöfte führen, und die Sterne finden ihn wiederum auf dem Heimwege, der aus einem Wirtshause in das andere führt. Die Wirtshäuser sind nämlich

für ihn die Kreuzes-Stationen auf dem Calvarienberge des Lebens.

Ist er Bauer und besitzt er Haus und Hof, Grund und Vieh — dann „stäubt“ er mit fehlerhaftem Vieh, stäubt vielleicht gar mit „Wechseln“ u. dgl. Scheinen. Das schlechte, kranke, fehlerhafte Vieh verkauft er für gut, gesund und fehlerlos, und stellt er einen „Wechsel“ aus, so sagt er z. B.: „Du zahlst mir vom Gulden einen halben Kreuzer per Tag — ist's Dir recht?“ Und der einfältige Nachbar sagt noch sein Vergeltsgott zum „Ja!“

Sogar mit neuen „Zehnguldenscheinen“ wird „gestäubt“. Die einfältige Bäurin soll sechzig Gulden ausbezahlt erhalten von einem „Anstauber“. Der aber zahlt nur mit drei Zehnerscheinen und sagt, auf die Zahl 10 deutend: „Hier sind zehn“ — nun kehrt er den Schein um und deutet auf die Zahl 10 der Reversseite — „und hier sind wieder zehn, macht zusammen zwanzig Gulden!“ Und so macht er aus drei Zehnerscheinen richtig sechzig Gulden baar. Die Bäurin verwundert sich noch über das commode Geld und gibt sich wohl nicht zufrieden mit dem Spaß.

Er ist dabei noch ein „Maulmacher“ (Maulheld), denn er macht durch seine wunderbaren Beschreibungen und Lobeshymnen allen Leuten das Maul offen und weit. Und ist's zur Genüge — dann schiebt er ihnen den „Anstauber-Bissen“ in's Maul, das gewöhnlich schnell und gierig zuschnappt — um hernach das Gesicht jämmerlich zu verzerren.

Ein Bauer „staubt“ auch mitunter Häuser an junge, unerfahrene Leute, die entweder ihr bißchen Geld jüngst geerbt oder in der Lotterie gewannen. Er stäubt ihnen die Häuser „sündtheuer“ an — um sie später um einen Spottpreis wieder zurück zu kaufen. Auch leiht er Geld aus und borgt zu unverschämten Zinsen.

Er kann nicht anders, er fühlt sich darin im Rechte, und jede bessere Regung erstickt er mit dem Worte: „Jeder ist sich selbst der Nächste!“ Sagt das, beichtet seine „Anstaubereien“ jährlich vier- bis fünfmal, und zahlt dem Pfarrherrn auch etliche Messen im Jahre — „für die armen Seelen im Fegfeuer“.

Handwerker und Bürger „stauben“ nicht; erstere würden ihre Kunden verlieren, letztere Ruf und Ehrenamt.

Am kühnsten und sichersten „stauben“ vor Allem die Zigeuner und deren Weiber. Man weiß davon gar viele unsaubere Histörchen zu erzählen. Weiters „stauben“ noch die sogenannten „Winkeljuden“ hier und dort, die wandernden Krämer mit Kraxen „(Umhergeher“), die „Hadernsammler“ und deren Weiber und etwelche unterstandslose Individuen.

Unter den letzteren nehme ich die „Pfundnasen-Kathel“ heraus, denn die „Pfundnasen-Kathel“ ist auch eine „Anstauberin“. Sie weiß um alle Kranken, und raitet darnach ihre Stücklein. Sie kommt z. B. zur „Weghaus-Susi“ und bringt ein Fläschchen voll brauner Flüssigkeit mit.

„Du Susi — da schickt der Bader die Medicin für die Leithen-Bäurin; sei doch so gut und schick' dieselbe hinüber — kosten thut's geradaus zwanzig Kreuzer!“

Und die „Weghaus-Susi“ zahlt der „Anstauberin“ richtig bare zwanzig Kreuzer für ein Fläschchen voll Dung-Jauche.

Doch die „Pfundnasen-Kathel“ kann mehr, als Birnbraten, sie kann sie essen auch. Den Schulkindern sagt sie gar freundlich: „Deine Mutter läßt Dich schön grüßen und sie läßt Dir sagen, Du sollst zum Fleischhacker gehen und zwei Kilo Schweinfleisch auf Borg nehmen; ich muß es Deiner Mutter gleich heimtragen, weil wer Bekannter ist gekommmen!“ Und ein anderes Kind schickt sie zum Krämer um Zucker und Kaffee, ein anderes

wieder zum Wirt um eine Flasche „Luttenberger" oder dgl. Und Alles gibt sie lächelnd in den Zöger, geht, und lebt dann etliche Tage gar froh und herrlich und raitet wieder neue Stücklein aus, eins origineller als das andere. Auf der Flucht oder gleich nach vollbrachter That geht sie weite Wege, kreuz und quer und auf Umwegen wieder retour. Sie beschreibt um den Thatort eine weite Schneckenlinie und geht diesen Spiralweg nur, um die Verfolger irre zu leiten.

Warum sie das thut? Einmal aus Unlust zur Arbeit, das andermal, um dann und wann gut essen und trinken zu können, dann, weil es auch viel bequemer ist als das Betteln, so auch, um die „unabhängige" Frau zu spielen, und, weil die Ungebundenheit viel köstlicher schmeckt als das sorgenvolle Arbeiterleben, und letztlich und schließlich — um die ausgeheckten Stücklein auch wirklich zu vollführen. Sie ist geknechtet von der Sucht: zu genießen.

„Geht's — so geht's!" lautet des Anstauber's Grundsatz, und geht's je einmal schief, kommt das unreine Stücklein an's Licht der Sonne, dann überkömmt ihn Aerger und Scham. Den Aerger läßt er laut und lärmend los — die Scham unterdrückt er. Er stellt sich anheblich so einfältig wie ein Kind und will nicht begreifen, wie das Unheil ist gekommen. Er betheuert seine Unschuld und Redlichkeit und schwört tausend Eide. Reißen dennoch alle Stricke, so spielt er die Rolle des Entrüsteten und erklärt sich zu allem Schadenersatze willig und bereit. Doch auch hier lauert er mit Katzenblick und lauscht mit verhaltenem Athem auf ein verfängliches Zeichen und Wort. In ihm ist ein geriebener Advocat verdorben; denn er ist neben der Gesetzeskenntnis außen noch geschmiert mit tausend Salben und innen ist er voll von Süßigkeit.

Er ist „Anstauber" nicht aus Passion — sondern des lieben Geldes willen, um auf einmal gut und viel zu verdienen. Geld gibt er überhaupt nicht gerne aus, außer gegen hohe Zinsen. Er betet viel, aber er flucht auch viel. Er ist mißtrauisch gegen Jedermann, und die Rachgier erfüllt seine fleckige Seele so nachhaltig und rasch wie seine Feigheit. So verschlagen er auch oft sein mag — die Hand der Gerechtigkeit erreicht ihn doch einmal, ist's heuer nicht, so doch vielleicht das nächste Jahr!

Was ein rechter „Anstauber" ist, stäubt allerorten. „Stäubt" dem Bauer eine kranke Kuh an, dem Bräutigam eine arme Braut und der Braut einen armen Bräutigam, kurz alle Welt beschwindelt er! Hat der „Rauchwurzen-Hartl" (Bernhard) dem Pfarrherrn zu „Dreiseiten-Lehen" nicht auch eine alte Köchin für jung und bildsauber „hinaufgestäubt"? Und als der Pfarrherr ihn darüber zur Rede und den Abzug vom Lohngeld ihm in Aussicht stellte, da sagte der verschmitzte Bursche: „Ja — sie hat doch das „canonische Alter," fünfzig Jahr'? Jünger thät's sich dennoch wohl nicht gut schicken! Halt ja!"

Also — alle Welt „stäubt" er an, so lange, bis ihn der Sensenmann selber angeht und „anstäubt".

Wie steht auf dem Grabkreuze eines solchen „Anstäubers" irgendwo zu lesen?

„Hier ruht
J. Hammer gut.

Geboren am 15. Maien —
Gestorben dies Jahr, im neuen.

In dieser Welt, die Dich beweint,
Hast hinterlassen Freund und Feind;
Die Freunde, um zu theilen,
Die Feinde, um zu heulen!

O, der Du hast auf Erden so viel gestaubet an,
Staub in der Höllen auch alle Teufeln an!"

Kleine Laube.

Tiroler Frühling.

Von Adolf Pichler.

Das Land trägt Wappenfarben,
Sie stehen ihm so wohl:
Der Frühling hat entfaltet
Die Fahne von Tirol.

Durch Nebelstreifen ragen
Die Gletscher weiß von Schnee,
Und auf der Matte drunten
Da grünt der frische Klee.

Die Schwalbe folgt der Fahne,
Sie gründet ihren Bau,
Der Himmel spannt darüber
Das lichtverklärte Blau.

Der Fahne folgt der Senner
Im neuen Hemd von Lein,
Er treibt zur Alm die Herden
Und Glocken klingen drein.

Da darf der Schütz' nicht zaudern,
Er putzt den Stutzenlauf
Und klimmt durch wilde Schroffen
Zu Gems' und Aar hinauf!

Anmerkung. Die Farbe der Tiroler Schützenfahnen ist weiß und grün.

Die steirischen Nachtigallen.

Von A. Schuppe.

„Aus meinen Thränen sprießen viel blühende Blumen hervor und meine Seufzer werden ein Nachtigallenchor.“ So erklang es in der wunderbar innigen Weise Schumann's aus seinem Cyklus „Dichterliebe“, aber nicht, wie derselbe ursprünglich componiert ist, von einer Singstimme mit Clavierbegleitung, sondern es schien in Wahrheit ein Nachtigallenchor seinen süßen Sangeszauber entfaltet zu haben, der den Zuhörer in wehmuthsvolle Wonne versenkte. Liegt doch in dem Kundwerden hoher künstlerischer Thaten immer etwas Himmelanreißendes und doch auch tief schmerzlich Bewegendes. Es ist als ob der irdische Mensch nicht so viele Schönheit ertragen könnte. Freilich war es kein Chor von Nachtigallen, es waren vier jugendliche Sängerinnen, die wir hörten. An obige Liedperle schloß sich eine zweite aus demselben Cyklus an: „Wenn ich in Deine Augen seh', so schwindet all' mein Leid und Weh“, auch für Frauenquartett arrangiert. Der Leser weiß wohl, daß wir es hier mit dem berühmten österreichischen Damenquartett zu thun haben, welches sich ja schon fast in ganz Europa mit außerordentlichem Erfolg hat hören lassen.

Nachdem das schwedische Damenquartett, welches vor Jahren ganz Europa entzückt hatte, auch in Graz gastierte, machte es daselbst einen so tiefen Eindruck auf einige junge Mädchen, nämlich auf die Töchter des dort lebenden Oberlandesgerichtsraths Tschampa, daß sofort Uebungen in drei- und vierstimmigem Frauengesang von denselben vorgenommen wurden.

Es sang und klang im traulichen Heim der Familie Tschampa und immer mehr drängte sich das hochbedeutende Talent der jugendlichen Töchter hervor. Schon in frühester Kindheit hatten sich Spuren von dem Letztern gezeigt. So hatte man einst Fanny, welche ersten Sopran singt, zu gleicher Zeit die Quartette einstudiert und dirigiert, an ihrem zweiten Geburtstage unter einem Tische sitzend und rein und deutlich die österreichische Nationalhymne singend gefunden. Fanny ist auch Diejenige, welche geeignete Lieder für vier Frauenstimmen arrangiert. Sie besitzt eine herrliche Sopranstimme, die bis zum dreigestrichenen E hinan reicht. Der Umfang des ganzen Quartetts ist überhaupt ein ganz ungewöhnlicher. Der zweite Alt, dessen Vertreterin Amalia Tschampa ist, reicht hinunter bis zum großen B, also bis tief in die Baßregion hinein. Doch glaube man ja nicht, daß die Stimme deshalb etwas Unweibliches hat. Nein, die Färbung der Frauenstimme ist vorhanden. Es sind drei Schwestern: Fanny, Marie und Amalia Tschampa und Fräulein Marianne Gallowitsch, die ersten Alt singt, welche das seltene Quartett bilden.

Der außergewöhnliche Stimmumfang desselben macht es möglich, daß Quartette gesungen werden können, die fast wie für gemischten Chor geschrieben sind. Fast, sage ich, denn eine Beschränkung ist doch noch vorhanden. Diese Stimmen sind ungewöhnlich metallreich, kräftig und doch weich und schmelzend. Es gibt nichts Schöneres als eine einfache, tiefinnige, schlichte Volksweise von diesem Zauberquartett gesungen zu hören. Makellose Reinheit der Intonation, poetisches Durchdrungensein, Schwung, Feuer, Zartheit, das leiseste Pianissimo sind die ganz besonderen Vorzüge dieses Zusammensingens. Die Damen selbst treten trotz aller Triumphe so bescheiden und anspruchslos auf, daß auch dieser Zug, verbunden mit solcher Künstlerschaft, auf Zuhörer und Zuschauer bestrickend wirkt. Wie vier Täubchen stehen sie da, die kleinen Damen, alle in derselben Größe. Amalia Tschampa ist auf den Reisen die treffliche Geschäftsführerin; eine zweite der jugendlichen Schwestern macht die Reisemarschallin trotz einem erfahrenen Impresario; so durchziehen sie munter ohne männliche Begleitung ost- und westliches, wie nord- und südliches Gelände von Europa; eine dritte der Schwestern leitet den künstlerischen Ressort. Graz kann stolz auf diese Künstlerinnen sein, deren Wiege nicht bloß in der grünen Steiermark gestanden hat, sondern, die auch daselbst ihre Ausbildung genossen haben. Ihr erstes Auftreten einst in größerem Kreise, nämlich an einem „Künstlerabend" in Wien, hatte gleich einen merkwürdigen Erfolg. Der Impresario Julius Hofmann, jetzt Director des Kölner Stadt-Theaters, hörte sie daselbst und engagierte sie sofort zu einer Kunstreise durch ganz Deutschland, die die herrlichsten Erfolge brachte. Nun war ihr Glück gemacht. Bald unternahmen sie allein größere Reisen; ihr Zaubersang erscholl in Belgien, Holland, Spanien, Würtemberg, wo sie bei Hofe sangen und von den Majestäten sehr ausgezeichnet wurden, in Frankreich, wo sie in Paris erst kürzlich in dem Salon des genialen Componisten Saint Saëns, der ihnen auch eine Composition gewidmet hat, sehr gefeiert wurden. In dieser Saison sind sie noch nach Kopenhagen berufen.

Wer dieses Frauenquartett einmal gehört hat, er vergißt es nicht mehr. Es ist das Bezauberndste, was man sich in der Interpretion des Volksliedes denken kann!

Ein Wink in Sachen der Volkskunde.

Die Philologen, Germanisten und Volksbeschreiber arbeiten seit jeher mit allen Kräften daran, es zu bestimmen, wie sich in der Vorzeit die deutschen Stämme ausgebreitet haben und wie sie sich heute in Süd und Nord, in Ost und West als organisch gewachsen erkennen lassen sollten. Diese Wissenschaft ist in vieler Beziehung sehr wichtig, nur glaube ich, ist man hierin bisher nicht praktisch genug vorgegangen.

Man hat die Gliederung der deutschen Stämme vor Allem in den Eigenarten der Dialekte, im Volksliede, im Sprichworte nachweisen wollen. Aber Worte sind Lufthauche und Lüfte bleiben nicht stehen an einem Ort. Die Mundarten haben noch ihre locale Beständigkeit, aber das Lied zieht auf den Flügeln des Gesanges leicht in alle Welt hinaus.

Sprechender in unserem Sinne ist die Tracht und Lebensweise eines Volkes, sind die Sitten und Gebräuche bei Festen, Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Am sichersten aber hat man ein Volk, wenn man es bei seiner Arbeit packt. Wir sprechen vom Bauernstande, in welchem allein sich überhaupt ethnographische und etymologische Studien noch machen lassen. Die Kleidung der Bewohner eines Landes richtet sich nach dem Klima, der Bau der Wohnungen nach der Bodenbeschaffenheit und der Witterung; die Arbeitsgeräthe werden sich wohl auch den localen Verhältnissen der Arbeit anpassen müssen, und doch sind gerade diese eine Fundgrube für die nationale Abstammungskunde. Die Form des Axtstieles, das hölzerne Bodenjoch im geflochtenen Tragkorb, die unscheinbare Art der Einfügung eines Pflughornes u. s. w. sind Spuren, die der Forscher nicht verachten soll.

Je unscheinbarer ein Geräth, jemehr aus eigener Hand des Bauers hervorgegangen, desto wichtiger. Die eisernen Dachnägel wären nicht maßgebend, solche macht der vielgereiste Schmied, aber die hölzernen sind es, diese macht der Bauer eigenhändig und genau so, wie er es von seinem Vater gelernt hat und dieser wieder von dem seinen. Ob in einer Gegend die Sensenhabe gekrümmt ist, oder gerade, wie sie an der Sense befestigt ist; ob der Rechenstiel, in zwei Arme gestaltet, in das Rechenjoch eingetrieben ist, ob er zur festen Einfügung in's Joch einen Querreifen hat oder eine Platte; ob die hölzerne Heugabel zwei Quersprossen hat oder drei; ob der Dreschflegel Eisenreifen hat oder nicht, ob er gerade oder gekrümmt ist, das und Aehnliches ist für den Forscher, der den Beweis von der Abstammung eines Volkstheiles herstellen will, sehr wichtig. In der nordöstlichen Steiermark ist das Pflughorn genau so in den Gründel eingekeilt, als in Oberbaiern; in allen Gegenden aber, die zwischen den genannten Landstrichen liegen, sind ganz andere Formen. Was bedeutet das? Die Lebensweise der Mittelsteirer und der Bewohner des Engadin haben scheinbar nicht viel mit einander gemein, aber haargleich ist der Wandhaken, in den sie dort wie hier des Abends ihre Leuchtspäne stecken. Was bedeutet das? In der Gegend des Mürzthales gibt es unter den alten Häusern einige, welche auf ihren Dachgiebeln ein kleines Querbrettchen haben, auf dem ein Kreuz steht. Ganz Deutschland kann man durchsuchen, ohne diese Giebelform zu finden, aber oben in Schweden und Norwegen kommt sie vor. Was bedeutet das?

Die systematische Aufzeichnung ähnlicher Erscheinungen hielte ich für sehr wichtig. Bei dem jetzigen System der Arbeitstheilung und der Herstellung im Großen aller Geräthe werden die alten, für die Wissenschaft so wertvollen Formen bald vergangen sein.

Aflenz. E.

Befreit.

Gedicht von Alfred Friedmann.

Ich war ein Christus, der an's Kreuz geschlagen:
Die Muse war mein Kreuz, das lang mich trug,
Nach Golgatha gieng Jahr um Jahr mein Zug,
Ich hab' mein Kreuz, mein Kreuz hat mich getragen!

Doch hörte nie den Christ man sich beklagen,
Litt er der Seelenschmerzen auch genug! —
Kein Leidens-Gang war uns'rer; mehr ein Flug:
Sah stets mein Kreuz doch himmelan ich ragen!

Zwar könnt' ich sagen auch von Wundenmalen,
An's Kreuz geschlagen, litt ich viele Qualen,
Auch Essig haben sie mir eingeflößt!

Mein Kreuz, o Muse, wir sind auferstanden!
Du stehst verklärt — ich frei von Deinen Banden:
Die Liebe hat vom Kreuztod mich erlöst!

Wie wir gefoppt werden.

Sprache und Namen werden oft arg mißbraucht; die aufrichtigsten, treuherzigsten Worte werden benützt um irrezuführen, um zu betrügen oder wenigstens um zu täuschen. Lassen wir auch die Namen, die etwas bedeuten, die ererbt sind und die man nicht leicht ändern kann, wie Ehrlich, Redlich, Groß, Klein u. s. w., die auch nicht immer den Personen entsprechen, und wo ein antipathischer, übelklingender Name oft großen Einfluß auf das Schicksal des Menschen nehmen kann, der ein solches Kainsmal mit sich durchs Leben tragen muß und im Schiboleth sein Verhängnis hat — diese Alle zählen zu den Unschuldigen. wie die Betitelten, die ihrem Ehrennamen nicht entsprechen — ein unritterlicher Richter — ein Rath, auf den die Auflösung des Räthsels Schleiermacher's anwendbar ist, das da lautet: „Ich geh' in mich und bin in mir um mich verlegen.“ Sie Alle zählen zu den Unfreiwilligen — sie haben sich weder Namen noch Titel gewählt — der Titel, die Würde ist eine Art Wiedertaufe, wie das Hochgeboren, Wohlgeboren und Hochwohlgeboren, das mit der Geburt nichts zu thun hat und das sich, dem Himmel sei es gedankt, allmählich verliert und als verzopft auch in deutschen Landen verschwindet, wie es in England und Frankreich gänzlich verschwunden ist und sich nur noch mühsam, wie das kleine Lottospiel in Italien und Oesterreich, erhält.

In Oesterreich ist uns der militärische Dienststil mit gutem Beispiel vorangegangen und die Anreden „Löblich und Hochlöblich, Hochgebietend und Hoch- und Höchstgebietend“ sind abgeschafft worden; könnte der common sens nicht auch die „Hochgeboren und Wohlgeboren“ über Bord werfen? Dem Ritter, dem Freiherrn, dem Grafen kann ja sein Titel genügen, auch wenn er im rez-de-chaussée seines Stammschlosses und nicht hoch- oder höher geboren ist — die Durchlaucht, die Erlaucht, die Hoheit haben ja ihre Titel von Geburt aus und brauchen ja überhaupt nur geboren zu sein — und nur eine schön gewachsene Person sollte man, wie im Englischen aus ironischer Erinnerung an die auch dort einst bestandenen Titel, well born wohlgeboren nennen.

Was für ein Unterschied oft zwischen Name und Ding besteht, sehen wir täglich an unseren Annoncen, Ankündigungen, Empfehlungen und Reclamen. Wer hat in dieser Beziehung nicht schon Erfahrungen in Menge gesammelt? ich will nur Einiges aus meinem eigenen Leben erzählen, wie man durch Namen an den Dingen getäuscht werden kann. Annoncen sind, wie bekannt, etwas sehr Nützliches, auch Einträgliches. Wie bekannt, gab der Eigenthümer der „Times“ seiner Tochter als Mitgift Eine, sage Eine Spalte, des Annoncenblattes seiner Zeitung und die Miß galt mit dieser jährlichen Revenue als ein reiches Mädchen. Wie Viele aber

durch Enttäuschungen zu dieser Jahresrente beigetragen, das weiß man nicht.

„Uhr sammt Kette für drei Jahre garantiert" stand in einem der Wiener Blätter. Ich hatte einen armen Firmling zu beschenken und bestellte diese Uhr gegen Nachnahme. Da langte eines schönen Tages eine kleinwinzige Schwarzwälder an — das Pendel war ein Stückchen Messing an einer alten Stricknadel, an einer dünnen Messingkette hieng ein Bleigewicht, der Name des ganzen Apparates war richtig, Uhr sammt Kette; aber das Ding?

Rechentafel unverwüstlich, mit „ewigem Schwamm". Gegen Nachnahme einzusenden. — Die Tafel war eine dünne, kleine Schieferplatte, der ewige Schwamm ein kleines Stückchen gewöhnlichen ordinären Badschwamms. Der Name war richtig. — Unverwüstlich und ewig sind abstracte Begriffe, die Annonce hatte nicht absolut gelogen, sie hat nur auf Glauben gerechnet. Annonce: „Neuerfundener Rasir-Apparat", mittels welchem sich auch solche Herren, die sich nie selbst rasiert haben, bequem rasieren können. Eine Verwundung unmöglich. Zu dem Apparate wird außer destilliertem Wasser keine andere Schmierage (sic) in Anwendung gebracht. Das Barthaar wird so rein entfernt, daß selbst die feinste Damenhand den Bartgrund nicht fühlen kann. Der Apparat dauert 10 Jahre, kostet 2 Gulden, von denen nur 1 Gulden einzusenden ist, während der zweite Gulden erst einzusenden ist, wenn sich der Apparat zur Zufriedenheit bewährt hat. Rosina Garas in Gr. Kalna, Granthal, Ungarn."

Discretere Anforderungen kann ein Lieferant und noch dazu Erfinder wohl nicht stellen — somit den Gulden eingesendet und mit freudigem Herzklopfen den Apparat erwartet, der vom lästigen Rasieren ein- für allemal befreien soll; auch die zarte Damenhand wurde bereit gehalten, um nach der ersten Probe die Hautglätte zu versuchen. Ein ziemlich elegantes Etui langt an, inliegend zwei kleine Würfel von Bimsstein — Gebrauchsanweisung auf rosa Papier sagt, buchstäblich genau citiert:

„Die Bartstellen werden wie gewöhnlich rein abrasiert, nachher werden die beiden Apparate mit ihren schon flachgeriebenen Seiten drei- bis viermal abgerieben, dann ungefähr fünf bis sechs Minuten lang in destilliertes Wasser gelegt (welches vielemale verwendbar ist), dann herausgenommen und damit der fühlbare Bartgrund schön abgeschliffen! Nach vier Wochen bleibt das lästige Rasieren mit dem Messer ganz aus und es genügt der Apparat allein, um die Haut rein zu halten. Nach Verlauf einer ungleich langen Zeit (meistens zwei Monate) bleibt der Bart auf den so rasierten Stellen ganz aus. Um oft unbekannte Krankheiten nicht zu verschleppen, soll Jedermann seinen eigenen Apparat haben." Gezeichnet war die dunkel-rosafarbene Gebrauchsanweisung, die wahrscheinlich die Farbe der Haut nach Anwendung des Apparates darstellen soll, Anna Fodor. Die Erfinderin Rosina Garas hatte wahrscheinlich ihr Patent schon wieder verkauft, was immer ein gutes Geschäft genannt werden konnte, wenn sie viele solche Abnehmer gefunden, wie ich einer war. Die bestellte Damenhand für die Steinschleifprobe meines Gesichtes blieb unbenützt. Den zweiten Gulden habe ich nicht eingesendet und wurde mir nie abverlangt, und ich wollte lieber lebenslang ein ungeschliffener Mensch heißen, als mir die letzte Politur durch solches Bimssteinschleifen zu verschaffen. Die beiden Bimssteinwürfel wollte mir aus zweiter Hand Niemand abkaufen, weil so Wenige die Differential- und Integralrechnung studieren und somit weder den winzigen Werth dieses Apparates, noch den colossalen Erwerb durch Verkauf desselben berechnen konnten. Scalpierapparat wäre richtiger gewesen — die kluge Ungarin wird sich gedacht haben: Schwab rasiert sich, Schwab kauft — und die Transleithanerin' hatte Recht.

Eine andere Annonce, der einer meiner Freunde zum Opfer fiel, war das „Forellen-Pulver", von dem es in der Ankündigung wörtlich hieß: Zwei Eßlöffel voll dieses Pulvers in einen Bach

gestreut, sichern binnen kürzester Zeit einen ausgiebigen Fang. Gegen Einsendung von zwei Gulden sofortige Expedition an die Adresse. — Baron G. B. war ein passionierter Fischer. Mein Freund sendet die zwei Gulden voll Glaube, Hoffnung und Liebe, Glaube an die Annonce, Hoffnung auf Erfolg und Liebe für die Sache ein. Nach wenigen Tagen erhielt er die zwei Gulden mit folgenden Zeilen zurück: Mit unserem besten Danke senden wir die übermachten zwei Gulden zurück; es handelte sich nur um die Wette, daß keine Annonce bizarr, sonderbar genug ist, um nicht Gläubige zu finden. Sie sind bereits der Hundertachtzehnte! — Wir lachten herzlich bei Empfang des Briefes; ich glaube, die Fische lachten auch, besonders die Stockfische.

Der alte Napoleon sagte über den Handel: Le commerce c'est le brigandage autorisé, es kommt nur auf den activen und passiven Theil dabei an. In allen Apotheken verkauft man Schweinsfett — und verabreicht immer nur dieses, wenn man Schlangenfett, Krokodilsfett, Dachsfett verlangt und erzielt damit oft die gewünschte Wirkung. Wie wird der Name Champagner nicht oft mißbraucht, die wenigen ehrlichen Firmen ausgenommen, wie Schlumberger und Kleinoschegg, die ihn Schaumwein nennen.

So könnte man unzählige Beispiele bringen, wie wir gefoppt werden. Sind Dir, lieber Leser, diese Beispiele, die wir angeführt haben, zu wenig, so erinnere Dich an solche, die — Dich angeführt haben. P.

Lustige Zeitung.

Ein Brauereibesitzer in Westfalen begann noch im Spätherbste einen Kellerbau, aber trotz der großen Arbeiterzahl gieng zu seinem Aerger das Ausschachten des Grundes gar nicht vorwärts. Aber plötzlich kam ein wundersamer Feuereifer in die Leute, und von Tagesgrauen bis zum späten Abend gruben sie mit einer beispiellosen Emsigkeit; nicht Sturm noch Regen hemmte sie, und die Mahlzeiten wurden auf die knappste Zeit beschränkt. Als der Boden tief genug ausgehoben, konnten sie fast nur durch Gewalt vom Eindringen in größere Tiefen abgehalten werden, und schieden mit Wehmuth von dem Schauplatze ihrer Thätigkeit. Der Brauer rieb sich verstohlen lächelnd die Hände — und was war des Räthsels Lösung? Er hatte in einen alten irdenen, von Salz zerfressenen Topf einen Pergamentstreifen gelegt, den er in alterthümlicher Schrift mit folgenden Worten beschrieben:

„Hierunder ligt vill Geld begrawe,
Und wer et fint, der soll et hawe.
Gedenke der Armen!"

hatte den Topf mit einem verwitterten Schiefersteine zugedeckt und ihn da vergraben, wo ihn die Arbeiter am nächsten Tage finden mußten.

* * *

Schlechte Geschäfte. Principal: „Bedauere, Ihnen heute keinen Auftrag geben zu können; ich bin mit Allem reichlich versehen." — Reisender: Aber meine Muster darf ich Ihnen vielleicht vorlegen?" — Principal: „Bemühen Sie sich nicht, ich kaufe doch nichts." — Reisender: „Dann gestatten Sie mir wenigstens, meine Muster selbst einmal zu besehen; ich habe dieselben seit drei Wochen nicht gesehen".

* * *

Neue Eigenschaft des Geldes. „Während das Bahn-Reglement vorschreibt, daß nur leicht verderbliche Gegenstände dem Finder bleiben dürfen, haben Sie die neulich von Ihnen im Dienst gefundene Geldsumme nicht abgeliefert, sondern für sich behalten!" — „Ganz richtig, Herr Director. Ich glaube eben, daß das Geld sehr leicht verderblich werden kann!"

* * *

Unfehlbare Heilmittel. „Na also, Euer Mann und Ihr seid ja Beide ganz gesund geworden; das hat mein Magenpflaster bei dem Bauer und mein Pulver bei der Bäuerin g'macht." „I bitt', mir ham g'wechselt. Weil mein Mann in d' Stadt müassen, hab' i mir's Pflaster aufg'legt und er hat's Pulver g'numma, und das hat uns so viel guat than."

* * *

Prompt bedient. Samuel Johnson hatte den letzten Bogen seines Schriftsteller-Lexikons beendet und seinem Verleger Millar zugesandt. Die Antwort erfolgte umgehend: „Andreas Millar sendet das Honorar und dankt Gott, mit Herrn Samuel Johnson nichts mehr zu thun zu haben." Der Lexikograph erwiderte: „Samuel Johnson freut sich, die Erfahrung zu machen, daß Andreas Millar Gott für was danke, da er ihn zuvor für den undankbarsten Gauner der Erde gehalten hat."

* * *

Nicht aus der Ruhe zu bringen. „Schon wieder dieselbe eselhafte Schlamperei! Du Dummkopf, wann wirst Du einmal endlich zur Einsicht kommen? Oder willst Du ewig ein solcher Esel bleiben?" — „Geben's Ihna kan Müh', gnä' Herr, so grob, wie ich's vertragen kann, können's ja do net werd'n."

* * *

Vorsichtig. „Isidor, Du fahrst nach Korneuburg, werst mitnehmen die alte Pistol'. Du weißt, daß die Gegend sehr unsicher ist." — „Was Dir nix einfallt! Wenn ich werd' ausgeraubt, wird mir nehmen der Räuber auch noch die Pistol'."

* * *

Mittel gegen Untreue. „Hast Du schon ein' Liebhaber, Kathi?" — „Leider na, ich muß m'r erst an aufzwick'n." — „Dös is g'scheidt, da kannst derweil mein Tonl haben; i muß jetzt auf vier Wochen z'Haus, und damit er mir nöt untreu wird, kannst'n Du derweil nehma."

* * *

Ein sparsamer Mann. Wie Ludwig Hevesy erzählt, begann Herr Tewele, ehemaliger Director des Carl-Theaters in Wien, am Sylvesterabend einen Toast mit folgenden Worten: „Das Jahr 1883 ist also auch zu Ende; es ist das Einzige, was ich in diesem Jahre zurückgelegt habe."

* * *

Der Herr Professor ist eben in Berechnungen über das Wiedererscheinen eines Cometen vertieft, da stört ihn die Stimme des Stubenmädchens: „Gnädige Frau läßt fragen, wann die Suppe serviert werden soll?" — „Ja, wann? wann?" erwidert der Professor, träumerisch aufblickend. „Warten sie einen Moment." Er schreibt einige Ziffern, dann plötzlich: „Am 27. September 1915, Morgens 7 Uhr 16 Minuten 3 1/4 Secunden präcis!"

* * *

Alte Bekannte. Gast: „Kellner, Ihr Beefsteak ist verwünscht zähe, ich glaube, das ist von einem alten Bekannten von mir." — Kellner: „Der Herr ist wohl Gutsbesitzer?" — Gast: „Das nicht, aber Hufschmied."

* * *

Aus der Schule. Lehrer: „Warum nennt man Denjenigen, der hingerichtet wird, einen armen Sünder?" — Schüler: „Weil reiche Sünder nicht hingerichtet werden."

* * *

Aus dem Gerichtssaal. „Also der Angeklagte hat Ihnen, als Sie Posten standen, eine Cigarre angeboten?" — „Jawohl, Herr Präsident." — „Sie verweigerten die Annahme des Geschenks?" — „Zu Befehl, Herr Präsident!" —

„Und was gab er Ihnen zur Antwort?" — „Sie sind ein Schafskopf, Herr Präsident!"

* * *

Ein Ungar und ein Norddeutscher plauderten über deutsche Sprache. „Wir haben so manchen Buchstaben", sagt der Norddeutsche, „in unserem Alphabet, den wir entbehren könnten. Zum Beispiel das X!" — „O," meint der Ungar, „dies ist doch wohl nicht gut zu entbehren; wie sollte man sonst schreiben: »Xundheit« oder »xegnete Mahlzeit?«"

* * *

In einer Wiener Zeitung konnte man kürzlich folgende originelle Ehrenerklärung lesen:

„Erklärung.

Ich nehme die gegen „Azor", den Hund der Baronin v. K., ausgestoßene Beleidigung hiermit zurück und erkläre „Azor" hiermit für einen Ehrenhund.

Penzing bei Wien. Anna L., geb. K."

An meine Bibliothek.

Gedicht von Ernst Wechsler.

Jüngst fuhr ich auf in tiefer Nacht, voll Grausen,
Mir stockt' das Herz, in jähen Schreck gebannt,
Mir hat geträumt, daß unter Flammenbrausen
Ihr, meine trauten Bücher, seid verbrannt!
Vor solcher Unglücksgeister bösem Hausen
Hub ich beschwörend himmelwärts die Hand
Und flehend auf, zu guter Geister Walten,
Daß Ihr mir, gold'ne Freunde, bleibt erhalten!

Was bleibt mir denn, wenn Ihr von mir geschieden,
Ihr, meiner Seele Licht und stiller Trost,
Nur Ihr gabt mir den wild ersehnten Frieden,
Wenn Schicksals Wucht und Zweifel mich umtost;
Ihr gabt mir Kräfte, droht' ich zu ermüden,
Ihr habt mein Herz berauscht und sanft liebkost:
„Wer wird so hadern! fluchen stets dem Leben!
Du bist noch jung, Du mußt noch weiter streben!"

Wenn stirbt des lauten Tages bunter Flimmer
Und steigt herauf die stille, kühle Nacht,
Dann eil' ich in mein einsam-dunkles Zimmer,
Wo traut hineingelugt der Sterne Pracht;
Doch trauter bald erglänzt der Lampe Schimmer,
Zum Altar wird der Bücherschrank, entfacht
Von Gott will ihn ein Heil'genglanz umweben,
Und in mich kommt ein wundersames Leben!

Das Feuer knistert lustig in dem Ofen
Und funkelt hell und roth wie ein Rubin;
Es lispeln süß der Dichter Liebesstrophen
Und Witzraketen durch die Lüfte sprüh'n;
Die Geistesblüten hehrer Philosophen
Im Lenzeszauber neu sie wieder blüh'n,
Und Gottesreden hallen wie im Dome,
Und mächtig rauscht es in der Zeiten Strome!

Und all', dem ich im Leben muß entsagen,
Kann ich in reicher Fülle hier genießen;
Das Böse, das ich bitter muß ertragen,
Hier muß es fürchterlich und strenge büßen;
Hier hörst Du nicht ein unverschuldet Klagen,
Wo nur der Wahrheit blanke Quellen fließen:
Und Die durch dieses Schattenleben wandern,
Sie sind versöhnt wohl mit dem wahren, andern!

Und darf ein böses Los Euch mir entreißen,
O theure Freunde, die Ihr manches Jahr
Den Schmerz mir stillet sanft, den wilden, heißen,
Den mir der Menschen Groll und Haß gebar!
Ich flieh' der schnöden Erde trughaft Gleißen,
Bei Euch nur ist es Licht, so heilig-klar,
Ihr weist den Weg mir nach dem rechten Glücke:
Euch darf mir rauben keine Schicksalstücke!

Bücher.

Die Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung erzählt von Ferdinand Schmidt. (Berlin. Friedberg u. Mode. 1882.) Selten findet man ein objectiv gehaltenes Geschichtswerk, das nicht im Sinne einer gewissen confessionellen oder politischen, oder socialistischen Partei gehalten wäre, sondern das so streng als möglich die unentstellten Thatsachen erbrächte und von diesen heraus eine

Lehre für die Menschheit zöge. Was hilft uns Geschichte studieren, wenn wir aus den Erfahrungen der Vorfahren nicht Nutzen ziehen wollen? Und die Weltgeschichte für das Volk, die Jugend und den Schulgebrauch bearbeitet, ist schon gar fast immer auf das Gewissenloseste entstellt, allen möglichen Interessen dienend, nur nicht denen der Humanität, nicht dem Sittlichkeitsideale, das die wahre Cultur als das ewige, erlösende erkannt hat.

Eine schöne Ausnahme macht das oben angeführte Werk von Ferdinand Schmidt. Zum mindesten ist es in ruhigem, würdigem Tone gehalten, auch dort, wo es seinen politischen und confessionellen Standpunkt gegen Feindliches zu vertheidigen hat. Es gibt nicht als Geschichte, was Mythe und Sage ist, behandelt aber diese mit Liebe und Rücksicht. Allerdings erfahren große geschichtliche Verirrungen ihre strenge Kritik, nicht als ob sie einst nicht nothwendig und organisch aus den Verhältnissen herausgewachsen wären, sondern damit sie nicht etwa für uns und unsere Nachkommen als Vorbild hingestellt werden mögen. Es ist das Bestreben so mancher Leute, z. B. heute noch die Kreuzzüge, die Inquisition, den Absolutismus u. s. w. zu vertheidigen und durch solche Vertheidigung des Schlechten und Falschen der Sittlichkeit einen Judaskuß zu versetzen; solchen dürfte Schmidt's Weltgeschichte für die Jugend und das Volk ein Greuel sein. Damit sei das Werk empfohlen. R.

V. Chiavacci. Aus dem Kleinleben der Großstadt. Wiener Genrebilder (I. Band der „**Bibliothek für Ost und West**“, Wien, Engel.) Das ist wieder ein Büchlein, welches sich von der großen Masse abhebt, und bei welchem der Leser seine Rechnung finden wird, namentlich wenn er, vom rechten Instincte geleitet, seine Lectüre mit dem humoristischen Theil beginnt — mit dem Ausflug „Nach Mürzzuschlag“, dem „Selbstmord mit Hindernissen“, der originellen, wirklich reizenden Geschichte von „Hans und Grete“. In diesen waltet ein so drastischer Humor, vereinigt mit feinen, manchmal poetischen Zügen, daß man in dem Verfasser einen eben so geistreichen als naturfrischen Erzähler begrüßen muß. Nicht Alles hält sich freilich in dem Büchlein auf gleicher Höhe, aber dem ergötzlichen Humor ist in manchen ernsteren Skizzen eine Gabe zu rühren ebenbürtig, die z. B. in der „Goneril von Gumpendorf“, ganz besonders aber in der tiefergreifenden Geschichte „Beim Köhlermichel“ zur Geltung kommt. In den einleitenden Aufsätzen „Wiener Kinder“ und „Wiener Bilder“ („Der Wiener Gassenjunge,“ „Vom Naschmarkt“ ꝛc.) ist wenigstens ein Reichthum von Details aus dem Wiener Volksleben aufgespeichert. Das Wiener Leben hat an Meister F. Schlögl einen unvergleichlichen Chronisten gefunden; Chiavacci fördert gelungene Genrebilder aus demselben Schacht zu Tage. Was noch fehlt, ist ein wirklicher gediegener Roman aus dem Wiener Volksleben, ein größeres einheitliches Kunstwerk aus echter Dichterhand. Einen solchen könnte nur L. Anzengruber schreiben. Der will aber leider nichts mehr von dem Wiener Volksleben wissen; es ist ihm in jüngster Zeit zu verkommen, zu corrupt, hat zu sehr die bunte Mannigfaltigkeit seiner Typen und seiner gemüthlichen Seiten eingebüßt. Aber auch so, ja gerade mit dem, was Unerquickliches in das Leben der Großstadt mit hineinspielt, würde ein genialer Poet, der uns einen classischen Wiener Volksroman schenkte, die Lorbeeren eines Boz ernten. Auch Boz hatte nicht mit lauter gemüthlichen Originalen zu thun; er verschmähte es nicht, sich in die Nachtseiten großstädtischen Lebens und Treibens zu vertiefen, und schuf in dieser Art Werke, wie wir sie in unserer Literatur noch vermissen. R. Hg.

Unsere Nachbarn. Neue Skizzen von Ada Christen (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.) Die geistvolle Dichterin schildert vor Allem das Leben des kleinen Mannes. Mit liebenswürdiger Einfachheit und ergreifender Gewalt weiß sie uns für das Leben und Sterben ihrer Alltagshelden zu interessieren und zu erwärmen. „Der einsame Spatz“ zeigt uns so recht ihre erstaunlich feine Beobachtungsgabe und „Nur ein Wort“ ist eine wahrhaft originelle Erzählung. „Im neuen Hause“ führt uns A. Christen in eine traurige Gesellschaft verfehlter Existenzen ein, die sie in ihrem unglücklichen Dasein so überzeugend darzustellen weiß, daß wir dieses Talent hier, wie in den folgenden Erzählungen nur immer auf's Neue bewundern müssen.
L. L.

Opfer des Krieges. Novellenbuch von Wilhelm Berger. (Gebrüder Paetel, Berlin.) Das sind interessante, echte Novellenprobleme, welche in den beiden Stücken der Sammlung, „Großbeeren“ und „Das letzte Glück“ behandelt werden. Das Problem der ersten Novelle wirft gewissermaßen die Frage auf, ob es in der That eine ehrlose, todeswürdige Handlung ist, wenn ein im Kriege gefangener Officier — den man im Drange der Umstände auf Ehrenwort entläßt, auf daß er sich ein Nachtquartier suche, und der nun durch Zufall

Kenntnis erhält von dem Plane der nächsten Schlacht, die der Feind liefern will — sein Ehrenwort bricht, sich durch das feindliche Lager schleicht, seinem Feldherrn den Plan verräth und so zum Retter seines Heeres, seines Vaterlandes wird? Es entsteht hier ein Kampf zwischen militärischer Ehre und natürlicher Vaterlandsliebe, der nach patriotischem Empfinden mit dem Siege der letzteren enden muß. Nach militärischen Begriffen aber hat der Officier eine ehrlose Handlung begangen, welche ihn unwürdig macht, den Rock des Kaisers länger zu tragen. Ist damit aber auch das moralische Todesurtheil über den Staatsbürger ausgesprochen? Diese Frage war zu lösen, und der Verfasser mußte den Muth haben, sich für die eine oder die andere Auffassung zu entscheiden und darnach das Los seines Helden zu gestalten. Diesen Muth hat er nicht, er bleibt zwischen Bejahen und Verneinen mitten inne, läßt den Helden als Officier für todt gelten und als Bürger unter anderem Namen zurückgezogen weiter leben.

In der zweiten Novelle „Das letzte Glück" treffen sich zwei Freunde als Soldaten im französischen Feldzuge, und der eine derselben erfährt nun, daß der andere sich mit demjenigen Mädchen verlobt hat, welches er selbst insgeheim liebt. Bei einem darauf folgenden Scharmützel wird das Leben des Verlobten in die Hand seines Freundes gegeben da dieser wahrnimmt, wie ein feindlicher Kämpfer auf Jenen zielt, und er durch rasches Schießen den Feind am Losdrücken hindern kann. In diesem verhängnisvollen Moment durchzuckt ihn aber der Gedanke, daß der feindliche Schuß ihn von einem Nebenbuhler befreien würde — ein unwillkürlicher, menschlicher Gedanke, den er sofort von sich drängt; in diesem Moment drückt er auch auf den Feind los, gleichzeitig aber fällt dessen Schuß, und Beide, der Feind und der Verlobte stürzen, zu Tode getroffen nieder. Die Frage ist hier wieder sehr tiefliegend. Ist die Schuld des Ueberlebenden eine solche, daß er nun nicht mehr um das geliebte Mädchen werben darf? Und auch hier scheut Berger die präcise Antwort, und was er dafür gibt, einen Brand, bei welchem die Liebenden, anstatt sich zu retten, über ihre Schuld und Liebe philosophieren, ist unglaublich und kaum ernst zu nehmen, und führt Personen und Verhältnisse vor, welche wieder den Rahmen der Novelle in unerquicklicher Weise sprengen. — Der Muth der Wahrheit, der Muth der letzten Folgerungen fehlt, wie aus diesen knappen Angaben ersichtlich, Wilhelm Berger als Dichter.

E.

Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Von Thomas von Kempen. (Görres' Uebersetzung.) Mit Original-Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich. In Holzschnitt ausgeführt von K. Oertel. Volks-Ausgabe. 18 Lieferungen. (Alphons Dürr, Leipzig.) Der bedeutsame Schatz der tiefempfundenen Bilder, mit welchen Führich das berühmte Andachts- und Erbauungsbuch schmückte, war bisher ausschließlich in einer Prachtausgabe und somit nur für einen verhältnismäßig kleineren Kreis zugänglich. Die neue, billige Volksausgabe erschließt das Werk nunmehr für die weitesten Kreise. So groß auch die Zahl der Ausgaben ist, in welchen des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi" vorliegt, es wohnt keiner derselben eine ähnliche Bedeutung inne, wie sie dem Text durch den Bilderschmuck Führich's verliehen wird. In der Person des gläubig frommen Meisters gesellt sich dem Wort der sinnigste Interpret, wie er seelenverwandter nicht gedacht werden kann. Indem Führich, dessen Persönlichkeit sich mit seiner Kunst vollkommen deckt, seine Inspirationen zu den Bildern aus der Tiefe seines gläubigen Herzens schöpft, weiß er jeden, der sich in seine, bis in die kleinste Linie des untergeordneten Beiwerkes empfindungsvoll beseelten Zeichnungen versenkt, zur Nachempfindung anzuregen und auch im Herzen des Beschauers etwas von dem seligen Frieden seiner Gotteswelt anklingen zu lassen.

V.

Der Kampf um die Sprache. Linguistische Plaudereien von Heinrich Teweles. (Leipzig, Reißner.) Unter den Schriftstellern Böhmens, welche mit ganzer Kraft ihres Könnens für das Deutschthum eintreten, ist H. Teweles einer der wackersten und begabtesten. Beweis hievon vorliegendes Büchlein. Dieses Skizzenbuch ist mit gründlicher Sachkenntnis und eleganter Formgewandtheit abgefaßt. Es gibt sich anspruchslos und wirkt um so wohlthuender. Besonders gelungen halten wir folgende Nummern: „Amtsstil und Prager Deutsch", „Die tschechische Weltsprache", „Deutsche und tschechische Reime", „Werden und Wandern der Wörter", „Reinigung der Sprache", „Wer kann deutsch?" 2c. 2c. Das Buch wird einen dankbaren Leserkreis finden.

W—r.

Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner. Von E. Kulke. (Leipzig, G. Freytag; Prag, F. Tempsky.) Dieses Werk darf als ein treffliches Bild von dem Leben und Wirken des vielumstrittenen großen Componisten bezeichnet werden. Denn

obgleich der weitaus größte Theil des Buches der Interpretation und Kritik des „Ringes der Nibelungen" gewidmet ist, so bietet uns doch die Schilderung des Lebensweges von Paris bis Bayreuth im Vereine mit der umfassenden Erörterung der Wagner'schen Musik überhaupt und der Wagner'schen Kunsttheorie ein vollkommen geschlossenes Bild der eigenartigen Persönlichkeit, deren Stellung in der Geschichte der Musik durch das ganz besonders interessante Schlußcapitel über die „Anhänger und Gegner" ziemlich fest bestimmt wird.

Es gereicht uns zum Vergnügen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Werk hinlenken zu dürfen, das sich durch reichen, gediegenen Inhalt, vorzügliche Illustrationen und durch würdige Ausstattung ein Recht auf Empfehlung erworben hat. „**Schorer's Familienblatt**" (Verlag von J. H. Schorer in Berlin, ist seit seinem Erscheinen bestrebt, nur wirklich Vorzügliches zu bringen. Der jährliche Aufwand für die Illustrationen von „Schorer's Familienblatt" beträgt nicht weniger als 60.000 Mark. Vom laufenden Jahrgang sind zwei interessante Romane in „Schorer's Familienblatt" zu erwähnen, „Bravo rechts". Humoristischer Roman von Ossip Schubin. Ferner: „Ein Gottesurtheil." Von E. Werner. Das Familienblatt bringt auch humoristische Beiträge in der Weise der „Fliegenden Blätter" von bedeutenden Künstlern illustriert. V.

Die Teufelskralle. (Leipzig, Verlag Kostling'sche Buchhandlung, 1884.) Diese Flugschrift ist trotz ihres nicht gerade geschmackvollen Titels vom rein humanistischen Standpunkt aus verfaßt und verfolgt den ethischen Zweck, über die Blutopfer-Theorie, welche in unseren Tagen zum Anlaß einer Verfolgung des jüdischen Volkes benützt worden ist, Aufklärung und neue Gesichtspunkte zu geben.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugegangen:

Die realistische und idealistische Weltanschauung entwickelt an Kant's Idealität von Zeit und Raum. Von E. Laſt. Mit dem Porträt der Verfasserin. (Leipzig, Th. Grieben's Verlag, 1884.)

Geschichte der neueren Literatur von Adolf Stern. Fünf Bände. (Leipzig, Bibliographisches Institut.)

Allandis. Ein Flug zu den alten Göttern. Mythologisches Märchen von Moriz Hoernes. (Wien, Karl Konegen, 1884.)

Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. (Berlin, Otto Janke, 1884.)

Spanische Nächte. Skizzen von Hans Parlow. (Wien, A. Hartleben.)

Gedichte von Maximilian Derschitz. (Leipzig. Otto Wiegand. 1884.)

Der Rächer. Eine Tragödie von Julius Hart. (Leipzig. Oswald Mutze. 1884.)

Bühnenwerke von Dr. Erwin Plowitz. I. Band. (Wien, L. Rosner, 1884.)

Tiroler Alpenbilder. Von Dr. Isidor Müller. (Bozen, B. Reimann, 1883.)

In czechischen Wettern. Ein deutsches Lied aus Böhmens Hauptstadt von Anton Ohorn. (Leipa, Jg. Widinsky, 1884.)

Das Frauenglück. Herzensworte für die Frauenwelt. Von J. v. Brun-Barnow. (Leipzig, C. A. Koch, 1884.)

Die heutigen Indianer des fernen Westens von Nordamerika. Aus dreißigjähriger persönlicher Anschauung geschildert von Richard Irving Dodge. Mit einer Einleitung von William Blackmore. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. Karl Müller-Mylius. Mit Illustrationen. (Hartleben, Wien.)

Schorer'sches Familienblatt. Eine illustrierte Zeitschrift. 1.—3. Heft. 1884. (Berlin. J. H. Schorer.)

Parsifal. Organ zum Zwecke der Erreichung der Richard Wagner'schen Kunstideale. Erster Jahrgang. Nr. 1. (Wien. I, Volksgartenstraße 5.)

Illustrierte Blätter für Kinder- und Jugendfreunde. Organ des Vereines für Kinder- und Jugendfreunde. (Wien. IX, Porzellangasse Nr. 26.)

Andreas Ritter von Wilhelm. Biographischer Beitrag zur österreichischen Schul- und Staatsgeschichte in den letzten fünfundsiebzig Jahren von Dr. Richard Rotter. Mit dem Porträte A. R. v. Wilhelm's. (Wien. Karl Graeser. 1884.)

Geschichte Kärntens. Von Edmund Aelschker. 16. Heft. (Klagenfurt. Jos. Leon sen.)

Alttirolische Bauernhöfe. Von Fridolin Plant. Mit Illustrationen. (Meran. F. Plant's Verlagsbuchhandlung. 1884.

Das deutsche Räthsel. Von Alois Hruschka. (Prag. Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Soll und Haben. Praktische Lectionen für Geschäftsleute. 3.—4. Heft. (Wien. R. v. Waldheim. 1884.)

Verlagskatalog. Von W. Spemann. Ueber die Zeit von 1873—1883. (Stuttgart. 1884.)

Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magne-

tischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Dr. Alfred R. v. Urbanitzky. Mit ca. 600 Illustrationen. In 18—20 Lieferungen. (A. Hartleben. Wien.)

Chronik des Oesterreichischen Touristen-Club. Jahrgang 1883. (Wien. Oesterr. Touristen-Club. 1884.)

Wie wird man Maschinentechniker? Wink und Rathschläge bei der Wahl des maschinentechnischen Berufes. Von C. Weitzele (Mittweida. Bibliotheksverwaltung.)

Ein Besuch im Versorgungshause zu Bonn. Von Julius Duboc. (Hamburg, Hermann Grüning, 1884.)

Mittheilungen für Autographensammler. In Monatsnummern. Herausgegeben von Fischer von Röslerstamm. (Graz, „Leykam".)

Postkarten des „Heimgarten".

K. B. Klagenfurt: Ihrer Bemerkung der „Bergpredigt" wegen sind sie ein Schalk.

× In der „Plauderei über das Unglück", Märzheft, S. 454, 2. Spalte, Zeile 9 von unten lese man statt Ideal Idol.

P. Z. Wien: Das ist ein Unterschied. Beneficiant ist ein Schauspieler, zu dessen Gunsten eine Beneficvorstellung gegeben wird. Unter Beneficiaten versteht man einen alten Priester, der eine Pfründe bezieht.

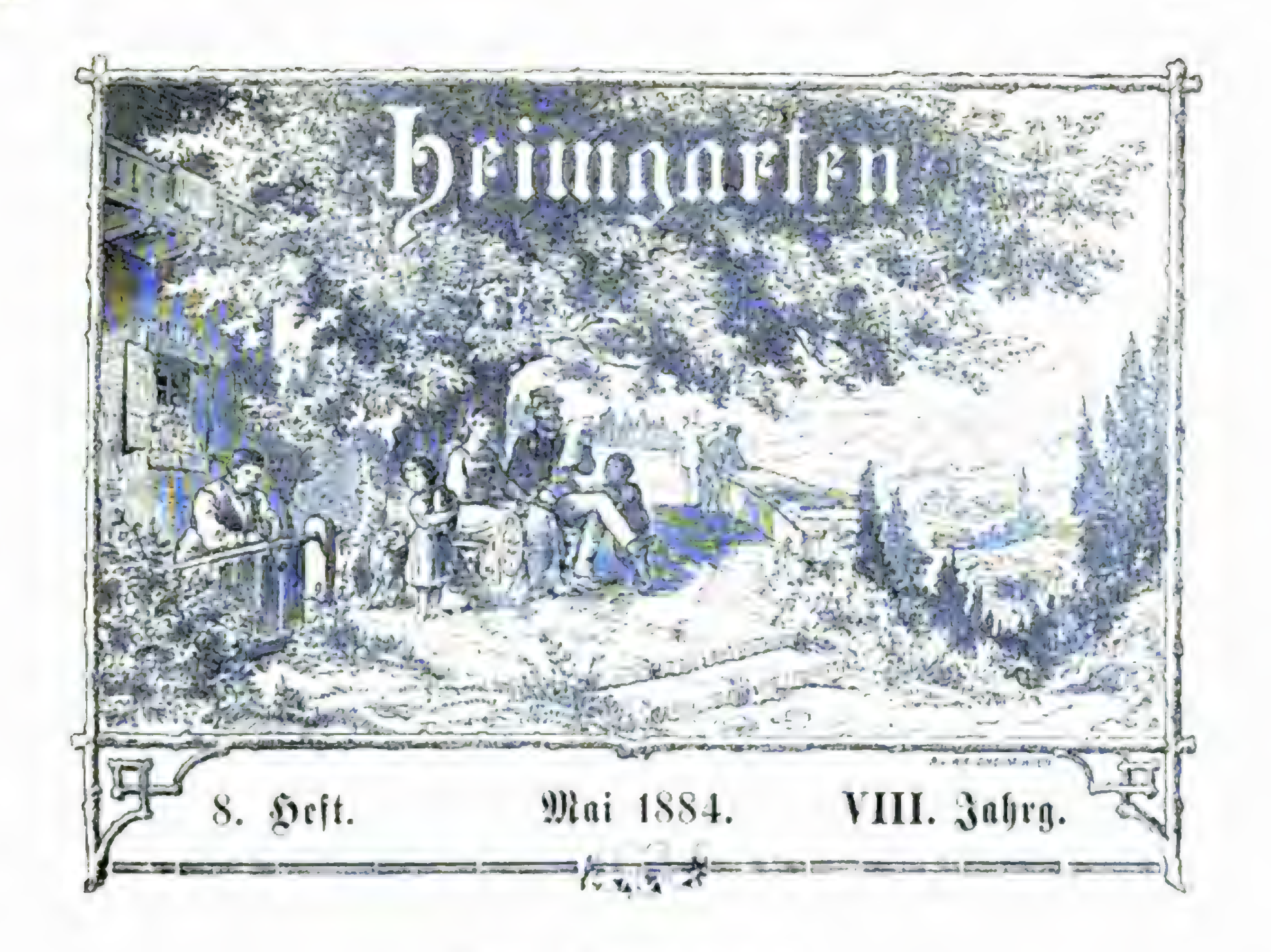
J. A. Bern: Sie erklären sich gegen den Vegetarismus, weil er die Menschen zu zahm, zu wenig kriegerisch mache. Zu wenig kriegerisch! Das wäre Schade!

H. U. St. Pölten: Derlei von „Hundetreue" hört sich immer gut an. Indes sei nicht vergessen, wie lästig und selbst gefährlich der Hund als Brutstätte und Träger von allerlei Parasiten für den Menschen werden kann. Die Hundswuth, durch welche z. B. 1810—19 in Preußen allein 1666 Menschen um's Leben gekommen sind, ist auch nicht zu unterschätzen.

A. U. W. Budapest: Berecz hat nach der Execution noch siebzehn Minuten gelebt! Laßt es sein, das Henken, wenn Ihr's nicht könnt.

A. W. H., Linz: Sie setzen uns mit Ihrer boshaften Frage, ob wir denn auch wüßten, wo sich einst das Paradies befunden habe, nicht einmal groß in Verlegenheit. Wir meinen, so lange die Menschen noch in jenen ewig fruchtbaren Ländern zwischen den Wendekreisen, ihrem ursprünglichen Vaterlande, Raum genug gehabt hatten, brauchten sie sich weder um Nahrung noch Kleidung viel zu kümmern. Je mehr die Menschen sich nach den Polen hin ausbreiten mußten, desto mehr entfernten sie sich vom Paradiese und giengen in die Sorgen und Mühsal hinein. Aber auch desto tüchtiger und widerstandsfähiger arten sie sich. Die leichtere Luft am Aequator wird durch die schwerere von den Polen herbeiströmende verdrängt; bei den Völkern trägt sich bisweilen dasselbe zu, und steht also zu hoffen, daß nordische Recken das Paradies wieder einmal erobern, um in demselben zu verweichlichen und zu verkommen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Schein trügt.

Novelle von Alfred Friedmann.

Als Albrecht Wiegand nach vielen Jahren der Wanderschaft wieder in seine Vaterstadt kam, schlenderte er oft wehmüthigen Gefühles durch die Straßen, die er gar nicht wie alte Bekannte zu erkennen vermochte.

Wohl war mit ihm äußerlich und innerlich auch eine gewaltige Veränderung vorgegangen und Vieles, das wußte er, lag an ihm, wenn er nicht mehr mit den alten Kinderaugen sah.

Aber die Stadt! Zwanzig Jahre! Zwanzig Jahre des rastlos umstürzenden, rastlos neubauenden Jahrhunderts.

Da, wo sich jetzt breite, equipagenbefahrene Boulevards nach den Vorstädten hinzogen, die einst Wald und Feld gewesen, da hatten in versunkenen Jugendzeiten einstöckige Giebelhäuser gestanden, deren oberes Dreieck mit Schieferplatten belegt war und über denen ein adler- und wappengeziertes Eisenfähnlein im Winde schrillte. Die Figürlein zeichneten sich scharf im Blau oder in der Sonne ab. Darunter hatte da und dort im mittleren einsamen Fenster ein goldblonder oder brauner Mädchenkopf verstohlen zwischen Blumen nach ihm ausgelugt, sich auch wohl vorgebeugt und ihm eine Weile nachgesehen.

Wo war das Alles.

Lange Façaden, deren Stil noch ferneren Zeiten, anderen Klimaten entwachsen, prunkten jetzt an der Stelle. Säulen aller Ordnungen stützten Balcone, Karyatiden beugten sich kalt und unbeweglich vom hohen vierten Stockwerke statt der lieben Mädchenbilder zu ihm und Jedem herunter. Blätterreliefs aus Stuck ersetzten die im Junihauche schwankenden Nelken und Rosen. Die Jungfrauen waren ernste Mütter geworden, mit den erwählten Gatten hinweggezogen; wohl auch in ein Land, das kein Heimweh kennt. Andere freilich mußten aufgeblüht sein; aber fremd er ihnen, sie ihm fremd.

Sein Name war vielleicht an ihr Ohr geklungen, denn er hatte sich hervorgethan unter den Menschen, aber er klang ihnen, ein Name neben so vielen anderen, ein Hauch, ein Schall. Sie empfanden nichts dabei. Nicht einmal Neugierde.

Neugierig und noch etwas mehr wandelte er durch die Stadt. Wie sich doch die Zeiten ändern! Hier war er tausendmal vorbeigegangen, als er sein Ränzlein zur Schule trug. Er erinnerte sich noch ganz gut des kleinen Wallgäßleins, das zu einem großen Hause führte, vor dem stets ein Soldat Gewehr im Arm stand, um die hinter den Gitterfenstern herauslugenden Sträflinge zu beaufsichtigen. Oft hatte er sich als Kind gefragt, ob die Wache denn wirklich schießen würde, wenn so ein böser Verbrecher aus seiner Zelle bis zum Hausthor, auf die Straße gelangte. Und stets war er schneller vorüber gegangen.

Dann kam man auf eine feldartige Stelle, die zu Messen und Jahrmarktszeiten mit Buden und Circus bedeckt war, welche man dann rasch wieder abbrach. Waren das selige Stunden, als man so, die Grammatiken unter dem Arm, von Zelt zu Zelt, von Schießstand zu Schießstand strich und mit einigen Altersgenossen endlich übereinkam, die Barvorräthe zusammenzuschießen und das achtbeinige Kalb, das geflügelte Seeungeheuer, oder gar den Zauberkünstler zu besuchen.

Nun fand Albrecht das Wallgäßchen nicht mehr. Große dreistöckige Häuser standen an dem liebgewonnenen, nun wie eine Insel in's Meer versunkenen Ort. Es waren drei Häuser ganz verschiedenen Stils. Das eine mittlere erinnerte an den Palazzo Vendramin am Canal grande und eine Alte schüttelte einen Teppich an einem der rundbogigen Fenster aus. Das dicht Daranstoßende, viel höhere, war im Rusticalstil des Strozzipalastes zu Florenz gebaut, nur hatte es ganz moderne Aufsätze. Daneben stand ein rothes Sandsteinhaus mit Säulen, die nichts trugen, Pilastern, die nichts trennten, Schnüren, die ursprünglich bestimmt waren, Bündel von Stäben zusammenzufassen und nun glatte Säulen umspannten. Albrecht schüttelte den Kopf und gieng weiter, die kleine Nebenstraße hinein. Und die war wirklich noch das Wallgäßchen. Die rechte Ecke wurde jetzt von dem rothen Sandsteinhaus gebildet, die linke war noch die unveränderte, mit ihren niederen, einstöckigen Klötzchen. Wie David und Goliath nahmen sich die beiden Ecken aus. Und da stand wirklich noch die alte Schildwache. Nur die Uniform hatte sie gewechselt. Nun ja, in zwanzig Jahren nützt sich jedes Kleid ab. Doch strammer war sie in ihrer Haltung geworden, während sonst das Alter beugt. Sie hatte sich wohl in den vielerlei Kriegen gestählt und gekräftigt. „Wieviel Menschen mochte das Gewehr im Arm wohl getödtet haben?“ fragte der Mann, wie sich einst der Knabe gefragt hatte: „Ob sie wohl schießen wird, die Schildwache?“ und der Gereifte blieb stehen und sah nach dem noch unveränderten Gefängnishause. Rohe, abschreckende, gemeine Gesichter grinzten ihn an, durch die engen Eisenstäbe in drei Theile getheilt, wie Zeichenvorlagen, durch die man drei senkrechte Linien gezogen hätte. Albrecht wandte sich ab. Er hatte die neuen Theorien studiert, er hatte gelesen und auch geglaubt, sowie durch eigenes Nachdenken bestätigt gefunden, daß der Wille des Menschen ein durch Körper und Geist beschränkter, daß der Verbrecher eigentlich ein Kranker und daß man die Zuchthäuser in Heilanstalten verwandeln müsse. Aber diese Bestien! Diese Fratzen! Diese Trunkenbolde, Gewohnheitsdiebe und Mörder! Verdienen sie Mitleid? Vielleicht! Denn sie handelten gewissermaßen, von keiner Erziehung noch moralischen Grundsätzen gestützt und geleitet, gezwungen schlecht und nach dem alten Satze:

Video meliora, proboque;
Deteriora sequor,

sahen sie vielleicht das Bessere, sie stimmten ihm zu, aber sie folgten dem Schlechten mit Naturnothwendigkeit, wie Eisenstäubchen dem Magnet, wie chemische Stoffe sich verbinden. Mitleid also! Aber Heilung? Kann man dem Eisen verbieten, der Luft, dem Stärkeren, zu folgen? die Neigung des Wasserstoffs und Sauerstoffs heilen? Der Versuch würde zu Wasser werden.

Strafe muß sein und dem Menschen steht sein Schicksal auf dem Gesichte geschrieben. Sympathie ist Vermittlerin, Antipathie ist Warnerin der Menschen in ihrem Verkehre untereinander.

Albrecht schritt nun langsam weiter, da die Schildwache, welche gar absonderliche Gedanken über ihren alten Bekannten haben mochte, dem sinnierenden Fremdling kund und zu wissen gab, Zusammenrottungen vor dem Strafhause seien verboten.

Da fiel aus der andern Straßenecke erst ein langer Schatten auf das sonnenbeschienene Pflaster und dem wandelnden Abbild folgte alsbald sein Erzeuger, ein Mann mit einem Notizbuche in der Hand, in das er eifrig Zahlen einschrieb.

Wiegand und er stießen fast aufeinander. Sie sahen sich an, erkannten sich und tauschten einen herzlichen Händedruck aus.

„Bist Du's?"

„Bist Du's wirklich!"

Und sie umarmten sich auf offener, menschenleerer Straße. „Wie ist Dir's ergangen, alter Knabe?" frug der Schattenwerfende. „Doch, was frage ich. Du bist ein Federfuchser geworden. Man sieht hie und da einen Aufsatz, eine kleine Erzählung von Dir, Du bist wie alle Deutschen—Schriftsteller. Aber ohne Uebertreibung, alle Achtung. Originell, gediegen, gelehrt, oh sehr gelehrt, hie und da sogar etwas zu viel!"

„Besser zu tief, als zu flach, nicht wahr, das war unser Wahlspruch in Göttingen. Also ich danke. Und Du!"

„Irrenarzt!"

„Irrenarzt! Interessantes Leben!"

„Trauriges Leben! Freund!"

„Jedes Leben ist im Grunde traurig. Und kannst Du wirklich helfen, heilen?"

„Soll ich lächeln wie ein Augur? Ich habe schon manchmal geholfen, wenn die Natur mir half. Ich war oft, viel öfter ein trostloser, hilfebedürftiger Helfer, wenn die Natur mich im Stiche ließ."

„Und wo gehst Du hin?" fragte Wiegand.

„In's Gefangenhaus!"

„In's Gefangenhaus?"

„Ja. Sie haben dort ein Individuum, welches seine Mutter umgebracht haben soll. Es ist ein eigenthümlicher Fall. Der Mensch simuliert Wahnsinn und behauptet, von seiner That nichts zu wissen. Ja, er wiederholt den ganzen Tag nur eine Frage: Warum ihn seine Mutter in seinem grenzenlosen Unglück nicht besuche? Es ist, wenn dies geschickt durchgeführte Verstellung, ein ganz infamer Raubmord. Das Geld, die Kleinodien der Alten fanden sich beim Sohne vor. Er kann aber nach dem Morde in's Zimmer gekommen sein und die offen daliegenden Sachen zu sich gesteckt haben. Die Geschichte ist sehr verwickelt und verworren. Ich habe mein Leben meinem Berufe mit vielleicht einziger Hingabe gewidmet, ich nehme ihn so ernst, daß — daß ich selbst daheim bei Weib und Kind nicht mehr lachen kann; aber, Freund, ich gestehe, ich weiß nicht, ob mein Beobachteter ein Mörder oder ein Irrsinniger ist!"

„Du wolltest eben zu ihm in's Strafhaus. Kann ich nicht mitgehen, ihn sehen, das interessiert mich."

„Nein, lieber nicht. Ich muß Dich erst anmelden."

Sie schritten eine Weile neben einander her und Albrecht fragte dann den Doctor: „Du bist verheiratet, und glücklich?“

„Ja! Und Du?“

„Ich bin ledig und nicht unglücklich, aber ich möchte heiraten. Es geht nicht mehr so ganz allein. Und eben deshalb bleibe ich so lange hier. Ich bin schon vierzehn Tage in der Stadt.“

„Vierzehn Tage in Deiner Vaterstadt. Und das nennst Du lange?“

„Ja, denn ich fühle mich hier fremder als irgendwo, weil ich keine Eltern, keine Freunde, keine Verbindungen mehr habe und hauptsächlich, weil das neue Bild meiner Vaterstadt das alte, das ich mit hierher zurückbrachte, das liebgewonnene, einstige reine ganz verdrängt!“

„Man hat viel gebaut und nicht immer stilvoll. Doch mein Irrer eilt nicht. Solche Untersuchungen verschleppen sich oft Jahre lang und ein Verbrecher hat oft gebüßt, ehe es zur Schlußverhandlung kommt. — Willst Du nicht ein Glas Wein mit mir trinken?“

„Wein? Ich sehne mich nach einem kräftigen Trunk Bieres!“

„Bah! Bier! Sieh Du Dir eine von uns'ren neuen altmodischen Weinstuben an. Ich kenne einen Rüdesheimer, der mehr als Zungen löst!“

Die beiden Universitätsfreunde schritten das alte Feld entlang, ringsum welches sich allerlei städtische und private Constructionen erhoben hatten. Ein Durchbruch durch alte Winkelgassen ermöglichte den Ausblick und Einblick auf die Hauptseite der Stadt, die von hier aus früher nur durch den größten Umweg zu erreichen war.

Die Freunde betraten alsbald eine kleine, niedere Restauration, die sich als deutsche Weinstube von außen mit einem nicht unkünstlerisch gefertigten Schilde ankündigte. Es waren ein paar deutsche Landsknechte in den richtigen Trachten, die um einen handfesten Eichentisch vor grünen Kelchgläsern und langhalsigen Flaschen saßen. Ueber ihnen flatterte lustig im Winde ein Banner mit der unanfechtbaren Aufschrift: „Die alten Deutschen tranken immer noch Eins!“

So thaten alsbald auch die Freunde gemüthlich an einem handfesten Eichentisch vor grünen Kelchgläsern und einer langhalsigen Flasche. Es waren zwei grundverschiedene Gestalten. Wiegand im schwarzen Vollbarte, jung, trotz seiner 35 Jahre, lebhaft und doch nachdenklich, weltgewohnt und welterfahren, elegant gekleidet, schien zu sagen: „Ich sehe das Leid der Menschheit und beobachte es.“

Dr. Eberhardt mit kahlem Schädel, das Gesicht bis auf den buschigen Schnurrbart glattrasiert, mit unterfalteten, müden Augen und gefurchter Stirne, schien zu sagen: „Ich sehe das Leid der Menschheit und fühle es mit!“

Es war aber g'rade umgekehrt.

Wiegand fühlte.

Eberhardt beobachtete.

Wie man sich täuschen kann!

Die Beiden, Dichter und Arzt, theilten sich ihre Erlebnisse seit der Göttinger Zeit mit. Lag das Alles weit! Und wie viel drängte sich in ein kurz genanntes Menschenleben.

Wiegand fand Alles so verändert.

„Ja, gewiß,“ sagte Eberhard. „Damals tranken wir Bier, viel Bier, jetzt trinke ich Wein, wenig, aber feinen. Damals stand hier noch das enge Ghetto, wo die berühmt oder reich gewordenen Menschen geboren wurden, jetzt steht nur noch die eine Seite und durch die niedergelegte dringt Luft, Licht, Sonne, Freiheit, Leben! Aber glaubst Du, daß etwas innerhalb des Menschen anders geworden? Nein. Alles derselbe Typus, schlecht, gut, mittelmäßig. Immer dasselbe. Nur hie und da Tünche über alte Menschen, über altes Gemäuer, oder niedergerissene und neuaufgebaute Formen! Natur bleibt Natur. Siehst Du die Narrheit nicht aus allen Archi-

tekturen wie aus allen Civilisationen der Neuzeit hervorlugen? Sieh Dir nur da drüben das Haus an. Brauche ich Dir zu sagen, wo der Stilfehler steckt? Die Judengassen reißen sie nieder, aber die Antisemiten haben Tanzkränzchen, Vereine und blutige Verfolgungen und Hexenprocesse. Stilfehler! Stilfehler allerorten. Man könnte verrückt werden, wäre man nicht eben ein Irrenarzt und sicher — nicht heilen zu können!" Der Arzt brach ab und schloß mit einem fast komischen: „Und Du?" als Uebergang.

„Ich!" sagte Albrecht nachdenklich, „Du kannst mir vielleicht helfen. Ich war auf einer Erholungsreise, hatte keine Absicht, meine Vaterstadt aufzusuchen, keine Ahnung, daß ich mich vierzehn Tage hier aufhalten würde.

Nur einige Stationen vor B.... — ich las gerade in einem interessanten Buche, behaglich im Coupé ausgestreckt — stieg eine Familie in meinen Waggon ein. Es war Vater, Mutter und Tochter. Die Eltern sind Bürgersleute von hier, deren Beschreibung Du mir umso eher erlassen wirst, als Du sie auch kennst. Die Tochter voller Liebreiz, Anmuth und Sitte. Sie hatte ein eng anliegendes, dunkles Kleid an, das ihre mädchenhafte Elfengestalt kaum verbarg. Ihr dunkelbraunes Haar wellte sich auf den Schläfen und als sie wegen der Hitze den Hut abnahm, sah ich, daß sie ein rund geformtes Köpfchen hatte, auf dem die aus dem Hals heraufgestrichenen Haarmassen sich zu einem niedlichen Knoten verbanden und thürmten.

Ihr Mund, rein und ganz unsinnlich, ihre Augen blau, bei der Kastanienfarbe des Haares, das stille vor sich Hersinnen, das reizende Oval ihres unbeweglichen Gesichtchens, die kleinen Hände, der kleine Fuß, den ich beim Einsteigen bemerkt, das Alles bannte, reizte, entzückte, entflammte mich. Ich gerieth mit den Eltern in ein Gespräch, in das sich auch nach und nach Marianne, so rief sie die Mutter einmal, verflocht. Sie schien eben so schönen Geistes als Körpers zu sein. Da waren wir angekommen, wir tauschten Karten aus, ich besuchte die Felsenfest's schon einmal —"

„Die Felsenfest's. Marianne Felsenfest!" rief der Irrenarzt.

„Ja, kennst Du sie, Eberhard?"

„Gewiß, ob ich sie kenne. Und die hat Dir's angethan?"

„Angethan! das ist der Ausdruck! Ich liebe sie noch nicht, aber ich fühle, daß ich es bald wahnsinnig thun werde. Gerne hätte ich von Dir über die Familie Näheres gehört, ich kenne hier fast Niemand mehr und man vernimmt doch gerne ein bißchen..."

„Höre! — Was willst Du mit dem Mädchen?"

„Was ich will? Heiraten will ich sie, sie gefällt mir. Zum Spiele, scheint mir, ist sie doch zu gut."

„Armer Thor, daraus kann nun und nimmer etwas werden — wie ich Dich — und sie kenne."

Eberhard zog Albrecht's Kopf näher an sich heran und flüsterte ihm etwas in's Ohr.

Wiegand erbleichte. Sein Glas, das er spielend und leer in der Hand hielt, fiel klirrend auf den Boden, aber es brach nicht. Dann stand er auf und rief wie beleidigt:

„Doctor, das i st nicht!"

„Eben, weil ich Doctor bin, sage ich Dir, e s i st!

Albrecht verstummte. Er saß lange Zeit, den Kopf in die Hände gestützt und sann vor sich hin, seine Augen wurden feucht. Ein Strahl, der durch die Gardinen und Jalousien fallenden Sonne glitt über sein Antlitz und blendete ihn einen Augenblick, dann lag es wieder im Schatten wie vorher. So war es mit seinem Glück gewesen.

„So rein! So heilig! So sittsam!" stammelte er dann. „Und Alles

nicht wahr. Bah! noch Eine. Ich hätte es denken sollen."

Sie zahlten, Wiegand nahm des Doctors Arm, bald verabschiedeten sich die Freunde, nicht ohne ein Wiedersehen festgesetzt zu haben.

* * *

Wiegand verließ den Irrenarzt in trüber Stimmung.

Das Erlöschen einer schönen Hoffnung bleibt keinem Menschenleben erspart und der Gereiste erwartet kaum mehr ein Erwünschtes mit Bestimmtheit, um durch ein Fehlschlagen nicht zu sehr enttäuscht zu werden.

Ein auf's Innigste zu Wünschendes nicht erreichen, das verschmerzt sich. Der bedeutende Geist mag nur ein Ziel haben, aber er gesteht ihm viele Etappen zu.

Nur der Schwächling läßt sich von einem Mißlingen lebensüberdrüßig machen. Aber mit einer erloschenen Hoffnung zugleich in einer Geliebten eine Unwürdige zu finden, das schmerzt tiefer.

Planlos, gedankenlos, wie mit einer stechenden Empfindung nahe am Herzen, wanderte er den die Stadt theilenden Fluß entlang.

Aber bald begann sein künstlerisches Auge seine Seele wieder zu beschäftigen, sein Gemüth zu beruhigen, seine trüben Gedanken auf fröhlichere Gegenstände, als die nun im Innern betrachteten, zu lenken. Leicht ist eine dichterisch angelegte Natur verletzt, leicht zerstreut und erfreut. Er blickte umher. — Da wallte majestätisch der alte Fluß. Neue Brücken sprangen über ihn, moderne Villen conturierten sich scharf am Horizont ab, eine neue, frisch in's Blau springende, gothische Kirche verdeckte einen beträchtlichen Theil des sonst so lieb gewonnenen Waldhintergrundes.

Alles wird Anders. Sollen nur wir dieselben bleiben?

Weil ein schönes Mädchen schon früher schön gefunden worden, ehe wir es entdeckten, die Pistole auf die Brust setzen?

Narren, Schwächlinge, Novellenfiguren lyrischer Dichter thun das.

Die Welt ist weit, der Menschen sind viele, sie war die Rechte nicht. Und Albrecht hob das Haupt zur Sonne.

Rings um die Stadt ziehen sich schattige „Anlagen", zum Theil von uralten Kastanien-, Linden- und Ahornbäumen gebildet. Diese schritt er nun hin. Eine schwüle Luft lag in den vom Winde selten durchfegten Alleen und die blätterreichen Baumäste traten fast bis zur Menschenhöhe herunter — Albrecht wußte nun, woher das Gefühl der Gedrücktheit rührte, das er stets hier wieder empfand! —

Nun trabten zwei Reiter den weichen Reitweg an den Alleen dahin. Eine Herde ungezogener, nie gekämmter Straßenjungen, im Sande spielend, brach laut aufschreiend gegen das Eisengeländer los, das Anlage und Chaussée trennte. Die Pferde scheuten und sprangen wild in den Fahrweg. „Wie boshaft und ungeschlacht ist die Jugend in meiner Vaterstadt." Er erinnerte sich, daß er einmal bei einer ähnlichen Attaque mit dem Pferde gestürzt und daß es ein andermal beim Auffliegen einer Schar Spatzen aus einer einsamen Eiche im flachen Felde mit ihm durchgegangen.

Er bog wieder in die Stadt ein und gelangte alsbald auf den großen freien Platz. Auch hier hatten sich neue Kolossalbauten erhoben: Theater, Börse, Museen, neue Restaurants, Alles stand dicht beieinander, einen weiten Raum umcirkelnd.

Schon wollte er in ein Café, im Wiener Stile, eintreten, als ihn die Seltsamkeit der Straße reizte, an deren Ecke er eben stand.

Das Kaffeehaus sprang mit seinen zwei Façaden weit hervor auf Platz und Nebenstraße. Die Häuser nach ihm in dieser waren dagegen wohl

zehn Fuß zurückgebaut, wahrscheinlich weil eine Erweiterung geplant war, die aber nur bis zum Besitz des Kaffeehaus-Eigenthümers durchführbar gewesen.

So bildete nun die aus unübertünchten Backsteinen ausgeführte Brandmauer des Café's eine breite und hohe Barrière zu den folgenden neuen Palästen an der Seitenstraße. Zwischen der Brandmauer, an der sich in den schwarzen Humus gepflanzter Epheu üppig bis zum Schornstein hinaufschlang, und dem nächsten neuen Gebäude aber war ein ganz schmales, uraltes Häuslein stehen geblieben, wahrscheinlich weil es der Besitzer nicht veräußern wollte. Diese ganze Gegend stach durch ihr barokes, halb- und unfertiges Aussehen von der jungen Pracht des Hauptplatzes gar seltsam ab.

Das kleine Häuschen hatte drei Stockwerke und neun Fenster, es schien ein Puppenstübchen, ein Nürnberger Spielzeug zwischen seinen hohen Nachbarn. Die Schildereien an dem Kästchen besagten, daß hier ein Dachdecker, darüber ein Schwertfeger wohne. Ganz unten war nichts zu lesen. An einem der offenen Fenster saß ein alter Mann. Ein rundbogiges Thor führte in einen geräumigen Hof.

Albrecht betrachtete jetzt den Alten nochmals und sein Blick, der ihn zuerst nur flüchtig gestreift, war wie gebannt.

Italienische Künstlermodelle, der Harfner Goethe's sehen so aus.

Schneeweißes Haar wallte von Stirn und Schläfen leicht über das Haupt in den Nacken gestrichen auf die breiten Schultern, ein mächtiger Vollbart, gleichfalls von hellstem Weiß, umrahmte das Gesicht, das rosig erschien, wo er es nicht bedeckte, und fiel auf das blendende Hemd, die Brust des Alten hinab, kaum eine flatternde Halsbinde sichtbar werden lassend.

Unter buschigen, noch dunklen Brauen blitzte ein feuriges und doch mildes Augenpaar hervor, das auf ein ruhiges, geschontes Leben des alten Mannes schließen ließ. Die edle Form der graden Nase, die rothen Lippen, die noch gesunden, glänzenden Zähne dahinter vollendeten das Bild eines der sympathischsten Männerköpfe, die Albrecht noch gesehen.

Es blieb stehen und betrachtete eine Zeit lang den in dem Rahmen seines Fensters fast Reglosen. Der schöne Alte schien das Treiben um ihn her, das Herannahen der eleganten Coupé's und Cabriolets vor dem Theater, die herbeiströmenden Männer- und Frauenscharen mit gleichgiltigem Antheil zu beobachten. Er vertiefte sich in eine Zeitung und zündete sich schließlich eine Studentenpfeife an, deren Porzellankopf er aus dem Fenster auf die Straße hinaushielt, ja, stellte, so lang war das Rohr und so niedrig die ebenerdige Wohnung.

Albrecht wußte nicht, was ihn an dem Greise fesselte. Zunächst, wenn er sich selbst auf seine Frage Rechenschaft geben sollte, die Aehnlichkeit mit einem Porträt, nein, mit vielen Bildern, die er auf seinen Reisen in Gallerien oder anderweitig gesehen. Sodann die Schönheit, die Ruhe, die Milde des Antlitzes, ja, die Ausprägung aller dieser Eigenschaften, diese Vorzüge in der ganzen Haltung, in jeder Bewegung des Mannes; er gedachte der Worte Winkelmann's, Lessing's, Goethe's über Schönheit, Ruhe und Bewegung. Und so mußten Sophokles oder Aeschylos im Alter ausgesehen haben! Ja, es war etwas Antikes in dem beschaulich dasitzenden Manne.

Er interessierte Albrecht auf's Lebhafteste.

Der Künstler regte sich wieder. Gerne hätte er sogleich seine Bekanntschaft gemacht und ihn um seinen Lebenslauf befragt, der es dem Alten ermöglichte, dem Wogenschlag der Jahre einen so felsenartigen Widerstand entgegenzusetzen. Kein Unglück konnte diesen Mann betroffen, kein Kampf sein Leben verbittert haben, nur das Schöne mußte mit ihm auf seinen

Pfaden geschritten sein, nur Schönes konnte er vollbracht oder wenigstens gewollt haben.

Da tönte helles Kindergelächter an sein Ohr; ein paar Bürgersjungen tummelten sich, lachend, Reife und Kreisel vor sich hertreibend, über den wieder still und in der Dämmerung liegenden Platz. Der Alte verzog keine Miene und schien derartig in eine Erinnerung vertieft zu sein, daß ihn weltliche Dinge nicht stören konnten.

Das sollte aber doch geschehen. Denn die Knaben nahten sich zufällig oder absichtlich dem kleinen Hause, das so, wie der Alte vom Tode vergessen zu sein schien und wie ein Fossil aus vergangenen Tagen zwischen modernen Schnitzereien stand.

Einer der Knaben streifte mit dem Fuße den Porzellankopf, der sich vom Rohre loslöste und auf das Pflaster fiel.

Ehe sich noch der Alte von dem Unfall überzeugen konnte, sauste die Schuljugend wiehernd und tobend, eine wilde Jagd, von dannen. Ebenso schnell hatte aber Wiegand, der in größerer Spannung auf- und abgegangen, als die des im Theater nebenan sitzenden Publikums sein konnte, den Porzellankopf erfaßt und den unbeschädigten glühenden dem Alten in's Fenster hineingereicht.

Dieser, als ob nichts vorgefallen wäre, sagte: „Danke, bitte an's Rohr!" und ließ sich den Kopf an dem draußen harrenden Weichselstab befestigen, dann sagte er wieder: „Danke!" und rauchte weiter.

Der leise englische Accent im Worte „Danke!" klärte ihn mit einem Male über Vieles auf. Er hatte es mit einem absonderen, einsilbigen, steinreichen, menschenscheuen Insulaner zu thun, dem man in aller Form vorgestellt sein mußte.

Sein Interesse war für den Augenblick gemindert.

* * *

Arbeiten besonderer Art beschäftigten Albrecht die nächsten Tage, doch wollte seinem Herzen weder das Bild der schönen Marianne, noch seinem Geiste das jenes sonderbaren Greises entschwinden.

Er dachte über Marianne oft nach, ertappte sich bei allerhand sträflichen Gedanken. Ja, eine geheime Sympathie zog ihn zu ihr hin, und wenn sie sich schon einmal hatte vergessen oder verleiten lassen, war es dann nicht auch um so leichter . . .

Aber nein —! und er zankte sich selbst aus.

„Als ein Ideal ist sie Dir erschienen und davon lässest Du kein Jota ab und müßtest Du zeitlebens ein anderes Ideal vergebens suchen — oder ledig bleiben."

Der Alte aber, das war eine männliche Sphinx, ein Räthsel, das gelöst werden mußte. Zu allen Tageszeiten gieng Albrecht vor dem kleinen Hause vorüber und immer saß der Greis da, auf die Straße blickend, eine Statue der Gutmüthigkeit. Des Morgens fielen die Sonnenstrahlen auf sein Evangelistenantlitz und wenn er einen großen Folianten vor sich hatte, glich er einer Freske Michel Angelo's in der Sixtina. Des Mittags pflegte er zu rauchen, Abends schien seine Unterhaltung der Andrang der Städter und Fremden zum Theater zu sein. Um neun Uhr schloß er sein Fensterchen, ließ die Gardinen herab, durch die Vorhänge sah man alsbald eine Carcellampe einen freundlichen Schimmer verbreiten, um zehn Uhr lag Alles in tiefem Dunkel.

Albrecht vergaß nie seinen Hut abzunehmen, wenn er vorbeigieng; der Greis schien ihn zu erkennen und er dankte, ohne ein Lächeln, ohne eine Miene zu verziehen. So sah Albrecht keine Möglichkeit, sich dem Gegenstand seines Interesses zu nähern. Und doch war ihm dies zum Bedürfnis geworden. Er verglich seinen Zustand mit dem, in welchen ihn öfters eine

unnahbare Schöne, zuletzt noch Marianne versetzt; nie noch hatte die Liebe ihn so mächtig eingenommen, wie dieser Greis ihn nun anzog. Wandelte er denn nicht unter dessen Fenster einher, wie zu Zeiten, als noch bekannte Mädchenhäupter aus mittelalterlichen Heimatbauten sich zwischen Nelken wiegten und verstohlene Blicke mit ihm tauschten? War er damals noch so viel jünger, so erregt? nie! Dieser fieberhafte Zustand durfte nicht dauern, sein Geist mußte unbeschäftigt sein, wenn er seinen Beschäftigungen mit Erfolg nachgehen wollte. Und so faßte er sich ein Herz und beschloß den Alten anzureden.

Er eilte mit fliegendem Pulse, wie zu einem Stelldichein des Morgens auf die Stätte — da fand er zu seinen Schreck und Erstaunen das Fenster bei hellem Sommerwetter geschlossen. Und so blieb es bis Abends. Welche Enttäuschung. Wiegand empfand Zorn, Mitleid, Theilnahme, er war zornig auf sich, warum hatte er so lange gezögert? Vielleicht war der Alte plötzlich krank geworden? War er hilflos, allein; mußte er vielleicht freundlos und einsam sterben?

Albrecht Wiegand wollte bei ihm eintreten, seine Hilfe anbieten. — Da sah er am Ende der Straße Dr. Eberhard heranschreiten; dieser notierte wie immer seine Besuchszahlen in ein Büchlein. Wiederum sprachen sich die Freunde an, die sich erst einigemale getroffen, aber Dr. Eberhard war ein viel beschäftigter Arzt, Familienvater, und sie hatten sich doch eigentlich wenig zusammengefunden. Sogar Dr. Eberhard's Einladung zu Tische war wieder abgesagt und verschoben worden.

„Ah, bist Du's, Ausreißer?“ sagte der Doctor, den Freund begrüßend.

Und sie näherten sich dem kleinen Hause.

Wiegand entschuldigte sich und fragte: „Wo gehst Du hin?“ als er sah, daß der Doctor Miene machte, das Thor zu öffnen, welches seinen unerreichlichen Schatz verschloß.

„Zu einem Kranken! Ich bin zum alten Herford gerufen worden. So etwas wie ein Schlaganfall. Nun, mit achtzig Jahren!“

„Du kennst den Mann? Herford heißt er?“

„Ja doch!“

„Weißt Du Näheres über ihn?“

„Nicht so viel, wie über die Felsenfest's!“ sagte der Doctor lachend. „Er lebt schon zehn Jahre in diesem Häuschen, geht fast nie aus, kennt und spricht Niemand, ist aber trotzdem kein Menschenfeind, sondern die Gutmüthigkeit und Gradheit selbst. Ich nenne ihn nur den guten Herford!“

„Nimm mich mit zu ihm!“

„Das geht nicht, da mußt Du mehr als angemeldet sein! Ich würde seine Kundschaft verlieren. Doch die werde ich nicht mehr lange haben.“

Wiegand weinte, die Thränen standen ihm in den Augen. Der gute, alte Herr sterben? Es schien ihm unfaßbar. Er erzählte dem Doctor den Vorfall mit dem Pfeifenkopf und schloß: „Nimm mich nur mit. Sage ihm, er brauche einen — Diener, einen barmherzigen — Bruder. Ich will's ihm sein!“

„Du?“

„Ja, ich! Hat er denn keine Bedienung?“

„Die Leute, bei denen er wohnt! Das ist gewiß wieder so einer Deiner närrischen Autoreneinfälle. Du gehörtest eigentlich zweimal in's Beobachtungszimmer. Als Narr und als Beschaulicher, als Kranker und als Helfer. Doch — komm mit!“

Ein enger Hausflur, dessen rothe Sandsteinfließen wackelten und klapperten; eine dunkle. enge Holztreppe, von der die Beiden nur zwei oder drei Stufen zu ersteigen hatten. Der Arzt klopfte an einer mit weißer Oelfarbe getünchten Thüre und legte die Hand auf die Messingklinke.

„Herein!“ rief es auf sein Klopfen, so passiv gleichgiltig, wie das „Danke“ gelautet hatte.

„Warte!“ sagte der Arzt und trat ein.

Wiegand fühlte sein Herz pochen und pochen.

Einige peinliche Minuten der Erwartung verstrichen und dehnten sich für Albrecht zur Ewigkeit aus. Da öffnete sich die weiße Thüre wieder und Dr. Eberhard zog Wiegand bei der Hand herein.

Der Greis lag auf einem einfachen Feldbette, das aber mit schneeweißen Tüchern und Kissen bedeckt war. Sein weißes, wallendes Kopfhaar, sein Bart vermischten ihre Tinten mit diesen und als Albrecht eintrat und sein Blick sofort auf das der Thüre gegenüberstehende Bett fiel, glaubte er beim Scheine der Carcelllampe eine Glorie um das Haupt des Kranken zu erblicken. Keine Miene bewegte sich auf dessen Antlitz. Dr. Eberhard führte den Freund bei der Hand bis an den Stuhl vor den Bettrand und sprach:

„Guter Herford, dieser Mann, mein Jugendfreund —“

„Ah, der Mann vom Pfeifenkopf!“ sagte der Alte mit seltsamer Ruhe.

„Der Mann mit dem Pfeifenkopf also nimmt den innigsten Antheil an Ihnen, ohne Sie zu kennen. Ihre Heiligenmiene muß es ihm angethan haben. Wenn Sie es zugeben, wird er Ihnen ein paar Eisaufschläge über die Stirn breiten, die Füße hübsch warm halten helfen. Unterwerfen Sie sich geduldig und diätvoll meinen Anordnungen, so werden Sie in ein paar Tagen wieder die blauen Dampfwolken Ihres Maryland mit dem alten Epheu um die Wette an der Ziegelbrandmauer hinauf steigen sehen. Ich lasse Euch, meine Freunde, und somit Gott befohlen!“ —

Der Doctor gab dem Hilfreichen noch einen bedeutsamen Wink und flüsterte ihm zu: „Wenn sich der Anfall nicht wiederholt, geben wir ihm morgen ein Bad oder einen Aderlaß, gute Nacht!“ und drückte leise die Messingklinke hinter sich in's Schloß.

Albrecht Wiegand war mit seiner Sphinx allein. Wer im Alterthum Sphinxräthsel rieth, dem gieng's schlecht. Armer Oedipus! Wer sie nicht rieth, der mußte sich den Abgrund hinabstürzen!

„Wie werde ich bestehen!“ dachte Albrecht.

„Verzeihen Sie, Herr Herford,“ begann er schüchtern, wenn ich Sie belästige, sie lieben die Einsamkeit, das ist begreiflich, ich liebe sie auch über Alles; aber ich liebe auch Sie, Herr Herford!“

Des Alten Augen glänzten milde und ein Anflug zu freundlichem Lächeln erschien auf seinem rosigen Gesichte.

„Sie lieben mich! Sie kennen mich ja gar nicht!“ sagte der Kranke mit seinem leichten, fremdartigen Accent. „Und ich habe Ihnen ja gar keine Dienste geleistet!“

„Sie müssen bitt're Erfahrungen gemacht haben,“ sagte Albrecht, „wenn Sie glauben, Liebe und Freundschaft sei nur eine Folge empfangener Wohlthaten.“

Der Ausspruch des Alten befremdete ihn, er stimmte gar nicht zu seinem gütigen Ausdruck.

„Und doch haben Sie mir wohlgethan!“ fuhr Albrecht fort. „Sie haben mich durch Ihre sympathische Erscheinung beschäftigt und aus trüber Stimmung herausgerissen. Sie sehen —“

„Gehören Sie einer Religion an?“ unterbrach Herford, gänzlich von der Gedankenreihe abspringend.

„Der der Vernünftigen!“ erwiderte Wiegand.

„Ich war Katholik,“ warf Herford hin.

„Warum sagen Sie mir das?“ frug Wiegand beängstigt. „Fühlen Sie sich schwach? Wollen Sie einen Priester, einen Beichtiger haben?“

Ueber des Greises Antlitz gieng ein eigenthümliches Zucken und Albrecht konnte den Blick der beiden milden, jetzt doch unheimlichen Augen nie mehr vergessen.

„Einen Priester!“ sagte Herford und lächelte. „Und glauben Sie wirklich, daß ein Mensch mir verzeihen könnte, was ich in nahezu achtzig Jahren Gutes oder Böses gethan?! Ja! Gutes verzeihen! Denn das Gute kann zum Schaden gereicht haben, muß also verziehen werden, wie das gewollte Böse, das zum Nutzen ward, nicht bestraft zu werden braucht! Nein, ich will keinen Priester und keine Ohrenbeichte, ich denke auch gar nicht daran, zu sterben. Geben Sie mir einen frischen Eisumschlag, bitte!“

Der junge Mann gehorchte eiligst. Der Kranke schien nun etwas ermüdet und begann zu schlummern.

Sein Wärter setzte sich auf den Stuhl am Bettesrande und überblickte jetzt erst die Anordnung des kleinen Zimmers. Ueber dem Bette, auf der dunkelgrünen Tapete, hieng das Oelbild einer schönen, jungen Frau. Rings um sie her Bilder, Stiche und Photographien von überseeischen Ländern und Gegenden; Wasserfälle, Meeresküsten, Städte, Plantagen, Wildnis, Alles in kleinen, braunen Rähmchen und hinter Glas. An der Wand, dem Bette gegenüber, stand ein japanesisches Bambussopha, über welches ein schönes Tigerfell ausgebreitet war. Ein Pfeifenständer, der noch an dieser Seite Platz hatte, vereinigte eine Sammlung der seltensten türkischen, armenischen und arabischen Formen, mit köstlichen Bernstein- und Meerschaumköpfen, die letzteren alle beinahe schwarz und hie und da mit Brillanten, Rubinen, Smaragden und Topasen besetzt. Ueber den Pfeifen hiengen an seidenen Schnüren, von der einfach geweißten Decke herab, mehrere hohle Straußeneier, denen seltsame Schriftzeichen eingegraben oder eingeätzt waren. Die kleine Wand zwischen Bett und Sopha war ganz mit einem kostbaren Smyrnateppich bedeckt, auf welchem in kunstvoller Anordnung Schilde, Roßschweife, Pistolen, Musketen, Hellebarden und Schwerter glänzten und strahlten. Die Wand gegenüber hatte ihre liebe Mühe, die drei Fensterchen zu beherbergen; die kleinen Zwischenräume enthielten auch Bilder, Photographien und der mittlere Raum eine seltsame Stockuhr, welche soeben die neunte Stunde schlug.

„Wissen Sie, daß die Concilien von Mainz und vom Lateran ausdrücklich verbieten, sich schriftlicher Confessionen als Beweismittel zu bedienen?“ fragte plötzlich der Alte, den Albrecht in tiefem Schlummer geglaubt hatte.

„Ich wußte es!“ erwiderte Albrecht, überrascht durch die seltsame Verfolgung eines Gedankens seitens des Alten, „doch glaube ich nicht, daß die neue Gesetzgebung sich nach so verschimmelten Concilbeschlüssen richtet, noch zu richten braucht, da ja der Staat und die Kirche in der Neuzeit —

„Ich weiß, ein garstiges Thema!“ unterbrach Herfort. Und er verfiel wieder, die Augen schließend, in ein tiefes Nachdenken. Albrecht nahm sanft Herford's auf der weißen Decke ausgebreitete Hand und hielt die glühende, leise in der kühlen, seinen. Der Greis ließ es geschehen und athmete ruhig und regelmäßig.

Wieder verfloß eine Weile. Da stiegen in Albrecht's Seele Bilder aus der Vergangenheit auf. Sein eigener Vater erschien ihm im Geiste; tausend Erinnerungen an den geliebten Alten kamen. Er selbst war immer gereist, hatte stets in fremden Ländern geforscht, gestrebt, wie selten war es ihm vergönnt, also am Lager des Mannes zu sitzen, dem er so viel verdankte, wie wenig hatte seine schon längst todte Mutter sich seines Anblicks gefreut, Freude an ihm genossen und nun hielt er mit inniger Theilnahme die fiebernde Hand eines — gänzlich

Unbekannten. Vernachlässigen wir nicht oft das Nächste, das am meisten Anspruch auf uns hat, wenden Interesse, Gefühl dem Fremden zu, eben weil es uns noch nicht eintönig geworden, weil es uns — in anderer Weise — fremd geblieben?

Was nützen Vorwürfe? Die Erde gibt Keinen mehr heraus zu einer verspäteten Liebkosung.

Und wie war er selbst so allein. Wer würde ihm später die Augen zudrücken? Aber — war das nicht gleichgiltig und egoistisch, Jemand an sich ketten — um nicht allein zu sterben! —

Die Uhr tickte leise, gleichmäßig.

Wieder sagte der Alte, wie aus dem Schlafe erwachend: „Was halten Sie von mir? Machen Sie das mittlere Fenster auf, mir ist heiß!“

Albrecht fürchtete wohl, daß die Nachtluft dem Kranken schaden könne, doch es war Hochsommer und er vollzog sofort seinen Befehl. „Was ich von Ihnen halte? Ich denke mir Sie als den edelsten Menschen der Welt, vielleicht als einen Märtyrer, der sein böses Geschick überwunden, überlebt, es mit sich, sich mit der Welt ausgesöhnt hat!“

Ueber die Stirn, über die Augen des Alten zog es wie ein Schatten. Er öffnete die Lider und fuhr sich über die Schläfe, dann lächelte er seinen Wärter mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke an und war wieder wie schlafend.

Da flog von Außen ein kleiner Stein in's Zimmer. Die ausgelassenen Rangen mochten es aus Scherz oder Bosheit, absichtlich oder zufällig gethan haben. Das Bild der schönen jungen Frau war getroffen. Die Buben rannten schnell davon. Die Glasscheibe über dem Gemälde spaltete sich in zwei Theile, der Riß gieng gerade durch die beiden mädchenhaft glücklichen Augen. Ein Theil eines Splitters fiel herab und auf die linke Hand des Fiebernden. Er schlug die Augen auf, diese fielen auf das Bild und ein unsägliches Entsetzen malte sich in den Zügen des Greises.

Er erhob die blutende Linke und richtete sie aufwärts gegen die entblößte Brust der schönen Frau. Blutstropfen fielen auf sie. Die Augen schienen jetzt wie verglast.

Da stieß der Alte einen furchtbaren Schrei aus. Ein Schauer lief über seinen Körper, alles Blut stieg ihm zu Kopfe, und zitternd und bebend sank er zurück. Ein zweiter Schlaganfall war durch den Schreck eingetreten.

Mit der Rechten riß er sich eilig das Hemd auf und griff nach einem seidenen Faden an seiner Brust; ein Schlüssel und ein Pergament hiengen daran.

„Nehmen Sie dies!“ stotterte der gute Herfort mit Mühe. „Dort! Dort!“ und er deutete auf einen Theil des Pfeifenständers.

Er sank um.

Seine Miene war die eines glücklich Entschlafenen.

In Verzweiflung rief Albrecht die Hausleute, die auf der Bodenkammer schliefen und nichts hörten, oder nichts hören wollten. Es war dunkel auf der Stiege des fremden Hauses.

Albrecht schloß das Fenster und stellte alle Rettungsversuche an . . . kein Pulsschlag, kein Hauch des Mundes auf dem kleinen Handspiegel. Es war unwiderruflich vorbei. Herford nahm das Geheimnis seines Lebens mit in's Grab. — Die Uhr tickte leise und gleichmäßig.

* * *

Die Stunden verstrichen.

Die Uhr zeigte sie an, die guten und bösen, gleichgiltig, automatisch. Aber Albrecht sah mit dem Erlöschen dieses fremden, doch ihm nahegehenden Menschenlebens wieder eine Hoffnung erloschen. Er hatte sich's so schön gedacht, wie er und der Alte Freunde werden wollten, thöricht es sich ausgemalt, wie Herford das Weib, das so oft

verderbenbringend in's Mannesleben eingreift, ganz aus seinem Gesichtskreis verbannen sollte.

Nun hatte er dem Alten schon die Augen zugedrückt und es schien ihm, als ob das schöne Frauenbild da droben — Mariannen's Züge annähme.

Da fiel sein Blick wieder auf den Schlüssel.

„Dort! Dort!" hatte der Sterbende gerufen und auf diese Schublade gezeigt.

Albrecht besah den Schlüssel und das Pergament.

Er faltete das Blatt auseinander, las darauf die mit festen Zügen geschriebenen Worte:

„Dies ist mein letzter Wille: Wem ich sterbend diesen Schlüssel überreiche, der ist alleiniger Erbe Alles dessen, was ich besitze.

James Herfort."

(Schluß folgt.)

Ein Auswanderer.

Eine wahre Geschichte aus der Gegenwart von L. Elmo.

(Schluß.)

„Wohin jetzt?" so fragte sich Franz Welser, der österreichische Auswanderer, da er ausgeschifft war in New-York.

Ihm gieng die schreiende, stoßende, wogende Menschenmasse nichts an, die sich da theils aus Neugierde, theils mit wirklichem Zweck zusammengefunden hatte. Sein schmerzendes Auge irrte über den tausendköpfigen Schwarm müde, ausdruckslos hin. Ihm schwindelte — er küßte den Boden nicht, auf den er den Fuß stemmte, wie er's von vielen Andern gesehen — das märchenhafte Traumbild, das seine kindliche Phantasie von dem Wunderlande entworfen, war längst verwischt und zerstört.

Er wandelte wie schlaftrunken der Stadt zu oder wurde vielmehr von der Menge mit fortgeschoben. Je weiter er kam, je näher sich der fremdartige, massive Häuserkoloß rückte, desto befangener, schwüler, angstvoller ward ihm zu Muthe. Diese himmelhohen Gebäude mit den überhängenden Stockwerken, dieses entsetzliche Gewirr von Menschen, Pferden, Karren, Wagen, Equipagen, Tramwaywaggons, brüllenden Locomotiven, diese unentwirrbaren Knäuel von Waarenballen, fremden Sprachen, fremden, gleichgiltigen Menschen und Physiognomien — all' das raubte ihm die klare Besinnung, die Geistesgegenwart.

Er hatte Wien, die stolze, schöne Residenz an der Donau, manchmal als Soldat durchschritten, aber es kam ihm friedlich still und nichtig vor im Gegensatze zu diesem internationalen Babel. Er irrt planlos in den Straßen weiter, gestoßen, geschoben, gehetzt — jetzt kennt er sich erst recht nicht mehr aus, er hört nur ein Kauderwelsch, das sich untereinander gurgelt, wie das Wasser seines Dorfbrunnens — wo, ach wo sind die Millionen Deutschen, die hier leben sollen? Er bleibt stehen und schaut in die Weite, da tönt ein dumpfes Brausen im Ohre, er fliegt wie ein Ball geschleudert an die Wand: „Goddam, aufgeschaut!" heißt's, im nächsten Momente saust die Straßenlocomotive an ihm vorbei; er wäre zermalmt unter den Rädern, ohne den rettenden Stoß. Jetzt hat er's satt.

Todmüde und abgehetzt wankt er in das nächste, hohe, prächtige Gebäude und sinkt im Hausflur auf einer Bank nieder. Sein guter Stern führte ihn in ein deutsches Waarenlager, welches an und für sich schon eine kleine Welt repräsentiert. Das Erdgeschoß und erste Stockwerk bilden das Waarenhaus, im zweiten befinden sich elegante Gesellschaftsräume und — eine deutsche Restauration. Einer der dienstfertigen Clarks bemerkt den Halbohnmächtigen, eine Klingel ertönt, und ehe sich's Franz noch versieht, bewegt er sich mittels Aufzuges in die Höhe, um im luftigen, hellen Speisesalon abgesetzt zu werden. Er ist sprachlos vor Verwirrung. So etwas hatte er nicht einmal noch geträumt und das sollte Wirklichkeit sein?

Die Amerikaner sind alle Menschenkenner. Der Kellner, welcher Franz in Empfang nahm, errieth augenblicklich in ihm den deutschen Auswanderer, den Fremdling, und bot ihm in deutscher Sprache seine Dienste an. „O Muttersprache, Mutterland! Wie so wonnesam — so traut!"

Dem jungen Bauern laufen Rührungs- und Freudenthränen über die blassen Wangen, er fühlt sich glücklich wie ein Kind. Er möchte den deutschen Kellner in die Arme schließen, aber wo ist er bereits wieder!

In wenig Minuten steht deutsche Speise, deutsches Bier vor dem Erschöpften; er erquickt und stärkt sich mit Hochgenuß, er lebt auf, die günstige Reaction macht ihn mittheilungsbedürftig, er winkt dem Juden dort in der Ecke zu, sich zu ihm zu setzen. In der Heimat hätte sich der junge Bauer ein Gewissen daraus gemacht, mit dem Maischel auch nur zu sprechen — hier sitzt er mit ihm an einem Tische, um zu plaudern. Bedrängnis und Noth sind die besten Ausgleichsmittel, aber die bittersten.

Franz klagt dem Juden sein Leid, seine Sorge, der Hebräer weiß Alles, kennt Alles, gibt Auskunft über Alles — er stellt seinen Mann. Aber da wiegt er doch das graue Haupt.

„Gott, der Gerechte! wollen Sie sich ansetzen in Amerika und kennen Niemanden und haben Niemanden; wo wollen Sie herkriegen a Land, an Wald oder a Feld, wenn Sie nicht kennen den Ort, wo Sie stehen? Gehen Sie heim, zurück, schnell, bleibt Ihnen Ihr Geld. Kann leicht sein, daß Sie werden haben bald nix. — Nicht? Sie wollen nicht? — Na, werd' ich Ihnen geben ein guten Rath, der nicht ist theuer. Auf wie viel können Sie sich einlassen? — Was, 2000 fl. — und da wollen Sie schon ein bebautes Land!? Herr, in Amerika wird kein Fuß breit Land mehr verschenkt. Aber gehen Sie hin zu dem Herrn, den ich Ihnen werd' geben in der Adress'. Er braucht für seine Eisenbahn bebautes, gerodetes Land, von dem können Sie haben ein Stück Wald, Urwald, amerikanischen Urwald, lieber Herr, wie ihn erschaffen hat der Herr. Schönes Stück Wald — aber viel Plage, viel Arbeit, sag' es Ihnen im Voraus!"

„Ich will ja arbeiten, gern schwer arbeiten, wenn ich nur mein Eigen hab'!"

„Gehört Ihnen! Können gleich gehen, werd' Ihnen noch heut' geben die Adress'. Und lassen Sie sich's schriftlich geben, die Amerikaner sind Schlauköpfe. Suchen Sie auf einen Policeman, ohne ihn kommen Sie nicht vorwärts."

Der Hebräer zog ein stark abgegriffenes Notizbuch heraus — schrieb auf eines der Blätter etliche Worte und gab es an Franz. Der las halblaut die fremdklingenden Worte, von dem Agenten verbessernd und erläuternd unterbrochen.

„Ist eine Gefälligkeit von mir für 'nen Landsmann!" wehrte der Sohn Israel's ab, steckte aber den blanken, österreichischen Thaler, den ihm Franz schüchtern bot, schmunzelnd ein.

Welser las nochmals die Adresse: Mr. Edward Dutchman, V. Avenue, Queen-Street 27. Das war ihm unverständlicher als das blühende Böhmisch am Bord des Schiffes und er blickte rathlos darauf nieder. Der Tag gieng zur Neige und er hatte noch kein Nachtquartier; dem Uebelstande half der deutsche Kellner bald ab: dem Franz wurde ein hübsches, comfortables Zimmer angewiesen — er staunte und wunderte sich über Einrichtungen, deren Idee und Bestehen er nie geahnt. Und doch waren die Telegraphenleitung, die Schaukelstühle, die Sprachrohre, die Zimmerdouchen schon etwas Gewöhnliches, wenn er auch die nützliche und bequeme Bedeutung dieser Einführungen nicht einsah. Er hatte einen tiefen Mißmuth im Herzen gegen die ganze Welt, er fühlte sich höchst unglücklich. Mit grenzenloser Erbitterung dachte er an Hies, seinen Verderber, seinen Verführer. Aber seine Wuth richtete sich bereits zum Theile gegen sich und seine marklose Schwäche, seine Willenlosigkeit. Wohl war er nicht immer so gewesen, aber die rasch einander folgenden Mißgeschicke hatten ihm alle Schaffensfreudigkeit, allen Muth geraubt. Er war schon ohne Zuversicht dem Hies gefolgt, die zahllosen Reibereien und lästigen Hindernisse, alle die Uebelstände, die sich erst bei der Verwirklichung seines Entschlusses hervorgewagt, die früher nicht berechenbar waren, hatten seine Thatkraft aufgezehrt. — O und sein Weib, seine Kinder, wie hatte er sich an ihnen versündigt! Eine brennende Sehnsucht überkam ihn, heiße Thränen rollten über sein schamrothes Gesicht.

Er verbrachte eine unruhige Nacht. Es war heller Tag, als er aus schwerem Traume erwachte und sich von dem weichen Lager erhob. Seine Stimmung hatte sich nicht gebessert, ein hämmernder Kopfschmerz machte ihn denkunfähig. Er rief den Kellner, bestellte ein einfaches Frühstück und bat um einen Policeman.

Nach einer Stunde befand er sich mit seinem freundlichen Begleiter auf dem Wege. Der Marsch gieng durch hundert Kreuz- und Quergassen, dann traten sie auf einen der eilenden Tramwaywaggons und an den geblendetem Auge sausten in bunter Reihe Holzbaracken und Waarenhäuser, anmuthige Anlagen und Riesenplätze mit großartigen Bauten und Denkmälern und die märchenhaft, wie hingezaubert in die Luft ragenden Marmorpaläste der Millionärs vorbei.

Die V. Avenue ist das Stadtviertel der haute finance und der Palast des Eisenbahnkönigs einer der stolzesten unter seinesgleichen. Dem Einflusse des Policemans verdankte es Franz, daß er mit dem Besitzer des Baues selbst in Unterhandlung treten konnte. Die Ehrfurcht erdrückte den armen Bauern fast und doch stand er Einem gegenüber, dessen Wiege in einem armen pommer'schen Bauernhause gestanden, der aber als Feengeschenk des Lebens eiserne Ausdauer und Kraft, sicheren Muth und große überlegene Verstandeskraft, einen riesenhaften Unternehmungsgeist — kurz Alles erhalten hatte, was unserm Franz abgieng. Die derbe, knochige Gestalt des Millionärs verleugnete trotz der gentlemanliken Kleidung auch heute den arbeitenden Menschen nicht, ja die harten Hände stützten sich mit Selbstbewußtsein auf die kostbar eingelegte Tischplatte, während das scharfe, durchdringende, hellgraue Auge auf der niedergeschlagenen Miene des Ansiedlers haftete. „Also Sie wollen von mir ein Stück Land, mein Mann? Recht — wie hoch ist Ihr Anschlag?"

Franz nannte die Summe: 1000 fl.

Der Amerikaner wandte sich mit einem Achselzucken an seinen Cassier. „Jetzt weiß ich Eure ganze Geschichte, mein Mann," sagte er, „sehen Sie sich den Mann an, Mr. Jackson, das ist Einer von den Kindsköpfen, die glauben, in Amerika wird Alles verschenkt. Bleibt in Eurer Heimat, meine

Lieben, und nährt Euch von Klößen und Erdäpfeln, aber kommt nicht mit ein paar tausend Gulden und — einem solchen Gesichte nach Amerika. Mann, für Sie wäre es besser, Sie hätten keinen Pfennig in Händen, aber dafür Euer Capital im Kopf und in den Armen, denn dann müßten Sie arbeiten wie ein Thier, um nicht zu erhungern, und das wäre recht, denn dann brächten Sie's zu was, wenn Sie ein ganzer Mann sind. Aber mit den Scheinen in der Hand glaubt Ihr immer noch was zu sein, was zu haben, und ist doch nichts als ein armer Bettel und wäre besser, Ihr hättet ihn nicht. Glauben Sie mir, Mann! Ich kenne es. — Sind Sie allein hier oder haben Sie für wen zu sorgen?"

„Hab' ein liebes Weib und fünf Kinder, Herr, und muß schauen, daß sie mir bald nachkommen können. In einem Jahre wenigstens! Hab's versprochen und will's halten, wenn Gott will."

„Was, wenn Gott will!" rief der Amerikaner ärgerlich, - „danken Sie Gott, wenn Sie in einem Jahre allein was zu beißen haben und ziehen Sie Ihre Leute nicht mit hinein in's Elend. Will Ihnen, wie Sie da vor mir stehen und wie ich Sie sehe, den besten Rath geben, den's für Sie gibt: Packen Sie Ihre Siebensachen und laufen heim mit dem allerschnellsten Schiffe, möchte Sie nicht um Ihr Geld bringen, sehe es Ihnen an, daß es Ihr letztes ist und daß Sie nicht der Mann für amerikanischen Boden sind! Ist meine ehrliche Meinung!"

Franz erschrak. Aehnliches hatte ihm auch der Jude gerathen, sah er denn aus wie ein schwaches Kind, daß ihm Keiner was zutraute? Er hob trotzig den Kopf, aus den Augen flammte ein Blitz.

„Herr, ich will arbeiten und hier bleiben und wollen Sie mir helfen zu einem Eigenthum, so will ich's Ihnen danken, wo nicht, wo anders anklopfen."

„Strohfeuer!" sagte der Nabob gelassen, dann winkte er dem Cassier. „Der Mann soll seinen Willen haben. Setzen Sie's ihm auf, fünfzig Joch Wald hinter der neuen Colonie gegen Westen kann er haben. Soll sich die Zähne stumpf beißen. Mann, wünsche Ihnen Glück und was Sie vor Allem brauchen, Muth und Ausdauer! Geben Sie ihm den Bill mit, Mr. Jackson, und gehen Sie ihm an die Hand, sorgen Sie, daß er Alles erhalte, was er braucht; will nichts von einem Armen, nicht einen Farthing Profit!"

Der Cassier nahm Franz unter den Arm, sie verließen des Millionärs Arbeitszimmer, der Policeman folgte.

Als Franz eine Stunde später das Palais verließ, war er Grundbesitzer in Amerika, ein „Bürger" New-Yorks geworden, aber seine Zuversicht war durch die offene, schonungslose Rede des Millionärs wo möglich noch tiefer gesunken. In seinem Innern war's Nacht, finstere, schwarze Nacht.

In drei Tagen sollte er seinen Besitz antreten, sollte das neue Leben für ihn beginnen. Er hatte Niemanden, mit dem er sich besprechen, berathen konnte, man zuckte spöttisch oder mitleidig die Achseln, die meisten gaben ihm gar kein Gehör.

Der immer willige Polizist begleitete ihn auch diesmal auf seinem Gange nach dem Wohnsitze des Eisenbahnkönigs, nachdem Franz eine unglaubliche Rechnung im Hotel beglichen.

„Hier regiert eben der Dollar," sagte der Gesetzesdiener, „Sie werden mit Dollars bezahlt und nicht mit Marks oder Francs, aber Sie müssen auch mit Dollars ihre Bedürfnisse decken."

Die dienstfertigen Beamten Dutchman's hatten für Franz Alles besorgt, was der Colonist bedarf; an Lebensmitteln, natürlich Alle conserviert, an geistigen Getränken war kein Mangel,

grobe Segeltuchkleidung, riesige Trapperstiefel, Werkzeuge, Decken, Felle, vor Allem aber treffliche Waffen waren besorgt worden.

Franz machte große Augen, aber er verlor kein Wort. Ein stämmiger, riesiger Packer wurde ihm als sein Gehilfe William Shmith vorgestellt. Aus dem wetterharten Gesichte blitzten ein Paar gar kühne und treuherzige Augen. Franz konnte ihm gleich gut sein, er reichte ihm die Hand, der Andere legte seine mächtige, schwielige Rechte hinein und der Bund war geschlossen.

Nun giengs vorwärts.

Ein wahres Fieber von Eifer und Ungeduld begann in Welser's Brust zu glühen, er drängte und trieb zur Abreise, zum Weiterkommen. Von der viele Stunden langen Eisenbahnfahrt behielt er wenig mehr als einen schwindelnden Kopf und zerbrochene Kräfte; dieser fast wahnsinnig schnelle Flug über gähnende Abgründe, dieser scheinbare Mangel an allen Vorsichtsmaßregeln, diese an Indolenz grenzende Gleichgiltigkeit gegen die entsetzlichen Eventualitäten eines solchen Rasens erfüllten ihn mit immer wachsendem Grauen. Er athmete tief erleichtert auf, als er und sein Gefährte die letzte Strecke zurückgelegt hatten und wieder soliden, festen Boden unter sich fühlten. Hoher, düsterer Tannenwald umgab ihn. Fast schien es, als sei über diese Riesen von stolzen Bäumen nie ein Sturm, nie ein schmetternder Blitzstrahl hinweggeflogen. Hier und da deuteten abgehauene Stämme, Bündel von Reisig, die eigentlich kleine Berge waren, die cultivierende Menschennähe an. In der That war es die letzte, am weitesten vorgeschobene Colonie, welche Franz und sein Genosse zu erweitern bestimmt waren.

Je weiter sie schritten, desto wilder, unentwirrbarer umfieng sie die ungebändigte Waldmacht. „Wie ein Gebild aus Himmelshöhen" erschien Franz daher das einsame, feste Blockhaus, das so weltabgeschieden und doch so trotzig sicher aus dem finstern Walddicicht mit seinen rohen, festen Pflöcken herüberschaute. Ein solches Blockhaus zu errichten kam Franz nicht eben schwierig vor und er sprach sich darüber gegen Shmith aus.

Der lachte. „Werden es ja selbst sehen, was es braucht, ein solch' Haus zu zimmern, kenn's schon, haben noch wenig gesehen davon," sagte er in seinem Amerikanisch-Deutsch, dessen unerwartete Wendungen und Wortbildungen den Kerndeutschen oft verblüffen.

„Der Mann darf sich schon was wissen damit, der solch' ein Haus um sich gelegt, haften viel Schweißtropfen und viel Thau darauf, bis es in Boden geht. Das Erste, was wir haben müssen, ist das liebe Holz dazu, das finden wir noch nicht liegen, und müssen es dem Wald erst abtrotzen, bis er's hergibt."

Der Weg verlor sich bald für das ungeübte Auge, ungeheure vermorschte Riesenstämme sperrten den Uebergang, unentwirrbare Knäuel von phantastisch verschlungenem Wurzelwerk und Schlinggewächsen erschwerten das Vordringen. Da war nichts von der glühenden, blendenden Farbenpracht, von den berauschenden Düften der Tropenwelt zu erblicken, starrer, stolzer Laub- und Nadelwald, wo das Auge irrte. Die Kronen der Bäume hatten unzertrennlich die Arme in einander verschlungen und verkettet, eine undurchdringliche Phalanx gegen Menschenwitz und Kraft. Da mochten wohl hundert Leben verbluten müssen, wenn solch' ein Allgewaltiger zu Falle kam und donnernd und dröhnend Alles mit niederriß, was sich vertrauensvoll und Schutz suchend an ihn geklammert. —

Immer beschwerlicher und mühevoller ward der Marsch — die Männer drangen schweigend in der stillen Waldnacht vor. War hier vor vielen hundert Jahren der schlanke, feine Fuß des Indianers über diese Gründe und Abgründe gehuscht, dann hatte die

verschwiegene Natur längst die Spuren ihres Sohnes verwischt und den Schleier unberührter Jungfräulichkeit längst über die flüchtigen Eindrücke gebreitet...

„Wir stehen auf Ihrem Grund und Boden, Herr, nur noch eine kurze Strecke und wir müssen den Fluß rauschen hören, der die Waldbäche in sich aufnimmt."

Wie in einem Mauergewölbe, so dumpf dröhnte die Stimme des Mannes in der Waldstille, und von fernher kam es mit jedem Schritte näher, erst wie leise kosendes Wehen der Wipfel, das zum ernsten Rauschen und endlich zum wildtobenden Sturmesbrausen anwächst ... wenige Schritte noch, die kräftigen Axthiebe des Amerikaners fuhren in das Gestrüpp, ein überwältigend mächtiges, kühles Rauschen schlug an ihr Ohr und vor ihnen in geringer Entfernung brach sich das Dickicht und ließ wie in einem Rahmen das ewig wechselnde, ewig gleiche, majestätisch langsame Spiel rollender Waldstromwogen erblicken. Von der Seite liebäugelte noch die untersinkende Sonne mit ihren letzten Spiegelbildern in den Wellen, und die gemächlich rollenden setzten ihr zu Ehren ein silbern Schaumkrönchen auf, wenn sie über schwarzes Geröll und hemmende Felsblöcke hinüberglitten...

Es war urwaldnächtig groß und schön.

Die empfängliche Seele des jungen Ansiedlers sammelte sich in stillem Gebete, aber auch der ernste, rauhe Trapper nahm beinahe unwillkürlich den Schlapphut ab, auch ihn ergriff die Göttlichkeit der unentweihten, unentwegten Natur.

Endlich wandte sich Franz um. „Also hier!" murmelte er.

Ringsum ungeheure, Himmelssäulen ähnliche, schwere, dunkle Eichen mit fast stockhohem Wurzelwerk, das den ungeheuren Säulen zum Piedestal diente und darüber dickes, pelzartiges, saftiges, aber auch braungelb faulendes Moos; weiterhin Schilf, in Baumhöhe und Baumstärke, und ein eigenthümlicher, feucht moderiger Geruch in der Luft. Er sah sinnend dem emsigen Gefährten zu, der schon mit Axt und Messer arbeitete, um ein kleines Plätzchen zum Nachtquartier und Lager und Herde dem Boden abzugewinnen und ein Bündel Reisig nach dem andern herbeischleppte zum Unterhalte des Feuers.

Nachdem der erste, mächtige Eindruck, den der majestätische Anblick des stolzen Waldstromes ihm abgenöthigt, verflacht war, verlor sich in dem wieder stärker erwachenden Gefühle der Hilf- und Muthlosigkeit auch das letzte Verständnis für die wilde, erdrückende Schönheit der ihn umgebenden Natur. Sie bot ihm ja nur unsägliche Plage und blutiges Ringen, keinen freien, süßen Genuß, kein freiwillig Geschenk. Mit Schaudern blickte er an den Baumriesen empor, es schien ihm unmöglich, einen derselben zum Wanken, zum Fallen zu bringen. Und dann erst! Er schlug sich vor die Stirne in ohnmächtigem Zorne, daß er in grenzenloser Leichtgläubigkeit sich selbst die Hände gebunden mit der lächerlich kurzen Frist — eines Jahres! Ja, jetzt sah und begriff er's freilich, wie unverantwortlich kopflos er gehandelt — aber zu spät! Wie dürfte er sich vermessen, sein Weib, seine Kinder in solches Elend zu ziehen, ihnen das rauheste, entbehrungsreichste aller Leben zu bieten, unwissend, ob er ihnen das harte, trockene Brot nur reichen konnte?!

Das Herz schwoll ihm in bitterstem Schmerz und all' seine möglichste Willensstärke mußte er zusammenraffen, um dem immer näher und näher rückenden fahlen Gespenst auszuweichen, das ihn marklos und unrettbar der Verzweiflung überliefern mußte — der tiefsten Reue! Er konnte ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken, wenn er an Hies dachte. Wo war der hingerathen, wie hatte er das geraubte Geld verthan?

Auch das sah er jetzt in anderem, wahrem Lichte, warum ihn der Strolch zum Verlassen der Heimat gezwungen und überredet: es hatte ihm wohl der heimatliche Boden unter den Füßen gebrannt, und der gutmüthige, schwache Jugendfreund war ihm gerade gut genug gewesen, ihm zum Werkzeuge seiner „Befreiung“ zu dienen.

Wortlose Wuth bemächtigte sich seiner, unwillkürlich ballte sich die Faust.

Bill hatte unterdessen bereits die Vorräthe ausgepackt und ein gewissermaßen bequemes und gemüthliches Lager hergerichtet. Kopfschüttelnd und unzufrieden blickte er auf den müßig vor sich hinsinnenden Deutschen, der in seinem ganzen Wesen auch nicht einen Funken von der so unendlich nöthigen Energie bekundete.

„Müssen nicht immer rückwärts schauen, Mr. Welser,“ sagte er endlich, „immer nur vorne hin, immer geradeaus, werden dann bald 'nen guten Ueberblick haben über Ihr Tagewerk und was fort bringen. Denks wohl, haben gewiß 'n liebes Weib und Jungens daheim lassen, was?“

Franz schwoll das Herz, der traute Feuerschein spielte über das ehrliche, verwetterte Gesicht des Alten, ein sehnsüchtig Gefühl erfüllte seine Seele, langsam rollte eine Thräne über das gebräunte Gesicht des jungen Mannes.

Er setzte sich zu dem Genossen, der ihm die guten Bissen zutheilte und fast väterlich gut zu ihm sprach. Bevor sich die Beiden zur Ruhe legten, wußte Bill Shmith die ganze Lebensgeschichte des jungen Bauern, und lange noch klangen die ernsten Worte des Amerikaners in seinem aufgeregten Innern nach: „Ja, ja, sollten das nicht dulden, die Behörden, daß die Leute ihre irrigen Meinungen über unser schönes Land behalten. Kommt viel Elend dabei heraus. Wird nichts mehr verschenkt hierzulande und muß Einer schon teufelmäßig viel Glück und einen tüchtigen, feinen Kopf haben, wenn er's zu was Besserem bringen will, als er daheim war. Vor Allem aber darf er keinesfalls in's Gerathewohl hineinlaufen und meinen, da wäre Sand Gold! Muß sich früher was sichern, früher bekümmern, damit er augenblicks festen Boden unter sich hat, und nicht Zeit und Geld und Kraft versplittern, bevor er eine Wurzel sein nennt. 's gibt zu viel Solche, viel zu viel, die Alle vom Glücke leben wollen, und da jagt's dann Einer dem Andern ab! Kenne das, und die drüben sollten's auch kennen und wissen. Werden harte Tage haben hier und werden scharf zugreifen müssen, wollen Sie Ihr Wort nur halbwegs einlösen.“

Andern Tages begann die Arbeit, der erste Baum war zu fällen. Sie wählten einen der kleineren, jüngeren, um ihre Werkzeuge und Kräfte zu erproben. Franz arbeitete mit einer förmlichen Fieberwuth, er wollte zeigen, daß er weder verweichlicht, noch ein Schwächling war; seine Axtschläge wiederhallten in schnellem Takt in dem stillen Waldesdom. Aber das Fällen eines Baumes im Urwalde ist ein ander Stück Arbeit, als im deutschen Schlage, und Berge von übermannshohem Strauch- und Gestrüppwerk mußten erst ausgerodet werden, ehe der Baum seine Krone senkte.

Langsam schritt das Tagewerk fort. Shmith hatte den Feuereifer immer nur zu dämpfen, denn Franz achtete wenig auf die Erschöpfung seiner Kräfte. Als aber der erste der Waldriesen dröhnend und schmetternd und ringsum Verwüstung anrichtend im kleinen Nachwuchs, zu Boden stürzte, da blickte Franz fast stolz auf den mächtigen Stamm, den er in seiner Größe und Mächtigkeit erst jetzt recht ermessen konnte. Der Abend rückte langsam, mit immer steigender Schnelligkeit heran, todmüde und fiebernd lag Franz auf seinen Fellen. Der erste Lichtstrahl sah ihn trotzdem wieder mit Beil und Messer hantieren und auch dieser Tag brachte sein Werk zu Ende; nach Ablauf einer Woche hatten die

Beiden ein ansehnlich Plätzchen frei gemacht und eine schöne Ladung Stämme gewonnen. Jetzt sollte die Reihe an eine jener urmächtigen Riesensäulen kommen, deren Krone allein einen ganzen kleinen Wald machte, und deren Wurzeln, Riesenschlangen gleich, einen unentwirrbaren, scheinbar felsenfesten Knäuel bildeten. Der Fall dieses wohl über tausendjährigen Baumes mußte so viel Raum schaffen, daß er im Vereine mit dem bereits gewonnenen, genügenden Platz bot für das zu bauende Blockhaus und dessen nächste Umfriedung.

Es war eine jener Eichen, wie sie die Urväter zu ihren Heiligthümern gerechnet, unter deren geheimnisvoll rauschendem Wipfel das Blut der geweihten Thiere geflossen; wer war im Stande zu sagen, seit wann der Erzvater des Waldes dem morschenden Zahn der Jahrhunderte verfallen, wer konnte an der starren, bärtigen Rinde den inneren Wurm erkennen, der von der Wurzel aufwärts nagte an dem Herzen des stolzen Gewalthabers?

Dröhnend und splitternd fielen die wuchtigen Axthiebe, rauschte die Säge in das Wurzelgewirr, der Baum bebte und regte sich nicht. William gieng mehrere Male kopfschüttelnd im Umkreis um den Stock herum, es schien ihm etwas nicht zu gefallen.

„Hab' manchen solcher alten Jungens schon niedergethan, der hat einen eigens harten Kopf. Und doch ist's mir nicht ganz klar und eben. Denke, wir haben hohe Zeit, das Arbeiten auf zwei Seiten aufzugeben, müssen's drüben fortmachen, denn da ist der Mittelstock ganz morsch und er kann unversehens einbrechen und dann sind wir vielleicht Beide verloren, denn man kann nicht immer voraussagen, welches Hindernis den brechenden Baum nach einer entgegengesetzten Richtung verschlägt."

Unentwegt stand die alte Eiche auch noch am Abend, als die Männer, von der Arbeit ruhend, ihr Werk besahen. Nur wollte es William bedünken, als neige sich der Stamm ein wenig nach vorn, doch könne er sich auch täuschen, meinte er. Die Nacht, finster und schwarz, brach herein und Todtenstille herrschte im Urwalde. Selbst das entfernte Schreien und Rufen des Wildes und Raubzeuges war der nächtlichen Ruhe gewichen und verstummt. Da plötzlich fuhr der Amerikaner aus seinem Schlafe erschreckt empor. Ein unheimlich Krachen, ein Knattern wie von brechendem Kleinholz hatte traumhaft an sein Ohr geschlagen. Er horchte — Alles still, nicht ein Laut bewegte die feuchtkühle Waldluft. Aber den Sorglichen ließ es keinen Schlaf mehr finden. Mit erstem Tagesgrauen weckte er Franz und sie giengen zu dem Riesenbaum. Der Alte hatte recht gehört. Deutlich kennbar neigte sich die mächtige Säule gegen die Nachbarstämme und einige der schwächeren Aeste waren da von dem Drucke geknickt worden. Der Wurzelstock selbst verrieth weiter keine Spuren der Bewegung, als eine Bodenlockerung, wo die Last des sinkenden Baumes die Wurzeln gehoben hatte.

Jetzt galt es allergrößte Vorsicht. Mühevoll und langsam durchhieben und durchsägten sie an der gelockerten Stelle Wurzel um Wurzel, um den Baum nach der geneigten Seite zum Falle zu bringen. Es gieng. Lauter und lauter ward das Krachen der brechenden Aeste, unheimlich lautlos sank der Baum; daß der allerdings ebenfalls riesige Nachbarbaum der Allgewalt des Druckes nicht erliegen würde, war nicht anzunehmen. Emsig arbeiteten die Männer. Plötzlich gieng ein lautes Krachen von dem bloßgelegten mittleren Wurzelstock aus — er war durch und durch morsch und verfault, er hielt den Fall des Baumes nicht auf. Entsetzt sprangen die Männer zurück — mit furchtbarer Gewalt prallte der alte Riese an den nächsten Stamm — der aber war jung und voll Lebenskraft, tief bog

er sich unter der Riesenlast, aber mit wildem Ruck bäumte er sich empor, und das haltlose, nun auch kronenfrei gewordene Ungethüm stürzte donnernd, schmetternd, brüllend, mit Sturmessausen nach der Länge in der Richtung, wo die von Entsetzen gelähmten Männer standen, nieder. Ein gräßlich wilder, unarticulierter, rein thierischer Schrei erstarb schütternd in dem weithintosenden Gebrüll der niederstürzenden Eiche.

In wenigen Secunden hatte sich das furchtbare Zerstörungswerk vollendet, ein grauser Hohnspruch auf menschliches Wollen und Berechnen. Es war lautlos still und friedlich glänzend blickte die Morgensonne durch den zerrissenen Laubschleier auf das ungeheure Unglück. Mächtige Baumleichen lagen lautlos gebrochen von dem Sturze des Gewaltigen umher, ihr Todesschrei war verhallt in dem Aufruhr, den das unwillige Sterben des Titanen verursacht.

Und friedlich strichen die warmen Sonnenstrahlen über die geknickten jungen Leben, welche schonend die formlose Masse bedeckten, die zuckend und gräßlich verstümmelt unter dem schweren Grabeshügel lag. Und weiterhin, durch einen streifenden Ast betäubt und fortgeschleudert, aber verschont, lag ein regungsloser Körper mit bleichen Todeszügen und blutender Stirn. Aber in dem Körper war Leben und der Arm der empörten Natur hatte den armen Verlassenen wohl gestreift, aber zermalmend war er über den treuen Gefährten niedergesunken, um das Elend des Andern neu zu besiegeln. Golden und rosig lächelte die Sonne auf das verstörte, halb wahnwitzige Gesicht des aus seiner Betäubung Erwachten, nicht achtend seiner Kopfwunde suchte er sich zu erheben und taumelte vorwärts. Da war's, da geschah das Ungeheuere, da lag es begraben, sein Hab und Gut, sein Glück, seine Zukunft, sein Leben und sein Segen.

Verflucht sei es und war es in allen Zeiten! Ein Verfluchter war er, der sich, ein schwaches Gerippe, an ein solches Leben gewagt, der sich unterfangen, mißvergnügt mit seinem goldenen Schicksale daheim zu sein — verlassen von Gott!! — Er lebt, o ja! Tausendmal lieber und besser wäre er da unter dem Wust gebettet, wo sein treuer Genosse zerschmettert liegt. Warum es nicht ihn getroffen? — Was hat er noch zu verlieren? Ruht doch auf seinem Schaffen, auf dem blutigen Ringen seiner Hände ein Fluch. Fort, fort von da! Zurück in Armuth, in Noth und Elend bei Wasser und Brot, aber zu Weib und Kind, fort!

Die wunde Stirn an einen Stamm gelehnt, holt der Todtmüde tief Athem. Dann tritt er zu dem wirren Knäuel von Holz und Laub und Wurzeln hin und beginnt wegzuräumen. Ein ehrlich Grab noch will er ihm schaffen, dem unglücklichen Gefährten, und dann fort, so schnell ihn die Füße tragen können. Es war ein traurig schauriges Werk. Die Mittagssonne begann sich schon hinter die verhüllenden Laubkronen zurückzuziehen, da war er fertig. Friedvoll deckte grünes Moos den frischen Hügel und ein hölzern Kreuz gab ihm eine Art von Weihe. Franz war bei seiner düstern Arbeit merkwürdig ruhig geworden. Er konnte überlegen, er konnte sogar beten. Die Nacht verbrachte er in treuer Todtenwacht am Grabe des Verunglückten. Der erste Tagesstrahl sieht ihn am Wege — zurück. Das halt- und thatenlose Träumen war von ihm gewichen, er erkannte den Weg der Pflicht hell und scharf vor sich. Mühsam bahnte er sich, der Sonne folgend, den Weg, den fremden, wilden, in wenig Tagen stand er auf New-York's Boden.

Sein erster Weg war nach des Mr. Dutchman Hause. Niemand kannte ihn. Sein Haar war an den Schläfen ergraut, der Bart verwildert, das weiche gutmüthige Gesicht hart und herb in seinen Linien geworden.

Der Herr des Unternehmens ließ ihn vor und hörte ihn ruhig an. „Von einer Zurücknahme des Vertrages kann wohl keine Rede sein, mein Mann, sehen es selbst ein", sagte er ernst, wenn auch nicht unfreundlich. „Käme dann Jeder, dem's nicht behagt oder der die Lust verliert. Sie haben Unglück gehabt, weiß es, und sah es Ihnen an, daß Sie nicht hertaugen. Will aber ein Uebriges thun und Ihnen das geschlagene Holz, das ihr Eigenthum ist, und das ich verwerthen kann, zu gutem Preise abnehmen. Für's Land suchen Sie einen Käufer zu gewinnen. — Nicht? Wollen schnell fort? Nun, läßt sich nicht ändern. Wird's dann Einer nehmen, ohne zu fragen, denn, wenn Sie's verlassen, ist's vogelfrei und offener Boden. So, und nun Gott befohlen, sollen in wenig Tagen von mir hören. Und sagt es drüben, wie's hier Einem geht, der mit einem großen Kopf voll Plänen und eitlen Flunkereien herkommt, daß Amerika seine Goldfüchse nicht herabschütteln läßt, wie Eure Obstbäume ihre Aepfel."

Ja merken wird sich's der Franz. Jetzt freilich sieht er seine Thorheit ein, den leichtfertigen, albernen, abenteuerlichen Phrasen des Vagabunden Gehör geschenkt zu haben. Jetzt weiß er's, was ein erster Anfang in diesem Lande zu bedeuten hat. Er sieht, daß millionenköpfiger, Jahrhunderte lang geübter Ehrgeiz auch die Genuß- und Gewinnsucht der Menschen potenziert hat und daß ein ungeheuerer Aufwand von schlauen, sinnreichen Mitteln dazu gehören muß, um den Ansprüchen der Menge und des eigenen Selbst zu genügen.

Vorkommende wenige Ausnahmen dürfen nie zur Richtschnur, zum Vorbilde, genommen werden — mit dem „Glück" darf nicht gerechnet werden, sondern mit Kampf und Noth. — Aehnliche Gedanken zogen durch die Seele Welser's, als er sein bekanntes Hotel aufsuchte.

Jetzt gilt's Eile. Sobald er die versprochenen Geldmittel in Händen hat, geht er an Bord des bereit liegenden Dampfers. Wirklich kommt ihm drei Tage darauf eine für seine geringen Hoffnungen bedeutende Summe per Post zugestellt, für welche er eine Quittung zu entrichten hat. Er weiß nicht, daß das erwachte Mitleid den ehemaligen Pommern mehr thun hieß, als er vor seinem amerikanischen Gewissen verantworten konnte. Jetzt dünkt ihm jede Minute verloren, die er noch auf fremdem Boden verbringt. Heim zu den Verlassenen, mit allen, allen Kräften will er für sie ringen und arbeiten wie ein Lastthier, er will versuchen, dem alten Lehner nach und nach sein Vaterhaus wieder abzukaufen. Es wird und muß gelingen, denn Muth und Freudigkeit erfüllen sein Herz mit Feuer.

Der Tag der Abreise ist da, vorwärts geht's zum Hafen, durch eine stoßende, schreiende, johlende Menge. Franz sieht und hört nichts, aber da auf einem freien Platze bildet das Volk einen wirren Knäuel, aus dem amerikanische Kraftworte und deutsche Flüche dringen. Und diese Stimme, die da so ängstlich und dann wieder wüthend schreit und ruft — ist sie nicht die bekannte des Hies? Und in der That, jetzt führen zwei Policemen den sich Sträubenden, Handschellen Tragenden eilig mit sich fort. — Also wirklich der Hies! War es so weit mit ihm? Wegen Taschendiebstahl — oder noch Schlimmerem in Händen der Volksjustiz und Polizei? — Das also war das Ende vom Liede?

Franz begab sich nachdenklich an Bord. Noch einen Abend sah er über das gerühmte Wunderland niedersinken, — er grüßte wehmüthig die scheidende Sonne. — Er nahm nichts mit aus dem Golkonda seiner Wünsche, kein Angedenken, als furchtbare Erinnerungen und harte Enttäuschungen. Der nächste Tag fand ihn zur See — auf dem Wege zur Heimat!

Entlang den Hecken.

Geschichte aus Moll von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Paris, Febr. 81.

Freund!

In mein Traumleben hinein fiel — wie der Stein in einen schlafenden Teich — Dein letzter Brief. Sofort fesselte mich jene Kraftstelle, wo Du mir sagst:

„Ich beglückwünsche Dich, daß Du wiederum zu dem Entschlusse gekommen, die Ferienzeit auf dem Gute Deines Onkels zuzubringen. Ich beglückwünsche Dich, weil ich annehmen muß, daß Du nun endlich ernst machen, Cousine Annie bei der Hand nehmen, und sie bitten wirst, Dir besagte kleine Hand gnädigst für's Leben überlassen zu wollen. Nach erhaltener Erlaubnis wirst Du gut thun, niederzuknien und Verzeihung dafür zu erflehen, daß Du bisher ein blinder, blöder Thor gewesen, der jahrelang dahingeschlendert ist, ohne das Geheimnis eines vollen, scheuen Frauenherzens, sowie die Wünsche der guten, alten Eltern im mindesten errathen zu haben, durch welche Traumduselei — Duselei ist stark, lieber Freund — er Allen und vornehmlich sich selbst auf unverantwortliche Weise im Wege gestanden. Danke ferner Gott, daß er das Frauenherz so geduldig im Harren, Cousine Annie für mich viel zu reich erschuf und Dir noch gerade in der zwölften Stunde ein Licht aufgehen ließ. Merke Dir, Querido: das Leben ist zum Wachen und nicht zum Schlafen geschaffen; zur Ruhe überhaupt wenig geeignet. Es verträumen, heißt soviel als es verlieren, und verträumtes Leben kehrt ebensowenig wieder, als verscherztes Glück.“

Als ich Deine Zeilen gelesen, steckte ich nachdenklich die Partitur meiner Symphonie, darüber ich gerade gebrütet, in das Schubfach, wo sie gewöhnlich zu ruhen pflegt (seit drei Jahren bemühe ich mich nämlich erfolglos, den Schlußsatz besagter Symphonie aufzufinden); dann trat ich an's Fenster. Cousine Annie meine Frau! Wie konnte es zugehen, daß sie's nicht schon längst war? Ich überflog im Geiste die Zeit, die ich in ihrer Nähe gelebt, verträumt, versungen — eine Fülle kleiner Begebenheiten, die mir unwichtig erschienen und halb entfallen waren, gewannen plötzlich neue, tiefe, holde Bedeutung. Cousine Annie war ja eigentlich für mich erzogen worden... war ich denn bethört gewesen, betäubt und blind, daß ich so lange hingehen konnte neben ihr, ohne niederzufallen und zu sagen: „Annie, sei mein?“ Und die Jahre rannen während ich's nicht that, und sie scherzte und lachte und litt doch heimlich, und wurde immer schöner und immer stiller...

O, hab Dank, Freund, für Deine kaustische Mahnung und Dank Dir, mein Gott, daß es noch nicht zu spät geworden ist!

Ich schlug die Vorhänge zurück in seligem, tiefem Sinnen. Um die Dächer zwitscherten Schwalben, mit schwachem Schrei durch's Abendroth schießend; vom Simeonsthurm klang tief und leise das Ave. Als es ganz dunkel geworden war, setzte ich mich an den Flügel, um ausstürmen zu lassen, was in mir wogte. Es stürmte auch breit genug aus den Tasten, doch eine Weise kehrte immer und immer

wieder. Es war eine neue Melodie zu einem alten Liede, was da endet:

„Es redet die trunkene Ferne
Mir von künftigem, großen Glück."

Doch genug davon. Reiseselig vertraute ich mich am nächsten Morgen der Extrapost an, frischen und leichteren Herzens wie je. Ich freute mich über Dinge, die ich früher nie beachtet haben würde: über die dicken, schweifwedelnden Pferde, über die vorlauten, streitsüchtigen Sperlinge im Posthofe, über die Gesichter vornehmlich, welche beim Rasseln des Wagens schlaftrunken und die verschiedenartigsten Stimmungen widerspiegelnd an den Fenstern erschienen. Den Straßenkindern warf ich Kupfermünzen zu und tauschte Grüße mit den Frauen, die zu Markte zogen; selbst die schnurgerade, langweilige Chaussée, auf der wir langsam dahinrollten, vermochte nicht, meinen unzerstörbaren Frohsinn herabzustimmen. Bald wurden die Pferde gewechselt, und plötzlich verließ der Wagen die Chaussée und bog mit sanftem Stoße in einen gut gehaltenen Landweg ein. Und dann gieng's durch das wohlbekannte, liebe Gelände mit seinen Höhenzügen, darauf unabsehbar das schwere, goldene Korn wogte. Durch dieses zog sich fernab eine bunte gestreckte Linie; das waren Schnitter, die sich gegen die wogende Mauer bewegten, eine gelbe, staubdurchzitterte Leere hinter sich lassend. Dann blitzte, bei einer Biegung, der See hervor aus dem Grunde und drüber hob sich das Schlößchen mit seinen spitzen Dächern, glänzend herauslachend aus den Blättermassen und dem dunklen Wipfelgewirr des Parkes. Schon gieng's auch die Steinmauern entlang, vorüber an offenen Gitterthoren ... in der Gartentiefe sah ich's aufleuchten, wie von einem weißen Kleide, sah gleich darauf über dem Einfahrtsthor ein vom Laufen geröthetes Köpfchen lugen, welches, als es den Insassen der Kutsche erkannt, fast erschrocken in der Rankenwildnis untertauchte ... dann bog der Wagen rasselnd in den stillen Schloßhof; ich schwenkte zum Schlage hinaus den breiten Calabreser, am Erkerfenster erschien die Tante mit dem guten, ängstlichen Gesichte, sah mich, erhob die Hände und verschwand; aus ihrer Mittagsruhe geschreckt, bellten die Hofhunde und rissen wie toll an ihren Ketten, und über Alles hinweg blies der Postillon mit den schmetterndsten Klängen:

„Wann ich komm', wann ich komm', wann ich wiederum komm',
Dann soll die Hochzeit sein —"

Das war mein Einzug in Schloß Friedeck. Eine halbe Minute später zerknitterte ich auf unheilbare Weise das zierliche, gesteifte Häubchen der Tante, die ihr „liebes, liebes Kind" diesmal ganz besonders innig begrüßte, und gieng alsdann in die Arme des Onkels über, der sichtlich überrascht, sehr athemlos und mit einer zerstochenen, hochaufgeschwollenen Backe von seinen Bienenkörben herbeigeeilt kam. Nach dem ersten Begrüßungssturme deutete ich lachend auf meine Reisebekleidung, sowie auf die Stutzuhr, deren Zeiger bedenklich der üblichen Tischzeit entgegenrückten, und eilte dem Pavillon zu, dessen unteres Stockwerk ich seit Jahren zu beziehen gewohnt war.

Diesen Pavillon trennten vom Hauptgebäude nur ein paar Kieswege und Blumenbeete. Ich konnte mich nicht enthalten, über eins der letzteren einen Freudensprung zu wagen, auf die Gefahr hin, in eine Masse starkduftender, blaurother Levkojen zu fallen; dann blieb ich verwundert stehen. Die Gastzimmer, welche über den meinen lagen, waren entschieden bewohnt; die Fenster standen weit offen, aus einem derselben zog, gegen die Sonnenstäubchen anspielend, eine feine, blaue Tabakswolke. Eine schöne, weißgelbe Bracke lief auf mich zu, blieb stehen, witterte, zog die Nase kraus,

und lief wedelnd nach dem Hause zurück. „Ist Besuch gekommen?“ frug ich den alten Joseph, der meine Sachen trug, halblaut und nicht zum angenehmsten überrascht.

„Besuch gekommen, zu Befehl,“ meldete dieser. „Der Herr Assessor sind schon seit einigen Tagen hier, werden aber, wie ich gehört habe, bald wieder abreisen.“

„So, der Assessor,“ sagte ich aufathmend und erfreut.

Der Assessor, mußt Du wissen, ist ein liebenswürdiger, talentvoller Mensch, dessen Rathschlägen der Onkel, welcher ja infolge seiner Gutmüthigkeit ewige Scherereien und Processe hat, Manches verdankt. Der Assessor soll eine brillante Zukunft haben, dennoch ist er die Harmlosigkeit selbst. Ueber die Schüchternheit, Zerstreutheit und Träumerei, die er oft an den Tag legt, habe ich früher zuweilen herzlich lachen müssen.

Ich beschloß, ihn von meiner Anwesenheit sofort in Kenntnis zu setzen. Rasch waren zwei handvoll der prächtigen Levkojen zusammengebunden und gleich darauf sauste der schwere Strauß mit großer Gewalt durch die windgeblähten Fenstervorhänge. Kaum hatte ich den Aufschlag vernommen, als auch bereits der Assessor zwischen besagten Vorhängen erschien, in wilder Hast und mit einem Gesichte, das mir höchst erwartungsvoll vorkam, bei meinem Anblicke jedoch sämmtliche Phasen der verschiedenartigsten Gefühlsregungen durchlief, worauf es den Ausdruck ganz unendlicher Verblüfftheit annahm, und zum Schlusse heiß erröthete.

Ich weiß nicht, wie mir der tolle Einfall kam, allein ich rief ihm laut lachend zu:

„Cousine Annie hat's gethan, Cousine Annie.“

„Annie ... Annie ...“ antwortete das Echo; einmal mitflatternd um die Zinnen, das zweite Mal fernher, tief aus dem Parke. Der Assessor drückte die Hände verlegen an die Brust und schickte einen Blick zum Himmel, in welchem deutlich der Wunsch zu lesen war, daß meine frevelhafte Behauptung ohne fernere unnöthige Wiederholung und besonders, ohne von drüben aus vernommen zu werden, verhallen möge.

Eine Stunde später trat ich frisch und strahlend in's Gartenzimmer, woselbst man sich vor Tische zu versammeln pflegt. Tante und Onkel waren pünklich zur Stelle, gleich darauf rauschte Annie herein, gieng gerade auf mich zu und reichte mir mit herzlichem Blicke beide Hände. Sie trug ein weißes, schleppendes Kleid, an der Schulter einen Strauß von Heliotrop und Stechenblättern. Sie war schöner wie je, in ihrer Art zu reden lag etwas ungewöhnlich weiches und liebes. Während wir gleichgiltiges sprachen, lief der Onkel mit einer Unruhe auf und ab, welche ich darauf hin zurückzuführen suchte, daß die übliche Tischzeit bereits um volle zehn Minuten überschritten war. Von dem unglücklichen Assessor war noch nichts zu sehen, offenbar hatte er wieder einmal die Zeit verpaßt. Endlich erschien er, vom alten Josef herbeigeholt, und küßte, vermuthlich um seine Verzeihung zu erflehen, der Tante und sogar Cousine Annie wortlos die Hand. Mich erfreute er durch einen äußerst heftigen Druck der Rechten, wobei er seltsamerweise abermals und anhaltend erröthete.

Dann gieng's in den Eßsaal, auf dessen grauleinene Jalousien die Nachmittagssonne brannte. Ein mächtiger Blumenkorb zierte die Tafel, in den thönernen Kühlern fror der leichte Landwein, einzelne geschliffene Caraffen voll dunklem Bordeaux warfen rothe Lichter über die schimmernden Gedecke. Ich erhielt den lieben, gewohnten Platz an Annie's Seite und fühlte mich glücklich und sicher wie nie zuvor. Fortgerissen von göttlichem Frohsinne sprach ich von hundert Dingen, pries meine berühmte, unfertige Symphonie,

nach deren Ergehen man nicht unterließ, sich theilnahmsvoll zu erkundigen, und neckte den Assessor, der dem Feuerwerke gegenüber, das ich versprühte, ziemlich trübselig dasaß. Wenn Cousine Annie besonders hell auflachte, durchschauerte es mich, und ich schwieg ganz plötzlich, um in einem Bilde zu schwelgen, das beseligend vor mir aufstieg. Ich sah einen ähnlichen, frohsinn-umwalteten Tisch, d'ran Onkel, Tante und Assessor als liebe Gäste, ein trauliches, reizendes Heim, und in ihm, als guten Geist, schön Annie, zu mir auflächelnd, klug mit mir plaudernd, schön Annie als mein Weib — und dann überbrauste mich eine Flut von Glück, ich schwor im Stillen, noch heute mit ihr zu reden, sie an mich zu reißen für immer, mit diesem so selig angebrochenen Tage ein seliges, neues Leben zu beginnen.

Ich schrak zusammen, denn ein gefüllter, eisiger Champagnerkelch hatte meine Hand gestreift. Während Josef die perlende Flut vorsichtig in die Gläser goß, folgte der Onkel diesem Vorgange mit sichtbarer Spannung, indessen helle Tropfen auf seine Stirne traten, Tante und Cousine in ihre Teller schauten und der Assessor seine geballte Serviette krampfhaft zermarterte. Sofort erkennend, daß der Onkel im Begriffe sei, eine Rede zu halten, und aus Erfahrung wissend, daß besagte Rede in ihrer Mitte Schiffbruch erleiden würde, beschloß ich, ihm wie uns das bevorstehende Leid zu ersparen. Da ich ein neugekommener Gast war, berechtigte eine weitere Erfahrung aus früheren Jahren zur sicheren Annahme, daß der geplante, mühsam vorbereitete Toast mir gelten werde. Im kritischen Augenblicke schlug ich daher an mein Glas und brachte, Tante und Onkel für ihren lieben Empfang dankend, den confusesten, aber besten Trinkspruch, den ich je gehalten. Ich begann vom verlorenen Sohne zu reden, dem soeben in Gestalt des so überaus vortrefflichen Diners ein ganz besonders fettes Kalb geschlachtet worden sei, verließ dann den launigen Ton und sagte in überwallender Freude und Dankbarkeit Alles, was mir das glückliche Herz auf die Lippen trieb. Was es gewesen, erinnere ich mich nicht; nur weiß ich, daß Annie's dunkle Augen, die zu Anfang fest auf meinen Zügen gelegen hatten, als fürchteten sie, Spott darauf lesen zu müssen, immer weicher wurden, daß der Onkel, nachdem er mich gänzlich verblüfft angestarrt, kläglich mit den Lippen zu zucken begann, und daß, als ich geendet, die gute Tante, die überhaupt leicht gerührt war, mir quer über den Tisch und durch zwei Fruchtschalen hindurch die Hand reichte.

„Mein liebes, liebes, armes Kind," flüsterte sie sehr bewegt.

Den Hals vom herabgestürzten eisigen Champagner noch zugeschnürt, glaubte ich, diesen Ausspruch dahin berichtigen zu müssen, daß ich nicht arm sei, daß ich in meinem ganzen Leben niemals glücklicher gewesen, als gerade heute, und daß mir gerade jetzt gar nichts, auch wirklich gar nichts fehle — worauf Onkel und Assessor sehr verlegen wurden und die Tante noch einmal und noch gerührter sagte:

„Gott gebe, daß dem so sei, mein armes, liebes, liebes Kind . . ."

Gleich darauf erhoben wir uns und schritten nach dem Gartenzimmer. Als der Kaffee servirt war, verschwand unhörbar die Tante.

„Hast Du dem Assessor schon Deine Bienenkörbe gezeigt, lieber Onkel," frug ich, einer plötzlichen, etwas boshaften Eingebung folgend.

„Nein, wahrhaftig noch nicht," erwiderte eifrig der Gute, indem neues Leben in sein Gesicht kam. „Sehr, sehr gerne bin ich jedoch dazu bereit, denn es muß für jeden von Interesse sein, einen Blick in's Leben jener klugen, freundlichen Geschöpfe thun zu können. Kommen Sie, lieber Assessor, jetzt ist gerade die Stunde, wo nach

vollbrachtem Tagewerke jene gutmüthigen Thierchen honigbeladen ihrer Zelle zueilen."

Der Assessor machte ein wenig erfreutes Gesicht, indem er die zerstochene Wange des Bienenfreundes scheu betrachtete. Ihn rettete aber nichts und betrübt folgte er dem Onkel, der unterdessen ein Paar riesige Fausthandschuhe angezogen und einen breiten Strohhut nebst einer ungeheuern Drahtmaske von der Wand geholt hatte.

„Drüben im Teiche hat man Seerosen gefunden," sagte Annie leise; „willst Du mit mir gehen, Vetter, um zu sehen, ob sie blühen?"

Als wir heraustraten, flog der Staub über die Kieswege, die Bäume des Parkes rauschten im Sommerwinde; ich fühlte, daß mein Leben nun seiner Entscheidung, seinem Wendepunkte, entgegengehe. Wir schritten durch eine Allee mit dichten, niederhängenden Zweigen, einen Weg, der nach den Hecken führt; sie hatte leise meinen Arm genommen, ihr braunes Haar hob sich im Winde und streifte zuweilen meine Schulter, ich aber gieng neben ihr, die Füße mechanisch vom Boden lösend, Schritt um Schritt, und rang nach Muth, die schlanke Gestalt zu umfassen und ihr in's Herz zu stammeln, was in dem meinen wogte und stürmte... ich gieng schwerathmend an ihrer Seite, glückselig und doch unsagbar bange, wie in schwülem Traum.

Und die Secunden rannen, wir kamen den Hecken immer näher. „Jetzt muß es sein," sprach's zwingend in mir — „mein Gott, verlasse mich nicht" — ich blieb stehen, nach Athem ringend...

„Annie," stammelte ich, „meine süße, liebe Annie..."

„Wie findest Du den Assessor?" fiel sie mir tonlos in's Wort.

„Sehr nett," sagte ich, tiefaufathmend, „ein guter, lieber Mensch, nur viel zu unbestimmt — ein unverbesserlicher Träumer..."

Ein Lächeln flog über ihre Züge, doch war es kein Lichtblick, weit eher ein Schatten.

„Ich bin verlobt mit ihm," sprach sie, indessen ihre Hand in meinem Arme schwer wurde, „verlobt seit Stunden."

Verlobt — ich stand reglos und sah über sie hinaus auf die Felder, tiefer im Traume wie je. Sie sagte noch Einiges, das aber drang zu mir kaum hörbar, wie aus weiter Ferne. Ich wußte nicht sicher, ob's ihre Stimme war, oder der Ruf eines Vogels, weit drüben im Korn.

„Es ist nicht möglich," sagte ich, endlich erwachend, „denn ich liebe Dich und habe Dich geliebt seit meiner ersten Jugend, ich kann nicht von Dir lassen und Du selbst mußt es fühlen, Annie!"

„Ich weiß es und wußte es seit Jahren," sagte sie mit fester Stimme. „Ich habe gehofft und geharrt, daß Du mir's sagen würdest, ich hab' darauf gewartet, bis daß ich alt geworden bin; sieh mich nicht so betroffen an — volle vierundzwanzig Jahre sind viel für eine Frau. Du aber scherztest und giengst vorüber, ohne zu beachten, daß die Eltern, die uns beide so lieb haben, immer ernster und müder wurden. Und das zwang mich, Dir eine Frist zu stellen. Wer ein Glück versäumt und verträumt, begeht eine Schuld, die sich nur dann nicht für's Leben rächt, wenn dem Erwachten dieses Glück zerschlagen wird. Und das that ich heute. Schilt mich nicht hart und grausam; es geschah zu Deinem Besten und es mußte so kommen."

„Du willst mich strafen," sprach ich schüchtern. „O, glaube mir, daß ich tief und bitter bereue, was ich verschuldet. Vergib mir, Annie — Du kannst nicht so grausam sein, ein Glück verloren zu nennen, das in Deiner Hand ruht, das Du mir wiedergeben kannst, sobald Du's immer willst —"

„Zu spät," sprach sie tiefernst, „und wenn ich's auch vermöchte, ich thäte es doch nicht. Du bist nicht Mensch allein, Du bist auch Künstler, vergiß das nie. Im Leben wie in der Kunst giengst Du bisher träumend entlang den Hecken, statt einfach und frei hereinzutreten in den blühenden Garten. Du drohtest zu versinken in Unklarheit und Müßiggang — es mußte ein Sturm in Dein Leben kommen, um Dich aufzurütteln, Dich endlich frei und wach zu machen. Diesen Sturm — ich bin's, die ihn Dir sendet. O, zürne mir nicht; wenn Dir einmal, vielleicht nach Jahren, ein großes Werk gelingt, wird Dein Herz höher schlagen, als wenn Du ein liebendes Weib, als wenn Du mich im Arme hieltest. D'rum gebe ich Dir jetzt statt des Glücks, das Du an meinem Herzen fändest, den Schmerz. Und ob ich auch nur eine Frau bin, so ahnt es mir doch, daß Schmerz zuweilen besser und segenbringender sei, als Liebe."

„So hast Du mich sehr, sehr lieb, Annie," brach's bitter von meinen Lippen.

„Ja," sagte sie einfach, „sehr lieb und gerade deshalb müssen wir scheiden."

Ein schwüler Duft kam von den Gärten drüben, wir giengen auf schmalem Wege den Hecken entlang, die sie umschlossen. Es waren Ligusterhecken, die sich weithin erstreckten, d'rauf schräg die Sonne fiel und d'rüber Sommerfalter schwirrten. Sie schienen endlos, doch plötzlich theilten sie sich, ein Thor stand breit offen, und vor uns lag der Garten mit seinen Wegen und allen Beeten, darauf die Blumen sammetweich und massig blühten. Sie hemmte leicht den Schritt, ich aber gieng an der Pforte vorbei, und sie folgte mir, in meinem Arme dahingezogen, noch ein Stück Weges, weiter den Hecken entlang. Ein halbes Lächeln umsäumte flüchtig ihren Mund, dann verflog es, und ihre Augen begannen zu dunkeln, wie von verhaltenen Thränen.

Uns entgegen kamen, weitab noch im Korne, zwei wohlbekannte Gestalten; die kleinere derselben trug einen riesenhaften Strohhut und gesticulierte heftig, indessen die andere gesenkten Hauptes und ergebungsvoll folgte.

„Was ist's, Annie?" frug ich, aus meinen Gedanken geschreckt, und vom Abendgewölke den Blick zu ihren schwimmenden Augen wendend.

Sie deutete leicht auf die Kommenden.

„Dein alter Fehler," sagte sie, ihre Stimme zu einem munteren Klange zwingend. „Soeben zogst Du wieder am Thor vorüber, zugleich dem Ende — einem vielleicht verfrühten Ende dieser Stunde — entgegen. Oder hattest Du mich bereits vergessen und giengst wieder entlang den Hecken, träumend, auf der Jagd nach Schmetterlingen und halbvollendeten Symphonien . . ."

„Scherze nicht, Annie," sprach ich mühsam; meine Symphonie ist beendet, früh, mit einem jähen Uebergang nach Moll. Doch verdamme mich nicht. Siehe, selbst an den Hecken blühen Blumen, spärlich und wild zwar, schmerzlich süß an Duft, wie unser letztes Zusammensein . . . aber es sind trotzdem Rosen, rothe Rosen sogar, und die künden, wenn sie nicht Liebe bedeuten, doch wenigstens Vergebung."

Es waren zwei verspätete Rosen, die ich tief aus dem Dornengeranke gerissen; ehe sie meine Lippen berührt, lösten sich matt ihre Kelche und die Blätter rannen niedergleitend über Annie's weißes Kleid.

„Ja," rief sie aus tiefstem Herzen, „ja, ich vergebe Dir! Und da Du Rosen fandest entlang den Hecken, wilde, frühverblätterte Rosen, so darfst Du mich küssen, wie Du es oft ersehnt, so sollst Du eine Secunde des verträumten Glückes leben, ehe es versinken muß für immer."

Sie hatte die Arme um meinen Nacken geworfen und lag reglos an meiner Brust; indessen ihr tiefbraunes

Haar mich umwehte, blühten ihre Lippen heiß und voll auf den meinen.

„Und nun," sagte sie, „geh' hin und werde ein rechter Mensch, ein echter Künstler. Ich segne Dich und will zu Gott beten, daß er das Andenken an diese Stunde nie aus Deinem Herzen löschen möge. Leb' wohl."

Sie löste sich aus meinen Armen. An des Weges Biegung erschien eine hohe Gestalt, es war ihr Verlobter. An seiner Seite schaute sie eine Weile still über's wogende Korn, drin schon die Sichel klang, und schritt dann langsam, auf seinen Arm gelehnt, hinein in den Garten. Die Vögel schwiegen, die Sonne warf im Todeskampfe noch einen letzten glutrothen Schein über Schloß Friedeck . . .

So, Freund, war meiner Jugend Sonnenuntergang. Er war heftig genug, doch fühle ich's klar, daß ich diese Jugend wohl verträumt, doch nicht verloren habe. Aus der Saat jener Träume soll mir Schmerz erstehen und Genesung, wie Annie es gewollt.

An Deiner Seite will ich das Werk beginnen: laß uns gemeinsam streiten, Du vollendend, ich erstrebend. Laß uns auf Reisen gehen, auf weite Reisen, denn ich will nichts von Einsamkeit wissen: man büßt eine Schuld nicht in der Klosterzelle ab, sondern auf hoher See, auf den rollendsten Wogen des Lebens. Und beide, Kunst sowie Leben, sind tiefernst. Zu ihren Höhen führen Pfade, die wache Augen, festen Sinn erfordern, doch niemals, und winkte die Ferne auch noch so schön, sich verlieren dürfen im Abendrothe — entlang den Hecken.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Am 24. December.

Es ist eine ganz wunderliche Erscheinung. Wer die Welt kennt, wie sie ist, dem fällt diese Erscheinung nicht minder packend auf, als etwa eine Nebensonne am Himmel, ein strahlendes Nordlicht am finstern Abend. Da kommt ein Morgen, da springen die Menschen in froher Erregung aus ihren Betten, Keiner denkt an sich, Jeder denkt an Andere. Einer dem Andern Freude machen, das ist die Parole des Tages. Es ist vielleicht schneidend kalter Winter, aber wen friert? Niemanden. Jedem ist warm, er mag im Hause sein oder auf der Gasse. Es ist, als ob die Lüfte, die Naturgesetze andere wären. Fast bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da so plötzlich Alles in Freude ist, da so plötzlich die Allgewalt der Charitas herrscht.

Wenn dieser Tag nicht in jene Jahreszeit fiele, da die Sonne der Erde am fernsten ist, wenn er zur Zeit der Sommer-Sonnenwende aufgienge — wer weiß, ob unser Planet voll liebesheißer Menschenherzen nicht verloderte.

O Weihnachtsfest, das Du die Herzen der Menschen enthüllest, das du mit himmlischem Maienhauch die Erde zum Heiligthum wandelst! O Du göttliches, Du unbegreifliches Weihnachtsfest!

Als heute Morgens mein Weib zu mir an's Bett trat, fand sie mich aufgelöst in Thränen. „Mußt nicht erschrecken Emma, ich weine vor Freude. Vor Freude über das Christfest."

25. December.

Der Postbote brachte mir einen Brief. In demselben stand: „O Weihnacht, und kein Kind im Haus!" Sonst nichts. Ich erkannte die Schrift und mußte von Neuem weinen über jenes kaltschaurige Unglück, das keines Menschen Liebe zu lichten vermag. —

An solchen Tagen kommt Alles wieder, was man je an solchen Tagen gesündigt hat. In früheren Jahren, da es in unserem Haushalte noch kümmerlich stand, habe ich zum Christbaum mein Weib gerne beschenkt, ohne ihr Gelegenheit zu geben, mir dasselbe zu thun. Sie hat's still ertragen, hat Freude geheuchelt an meinen Spenden — mit feuchtem Auge — und ist freudelos gewesen. Nun bin ich klüger und weiß, womit ich ihr die rechte Weihnachtsfreude bereiten kann: nicht wenn ich ihr gebe, sondern wenn ich ihr Gelegenheit verschaffe, mir zu geben. — Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. —

Gestern den ganzen Tag war ich gefährlich. Gefährlich für meine Familie. Wer da bittend an die Thür klopfte, — und Derer giebt es viele an solchem Tage — der wurde beschenkt; ich maß, ich wog die Gaben nicht. Allen meinen Verwandten, Bekannten machte ich in nervöser Hast Pakete zusammen und sann dann wieder, wer sonst noch zu beschicken, zu erfreuen wäre. Für meine Emma wollte ich vom Nachbar Schmied den Blumengarten kaufen, der jetzt voller Schnee liegt, auf dessen blätterlosen Sträuchern die Spatzen, und nichts als Spatzen, durcheinanderflattern. Meinem Knaben wollte ich ein Reitpferd kaufen, eins von echtem Fleisch und Bein, das Mädchen mit goldenen Ketten, Ringen und Ohrgehängen überschütten. Ob's paßte oder nicht, nur geben, geben! Mein Weib fiel mir in die Arme, aber nicht aus Rührung, sondern um mich abzuhalten von dem glorreichen Unternehmen, die Familie an einem einzigen Tage zu ruinieren.

Heute bin ich allbereits wieder der fürsorgliche Familienvater, der vom Christbaum eigenhändig die goldenen Nüsse pflückt, sie vor den lüsternen Augen und Zähnen der Kleinen verwahrt, daß sie den nächstjährigen Weihnachtsbaum damit schmücken können. —

Daß ein Weib dieses sagt, was meine Emma gesagt hat! Ein Weib hält doch sonst auf Schmuck und Flitter. Der schönste und würdigste Christbaum, sagte sie, wäre der, welcher ganz in seiner Gestalt dastünde, wie er im Walde aufgewachsen, buschig und grün und duftend, ohne alle Zier außer den vierundzwanzig weißen Kerzen. —

Während draußen die Kinder flüsternd und mit wogenden Herzlein warteten und ich mittels meines Reisestockes, den ich mir einst auf der Insel Rügen geschnitten, und mit dem ich viele Straßen der Welt gemessen, die Kerzen des Christbaumes anzündete, kam eine Ohnmacht; an Händen und Füßen zitternd, kalte Tropfen auf der Stirne, so sank ich zu Boden. — Wenn sie jubelnd hereintreten und den Vater todt finden unter dem strahlenden Wipfel! — Mit Gewalt raffte ich mich auf, um meine Arbeit zu vollenden.

Die Scene, als sie auf mein Klingeln hereinkamen, beschreibe ich nicht. Das Töchterlein sprang an den Baum vorbei mir an die Brust und umschlang meinen Nacken. Sonst weiß ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, waren die Lichter abgebrannt. Mein Weib labte mich, die Kinder standen sprachlos um mich herum, die schönen Sachen unter dem Baume lagen, wie ich sie hingelegt hatte.

Für mich hatte Emma allerlei liebe Gaben herbeigebracht, Wünsche erfüllt, die nur ein liebendes Weib einem scheinbar wunschlosen Herzen abzulauschen weiß. Daß sie unter Anderem auch ein Paar neue derbe, mit Eisen beschlagene Bergschuhe hereintrug, von der Gattung, wie ich sie in meinen kräftigsten Jahren auf Alpenwande-

rungen trug, das machte — uns Beide weinen.

Man sieht's ja, selbst die freudigste Erregung ist nicht mehr im Stande, mich eine Stunde lang aufrecht zu erhalten.

„Wenn wieder Christbaum kommt, sagte ich zu meiner Emma, „so vergiß nicht die Kerzen vorher an den Dochten anzubrennen, es erleichtert das Aufzünden doppelt."

Ich möchte ihnen oft so gerne Rathschläge geben, wie sie sich behelfen sollten, wenn sie allein sind — aber sie heben allemal an zu klagen und ich muß still sein.

Das Fest ist vorüber. Wie lange die Vorbereitungen und wie kurz die Lust!

Ich habe mir oft gedacht: Unsere Hoffnungen auf einen Genuß, die Vorstellung und Ausmalung desselben sind zumeist viel pikanter und beglückender, als der Genuß selbst. Ist das ein Zeichen des gestörten Gleichgewichtes zwischen Geist und Materie, oder ist es ein Fingerzeig, daß uns überhaupt die physischen Sinne niemals in dem hohen Grade zu beglücken vermögen, als die geistigen, die Phantasie, das Gemüth?

Nur ein Glück kenne ich, welches die Erwartung bei weitem übertrifft, das Glück an seinen Kindern.

Ein junges Paar findet sich zusammen und erhofft miteinander unendliche Freuden. Es wird ein schönes Leben sein, heißt es, bevor Kinder kommen — dann freilich gibt es Kummer und Sorgen. Aber Alles ist in Wirklichkeit blasser und alltäglicher, als sie sich's ausgemalt, nur die ungeahnte Lust mit den Kindern, wenn solche anheben sich zu entwickeln, ist himmlisch, ist über alle Beschreibung.

26. December.

Der Baron Rohme bildete sich stets viel ein auf die Anzahl seiner Kinder, er hatte deren zwei, und das — meinte er — wäre genug. Beide waren schwächlich und eins ist nun am heiligen Abend gestorben. Die Eltern sind nicht mehr jung und werden diese Rache der Natur schwer verwinden.

Wer da glaubt, durch eine spärliche Nachkommenschaft derselben die Existenz zu erleichtern und der menschlichen Gesellschaft Verlegenheiten wegen zu reichlichen Nachwuchses zu ersparen, der irrt sich. Ich halte es für ein schweres Vergehen gegen das Menschengeschlecht, wenn sich Eheleute den Absichten der Natur widersetzen. Diese bedarf für die Vervollkommnung des Geschlechtes eine möglichst große Auswahl an Individuen.

Der Baron wohnt drei Häuser weit von uns, wir haben seine Verzweiflungsausbrüche bis zu uns herüber gehört. —

Es gab in meinem Leben Zeiten, da ich mir nichts wünschte, als die Kraft, in einem gewaltigen Werke der Menge darzuthun, wie sehr ich sie verachte. Diese egoistische, gesinnungslose, brutale, hündische Menge! Sie hat mir die Welt verleidet. Schien Einer für ein Weilchen eine bessere Ausnahme zu sein, daß ich mich zu ihm hingezogen fühlte: über kurz fiel auch er in die Masse, war eine Creatur unter den Creaturen.

Da sagte ich mir einmal: Diese armseligen Creaturen müssen Dir doch nicht so ganz gleichgiltig sein, weil Du ihnen durchaus zu wissen thun willst, wie sehr sie Dir gleichgiltig sind! Da antwortete ich mir: Vor der Zukunft möchte ich mich rechtfertigen, vor künftigen Generationen, die echter und besser sein werden, ihnen möchte ich sagen: Ich habe zwar unter den Wichten gelebt, aber ich hielt's nicht mit ihnen. Ich war größer, reiner.

Das Siechthum hat mir diesen Pharisäerstolz aus der Seele gebrannt. Das Siechthum führte mich zur leidenschaftsloseren Beobachtung und zum Ringen nach Selbsterkenntniß.

Zu dieser Weihnachtszeit habe ich das Fest zum erstenmale ganz verstanden.

28. December.

Gestern und heute ist viel für meine Gesundheit gethan worden.

Gestern war Johannestag, da stieß der kleine Hans nach Landesbrauch mit Johanneswein auf meine Gesundheit an. Leider zerschellte dabei sein Glas, daß der pure Wein über den Tisch hinfloß. Der Kleine war trostlos, daß die so gut gemeinte Sache ein solches Ende genommen. Die Mutter wollte ihn seiner Ungeschicklichkeit wegen noch auszanken. „Oh, was kann der Junge dafür!“ sagte ich, „das Glas hat zerbrechen müssen!“

Heute Morgens kamen sie an mein Bett mit Ruthen und schlugen mich wieder nach Landesbrauch und riefen mit ihren hellen Stimmen: „Frisch und gesund! Frisch und gesund!“ Hierauf schmiegte der Hans sein lebfrisches Gesichtlein an mein Bett, er wollte die Thränen verbergen, streichelte mich dann zur Genugthuung für die Ruthenschläge, die sie mir gegeben.

Ich wüßte auf Erden keinen Schlag, der so süß wäre, als des lieben Kindes Ruthenschlag am Tage der unschuldigen Kinder. Und ich wüßte auf Erden und in der Hölle keinen furchtbareren Schicksalsschlag, als ein nach den Eltern geführter Handstreich eines ruchlosen Kindes.

29. December.

Das Fest der Kinder hat mir manche Gedanken gebracht.

Den Kleinen nichts zu versagen, ihnen Alles zu gewähren, entspringt allzuoft der Eigenliebe der Eltern, Großeltern u. s. w. Nicht sie lieben die Kinder so sehr, als sie wollen von diesen geliebt sein. Aber die Liebe läßt sich nicht kaufen. Wenn Dir die Kleinen jubelnd entgegenlaufen, so achte, ob sie Dir in's Auge blicken, oder auf die Hand. —

Es giebt Kinder, die sich nur mit schwerer Mühe etwas anlernen können, während sie aus sich selber doch viel klüger und findiger sind, als andere Kinder, die in der Schule die besten Fortschritte machen und — sozusagen — die Technik der Wissenschaften mit Leichtigkeit in sich aufnehmen. Diese Schwerlernenden sind die selbstständigen Naturen, sind das Holz, aus welchem unter Umständen die Genies geschnitzt werden. Während sie sich die Welt theoretisch kaum oder gar nicht anzueignen vermögen, beherrschen sie dieselbe praktisch mit ihrem sich nur gegenüber dem Realen entfaltenden Geist.

Wo es in dieser Beziehung mit meinen Kindern hinaus will, ich weiß es nicht. — So gar keinen Blick in ihre Zukunft zu haben, und fortzumüssen . . . .

30. December.

Heute jubelte mein Hans mit hellem Schall in's Zimmer: „Vater! Vater!“ „Pst!“ sagte die Mutter, „der Vater schläft. Sei still, daß Du ihn nicht aufweckst!“

Was that der Kleine? Er schlich leise an mein Bett und flüsterte mir mit großer Vorsicht in's Ohr: „Vater! Höre, ich will Dir was sagen! Aber so höre doch, Vater, denn ich darf nicht laut sprechen, damit ich Dich nicht aufwecke!“

Die Mutter hat ihn fortgejagt und mir die Sache später erzählt.

31. December.

„Hut auf, Töppel!“ soll ich heute Morgens heftig aus dem Schlafe geschrieen haben.

Ich hatte einen drückenden Traum. Dämmernd und verschwommen, wie in einer neblichten Mondnacht war's. Aus einer Spielbank sah ich zwei elegant gekleidete Gecken treten. Sie taumelten fast und ihre Gesichter hatten Züge vom Knaben und vom Greise, aber nichts vom Manne. Eine feine Kalesche stand für sie bereit und daneben ein Bengel von Bedienten, der

hielt den Wagenschlag offen und langen Armes seinen Cylinder mit der Cocarde unten am Schenkel, während er das Haupt unterthänigst vor den einsteigenden Herren verneigte.

Eben wollte ich mich bei dem Diener nach dem Namen seiner Herrschaft erkundigen, da erkannte ich in demselben — meinen Sohn.

„Hut auf, Töppel!“ rief ich.

Man opfert sein Herzblut, um den Kindern eine schönere, freiere Zukunft zu bereiten. Wer bürgt dafür, daß sie nicht einst als Bedientenseelen vor dem Laster ihren Hut ziehen werden?

Schluß der Geschichte vom „Zwiräugl“.

Das war eines Tages im Spätherbst. Die Fluren lagen noch in ihrem blassen Grün, aber auf den Bergen sah man Schneegestöber und mehrmals gieng ein Strich mit tanzenden Flöcklein über die Gegend von Steinau dahin.

Da wurde der kleinen Pepita, die heute im Kellerhause allein war, bange um die Rüben. Der Wolfgang und die Rebekka sind oben auf dem Acker und heimsen mit Fleiß schon seit der Mittagsstunde Rüben ein, aber sie können vor dem Finsterwerden nicht zu Rande kommen, und morgen ist Alles eingefroren und eingeschneit, und die Gottesgabe, an der sich den Winter über Menschen und Ziegen atzen sollen, muß in der Erde verderben.

Die Pepita wickelt sich in ihr wollen Umhängtüchlein, verschließt das Haus und will auf den Acker gehen, ihren Leuten zu helfen im Rübenausnehmen. Wie sie über den Dorfrain hingeht und hinausschaut auf den niedersinkenden Winter, schlägt es auf dem Thurme zwei Uhr. Bald darauf hört sie die Folgen davon, das Lärmen der Kinder — die Schule ist aus. Die Knaben — es gibt halb erwachsene, wildzerzauste Burschen darunter — balgen, bewerfen sich mit gelben Krautblättern, die von heimsenden Karren abgefallen auf dem Wege liegen, reißen einer dem andern die Haube vom Kopf — es sind wilde Rangen. Plötzlich schreit Einer: „Das Zwergl! das Zwergl!“ Sie haben die am Raine dahinhuschende Pepita gewahrt. Diese hebt an zu laufen, aber die Jungen rasen ihr johlend nach. „Das Zwergl!“ Sie wollen es einfangen. Das Zwergl, nach dem ihre Neugier, ihr Uebermuth schon so lange gestanden, das fabelhafte Thierlein, sie wollen es fangen. — In Todesangst eilt Pepita dahin. Das Dorf ist schon weit hinten, das Rübenfeld ist noch weit oben und von einem Bergrücken verdeckt. Auf den Aeckern nirgends ein Mensch zur Hilfe und die Meute kommt ihr immer näher. Da schlägt sie ihre Richtung gegen den nahen Wald ein, um sich verstecken zu können; die Rangen laufen ihr nach, wie eine wilde Jagd, das dürre Laub raschelt und stiebt auf dem Boden.

Zwischen den Eschen her guckt das Leuchten ihres rothen Tuches. Da werden sie ganz toll vor Lust.

Lange hallt im Walde noch das Geschrei, in ferneren Höhen und Niederungen verhallt es. Erst als der Abend dunkelt und das Schneegestöber dichter und wirbelnder wird, kommen die Jungen zu einzeln am Waldesrand hervor und ziehen sich auf Umwegen dem Dorfe zu.

Als der Wolfgang und die Rebekka mit ihren Rübenkörben schwer beladen nach Hause kommen, finden sie die Thüre verschlossen und im Stübchen meldet sich trotz alles Rufens keine Pepita. Wolfgang kriecht auf's Dach und oben zur Lucke hinein. Sie ist nicht da. Im Dorfe weiß man nichts von ihr, endlich aber sagt ein Bauer aus, sein Schulknabe hätte am Nachmittag die Kleine gesehen, wie sie am Rain dahingelaufen sei. Sie habe sich

wahrscheinlich in den Wald verlaufen. Aehnliches sagen auf scharfes Befragen auch andere Zeugen aus, und einer gesteht, er wäre dem Zwergl nachgegangen, um es heimzuführen, aber es sei finster geworden und er habe es im Walde nicht mehr gefunden.

Jetzt ist Alles auf, um die Pepita zu suchen; mit Fackeln und Laternen ziehen die Leute von Steinau in den Wald hinaus, und der Wolfgang und die Rebekka weit, weit voran. Durch die entlaubten Buchenbestände braust der Wind, bläst der Schneestaub von den Aesten in die heißen Wangen der Suchenden.

Sie haben vergebens gesucht und gerufen. In allen Häusern der Umgebung wurde zugefragt, nirgends hatte man die Kleine gesehen. Daß gegen Abend des vergangenen Tages eine Truppe von Vagabunden und Gauklern die Straße zog, das wußte Einer und der Andere zu erzählen. So wollten Manche vermuthen, in der Zwergin sei wieder der Drang nach dem Vagabundenleben wach geworden, der in Keinem, welcher es je genossen, ganz ersterbe, und sie habe sich zu den Gauklern geschlagen. — Wolfgang's Ueberzeugung war, sie sei gewaltsam geraubt worden.

Trotzdem gieng er am nächsten Tage wieder in der Gegend herum und suchte. Im Schnee waren die Spuren der Hasen und Füchse, aber kein Menschentrittlein. Wenn er nach Hause kehrte, so meinte er, sie müsse wieder daheim sein, am Herde auf- und niedersteigen oder im Lederstuhl sitzen und sticken. Aber die kleine, arbeitende, sorgende Hausmutter war nicht da; nur die Rebekka arbeitete, ordnete herum, tröstete ihn und weinte, wenn sie allein war.

So hatten sie das kleine, treue Wesen verloren, und es blieb unbegreiflich.

* * *

Es gieng in den schweren Winter hinein und im Kellerhause war es traurig.

Aber in dem stillen Leide wuchs Wolfgang's Herz an die Rebekka. — Rebekka war erwachsen, war mild und frauenhaft, und voll Mitleid und Zartsinn für ihn, und verstand es, ihn mit heiteren Liedern und anderen frohen Dingen mitunter aus seiner Schwermuth zu reißen. So viel in ihren Kräften stand, trachtete sie ihm in Haushalt, Pflege und Geselligkeit den Verlust zu ersetzen. Sie war schön und nahte ihrem siebzehnten Jahre.

Allmählich verlor sich an Wolfgang ihr gegenüber der väterliche Ton, er wurde brüderlich, vertraulich.

„Du sollst mich nur Wolfgang nennen," bat er sie eines Tages, „Dein Vater könnte ich ja doch nicht sein."

„Mir ist es recht," sagte Rebekka, „der Vater ist mir nie recht abgegangen, aber wenn ich einen Bruder hätte, der mit mir gut wäre, und sich meiner annehmen wollte, wenn sich Unsereins nicht aus weiß, und dem man Alles, Alles sagen könnte, und sich auch auf ihn verlassen, und ihm so eine rechte Schwester sein, das — habe ich mir oft gedacht — das wäre ein Glück."

Wolfgang nahm jede Gelegenheit wahr, ihr kleine Freuden zu machen. Als sie am Morgen des Nicolaustages — da nach Landesbrauch die braven Kinder beschenkt werden — aufwachte, fand sie um ihren Hals und Nacken etwas Kaltes, Rieselndes. Ein Silberkettlein war es, das er ihr im Schlafe umgehangen. Wie ich den Wolfgang gekannt, muß er bei dieser Verrichtung bis in's Herz hinein gezittert haben.

Kurz vor Weihnachten hat er mich in der Stadt besucht. Als er in meinem Hause die heimlichen Anstalten zum Christbaum merkte, kam es ihm bei, er wolle auch seiner Rebekka einen Christbaum stellen. Er kaufte sofort Backwerk ein und goldene Nüsse und

Kerzen, und einen Kleiderstoff aus echter Wolle, mit dunklem Grund und kleinen, tiefrothen Blümlein.

Dann gieng er nach Hause und nahm die Axt und schlich sofort wieder davon. Im Laubgehölz standen nur wenige Fichten, davon waren die meisten zu groß oder verkrüppelt. Nur eine stand in der Mulde, hatte aber eine so dicke Schneehaube auf, daß ihr Astwerk nicht genau zu sehen war. Wolfgang sucht hin und her, findet nichts und kehrt wieder zur kleinen Tanne mit der Schneehaube zurück. Er schüttelt den Schnee ab und sieht den schönen Wipfel mit den dunkelgrünen gekreuzten Zweigen. Er gräbt zu Boden, um ihn am Fuße abzuhauen. Da sieht er im Schnee ein Stück Gewand — da hockt im Frost erstarrt und schneeweiß im schlafenden Gesicht — das Zwerglein,

Das Bäumchen ließ er stehen. Die Pepita hat er nach Hause getragen.

* * *

Am andern Tage wird der Sägemeister aus dem Kaltenbach gerufen, daß er einen kleinen Sarg mache.

Der Bernhard arbeitete damit spät in die Nacht hinein, als Wolfgang mit Spieß und Laterne schon auf der Gasse umgieng. Rebekka leuchtete ihm mit Kerze oder Kienspan bei der Arbeit, denn sonst wäre die Ampel, die draußen auf der kalten Bank beim Leichlein brannte, im Kellerhaus der einzige Schein gewesen.

Während Bernhard hobelte und fügte, mußte ihm das Mädchen von der kleinen Pepita erzählen aus der Zeit, da sie noch lebendig war. Hingegen wußte er ihr zu sagen, daß von den Bauernjungen mehrere gestanden hätten, wie sie an jenem Herbsttage das Zwerglein in den Wald gehetzt. Als Rebekka von solcher Gewaltthat hörte, und wie sich das arme, geängstigte Wesen wohl zu Tode gelaufen, da begann sie herzerschütternd zu weinen. Der Bursche wollte sie trösten, dabei versagte ihm die Stimme, und als sich die beiden in's Gesicht schauten, thaten sie es durch zitternde Thränen und es war seltsam . . .

Am nächsten Tage, als Pepita bestattet war, kaufte sich Wolfgang eine schwere Pistole zur Schutzwaffe für sein Haus. Missethäter waren es gewesen, die ihm seine Hausgenossin geraubt hatten. Ueber die Jungen kam ein herbes Gericht, aber die Bitterkeit, die nun im Gemüthe des Nachtwächters gegen die Menschen, ja wohl auch gegen die Kinder aufzuquellen begann, war nicht mehr zu stillen. Er wurde noch verschlossener, enger und enger wurde der Kreis seines Denkens und Empfindens, und in diesem Kreise stand Niemand mehr, als Rebekka.

Wenn sie Sonntags in der Kirche war, oder gar mit anderen jungen, frohen Menschen über die Felder gieng — sie hatte ja doch wenig Erheiterung, er wünschte ihr jede gute Stunde dreifach und neunfach — so konnte er ihre Zurückkunft kaum erwarten.

Auch Rebekka war in letzter Zeit stiller und ernsthafter geworden, sinnender, träumerischer fast, als es sonst in ihrem Wesen lag, aber wo möglich noch liebevoller gegen Wolfgang, den Bruder. Sie spielte oft mit Blumen, dann stand sie wieder verloren an der Thür und blickte in die leere Luft hinaus, und wenn sie zu ihm sprach, so war das so innig. —

Da kam ihm der Gedanke, ob in ihr nicht etwa die Liebe aufgegangen sei. Sie hatte ja auch Niemanden auf der Welt, als ihn. — Es wird wohl Zeit sein, daß sie sich endlich verständigen.

Es gieng noch der Winter hin, sie lebten beisammen, wie sonst, und Keines hatte den Muth, sich dem Andern zu vertrauen.

* * *

Im Frühlenz war Rebekka's Geburtstag. Wolfgang theilte ihr schon einige Tage früher mit, daß sie in diesem Jahre den Tag anders begehen wollten, als sie es sonst gethan hätten. Er wisse wohl, daß es nicht mit ihm und nicht mit ihr so fortgehen könne, und er ahne, daß auch sie etwas auf dem Herzen habe; er errathe es schier, was es sei. Weiter sage er nichts, als sie möge sich vorbereiten auf ihren Geburtstag. Sie sprang wie ein munteres Hündchen an seine Brust und gab ihm einen Kuß.

Nun sann er auf ein würdiges Geschenk und bemerkte aus mancherlei schalkhaften Heimlichkeiten, daß auch sie des nahenden Tages gedachte.

Glückliche sind abergläubisch und so berührte es den Nachtwächter fast unangenehm, daß an diesen Tagen mehrmals der Sargmacher am Kellerhaus vorübergieng. Im Grunde war's aber kein Sargmacher, sondern der Sägemeister von Kaltenbach, der aus seinen Brettern den Sarg für die kleine Pepita nur aus Gefälligkeit gezimmert hatte, weil der Schreiner zu den Weihnachts-Feiertagen bei Verwandten drüben in Gmunden auf Besuch gewesen. Der junge Sägemeister — er soll ja gerade wenige Monate früher das Holzgeschäft übernommen haben und genießt Ansehen bei den Leuten — ist ein ganz angenehmer munterer Bursche, den Wolfgang vielleicht auf die Hochzeit laden würde, wenn er die Ceremonie nicht ganz einfach mit Bräutigam und Braut, zwei Zeugen und dem Pfarrer abzumachen gedächte. Wolfgang hatte sich das Alles schon genau überlegt.

Für den Geburtstag ließ er im Hause des Stegbrunner's Spritzkrapfen backen, das ist die Lieblingsspeise der Rebekka. Ein Glas Wein darf sie auch nicht ausschlagen, sie trinkt zwar sonst keinen, aber das soll ein süßer sein. Andere Leute trinken sich in die Bruderschaft hinein; aber Wolfgang und Rebekka wollen sich aus der Bruderschaft hinaustrinken, und in etwas noch viel Innigeres hinein.

Am Morgen des Geburtstages, als Rebekka von der Messe nach Hause kam, stand auf dem Tische in einem weißen Porzellankrüglein ein großer Blumenstrauß, und durch das Fenster lächelte auf ihn still und in geheimnisvoller Freudigkeit die Sonne herein. Das Mädchen war heiter, aber ihre Mundwinkel zitterten und ihre Füße berührten den Boden kaum, so leise und leicht schwebte sie dahin.

Der Nachtwächter hatte seinen schwarzen Tuchrock angezogen und stand in Erwartung neben dem Lehnsessel. Was würde Pepita sagen zum heutigen Tag? — Wenn Rebekka aus der Küche mit dem Frühstück hereintritt, dann — in Gottesnamen!

Aber, wie sie schalkhaft ist, heute klopft sie an, bevor sie kommt.

„Nur immer herein, es wird ein schönes Mädel sein!" rief er, und es war ihm lieb, daß damit der drückende Ernst der Stunde gebochen wurde.

— Zur Thüre herein trat der Sägemeister Bernhard im Feiertagsgewand, und mit schlichten Worten und mit treuherzigen Augen warb er vor Wolfgang um die Rebekka.

Gehört mußte der arme Wolfgang nicht viel haben von dem, was Jener sagte, ihm trat der kalte Schweiß auf die Stirne, er mußte sich niederlassen in den Lehnstuhl. Zur offenen Küchenthür blickte er hilfesuchend hinaus. Dort im dunkeln Raum stand das Mädchen, die Wangen voll Rosen, die Augen voll Thränen, hielt sie ihre gefalteten Hände hoch empor: „Bruder, sag' Ja!"

Wolfgang trocknete sich die Stirne. Dann sagte er: „Sei so gut, Rebekka, reiche mir einen Schluck Wasser."

Als er den Schluck zu sich genommen hatte, als er den Beiden noch einmal in's Angesicht geschaut hatte und ihm nun Alles offenbar war — das Glück in den Augen, das Flehen an den Lippen — die ganze gewal-

tige Liebe, da richtete er sich auf und sagte mit heiserer Stimme: „Wenn Ihr Euch gern habt! Wenn Ihr Euch gern habt! Ich kann's nicht hindern."

Das Mädchen stürzte fast jauchzend an seine Brust, umarmte ihn, küßte ihn stürmisch.

Wolfgang wehrte traurig ab: „Kind, Du irrst Dich, ich bin nicht der Rechte. Da steht er."

Sie war nicht spröde und küßte den Bräutigam. Wolfgang sah es und schwieg.

Er blieb schweigsam, aber freundlich. Später, als sie beim Frühstück waren, sagte er plötzlich: „Es ist drollig — es ist sehr drollig."

Was denn drollig wäre? fragte die Rebekka.

Daß wir drei jetzt so beisammen sitzen.

* * *

Der Tag gieng langsam hin und fast mit einer unheimlichen Feierlichkeit. Wolfgang wurde am Friedhof gesehen, am kleinen Hügel seiner Pepita.

Die nächsten Tage unterschieden sich äußerlich nicht von anderer Zeit, Rebekka meinte, es sei eine andere Luft, ein anderes Licht auf der Welt. Sie arbeitete im Hause mit doppelter Emsigkeit und doch war ihr jeder Tag wie ein Sonntag. Wolfgang besorgte seine Dienste mit gewohnter Gewissenhaftigkeit. In der Nacht zum Ostersamstage fiel es mehreren Leuten auf, daß der Nachtwächter eine so helle Stimme habe. So rief er gegen Morgen in der Nähe des Schreinerhauses ungewöhnlich laut und schallend den Spruch:

„Ihr Herren und Frauen laßt Euch sagen,
Der Hammer, der hat drei geschlagen,
Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht,
Daß kein Unglück geschicht!
's hat drei geschlagen."

Wenige Minuten darauf zuckte ein Blitz in die Fenster der Häuser. Eine Viertelstunde später erhob sich auf der Gasse ein Geschrei herbeieilender Leute.

Der Nachtwächter Wolfgang hatte sich erschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Dir ein Leid am Herzen nagt...

Wenn Dir ein Leid am Herzen nagt,
Vertrau' Dich Deiner Mutter an,
Und wenn Dir Trost noch helfen kann,
So ist es sicher bald verjagt.

Denn nirgends — sei's Dir recht bewußt! —
Schlägt wo ein Herz für Dich so wahr,
In Lieb' und Treu' unwandelbar,
Als das in Deiner Mutter Brust.

Oskar Hansen.

Vom Träumen.

Bemerkungen von Robert Hamerling.

Im menschlichen Bewußtsein geht eine beständige Thätigkeit der Phantasie neben den Wahrnehmungen her; unzählige Bilder umschweben uns, in unzählige Lagen denken wir uns hinein, wir versenken uns in die lebhafteste Vergegenwärtigung des Vergangenen, wir malen uns ebenso lebhaft Zukünftiges aus, kurz, das vorstellende Vermögen treibt ein unermüdliches, ununterbrochenes Spiel in uns. Nicht mehr und nicht weniger geschieht im Traum: nur daß, wenn wir die Augen geschlossen, das Gaukelspiel der immer wachen, immer regen Phantasie sich noch freier entfaltet und die entschlummerten Sinne, welche im Wachen durch ihre Controle die Scheidewand zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen aufrecht erhielten, es ruhig geschehen lassen, daß der Schlafende seine Vorstellungsbilder für Wahrnehmungsbilder nimmt. Der Erwachende braucht nur die Augen zu öffnen, um durch einen Blick in die Wahrnehmungswelt mit einem Schlage der gaukelnden Vorstellungswelt, deren Mummenschanz bis dahin mit dem Anspruche der Wirklichkeit aufgetreten, entrückt zu werden.

Dem Wesen nach ist die Träumerei des Wachenden, der sich ganze Scenen imaginiert, ganze Lust- und Trauerspiele in Gedanken aufführt, völlig dasselbe, wie der Traum des Schlafenden.

Man kann zuweilen den Uebergang von der wahren Träumerei in den Schlaftraum bei sich selbst gleichsam belauschen, im sogenannten Halbschlaf, den namentlich die Kranken recht wohl kennen. Diesen begegnet es oft genug, daß sie, durch irgend einen physischen Schmerz am völligen Einschlafen verhindert, träumen, ohne eigentlich zu schlafen, d. h. in einem unerquicklichen Traumschlummer festgehalten werden, der von dem fortdauernden Gefühl des physischen Schmerzes und dem, nicht völlig einschlafen zu können, begleitet ist.

Auch Fieberphantasien und Delirien sind Träume im Halbschlaf, Träume bei offenen Augen. Die halberloschene Thätigkeit der Sinne sowohl als des Verstandes läßt nur halbe, verwirrte, gefälschte Wahrnehmungsbilder zu Stande kommen, welche das Spiel der rastlosen Phantasie willkürlich ergänzt.

Ich habe mir im Laufe der Jahre mancherlei Beobachtungen, das Traumleben betreffend, notiert, und so ungern man sich am Ende entschließt, von sich selbst zu reden, ja schließlich gar noch das Publikum mit dem Intimsten, was es gibt, den Träumen seiner Nächte, zu behelligen, kann ich die Möglichkeit einer umfassenderen, in's Einzelne gehenden Naturgeschichte des Traumes, wie anderer psychologischer Erscheinungen, nur darin erblicken, daß jeder Einzelne sein Eigenstes, sein Selbsterlebtes, getreulich, der strengsten Wahrheit gemäß, zum Besten gibt.

Wie im Wachen das immer rege Spiel der Phantasie nicht völlig regellos sein kann, sondern bei aller scheinbaren Ungebundenheit doch begründet sein muß in den Gesetzen eines inneren Zusammenhanges, der momentanen Stärke und Schwäche unserer Vorstellungsmassen, in einer Art von „Kampf um's Dasein“ derselben; so kann auch im Schlafe die Traumphantasie nicht absolut regel- und grundlos walten. Der Traum muß seine Motive haben,

Motive, die entweder gleichzeitig mit dem Traume selbst sich geltend machen, oder aus der Vergangenheit nachwirken. Zu den gleichzeitigen gehören undeutliche Sinnes- und Gefühls-Wahrnehmungen im Schlafe. Denn die Sinne entschlummern zwar im Schlafe, aber man überzeugt sich, wenn man näher zusieht, leicht, daß dies Entschlummern keineswegs identisch ist mit einem völligen Erlöschen.

Dies ist nun gleich ein Punkt, zu welchem die Erfahrung jedes Einzelnen interessante und belehrende Beiträge würde liefern können.

Ich stelle ein paar von den meinigen zur Verfügung.

In einer Frühlingsnacht des Jahres 1881, gegen Morgen, träumte ich von einer Feuerkugel, die nach einem bestimmten Punkte sich hinbewegte, hernach stille stand, sich verkleinerte, und erlöschen zu wollen schien. In diesem Augenblick erwachte ich, öffnete die Augen, und — sah die kleine Feuerkugel genau in derselben Richtung und auf demselben Punkte, wie im Traum, durch ein Fenster schimmern. Durch die Ritze der Fensterläden fiel ein Strahl des dämmernden Morgenlichts, welcher sternartig funkelte und das Auge lebhaft reizte.

Dieser Lichtreiz hatte also durch die im Schlafe geschlossenen Augenlider hindurch die Pupille getroffen und die Traumvorstellung einer kleinen Feuerkugel veranlaßt. Und doch konnte ich jetzt, im Wachen, wenn ich das Auge absichtlich wieder schloß, von eben diesem Lichtreiz nicht das Geringste mehr bemerken. Er war also zu schwach, um zur bewußten Wahrnehmung zu werden, und doch stark genug, um ein bestimmtes Traumbild hervorzurufen. Ob er durch die Haut des herabgezogenen Augenlides drang oder seinen Weg durch die unmerkliche Ritze nahm, welche das obere und das untere Augenlid auch bei dem im Schlafe geschlossenen Auge noch immer zwischen sich lassen dürften, lasse ich dahin gestellt. Daß aber die Feuerkugel des Traums entschieden mit der Wahrnehmung des durch die Fensterritze fallenden Lichtstrahls zusammenhieng, ist dadurch erwiesen, daß mein sich öffnendes Auge den letzteren haargenau in derselben Richtung erblickte, in welcher ich die Feuerkugel im Traume schließlich fixiert gesehen. Warum die Feuerkugel sich im Traume bewegte und erst zuletzt sich in der Richtung fixierte, in welcher ich den Lichtstrahl beim Erwachen erblickte, darüber weiß ich mir keine Rechenschaft zu geben.

Zu einer Zeit, wo ich häufig an rheumatischen Schmerzen der Nierengegend litt, hatte ich einmal einen eigenthümlichen, phantastisch-wüsten Traum. Ich wollte einen gewissen halbverfallenen Thurm besteigen, dessen Inneres finster und sehr schauerlich war. Als ich bis zu einer gewissen Höhe gekommen, riefen mir die Leute von unten zu, ich solle jene Grenze nicht überschreiten, es hause weiter oben ein Gespenst, welches Denjenigen, die sich bis zu ihm vorwage, ein Leid zufüge. Ich hatte aber keine Furcht. „Ei, was soll mir denn geschehen?“ sagte ich, und setzte meinen Weg im Finstern fort. Da packte mich aber auch schon das Gespenst, legte den Arm um die Mitte meines Leibes und setzte den scharfen Nagel seines Daumens gerade in der Nierengegend ein, so daß ich einen sehr lebhaften Schmerz empfand und aufschrie. Ich erwachte und fühlte noch immer an derselben Stelle einen Schmerz, welcher wahrscheinlich dadurch verursacht oder verstärkt worden war, daß, wie ich nun bemerkte, die Bettdecke sich verschoben hatte und jene Körperstelle eine Zeit lang der kälteren Luft ausgesetzt gewesen war.

Neben den gleichzeitigen Traummotiven spielen natürlich die aus der Zeit vor dem Einschlafen stammenden eine große Rolle. Nichts ist häufiger, als daß eine den Tag über mit Eifer gepflogene Beschäftigung im Traume fortgesetzt wird. Wer den Tag über

sehr viel in einer fremden Sprache gelesen, wird träumend in dieser Sprache weiterlesen oder Gespräche führen.

Da fragt es sich nun: wird z. B. ein Dichter auch im Traume dichten, Verse machen können? und von welcher Beschaffenheit werden diese im Traume gemachten Verse sein? Auch über diesen Punkt kann ich aus meiner Erfahrung einigen Aufschluß geben.

Zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, als der Sieg der Deutschen entschieden und König Wilhelm deutscher Kaiser geworden, träumte mir, daß ich in einer Gesellschaft einige Strophen „an die Franzosen" improvisierte. Ich war im Traume sehr erfreut, daß mir die Verse so leicht vom Munde flossen; es gieng damit so rasch, wie man Verse liest oder vorträgt. Die erste Strophe war mir nach dem Erwachen noch in der Erinnerung; sie lautete:

„Wie kommt's, daß mit dem Schlage,
Der Euch in Trümmer schlug,
Das Schicksal uns zum Tage
Der Freiheit aufwärts trug?"

Zusammenhang ist wohl vorhanden, aber wenig Sinn, und das traumhaft Verschwommene des Ausdruckes verräth in sehr bezeichnender Weise, daß diese Poesie nicht das Product einer vollen, klaren Besinnung ist.

Ich war leidend und konnte vor Schmerzen lange Zeit nicht einschlafen. Endlich verfiel ich doch in eine Art von Halbschlummer, der mir wohl that und merkwürdiger Weise war ich dieser Wohlthat mir im Schlummer selbst bewußt. In diesem Zustande machte ich ein paar Verse, auf welche ich mich nach dem Erwachen besann, sie lauteten:

„Herzensdank sei Euch,
Ihr himmlischen Mächte,
Daß Ihr geschaffen
Den Schlummer der Nächte!" —

Nicht übel ist der Reimspruch, dessen ich mich aus einem anderen Traum erinnere:

„Ein Narr kann oftmals zehen (sic!) Weise lehren,
Zehn Weise können keinem Narren wehren!"

Vor Jahren geschah es mir einmal, daß ich eine ganze Nummer des Wiener „Floh" mit Zeichnungen von Klič träumte und mich dabei an den köstlichen Witzen sowohl als an den komischen Illustrationen höchlich ergötzte. Beim Erwachen war ich noch ganz heiter und lachlustig gestimmt und hatte, obgleich ich mich auf nichts Einzelnes mehr besann, das Gefühl, mich außerordentlich gut unterhalten zu haben. Ich zweifle aber, ob die Witze des geträumten „Floh", wenn sie mir noch erinnerlich gewesen wären, wirklich die Probe bestanden hätten. Meine Erfahrung lehrt mich, daß man im Traume Witze macht, auf die man sich im Traume selbst ungemein viel zu Gute thut; erwacht man aber und erinnert sich derselben noch, so gleichen sie meist den funkelnden Schätzen, die, im nächtlichen Dunkel gehoben, sich bei Tageslicht in Kohlen verwandeln. So träumte ich z. B., daß ein dicker, schwerer Mensch bei irgend einer Gelegenheit sich auf meine Kniee setzte, um einen gewissen „Totalanblick", wie er sagte, besser zu genießen. Er belästigte mich dadurch sehr, und als er sich erhob, sagte ich: „Hören Sie, Ihr Totalanblick hat mir die Kniee total zerquetscht!" Ueber diesen „Witz" mußten ich und Andere im Traume ungemein lachen!

Einen alten Apotheker, von welchem ich die schlechteste Meinung hatte, charakterisierte ich einmal im Traume mit den seltsamen Worten: „Dieser Mensch ist im Stande, seine eigene Tochter zu verkaufen um drei Läuse und sieben Asafötida-Wurzeln".

Einmal beschäftigte ich mich im Traume mit der läppischen Frage: „Ist es in Beziehung auf die Größe des Verbrechens gleichviel, ob ich einen Menschen von 80 oder von 180 Pfunden Leibesgewicht umbringe?"

Es ist nicht zu verwundern, wenn ein Mensch, dem im Wachen bessere

Witze gelingen, als anderen Leuten, auch im Traum deren bessere macht, und so finde ich auch den von meinem Freunde, dem Herausgeber einer bekannten Zeitschrift, mir gelegentlich mitgetheilten Witz nicht schlecht, den derselbe im Traume gemacht zu haben sich erinnert:

„Welcher ist der passendste Name für Wüstenbewohner?

Antwort: Wüstlinge“.

Ich weiß nicht, ob auch schon viele Andere die Erfahrung gemacht, daß ein Traum, den man einmal gehabt, öfter wiederkehren, ja förmlich zur Gewöhnung werden kann. Der Alp meines halben Lebens war ein Traum, der mich eine Schulprüfung aus verschiedenen Gegenständen bestehen und wahre Todesangst ausstehen ließ, weil ich im Augenblick vor dem Examen mich immer plötzlich besann, daß ich vergessen, mich aus der „Religion“ gehörig vorzubereiten. — Ein ständiges Repertoirestück meiner Träume ist seit vielen Jahren eine Reise nach Wien, wo ich die Theater besuchen will, aber vergebens die ganze Stadt durchschweife und mich an allen Straßenecken nach einem Theaterzettel umsehe, bis ich mich an häßliche Oerter am Wienfluß verirre, wo Massen von Unrath aufgespeichert liegen, zwischen welchen ich keinen Ausweg finde. Am öftesten aber finde ich mich in Träumen nach T., als Professor an's dortige Gymnasium zurückgekehrt. Bei letzterem Gewohnheitstraum ist nun schon wiederholt die interessante Neuerung vorgekommen, daß ich zu mir selbst sage: „Siehst Du, Du hast so oft geträumt, nach T. zurückgekommen zu sein, und nun bist Du wirklich da!“ —

Man kann es begreifen, daß der Traum uns gern nach Orten zurückführt, an welchen wir lange gelebt haben. Auffallend aber ist es, daß man im Traum eben diese Orte häufig nicht in ihrer wahren Gestalt, sondern in phantastischer Weise verwandelt sieht. Ich habe die wunderbarsten Landschaften in Träumen gesehen, Landschaften, wie sie kein wirkliches Land der Erde aufweist und wie meine Phantasie im Wachen sie niemals ersinnen und erdichten könnte. Und diese märchenhaften Scenerien, Prospecte und Panoramen verlegte der Traumgott oft an mir wohlbekannte, ganz gewöhnliche Orte!

Wie in der Scenerie, verfährt auch in der Charakteristik von Menschen und Dingen der Traum bisweilen mit phantastischer Willkür. Ich kann ihm die „shakespeare'sche Naturtreue“, die man in dieser Beziehung an ihm gerühmt hat, nicht unbedingt zuerkennen. Insbesondere verwandelt und fälscht er das eigene Selbst des träumenden Menschen oft in unbegreiflicher Weise. Man begeht im Traume Schandthaten, deren man im Wachen nicht fähig wäre; man wird im Traume von Neigungen und Gelüsten befallen, die einem im Wachen vollkommen fremd sind; man verliebt sich träumend in Personen, die einem im Wachen völlig gleichgiltig, vielleicht sogar widerwärtig; man wird in Träumen noch von Anfällen einer Leidenschaft, einer Liebe, einer Eifersucht gequält, die man in der Wirklichkeit längst überwunden hat; unsere Sinne reizt im Traum, was uns im Wachen kalt lassen, vielleicht abstoßen, ja anekeln würde. Vielleicht ist Mancher geneigt zu denken, daß der Traum doch vielleicht Recht habe, und daß er die wahre Natur des Menschen enthülle. In einzelnen Fällen mag sich das wirklich so verhalten; daß es aber nicht die allgemeine Regel, dafür stehe ich mit meiner Ueberzeugung ein, deren Begründung hier zu weit führen würde.

Auch in der Lösung des geschürzten Knotens der Handlung verräth der Traum sich meist als ein schlechter Poet und beweist, daß es ihm nicht an Lebhaftigkeit der Phantasie, aber gar sehr an künstlerischer Besonnenheit gebricht.

Wenn es gilt, eine auf ihren Höhepunkt geführte, gespannte Situation abzuschließen, die entscheidende Wendung eintreten zu lassen, da weiß der

Traumgott als dramatischer Dichter sich meist nur dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er einfach — stecken bleibt, d. h. abbricht, wobei der Schläfer erwacht, wie beim Stoß eines Wagens, der plötzlich stille steht. Wer würde es nicht aus eigener Erfahrung gerne bestätigen, daß man aus sehr verwickelten und hochinteressanten Träumen gerade in dem Moment, der die auf's Aeußerste getriebene Spannung lösen und Alles entscheiden soll, zu erwachen pflegt?

* * *

Nach all dem Gesagten wird man nicht irre gehen, wenn man den Satz aufstellt, daß im gewöhnlichen, normalen Traum das geistige Leben im Allgemeinen herabgestimmt, die intellektuelle Function unsicher und schwankend, die Phantasie zwar rege ist, aber beim Mangel des ordnenden Princips meist nur regellose Gebilde zu Stande bringt.

Aber — so fragt der Leser vielleicht — sollte es neben dem alltäglichen, normalen Traumleben nicht ein abnormes höheres geben, ein Traumleben, in welchem die intellectuelle Thätigkeit sogar eine Steigerung erfährt, ein Traumleben, welches nicht mehr auf einem bloßen Spiel der Phantasie beruht, und welches beim völligen Erlöschen der Sinnesthätigkeiten sich ganz anders und freier bethätigt, als beim bloßen Entschlummern derselben?

Möglich, daß es ein solches höheres Traumleben gibt; aber auf diese Frage einzugehen, ist in dieser leichtgeschürzten Plauderei nicht der Ort. Um jedoch dem Vorwurfe zu entgehen, daß ich meinen Gegenstand einzig von der oberflächlichsten Seite betrachtet habe, will ich mit einer Bemerkung schließen, welche auf den Weg, der in die Tiefe führt, wenigstens hinweist.

Man braucht von dem gewöhnlichen Traum nur zu den bekannten Erscheinungen des sogenannten Schlafwandelns, des Somnambulismus niederen Grades, überzugehen, um sogleich mitten im Gebiet des Wunderbaren zu stehen, wohin die Fäden unseres heutigen Naturwissens noch nicht reichen. Dieser Umstand muß zur Vorsicht mahnen, wenn wir uns versucht fühlen, andere, weniger beglaubigte Erscheinungen eines Somnambulismus höheren Grades, mit Einschluß des sogenannten Hellsehens, d. h. eines Wahrnehmens ohne Sinnesorgane, sammt und sonders in das Gebiet des Absurden, Unmöglichen zu verweisen. Die große, unbestrittene Thatsache, die uns, allgemein anerkannt, zunächst auf den untersten Stufen des animalischen Lebens entgegentritt, daß ein Empfinden ohne Nerven, ein Wahrnehmen ohne Sinnesorgane möglich ist — diese Thatsache gibt zu denken und dient als Fingerzeig für die Betrachtung anderer, noch in Dunkel gehüllter Seiten des psychischen Lebens.

Wenn ich das Wort Somnambulismus und Hellsehen ausspreche, so denke ich natürlich nur an einen Somnambulismus und an ein Hellsehen, welche sich nicht als übernatürliche Wunder geben, d. h. sich einer natürlichen Erklärung nicht entziehen.

Nun! wir sind ja eben zur Zeit auf dem besten Wege, gar Manches von dem, was wir lange Zeit auf's Zuversichtlichste einfach geleugnet, nun plötzlich nicht bloß als Thatsache anzuerkennen, sondern auch — „auf natürlichem Wege" — zu erklären.

Als vor einigen Jahren Herr Hansen in Wien mit öffentlichen Vorstellungen aus dem Gebiete des Hypnotismus oder, wie man es bis dahin genannt hatte, des animalischen Magnetismus auftrat, da galt er in der wissenschaftlichen Welt als gemeiner Gaukler und „Schwindler", dessen sämmtliche Erfolge auf Betrug, auf Einverständniß und Verabredung mit den „Medien" beruhten. Aber siehe da, die gelehrten Herren,

welche eben erst die Nase über den gemeinen Taschenspieler und Betrüger gerümpft, fiengen nach ein paar Wochen plötzlich an, das, was sie als gar nicht vorhanden, als Sache der Täuschung, der Verabredung, des heimlichen Einverständnisses bezeichnet, auf wissenschaftlichem Wege, durch physische Einflüsse, durch Nervenwirkungen beim Handauflegen, Gehirndruck u. s. w. zu erklären. „Aber auf natürlichem Wege," wendet man ein, „während Hansen die Sache als auf Wirkungen der Willenskraft beruhend hingestellt hatte!" Ganz recht! aber von der Behauptung, irgend eine Wirkung sei überhaupt nicht vorhanden, beruhe auf Täuschung, auf Betrug, und der Behauptung, sie sei auf wissenschaftlichem, natürlichem Wege zu erklären, liegt doch eine weite Kluft, die einen wahren Salto mortale nöthig macht! Und doch thaten die gelehrten Herren diesen Salto mortale! Und daß sie ihn thaten, war Herrn Hansens Verdienst. Nun formulierte man im Handumdrehen die Anklage gegen Hansen ganz anders: „Die Wirkungen, die er hervorbringt, sind allerdings Thatsachen, beruhend auf physiologischen Einflüssen, welche noch wenig bekannt und noch wenig erörtert sind. Aber Herr Hansen ist kein Gelehrter, er soll sich also mit solchen Dingen nicht befassen, sondern sie den Gelehrten, den wirklichen Professoren, überlassen'.

Aber, Du lieber Himmel, wie lange hätten wir warten müssen, wenn wir hätten warten wollen, bis die Herren Universitäts-Professoren von selbst auf den Hypnotismus gekommen wären! Warum, ihr Männer der Wissenschaft, ergreift ihr nicht die Initiative in solchen Dingen? Warum überlaßt ihr es den „Schwindlern", dies zu thun und kommt erst dann mit Erklärungen nachgehinkt, wenn diese Schwindler Euch die Nasen so derb auf die Thatsachen stoßen, daß Ihr sie nicht länger leugnen könnt'?

Ohne das Auftreten des „Gedankenlesers" Herrn Cumberland in Wien, wäre vielleicht nicht einmal Herr Prof. Simony dort, dem es auf eine Idee mehr oder weniger nicht anzukommen scheint, auf seine Hypothese einer physiologischen Erklärung des Gedankenlesens, die er neulich zum besten gab, gekommen. Diese Erklärung hätte man ihm freilich — nebenbei gesagt — gerne erlassen; denn sie erweckt die gerechte Besorgnis, man werde uns nächstens auch das Erscheinen wirklicher Geister, das Gepolter und das Gekritzel derselben auf wissenschaftlich-physiologischem Wege erklären wollen. Gewiß, diese Erklärungen erlassen wir Euch, gelehrte Herren! Aber auf dem Gebiete des höheren Traumlebens, des Somnambulismus, des Hypnotismus, da gäbe es vielleicht noch manches bisher einfach Geleugnete zu constatiren. Habt die Güte und nehmt es etwas gründlicher unter die Lupe und erklärt es uns, wenn auch nur „auf natürlichem Wege" — wir verlangen es nicht besser.

Eine deutsche Volkskrankheit.

Von Gerhard von Amyntor.

Zur Frage der Auslandssucht, die neuerdings vielfach in der Presse verhandelt und auch in diesen Blättern wiederholt besprochen worden ist, möchte ich mir einen kleinen Beitrag gestatten.

Man hat einerseits einzelnen Industriellen den Vorwurf gemacht, daß sie die deutsche Vorliebe für fremde, besonders französische Waaren durch geringere Leistungen begünstigen, und andererseits hat man das kaufende Publikum, und namentlich unsere Damen beschuldigt, daß sie durch eine augenfällige Bevorzugung fremdländischer Fabrikate die einheimischen Gewerbetreibenden geradezu zur Verleugnung ihres Patriotismus und zur Führung fremder Marken auch an vaterländischen Erzeugnissen zwingen. Sieht man ein wenig genauer zu, so entdeckt man leider sehr bald, daß die Schuld sowohl den Käufer wie den Verkäufer trifft, den Letzteren aber nicht wegen der geringeren Güte seiner Waaren, sondern, weil er eben von derselben Krankheit wie der Käufer befallen ist.

Es steckt vielfach im Deutschen ein fast an's Alberne grenzendes Verlangen, mit den Erzeugnissen der Fremde Staat zu machen; und nicht nur mit den Modefetzen und dem Modeplunder von Paris, sondern auch mit Schlagwörtern und Redensarten des Seinebabels sucht der durch Auslandssucht angekränkelte Deutsche sich ein Zeugnis höherer Bildung und feineren Geschmackes auszustellen. Wenn sich der wahrhaft gebildete Theil unserer Nation gegen dieses überhandnehmende Unwesen nicht bald energisch auflehnt, so laufen wir in der That Gefahr, unsere Sprache, Sitten und Gewohnheiten auf das Kläglichste und Unheilbarste zu verpfuschen und zu verhunzen. Ohne ein starkes Selbstgefühl kann sich eine Nation im culturellen und politischen Wettkampfe der Völker auf die Dauer nicht behaupten, und Jeder mindert dieses Selbstgefühl und trägt zum Niedergange seines Volkes bewußt oder unbewußt bei, wenn er der Pest der Auslandssucht Vorschub leistet und sie weiter verbreiten hilft. Wir wollen hier nur im Vorbeigehen des höchst bedenklichen Brauches unserer besser gestellten Familien erwähnen, schon den drei- und vierjährigen Kindern französisch oder englisch redende Plappermaschinen zu halten und so das jugendliche Gehirn zu einem Kraftaufwande zu zwingen, den es besser zur Aneignung heimischer Worte und Begriffe verwerthen könnte. Besteht denn wirklich eine überlegene Bildung in der Fähigkeit dieses oder jenes Backfisches, seinen absoluten Gedankenmangel fließend in zwei oder drei Sprachen ausdrücken zu können? Der Engländer, der Franzose des wohlhabenden Mittelstandes denkt nicht daran, seine Kinder schon so früh mit der Erlernung fremder Sprachen zu quälen; er ist dazu im Allgemeinen zu stolz oder zu — beschränkt, und behauptet, daß er mit seinem Idiom allein bequem die Reise um die Erde machen kann. Wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und den Vortheil, den uns die Kenntnis fremder Sprachen gewährt, durchaus weder verkennen, noch leugnen; aber — Maß ist in allen Dingen gut, und ob die Kin-

der eines kleinen Handwerkers aus der Erlernung einiger armseliger französischer Brocken jemals irgend welchen greifbaren Nutzen zu ziehen vermögen, wir lassen es getrost dahingestellt.

Ob also die Schule schon den Keim der Auslandssucht in die Seelen unserer Kinder pflanzt, bleibe hier unerörtert; greifen wir nur irgend eine Erscheinung heraus, die diese nationale Seuche zu illustrieren vermag, ohne daß wir der Entstehungsart derselben nachforschen. Nehmen wir das erste Erzeugniß deutscher Gewerbethätigkeit, das zu einem weitverbreiteten Artikel geworden ist. Da steht z. B. vor mir auf meinem Schreibtische eine Flasche Kölner Wasser; doch nein — ich bitte die Firma „M. Clementine Martin Klosterfrau" um Verzeihung — eine Flasche „Eau de Cologne double." Es ist mir unerfindlich, warum der Destillirer dieses wohlriechenden Wassers eine französische Bezeichnung desselben der deutschen „Doppeltes Kölner Wasser" vorzieht. Sein Concurrent, die Firma Farina „gegenüber" bedient sich einer deutschen Marke und, „ich glaube, es annehmen zu dürfen, nicht zum eigenen Nachtheil. Eine Waare hat doch nur Aussicht, auch in die letzte Hütte des Vaterlandes einzudringen, wenn sie mit einem heimischen Namen getauft ist, und dadurch, daß sie volksthümlich wird, steigert sie ihre Aussichten, auch immer weltthümlicher zu werden. Welch' beschämendes Beispiel gab uns jener Schwede, der seine Sicherheits-Zündhölzer gut schwedisch bezeichnete und die bekannten Schächtelchen, trotz der verschwindend geringen Verbreitung der schwedischen Sprache, bis nach dem fernsten Orient vertrieben hat!

Was soll uns noch ferner der Unsinn französischer Speisekarten? Glaubt denn ein Gastwirth wirklich seine Tafel zu verfeinern, wenn er seine deutschen Schüsseln unter küchen-französischen Namen anbietet? Bierkneipen zweiten und dritten Ranges lieben es jetzt, in den Zeitungen ihre „Menus" bekannt zu geben; werden die Gasthöfe ersten Ranges nicht endlich einsehen, daß es an der Zeit und ein Zeichen wirklicher Vornehmheit ist, das Publikum in einer deutschen Stadt auch deutsch zu bedienen?

Vielen Familien ist der Sinn für deutsche Sprache und deutsches Bewußtsein derart verloren gegangen, daß sie zum „Diner", zum „Bal", zum „Thé dansant", zum „Souper", ihre Freunde und Bekannten einladen; warum nicht zum Mittag- oder Abendessen oder zum Tanz? Es ist das Mischdeutsch eines Circusclowns, in dem sich viele sogenannte Gebildete nur noch auszudrücken vermögen, und wollte man mit solchen Leuten wetten, daß sie eine Unterhaltung ohne Anwendung fremder Worte nicht führen können, man würde die Wette in jedem einzelnen Falle gewinnen, denn die Pest der Auslandssucht hat alles deutsche Wesen schon derart verseucht, daß in der That eine überlegene Bildung erforderlich ist, um ausschließlich deutsch zu sprechen.

Man verstehe uns nicht falsch und bezichtige uns nicht eines übertriebenen „Purismus"; es wird jedem Gebildeten unbenommen bleiben, zur Bezeichnung gewisser Dinge und Begriffe in den Schatz der fremden Sprachen zu greifen und namentlich in allen wissenschaftlichen und philosophischen Abhandlungen die meist den alten Sprachen entlehnte „Terminologie" rücksichtslos anzuwenden. Aber muß man deshalb ein Kleid eine „Robe", und Sammet „Velours" nennen? Wandelt einen sprachreinlichen Menschen nicht Uebelkeit an, wenn er heut die Anpreisungen unserer Modewaaren-Lager in den Sonntags-Beilagen der Zeitungen liest? Jedes ehrliche deutsche Gewerbe prunkt da mit einem erborgten französischen Namen; jeder neue Schnitt eines Wintermantels ist da nach einer Pariser Cocote getauft, jede Farbe mit einem französischen Spitz-

namen bezeichnet! Wahrhaftig! man bekommt Ohrenschmerzen, wenn unsere lieben Frauen von „Crêmefarbe“ oder „bleu gend'armes“ reden und sich für „Saumon“ begeistern, wohlgemerkt, nicht für den leckeren Rheinfisch, sondern für einen lachsfarbigen Seidenstoff. Einige Frauenzeitungen beginnen jetzt erfreulicher Weise den Feldzug gegen die Nachahmung französischer Moden und sie werfen unseren Damen mit Recht einen kläglichen Mangel an Selbstachtung vor, wenn sie bei der straßenjungenhaften Aufführung gewisser Pariser Kreise noch fortfahren, ihren Modebedarf aus Paris zu beziehen. Die deutsche Frau, die mit einem französischen Modellhütchen auf dem Kopfe im offenen Landauer auf dem belebtesten Spazierwege ihr Pfauenrad schlägt und so die ganze Bildung des Jahrhunderts auf dem Haupte zu tragen vermeint, muß innerhalb dieses Organes an einer bedenklichen Leere oder einem bedauerlichen Ueberschuß von Gesinnungslosigkeit und Narrheit leiden. Es gibt Leute, die scheinbar so deutsch sind, daß sie in ihrem Speisezimmer den Meißner Zwiebelschmuck nicht nur auf dem Eßgeschirr und den Lampen, sondern geschmackloser Weise auch auf Vorhängen, Sesseln und Teppichen anbringen lassen, so daß man sich wundert, wenn sich die Dame des Hauses nicht auch in's Angesicht blaue Zwiebelblüten geschminkt hat; und diese selben scheinbar so deutschen Leute lesen grundsätzlich nur französische Romane, abonnieren auf französische Journale und besuchen nur die Aufführungen französischer Modedramen. Eine solche Verirrung, eine so schmähliche Vaterlandslosigkeit kann nicht scharf genug verurtheilt werden.

Wir predigen durchaus keinen Haß gegen unsere überrheinischen Nachbarn; daß sie dies uns gegenüber thun, daß sie uns schimpfen und gegen uns hetzen, wir wollen es gelassen ertragen, denn wer schimpft, setzt sich selbst in's Unrecht, und bekanntlich wird Derjenige am lautesten angebellt, der am meisten gefürchtet wird; auch ist der Deutsche sittlich zu hoch gebildet, um in brutaler Weise den Völkerhaß zu schüren. Was wir aber von unseren deutschen Brüdern und Schwestern verlangen, das ist eine vornehme, selbstbewußte Enthaltung von aller Nachäfferei französischer Mißbräuche und Modetollheiten und eine liebevollere Pflege unserer einzigen, reichen und und wunderbar schönen deutschen Muttersprache. Ueberlassen wir es den Kneipen letzten Ranges einen „Grand Bal“ anzuzeigen, und reden wir deutsch: kleiden wir uns deutsch und kehren wir den „Confectionshändlern“, die des Deutschen nicht mehr mächtig sind oder niemals waren, den Rücken; lesen wir deutsch und bereiten wir dem Buchhändler, der in Berechnung deutscher Auslandssucht von einem neuen Zola'schen Sudelroman sofort einhundert Exemplare bestellt, einen Mißerfolg, indem wir für die fremdländische Waare danken.

Die deutsche Sprache immer mehr zu entwickeln und sie für ganze Gebiete des öffentlichen Lebens, wo sie uns leider verloren gegangen ist, zurückzuerobern, sei uns Allen eine heilige Pflicht. Wir verbannen mehr und mehr aus unserer Rechtssprache die lateinischen Fremdworte, und der Leiter des deutschen Postwesens hat sich in derselben Richtung um die Reichspost verdient gemacht. Aber noch harren zahlreiche und volksthümliche Einrichtungen unseres Volkes einer sprachlichen Wiedergeburt und Loslösung von der Knechtschaft einer fremden Zunge: die größte ist unser Heer. Wie es in dem Hirne eines braven Feldarbeiters, der als Recrut ein ganzes Fremdwörterbuch auswendig lernen muß, eigentlich aussieht — ich glaube, die Wenigsten machen sich davon eine genügende Vorstellung. — Kommt so ein ehrlicher Bauernknecht, der nur sein liebes Bauerndeutsch versteht in die Kaserne und soll nun

nicht bloß Worte, wie: „Gouvernement, Adjoint, aggregirt, à la suite, General-Lieutenant, Commandantur, richtig sprechen und auswendig lernen, sondern sogar Begriffe damit verbinden und diese Begriffe dem Gedächtnis ebenfalls einprägen! Eine außerordentlich geistige Anstrengung, die auf irgend einen praktischen Dienstzweig verwendet, die Ausbildung des Mannes wesentlich erleichtern würde! Wir halten den Verlust so vieler altdeutscher, eine Fülle stolzester Erinnerungen bergender Bezeichnungen des Heerwesens für durchaus nicht bedeutungslos. Schon, daß wir unser prächtiges „Fähnlein" durch „Compagnie", unser „Beiwacht" durch „Bivouak", unser „Brünne" durch „Küraß" verballhornt haben, ist bedauerlich; „Wehrgehenk" durch „Portepee" zu ersetzen, ist geradezu eine Unbegreiflichkeit; wir haben den „Feldzeugmeister" wieder eingeführt und konnten uns trotzdem noch nicht entschließen, statt „Artillerie" (ein Wort, das von der Volkszunge furchtbar verstümmelt wird), „Geschütz"- oder „Zeugschaar" zu sagen. Ein „Feldhauptmann" würde sich dem gemeinen Manne stattlicher darstellen als ein „General" und ein „Zugführer" die Zunge weniger beschweren als ein „Lieutenant". Doch, wozu die Beispiele häufen? Es ist eine durch die „Lehre vom Menschen" erhärtete Thatsache, daß fremdsprachliche Ausdrücke nur selten und ungern in Fleisch und Blut des Volkes übergehen; will man der Volksthümlichkeit einer Sache bleibend Vorschub leisten, so muß man sie vor allem Anderen mit Lauten der Muttersprache taufen. Es ist ein Kreisschluß, in den man unwillkürlich hineingeräth; die Vorliebe vergangener Zeiten für das Französische hat unsere fremdartige Militärsprache geschaffen, und unsere fremdartige Militärsprache begünstigt immer wieder auf's Neue die deutsche Vorliebe für undeutsche Ausdrücke. Ob aber zwischen der Vorliebe für undeutsche Redeweise und einer Verseichtung und Versumpfung deutschen Wesens nicht gewisse Wechselbeziehungen bestehen, wer wollte dies ohne Weiteres verneinen?

Gerade das Publikum der Hauptstädte, das vielfach tonangebend wirkt, sollte immer entschiedener für deutsche Art und reine deutsche Ausdrucksweise eintreten. Keine französischen Moden mehr! aber auch deutsche Namen für die Erzeugnisse deutschen Gewerbes! Deutsche Art und deutscher Brauch an allen öffentlichen Orten! Wir demonstriren doch politisch so gerne für das Deutschthum; meide man denn auch einmal die Wirthshäuser, die ihren Gästen noch französische Speisekarten anzubieten wagen, und die Herren Gastwirthe werden begreifen lernen, daß es noch ein deutsches Volksbewußtsein gibt, gegen das man sich nicht unbestraft versündigt. Nicht laut und oft genug kann solcher Ruf wiederholt werden. Wir sind von Natur so unparteiisch, daß wir nicht Gefahr laufen, in's Gegentheil zu verfallen und nach Art jenes beschränkt-kleinstädtischen Pariser Spießbürgerthums, das seine Lutetia wie der Hahn seinen Düngerhaufen, für die Welt hält, nunmehr Alles nach der Wiener oder Berliner Elle zu messen. Wir schätzen französischen Geist und Geschmack und die ritterliche Liebenswürdigkeit des durch die Pariser Pöbelwirthschaft noch nicht heruntergekommenen Galliers, aber wir haben selbst so viel Geist und Geschmack und Formsicherheit auf Lager, daß wir nicht mehr die Sclaven des Auslandes bleiben und das Auslandsaffenthum, wo es sich nur breit zu machen versucht, mannhaft bekämpfen wollen. Möchte dieses offene Wort bei allen Parteien, und namentlich bei unseren lieben Frauen eine gute Statt finden!

„T. R."

Gspoasigi Gschichtn,

olti und neugi, schöni und wildi, in da steirischn Sproch dazählt von P. K. Rosegger.

Herr Dokta, da Pfora will sterbn!

Ha muaß ih lochn! Wos der roasendi Hondwerchsbursch ongstellt hot! Und guat is s; wan d Leut zan an Spitzbuabnstückl lochn, nochha wird da Spitzbua neama ghenkt.

War eh schod um däs Kreuzköpfl. Oba, daß ih dazähl:

A roasender Hondwerchsbursch kimt amol — s is scha spot auf d Nocht — ins Abelsberger Stadtl. D Welt is kuhlfinsta, da Weg is wulta knobarad und schlecht, da Roasendi is müad und mot, woaß mar a so, und war eahm schon ums Rostn. Oba, daß ers aufrichti sogt, in Stadtl bleibt er nit gern; sein höllisch grobi Leut, glaubn, die roasendn Hondwerchsburschn hät unsa Hergott derawegn daschoffn, daß die bravn, hausgsessnen Bürga wos ba da Thür aussizwerfn hobn. Wan mas recht betrocht, as is an orms Wesn, mit so an Hondwerchsburschn. D Stodtwochter und d Hund sein seini bestn Freund. D Hund, de lassn an scha va Weitn ingegn und grüassn an mit Holl und Scholl und gebn an a Bußl in d Wadl. D Stodtwochta kümern sih und frogn an gleih aus wir er hoassad, von woher er wa, ob er schon a Nochthiaba hät — sie wultn an oani vaschoffn; — holtn ah gern Wort und wan sih da Hondwerchsbursch ah zehnmol dafür bedonkn wult. Wißts, wos so immer a Hondwerchsbursch in seiner großn Toschn trogt? s sebi fein Ding, aus den unsa Herrgott d Welt erschoffn hot. Aft is s freili ka Wuna, daß er gern die Tofel übasiacht, de vorn Stadtl steht mit da Gschrift: „Betteln bei fünf Gulden Strafe verboten!“ Is amol a Burger in Stadtl a so an Bettlburschn ongfohrn: Ob er s nit gsehn hät, die Gsetztofel draussn? „Wul, wul, Herr Gnodn,“ sogt da Bursch, „und derawegn is s jo, daß ih betln muaß, wia kunt ih orma Teufel dan sunst die fünf Guldn zohln!“

Oba däs geht jo unsern Hondwerchsburschn, va den ih do wos dazähln will, gor nix on. Der betlt nit und braucht ah koan Stodtwochter auszweichn, der möcht nur oans, möcht heint noh gern ins Dorf Josefiberg kema, wo er vor an etla Johrn in der Orbat gstondn is. Da Moasta, ba den er selbn gorbadt, is daweil gstorbn, sa will er holt d Moasterin hoamsuachn — leicht loßt sie sih a wenk tröstn. s Dorf Josefiberg is oba noh zwoa guati Stund weit wek. Die weitgroastn Füaß begehrn auf: Zwoa sauberi guati Stund! heint war eahner oan Stund scha z viel. Ober in Hondwerchsburschn, den kimt hiaz a guata Gedonkn. Der Abelsberga Leut-Dokta, der hot a flinks Rössel und a feins Wagerl dazu. Is schod um däs Zeugl, wans nit fleißi benutzt wird. — Da Bursch geht zan Doktahaus, läut't on ba da Thür: „Herr Dokta! Daß er doh na gschwind aufstehn that, da Herr Dokta! Der Josefiberga Pfora will sterbn. Ih bin da Bot!“

„Is zwor nit mei Gai, da Josefiberg,“ sogt da Dokta, „ober in Hern Pfora kon ih nix vasogn. Hot da Bot selber a Glegnheit ban eahm?“

„Ah na, ba mir hon ih nix,“ sogt da Hondwerchsbursch. „Mir sein hiaz orm dron mitn Rössern, z Josefiberg. In Pfora sei Roß is krump, in Wirt seins thuat Flossn führn und in Kreuz-Toni seins hot nachst zu die Kaiserlichn müassn. Und mehr ols drei

Rössa hobn ma nit z Josefiberg, sid da reich Michelmoar ins Amerika ausgwondert is. Thua da Herr Dokta doh na gschwind mochn, sist fohrt uns da Pforrer eh oh."

Vasteht sih, sa loßt da Leutdokta lüfti sei Rössl einspona, die zwen setzn sih aufn Wogn und trap, trap, trap gehts lusti davon, daß in Hondwerchsburschn s Herzl locht.

Noch a storka Stund kemens auf Josefiberg. „So," sogt da Bot, wias aufn Kirchplotz sein, „hiazt thua da Herr Dokta grod an Augnblick geduldn, ih wir in Schulmoasta weckn, daß er s Roß einstallt und fuadert, und schau, daß da Pforhof aufgspirt wird. Gleih bin ih wieda do."

Und springt von Wogn und schlupft durch s Kirchngassl davon und in a por Minutn drauf kröpfelt er scha ba seina Moasterin on.

Na guat, und da Leutdokta? Wia der aweil sitzn bleibt auf sein Wogn und daß ewi neamt kimt, ka Bot und ka Schulmoasta, und s Rößl schon onhebt zan strompfn aufn Bodn, do geht er zu da Pforhofthür, ziacht ban Drohtzug on und schreit: „Nau!"

Kimt d Wirtschofterin zan Fensta: „Is dan heint meh go ka Fried?!"

„Wia gehts in Pfora?" frogt da Leutdokta.

„Oh mei," sogt die Köchin, „da Pfora, der is ohgfohrn."

„Ah doh nit! Ah doh nit, Köchin!" othmazt da Leutdokter und is völli wek va lauta Herzload.

„Vor a Stund schon is er ohgforn," dazählt d Wirtschofterin, „is ghult worn mit an Wogn zan Abelsberga Leutdoktan."

„Zan Abelsberga Leutdoktan?" sogt der Abelsberga Leutdokta.

„Jo, zan Abelsberga Leutdoktan. Hobts nix ghört, wias n geht?"

„Wen?"

„Jessas na, in Abelsberga Leutdoktan. Sul jo in Sterbn liegn. Da Mognschlog hätn troffn. Da Bot is dahergrent wia nit gscheit, eilends hot er übri müassn, der Herr Pfora. Grod unsern hot er valongt, grod unsern."

Sogt drauf da Leutdokta: „Wan ih ma zeitweis enkern Herrn Pfora valong, sa is s zan Brandln und zan Kiniruafn — und nit zan Sterbn."

„Muada Goutas, däs is jo in Leutdoktan sei Geist!" schreit d Wirtschofterin.

„Von Geist, zimt mih, wird heint nit viel z gspürn sein," moant da Leutdokta. „Wias do ausschaut, zimt mih, as sein heint a Por gfoppt worn."

Die Köchin hot üba dos a lauts Wesn onghebt, und da Leutdokta? Der späht noh a wenk ums Haus uma; leicht steht er doh noh wo, sei Bot. — Hört nix und siacht nix, kehrt um und fohrt schön stad wieda hoamzua.

Untawegn — es hot s Manscha schön gscheint — begegnen sie sih, da Abelsberga Leutdokter und da Josefiberga Pfora.

„Guatn Obnd, Herr Pfora!" schreit n da Dokter on, „wia gehts in Abelsberga Leutdoktan?"

„Donk da Frog," sogt da Pfora, „der is heint in April gschickt worn, dnetta, wia sei guata Freund, da Josefiberga Pfora."

Jesses, hiaz kimt er drauf, s wa heint der ersti April gwen. Drauf seins an Jada hoam in sei Nest gfohrn. Da frisch ausgrosti Hondwerchsbursch hot ah däs seini gfundn und is s n nit zwida gwest, daß der ersti April für eahm Schuld austrogn hot. Wer da Zweiti war, der in Pfora hot gschickt? Wissn that ihs. Rothn kints. Kena thuats n. Leicht gor der Abelsberga Kurata, der sih ollaweil a wenk gift in da Ghoam, daß da Josefiberger in sei Kirchspiel übrageht Kortn spieln und Kaffee trinkn.

Erklärung: gspoasi, spaßig, auch: gemüthlich, humorvoll. Nochthiaba: Nachtherberge. knobarad: holperig. Gai: Gau. Flossn: Roheisenstücke aus dem Hochofen. ohgforn: abgefahren, auch: verschieden. odmatzn: schnaufen, seufzen. Manscha: Mond. Brandln, Kiniruafn, in der Bauernschaft beliebte Kartenspiele.

Wos da Gons auf da Roas is possirt.

Werds eh ghört hobn davon, va da grossn Uebaschwemmung, de vor a por Johrn übers Tirulalond keman is. Hobts as sebi Stükl va da Gons ah ghört? — Schauts, s sebi hobs nit ghört und däs is mir grod recht, ih dazähl Enks.

Die Boch-Mirl z Lienz hot entn z Brunegg a liabi Gfatterin ghobt. Und do is der liabn Gfatterin ihr heiliga Nomenstog kema und do hot ihr die Boch-Mirl z Lienz denkt: „Liabi Gfatterin," hots ihr denkt, „Du host ma meini Kiner aus da Tauf gebt, host an iadn drei Fraunbildl-Thola gebn; hon ghört, Du sulst noh mehra hobn va dera Gottung. Ich moch da zu Dein heilign Nomenstog a kloani Freud. Ih schick da mei foasti Gons.— Ganserl," hots gsogt zan Vieh, „geh, kim her a wenk zu mir, as gschiacht da nit viel, mir sein bol fiati. Derfsst da nix mochn draus, kimst zu da liabn Gfatterin auf Brunegg zan ihrn heilign Nomenstog!" — Hot ihr in Krogn umdraht.

Drauf hots die Gons in a Pakerl eingmocht, mit an rothn Bandl fleissi zuabundn, gstot an Sieglstöckl, däs s nit ghobt hat, mit an oltn Groschn zuapetschirt und auf die Post gebn.

Und wia die foast Gons sa schön auf da Roas is zu da liabn Gfatterin z Brunegg, kimts groß Wossa. Kimt und reißt die Bruggn weck und zreißt die gonz Eisnbohnstroßn, als wir a duma Holdabua sei Gürtlbond, wan er auf sein Baurn gifti is. In Eisenbohnwogn, den schmeißts über die Gsteggn owi, daß die Trüma na gleih donifliagn. Ka Mensch is do zan zsomklaubn, oll schauns, daß s weitakeman, 's Wosser is do mit ollhier.

An olti Bäurin suacht ihr Goas und findt in Schutthaufn s Packerl mitn rothn Bandl — über und üba zmuglt und vawiast; klewa daß ma d Aufschrift noh dekena kon: Für die ehrsam Frau Juliana Frattnerin, liabi Gfatterin z Brunegg in Tirul.

„Mei Gad, mei Gad!" schreit die olt Bäurin, wias as zrissni Packerl um und um draht, „do schaut jo wos Foasts aussa! Du ormi Frau Juliana! Won ma da s ah schickn kunt, s wurd jo schlecht. A Gons is s! Oba däs Unglück! — Hias is s noh wulta frisch. Hon mein Mon scha long ka Gansl aufn Tisch brocht. Wurdn taugn. Und a Ruabnköchel dazu! Kochn kunt ihs. — Na. Na, sog ih! In Nomen Jesu, fecht mih nit on, Du bösa Feind! Wegn ana brotnan Gons die orm Seel brotn lossn in da Höll! Unsa liabi Frau! Die Gons hon ih gfundn, s is wohr, ober ih woaß, wen s ghört, sie ghört der ehrsamen Frau Juliana z Brunegg — muaß ihr zuagstellt wern. — Oba jesserlas, won ihs bedenk: bis hiaz da zsomgschmissn Dompfwogn wieda zan eahm selba kimt, stinkts."

So die olt Bäurin und sinirt, wia s däs Unglück wendn kunt. A gscheiti Frau is s; do follts ihr ein: Auskochn! — Auskochn die Gons, und d Foastn in a Häferl giassn und schön fest gstuitn lossn und guat zuabindn — nochha loßts as sih gholtn und kon ma wortn und weitaschikn bis da Dompfwogn wieder geht.

Guat, sie bachelt die Gons aus, zalegts wias a sih ghört, thuats in die Pfon und loßt d Foastn aus und richts olls schön sauba zsom und stellts in die Küahln.

Noch an etla Wochn pfeift s Luamativi wieda: Ob neamt mitfohrn wult! Ob neamt nix aufzgeben hät! — Wul, wul, a kloans Häferl für d Frau Juliana Frattnerin z Brunegg.

Und a so, meini Leut is s gschehn, daß z Lienz a prächtigi Gons auf die Post gebn worn is für die Frau Gfatterin z Brunegg und daß die Frau Gfatterin davon s Foastnhäferl kriagt hot. — Hobn eahnas long nit denkn kina, wia rar daß däs zuageht, daß Neuzeit die kaisakiniglichi Post untawegn Foastn auslossn thuat. Heint

is s offnkundi, weils die olt Bäurin selba dazählt hat: „Doh sa froh bin ih, daß selb Zeit, wia s groß Unglück is gwen, mih da bös Feind nit dronkriagt hot mit da Foastn.“

Erklärung: Bochmirl: Ein Weib Namens Maria, das am Bache ihr Haus hat. foast: fett. Foastn: Fette. Roas: Reise. Gsteggn: Rain. mit ollhier: mit aller Gewalt plötzlich gegenwärtig sein. Goas: Ziege. zmuglt: zerdrückt, zerknettet. vawiast: verwüstet. klema: kaum. Ruabenköchel: Brei aus gekochten Rüben. zan eahm selba kema: sich erholen, wieder flott werden. gstuitn: stocken. ausbacheln: aus der Umhüllung hervornehmen.

Wan da Sauholta Kaisa war.

Is amol a Baur gwest. Uih narrisch, däs hebt jo on wir a schöni Gschicht! Und der Baur is mit an Sauholter va da Kirchn hoamgongn.

„Rechtschossn hobn s aufmusizirt heint,“ sogt da Sauholta.

„Jo, daß s heint wieda gor a so trumelt hobn!“ sogt da Baur.

„Weil holt, moan ih, in Kaisa sei Nomenstog that sein.“

„Hon s eh ah ghört, daß in Kaisa sei Nomenstog that sein.“

„Und derawegn wern s a so trumelt hobn“.

„Kon eh sein, daß s derawegn a so trumelt hobn“.

Nochha trotlns weita. Da Baur zündt sei Pfeifn on und ban Feuerschlogn, wir er in Röhrlspitz so zwischn sein Zähntn hot, sogt er: „Holt lacht jo, daß s trumelt hobn wan in Kaisa sei Nomenstog is“.

„Ih, wan ih Kaisa war, olli Tog liaß ih trumeln,“ sogt da Holta.

„Ih nit, ih,“ moant da Baur. „Ih wissad ma wos bessers“.

Schupft da Sauholta mit sein Schuachspitz aufn Weg a Stoandl hin und her und sogt: „Heili wohr ah, auf däs war ih neugieri.“

„Auf wos?“ sogt da Baur.

„Wos Du thatst, wanst Du da Kaisa warst.“

„Wia kimst ma dan für, Sauholda!“

„W o s D u t h a t s t, w a n s t D u K a i s a w a r s t!“

„Guat liaß ih ma s gschehn. In gonzn Tog liegad ih aufn Heu.“

„Und derawegn möchst Du Kaisa sein?“

„Wos d e n n!“

„A sou that ih nit. Wan ih Kaisa bin, do loß ih s umagehn — schlaggeralent noh amol! Onschickn kunt ih mas.“

„Glaub da s eh,“ sogt da Baur, „Du wurdst as s c h ö n nobl gebn.“

„Däs konst da denkn. Wan ih amol Kaisa bin, aufn Heu lieg ih nit. Z Fuaß treibad ih meini Sau nit auf d Woad. Auf an Schimel mit guldenen Sodl reitad ih eahna noch, und sechs Grofn müassadn hintn drein trappeln.“

Erklärung: zwischn sein Zähntn: Zwischen den Zähnen. schlaggeralent: munteres Fluchwort. Sodl: Sattel.

Is s wos — so is s nix.

Geh, Bua, wanst na nit so neugieri warst! As wochsadn da derawegn koani Schwom auf da Zung, wanst as Frogn amol sein liassast. — D Hofnamoasterin is s, wanst as scha wissn muaßt.

D Hofnamoasterin is s, a bildsaubers Weibel und Witiwe noh dazu seit an Johr. Ah, däs is z viel auf amol. — Sist, zimt mih, seins d Weibaleut, de Häferln kafn gehn zan Hofna — nit? Und hiaz auf oanmal seins d Monleut, und noh dazua va da jüngern Gottung. Suachn um, untern Schüsseln und Krüagerln und Schmolzdösern: obs nit a dochnani Tabakpfeifn hät? Oder an dochnan Gugaz? — Hobn ma nit; mochn ma

nit. Oder a Nüaschl für a Vöglsteign, an greanglosierten Trinkkruag. Nit? — Guat is s. A Häferl kafns und d Hofnerin moans.

„In himmlischn Hofnamoasta do obn," moant da Schneida Marl, „der, wia ma lest, d Leut aus Erdn drachselt, wird seltn a Kunststückl sa guat grotn sein, als wia däs Weibsbild."

Da Sotla Naz geht häufti vabei und ollamol drahts n eini zu da Hofnerin. De hot a kloans Büabl — is an Ehr für a jungi Wittwe, wans oans hot, — den Büabl bringt da Natz na glei ollamol an rothwangladn Opfel mit oder a Semel, oder a Germkipfel: Se, Micherl, do beißt eini, daß d groß wirst. Bist jo so viel a brava Bua, Du — gelt? — Mogst mitgehn? Ah na, bleibst liaba ba da Muada dahoam. Host recht. Thua ihr na schön fulgn, Deina Muada. Bist a brava Bua, Du."

Und für d Hofnerin hot er ah sei schicksumi Onsproch, da Natz. „Wia gehts Dir ollaweil, Nochbarin?"

„Donk da Frog, muaß scha guat sein, wons nit besser is."

„Wird sih nit fahln", sogt da Natz.

„'s kunt bessa sein'" sogt sie, „datrogn that ma's."

Auf so wos kon da gscheitast Mensch nix sogn.

„Is viel va Dir," moant da Natz, „daß D Dei Gschäft sa brav betreibst. Wird Dar oba doh zsork wern mit da Zeit — und daß D koan Monadn in Haus host."

„Hon ja oan in Haus," sagt sie, und deutt aufn kloan Buabn.

„Eh wohr ah," moant da Natzl.

A Häferl kaft er, da Natz, und a Körberl trogt er hoam, da Natz. — A so gehts an Jadn.

Daß ih nit luig. In Schneida Marl, der sei Häusel aufn obern Dorfplotz hot, den gehts ganz onderst. In rothnosadn Schneida hoaßns n; der Spitznom schreibt sih noh va sein Vodern her, als wia wan er kunt dafür, da Marl, daß sei Voder a rothi Nosn in Gsicht hot ghobt. Da Marl selber is a saubers Bürschl, kirzngrod gwochsn, und lusti dabei.

Kimt da Marl amol zu da Hofnerin, kaft a Milchreindl und a Supppnhäferl.

„Thuast Da leicht selba kochn dahoam? frogt d Hofnerin.

„Kon scha sein. Wan ma ka Weib hot." sagt do Schneida.

„Legad ma halt oans zua," moant d Hofnerin, do mochts an Schebera. Da Schneida hat va lauta Schrotn s Häferl und d Milchrein zsomdutscht — hots Scherbn gebn.

„Scha wieder Glück," sagt d Hofnerin. „Wan d Leut nix zsomschlogn thatn, müassadn d Hofna dahungern." Daweil suachts eahm a neugs Häferl und a neugs Reindl mit an extrafeina Glosur aus, und klöpftl mitn einbognan Finger aufs Gschier, obs nit eppa sumbad und koan Schrick hot. Gibt an Klong as wir a Glöggerl. „So, Marl, do host wieda wos Neugs zan zsomschlogn. — Geh, sei nit narisch, steck ein!"

s Geld muaß er wieder einsteckn, mit den er s Hofnagschier zohln will. Sie nimts nit on. A so a rars Leutl! —

Auf so wos kon mas oan denkn, wias ausgeht. Steht an ella Tag an, kimt in an Sunta nochn Hochomt da Schneida Marl ins Hofnahaus. Sei schwarzes Ostatogröll hot er on und a rothseideni Holsmaschn und d Stiefel sein heint gor scha s zweitimal gwichst.

D Hofnerin hot grod ihrn Kirchnmontl ohglegt, wir er ba da Thür eina geht. „Guat morgn, Moasterin," sogt er ernsthoft und dämpfi, „hiaz bin ih do und frog Dih, obst mei Frau willst wern?"

D Moasterin is urndli daschrokn. „Ols z gach gehst as on," sogts.

„Bin froh, daß s heraußt is," moant da Schneida, „übalegt hon ih ma s long gnua, und hiaz sei so guat

und gib ma gottsaufrichti Ontwort, wir ih Dih gfrogt hon."

Sie sogt ka Wort — geht in ihr Schlofzima, mocht die Thür zua.

Da Marl steht do. Traut sih nit niedazsitzn auf an Stuhl, und ban Stehn schaut da Mensch dum aus, bsunders, wan er nit woaß, hot er auf wos zwortn oder kon er scha fuatgehn.

Noch a Weil kimts aussa, d Hofnerin von ihrn Stübel. 's Nahkörbel nimts von Tischl und stellts wieda hin, ban Fenstavorhong bandtls um, ma woaß nit, scheint ihr d Sun z wenk in d Stubn, oda z viel. In Schneida thuats, as wia wan s n nit sahad, woaß oba recht guat, daß er noh steht auf sein oltn Fleck, nit weit va da Thür. Auf oanmol wias mit n Fürtaer in Stab ohwischt aufn Fenstabretl, sogts gonz dämpfi: „Heint kon ih nix sogn, heint muaßt schon a so wieda fuatgehn."

Er schauts a Weil an, grüßt deamüati und geht hoam.

Hiaz woaß er nit, wir er dron is. Denkt oba ban eahm selber: Is schon a guats Zoachn, daß s nit n a gsogt hot. D Weibaleut thoan sih gern a wenk ziern; sa hort, daß s oft wortn aufn Mon, wan er kimt, müassns n erst noh a wenk roazn. Ober in drittn Tog is sei Geduld schon aus gwest. Er schreibt ihr a Brirfl: er liaß s bittn, sie wissads eh, wos er moant.

D Hofnerin schickt ihrn kloan Buabn: „Mei Muada loßt in Moasta schön grüssn, und wan er sa gut möcht sein, und mir a neugs Gwandl onmessn für n Summa, von Bamwulzeug, und da Moasta möchtn ban Kaufmon selber aussuachn."

Frogt da Schneida: „Hast sist ah noh wos auszrichtn?"

„Jo, d Muada loßt bitn, d Hosn nit z eng, und hintn zan aufkneifeln."

Wan mas nimt, s is wieda ka schlechts Zoachn, denkt eahm da Marl.

Auf dos vagehn wieder a por Tog, do siacht da Schneida d Hofnamoasterin übern Gortnzaun. Sie bindt grod a Nagerlstöll um an Stob, daß s nit umfolt.

Gehts in Weibaleutn besser as wir an Nagerlstock? denkt da Schneida, schön seins freili, aber an festn Schutzstob müassns hobn, sist folln s um.

„Nau, Moasterin, wos is s?" schreit er übern Zaun, „sein d Nagerla scha zeiti?"

„Glaub nit," sogt sie, daweil bleans oba so glüatrot aufn Stock, und lochn übera. Sie hotn koans ohbrockt. Er geht weiter und denkt: Is a schlechts Zoachn gwest, dosmal.

Noch a Wochn schickt da Schneida s neug Gwandl. Guat stehts in kloan Buabn, herzi stehts n. Kina thuat er sei Gschäft, da Marl. — Wons so weit kimt, denkt ihr hiaz d Moasterin, d Hofnerei gib ih auf, verkafs, richtn uns s Schneidahäusl sauba zsom, hilfn schneidern. Hoaßt dos, wons sa weit kimt.

Daweil finirt in sein Stübel da Schneider: Is s was, oder is s nix? Do trampelt wieda da Hofnerin ihr kloana Bua daher. Und — sapperameichel, in neugn Gwond!

Da Kloani nimt schön brav sei Hüatl oh, wia s a sih ghört, wan mar in a fremts Haus kimt; sei guldforbis Haarl is heint wulta fein kampelt, und mit seini bliarothn Wangerla, so steht er do und schaut treuherzi zan Marl auf und sogt: „Mei Muada laßt frogn — fürs neug Gwandl — wos d Schuldikeit wa?"

Bockstar wir a Zaunsteckn, so steht da Schneida do. Noch und noch bsint er sih: „Büabel," sogt er, „geh hoam, und richt Deina Muada däs aus: Is s wos, so is s nix, und is s nix, so is s drei Guldn fünfazwoanzg Kreuza."

Erklärung: Schmolzdösn: Schmalztopf. Dösern: Töpfe. Dochna: thönern (aus Thon gemacht). Gugaz: Kukuk. Monada: Mannsbild. an Schecheramochn:

einen schrillen Ton geben, wenn etwas zerbricht; z'somtuschn: zusammenstossen; jumban: schrillen; Schrick: Sprung; dämpfi: dumpf; Füater: Schürze; aufkneifeln: aufknöpfen; Stab: Staub! Nagerl: Nelke.

Wia der Irzdechant da Gschloßliesel Ohbitt leistet.

Tiaf in Böhmlond diner hon ih an guatn Freund, und der woaß ollaloi gspoasigi Gschichtn von Irzdechantn Hockewanzl. Ih moan, ees deafats enks gmirkt hobn, wos da se guati Freund vor an etla Johrn in unsern „Hoamgortn" (VI. Johrgong, Seitnzohl 823) va sein Irzdechantn für a schöni Gschicht dazählt hot. — Kürzli hot er ma wieda wos Neugs zwissn thon von Hockewanzl und däs drückt mih und will dazählt sein.

Der Irzdechant Hockewanzl is an ungschlochta Patron und hot sei Bischoft und sei Konsisturi mit eahm a rechts Kreuz. Da Hockewanzl that ollaweil gern a wenk Prolot wern und se lossn an nit. Und sist hot er ah gern sei Pech. Er is ban a Wollfohrtskirchn ongstellt und wia mehra Kirchfohrta, das kemen, um so öfta bsuachn an die brotnan Hendl ba da Tofel und um so öfta kon s Bierkrüagl gfüllt wern. Is ah recht däs; gun eahms. Do lodnt da Hockewanzl amol von an Nochbarskloster an Dominikaner ein, daß dasewi predinga sul in Hockewanzl seina Wollfohrtskirchn. Geht da Dominikana her und predingt da gonzn Kirchn vul Wollfohrer a Lonks und a Broats für, übern Obaglaubn von Kirchfohrtngehn; s Kirchfohrtngehn war a Zweifl an die Ollgegnwort Gottes und an Christn stands nit guat on, daß er den heidnischn Brauch noh betreibat. — Hobn sih schön stad vazogn die Kirchfohrter und da Hockewanzl hot gschultn und is s zan erstn und zan leßtn Mol gwesn, daß er an Dominikana zan Predinga hot eingłodnt in sei Wollfohrtskirchn.

Er predingt sidera selba. Hot ober ah do wieda sei horti Soch und Bekümernuß.

Muaß da Tuifel danebn in Herschoftsgschloß an olti Betschwesta holtn — die Gschloßliesel. Dos wor a Vawondti von vasturbnan Gschloßdirekta, hot olli Schlüssel in Händn, is da Hausdrock, und wans ausgeht, henkts olli rothgscheckadn Fetzn auf ihrn heilign Leib, und draht sih und bamt sih und spielt sih auf die Gräfin. De hoffärti Person hot der Irzdechant Hockewanzl scha long in Mogn ghobt, und oft, wans vabeighatscht is und in rothn Stabaufwischa von Umhängtuach auf da Stroßn nochgschlompt hot, steht er vor seina Hausthür und schaut ihr spötlerisch zua und sie spritzt aus ihrn kloan schiaglandn Aeugerln ihr Gift aufn Herrn Irzdechantn.

Olli Sun- und Feiertogs is d Schloßliesel fleißi in da Kirchn, s geht ihr um die heilign Messn, und sie schaut gern noch da Seitn owi, ob ihr Gwond die rechtn Foltn legt, wia da guldani Rock va da heilign Jungfrau Maria aufn Hocholtor. Während da Predi, do schauts in ihr Betbüachl und thuat woaß wia frum betn. Sie kon sei Plopawerch nit onhörn, sogts, und — woaß mar a so — däs hot da Herr Irzdechant dafohrn.

„Is ma gonz Wurscht, ob mih die olt Schochtl onhört oda nit," sogt er, oba in da Ghoam hots n doh gharbt. „Loßts na Zeit," moant er, „nachst Frauntog wirds mih schon onhörn — ih woaß s."

Da heili Frauntog kimt, die Kirchn is vul Leut, d Schloßliesel is ah do — Gott Lob und Donk. Untawegn auf die Konzl bleibt der Irzdechant an kloan Augnblick vor ihrer Bonk stehn und schauts groß on. Wir er auf da Konzl steht, schaut er ah noh amol owi auf d Liesel, so daß d Leut eahneri Köpf hebn und wendn: wos er dan siacht? wen er dan onschaut?

Endli mocht da Herr Irzdechant seini Sochn und hebt on zan predinga. — Wulta brav loßt ers heint aussa. Er predingt va da heilign Jungfrau Maria und auf d Leßt, do sogt er: „Daß Ihr aber nicht vergesset, liebe Christen, so muß ich Euch auch beschreiben, wie schön sie war. Das liebliche, holdselige Angesicht, die blauen, himmlischen Augen, in den Wangen das Grüblein, das ist unbeschreiblich — unaussprechlich! Ich habe kein Wort dafür."

Do hobns amol glost! So fein und zort seins as nit gwohnt von ihrn Irzdechantn. Oba wos er nocha drauf sogt, däs is eahna scha bekonta fürkema.

„Herentgegen," so predingt er weita, „kann ich Euch sagen, was für schöne Kleider sie an ihrem heiligen Leibe trug, wenn sie in die Kirche gieng. Da zog sie ein grünseidenes Jöpplein an und hieng ein kirschrothes Ueberhängtuch um, daß sie den Zipfel auf der Straße lang nachzog, und setzte einen weißen Schaubhut auf; alsdann nahm sie ein rothseidenes Parasol in die Hand und das Alles stund ihr so zierlich und manierlich, daß sie von Weitem, aber ganz von Weitem, so aussah, wie — na — wie die Mamsell Liesel von unserm Schloß. Amen!"

Wos gschiacht? Die Gschloßliesel rent va da Kirchn aus und hoamzua, und in ihra Koma follts in Ohnmocht. Wias wieda zan ihr selba kimt, schreibts in Bischoft, vallogt in Irzdechantn, und ihr Leppa nit, so schreibts, setzts koan Fuaß mehr in die Kirchn, so long ihr der unghobelt Kloß und folsch Ding, der Irzdechant, nit öffentlich Ohbitt leistat.

Guat üba dos. Sa kimt holt wieder amol a grossa Briaf von Konsisturi fürn Hern Irzdechant Hockewanzl. Der woaß s eh scha, wos s meh gibt, und wir er glesn hot, steigt er schorf gifti übers Fletz auf und oh und sogt: „Dumer Wisch, infamer! All miteinander könnts mir auf den Buckel kriechen! Feierlichen Widerruf leisten! Natürlich! Und in der Kirchen nach der Predigt, natürlich! Etwan gar noch niederknien vor dieser alten Putzgredl! Na, das Ding wollen wir erst beschlafen!" —

Togs drauf, do hot da Her Irzdechant sei lustigs Gsicht aufgsetzt; do schaut er ollamol so gwiß drein und de n kenen, de sogn: „Da Hochwürdn hot wieda wos unta sein Hüatl!"

Heint loßt er sein Kutscha ruafn und sogt: „Steffel," sogt er, „sprengs aus, nächst Sonntag nach der Predigt wird der Herr Erzdechant der Schloßliesel Abbitte leisten."

Schautn da Steffel groß on und denkt ban eahm selba: „Na, däs kon schön wern!" —

Da Sunta kimt, die Kirchn wird schier z kloan, so viel Leut trobeln eina bar olln Thürn, wöllns hörn, wia de Ohbitt wird ausfolln.

D Schloßliesel is ah do — aufdunert übar und üba, wirft ihri Augn lings und wirfts rechts und mit da gonzn stulzn Herlikeit sitzts do in ihrer feingschnitzltn Bonk wir a Gräfin. Wia die Predi onhebt, schlogts wieder ihr Gebetbüachel auf und gstellt sih va lauta Hoffort deamüati. Ober einweni, do wird ihr s Herz völli rowellisch, wia hiaz der Augnblick ollaweil gläda zuwakimt, wo ihr der übamüati Irzdechant Ohbitt leistn muaß vor da gonzn Gmoan.

Der Irzdechant steht schon auf da Konzl. Er is heint gor ernsthoft und feierlich. Sei Predi geht üba die hoffärtign Pharisäer, de sih in ihrn seidenen Gwondsetzn und mit gleißnerischn Augnan mittn in Tempel stelln, damit sie von olln Leutn gsechn wern. Redt nochha von Zöllna, der hinta da Thür steht und sein Gott deamüati Ohbitt leistet va wegn seiner Sündn und Fahler. „Und so, wie der Zöllner," sogt der Irzdechant af d Leßt, „so, meine lieben Pfarrkinder, stehe auch ich heute vor Euch und will Abbitte

und Widerruf leisten, wie es recht ist. Ich war verblendet und habe gesagt, daß die heilige Maria, wenn sie schön angezogen war, schier so ausgesehen hat, wie die Mamsell Liesel. Das war unrecht von mir, denn gegen die heilige Maria ist und bleibt die Schloßliesel eine alte Putztaschen in Ewigkeit. Amen."

Erklärung. Irzbechant: Erzdechant. diner: drinnen. Bischoft: Bischof. predinga: predigen. kirchfohrtn: wallfahren. sidera: seither. nochgschlompt: einen Fetzen hinten einhergezerrt. woaß wia frum: man weiß nicht, wie fromm, hat keinen Vergleich dafür. gharbt: geärgert. glost: gehorcht. Fletz: Fußboden. wieda wos untan Hüatl hobn: Ränke spinnen. sprengts aus: mache es offenkundig. trobeln: drängen. rowellisch: rebellisch.

Vorfrühling.

Von Sophie von Khuenberg.

So spät erst wird es Abend. Lange währt's,
Bis sich im Dämmerlicht ein leises Träumen
Hinwagt zu mir durch all' die Tagsgedanken;
Denn schon dem Mai entgegen wandelt zögernd
Die Welt und unlustig des Scheidens war
Die Sonne heut' nach langversäumtem Leuchten.
Doch endlich schied sie. Tiefblau liegt der Himmel
Und über ihn hin, zitternd, spielt der Sterne
Mattgold'ner Schimmer. In verschwomm'nem Umriß
Seh' ich die Kirche und die Häuser ragen
Und durch die Linden, durch die Fliederbüsche,
Die kahl noch schauern, zieht ein Abendlüftchen,
Wie Mahnung künft'gen Blühens, und zusammen
Mit Glockentönen klingt ein Vogelgrüßen,
Halblaut und lieblich, wie ein Heroldsruf
Des nahen Lenzes....
Wie lieb' ich diese Stunde! Weit geöffnet
Ist mir das Herz und aus und ein zieht klingend
Ein Allgefühl, so rein, so schön, so mächtig,
Und schlingt den Arm um mich und spricht verheißend
Von Glück und Ruhm... und wie durch Schleier seh' ich
Erfüllung winken meinen Idealen — —
Das sind die hellen Stunden meines Daseins!
Doch gibt's auch dunkle, o so nächtig düst're,
In denen alles Hoffen jäh sich losreißt
In meiner Brust und einsam mich zurückläßt
In wilden Zweifeln! Tausend Schmerzen jagen
Schrill tönend durch mein Innerstes, und hohnvoll
Tritt mir entgegen dann die finst're Frage:
Warum denn soll dies Herz nicht elend sein?
Es sind's ja Tausende! Hab' ich ein Recht,
Was Besseres zu heischen? Ein Verdienst,
Das wert mich machte eines schön'ren Schicksals!?
O nein, o nein! Ich bin ja auch von Jenen,
Die hadern mit der Gottheit, rütteln wollen
Am Weltenbau und auf dem Pfad der Träume
Doch schwankend irren! Des Betretens unwert
Dünkt oft der Boden mich, an den gekettet
Mein Menschenschicksal; darum, darum eben
Hält's mich so festgebannt und wenn die Sehnsucht

Mich fliehen heißt, so holt ein schnelles Weh
Mich grausam ein und drängt zurück mich wieder
Auf die verlass'ne Bahn....
Doch heute war kein solcher Tag; versöhnlich
Lag zwischen mir und jener Welt der Sorge
Ein freudiges Empfinden ausgebreitet;
Denn von mir hab' ich weggewälzt den Kummer
Auf Wogen eines Lied's, und hell und lieblich
Flog mancher Traumgedanke mir vorüber
Und lächelte mich an so froh lebendig!
Ich bin ja jung! Und wißt Ihr, was das heißt? —
O ja, Ihr wißt's! Ihr, die im eig'nen Herzen
Der Jugend Goldstrom selig rieseln hört,
Ihr lächelt, nickt; und Ihr, die grauen Hauptes
Rückblickt darauf mit sehnsuchtsvollem Auge,
Ihr schweigt, bewegt von flutendem Erinnern.
Ich bin ja jung! O freudiges Bewußtsein,
Das mich hinweghebt über jeden Abgrund
Auf Adlerfittig! Das jedwedes Leid
Mit süßer Sorglichkeit mir tragen hilft,
Das Häßliche verschönt, das Düst're aufhellt,
Ein klingend Leben haucht in jede Oede,
Mich stark und frei macht, groß und stolz und glücklich! —
Nicht immer wohl; dies „Jungsein“ schleudert auch
Gewalt'ge Kämpfe oftmals uns zu Füßen,
Davor wir beben, schaudern, die wie Hünen
Den Austritt wehren in das helle Leben,
Indes das Alter lächelnd darauf hinblickt,
Als sei's ein Kinderspuk und meint, man könne
Mit spielend leichter Hand ihn von sich weisen.
O lächelt nicht! Gar wilde Stürme sind es,
Die an der blüh'nden Jugend trotzig rütteln,
Die alles Denken durcheinander jagen,
Aufwirbeln, was an Gutem, was an Bösem
D'rin schlummert und mit donnerndem Gebrause
Hinstürzen über mich und rauschend löschen
Das Licht des Friedens, das in meiner Brust
So freundlich hell gebrannt....
Ein Beispiel tauchet
Empor mir aus der Flut des eig'nen Schicksals:
Er liebt sie voll und wahr, er sinnt darauf,
Ihr Leben an das seine hold zu knüpfen.
Sie liest's in seinen Blicken, Briefen, Liedern,
Und oftmals auch vertraut er duft'gen Blumen
Die süße Sendung! Immer fühlt sie's laut,
Daß schön und echt und glutvoll sein Empfinden,
Daß er ihr wert, daß niemals eine Seele
Es mehr um sie verdient, und das auch sagt sie
Ihm offen und vom Herzen; doch weil Wahrheit
Ihr höher gilt als Vieles, so gesteht sie
Ihm rathlos ein, was selber ihr ein banges,
Qualvolles Räthsel! „Wie ein Irrwahn,“ sprach sie,
„Verfolgt die Furcht mich, daß es Liebe nicht,
Was ich erweck' und gebe! Nur die Sehnsucht,
Die unbestimmte, ist's, die Hand in Hand
Mit meinem Künstlerdrang nach Holdem pilgert,
Und hier und dort zu finden glaubt das Schöne,
Wo unstät suchend nur ihr Flug sie leitet.
Und dann — ob mit des Könnens sel'gem Rechte,
Ob nur vom Wunsch zu können hell getragen,
Ich weiß es nicht — streb' ich den Höhen zu,
Den lichten, reinen, wo der Lorbeer winkt!
Ihn zu erringen, ließ ich gern die Rosen,
So schön sie sind, verglüh'n, denn selten, ungern

Wird sich die ernste, welterhab'ne Muse
Verbünden mit dem liebesheit'ren Glück! —
Noch fühlt' ich es bei Keinem, daß die Liebe
Aufwiegen kann die andern Güter alle. —
Nicht Freiheit und nicht Kunst möcht' ich entbehren!
Dring' nicht in mich — lass' selbst mich still belauschen,
Ob Du es bist, dess' Wort betäuben kann,
Was immer wach und stark in mir geblieben!" —
Er hört sie an mit wehmuthsvollem Sinnen,
Er weiß nun, was sie fernhält von den Armen,
Die sehnend sie umfassen wollen, weiß nun,
Daß in ihr tobt ein Kampf, den kurze Stunden
Nicht schlichten können . . .
Doch die Bitterkeit,
Die ihn ihm aufsteigt, schmiegt sich, rasch besänftigt,
Der Allmacht seines Fühlens und nicht weist er
Von sich den hellen, friedlichen Gedanken,
Am Pfad der Neigung muthig fortzuwandeln,
Um auf der Freundschaft, des Vertrauens Brücke,
Vielleicht der Liebe plötzlich zu begegnen.
Und also hielt er's, liebte sie und quälte
Ihr schwankend Herz nicht mit verfrühten Wünschen.
Sie dankt ihm's innig . . . . denn wer faßt das leise,
Geheimnißvolle, tiefe Zauberwalten
Des Frauenherzens? Tausend Widersprüche
Beleben es zum Schein und doch ruht Alles
In eines Fühlens lieblicher Umfriedung!
Zuweilen faßt die Furcht ihn, daß sie könnte
Willfahren seiner Sehnsucht, ohne selber
Zu theilen sie, und solch' ein Ueberlegen
Der Angst, des Zweifels läßt ein Lied ihn dichten,
Und in dem Liede läßt er leis' sie sagen:
„Ich will so lieb sein, daß es Liebe scheint,
Doch frage nimmer mich, ob ich Dich liebe!"
Er sendet ihr das Lied, sie liest's, und mächtig
Ergreift sie jene Stelle; wie ein Spiegel,
Ein magischer, den ihr die Zukunft vorhält,
Und d'raus gespensterhaft herüberwinkt,
Was ahnungsvoll in traurigem Gemüthe
Ihr manchmal vorgeschwebt . . . .
„O, niemals," ruft sie,
„Könnt' ich das scheinen, was ich mich nicht fühle,
Niemals das sagen, was mit seinem Pochen
Mein Herz nicht laut bezeugt! . . . .
Ein deutsches Mädchen gibt nur liebend sich
Zu eigen einem Manne oder nicht!
Als Bürgschaft für mein künftig Thun und Lassen
Nimm diesen Ausspruch! Soll der Lenz uns werden,
Harrt aus Dein Herz, blüht meines Dir entgegen,
So wird's ein sonnenlichter Frühling sein
Und reich uns lohnen diese dunklen Stunden!
Wenn nicht, — — kann ich begehren, daß Du mir
Nicht zürnen sollst? — Du wirst's! In Bitterkeit,
In Haß vielleicht, wär' plötzlich umgewandelt
Die schöne Liebe, und was hold und würdig
Der innigsten Verehrung Dir geschienen,
Du trätest es mit Füßen . . . . .
Ach, ich weiß es,
Denn jeder Tag gibt prahlend solch' ein Beispiel!
Es schmerzt so tief, wenn scheu sich die Gedanken
Hinausgewagt an diese Möglichkeit;
Wie müßt' es schmerzen erst, wenn das, was möglich,
Gewißheit würde! — —
Und dennoch, dennoch könnt' ich Dir nicht lügen,

Der so mein tiefstes Wesen kennt und liebt! —
Das Leben ist so lang, so endlos lang,
Wenn eine Lüge sich hinüberdehnt
Von Tag zu Tag und alle Freuden einhüllt
In Angst und Vorwurf wie ein Spinngewebe,
Das sich von Zweig zu Zweigen klammernd festhält
Und Blätter, Blüten zitternd überwölbt
Mit grauen Fäden . . . . . .
Das Leben ist so kurz, unsagbar kurz!
Eh' Du's bedenkst, entfliehen Jahr' um Jahre.
Und diesen flücht'gen Traum sollst Du im Weh,
Im Zwiespalt mit der Welt, Dir selbst verträumen?!
Das Leben ist so kurz! — Muß nicht das Glück,
Das reichste Glück Dir blüh'n, Dich zu versöhnen
Mit dem Gefühl, daß Alles einmal aufhört?
O ja es muß, es wird — —

Hörst Du die Amselstimmen? Fühlst Du nicht
Ein wundersames Hauchen in den Lüften? —
Wohl überhanget grau Gewölk den Himmel
In diesem Augenblick, — doch unbekümmert
Geht schon ein leises Knospen durch den Wald;
Es webt und drängt; wie lieblich fernes Duften
Steigt mir's zu Sinn und alle Zweifel flüchten
In einen süßen, hoffenden Gedanken!" —

Glockenblümchens Liebesgeschichte.

Ein Maitraum von O. E.

Duftender Maienglanz lag über der Erde. Noch war es nicht ganz hell, leises Dämmern webte zwischen den Stämmen der Bäume, während um ihre Häupter sich durchsichtige Nebelschleier, schillernd im Frühlicht, spannen. Ein frischer Lufthauch strich von Osten her, daß die Blätter sich schüttelten und flüsternd rauschten; dünner und dünner wurden die Nebel, hoben sich in die Höhe und zerflatterten spurlos im Aether. Nun leuchtete der erste Sonnenstrahl über die Gegend hin und wie durch einen Zauberschlag erhielt Alles Farbe, Leben, Bewegung. Die Millionen Thauperlen an Gras und Blättern schimmerten wie ebenso viele glänzende Edelsteine, die tausend und aber tausend Blumen und Blüten erschlossen sich dem Licht; Käfer schwirrten, Bienen summten vom Walde und aus den Lüften tönten unzählige Vogelstimmen.

Alles freute sich jubelnd des Daseins und des holden Frühlings, jedes Einzelne lobte und pries den Schöpfer auf seine Art und Weise, während doch wieder Alles zusammenklang in wunderbarer Harmonie.

Ziemlich abseits von den andern Blumen, unter Grashalmen halb versteckt, stand ein kleines Glockenblümchen. Zum ersten Male heute hatten sich seine Aeuglein der Sonne geöffnet. Schlaftrunken schüttelte es den Thau vom Köpfchen und blinzelte mühsam dem ungewohnten Licht entgegen.

Als es sich nach und nach an die Helle und den Glanz gewöhnt hatte, begann es neugierig sich umzusehen und kam nun vor Staunen und Bewunderung gar nicht mehr zu Athem

über all' die Pracht und Herrlichkeit, die es umgab. Unbekannte melodische Töne schlugen an sein Ohr und überall, wo es hinblickte, gab es so viel Wunderbares, Schönes zu sehen, daß ihm ganz schwindlich zu Muthe wurde. Endlich hatte es sich wieder etwas erholt und beruhigt und begann nunmehr dem Einzelnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Drüben auf der Wiese, den Hügel hinan, standen viele und verschiedenartige Blumen, die fast alle weit bunter und prächtiger gekleidet waren als Glockenblümchen. Wenn der Frühlingswind über sie hinstrich, wiegten sie sich jedesmal graziös vor seinem Hauche und es schien, als hätten sie sich bei dieser Gelegenheit immer eine Menge zu sagen und zuzuflüstern. Aber Glockenblümchen war zu weit entfernt, um zu verstehen, um was es sich handle. Zuweilen kam ein summender Käfer, ein geschäftiges Bienchen, eine brummende Hummel oder eine lustige Fliege. Ab und zu ließen sie sich auf oder zwischen den Blumen nieder, um nach kurzem Verweilen wieder weiter zu eilen. Und darauf steckten die Blumen ihre duftigen Köpfchen zusammen und kicherten und plauderten um so eifriger untereinander.

Als später die Sonne höher stieg, Alles mit ihrem Golde überfluthend, und schon fast das letzte Thautröpfchen unter ihrem warmen Strahl verdunstet war, da schaute Glockenblümchen wie gebannt nach der Wiese hinüber, denn dort erschienen, erst vereinzelt, dann immer mehr und mehr wunderbare und, wie es ihm vorkam, ganz überirdische Wesen. Große bunte Flügel, über die Gold und Silber nur so ausgeschüttet waren, daß sie schillerten in allen Farben des Regenbogens, trugen einen schlanken Körper mit kleinem Kopf, großen Augen und einem zierlichen Federbusch, während zwei lange Fühlhörner der ganzen Erscheinung etwas eigenthümlich Leichtes und Gefälliges verliehen.

Sie schwebten von Blume zu Blume und wußten augenscheinlich jeder etwas Angenehmes und Artiges zu sagen, denn alle lächelten ihnen zu und schienen von der Liebenswürdigkeit der glänzenden Cavaliere vollkommen bezaubert. Auch an Glockenblümchen segelte Einer oder der Andere vorbei, aber sie streiften das kleine Ding kaum flüchtig mit den Augen und kehrten rasch wieder nach der Wiese und zu den geputzten Blumen zurück. Glockenblümchen schaute schüchtern, aber auch neidlos hinüber nach der lebhaften Gesellschaft, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß es sich nimmer wohl fühlen werde unter dieser vornehmen Welt, mit seinem bescheidenen Sinn und Wesen.

Mit einem Male war es, als stelle sich ein Schatten zwischen Glockenblümchen und die Sonne und zur Seite blickend gewahrte es einen großen graubraunen Falter, welcher, auf einem nahen Grashalm sich schaukelnd, die großen Augen unverwandt auf Glockenblümchen hielt. Zuerst war es ganz erschrocken und dann stieg ihm das Blut in's Gesicht über das kecke Anstarren. Es wandte den Kopf weg, aber gleich darauf war der Schatten verschwunden und Glockenblümchen athmete erleichtert auf, nachdem es sich durch einen verstohlenen Blick überzeugt hatte, daß der Halm wieder leer war.

Unter immer wechselnden Bildern verflog der Tag gedankenschnell und als der Abend niedersank, und kühler und erquickender Thau, da schloß Glockenblümchen die Augen müde vom Schauen und allem Erlebten, aber mit einem Lächeln auf den Lippen und dankbarer Zufriedenheit im Herzen gegen sein gütiges Geschick.

Der nächste und der folgende Tag verflossen wie der erste. Am dritten Morgen, als Glockenblümchen eben eifrig nach der Wiese hinübersah und ganz versunken war im Anschauen des bunten Getriebes, fühlte es plötzlich

wieder den Schatten auf sich fallen. Es zuckte zusammen und wagte kaum einen halben Blick nach jener Seite, woher er kam. Ja, da war er wieder, der braune Gesell, und wieder schaute er Glockenblümchen an, daß es ihm heiß und kalt wurde und die wenigen kurzen Augenblicke eine Ewigkeit dünkten. Endlich breitete er die Flügel aus, hob sich in die Lüfte und verschwand.

Von nun an kam er öfter, fast jeden Tag. Glockenblümchen fieng an, sich an sein Erscheinen zu gewöhnen und fand ihn mit der Zeit nicht mehr so häßlich, wagte es sogar einmal, ihn aufmerksam zu betrachten und da entdeckte es denn zu seinem Erstaunen, daß die unscheinbaren braunen Flügel in wunderbaren veilchenblauen Schimmer erstrahlten, sobald er sie bewegte oder gegen das Sonnenlicht ausbreitete. Dabei blickten die großen Augen so freundlich und gut, daß Glockenblümchens Angst und Scheu immer weniger wurden, daß es sich freute auf den Augenblick, wenn es den Schatten wahrnahm und daß es ganz unruhig werden konnte, wenn dieser einmal über die gewohnte Stunde ausblieb. Nach der Wiese drüben, mit ihren koketten Blumen und deren gaukelnden Verehrern, schaute es wohl noch zuweilen, aber das eitle Treiben da drüben hatte jeden Reiz für Glockenblümchen verloren, seitdem es in der eigenen Brust ein holdes Glück barg, das mit jedem neuen Morgen schöner und voller erblühte.

So schwanden die Tage dahin. Immer heißer und länger strahlte die Sonne vom azurnen Himmelsbogen nieder, immer kürzer und heller wurden die Nächte. Glockenblümchen fand kaum einige Stunden mehr, um die müden Aeuglein im nächtlichen Schlummer zu stärken. Sobald der Morgen graute, war es hellmunter und dachte des seligen Augenblicks, der ihm den Freund bringen würde. Nun träumte es fort, mit offenen Augen und so berauschend, so berückend war der Traum, daß es darüber vollkommen der Wirklichkeit vergaß und erst abermals süß erschrocken erwachen mußte, wenn das Wehen eines leisen Flügelschlages ihm die Gegenwart des Ersehnten anzeigte.

Seit einigen Tagen glaubte Glockenblümchen einen wehmüthigen, ja schmerzlichen Ausdruck in den großen treuen Augen, welche es so innig anblickten, wahrzunehmen. Aber es war ja gar kein Grund vorhanden, traurig zu sein; nichts hatte sich verändert, und so mochte es sich wohl getäuscht haben. Da eines Morgens, Glockenblümchen hatte kaum den Schlaf aus den Augen gerieben und die hellen Thauperlen glänzten gleich schimmernden Diamanten noch überall an seinem Kleide, war plötzlich der Schatten da, Glockenblümchen, obgleich selig überrascht, vermochte dennoch nicht ein leises Angstgefühl zu unterdrücken. Zu so früher ungewohnter Stunde war der Freund noch nie gekommen. Nur zögernd wagte es aufzublicken, aber wie ihre Augen sich begegneten, da meinte Glockenblümchen umsinken zu müssen vor namenlosem Schreck, so todestraurig, so hoffnungslos verzweifelt schaute er zu ihm herüber. Zitternd senkte es das Köpfchen und Thräne auf Thräne tropfte verstohlen zur Erde nieder.

Gegen Mittag bemerkte Glockenblümchen, daß der Falter leise die Flügel zu regen begann, wie er es stets that, wenn er Abschied nahm. Jetzt erst hob Glockenblümchen die thränenverschleierten Aeuglein zu ihm auf und schaute ihn an, voll und unverwandt. In dem Einen Blick lag sein ganzes Herz, seine ganze Seele! Da hob er sich langsam empor, noch einmal blickte er auf Glockenblümchen zurück, dann schwebte er höher und höher, — über die Wiese hin, den Hügel hinan, immer kleiner wurde der braune Punkt und endlich war er verschwunden.

Glockenblümchen schaute ihm nach mit versagenden Blicken und als es ihn nicht mehr sah, da gieng ein schmerz-

licher Riß durch sein Herz. Der Freund war fort, auf immer fort. Das wußte Glockenblümchen und mit dieser Gewißheit gieng eine seltsame Veränderung in und um Glockenblümchen vor sich. — Die Blumen auf der Wiese drüben schienen einzuschlafen in der Mittagsglut, immer träger und matter tanzten die bunten Falter über sie hin, die Sonne selbst leuchtete so fahl, obgleich vom wolkenlosen Himmel. Glockenblümchen eigenes blaues Kleidchen kam ihm so farblos, so verblichen vor, die Aeuglein waren ihm schwer wie Blei. Es war freilich noch nicht Abend und Schlafenszeit, aber Glockenblümchen war müde, ach so müde, und warum sollte es nicht auch schlafen, wenn es die andern Blumen thaten. Langsam sank sein Köpfchen nieder, tiefer und tiefer zwischen die Grashalme — wie that das Ausruhen so unsäglich wohl!

Und als der nächste Morgen kam mit seinem Sonnengold und seiner Frühlingspracht, da erwachte abermals die ganze Natur zu neuem wonnigen Leben und Genießen. Nur Glockenblümchens süße Aeuglein lächelten nicht mehr dem Licht entgegen: das kleine Herz und stand still.

Sommerfrische.

Ein Wink für Städter und Bauersleute von P. K. Rosegger.

Wer unsere steirischen Dörfer seit dreißig Jahren heute das erstemal wiedersieht, der wird sie kaum mehr erkennen. Das allgemeine Aufstreben hat auch das Bauernthum ergriffen, und dort — insofern es die Leute nicht vom Bauernstand hinaus, sondern eigentlich erst in denselben emporgehoben hat — die erfreulichsten Umgestaltungen hervorgebracht. Die Eisenbahnen, die allgemeine Militärpflicht und viele andere Erscheinungen der Zeit haben die Bevölkerung durcheinandergeschüttelt; der Eine sieht, wie der Andere lebt, arbeitet und wohnt, und gefällt es ihm, so sucht er's nachzumachen. Die Schulen, die Erweiterung des geistigen Horizontes haben Einsicht und besseren Geschmack erweckt. Jeder kann nicht „Herr" sein, aber man ist auch im Bauernstand ein freier Mann; Jeder kann nicht in einem Stadtpalast wohnen, aber man hebt auch in der Hütte an, menschenwürdig zu leben.

Im Unterlande der Steiermark — besonders im fruchtbaren Lande der Slovenen — läßt diese „Menschenwürdigkeit" freilich noch sehr viel zu wünschen übrig, und was die Zustände der Bauernhäuser und Dörfer anbelangt, erinnere ich mich an den Ausspruch jenes boshaften Fremden: die Grenze zwischen Europa und Asien gehe mitten durch die Steiermark. Das Unterland hat paradiesische Gegenden, wer weiß es nicht! und doch wird sich selten ein städtischer Sommerfrischler in eine jener Bauernschaften verirren, wenn er in derselben nicht etwa sein Winzerhaus oder sein Schloß hat; während sich die obersteirischen Dörfer, kaum minder als die salzburgischen, tirolischen und kärntnischen, selbst die entlegenen, bescheidenen, von Jahr zu Jahr mehr mit Städtern füllen.

Mit dem unaufhaltbaren Wachsen der Städte wächst auch das Bedürfnis nach Sommerfrische. Die Sommerfrische ist kein Luxus, sondern ein Bedürfnis wie die reine Luft, wie das frische Wasser, wie das Sonnenlicht; ich kann es daher nicht begreifen, wie man dieses Bedürfnis durch die unerhört hohe

Zinssteuer der Sommerwohnungen so mörderisch belasten kann. Viele Jahre werden nicht mehr vergehen, ohne daß in unserem Parlamente, oder von einem andern Tribunale herab eine Rede gegen derlei unverhältnißmäßige Steuern gedonnert werden wird, vor welcher alle Luxusgelüste, seien sie nun im Civile oder Militär, werden verstummen müssen.

Ob durch das Eindringen des städtischen Elementes in den Bauernstand dieser moralisch gewinnt oder verliert, diese Frage beantworte ich hier nicht, aber ihr könnt euch denken, wie die Antwort ausfallen müßte. — Nur die Thatsache constatire ich, daß in den ersten Sommermonaten stets eine förmliche Völkerwanderung vor sich geht, von den Städten auf's Land hinaus, schier, als ob Pech und Schwefel vom Himmel fiele auf all' unsere modernen Sodams und Gomorrhas. Und ich constatire den momentanen Vortheil, den die Landleute als kleinen Ersatz für so vieles Andere aus diesen sommerfrischebedürftigen Städtern zu schöpfen wissen.

Schon in den ersten Frühlingstagen beginnen in der Umgebung der Städte und weiter hinaus die Wohnungssucher zu schwärmen. Es sind zumeist Leute des Mittelstandes, die selber kein Landhaus besitzen und denen der Sommeraufenthalt in den Curorten zu kostspielig und — zu langweilig ist. Diesen Leuten geht es nicht um pittoreske Gegenden, nicht um feine Hôtels und vornehmen Comfort; sie sind zufrieden mit der grünen Landschaft, der frischen Luft und dem klaren Wasser; im Schatten eines Apfelbaumes unter Vogelgezwitscher und mit dem Ausblick auf den blauenden Duft der Landschaft sind sie glücklich; dort — mit einer kleinen Handarbeit, mit einem Buche, oder munter plaudernd, oder still hinträumend, ruhen sie aus von dem Culturmärtyrthum der Großstadte. Sie sind glücklich, auf Feldwegen und Wiesenrainen sich ergehen zu können, zählen es zu ihren großen Ereignissen, im Walde einmal einen bemoosten Felsblock, einen rieselnden Wasserfall, eine Erdbeerlehne zu entdecken, ein Reh zu erblicken, ein Vogelnest zu finden, mit einem alten Bauersmanne gemüthlich plaudern zu können, oder gar in einer Bauernhütte mit Milch und Brot freundlich bewirtet zu werden. Besteigen sie einmal eine Anhöhe, um von der Ferne die schimmernden Kirchthürme und die blauen Berge zu sehen, dann sind sie selig wie ein Kind, und finden kein Superlativ, das kräftig genug wäre, ihre Hochstimmung brieflich den unglücklichen Zurückgebliebenen in den Städten auszudrücken.

Ich habe Frauen gesehen, die in den ersten Tagen ihrer Sommerfrische im kühlen Schatten saßen, in den lichten Sommertag hinausschauten und still vor sich hinweinten vor lauter Glück. Der ländliche Frieden und die süße Gottesruhe, die er in's Gemüt legt, kann nur von dem Städter, oder dem Kenner der Städte, tief und voll empfunden werden.

Und ebenso bescheiden ist der Sommerfrischler in der Regel auch in Bezug auf seine ländliche Miethwohnung, auf Gasthaus und Atzung. Reinlichkeit und einfache gute Zubereitung der Nahrung ist wohl das Wenigste, was er hierin verlangen kann. Allerdings gibt es auch Stadtcreaturen, welche auf dem Bauerndorfe elegante Logements mit Salons, vornehme Speise- und Unterhaltungs-Etablissements, gekünstelte Promenaden und Parks, und was weiß ich Alles suchen, sich aber schon über die mäßigsten Rechnungen moquiren und ihre Sommerfrische mit Greinen und Keifen auf die ungemüthlichste Weise verbringen. Auf gut geartete, gebildete Menschen wirkt die ländliche Natur immer veredelnd, allein ein arroganter, versauerter Geselle findet auf dem Lande so wenig wie in der Stadt seine Befriedigung und Harmonie. Doch gehören derlei Sauerampferseelen zu den Ausnahmen.

Für mich gibt es kaum etwas Rührenderes, als eine Stadtfamilie am ersten Tag in der Sommerfrische. Die Kinder rasen wie toll im Grünen herum, der Vater begibt sich still vergnügt auf Entdeckungsreisen nach angenehmen Spaziergängen und Aussichtspunkten, die Mutter sitzt auf der Gartenbank und hört den Jubel der Kinder, und sieht vor sich die freie, lichte Weite, und kann's kaum fassen, daß um sie keine Mauern mehr sind, daß allerwärts eine friedensmilde, eine blühende, klingende, heitere Welt ist. Nirgends Müßigang, überall Arbeit, und die Leute sind munter dabei, und gehaben und bewegen sich einfach und natürlich. Und die städtische Dienstmagd macht schon in der ersten Stunde ein halb Dutzend Bekanntschaften, und überall sind sie mit ihr freundlich und offen, und da fällt ihr ein, was sie in der Stadt nachgerade vergessen mußte, sie wäre auch noch Mensch.

Hier auf dem Lande werden die armen Städter erst inne, daß auch das Athemholen ein Genuß ist — und so athmen sie auf! —

Wie es denn komme? — fragte einst ein Städter einen alten Bergler, daß trotz der oft sehr unregelmäßigen, ja unvernünftigen Lebensweise der Bauern auf dem Lande noch immer so viele Menschen an Altersschwäche sterben?

„Was sollen wir denn machen?“ antwortete der Alte, „wir dürfen nicht allzu oft krank werden, uns fehlt es an Aerzten!“

Vom Mai an bis Mitte Juli, wenn sich die Stadtschulen schließen, kommen sie in unsere obersteirischen Dörfer heraus. Das Murthal besuchen besonders die Grazer gern; das Ennsthal und die Alpenländer an der Salza sind vor Allem von den nomadisierenden Sommerfrischlern, den Touristen und Wallfahrern geschätzt, das Mürzthal liegt und steht jenem Wiener Mittelstande bequem, der nicht viel für Putz und anderen Luxus, wie er in größeren Curorten üblich, ausgeben mag, der nicht ein städtisches, sondern ein ländliches Landleben wünscht. Dieses Thal ist von Wien aus in wenigen Stunden erreichbar und kommen die Geschäftsleute oder Beamten, die wochüber in der Stadt zu thun haben, an den Samstag-Abenden über den Sonntag auf Besuch zu ihren Familien in die Sommerfrische, und kommen auf diese Weise einmal so recht zum Bewußtsein, was das heißt: ein Sonntag!

Das ganze Jahr über hat man gespart für die Sommerfrische, die, von der Miethswohnung abgesehen, billiger kommt, als das Leben in der Stadt. Wohl ist der anspruchsloseste Städter verwöhnt, besonders was Passagen und Reinlichkeit anbelangt, aber unser Obersteirer weiß ihm meistenfalls gerecht zu werden. Schwer vermißt werden fast überall auf dem Lande noch gewisse englische Einrichtungen an Orten, die, wenn schon nicht zur Wohnung, so doch zum Hause gehören. In den günstig und anmuthig gelegenen Dörfern sind die Gast- und Privathäuser der Bürgersleute häufig vollbesetzt, auch wo in Bauernhäusern und Hütten ein freundlich Kämmerlein aufzutreiben ist, wird es gemiethet, und hat der Hausherr an seiner Miethspartei die besten Abnehmer seiner Naturerzeugnisse.

Zum Theil für solche Gäste ist es berechnet, wenn die Häuser und Dörfer von Jahr zu Jahr hübscher und einladender herausgeputzt werden. Die alten Holzhäuser, wofern sie nicht neuen, gemauerten, stattlichen Gebäuden weichen mußten, haben wenigstens ihre Hausthüren erhöht, ihre Fenster vergrößert, mit weißer Täfelung, hellen Scheiben und freundlichen Vorhängen versehen. Das Innere der Zimmer ist dem entsprechend licht und reinlich, mit anmuthigen Bildern, einfachen, aber bequemen Möbeln, mit traulichen Kachelöfen, guten Betten und oft mit Ledersessel und Sofa versehen; in den feuersicheren Küchen

Sparherde und weißgetünchte Wände. — Wer sich erinnert, wie solche Hütten vor zwanzig oder dreißig Jahren bei uns ausgesehen haben! Rauchige Höhlen mit engen Fensterlöchern, an denen Spinnengewebe und erblindete Scheiben noch das Bischen Licht und Luft abhielten. — Die Dorfwege sind geschottert, die Fußwege trocken gelegt, oftmals mit weißem Sande bestreut. Die öffentlichen Brunnen sind zugänglich und rein gehalten; die Wirtshäuser haben beschattete Gastgärten; auf den beliebtesten Spazierwegen gibt es an den hübschesten Stellen und Aussichtspunkten schattige Ruhebänke; Wege, die zu weit entfernten Zielen führen, sind mit Orientierungsmarken versehen. Jedes Dorf hat sein gutes Wirtshaus, in welchem die Sommerfrischler zu Mittags und Abends zu speisen pflegen; Frühstück und Jause bereiten sie sich lieber zu Hause. Fast jedes größere Dorf hat seine kleine Badeanstalt, wenn auch primitiv, aber doch das Beste eines Bades bietend: reines, erquickendes Wasser.

Die Dorfbewohner sind stets gutmüthig und zuvorkommend; sie betrachten ihre Miethparteien wirklich als Gäste in deutschem Sinne. Die Preise sind bescheiden und würden nach der Leute Art noch viel bescheidener sein, wenn die Steuerbehörde es gestattete, die aber, wie mein Freund Michel in Krieglach so malitiös sagt, jede Aufnahme und Unterstandbietung für Zigeuner und Sommerfrischler mit den höchsten Geldstrafen belegt.

Daß die angedeuteten Verbesserungen in unseren Dörfern und Märkten zu Stande gekommen oder gegenwärtig ausgeführt werden, ist großentheils das Verdienst der Fremdenverkehrs- und Verschönerungs-Vereine, die, von der Landeshauptstadt ausgehend, sich in unseren Tagen überall bilden. — Graz gibt ein geradezu großartiges Beispiel, was Verschönerungs- und Fremdenverkehrs-Vereine zu leisten vermögen. Im Verhältnisse wird auch im Landstädtchen und auf dem Dorfe durch gemeinsames Wirken möglich, was unmöglich erschien. Wunderlich ist es aber, daß solche Vereine fast immer nur von Personen angeregt und gegründet werden, die in kleinen Orten durch größeren Zuzug von Sommerfrischlern materiell verlieren, als die Lehrer, die Beamten u. s. w., und daß solche Vereine mitunter Anfangs Opposition und Feindseligkeiten gerade von solchen Persönlichkeiten erfahren, die durch den Zuzug von Fremden die meisten Vortheile haben, als die Wirte, Kaufleute, Bäcker, Fleischer, Wirtschaftsbesitzer u. s. w. Uebrigens weiß man wohl, weshalb manche dieser Leute die Städter nicht mögen. Kaufleute, Fleischer u. dgl. haben es nicht gerne, wenn die Landleute durch die Sommerfrischler zu aufgeklärt werden darüber, was man in der Stadt Alles billiger und besser haben kann, als auf dem Dorfe.

Seitdem der Lehrer N. in S. den Ortsverschönerungs-Verein gegründet und durch denselben zahlreiche Sommerfrischler herbeigezogen hat, muß er beim Fleischhauer das Kilo Fleisch um ein Drittel theuerer zahlen, als früher, der Bäcker backt ihm die Semmeln um ein Drittel kleiner, als früher. Kommt er des Abends in's Gasthaus, so ist sein Stammsitz von Fremden besetzt, seine Zeitung in fremden Händen. Geht er spazieren, so sind seine Lieblingsplätze von Fremden occupiert; und wenn er sich darüber mit einem Pfeifchen Tabak trösten will, so schimpfen sie über das stinkende Kraut. Wunderselten, daß ihm Einer ein besseres anbietet. Aber der wackere Lehrer freut sich doch der Fremden, die sein Dorf besuchen, sich in demselben behaglich fühlen und den Leuten Nutzen bringen. Der Chirurg hatte bei der Gründung des Vereines gesagt: „Es ist für uns keine Verpflichtung da, den Städtern ihre Sommerfrische angenehm zu machen, es müßte ja nicht Alles in

die Städte zusammenlaufen, wenn sie's dann doch nicht in denselben aushalten; aber unser eigener Vortheil erheischt es, daß wir sie sommersüber in's Dorf kriegen!" So konnte der Lehrer nicht sprechen, sein Vortheil erheischte es nicht, aber er wähnte daraus moralische Vortheile für die Dorfjugend, sein gutes Herz freute sich an dem Wohlbefinden der armen Städter. Allerdings brachte er den Vortheil, die paar Sommermonate über mit gebildeten Leuten umgehen zu können, auch in Rechnung. Schließlich sagte er bei der Gründung des Vereines: „Und im schlimmsten Fall, wenn trotz unserer Bestrebungen, unseren Ort zu verschönern und behaglicher zu machen, die Fremden nicht kommen, was verschlägts? Verschönern wir für uns! Wir sind auch nur einmal auf der Welt und haben nur eine Heimat. Heben wir diese liebe Heimat, schmücken wir sie, ehren wir unseren Wohnort auf Erden. Bequeme, trefflich eingerichtete Wohnungen, anständige Wege, reinliche Plätze, anmuthige Spaziergänge mit Rastbänken für unsere Erholungsstunden werden auch uns taugen."

Sie gingen d'rauf ein und der Ort ist heute so hübsch herausgeputzt, daß es eine Freude ist, in demselben zu wohnen. Der Verschönerungs-Verein bleibt bestehen; ich weiß überhaupt keine Ortschaft, wo sich eine Vereinigung und Bestrebung zum Zwecke der Ortsverschönerung und der Bequemlichkeit wieder aufgelöst hätte. Es muß sich doch rentieren, so oder so. Es gibt alle Jahre was zu thun, sei es zur Erhaltung, sei es zur neuen Schöpfung. Und die Mitgliederbeiträge sind so gering, und Jene, die anfangs gegen den Verein gewesen, weil sie principiell gegen jegliche Neuerung sind, geben sich heute als die großherzigsten Protectoren desselben. Sie werden wissen, warum.

Hingegen ist der Lehrer, der sich auf die Sommerfrischler gefreut, mit denselben nicht immer zufrieden. Daß sie ihm das Stammplätzchen streitig machen, verzeiht er ihnen gerne. Bis die kalten Winde kommen, wird es ihm schon wieder frei. Aber die Herren und Frauen Städter bringen manchen Brauch mit, der in's Dorf nicht paßt. „Man weiß, wie es beim Rindvieh ist, wenn's den Winter über in den Stall gesperrt, im Frühjahr plötzlich auf die Weide gelassen wird, es weiß sich vor Lust und Uebermut nicht zu helfen; es springt und hüpft über grüne Wiesen und junge Saaten und hat kein Maß und Ziel. Accurat so ist's — Christenheit ausgenommen — auch mit dem Städter." — Der Kogelbauer hat das gesagt, nicht ich. Ich fürchte nur, daß bei vielen Fällen das fromme „Christenheit ausgenommen" unpassend oder wenigstens überflüssig sein möchte, weil auch Juden und Heiden auf die Sommerfrische gehen. Mit den gehörnten Vierfüßlern und Wiederkäuern möchte ich aber selbst solche nicht vergleichen, obzwar es sich nicht läugnen läßt, daß manche der Sommerfrischler viel zu hoch gebildet sind, um sich den Sitten und Rechten des Dorfes anzubequemen. Auf dem Lande, glauben sie, ist Alles gestattet. Sie schonen weder Wiese noch Feld, weder Garten noch Baum, besonders wenn sie liebe Rangen mit haben. Nicht Blumen brechen sie, sondern Zaunlatten; nicht Kirschen pflücken sie, sondern Kirschbaumäste. Alle Feldschranken lassen sie offen, die Herden scheuchen sie auseinander, und daß sie in den gemietheten Wohnungen keck mit den wehrlosen Möbeln anbinden und das Oberste zu unterst kehren, das versteht sich von selbst. Zudem behauptet nun mancher Lehrer, den Dorfkindern thäten solche Vorbilder nicht immer gut, die Dorfkinder würden im Umgange mit den jungen Stadtherren und Fräulein allzu klug . . .

Ich will mich in derlei Dinge hier weiter nicht einmischen. Gewiß ist, daß der Bauer den materiellen Vortheil

zu schätzen beginnt und daß manche oberländische Ortschaft ein gutes Sommerfrischjahr einer guten Ernte vorzieht. Es ist eben auch hier wieder die verkehrte Weltordnung zu spüren; sonst hat der Städter vom Bauer leben müssen, heute ist's umgekehrt. Darum ist es also kein Wunder, daß sich mancher verrottete Flecken, manches armselige Bauerndorf in den letzten Jahren zu einem kleinen Luft- oder Kaltwasser-Curort, zu einer lieblichen Sommerfrische umgestaltet hat. Und wie einerseits heutzutage die Bauersleute in die Stadt drängen, so drängen andererseits die Städter auf's Land. Wer diesen Schachzug der Natur versteht, der macht sein Profitchen.

O weh, nun bin ich ganz allein!

Gedicht von E. Geibel.*)

Oh weh, wie ist so rasch dahin
Der grüne Sommer gegangen,
Und hat mir doch den trüben Sinn
Mit Freuden nicht umfangen!
Dem Maien wollt' ich bieten Gruß,
Da hör' ich schon um meinen Fuß
Die fallenden Blätter rauschen.

O weh, nun hab' ich wieder ein Jahr
Geharrt auf Glück und Frommen,
Und ist das Glück doch nimmerdar
An meine Thür gekommen.
Oder es kam in Nächten tief,
Da ich festen Schlummer schlief,
Und ist vorüber gezogen.

Mein Leben däucht mir als ein Traum,
Den ich geträumet habe,
Rechter Freude denk' ich kaum,
Seitdem ich war ein Knabe.
Tanz und Sang zergeht mit Gram,
Und wenn die Liebe Abschied nahm,
Wohl nimmer kehrt sie wieder.

Die Welt ward falsch und eitel Schein,
Wie soll sie mir gefallen!
An Bechers Rande blinkt der Wein,
Doch drunten schwimmen die Gallen.
Was ich redlich focht, mißlang,
Was ich fröhlich sang, verklang
Wie Herbstwind über den Stoppeln.

O weh, nun bin ich ganz allein
Mit meinem Harm geblieben,
Dahin mein Jugendsonnenschein!
Dahin mein Singen und Lieben!
Der Abend graut, die Luft geht kalt,
Winter, Winter, kommst Du bald,
Auf meinen Hügel zu schneien?

*) Dieses Gedicht ist bisher in keiner Sammlung enthalten.

Kleine Laube.

Dem todten Dichter.

(Zum 12. April 1884.)

Gedicht von K. Hermann.

Und bist Du todt und ist es wirklich wahr? —
O deutsches Volk! hüll' Dich in Trauerschleier,
Knie hin an dieses todten Mannes Bahr':
Er war der Größten Einer und ein Treuer.

O Du! — Dein Herz war eines Gottes Thron,
Aus Deiner Seele flossen tausend Lieder,
Ein Dichter warst Du und des Lenzes Sohn;
Der Frühling rief jetzt seinen Sänger wieder.

Und was war Deines Erdenwallens Ziel?
Dich trug die Liebe, die Du sangst im Leben,
Durch's wüste Meer, ein wunderstarker Kiel —
Dem Sänger konnten wir nur Liebe geben.

Und Liebe stammeln wir an Deinem Sarg.
Das ist der Dank der treuen deutschen Jugend
Dem, der uns gab, was seine Seele barg:
Sein Leiden, Hoffen, seine Mannestugend.

Ja, Du warst unser! — Uns warst Du geweiht
Mit Deines Liedes ewig jungen Klängen.
Das grame Alter, der gelehrte Neid
War taub und fühllos Deinen Weihgesängen.

Wir aber lauschten Deinem Sangesglück
Und Deines hohen Geistes Herrlichkeiten,
Und sieh'! Ein jauchzend Echo voll Musik
Erwecktest Du in uns für alle Zeiten.

Der Du gefühlt mit Deinem Volk im Nord,
Gebildet Dich an griech'scher Formenschöne,
Ein Barde, deutschen Liedes stärkster Hort,
In Deines Rhythmus Klarheit ein Hellene.

Einst gab es einen Sänger Frauenlob;
Er starb — da schmückten ihn mit Schmerzgeberden
Die Jungfrau'n, die sein frommer Sang erhob,
Und senkten weinend ihn in's Bett der Erden.

Schmückt nun mit Blumen uns'res Dichters Haupt,
Mit Dankesthränen und mit heißer Klage;
Der deutschen Jugend wurde er geraubt —
Begrabt den Greis am Auferstehungstage!

Emanuel Geibel.

Von Karl Erasmus Kleinert.

„Deutschland muß auf seinen Geibel stolz sein."
Kaiserin Augusta.

Am Ostersonntagsmorgen sollte dem edlen Sänger eine sinnige Ueberraschung bereitet werden. Sein Enkelchen sollte ihm ein Exemplar der 100. Auflage seiner Gedichte, deren Vorbereitung dem seit Jahren schwer leidenden Dichter geheim gehalten war, überreichen. Acht Tage vorher hatte Emanuel Geibel ausgerungen. Am Palmsonntag in früher Morgenstunde ist er in seiner Heimatstadt Lübeck gestorben.

Mit Emanuel Geibel ist ein von seinem Volke treu geliebter Dichter, ein echter Poet aus dem Leben geschieden. Das deutsche Volk empfindet tief den Verlust, den es erlitten; denn wie Viele auch Verse feilen in deutschen Landen, es gibt wenige wahre Dichter in unseren Tagen. Als Geibel's erste Gedichtesammlung im Jahre 1840 erschienen war, bedeutete dies sogleich einen vollen und ganzen Erfolg. Mehr als zwei Auflagen kommen auf jedes folgende Jahr, nun ist die 100. Auflage da. Mit keiner anderen Sammlung, mit keinem anderen Werke erzielte Geibel einen auch nur annähernd großen Erfolg. Das schmerzte ihn, denn er wollte nicht bloß als Lyriker gelten, nicht bloß Minnesänger sein. Er griff mächtig in die Saiten, als Rufer im Streit, er kämpfte als Poet den Kampf um Deutschlands Einheit mit. Er kämpfte für Schleswig-Holstein und rief das durch ganz Deutschland dröhnende Donnerwort aus: „Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben!" Und im Jahre 1866 ruft er: „Halb erst steht das Werk geschaffen, Uns'rer Sehnsucht hohes Ziel!" 1871 erschienen seine „Heroldsrufe", in denen er Deutschlands Einigung mit Begeisterung zujubelt.

Wenn wir aber fragen, welche Gedichte Geibel's werden dauern, welche seiner Lieder werden für alle Zeiten im Munde unseres Volkes bleiben? — Seine ersten Lieder, seine innigen, warm empfundenen, zarten, sinnigen Liebeslieder. — Sie sind nicht das Beste, was Emanuel Geibel geschaffen, in seinen „Neuen Gedichten", die sechzehn Jahre nach der ersten Sammlung erschienen, in seinen Liedern an „Ada" — sein frühverstorbenes Weib — liegt mehr Tiefe und Poesie, als in seinen ersten Gedichten; an Frische des Tones, Schönheit und Reinheit der Form kommen sie jenen gleich. Ein tiefer Ernst, eine süße Melancholie, wie sie dem Grundcharakter des deutschen Volkes eigen ist, ruht in jenen Liedern.

„O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!
Doch, das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht;

Daß, wie der Jugend Ruf verhallt
Und wie der Blick sich trübt,
Die Brust, die einst so heiß gewallt,
Vergißt, wie sie geliebt.

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Witz und Scherz ergießt,
's ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern sprießt.

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eilte Flimmer bricht;
Nach Thränen sehnt sich unser Herz
Und findet Thränen nicht.

Wir sind so arm, wir sind so müd';
Warum, wir wissen's kaum,
Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
Und alles Glück ist Traum."

Wer kennt nicht das wunderbare Gedicht:

„Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ'res nimmer gibt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar;
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt."

Wie rein und heilig Geibel von echter Liebe denkt, klingt uns aus dem schönen Liede entgegen, das mit der Strophe anhebt:

„Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan."

Emanuel Geibel war als Poet ein Priester der Schönheit. Die Reinheit der Gedanken und Gefühle drückte auch der Form seiner Gedichte den Stempel auf. Inhalt und äußere Gestaltung sind einander ebenbürtig. Er hatte sich gleich dem von ihm treu verehrten Dichter Platen an den Griechen gebildet, den größten Künstlern aller Zeiten, und es ist nicht ganz bedeutungslos, daß Geibel zuerst als Schriftsteller mit Uebersetzungen aus griechischen Poeten, den mit Ernst Curtius gemeinsam herausgegebenen „Classischen Studien", aufgetreten ist. Und noch in späteren Lebenstagen, im Jahre 1875 trat er mit seinem „Classischen Liederbuch" auf, einer glücklichen Auswahl von tadellosen Uebersetzungen griechischer und römischer Poesien. Aber nicht die Griechen und Römer allein waren es, denen Geibel seine Aufmerksamkeit zuwendete. Schon 1843 erschienen seine „Spanischen Volkslieder und Romanzen", 1852 das mit Paul Heyse gemeinsam verfaßte „Spanische Liederbuch", 1860 der mit dem Grafen Schack zusammengestellte „Romanzero der Spanier und Portugiesen", zwei Jahre später gab er mit dem unglücklichen Schweizer Poeten Heinrich Leutholb „Fünf Bücher französischer Lyrik" heraus.

Aus den Vierziger-Jahren stammen Geibel's „Zeitstimmen" und seine besten politischen Lieder, die in einem viertelhundert Auflagen verbreiteten „Juniuslieder" (zuerst 1848 erschienen), in denen sich die herrlichen Verse finden:

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden."

In diese Sammlung wurden auch die kraftstrotzenden Sonette für Schleswig-Holstein (1846) aufgenommen, in welchen sich Geibel den besten und größten politischen Dichtern an die Seite stellt. Die Macht der Worte droht die Form zu sprengen, nie aber wird diese zerstört.

„O hätt' ich Drachenzähne statt der Lieder,
Daß, sät' ich sie auf diese dürre Küste,
D'raus ein Geschlecht von Kriegern wachsen müßte,
Im Waffentanz zu rühren Eisenglieder."

Und dann wieder:

„Das ist der Fluch von diesen trüben Zeiten,
Wo losgelassen die Parteien toben,
Daß kaum der Starke, welcher blickt nach oben,
Vermag in Reinheit mittendurch zu schreiten."

Eines der machtvollsten, politischen Gedichte Geibel's ist aber das Sonett:

„Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sag's dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weiter trag' als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern' er diese Worte,
Du Greis noch sprech' sie an der Grabespforte:
„O Schicksal, gib uns Einen, Einen Mann!"

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel —
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner.

Ein Mann ist noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgeword'nen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsche und mit eh'rnem Schenkel."

Der Nibelungenenkel kam, Deutschland ward einig. — Geibel sammelte später seine politischen Lieder in den 1871 erschienenen „Heroldsrufen".

Wie bereits angedeutet worden, liegen die schönsten, reifsten, vollendetsten Dichtungen Geibel's in seinen 1856 veröffentlichten „Neuen Gedichten", die bisher nur in fünfzehn Auflagen vorliegen, den „Gedichten und Gedenkblättern" (1864, in sechs Auflagen) und den 1877 erschienenen „Spätherbstblättern" (Vierte Auflage, 1880). Leider sind gerade diese

Sammlungen viel weniger bekannt geworden, als die ersten weltberühmten Gedichte Geibel's. In den „Neuen Gedichten“ finden sich der großartige Monolog des Judas Ischarioth, die erzählenden Gedichte: „Der Tod des Tiberius“, „Der Bildhauer des Hadrian“ u. s. w.

Der Minnesänger aber ist auch in spätem Alter nicht verstummt.

„Wie flüchtig rinnt die Stunde,
Da in verschwieg'ner Glut
Sich neiget Mund auf Munde
Und Herz an Herzen ruht.“

Er singt von Liebe und Liebeslust, wie in seinen Jugendtagen.

„Das ist der Liebe eigen,
Mit Worten muß sie schweigen;
Sie spricht mit süßen Zeichen
Von Dingen ohne Gleichen.“

Aus den „Spätherbstblättern“ klingt die Erinnerung an das genossene Glück.

„Singe, Kind, und in die blauen
Augen laß mich tief Dir schauen!
Jugendheimwärts träumt mein Sinn,
Und von längstentschwund'nen Lenzen
Zieht ein Glänzen
Durch die müde Brust dahin.“

Der schönheitselige Minnesänger hat sich auch im Drama versucht, aber ohne Glück. Sein „König Roderich“ (1844), sein „Meister Andrea“ (1855), seine durch Hebbel's Nibelungentragödie in den Schatten gestellte „Brunhild“ (1857), seine mit dem Schillerpreise gekrönte „Sophonisbe“ (1868), selbst seine letzte dramatische Dichtung: „Echtes Gold wird klar im Feuer“ (1882) sind — trotz der schönen, poetischen Sprache — vergessen. In dem für Mendelssohn geschriebenen Operntext: „Loreley“ trat seine lyrische Kraft hervor.

Im vorigen Jahre erschienen Geibel's „Gesammelte Werke“ in acht Bänden, ein wertvoller Geistesschatz des deutschen Volkes.

Emanuel Geibel war am 18. October 1815 zu Lübeck geboren, stand also nahe dem Alter von 69 Jahren. Er studierte in seiner Vaterstadt und in Bonn, zuerst Theologie, dann Philologie. Er kam 1838 als Hauslehrer nach Griechenland und bereiste mit Ernst Curtius den Archipel. Im Jahre 1840 kehrte er nach Deutschland zurück, um abwechselnd in seiner Vaterstadt, in Stuttgart, Berlin und St. Goar am Rhein zu leben, bis er im Jahre 1852 als Professor der Aesthetik an die Universität München gieng. Im Jahre 1868 kehrte er nach Lübeck zurück. Seit Jahren litt er durch Nervenstörungen arge körperliche Qualen. Die Anzeige seines Todes war von seiner Tochter Marie und seinem Schwiegersohne, Dr. Fehling, unterzeichnet.

Emanuel Geibel war ein echter deutscher Mann in seinem Leben und in seinen Gedichten. Die Frauen lieben ihn, weil er Herz und Gemüth besaß, wie wenige; die Männer verehren ihn, weil edle Begeisterung für Freiheit und Recht, für das Vaterland und die Menschheit ihn beseelte.

„Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter...
Aber vor Allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn' er und kenne den Schmerz...
Kunst und Natur und Welt und Gemüth, er beherrsche sie alle.“

Mit diesen Versen kennzeichnet Emanuel Geibel das Wesen des echten Poeten und damit — sich selbst.

Abendruhe.

Der Himmel ist blau,
Der See ist's nicht minder;
Und säuselnd und lau
Umweht es mich linder;

Und saftiges Grün
Bedecket die Wiesen;
Und ringsherum blüh'n
Beblätterte Riesen.

Der schattige Raum
Stets länger sich zeiget,
Da, merklich ist's kaum,
Die Sonne sich neiget.

O, Abend so voll
Des Schönen und Reichen!
O, möchte Dir wohl,
Der meine auch gleichen.

J. Altram.

Der Lexikon-Schmied.

In einem Dorfe der oberen Steiermark lebt ein Grobschmied, der sich nicht zum Bürgermeister wählen läßt. Sie hätten ihn gerne und er hätte den Kopf dazu und das Herz auf dem rechten Fleck. Er könnte sein braves Handwerk eigenhändig, wie bisher fortführen, denn ein kleiner „Dorfbürgermeister" kann des Werktags wohl in seiner Werkstatt Auskunft geben, Rath ertheilen, wenn derlei ausnahmsweise einmal Jemand heischt, hat aber nur Sonntags in der Gemeindekanzlei zu sein. Sehen Sie, und Sonntags hat unser wackerer Schmiedmeister dazu keine Zeit. Nicht etwa, als ob ihm das Gemeindewesen gleichgiltig wäre, es gibt gar Keinen im Dorf, dessen Privatrathschläge und Geldsäckel der Gemeinde beständiger zur Verfügung stünden, als die des Schmiedes. Nur den Sonntag will er für sich haben, den Sonntag Nachmittag. Denn da geht er auf Reisen. Nach dem Mittagsmahle ist er nicht mehr zu Hause, er macht Weltreisen und schließt sich in seine Stube ein.

Es ist ein stilles, freundliches Stübchen; da ein Lederlehnsessel und ein großer, brauner Tisch und ein Glasschrank. Im Glasschranke steht — fest und hübsch gebunden — die neueste Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons.

Während der langen Woche schießt Einem Manches durch den Kopf, hört man auch Manches, was man mit sich und Anderen nicht fertig bringt — das wird denn am Sonntag Nachmittags Alles geschlichtet. Es ist ja nichts mehr in der Welt, was nicht auch im Glaskasten wäre. Thut der Mann dann seinen richtigen Band heraus und läßt sich unterrichten. Die Schmiedwerkstätte unten, die ist schwarz und finster, so thut's doppelt behaglich, wenn das freundliche Fensterlicht recht voll auf das weiße Blatt fällt, auf die trefflich gemachten Bilder von Kunstsachen, Werkzeugen, Maschinen, von Thieren und Pflanzen u. s. w., wie solche Bilder dem Lexikon neuestens beigebunden worden sind, und das Fensterlicht fällt auf die Karten und Pläne von Ländern, Städten und merkwürdigen Bauten. Was es nur Wichtiges und Interessantes geben mag auf der weiten Welt, was je gewesen ist, was sich die Menschen Sonderliches gedacht haben, Alles hat er kurz und bündig beisammen in diesen Büchern, der Dorfschmied. Auch von allen Handwerken und Gewerben, vom Feldbau, von der Schifffahrt steht zu lesen, und gerade hübsch das Wissenswertheste, alle Stände sind drinnen, vom Zigeuner bis zum Kaiser. Alle Erfindungen und Entdeckungen, alle Weltwunder — Alles, was nur denkbar ist, und auch was man sich nicht denken kann, ist in diesen Bänden. Und wenn der Schmied darin liest, so nennt er das „reisen".

Fast siebzig Gulden hat's ihm gekostet, es ist ein großes Geld! aber er hat's beim Buchhändler nach und nach bezahlt, das hat ihm nicht weh gethan; und er hat die Hefte und Bände nach und nach bekommen, das hat ihm wohl gethan. Jede Lieferung hat ihm allemal so viel Vergnügen gemacht, als hätte er das ganze Werk bekommen. Und nun besitzt er einen Schatz, der auch noch für die Nachkommen reicht. Andere Leute haben ganze Kisten voll von Büchern, und wenn sie schnell etwas wissen wollen und Nachfrage halten bei ihren papierenen Hausgenossen, so finden sie das Gesuchte nicht; das eine Buch schiebt die Antwort auf's andere, und hat man das richtige in der Hand, so sollen oft hunderte von Seiten gelesen werden, ehe man belehrt ist. Hat man das Lexikon im Kasten, allsogleich ruft der richtige Buchstabe heraus: Da bin ich. Ich weiß

es. — Und antwortet dir kurz und deutlich auf deine Frage. Das Lexikon — sagt der Schmied — das ist das rechte Buch für den Gewerbsmann, der nicht Zeit hat, viel zu lesen und doch von Allem wissen soll. Und will er schon über einen Gegenstand näher unterrichtet sein, als es das Lexikon thut, so gibt ihm dieses die besten Werke an, die er zu lesen und zu studieren hat.

Den Lexikon-Schmied nennen ihn die Leute. Anfangs war das Spott, allmählich wurde es Ehre. Dinge, die oft Keiner im Dorfe wußte, der Schmied konnte Auskunft geben, war es nun in der Viehzucht oder Hausarzenei, war es wegen Kometen, Finsternissen, Erdbeben oder wegen Forstangelegenheit: der Schmied wußte das Richtige. Der Schulmeister, der Pfarrer sogar ließ bisweilen bitten, beim Schmied nachschlagen zu dürfen; aus dem Hause tragen ließ dieser aber keinen Band, das Bücherzurückstellen ist auf dem Dorf so wenig Brauch, als in der Stadt.

Auch der gelehrte Amtmann kam mitunter, um sich beim Grobschmied Kenntnisse zu holen, bis er sich das Lexikon selbst anschaffte und nun die verläßlichste Quelle alles Wissenswerten im eigenen Hause hatte. Jetzt wunderte er sich, der Herr Amtmann, daß er ohne Conversations-Lexikon so lange hatte leben können; jetzt schämte er sich, daß der Dorfschmied klüger gewesen, als er. Natürlich läßt er es in gewissen Sachen beim Lexikon-Wissen nicht bewenden — für den Amtmann wäre das zu wenig — sondern läßt sich fleißig die angeführten Specialwerke kommen und fährt gut mit ihnen.

Der Lexikon-Schmied betreibt es aber als besondere Liebhaberei, und so gerne er in der Woche auch am Amboß werket und gediegene Pflüge, Spaten und Aexte schmiedet, recht glücklich ist er doch nur am Sonntag Nachmittag im Stübchen bei seinen Reisen durch das Universum. Aergern kann er sich nur, wenn das Lexikon bisweilen mit ihm „Schneider, leih' mir d' Scheer, beim Nachbar liegt's leer" spielt, das heißt, wenn es ihn einer Kleinigkeit wegen von „Pontius zu Pilatus", will sagen, von Band zu Band weist, ehe es ihn absolviert. — Z. B.: er sucht in Band E nach der Erklärung von: Emeute. Da haben wir's: E m e u t e, siehe Meuterei. — Er schlägt den Band M. auf: M e u t e r e i, siehe Aufruhr. Ja, da mag's wohl geschehen, daß sich dann der Mann um den Aufruhr gar nicht mehr weiter kümmert. Der Druck könnte auch just größer sein, aber zum mindesten ist er deutlich. Warum jedoch noch in der neuesten Auflage dieses deutschen Nachschlagebuches so viele unnöthige Fremdwörter vorkommen, mit denen der einfache Mann nichts anzufangen weiß, das möchte er wissen. Sehen Sie, und just das steht nicht im Conversations-Lexikon. — Allzu gut soll's Einem denn einmal nicht werden auf dieser Welt! denkt der Schmied und blättert weiter in seiner vielbändigen, neumodischen Hauspostille — bis es zu dämmern beginnt, und er von seinen Weltreisen zufrieden heimkehrt in sein kleines Haus zu Weib und Kind und nun wieder auf eine Woche erquickt ist im Geiste und gestärkt zur Arbeit. —

Was das sein soll? Eine Reclame für Brockhaus' Conversations-Lexikon, 13. Auflage, die eben in 240 Heften oder 16 Bänden im Erscheinen begriffen ist. Ich meine übrigens nicht, daß es Jeder so machen solle, wie der Grobschmied; er kann's auch feiner machen, aber nicht etwa so fein, wie mein Nachbar, der Herr von Meyer. Der liest tagsüber Einiges aus dem Lexikon (auch schon neueste Auflage) und sucht des Abends in der Gesellschaft die Unterhaltung kluger Weise auf seinen Gegenstand zu lenken, über welchen er nun zu Aller Erstaunen Bescheid weiß, wie der schimmelhaarigste Gelehrte. Mein Amtmann vom Lande, der braucht das Lexikon nur als Schlüssel zur Welt, und das ist das Richtige.

Ich bekomme die 13. Auflage des Lexikons von Herrn Brockhaus gratis, darum meinen Sie, mache ich dafür Reklame? Aber darum a l l e i n würde ich's nicht thun.

Ich bekomme sehr viel gratis; meine Stube könnte ich pflastern mit neuen Büchern, mein Haus eindecken mit Büchern, meinen Ofen heizen mit Büchern — das Meiste davon ist keines Federstriches wert, ausgenommen die 200 Exemplare meiner „Gedichte", die mir der Jude zusandte, schreibend, es wären Krebsen.

Ich würde eines Conversations-Lexikons wegen meine Ueberzeugung nicht verschachern, doch, das hier in Rede stehende ist in der That etwas Gutes, ein gediegenes Werk voll deutschen Fleißes und Gewissenhaftigkeit. Unvollkommenheiten der älteren Auflagen sind verschwunden, neue Vorzüge haben Platz gegriffen. Die neuesten Erscheinungen auf allen Feldern der Cultur sind miteinbezogen, über die wesentlichsten derselben geradezu gründliche Abhandlungen beigestellt. Die augenfälligste Neuerung aber sind die künstlerisch ausgeführten Bilder und Karten, mit denen das Werk reich ausgestattet ist, und welche meinem braven Grobschmied so viele Freude machen.

Wer ältere Auflagen dieses Conversations-Lexikons gegen die neue vertauschen will, ich glaube, Herr Brockhaus geht darauf ein, und zwar unter ganz annehmbaren Bedingungen.

H. Malser.

Schreiben an den Verfasser der „Bekenntnisse aus dem Weltleben." *)

Hochverehrter Freund!

Und nun erst recht! Denn Ihr Bekenntnis **) ist mir der zweifelloseste Beweis, daß ich mit meiner Meinung, nur ein Hügel trenne Sie mehr von R. Wagner, nicht geirrt habe. Sie sind der Erste, welcher für die socialen und humanitären Bestrebungen Wagner's Verständnis und Sympathie zeigte, ehe sich Ihnen seine Bedeutung als Künstler geoffenbart hat. Jene haben bei Ihnen einen kürzeren Weg genommen, als den durch's Ohr, und konnten ihn auch nehmen, weil es in Ihrem Gemüthe eine Musik gibt, die des sinnlichen Reizes der Gehörsnerven nicht bedarf, um zu erwachen. Wie selten ist dies der Fall! Große Gedanken und Empfindungen haben bei Ihnen unmittelbaren Eintritt in's Herz; sie brauchen nicht erst im Ohre zu antichambrieren. Dies mag aber auch die Ursache sein, warum Sie Ihr Ohr nicht so nach Außen spitzen, um durch seine Vermittlung einer Erhebung theilhaft zu werden; Sie gelangen ja auf kürzerem Wege dazu. Die Saiten klingen bei Ihnen, ehe noch die Tasten berührt worden sind. Die Erinnerung an die Kindheit erwacht in Ihnen, noch ehe Sie die Melodie appercipiert haben, welche sie erwecken sollte; daher ist es Ihnen gleichgiltig, ob diese Wirkung von Tönen, vom Geruche einer Blume, einer Erdscholle, des Stalles oder selbst von Klängen aus der Oper „Aïda" kommt. Ihr Instrument spricht nicht zu schwer, sondern es spricht zu leicht an; Sie werden productiv, noch ehe Sie receptiv geworden sind. Darum erfinden Sie Melodien und componiren Stimmungsbilder, ohne selbst an den einfachsten Melodien Anderer Gefallen finden zu können.

Es ist nicht richtig, daß das Volkslied unermeßbar weit verschieden von Wagner's Musik ist. Wohl aber sind Ihnen vielleicht beide gleich weit entfernt — und das verrückt zwar den Hügel etwas, macht ihn aber nicht höher. Denn was Sie über Musik, Oper, Applaus u. s. w. sagen, ist nicht nur meist treffend, sondern stimmt merkwürdig mit Wagner's Anschauungen im Widerspruche mit dem Gewohnten überein. Sie wollen keine theatralischen Gaukeleien, kein Publikum, keinen Applaus, nichts, was Sie stört oder zerstreut. Auch Wagner wollte das nicht und darum war ihm der

*) Trotz des einerseits viel zu Schmeichelhaften für den Adressaten, drucken wir dieses gehaltvolle Schreiben gerne ab.

**) „Ueber den Mangel an musikalischem Sinne": Aprilheft 1884.

Operntand, unser Theaterbau, das Applaudiren u. s. w. in die Seele zuwider. Das Bayreuther Theater hat keine Logen; es ist amphitheatralisch gebaut, die Sitze im Halbkreise, deren Durchmesser mitten durch die Bühne geht. Dorthin soll sich das alleinige Interesse concentrieren. Bei Beginn der Vorstellung wird es im Zuschauerraum, so dunkel, daß man kaum seinen Nachbar sieht. Das Orchester ist verdeckt; die unschönen Gestikulationen der Musiker also sieht man nicht. Nur die Handlung taucht vor unseren Augen auf, wie aus der ungestört aus mystischen Tiefen an unser Ohr bringenden Musik geboren. Und da ist sie keine Gaukelei mehr; in allen ihren Momenten, in allen rhythmischen Bewegungen der Darsteller, in ihrem ganzen psychischen Vorgange ist sie in vollster Uebereinstimmung mit der Musik; erläuternd und erläutert bringt sie unseren Augen Musik, während das Orchester den Ohren Geschehnisse vorzaubert. Alles dies aber nicht von Außen; denn in dieser Sammlung ist unser Inneres productiv geworden und was sich da gestaltet, das meint es im Augenblicke selbst zu schaffen. Das so ergriffene Innere applaudiert nicht mit den Händen. Unergriffenen aber hat Wagner ausdrücklich und auf das Bestimmteste den Applaus verwehrt. Hat man es ihm nicht übel genommen — und was hat man diesem Großen nicht übel genommen! — Daß er bei der ersten Aufführung des „Parsifal", als sich nach dem ersten Acte Applaus hörbar machte, erregt in seiner Loge erschien und sich in bestimmtester Weise bei seinen Freunden das Applaudieren verbat?

Unrichtig ist es, wenn Sie glauben, Wagner habe die Form der Oper gewählt, vollkommen richtig aber Ihre Empfindung, daß sich in der Form der Oper der höchste Ausdruck des Menschenthums nicht erzielen lasse. Die Oper nennt er „ein Chaos durch einander flatternder sinnlicher Elemente ohne Heft und Band, aus dem sich ein Jeder nach Belieben auflesen konnte, was seiner Genußfähigkeit am besten behagte, hier den zierlichen Sprung einer Tänzerin, dort die verwegene Passage eines Sängers, hier den glänzenden Effect eines Decorationsmalerstückes, dort den verblüffenden Ausbruch eines Orchestervulcans." Auch das sich Anschließen an Richtungen aus Herkommen und Mode hat Niemand strenger verpönt, als gerade er. „Die Mode," so sagt er, „ist das künstliche Reizmittel, das da ein unnatürliches Bedürfnis erweckt, wo das natürliche nicht vorhanden ist: was aber nicht aus einem wirklichen Bedürfnisse hervorgeht, ist willkürlich, unbedingt tyrannisch." Sie sehen, hochverehrter Freund, daß alle Ihre Ansichten, welche Sie, als im Widerspruche mit dem allgemein Geglaubten und Geübten fast schüchtern, nur in der Form eines Selbstbekenntnisses, ja, beinahe einer Selbstanklage äußern, in überraschender Weise zusammenfallen mit dem, was auch R. Wagner empfunden und ausgesprochen hat. Wo bleibt da selbst der Hügel?

Nun aber noch zur wichtigsten Frage der Bethätigung dieser Anschauungen im Kunstschaffen. Sie machen die Einwendung, ein gesungener Dialog, ein gesungener Zweikampf, eine gesungene Liebeserklärung seien etwas Unerhörtes im Leben, könnten daher auch das Höchste in der Kunst nicht sein. Dieselbe Einwendung haben schon Kotzebue u. A. gemacht und sich eingebildet, ihr zu entgehen, wenn sie Singspiele machten, in welchen die auftretenden Personen wiederholte äußere Anlässe zum Singen fänden. Diese Ansicht hat aber ihre Grenze; denn in ihrer vollen Ausdehnung würde sie alle Kunst vernichten. Sprechen denn die Menschen im gewöhnlichen Leben je in Versen oder gar in Reimen wie in den Dramen unserer Classiker? Stehen sie je unbewegt da, wie in einem Werke der Sculptur, und wäre es nicht naturgemäß, ein solches fleischfarbig anzustreichen? Drapiren und stellen sie sich so in schöner Harmonie, wie auf historischen Gemälden, und ordnen sie ihre Lustausbrüche naturgemäß in gemessenen Bewegungen, wie in den Tänzen der Kunst? Man wird also, um das Gebiet der

Kunst überhaupt zu retten, eine Grenze ziehen müssen und diese haben bekanntlich die Griechen und nach ihrem Vorbilde Schiller („Braut von Messina") sehr hoch ausgesteckt. Vollkommen recht aber haben Sie und befinden sich in vollster Uebereinstimmung mit Wagner, wenn Sie eine Musik meinen, welche Dialoge mit dem kurzen, trippelnden, dem Tanze entnommenen Rhythmus begleitet. Ihr unwillkürlicher Lachreiz in der Oper „Martha" ist die treffendste Kritik dieser der alten Oper zu Grunde liegenden Auffassung. Es wird vielmehr naturgemäß sein, den Rhythmus der Rede in einem Drama weder einem metrischen noch einem Tanzmaße zu entnehmen, sondern ihn den Geberdenbewegungen des Körpers, wie ihn die zum Ausdruck gebrachten Empfindungen der Darstellenden bedingen, anzubequemen. Dann aber wird, Ihrer Meinung nach, die Musik gleich der ungebundenen Rede gegenüber der gebundenen, metrischen, unter welcher Sie die Melodie, die liederartige Musik meinen. Diese Unterscheidung ist zu grell; ich glaube, sie würde vielmehr dem freien Rhythmus, wie er ja auch in der Poesie gerade zum Ausdruck höchsten Schwunges angewendet wird, gegenüber dem strengen Metrum zu vergleichen sein. Dies freilich nur dann, wenn es sich wirklich um eine schwungvolle, den Körper zu eurhythmischen Bewegungen bestimmende Rede handelt; denn sonst sinkt, was Rhythmus werden soll, zur dürren Recitation herab, oder muß seine Anordnungen durch äußere, in der Rede selbst nicht wirksame Gesetze bestimmen lassen. Rhythmische Anordnungen, welche sich im kunstvollen Aufbau weit über das klappernde Maß des Zwei- oder Dreischrittes erheben, ohne Producte der Reflexion zu sein, finden wir im Chore der griechischen Tragödie. Wenn sich nun der Körper, von erhabenen Empfindungen oder mächtigen Leidenschaften durchflutet, zu Bewegungen bestimmen läßt, welche auf die Einheitlichkeit innerer Impulse zurückzuführen sind, daher rhythmisch sind; wenn er dabei die Einflüsse, welche Absicht, Willkür und Zufall auf menschliche Bewegungen üben, vollkommen abstreift, und so, ohne Zuhilfenahme äußerer Verständigungsmittel unserem Inneren die Natur seiner Impulse offenbart und es zu gleichem Mitempfinden zwingt; — warum soll er dabei sich einer Sprache bedienen, welche alle Schlacken des Zufalles, wie sie sich bei täglicher Abnützung und Dienstbarkeit für äußere, dem Empfindungsleben weit abliegende Zwecke angesetzt haben, mit sich schleppt; warum soll sich der Tonausdruck dieser Sprache, welcher sich ja selbst im gewöhnlichen Leben nicht vollständig abgestreift hat, wohl aber verwirrt, gebrochen, vernachlässigt worden ist, nicht wieder zu voller Schönheit und Klarheit steigern, warum soll er nicht seine Reinheit in seiner verständlichen Beziehung zur tonischen Einheit wieder erlangen, wie die Bewegung in ihrer Beziehung zur rhythmischen Einheit Eurhythmie wird? In dieser tonischen und rhythmischen Einheit wird die Tonfolge zur Melodie.

Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafisen.

Hat Wagner dies Alles angestrebt? — Gewiß! Hat er es in seinem Schaffen zum adäquaten Ausdruck gebracht? Wer wird die Antwort geben? Ich nicht, hier wenigstens nicht, denn in künstlerischen Dingen gibt es kein Octroyiren. Vielleicht Sie selbst einmal. Vielleicht, wenn ein inneres Bedürfnis Sie einmal antreibt, mit dem Nachbarfürsten ein paar verständigende Worte zu sprechen und ihm bundesfreundlich die Hand zu drücken. Wenn nicht, nun, so weht ja auch diesseits des Hügels eine unverdorbene, erquickliche Luft, die eines aufrichtigen, warmen Kunstschaffens, und darum muß es uns zu thun sein; das bedeutet meine lebhafte Antheilnahme an der Sache Wagner's, wie auch an Ihrem Denken und Schaffen. Sie haben den bösen Geist gebannt und werden ihn nicht mehr los. Wollen Sie ihn gar in Ihrem „Heimgarten" rumoren lassen? Da in diesem Falle Sie das Medium sind, muß ich

dies Ihnen überlassen, indem ich mich mit herzlichstem Gruße zeichne

Ihr Sie hochachtender

Dr. v. Hausegger.

Graz, am 30. März 1884.

An die Heroen.

Selig sitzt ihr, hohe Verklärte,
In des Aethers himmlischer Halle,
Die ihr, so lange das Wandern noch währte,
Irdisch erduldend truget alle
Leiden der Größe!

Denn des Geistes edelste Söhne
Müssen der Erde mit Seufzern zollen,
Und es erklingen geweihte Töne
Nur beim Becher, dem übervollen,
Bitteren Trankes.

Aber die ihr leuchtend geschieden,
Lächelt nun selig, der Schwere enthoben,
Und es blickt aus dem Nebel hienieden
Oefters zu Euch im Aether droben
Sehnend das Auge.

Wilhelm Fischer
(Lieder und Romanzen).

In einer pessimistischen Anwandlung

schrieb der russische Dichter Turgenjew Folgendes:

Auf unseren Planet fällt plötzlich, man weiß nicht von wo, ein wunderliches Buch. Alles an demselben ist anders als bei uns, das Material, die Buchstaben, mit einem Wort: Niemand vermag es zu lesen. Endlich gelingt es jedoch den Gelehrten, nach unsäglichen Anstrengungen das Buch zu entziffern. Sie erfahren aus demselben, daß es von irgend einem anderen Planeten stamme, und lesen Folgendes heraus: Die Gesellschaft jenes uns unbekannten Planeten war aus irgend einem Grunde in üble Stimmung gerathen und es hatte sich ihrer ein gewisses, drückendes, qualvolles Gefühl des Unbehagens bemächtigt. Einer von den dortigen Professoren ließ sich nun, um die Gesellschaft zu zerstreuen und zu trösten, in eine Unterhaltung mit ihr ein.

„Denkt Euch“, begann er, „daß es einen Planeten giebt, dessen Bewohnern sich niemals die Hand der Gottheit aus den Wolken zeigt, sie niemals segnet und sie niemals beschützt.“

„Das können wir uns nicht denken“, erwidern die Bewohner jenes Sterns. „Weshalb sagt Ihr das? Es ist unmöglich, weil man ohne Gott nicht leben kann.“

„Ich denke selbst, daß es nicht möglich ist. Aber denkt Euch jetzt Folgendes: es giebt einen Stern, auf welchem die Menschen nicht so wie bei uns sterben, genau nach hundert Jahren, in hohem Alter, sondern in jedem Lebensalter, selbst im zartesten Kindesalter.“

„Unsinn! Wie kann denn das sein? Das können wir uns gar nicht vorstellen. Das hieße ja in ewiger Furcht und Besorgniß um das eigene Leben sein, wie um dasjenige seiner Nächsten. Das ist unnatürlich, und folglich kann ein solcher Zustand überhaupt nicht existieren.“

„Oder denkt Euch, daß es einen Stern gibt, auf welchem ein Heerführer erscheint, sich die Völker unterwirft, und daß sich Alle vor ihm beugen; in seinen Händen ruht die höchste Macht, und nicht nur das Schicksal eines Jeden, sondern selbst sein Leben ist von ihm abhängig.“

„Das sind Märchen! Schämt Euch, uns wie Kindern dergleichen ungereimtes Zeug vorzutragen!“

Oh, ich weiß selbst, daß es unmöglich, daß es ungereimt ist; aber könnt Ihr es Euch denn nicht wenigstens vorstellen, habt Ihr nicht so viel Phantasie?“

„Nein, wir können es uns nicht vorstellen!“

„Nun, versucht Euch wenigstens Folgendes zu denken: einen Stern, auf welchem der Boden so dürftig ist, daß die Menschen sich zuweilen im Schweiße ihres Angesichtes ein Stück Brot erwerben müssen.“

„Ach, das ist ja Unsinn! Wie kann das sein? Das brächte ja furchtbares Elend! Glücklicherweise ist es aber unmöglich, weil es den Gesetzen der Natur widerspricht."

„Oh, ich weiß, daß das, was ich gesagt, unnatürlich und unmöglich ist, aber ich bat Euch nur, daß Ihr Euch dieses Unmögliche vorstellen sollt, als etwas doch Mögliches, damit Eure schlechte Stimmung Euch verläßt, damit Ihr mit dem, was Euch das Leben bietet, zufrieden bleibt. Ich dachte, Ihr würdet Euch leichter mit Eurem Schicksal aussöhnen, wenn Ihr Euch etwas Schreckliches vorstellt."

Ach, wir bedürfen Eurer Phantastereien nicht, sprecht vernünftig!" antwortete die Gesellschaft dem Professor . . .

Jene unmögliche Welt kennen wir, und wissen nun, daß wir mehr moralische Kraft besitzen, als die Bewohner, die Turgenjew sich in seinem Planeten gedacht hat.

Bücher.

Adalbert Stifter's Studien. Ein Herzenswort von John Henry Mackay. Wer Frieden und Ruhe sucht und sie im Strudel des alles mit sich fortreißenden Lebens nicht finden kann, — oder zu weinen verlernt hat und sich nach Thränen sehnt, — oder einsam steht und Gestalten, seine Einsamkeit zu bevölkern, herbeiwünscht, — oder Tiefe des Geistes und Tiefe des Gemüthes zugleich sucht, der lese Adalbert Stifter's Studien.

Ein wunderbarer Hauch liegt über diesen kurzen Erzählungen, der Hauch echter Poesie, die vom Herzen kommt und zum Herzen geht; so schlicht und klar, und dabei so tief und ergreifend vermag nur ein wahrer Dichter zu dichten und dann muß er ein so edler, einfacher und tiefer Mensch sein, wie Stifter es war.

Nichts hat mich so ergriffen und erschüttert, nichts so gehoben, als die kürzeste seiner Studien „Das Haidedorf". So oft ich sie gelesen, fühlte ich mich besser und reiner, losgerissen von allem Gemeinen und ich träumte auf der Haide zu sein bei dem braunen Knaben, bei den einfachen Menschen mit den unschuldigen, guten, großen Herzen, — auf der Haide, die er so wunderbar — ich finde kein anderes Wort — beschreibt. Wer sich durch diese Erzählung nicht ergriffen fühlt, der hat kein Gemüth, keinen Sinn für das geheimnißvolle Weben der Poesie!

Wie klar und doch wie zauberisch-duftig treten uns seine Gestalten entgegen, wir müssen sie liebgewinnen, wir mögen wollen oder nicht. Wie kindlich und unschuldig, wie hold und schön sind seine Mädchen und Frauen, wie stark und frei, wie edel und rein seine Jünglinge und Männer: Maria und Camilla, Gustav und Cornelia, der Obrist und Margarita, Abdias und seine Tochter, der Hagestolz und Victor, Johanna und Clarissa, Hugo und Cöleste, Albrecht und Angela, Heinrich und Anna und die indische Blume, Brigitta — sie alle, alle, die guten, wahren Menschen mit ihrem tiefen Fühlen und Denken, ihrem menschlichen Fehlen, wie nahe stehen sie uns!

Von ihm kann man lernen die Natur mit liebendem Herzen zu erfassen, ihr die geheimsten Züge abzulauschen; wie schön ist es, mit ihm zu träumen in der tiefen Einsamkeit des unendlichen Waldes, mit ihm hinaufzusteigen in die Wolken, immer höher und höher, mit ihm zu wandeln durch die verfallenen Mauern des alten Schlosses, um die sich unsichtbare Märchen weben, durch die Winterlandschaft und den Frühling, über die Haide und das Feld, durch die Wüste und über die Pußta, mit ihm zu lauschen dem Murmeln des Quells und dem Sang der Vögel — — und immer zieht dieselbe stille Seligkeit, derselbe unendliche Friede mit uns, und immer weht es uns an wie die Luft der Heimat und des Vaterhauses — und wir träumen und träumen weiter, weltvergessen und glücklich . . . .

Und so kommt Ihr Alle, die ein hartes Leben enttäuscht, ein falsches Glück betrogen, Ihr Alle, die Ihr den Glauben an die Menschen verloren, Ihr Alle, die Ihr fühlt, wie Euer Herz erstickt in dem ewigen Einerlei des Tages, kommt und lernt wieder glauben und hoffen, trinkt mit vollen Zügen aus dem Quell, der hier frisch und unversiegbar sprudelt! Ja, wir haben Grund, ihm aus tiefstem Herzen zu danken für den Schatz der Schönheit und Wahrheit, den er uns in seinen Studien hinterlassen!

Geschichten aus Moll. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.) Mein Kollege, der Prinz Emil, macht das Ding nicht schlecht. Wahrhaftig, diese Geschichten haben mir's angethan. Es ist zwar im ganzen Buch keine Geschichte, die so eigentlich recht gut ausgienge, jede verklingt in Moll; aber prächtig erzählt sind die Sachen. Witz ist darin. Diese „Lia" z. B. ist in ihrer

Art eine ganz reizende Novellette. Als richtiges Exempel, wie unser fürstlicher Novellist erzählt, dünkt mir das Stück: „Entlang den Hecken" am besten, das in diesem Hefte hinterlegt ist. M.

Eisenbahngeschichten von Josef Siklosy. (Leipzig. Philipp Reclam.) Wir hatten schon seiner Zeit Gelegenheit, auf ein ganz interassantes Werkchen von Siklosy, „Schiene und Rad" aufmerksam zu machen. Wir waren seither in der Lage, unseren Lesern ein paar Erzählungen dieses Autors vorzuführen. Unser Wink auf die neue Sammlung von amusanten, spannenden Erzählungen aus dem Eisenbahnleben wird daher seine Wirkung umsoweniger verfehlen. M.

Oesterreichs deutsche Jugend. So nennt sich eine neue Zeitschrift, welche der deutsche Landeslehrerverein in Böhmen (von Franz Rudolf in Reichenberg redigiert) herausgibt. Es sind Monatshefte, welche nach den uns vorliegenden drei Nummern durchaus empfehlenswerth erscheinen. Reich an Belehrung und Unterhaltung in Wort und Bild enthält diese Jugendschrift kleine Erzählungen ernster und munterer Art, Gedichte und Lieder, Biographien, Geschichtliches und Naturgeschichtliches, Wirthschaftliches und allerlei Anderes, was im Interesse und im Lernkreise der Jugend liegt. In neuester Zeit tauchen mancherlei Zeitschriften für die Jugend auf; man muß bei der Auswahl derselben vorsichtig sein. Diese Schrift verantwortet der deutsche Landeslehrerverein in Böhmen; mehr zu unserer Beruhigung bedarf es wohl nicht. M.

Arzt und Patient. Dieses bei Ferdinand Enke in Stuttgart erschienene Schriftchen enthält so viele der praktischen Winke und wohlmeinenden Rathschläge für Aerzte und Patienten, daß wir es Allen, besonders aber jungen Aerzten auf's beste empfehlen wollen. Wichtige Dinge sind es, um die es sich hier handelt, die aber im Leben nicht immer gehörig berücksichtigt werden. „Die Kunst, mit den Patienten zu verkehren", könnte das Heft betitelt sein. M.

Vorträge über Elektricität. Von John Tyndall. Mit des Autors Erlaubniß in's Deutsche übertragen von Josef von Rosthorn. Mit Abbildungen. Hartleben. Wien. In diesem Werkchen wird das Gebiet der Elektricitätslehre — ein moderner Gegenstand par excellence — in der denkbar anregendsten und belehrendsten Methode durch Selbstexperimente gelehrt. Mit Instrumenten und Utensilien, die sich Jedermann selbst anfertigen oder für wenige Kreuzer beschaffen kann, schreibt der Autor Experimente vor, die ein schrittweises Eingehen in die Elektrotechnik lehren und überraschend leicht Verständniß finden.

Wiederholt waren wir in der Lage, auf die in Wien erscheinende, von Dr. W. Lauser herausgegebene **Allgemeine Kunst-Chronik**, Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe und Literatur, aufmerksam zu machen. Dies ist in seiner Art das in Oesterreich einzige Organ für die angedeuteten Interessen. Die Reichhaltigkeit an gediegenen Aufsätzen, Kunstkorrespondenzen, Kritiken, gut, zum mindesten leidlich ausgeführten Kunstbeilagen steigert sich von Quartal zu Quartal. Besonders noch zu erwähnen die „**Allgemeine Theater-Chronik**" als Gratisbeilage, welche uns mit allen wesentlichen Bühnen-Erzeugnissen und Vorgängen im Laufenden erhält. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Freudvoll und leidvoll. Lieder von Anna Nitschke. (Berlin, A. Senff.)

Spätherbst. Von Carl Poll. (Wien, L. Rosner. 1884.)

Vom Fels zum Meer. Liederbuch für die männliche Jugend. (Quedlingburg, Chr. Vieweg, 1884.)

Singsang. Liederbuch für Deutschlands Töchter. (Quedlinburg. Chr. Vieweg. 1884.)

Von den Ufern der Passer. Meraner Federzeichnungen von W. H. Vormann. (Meran. S. Pötzelberger. 1884.)

Irren und Finden. Roman von Heinrich Köhler. (Leipzig. Alfred Krüger. 1883.)

Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben. Von Johanna Spyri. 1. **Heimatlos.** Mit Illustrationen. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1884.)

Stephan Broda. Roman von O. Heller. Zwei Bände. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Klänge der Kindheit und Jugend. Gabe für Kinder und Kinderfreunde von Heinrich Flemmich. Mit Originalzeichnungen. (Schaffhausen. Fr. Rothermel. 1884.)

Lieder und Romanzen. Von Wilhelm Fischer. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1884.)

Schlesien in Sage und Brauch. Geschildert von Philo vom Walde. (Berlin. A. Senff.)

Die Lieder der Landsknechte und die Soldatenlieder von Dr. M. Toischer. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Geschichte Kärntens von E. Aelschker. 17. Lief. (Klagenfurt. J. Leon sen.)

Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, geschildert von Friedrich Meyer von Waldeck. I. Abtheilung: Das Reich und seine Bewohner. (Leipzig. G. Freitag. Prag. F. Tempsky. 1884.)

Concordia. Wochenschrift zur Anregung und Unterhaltung für die Gebildeten aller Stände. (Hannover, Große Wallstraße 1.)

Die Sonntagsruhe. Illustriertes Volksblatt für Stadt und Land. 1. Band. (Rathenow. A. Haase.)

Von Pol zu Pol. Brehmer's Revue für das geistige Leben aller Nationen. 1. Heft. (Triest. G. Balestra und C.)

Die Zukunft. Wochenschrift für sozialpolitische Fragen. (Berlin. Königgrätzerstraße 15.)

Neue, ungarische Schulzeitung. Unter Mitwirkung hervorragender Schulmänner redigiert und herausgegeben von Peter Graßl. 1 Jahrgang. Neusatz.

Pflanzenverzeichniß der Samen- und Pflanzenhandlung H. Weyringer's Nachfolger (Wien.)

Die Schädlinge der Korbweide oder: die der Korbweide schädlichen Wirbelthiere und Insekten. Von R. Schulze. (Eger. R. Schulze.)

Mittheilungen des k. k. steiermärkischen Gartenbauvereines an seine Mitglieder. Verantwortlicher Redacteur: Professor Lorenz Kristof (Graz.)

Postkarten des „Heimgarten“.

O. W., Znaim: Im Gegentheil. — Eine Hauptursache des so üppig aufwuchernden literarischen Dilettantenthums ist, daß die Dichter, Schriftsteller und Redacteure, die von Dichterlingen über deren Erzeugnisse um ihr Urtheil gebeten werden, so selten den Muth der Wahrhaftigkeit haben. Aus Gutmüthigkeit, aber auch aus Angst, Jemanden zu verletzen und sich Feinde zu machen, finden sie Alles recht hübsch, nicht ohne Talent, sinnig, sogar reizend, und wie derlei nichtssagende Schlagworte heißen, mit denen Mancher und Manche irregeführt wird. Eine freimüthige Darlegung dessen, was sich ein berufener Beurtheiler über die Erzeugnisse denkt, wäre ein großer und nachhaltiger Dienst, den man mancher schreiblustigen Seele und der Literatur erweisen könnte.

Dr. M. O., Wien: Wenn Sie ein schneidiges Wiener Blatt lesen wollen, das sich nicht scheut, frisch und keck auf die Corruption der Großstadt dreinzuhauen, so sehen Sie sich einmal Friedjung's „Deutsche Wochenschrift“ an. Es ist eine wahre Freude, wie dieser David munter und scharf seine Schleuder schwingt gegen die Goliaths des Parlamentes, der Börse, der Presse! In diesem Wochenblatte kann man Manches lesen, was Einem in den Tagesblättern, die sonst doch so vielseitig sind, das ganze Jahr nicht zu Gesichte kommt.

E. v. K., Graz: Wundern Sie sich nicht darüber, daß gute Volksstücke heimischer Theaterdichter in einzelnen unserer Blätter weit strenger recensirt werden, als französische Lustspiele und norddeutsche Theaterschwänke; man legt an unsere dramatischen Autoren und deren Genre eben einen höheren Maßstab an.

J. W., Trautenau: Ueber den jüngst verstorbenen Bauernphilosophen im Salzkammergute finden Sie im VII. Jahrgang des „Heimgarten“ einen längeren Aufsatz, der diesen merkwürdigen Mann näher schildert.

K. H., Wien: Genannter Roman gründet sich auf ein Ereigniß, welches sich vor mehreren Jahrhunderten in der steirischen Alpengemeinde Tragöß zugetragen hat.

A. Sch., Graz: Schönen Dank. Es sind uns in Bezug auf den Artikel: „Ueber den Mangel an musikalischem Sinn“ zahlreiche Zuschriften geworden. Gewiß sind Ihre Auseinandersetzungen richtig und haben wir im vorliegenden Hefte einem geistreichen Vertreter Ihrer Sache gerne das Wort ertheilt zum Wohle Jener, die durch genannten Artikel etwa mißleitet worden sind. An dem Verfasser der „Bekenntnisse“ selbst, der sich wohl allzusehr von seiner Empfindung leiten läßt — fürchten wir — Hopfen und Malz verloren.

D. S., Klosterneuburg: Das vom „Ehrenesel“ war wohl nichts weiter, als ein Charwochenspaß genannter Zeitung. Es würde auch kein passendes Ehrenvieh zu finden sein, denn unter allen Eseln wäre doch keiner groß genug, das Los eines deutschen Dichters theilen zu wollen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Die Rede des Vertheidigers.

Eine Erzählung von Hans Malser.

Es war der erste Mord, der sich Zeit meines Gedenkens in meinem Heimatsthale zugetragen und daher einen untilgbaren Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich konnte mich bisher nicht entschließen, ihn zu erzählen, weil ich eine Abneigung davor habe, scheußliche Verbrechen dem Volke darzustellen und auszumalen. Aber allerhand, was man heutzutage in den Zeitungen liest, ist so herausfordernd und merkwürdig, daß ich mich nicht enthalten kann, die Geschichte als kleinen Beitrag zu unserem Gerichtswesen darzuthun.

Der Höfelhans war ein Kleinbauer in der Gemeinde Rabenbach. Ein kleines, runzeliges Männlein, kränklich und brummig und zähe, so daß der Arzt öfter als einmal sagte: „Der wird trotz Allem älter als ich und der Todtengräber!“ — Dieser glatzköpfige Alte hatte aber ein junges, goldhaariges Weib, und das wiederum hatte einen guten Bekannten, einen heiratsfähigen Burschen aus der Nachbarschaft. Ich erinnere mich noch sehr wohl an den Pankraz, der hatte ein bartloses, rundes, tiefgeröthetes Gesicht und kleine, graue Augen. Die Haare waren schier röthlich falb und gekräuselt; durch die Ohrläppchen hatte er goldene Ringlein gezogen; so auch trug er ein paar schwere Ringe am Finger und eine gewichtige, silberne Uhrkette mit Thalergehängsel über der grüntuchenen Weste. Sein übriges Gewand war grau, der Hut aus grünlich gefärbter Hasenwolle, die Stiefel hatte er stets glänzend gewichst. Obzwar nur Kleinhäusler, hatte er doch Geld, er gieng im Viehhandel um, und das thut sich besser, wie das Viehzüchten, sowie auch der Kornhändler einen „Herrn“ spielen kann, während der Kornbauer kümmerlich leben muß. Bei den Bauern wie in der Stadt: die Klugheit ist der Tüchtigkeit über. — Indeß die Klugheit

Digitized by Google

schmunzelt lange, aber die Tüchtigkeit lacht zuletzt.

So steht mir der Pankraz noch, obwohl sie ihn lange schon gehenkt haben.

Die Luzina — das Weib des Höfelhans — war ein herrenloses Wesen gewesen — ihr Sinn stand aber nach einem Häuslein. Da sie zur selben Zeit keinen Jungen gefunden, so nahm sie einen Alten. Und wenn's schon ein Alter war, so sollte es wenigstens ein sehr Alter sein. Ein Achtziger ist in gewisser Hinsicht bedeutend angenehmer, als ein Sechziger. —

Oesters saßen sie auf einem hingestreckten Strunk im Walde beisammen — die Luzina und der Pankraz — und redeten vom Alten.

„Er ist so viel „mieselsüchtig“ und 's ist keine Freud' bei ihm,“ klagte die Luzina.

„Mein Gott, ein alter, kränklicher Mensch!“ sagte der Pankraz. „Hat seine Zeit hinter sich, hat nichts Gutes mehr auf der Welt und haben Andere nichts Gutes bei ihm.“

„Das ist wohl wahr.“

„Das Beste wäre schon —“

„Freilich wär's das Beste —“

Es rauscht der Wald, man versteht nicht Alles. —

In einer der nächsten Nächte weckte die Luzina ihren Mann aus dem Schlafe.

„Was hast denn? Was willst denn wieder?“ brummte der Höfelhans. „Geht eh so hart her, bis Einer einmal ein wenig einschlafen mag — blederst (scheuchst) ihn wieder auf!“

„Hansel,“ flüsterte sie, „ich weiß nicht, was das ist; draußen im Schüttkasten höre ich was. Daß nicht etwan Schelm' (Diebe) da sind!“

„Das wäre!“ sagte der Hans und krabbelte vom Bett heraus.

Der Schüttkasten stand vor dem Hause über den Anger hin; in ihm waren die Vorräthe von Getreide, Fleisch, Schmalz und Flachs aufbewahrt. Sie horchten nun und hörten ein dumpfes Pochen, als wollte Einer mit einem Holzblock beim Schüttkasten die Thür einstoßen.

„Ich bitt' Dich, Hansel, geh' schauen, wer draußen ist!“

„Will eh! Will eh!“ schnaufte der Hans und that sich das Beinkleid an, that Licht in die Laterne, nahm ein Holzschlägerbeil in die Hand und gieng hinaus. — Als er die Hausthüre aufmachte, fiel ein Schuß und der Höfelhans stürzte mit einem gebrochenen Schrei zu Boden. —

Bald waren Nachbarn da. Die Luzina geberdete sich in heller Verzweiflung. „Die Schelm' haben meinen Mann erschossen!“ jammerte sie und hielt mit beiden Händen ihren Kopf. An der Thür des Schüttkastens fand man etliche Masern, aber das Schloß war unversehrt und die Diebe waren davon.

Der Gemordete war noch nicht bestattet, so fiengen zwei Dinge an zu wirken — das Gerücht und das Gericht. Den Leuten war es nicht entgangen, daß die Luzina und der Nachbar Pankraz ein Auge aufeinander hatten; daß sich die Luzina nach dem Ereignisse ganz anders erregt zeigte, als das sonst im Schmerze zu geschehen pflegt. Als sie beim Zimmermann den Sarg bestellte, besprach sie sich mit der Zimmermannsfrau, die Nätherin war, wegen eines hellgrünen Seidenkleides, wie es die Witwen tragen, wenn sie wieder heiraten. Es fiel auf, daß der Nachbar Pankraz schon um zehn Uhr Nachts von seinem Hause fortgegangen war, um dem Höfelhans zu Hilfe zu kommen, wie er später angab, während der Schuß erst gegen eilf Uhr gefallen war. Auch fiel es den Leuten des Pankrazhauses ein, daß am Morgen nach dem Morde sein Schießgewehr nicht an der Wand hieng in seiner Stube. Und als es dem Gerichtscommissär einfiel, die Bleikugel, die den Hans durchbohrt hatte und hinter ihm in der Eichenthür stecken

geblieben war, mit dem Gewehr des Viehhändlers zu vergleichen, da stellten sich die Befunde so, daß Pankraz todtenblaß ward. Todtenblaß nun kann wohl auch der Unschuldigste werden in solchem Augenblicke, wo durch tückische Zufälle seine Ehre und Existenz auf dem Spiele steht; aber die Luzina war so sehr aus aller Fassung gekommen, daß sie vor den Leuten dem Pankraz zuschrie: „Gesteh's! Gesteh's! Ein reumüthiges Geständnis rettet uns wenigstens vor dem Galgen!"

Noch schrie der Pankraz, das Weib wäre wahnsinnig geworden — aber im Ganzen waren sie fertig.

Später fieng die Luzina freilich wieder an zu läugnen, weil man ihr gesagt hatte, so lange sie läugneten, könnten sie nicht gehenkt werden.

Nach wenigen Wochen standen sie vor dem Richterstuhle, standen zwischen Gensdarmen, im Angesichte eines überfüllten Saales und des feierlichen Halbkreises der Geschworenen.

Der Pankraz hatte sich einen wackeren Vertheidiger verschrieben. Wenn schon der Ankläger die Thatsachen und das Gesetz für sich hat, braucht man umso nothwendiger einen Vertheidiger, der die Zunge und die Gedanken zu drehen und die Herzen zu bewegen versteht. Richter haben zwar keine Herzen, dürfen keine haben; aber diesen lebendigen Paragraphzeichen am grünen Tisch muß wenigstens die Menschlichkeit entgegengestellt werden, ein Mann, der mitunter ein wenig die öffentliche Meinung zu dirigieren weiß. Der Ankläger ist gewohnt, an dem armen Sünder nur das Teuflische aufzuzeigen; so muß doch füglich auch Einer sein, der, wenn schon nicht die Engelsfittiche des Angeklagten weist, so doch wenigstens sein Fleisch und Blut. Der Vertheidiger gehört auch zum Gericht, er ist nur die andere Hälfte des Menschen, der den Ankläger macht — sozusagen die bessere Hälfte. Die Gerechtigkeit allein würde die Welt nicht minder zu Grunde richten, als die Liebe und Verzeihung allein; das muß sich im Gleichgewicht halten, wenn die Zunge der Wage gerade empor zum Himmel deutend das weise Urtheil sprechen soll.

Bei den vorliegenden Beweisen und den Widersprüchen, in die sich die Angeklagten verfangen hatten, gaben sie das Läugnen auf; aber die Luzina schrie: „Ich verzeihe ihm! Ich verzeihe ihm!"

Man gebot ihr zu schweigen.

Als nach den leidenschaftslosen, aber furchtbar sachgemäßen Darlegungen des Anklägers von allen Anwesenden keiner für Pankraz' Leben auch nur mehr einen Heller gab, erhob sich der Vertheidiger, warf einen feuchten Blick auf die armen Sünder, auf die Geschworenen und auf das Volk; die Richter sah er nicht an, er wußte wohl, das, was er heute zu sagen hatte, war nichts für die Richter. Nun begann er mit weicher, allmählich sich zur Würde und zur hinreißenden Gewalt erhebender Stimme zu sprechen. Die Rede ist aufgeschrieben worden und ich kann sie hier zum Theile wiedergeben. Der Vertheidiger hielt eine Einleitung, in welcher er darauf erinnerte, daß von allen Zuhörern Keiner — nicht ein Einziger — vor die Schranken treten und sagen könne: Ich bin gerecht! Wen das Schicksal bisher nicht vor Gericht gestellt habe, der möge auf die Brust schlagen und dem Glücke danken. „Und nun," fuhr er fort, auf die Angeklagten deutend, „nun betrachten wir uns einmal diese bedauernswerten Opfer unserer gesellschaftlichen Einrichtungen. Sie haben gethan, was in seiner Weise Jeder von uns thut: Sie liebten sich und trachteten sich zu besitzen. Es ist wahr, Pankraz hat den Höfelhans getödtet. Wer war der Höfelhans? Er war der Gatte der Luzina und als Gatte ihr Eigenthum. Was hat also Pankraz gethan? Er hat die Luzina an ihrem Eigenthum geschädigt. Die Luzina hätte das Recht gehabt, klagbar gegen den

Schädiger aufzutreten. Sie hat es nicht gethan, sie hat ihm verziehen. Wenn der Geschädigte verzeiht, wen geht das weiter an? Wenn mir Jemand tausend Gulden nimmt und ich sage ihm: Behalte sie, ich schenke sie Dir! — ist ein Solcher als Dieb oder Räuber zu behandeln? Und vollends, wenn er mir die tausend Gulden mitsammt etwaigen Zinsen wieder zurückgibt und sagt, ich wollte Dir das Geld nur aufbewahren, Dir hätte es können verbrennen oder gestohlen werden — ich frage Sie: Ist er ein Dieb? Nein, er ist ein Wohlthäter. — Der Pankraz hat der Luzina den Mann genommen, aber er gibt ihr wieder einen zurück, und einen weit besseren, weil jüngeren, erwerbsfähigeren, als der alte war, der gegen ihre Natur gewesen und sie gequält hat. Er gibt sich ihr selbst; mit seiner eigenen Person macht er das Unrecht gut. Was kann er mehr thun? Wollt Ihr ihn henken, damit er nichts mehr gut machen kann? Dann begeht Ihr das Unrecht, das Ihr sühnen wollet. — Ich habe das Wort Unrecht ausgesprochen; denn Gott sei vor, daß ich die That beschönigen möchte! Aber gründlich genommen, wenn ich mich nun auf den Standpunkt des Höfelhans stelle, woran ist es, meine Herren? Ist kümmerliches Alter in einem kranken Körper denn so begehrenswert? Wird der arme Höfelhans seinem Erlöser zürnen? Und angenommen: ja! so wissen wir doch Alle, daß sich der Einzelne dem Allgemeinen unterzuordnen hat. Und nun frage ich: in welchem Falle gewinnt die Allgemeinheit, die Gesellschaft, der Staat, wenn ein greiser Krüppel zu verpflegen ist, oder wenn ein erwerbskräftiger Mann der Gründer einer gesunden Familie wird? Und dann, meine Herren Geschworenen! Weiß Einer was Schlimmes aus dem Vorleben der Angeklagten? Ist die That aus Geldgier, Haß oder Rache geschehen? Nein, sie entsprang der edelsten menschlichen Leidenschaft, der Liebe. Und wenn selbst das nicht zu entschuldigen war — Sie sehen die Strenge meiner Auffassung — haben die Beiden in ihrer düsteren Untersuchungshaft nicht gelitten? Haben sie nicht bitter gebüßt? Haben sie nicht geweint, daß mitten in einem so braven, ehrenwerten Leben, als sie geführt, plötzlich der Dämon hereingebrochen über sie, der nur deshalb so furchtbar ist, weil wir ihn Schuld nennen? Und haben sie nicht bereut und ehernen Vorsatz gefaßt, den verhängnisvollen Fehltritt durch ein Leben voll Tüchtigkeit und Tugend hundertfach wettzumachen? — Aber das geht ihr Gewissen an und nicht uns. Das Gesetz ist da, um die Gesellschaft zu stützen; die Justiz kennt keine Rache, sie hat nur den Staat zu schützen. Wer aber — ich wiederhole es — wer ist in unserem Falle geschädigt? Der Staat? Der hat eher Vortheil als Nachtheil. Die Luzina? Die hat dem Schädiger verziehen und er ist bereit, sie zu entschädigen. Der Höfelhans? Der wird nimmer als Ankläger auftreten, weil er unter allen Umständen gewonnen hat, denn der Tod ist das heiligste Ziel des Lebens und wen Gott liebt, den nimmt er zu sich. — Als ich vorhin in schweren Gedanken über all' das Unheil, das Leid und den Jammer im menschlichen Leben die Treppe heraufstieg, hörte ich eine Stimme des Hasses: Gehenkt sollen sie werden! — So der Verwegene in diesem Saale anwesend ist, frage ich ihn: Wenn sie Verbrecher sind, soll man sie darum vom Leiden erlösen? mit der Liebe Gottes lohnen? — Was ich hier gesagt habe, es ist wohl überlegt worden, denn ich halte mir vor Augen, daß ich für mein Amt einem höheren Gerichte verantwortlich bin, sowie auch Sie es sind, wackere Männer aus dem Volke, Sie, an deren gesundes Herz heute das Gesetz appelliert!"

So sprach der Vertheidiger, wies dann auf die „kummervollen Gestalten"

der Angeklagten und forderte die Freisprechung derselben.

Der Pankraz stand fast stolz aufrecht. Die Luzina warf einen trotzigen Blick gegen die Richter, die sie und ihn gerne hatten verderben wollen. Sie waren unschuldiger, als sie selbst geahnt.

Nach dieser Rede erhob sich noch einmal der Ankläger. Man erwartete eine Replik, aber der Mann sagte nur dieses: „Jener Herren Geschworenen wegen, die in solchen Sachen nicht geübt sind, hätte ich den Wunsch, daß der Herr Vertheidiger sein Plaidoyer noch einmal genau wiederholen möchte!“

Das geschah nicht.

Die Geschworenen zogen sich zurück in das Berathungszimmer. Einer unter ihnen nahm vorlaut das Wort und sagte: „Ich glaube, wir haben nicht viel zu berathen. Wenn sie, die Hauptbeschädigte, ihm verzeiht —“

„So ist die Sache ja abgethan,“ fiel ein Anderer ein.

Zu Diesem sagte ein Dritter: „Es ist noch zu überlegen. Wenn ich das Plaidoyer genau überdenke, so komme ich auf allerlei sonderbare Schlüsse. Wenn Du ein altes Haus hast, ich kann Dir's über dem Kopf niederbrennen; das gibt Erwerb für die Tischler, Zimmer- und andere Gewerbsleute, das erzielt eine höhere Einkommensteuer, ist also vortheilhaft für den Staat. Ich darf nicht gestraft werden.“

„Wenn ich aber im Feuer umkomme!“ sagte der Eine.

„So bist Du ein Dummkopf, denn die Thür stand offen. Und wenn Dummköpfe umkommen, so wird diese Gattung allmählich aussterben — der größte Vortheil für den Staat. Ich darf nicht gestraft werden.“

„Spaß apart,“ sagte ein Vierter, „die Grundsätze dieses Herrn Doctors gäben dem Staate das Recht, alle unheilbaren Kranken und Greise zu tödten, alle Unfähigen aus der Welt zu schaffen, und wer weiß, dieses Vertilgungssystem würde Manchem gefährlich, der sich heute für eine Stütze des Staates hält.“

„Aber nach dem Vertheidiger müßte man ja die Unschuldigen tödten und die Verbrecher leben lassen!“

„Und nach dem Vertheidiger müßte —“

„Lasset das! Der Herr Vertheidiger redete wohl nur als Schalk,“ sprach jetzt ein weißbärtiger Mann. „Die Thatsache des Meuchelmordes liegt klar vor uns —“

„Meuchelmord!“ unterbrach ein Anderer. „Kann der Pankraz nicht aus Nothwehr geschossen haben? Wenn Einer rasend mit einem Holzhackerbeil auf mich zustürzt, soll ich mich nicht schützen dürfen?“

„Die Thatsache des Meuchelmordes liegt klar vor uns,“ fuhr der alte Mann unentwegt fort, „da gibt es für uns kein Wanken. Wer hätte gedacht, daß bei diesem Falle die Geschworenen unschlüssig sein und zweifeln würden! Aber so weit kann es kommen, wenn im Zustande geschwächten Rechtsgefühles der Bürger sich durch glänzende Trugschlüsse blenden läßt. — Wir sind Humanisten geworden, ich habe nichts dagegen; aber die Nachsicht mit Lastern und Verbrechen, wie sie heute zu herrschen beginnt, ist inhuman. Schlimm steht es mit einem Volke, das kein Herz zur Bestrafung des Bösen hat, es hat auch keins zur Belohnung des Guten. Es verliert die Richtschnur und taumelt dahin, von seinen Stimmungen, Launen und Leidenschaften getrieben, und ist verloren. Wer allzu nachsichtig mit dem Schlechten ist, der hat selbst kein reines Gewissen. Wenn wir den Verbrecher freisprechen, so verurtheilen wir uns selbst. — Pankraz und Luzina sind schuldig.“

Der Schein trügt.

Novelle von Alfred Friedmann.

(Schluß.)

Die Zeit verrann.

Albrecht fand auch die Kraft, den Pfeifenständer zu durchsuchen. Es zeigte sich eine wohlverborgene Schublade, welche sich mit dem Schlüssel leicht öffnen ließ.

Sie enthielt nichts als zwei Manuscripte.

Das eine trug die Aufschrift: „Mein Tagebuch".

Das andere: „Mein Besitz".

Wieder zeigte die Uhr eine Stunde an und Wiegand breitete die Blätter vor sich aus. Die Lampe brannte noch hell auf dem Tische in der Mitte des Zimmerchens.

Den . . Juni (Es war der Sterbetag des Alten.)

„Welch' ein Entsetzliches ist doch das Alter! Kaum bin ich noch der Schatten dessen, der ich war. Die Federn meiner Glieder, durch die Thorheiten der Jugend und der Länge des Daseins abgenützt, versagen mir den Dienst. Täglich vermehrt sich die Zahl meiner Leiden, vermindert sich die meiner Kräfte und sie lassen mich Tag und Nacht in fürchterlichen Leiden verbringen, von denen sich nichts auf der unzerstörbaren Maske meines Gesichtes wiederspiegelt. Meine Füße, meine Beine, einstmals der Neid meiner Genossen, das Ergötzen meiner Tänzerinnen, sind unbeweglich auf ihrem Schemel. Ich bin schwach und habe doch nicht das Gefühl, als solle es endlich mit mir zum Sterben kommen. Ich habe nicht nur die Kraft verloren, Vergnügen zu empfinden, ich habe den Geschmack an der Freude, den Begriff des Wohlbehagens eingebüßt. Ich bin in den Augen der Welt ein sich in seine Bestandtheile auflösendes Geschöpf, und weit davon entfernt, mich über die Einsamkeit zu beklagen, in der man mich läßt, möchte ich, daß es mir möglich wäre, mir selbst zu entfliehen.

Das ist ein Theil meiner Leiden, gegründet auf den zerfallenden Körper. Sollte ich aber nicht eine Seele haben, da mich Seelenleiden quälen? Mich beherrscht eine furchtbare Angst vor dem Tod. Ich lebe in beständiger Todesangst. Ich zitt're gegen meine bessere Ueberzeugung vor einem Etwas, das mich bedroht und das zu läugnen, zu verneinen ich alle meine Kräfte anstrenge. Ich empfinde eine unklare Verzweiflung, welche mich mehr als einmal daran denken ließ, willentlich meine so elenden Jahre früher, als bestimmt, zu enden. Aber, wenn meine Hand zur Vollstreckung dieses drängenden Wunsches bereit ist, so weiche ich furchtsam zurück. Mein Herz wird zu Eis vor Entsetzen. Ich erschrecke vor einem unbekannten Etwas, vor einer Zukunft, die ich hunderte von Malen lächerlich gefunden oder gemacht, die ich als Kinderschreck betrachtet! Was denn nur erzeugt meine Verwirrung? Ist es die Ungewißheit? Was nur soll ich von jener schrecklichen Zukunft denken? Gibt es Glück, gibt es Seligkeiten, auf die ich kein Anrecht habe? Oder was furchtbarer wäre, hätte ich irgend ein Unglück, dessen Vorahnung mich schon außer mich bringt, erst noch zu erwarten?

Elender, der ich bin. Ich verliere mich in ein Wirrsal von Gedanken und Gefühlen. Und Du, der Du dereinst dies lesen wirst, bist vielleicht dem Tode ebenso nahe und scheinst ihm ohne Furcht in's Auge zu sehen? Warum bist Du so ruhig? Weil Du immer nach den Vorschriften der Ehre, der Rechtlichkeit gehandelt? Weil Du nie Dein Wort gebrochen, nie Deines Nebenmenschen Wohl in Wehe — oder Schlimmeres verwandelt, weil — nun ja, weil Du nach dem Gesetz Deiner uneigensten Natur und Persönlichkeit gehandelt!

Die Fackel der Vernunft ist angezündet, um uns zu leuchten; meine Vernunft und mein Verständnis der Dinge war ein Irrlicht und hat mich getäuscht. Trauriges Geständnis, das die Wahrheil mir entreißt. Ich habe gefehlt und meine Vernunft war ohne Zweifel hilflos, als es galt, die Bahnen meines Daseins zu umzirken, wie sie nun zu schwach ist, mich gegen die Schrecken des Todes zu schützen.

Soll ich sagen: was ich that, war wider die Vernunft? Aber es war doch meine Vernunft, die mich handeln ließ. Es blieb Alles unentdeckt, nur meine Gewissensbisse machen mich seit Jahren elend. Es bleibt mir nur noch ein kurzer Lebensrest und den vergällen mir die nagenden Skorpionen. Ich war wohlthätig, ich habe gesühnt — nein, kann ich an tausend Fremden gut machen, was ich . . .

O mein Gott! Ist es noch Zeit, die Augen zu Dir aufzuschlagen? Hörst Du? Siehst Du? Bist Du?

Es ist ein Unding, nach einem System leben zu wollen, nach welchem man nicht sterben möchte."

Das waren des guten Herford letzte Worte gewesen.

Lag hier ein Verbrechen vor?

Stimmte Herford's Aeußeres zu seinem Innern?

Es ließ Wiegand keine Ruhe.

Er nahm das Tagebuch von Anfang vor und las:

Herford's Tagebuch:

Spät im Alter unternehme ich es, meine Vergangenheit wachzurufen. Ja, sie hat einen Augenblick, den ich Jahre nannte, geschlafen, nun aber gibt es kein Mittel, sie wieder zu narkotisieren.

Ich habe mich vor geraumer Zeit in dies Häuschen zurückgezogen, weil es mir gefiel, obwohl ich Paläste haben kann. Hier gedenke ich weniger Aufmerksamkeit zu erregen. All' meine Reichthümer, meine Schätze, wenn diese Blätter vollgeschrieben sind, all' meine Erinnerungen ruhen innerhalb dieser vier Wände. — Ich habe lange nachgesonnen über Gut und Böse. Ich war ein entsetzlicher Verbrecher und doch nie, was man einen bösen Menschen nennt. Ziehet eine Uhr auf und schreit: „Sie ist böse!" — so lange sie läuft; — ist das nicht ein Unding?

Wenn Gott gute und schlechte Uhren gemacht hat, so ist das seine Sache und man soll nicht sagen: „Die Uhr geht schlecht!" sondern: „Der Uhrmacher taugt nichts!"

Mein Uhrmacher war ein Pfuscher.

All' das klingt, als wolle man sich rein waschen. Durchaus nicht.

Ich bin strafwürdig. —

Käme ich aber nach Billionen von Jahren als absolut gleicher Mensch unter absolut gleichen Verhältnissen wieder auf die Erde, ich könnte nicht anders handeln.

Ich bin in einem kleinen badischen Orte L . . . . . geboren. Das Jahrhundert kam später zur Welt.

Meine Schulbildung war einfach; meiner Eltern erinnere ich mich auch als vorzügliche Menschen. Man nannte mich früher den „schönen Jakob". Des Städtchens gedenke ich noch deutlich. Niedere Häuser standen so enge beisammen, daß die Heuwagen des Sommers mit Mühe durch die Hauptstraßen ziehen konnten und den Umweg durch's Feld, den Fluß entlang nehmen mußten. Unflat, Misthaufen bedeckten die Gäßchen, die Gänse

verunreinigten unsern Hausflur, ein alter Irrer wandelte zwischen dem Mist und den Gänsen und aß jeden Tag bei einem andern Bauern zu Gast.

Ich lernte mäßig.

Ich hatte früh schon ein Vergnügen daran, Thieren und Menschen wehe zu thun. Besonders wenn sie mir im Wege waren, mich belästigten, mich an der kleinsten Willensdurchsetzung hinderten. „Ein Vergnügen daran," das ist auch nicht der richtige Ausdruck, ich that nur, was ich thun mußte. Ich riß den Bienen und Vögeln nur die Flügel und Federn aus, wenn sie mich, der ich im Grase lag, durch ihr Summen und Singen störten, ich zwickte und kneipte ein hübsches Nachbarkind, meine Schulgenossin, nur, wenn sie schneller oder langsamer gieng, als ich; wenn sie mir nicht gleich herbeiholte, was ich verlangte, wenn sie sich nicht sofort entfernte, wenn ich ihres Spieles überdrüßig war. Vor dem Lehrer hatte ich noch Furcht, ich sah ihn als eine Art Gott an; die Eltern liebte ich heute und haßte sie morgen, je nachdem sie mich fütterten oder straften.

Unverzeihlich schien es mir, daß sie mir so viele Geschwister gaben. Der Aelteste, ich, ward dadurch natürlich mit der Zeit zurückgesetzt und als ich vierzehn Jahr alt war, lief ich ihnen davon. Ein gewisser Hang zum Sammeln, zugleich mit einer unbändigen Verschwendung, hatten Platz bei mir neben einander und so kam es, daß ich mir damals zehn Thaler gespart hatte. Ich entwendete zehn weitere meiner Mutter, welche dieselben in einem Strumpfe in ihrem Bette vergraben, und von dem Schatze dem Vater und uns oft Geburtstagsgeschenke gemacht hatte.

Ich habe all' diese Leute nicht wieder gesehen.

Im Anfang gieng mir's schlecht. Ich schlug mich zu Fuße durch und mancher seitdem verschwundene Schlagbaum hat sich vor dem armen Wanderburschen gehoben und gesenkt. Ich gelangte in eine kleine Stadt und fand Dienste; niedrige, bei denen ich knirschte, bessere, bei denen ich an Reichthum und Freiheit dachte. Ich glaubte mich zu etwas Höherem ausersehen; zu was, kann ich selbst heute noch nicht sagen. Ich habe keinen Ansatz zu irgend einem künstlerischen Talent gehabt; keine Stimme, kein Gehör; ich wäre gleich unfähig gewesen, den Pinsel, den Meißel oder die Feder zu führen.

So führte ich einstweilen die Elle.

Mein Principal in Eßlingen hegte ein gar schönes Töchterchen. Schlechte Gesellschaft hatte mich bald mit sich auf ihre Wege genommen. Die Kleine — ihren Namen habe ich vergessen — blondzöpfig, blauäugig, ein rechtes Fressen für einen Faust, verliebte sich in mich, in den „schönen Jakob", und bald gab es nichts, was sie noch zu versagen gehabt hätte.

Da bot mir ihr Vater eine Fahrt nach Hamburg in einer vertraulichen Geschäftsangelegenheit an.

Er sagte, wenn ich meine Sache wohl ausrichtete, so wolle er mich zu sich in's Geschäft nehmen, und wenn ich seinem einzigen Kind, der Marte oder Grete gefalle, so könne ich sein Compagnon und Nachfolger werden.

Feinliebchen hatte aber Alles belauscht, sprang hinter seinem Verstecke hervor, fiel dem Vater um den Hals und gestand, daß wir schon lange einig seien.

Die Hochzeit wünschte sie noch vor meiner Hamburgfahrt.

„Warum auch nicht?" dachte ich.

Mein Wagen war wieder in die Remise geschoben, der Gaul abgesattelt und abgespannt.

Mich wollte man dafür in's Joch spannen.

Mich wurmte es innerlich, daß es mir so leicht gehen sollte und — wäre heute nicht Alles gerade so wohl bestellt, wenn ich die Marte oder Grete

genommen oder behalten hätte, statt daß ich nun — —?

„Aber — es geschieht ihnen schon Recht, wenn sie mich zwingen!“ sagte ich mir.

Man gab uns zusammen, die Remise wurde wieder geleert, der Gaul wieder aufgesattelt und angespannt, und, mit Kisten, Koffern, reichlichem Gelde, einer Brillantnadel vom Schwiegerpapa und einem Trauring von Grete oder Marte, fuhr ich peitschenknallend durch's zweite Dorf. Im Städtchen war ich noch ein wenig betrübt gewesen, denn ich hatte damals das gute, dumme Ding gar lieb, und es mich zum Fressen.

Als ich aber Hamburg sah, die vielen Bassins und Canäle, die großen Schiffe und die Waarenballen, die Matrosen, die von weit her kamen und so weithin giengen — da rüttelte ich erst ein wenig an meinen Fesseln und siehe, sie gaben nach. Ich brauchte kein Simson zu sein. Da löste ich dann ein Billet, winkte einem müßig dastehenden Taglöhner, der nach Pech und Thran roch, und über die kohlenbestäubten Werfte, über Ketten, Taue, zwischen Ballen und Kisten gieng's mit den meinigen, der Brillantnadel, dem Trauring und der Erinnerung an Marte nach Amerika.

Es war ein flottes Schiff unser „Marathon“, denn damals hieß Alles nach Griechenbefreiung, Türkenhaß und Byron. Und Marathon sah auf die See und die See sah auf Marathon. Und ich machte den lieben Leuten im Bauerndorf daheim und im guten Eßlingen bittere Vorwürfe, daß sie mir es gern zeitlebens versagt haben würden, einmal ein mit geblähten Segeln vor dem Winde tanzendes Schiff so mutterseelenallein auf dem weiten, halbkugelförmigen Ocean — fechten zu sehen. Es kam mir vor, wie ein ungeheurer Handwerksbursche, der eine Barrière nach der andern hebt und endlich in einen sicheren, schönen Hafen läuft. Und es waren viele Barrièren zu heben. Wir geriethen auf eine Sandbank, Einige starben Hungers, bis uns ein Schiff rettete. Wir besserten unsere Havarien aus, kamen in einen Sturm, der wieder Menschenleben kostete, so — gewöhnte ich mich daran, dem Tode in's Auge zu sehen. Zwar hätte ich dies Alles als Warnungen Gottes ansehen sollen — aber zurück konnte ich nicht und da wir schließlich glücklich am Orte unserer Bestimmung landeten, so mußte ich wohl oder übel annehmen, es sei Alles nach Gottes Rathschluß geschehen.

Ich verkaufte meine Ballen und Kisten vortrefflich und schlug mich in das Innere des Landes, um vor Nachforschungen sichergestellt zu bleiben. Und sei es, daß mir überhaupt Niemand nachgespürt, oder daß sie es so ungeschickt thaten, wie es damals noch in der Uebung war, endlich, daß man mich verschollen, verunglückt, ermordet glaubte — ich habe nie mehr weder von dem Bauerndorfe, von Eltern und Geschwistern, noch von Eßlingen, Weib und Kind gehört.

Ich gerieth nun unter Diamanten- und Goldsucher und habe mich so oft dermaßen meiner Haut erwehrt, daß wohl zwanzig durch mich um's Leben kamen. Aber ich will keinen Roman schreiben und das war ehrliche Nothwehr. Hätte ich mich ihrer nicht entledigt, so hätten sie mich umgebracht und mir war es immer unangenehm, wenn mir Jemand an den Willen, geschweige denn an's Leben wollte.

Aeußerlich gänzlich verändert, reich an Gold und Gut, kehrte ich vom fernen Westen wieder zurück und betrat die Stadt Cincinnati. Sie liegt an sanfte Hügel gelehnt, am Flusse Ohio.

Ich konnte mich mit meinen Pferden und Wagen sehen lassen. Ich machte großen Aufwand und ich wüßte nicht, welches Haus mir nicht offen gestanden hätte.

So kam es, daß ich ein reizendes Mädchen kennen lernte, von dem seine

Eltern mir eines Tages sagten, daß ich es heiraten müsse, weil ich mich zuweit vorgewagt! —

Nun hätte ich freilich die ganze gute Stadt Cincinnati heiraten müssen, weil ich mich mit zwei Dutzend andern schönen Mädchen ebenso weit vorgewagt, wie mit Kate Willing; ihren Namen werde ich nie vergessen. Ich hatte ihr eben nur nach amerikanischen Begriffen ein wenig zuviel die Cour gemacht und ihr Vater, ein praktischer Mann, war mir nur allen übrigen Vätern Cincinnati's gegenüber zuvorgekommen.

Nun ist mir nichts verhaßter, als Zwang. Aber es war auch immer, bei allen früheren Vorkommnissen, ein Grundzug meiner Natur, das Gute klar zu erkennen, mich zu ihm hingezogen zu fühlen, und das Falsche und Schlechte zu thun.

Ich hätte abreisen, sagen und beschwören können und sollen, daß ich schon verheiratet sei. Aber ich that nichts von Alledem. Kate Willing gefiel mir recht gut, sogar besser, als alle andern Kate Willing's, mit denen ich mich ebenso weit vorgewagt. Sie war jung, schön, sehr schön, reich; doch auf das Letztere sah ich nicht, denn ich hatte für zwei, auch für zwanzig.

Mit einem gewissen Vorgefühl des Unglücks — so, wie der Herr spricht: „Die Rache ist mein!“ — sagte ich Herrn Willing, ich hätte gegen seine Tochter nicht das Mindeste einzuwenden und zur großen Wuth und Verzweiflung der reichlichen, hübschen Cincinnatenserinnen wurden Miß Kate Willing und Jakob Herbart, der inzwischen James Herford geworden, ein Paar.

Mit vielen Weibern gut auszukommen, ist eine Kleinigkeit; sich mit einem Weibe zu vertragen, halte ich für unmöglich! Diejenigen, welche das Gegentheil behaupten, sind entweder — Lügner — oder — Unverheiratete. Kate war die liebenswürdigste Lady von der Welt, vor der Welt und gegen alle Welt.

Gegen mich war sie launisch, mürrisch, herrisch; nun kalt, wenn ich glühte, dann Glut, wenn sie wußte, daß ich Eis war. Sie hat mir kein großes Unrecht gethan, aber sie verbitterte mir das Leben in allen Kleinigkeiten und das ist hart.

Sie widersprach, sie zankte, es gab nichts, was sie nicht besser wußte, als ich, sie war eifersüchtig auf gestern, heut' und morgen und obwohl ich auf Rosen gebettet zu sein schien, stachen mich ihre Dornen an allen Ecken. Dazu kam noch der amerikanische Heiratsmodus — wenn ich es recht nahm, so war eigentlich ich das Mädchen gewesen, das gar nicht gefragt wurde, und Kate Herr James Herford, der um mich angehalten — unerträglich. Unerträglich war ich freilich auch selber. Ich kann redlich sagen, daß ich Kate jeden Dornenstich zurückgegeben.

Auf unseren späteren Reisen kamen wir in die Rocky Mountains. Wir kletterten gerne in den Schluchten umher und geriethen eines Tages an eine schauerlich-schöne Stelle, an der es alsbald zu einem herben Zanke kam, über eine gebrochene und hinabgeschleuderte, statt ihr überreichte Blume.

Ich weiß nicht, ob ich Kate je geliebt habe, ich empfinde jetzt manchmal eine unsägliche Sehnsucht nach ihr und ich wollte, sie wäre länger bei mir geblieben, obwohl ich weiß, daß sie jeden uns'rer Tage, jede uns'rer Stunden unglücklich gemacht hätte.

Ihr Bild hat mich nie verlassen. Ein Maler, auf den ich einmal eifersüchtig gewesen, hat es gemalt. Ich muß sie also doch geliebt haben. Aber ist denn Eifersucht Liebe? Es ist nur Beleidigung, Neid, Haß. — Liebe ist stilles Verständnis, schon im Blick, ohne Wort. Ich habe das nie gekannt!

Nun, in jenem Moment, als Kate an dem Rande des Abgrundes saß, mit beiden Beinen über den tosenden Wasserfällen schaukelnd — ich sehe

noch ihre Füßchen, ihre Stiefelchen, ihre Seidenstrümpfe mit dareingewirkten Vögeln und Blumen — da haßte ich sie.

Die Wolken schwebten über uns in's Blau und rauschten den Felsen über sich zu: „Freiheit!"

Die Katarakte schäumten unten auf und rauschten den Felsen über sich zu: „Freiheit! Freiheit!!"

Und ich sollte ein Fels zwischen Wolke und Wasserfall sein, langsam ausgehöhlt, gepeinigt vom Regen von oben, vom Gestäube von unten. „Freiheit!" schrie es in mir auf, „Freiheit!!" —

Ich sah mein Verbrechen so deutlich ein, daß ich es mit Händen greifen konnte, ich zögerte, ich überlegte, ich sprach mit Kate von gleichgiltigen Dingen, ich zeigte ihr einen hoch über uns schwebenden Adler, um ihr Auge zu beschäftigen, dann wieder lockte ich ihren Blick zu mir, mir in's Auge, denn ein feiger Mörder bin ich nie gewesen.

— — — — — — — — — —

Ich habe oftmals Sehnsucht nach Kate. Was ist sie nun? Segelt sie mit den Wolken, als Atom nach oben gezogen, rauscht sie mit den Wassern, die sie mit sich forttrugen?

— — — — — — — — — —

Was mich am meisten wundert, ist, daß die Menschen nie auch nur eine Spur meiner Thaten in dem Antlitze gelesen. Ich galt stets für schön und hörte oft sagen: „Das muß ein guter Mensch sein!" Es gab Zeiten nach den Rocky Mountains, da ich mich selbst oft fragte, ob ich denn schlecht sei? Frei wollte ich sein und ich hätte die mit mir Lebenden doch nur durch ihr Leben durch gepeinigt, wie es in meiner Natur lag, überall Peinigung zu sehen, wo man mir — gewiß unverdiente — Liebe entgegenbrachte.

* * *

Dem einsamen Leser bei der Leiche graute.

Er schloß das Buch.

Sollten noch mehr Verbrechen entschleiert werden?

Er wagte den nun ganz zur Ruhe gekommenen Greis verstohlen anzublicken. Seine Züge hatten den friedlichsten, gütigsten Ausdruck angenommen. Kein böser oder schlechter Gedanke schien je hinter dieser weißen Stirn vorbeigegangen zu sein.

Ist der äußere Mensch so ganz und gar kein Abbild seines Innern? Kann man nun noch einem Freunde, einer Geliebten trauen?

Ja. Diese Ausnahme bestätigt nur die Regel.

Und Marianne?

Auch sie macht nicht alle weiblichen Geschöpfe schlecht; sie ist nur eine Ausnahme und wer ihre Erlebnisse kannte . . .

Wie gezwungen las Albrecht weiter.

Der gute Herford war in Indien, in China, in Japan gewesen, er hatte Fürsten, Nabobs, Königstöchter und englische Ladies kennen gelernt; er hatte verliebte Abenteuer ohne Zahl gehabt; er war geliebt worden und Niemand hatte auf dem Antlitze des „schönen James" zu lesen verstanden, daß er eine grauenhafte Vergangenheit beklagte.

Beklagte?

Nicht, so lange er die Kraft hatte, durch Thaten, Reisen, Erwerb, Arbeit im großen Stil die Stimmen des Gewissens zu beschwichtigen.

Albrecht blätterte wieder weiter.

Hier stand einmal:

„Ich lasse Anderen diese Revolten gegen sich selbst, die nicht in mir sind."

Heiter kehrte Herford nach dem Continent zurück, sicher, daß man ihn nicht erkennen würde. Er betrat die Stadt B . . . ., kaufte sich das kleine Häuschen, welches er um keinen Preis abtreten wollte, als man rings umher die neuen Bauten aufführte.

So galt er nur für einen Sonderling.

Aus Furcht vor späterer Entdeckung hat er nie seinen Eltern und Geschwistern, Frau und Kind nachgeforscht.

Er dachte sie sich versorgt oder todt; Noth hatten sie ja nie gelitten.

In diesem Zimmer begann er dann zu lesen, zu studieren. Er holte nach, was er bei seinem abenteuerlichen Leben zu lernen verabsäumt; und da ihn die Gicht befiel und er wenig mehr gehen konnte, so hatte er vollauf Zeit, ein autodidaktischer Gelehrter zu werden.

So fand denn Albrecht auch in seinem Tagebuch den Satz aus der Ethik des Aristoteles:

„Nicht aller Dinge Ursache ist zu erforschen; es ist von Einigen hinreichend, wenn man beweist, daß sie sind.“

Als am andern Morgen Dr. Eberhard ganz in der Frühe an der Thür pochte und hereintrat, fand er einen auf einem Sessel Eingenickten und einen Todten.

Er besorgte das Nöthige und erfuhr von Albrecht das fürchterliche Geheimnis des Alten.

Sie constatierten zusammen mit Beihilfe eines befreundeten Notars den Vermögensstand des Greises. Er hatte in allen Schubladen, in den geheimsten Gefächern, die genau verzeichnet waren, Goldbarren, Banknoten verborgen; in den Straußeneiern, die von den Wirtsleuten nie berührt werden durften, Brillanten, Rubinen, Smaragde reinster indischer Provenienz aufgespeichert.

Albrecht wollte nichts von Alledem berühren. Er ließ nach den Verwandten forschen und falls diese unauffindbar wären, bestimmte er all' das Gut Waisenhäusern und Stiftungen.

Er verließ dann seine Vaterstadt und soll anderswo ein tüchtiger Gelehrter und ein glücklicher Familienvater geworden sein.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

3. Februar.

Da drüben fiedeln sie.

Sie haben recht, es ist der Carneval. — Man hat sich über den Selbstmord des Nachtwächters hoch verwundert und sind die unglaublichsten Gerüchte in Umlauf gekommen, warum er's gethan hätte. Eines davon war ehrenrührig und hätte mich fast bewogen, meine Wissenschaft mitzutheilen. Und doch habe ich es unterlassen, weil mir um das Herzensglück der lieben Rebekka bange war. Er schläft, ihm kann nichts mehr bei.

Zwei Tage vor seinem Tode war er bei mir gewesen. Er kam mir unstet vor und seine Reden gefielen mir nicht. Er war augenscheinlich gekommen, um mir etwas mitzutheilen, und gieng wieder hinaus, ohne es zu thun. Ich begleitete ihn wie gewöhnlich in das Vorzimmer und während er dort im Winkel herumtappte, um seinen Stock zu suchen, murmelte er:

„Ich hätte dem Herrn gern noch was gesagt.“

Hierauf hat er mir die Geschichte mitgetheilt, wie er die Absicht gehabt hätte, die Rebekka zu bitten, sie möchte

ihn heiraten, und wie ihm der Bernhard zuvorgekommen sei.

„Es ist wohl so besser,“ sagte er, „es ist für sie besser. Und von einem Menschen, wie von mir ist es ein lasterhaftes Begehren, wenn er Weib und Kind haben will. Der Ursprung meines Unglückes ist dieses Aug', weil es grau ist; oder dieses, weil es braun ist. Das Zwieäugel! Ich bin ein verwunschener Mensch. Behüte Gott. Ich bin ein verwunschener Mensch.“

Er war fort.

Ich nahm mir vor, ihm recht bald einen Besuch zu machen, und dachte mir sehr vernünftige Worte aus, die ich ihm zum Troste sagen wollte. O, wie mancher kühn planende Mensch! da wünscht er und arbeitet und ringt und hofft — und muß sich zum Schlusse mit ein paar Worten begnügen, die ein Freund ihm als Almosen reicht.

Wolfgang hat auf meinen Besuch nicht mehr gewartet. —

Wie sie doch fiedeln da drüben über der Gasse! Sie haben recht, es ist Carneval.

4. Februar.

Ich glaube doch, ich habe mich in letzter Zeit zu viel mit dem Todten befaßt. Manchmal tritt mein rosiges Kind zu mir herein, will plaudern, schäkern. So vertraute mir eben der Knabe, er habe mir zu Lieb' den Reisbrei gegessen. Da werde er groß werden, sehr groß! Viel größer wie ein Baum, so groß, daß man ihn auf einen Zwirnknäuel wickeln müsse, damit er zur Zimmerthür herein könne. —

Ach, wer ein Tagebuch aus den ersteren Lebensjahren seines Kindes führen wollte, er schriebe ein Werk voll Drolligkeit, aber auch tiefer Weisheit und Herzinnigkeit. —

Das junge Leben schickte ich davon, der fremde Todte hält mich umarmt mit seinen klappernden Knochen.

Warum kann ich mein Kind nicht mehr herzen? Könnte ich noch mit ihm lachen, spielen, scherzen, wie einst, ich würde l e b e n.

Die Nacht wirft ihre Schatten schon voraus und mein Herz wird kalt.

7. Februar.

Heute ist mein Hausarzt gestorben. Derselbe, der mir vor vier Monaten in so artiger Weise das Todesurtheil verkündet hatte. Er war ein stattlicher, kraftstrotzender Mann — gebaut für ein Jahrhundert. Morgens, am Frühstücktische, traf ihn der Schlag.

9. Februar.

Ist das auch möglich? Ich habe mir heute Nacht mit Speckklößen und Sauerkraut, die ich im Traume genoß, den Magen verdorben. Mir träumte, daß ich hungerig in ein Berghaus kam, wo mir Klöße und Kraut aufgetragen wurden, an denen ich mit Heißhunger stundenlang aß und mich nicht sattessen konnte. Als ich erwachte, empfand ich Beschwerden und ich habe nun den ganzen Tag über das Gefühl, als liege mir das genossene Mahl im Magen.

Der Traum wäre nicht die Ursache, sondern schon die Folge des Uebelbefindens gewesen, meint der neue Doctor, der ein gar gelehrter Mann ist. Aber wie kann man bei einem etwa früher verdorbenen Magen das Gefühl des Appetites in so hohem Grade haben, als ich's im Traume empfand?

Ich vermuthe, daß man im Traume ein ganz anderer Mensch sein kann, als gewöhnlich. Habe hiezu ein Beispiel anzumerken.

Ich gestand oft genug meine große Abneigung vor dem Soldatenleben. Schon als Knabe hatte ich sie, weder Roß nach Reiter, weder die bunte Uniform, noch die funkelnden Waffen konnten mich bestechen. Nun träumte mir vor Kurzem, ich wäre zu den Dragonern der neunundzwanzigsten

Abtheilung unserer Armee — so hieß es wörtlich — assentiert worden und hätte einen der bekannten Helme mit dem Messingsattel, Husarenstiefel mit Sporen und eine kirschrothe Pumphose bekommen. Ganz unbeschreiblich ist das Hochgefühl, das ich als Dragoner in dieser Gewandung hatte. So lebhaft pochte mir das Herz ob des Glückes über den Sturmhelm und die Pumphose, daß ich erwachte. Ich war wie aus allen Himmeln gestürzt. Schlimm ist für Manchen das Erwachen, wenn er im Traume die Hand voll Dukaten gehabt hat, und nun die Finger in die leere Faust zusammenpreßt; schlimm ist's, wenn man stundenlang unter allerlei Hindernissen ein Gewehr ladet und in dem Momente, wo man es losschießen will, aufwacht; schlimm ist's, wenn man im Traume seine Liebste zu küssen wähnt, und beim Erwachen ist's das Kopfkissen. Aber so übel war mir noch nach keinem Erwachen, als damals, da ich vom neuassentirten Dragoner so plötzlich und schmählich in den Civilisten zurücksank. Ich war vollkommen wach, aber die Glücksstimmung wirkte so energisch nach, daß mir mein Los, nicht Dragoner der neunundzwanzigsten Abtheilung unserer Armee zu sein, etwa noch eine volle halbe Stunde lang ganz unerträglich schien. Ich habe nie begriffen, wie so viele unserer jungen Leute das höchste Ziel des Menschenlebens in einer bunten Uniform, in Säbel und Sporen erblicken können. Seit jener Nacht begreife ich es. Seit jener Nacht weiß ich, daß Dinge, Stimmungen, Anlagen zu Charakteren in einem Menschen stecken können, von denen er sein Leben lang keine Ahnung hätte, wenn ihm nicht bisweilen der Traum einen flüchtigen Blick in die Unterwelt seines Wesens thun ließe.

11. Februar.

Heute sah ich vom Fenster aus einem Bettelknaben zu, der, vor Frost zitternd, mit hungerigen Blicken den vorüberfahrenden Herrschaften nachsah und flehend zu den Fenstern der Paläste aufschaute. Wie diesem Jungen die Welt schön erscheinen muß! Kann man sich auf dieser Welt doch satt essen, kann man doch in warmen Pelze kriechen. Wie die Welt schön sein muß für den, der sie genießen kann!

Eines weiß er aber nicht. Er weiß es nicht, daß dort in jenem Palais Einer wohnt, der sich satt gegessen hat, der die Pelze besitzt, in den wohldurchwärmten Prachträumen wohnen kann und dem das Leben sehr öde und langweilig vorkommt.

Der Hungernde ist weltgläubig; der Uebersättigte ist verdrossen. Der Hungernde glaubt: dort hinter den dampfenden Fleischtöpfen sei sein Glück; der Uebersättigte weiß, es ist nichts dahinter. — Reichsein, Reichsein! Ihr mögt sagen, was ihr wollt, wer die Welt genossen hat, der ist im Nachtheil vor dem, der sie genießen möchte.

So fiel mir auch ein, daß es ein Unglück sei, wenn die Menschen zu sehr vergeistigen, daß schwere Zeiten auch ihr Gutes haben und oft nöthig sind, um das Gemüt und die Seele der Menschheit im Gleichgewichte zu erhalten.

Unsere Vorfahren in wilden Zeitläuften mußten immer auf Schlimmes gefaßt sein, waren also gegen dasselbe auch kräftig gerüstet. Wer erzogen wird in der Anschauung, daß er sich nach allen Seiten hin mit der Faust schützen muß; wer kein anderes Gesetz hat, das ihn schirmt, als die dicken Mauern seiner Burg und das Schwert, der umgürtet sein Gemüt gegen Verweichlichung. Weil er im Vorhinein von der Welt die schlimmste Meinung hat, so wird ihn manches Bessere überraschen. Der moderne Mensch hingegen wird durch Erziehung und Schule auf alles Treffliche und

Gute vorbereitet, aufmerksam gemacht, und hernach durch das Schlechte und Armselige, das ihm begegnen muß, höchst unangenehm berührt. So entwickelt sich dort Vertrauen und Gläubigkeit, hier Mißtrauen und Skepsis.

Drangsal ist die Mutter des Optimismus, Verweichlichung jene des Pessimismus.

Freilich, große Drangsale stärken das menschliche Herz, aber kleine, tägliche Leiden machen es schwach.

* * *

Die menschliche Cultur ist schon so viele tausend Jahre alt; der menschliche Geist, was hat er denn errungen? Hat er auch nur eine große Frage endgiltig gelöst?

In unseren von modernster Weltanschauung dictirten Werken liest man verschiedene Schlagworte: Die Menschheit kann sich nur ohne Religion entwickeln. — Die Staaten sind auf Religion gegründet. — Die constitutionelle Monarchie ist absurd. — Die heutigen Republiken sind Maskeraden. — Die Aristokraten sind brutal nach unten und knechtisch nach oben. — Gleiches Recht für Alle. — Ungleichheit ist ein Naturgesetz. — Der Adel ein Ueberbleibsel des Mittelalters. — Die Aristokratie hat hochentwickeltes Pflichtgefühl. — Die Erbaristokratie ist geistig beschränkt und degenerirt. — Die Erblichkeit des Vorrangs ist begründet. — Edle Menschen werden von Fürsten nicht geadelt. — Auch bedeutende Menschen huldigen dem Byzantinismus. — Der Mensch ist ein Thier. — Die Gesellschaft würde sich auch ohne Polizei behelfen, sie beschützt sich selbst. — Der Staat sichert weder Leben noch Eigenthum. — Unsere Epoche erfreut sich der Segnungen der Cultur und Wissenschaft. — Niemals war eine Generation so pessimistisch, friedlos und lebenssatt, als die gegenwärtige. — Zwischen unserer Weltanschauung und unseren Handlungen klafft ein unüberbrückbarer Abgrund. — Wie Viele verlangten confessionslose Gesetze und wie Wenige machen sich dieselben zu Nutze. — Alle Welt begehrte die Civilehe, wie selten Jemand beansprucht sie! — Unlöslichkeit der Ehe ist unmoralisch. — Die Familie ist die Grundfeste des Staates. — Die Liebe entspringt aus dem thierischen Egoismus. — Die Liebe fordert Selbstverleugnung, denn sie sucht das Glück Anderer zu fördern. — Am Weibe wird Untreue bestraft, am Manne nicht beachtet. — Wurzel des religiösen Gefühls ist die Feigheit. — Der Mensch kann sich nur im Lichte des Ideals vervollkommnen. — Die Religion wird durch die Kunst ersetzt werden. — Die Kunst ist auf dem Wege der Verwilderung. — Die Cultur bezweckt eine behaglichere Existenz der Menschen. — Die Armut ist eine Folge der Civilisation. — Großer Reichthum ist nie die Frucht eigener Arbeit. — Der Arbeiter genießt praktisch weder Ehre noch Lohn. — Die Armut ist zur Unbildung verurtheilt. — Wissen ist Reichthum. — Der Gebildete will schmarotzen. — Nur aus der Scholle vermag die Menschheit immer frisches Leben zu saugen. — Der Bauernstand geht zu Grunde. — Der Starke hat das Recht. — Jedermann steht im Banne der öffentlichen Meinung.
Die öffentliche Meinung und ihre Organe sind höchst zweifelhafter Natur. — Das Militär ist der Schützer der Cultur. — Das Duell im Einzelnen und der Krieg im Ganzen tritt alle Grundsätze der heutigen Civilisation mit Füßen. — Das Glück des Individuums ist die normale Bethätigung seiner Organe. — Das Glück ist die absolute Ruhe. —

Das sind nur Stichproben. Kein einziger dieser und ähnlicher Aussprüche entbehrt der Begründung, jeder hat seine Philosophie und seine Anhänger. Und doch hebt so oft einer den andern auf und das Resultat des Geistes der Menschheit ist ein trostloses

Gewirre von Widersprüchen. Folge davon ist die Zerstörung des Friedens im Gemüte. Und wer sich dieser Zerstörung bewußt wird, der erst ist das rechte Kind der Zeit.

Aber es mußte so kommen. Alles, was ist und geschieht, ist naturgemäß. Doch, an eine solche Welt hängt man sein Herz nicht. Willig geht man dahin.

Mitunter dünkt mich aber, ich wäre ein Fahnenflüchtiger.

Nie waren die ewigen Ideale der Größten des Menschengeschlechtes in so heftigem Kampfe mit dem Gemeinen, Thierischen, als heute. Seit der großen Revolution neigt sich der Sieg merklich auf ihre Seite, aber noch stehen wir mitten in der Revolution. Ein einziges Jahrhundert wird nicht fertig mit allen tausendfachen Irrthümern der Vergangenheit. Nur das will mir verdächtig scheinen, daß man der Gerechtigkeit willen gegen das Individuum so oft ungerecht sein muß, daß das gute Ziel auf schlimmen Wegen erreicht werden soll, daß der Zweck die Mittel heiligt, wie es in der Natur aller Revolutionen liegt. Das ist mir nicht gegeben. Und ich wäre doch gewiß auch berufen gewesen, zur Verbreitung der Humanität, als zur Erleichterung des Loses der arbeitenden Classen, zur Toleranz in Glaubens- und Gemütssachen, zur Schwächung der wüthigen Racenkämpfe, der nationalen Gegensätze, zur Stärkung des Bewußtseins der allgemeinen Zusammengehörigkeit der Völker mitzuwirken.

Mancher hat versucht, es zu thun, aber es ist ein brutaler Kampf, und er wankte als Invalide daraus hervor und dem Walde zu, um in seinem Schatten still zu sterben . . .

* * *

Ein charakteristischer Zug der modernen Gesellschaft ist das Heimweh nach dem Walde. Aber Keiner kehrt zu ihm zurück, keiner der heutigen Culturmenschen versteht es, im Frieden der Natur zufrieden zu leben. —

Es gibt in der That gar kein Unglück, das nicht Segenskeime in sich trüge. Es ist ein ewiges Aufundniedersteigen der Waage und ein ewiges Hinundherneigen des Züngleins der menschlichen Ideale.

Wenn ich heute schwer und müde zur Erde hinsinke, so steigt eine andere Schale empor.

Was ich jetzt auf diese Blätter werfe, oder was Andere heute denken und aufstellen, kann morgen vergessen, in hundert Jahren unverständlich, in zweihundert Jahren wieder selbstverständlich, in fünfhundert Jahren alt, in einem Jahrtausend wieder neu sein.

Hoffentlich komme auch ich wieder. Unter Umständen mag ich gerne wieder kommen. Schmerzlich empfinde ich es bisweilen, daß mir nicht gegönnt ist, länger mitzukämpfen. Das den Menschen Wahre, Echte und Gerechte wird und muß endlich siegen. Und einstweilen rasten wir in der Erde.

* * *

Ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit ist der Hang zur Leichenverbrennung. Dieser Hang tritt in der Geschichte auf, in Epochen höchster Weltfreudigkeit und in Zeiten tiefster Weltsattheit.

Die Alten übergaben ihre Todten dem Feuer, den Lüften, weil sie licht- und sonnendurstig waren, weil sie die Vorstellung der Grabesfinsternis und Verwesung nicht ertragen konnten. Unsere Zeit aber möchte ihre Todten verbrennen, um sie so radical und für so lange Zeit als möglich zu vernichten; denn, wer sich der ewig gebärenden Scholle anheimgibt, der läuft Gefahr, demnächst wieder lebendig zu werden in irgend einer Weise und den Kreislauf in irgend einer Gestalt von Neuem zu beginnen.

Ich freue mich der Erde. Bin ich sterbend, so blicke ich nicht mit den Augen des Individuums auf meinen vergehenden Leib, sondern mit denen der Allnatur, und mit diesen sehe ich nichts Unschönes, nichts Unreines in der Verwesung; wohl aber jauchzet die Welt, wenn im Frühling blutfrischer Erdhauch aufsteigt in den sonnigen Tag, wenn die Halme sprossen und die Blüten voll junger Fruchtkeime aufathmen, wenn die Schmetterlinge aus den Puppen flattern.

Habe ich den Todten geliebt, so ist mir eine handvoll Asche von ihm ein zu jämmerlicher Rest; lieber sind mir auf seinem Hügel schöne, lebendige Blumen, die man pflegen und treuen kann.

Und sterbe ich selbst, so möchte ich nimmer so tief und ewig versterben, daß meine irdischen Theile nicht wieder munter mitspielen könnten auf dem sonnigen Runde der Welt, wo mit dem Staube das Göttliche ringt, dessen ewigen Sieg ich erschauen will.

* * *

Heute, als mein Hans vor mir stand, empfand ich, was das heißt, wenn ein Mensch in einem zweiten Wesen sich selbst gegenübersteht. Jung, munter, aus zwei hellen Kindesaugen schaute ich mich Sterbenden an.

17. Februar.

Ich glaube schon darum, daß sich mein Leben bald abschließen muß, weil ich mich bereits nach allen Seiten hin ausgestreckt habe. Es gibt nichts Niederiges und Niederträchtiges, an das ich nicht gedacht und bei dem ich nicht wenigstens im Gedanken verweilt hätte; und es gibt nichts Hohes, an das ich nicht, heißer Sehnsucht voll, so zu sagen mit blutendem Knie herangekrochen wäre. Wie oft bin ich erschrocken vor den Dämonen, die sachte in meiner eigenen Brust aufstiegen, nachdem ich manchen Mitmenschen, der vielleicht muthiger als ich mit ihnen gerungen, ihretwegen verachtet habe. Nicht bloß die Gesellschaftsclassen der Menschen, auch die Stufen der Cultur habe ich mitfühlend und beobachtend durchschritten, ich bin ein Thier gewesen, das geifernd am Bande genagt, mit dem ich der Menschheit verbunden war; ich bin ein purer Geist gewesen, der hoch über der Mitbrüder Häuptern zu schweben geglaubt. Das Alles, das Niedrige und Hohe, gut durcheinander gemengt, gibt das Recept eines Durchschnittsmenschen? — Nein, eines Sonderlings.

19. Februar.

Seit mein Siechthum zunimmt, bin ich mit mir recht zufrieden. Ich komme mir sehr brav und gut vor, thue Niemand Unrecht, gebe mir keine Blößen, mache keine dummen Streiche, bin ergeben, geduldig und leidenschaftslos und schreite als Vorbild für Andere mit leutseliger Würde durch die stillen Tage hin.

Ich könnte mit mir eine rechte Freude haben, wenn ich mich nicht gleichzeitig auslachen müßte. Alter Knabe! daß du so eitel bist auf dein Gut- und Bravsein! Wie soll denn der Hund beißen, wenn er einen Schnauzkorb trägt! Dein Schnauzkorb ist die Krankheit. Und ist es denn überhaupt ein so großes Verdienst, rechtschaffen und gutmüthig zu sein und Gutes zu thun, wenn dich die Natur dazu angelegt hat und du demnach Dein Vergnügen daran findest? Es ist das ein Glück, für das du demüthig danken sollst und es guten Willens zu bewahren suchen. Aber mit windiger Selbstgefälligkeit den Goldstaub deines Herzens wegblasen — das sollst du nicht thun.

Und wenn ich's nun nicht thue, wenn ich mir in aller Demuth nicht einmal zu denken getraue, daß ich ein vorzüglicher Mensch bin, alsogleich fällt mir da wieder ein: Schau, wie

du vollkommen bist! Du bist vortrefflich und bist demüthig und bescheiden dabei, das ist die wahre Größe! — Hol's der Teufel! Von solchen Dämonen links und rechts geneckt, soll man auf dem haarschmalen Pfade der Tugend wandeln!

Da will ich doch wieder einmal ein ehrlicher Egoist werden und nur das thun, was mir Vergnügen macht. Nur will ich es noch genauer dahinbringen, darin das größte Vergnügen zu finden — es Anderen zu machen.

24. Februar.

Meine Emma ist eine religiöse Natur und streng katholisch erzogen worden. Ihr zu Liebe will ich einen Priester rufen lassen, wenn's Zeit ist, der mir die Sacramente reicht. Für meinen Theil brauche ich keine Beicht und keinen Zuspruch. Gebeichtet habe ich der Welt, freimüthiger und gründlicher, als es ein Geistlicher unserer Durchschnittsgattung fassen und verstehen kann. Und ihr kirchlicher Zuspruch? Daß Gott erbarm! Lauter allgemeine Sentenzen aus Bibel und Kirchenlehrern, dogmatische Aussprüche, Alles auswendig gelernt, Alles geschäftsmäßig. Der Kranke will Trost, der für seinen Seelenzustand paßt, liebevolles Eingehen in den Kummer und die Noth; er braucht einen Seelenfreund, der in's Herz findet. Ach, irgend ein gutmüthiger Mann aus dem Walde herein weiß einem Siechen, Sterbenden Tröstenderes, Innigeres zu sagen, als so ein Priester, der dem Kranken *seinen* Trost und Zuspruch am liebsten lateinisch vorlesen möchte. — Wie soll man's dann dem *Arzte* verargen, wenn er dahockt vor dem Bette, mit seinen lateinischen Ausdrücken flunkert, um dem Kranken zu zeigen, was er für ein hochgelehrter Doctor ist, und der übrigens kein Hehl daraus macht, daß er denselben bloß als wissenschaftliches Object betrachtet. Von einer psychologischen Behandlung des armen, bekümmerten Kranken haben die meisten dieser Herren keinen Begriff. Und doch hält man sich den Doctor, und doch werde ich mir den Geistlichen rufen lassen, wie ich mich während meiner Lebenszeit an manch' andere Convenienz und Ceremonie gewöhnt habe. Was schadet's denn? — Auf dem Todtenbette ist man nicht mehr aufgelegt, den Revolutionär zu spielen.

25. Februar.

Wieder ein Blutbrechen und schwere Erschöpfung. Emma hatte den Arzt rufen lassen.

Saß er da und nahm die ganze Sache, die uns so tief bedrängt, scherzweise. Dann erzählte er von Hausbällen, bei denen er gewesen, von den Roben, die man jetzt trage, von Zänkereien in der Nachbarschaft; schäkerte mit seinem großen, zottigen Hund, der mir die ganze Stube mit seinem Geruch erfüllte, witzelte über Figuren und Bilder, die an der Wand hängen — und ich war so tief betrübt. Ich wollte von meinem Zustand sprechen, sprechen hören; wer kann einem Kranken das verübeln! Er warf, so oft ich damit anfieng, ein paar nichtssagende Bemerkungen gleichgiltig hin, dann war er schon wieder beim Hund, beim Hausball, beim Klatsch.

Und das nennt man einen Arzt! Er ist der beliebteste, gesuchteste in der ganzen Stadt. Wie das kommt, weiß ich nicht.

Und heute war noch sein guter Tag. Einen großen Theil des Renommée's verdankt er seiner Grobheit. Ein armer Teufel, der im Spitale lag, bat ihn, um Gotteswillen zu sagen, wie denn die Entartung des inneren Organs beschaffen sei, an dem er leide. „Warten Sie, bis Sie secirt sind!“ schnarrte ihn der Doctor an. Das ist auch Einer, der die Kranken nur für Versuchsobjecte hält und so

oder so seine Vivisectionen schon beim lebendigen Leib des Patienten macht, „um der Wissenschaft zu dienen". Er schreibt gelehrte Abhandlungen in medicinische Blätter und will ein Werk über die chemische Zusammensetzung des menschlichen Gehirns herausgeben. Dabei vergißt der Kund auf die Rücksicht, die er diesem Organe, so lange es noch lebt, als Arzt und Mensch schuldig ist.

Er will mich damit, daß er meinen Zustand in meiner Gegenwart so leicht nimmt, beruhigen. O schlechte Speculation! O schlechter Psychologe!

Der alte Wald-Franz, der in der Stadt mit Tannenreisig und Besen hausieren geht, hat mir's vor einigen Tagen besser gemacht. Er erkundigte sich ganz genau nach allen Einzelnheiten meines Zustandes und Uebelbefindens, erzählte dann eine Menge Beispiele von Personen, die er gekannt oder kenne, die es genau so gehabt, wie ich. Die Einen sind gesund worden, die Anderen sind gestorben, wie Gott will! Aber gefreut hat's mich doch, daß es auch noch Leute gibt, die sich in's Schicksal eines Kranken hineindenken können und Theilnahme dafür haben. Eine Stunde lang haben wir miteinander geplaudert, und hernach fühlte ich mich ordentlich erleichtert, daß ich mich wieder einmal aussprechen konnte und ein freundliches Ohr dafür gefunden hatte.

Von der Macht des Vertrauens gab jener Bauer im Ennsthale ein Beispiel, welcher im festen Glauben an seinen Arzt statt der vorgeschriebenen Arznei das Recept fraß — und gesund ward.

Das ist wohl in vielen Fällen das Geheimnis der Winkelärzte und ihrer Erfolge. Sie sind natürliche Psychologen. Der Arzt soll nicht allein Physiologe, Chemiker u. dgl. sein, sondern auch ein wenig Mensch.

Und der meinige war denn doch auch Mensch, sonst hätte er nicht schwatzen können. Aber wenn ich die Stadtneuigkeiten wissen will, so halte ich mir keinen Arzt, sondern eine Zeitung.

Mir war leichter gewesen, als er zur Thüre hereintrat, und es war mir bitter wehe und unbefriedigt zu Muthe, als er fortgieng.

Den Aerzten in's Stammbuch.

26. Februar.

In guten Tagen denkt man selten daran, daß man sie mit schlimmen bezahlen muß. Aber es wäre recht klug, in denselben vorzusehen für die Tage, die uns nicht gefallen. Vor Allem rathe ich, stets ein Stück Philosophie bereit zu halten, damit eintretendes Unheil nicht zu tief niederdrücke. So denke man in wohlthuendem Bade an Ueberschwemmungen, bei der behaglichen Flamme des häuslichen Herds der Feuersgefahr, und wähle in Tagen der Gesundheit einen Arzt. Die Krankheit kommt manchmal so plötzlich, daß man nicht Zeit hat, den sympathischesten Arzt zu suchen, geschweige sich einem fremden anzugewöhnen. Und zum Arzt muß man Vertrauen haben wie zu einem Beichtvater (wenn dieser Vergleich noch zeitgemäß ist).

Man wähle einen wohlwollenden, ehrlichen Mann. „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein." Dieses Wort sprach einer der berühmtesten aus ihnen.

Und den Aerzten, besonders jungen, müßte auch ein freundlicher Rath nicht schaden. In den Schulen lernt man, wie man Krankheiten behandelt; wie man Menschen behandelt, das hat der Arzt in der Praxis zu lernen. Das ist sehr wichtig.

Ich habe manche Schrift über diese Sache gelesen und noch mehr eigene Gedanken darüber mir selbst gemacht. Die Erfahrungen sind ja so fruchtbar.

Junge Aerzte wollen durch ihre Persönlichkeit, durch ihr Aeußeres, durch Darlegung ihrer Gelehrsamkeit Eindruck machen, sich Ansehen schaffen. Aber am günstigsten wirken sie, wenn sie sich geben, wie sie sind und wenn sie ihr Wohlwollen noch mehr, als ihre Wissenschaft hervorkehren.

Der Arzt trete schlicht, aber sicher auf. Er lasse, bevor er selbst Fragen stellt, dem Kranken seine Leiden erzählen und höre ihm mit Geduld zu, selbst wenn jener weitläufig wird. Für uns Kranke ist es eine große Erleichterung und Beruhigung, sich aussprechen zu können. Dann orientiere er sich darüber, was der Patient für eine Sprache spricht. Es giebt Menschen, die mit gleichen Worten Verschiedenes meinen. Den Einen schmerzt ein Bein „zum Rasendwerden“, während genau derselbe Schmerz einem Andern einfach „weh“ thut. Der Eine ist „bis zum Sterben krank“, während denselben Grad des Leidens ein Anderer nur mit „Erschöpfung“ oder „Unbehaglichkeit“ bezeichnet. Besonders nervöse Leute suchen nach den stärksten Ausdrücken eines Schmerzes, den sie thatsächlich tiefer empfinden, als Andere. Der Arzt braucht also die Aeußerungen der Kranken im Allgemeinen nicht so genau zu nehmen, muß sich doch nichtsdestoweniger den Anschein geben, als glaube er auf's Wort. Gefehlt ist es stets, den Kranken ihre Schmerzen ausreden zu wollen, oder dieselben gar zu bewitzeln. Zu sagen, daß der Schmerz in Bezug auf die Krankheit keine ungünstige Wirkung oder Bedeutung habe, ist zumeist das Beste.

Niemals gebe sich der Arzt am Krankenbett den Anschein von Frivolität, nie zeige er Eile, so lange er im Krankenzimmer weilt, immer nur Interesse, Gelassenheit und Freundlichkeit für den Kranken.

Der Arzt halte sich nebst seinen wissenschaftlichen Kenntnissen vor Augen, daß sich auch mit dem gesunden Hausverstand Manches ausrichten läßt. Mitunter stellt ihr, wenn ihr euch einzig nur an wissenschaftliche Theorien haltet, große Dummheiten an.

Daß der Arzt andere seiner Collegen, die etwa vor ihm den Kranken behandelt, verdächtige oder tadle (selbst wenn jenen gefehlte Behandlung nachweisbar sein sollte); ferner, daß er Krankheiten als besonders ernst darstelle, bloß um sich wohlfeiler Weise den Ruhm einer glänzenden Cur zu erwerben — das ist bei anständigen Männern wohl ausgeschlossen.

Oft bittet der Kranke um vollste Aufrichtigkeit, und versichert, daß er selbst den auf das Schlimmste deutenden Ausspruch mit Fassung ertragen könne, er wolle nur Gewißheit. Der Arzt hüte sich, ihm das Leben abzusprechen, und sollte dasselbe auch nur noch wenige Stunden dauern können. Mit der versprochenen Fassung wird das Todesurtheil selten Einer ertragen. Selbst den Angehörigen des Kranken gegenüber darf man in solchem Falle nicht zu aufrichtig sein. Schon in der Andeutung der Gefahr ist Vorsicht nöthig. — Wie oft habe ich es schon bereut, meinem Arzte das Todesurtheil abgerungen zu haben! —

Und doch ist die herbe Gewißheit meinem inneren Menschen so sehr heilsam. Anderen kann sie zur Verzweiflung sein.

Immerhin ist es auch möglich, daß sich der Arzt täusche; wie Viele genesen, denen der Tod prophezeit worden.

Auch mit Operationen, an denen manche Aerzte, besonders solche der neuen Schule, so viel Vergnügen zeigen, soll man nicht allzu voreilig sein. Mancher läuft heute nur darum noch munter in der Welt herum, weil er sich weigerte, das einst kranke Bein abnehmen zu lassen.

Oft geschieht es, daß sich durch ein Verschulden des Patienten, oder durch Unvorsichtigkeit die Krankheit verschlimmert. Genug, daß man ruhig und milde darauf hinweise. Vorwürfe

wären grausam. Der Kranke oder die Angehörigen tragen schwer genug an dem Bewußtsein des Fehlers.

Die Besuche im Krankenzimmer sollen nicht zu kurz und flüchtig sein; schon die Gegenwart des Arztes allein ist für manchen Kranken ein Trost, der stundenlang nachwirkt. Der Arzt ist dem Patienten mehr wert, als er selbst glaubt. Aber er soll nicht sitzen bleiben, um über allerlei gleichgiltige Dinge zu plaudern. Das ganze Interesse eines Kranken concentrirt sich um sein Leiden, um seine wieder zu erlangende Gesundheit.

Mancher Patient hat die Gewohnheit, mit dem Arzt zu feilschen um Erleichterung der Vorschriften über Lebensweise, Speise, Trank u. s. w. Der Arzt bedenke im Vorhinein jede zu gebende Verordnung und bleibe dann consequent.

Hohe Pflicht des Arztes ist die Discretion. Ein Arzt, der seinem Kranken Mancherlei von anderen seiner Patienten erzählt, wird an diesem Kranken sein Vertrauen zu ihm nicht bestärken.

Dem Arzte und noch mehr dem Kranken gefährlich ist jene Umgebung, die nie müde wird, dem Patienten andere Mittel vorzuschlagen, als die verschriebenen, die fortwährend Fälle erzählt, bei denen ärztliche Verordnungen oder Behandlung ein schlimmes Ende genommen, und Fälle, bei denen die Umgehung der ärztlichen Rathschläge, die Anwendung der eigenen Mittel die Genesung herbeigeführt habe. Das zerstört das Vertrauen an den Arzt, es entsteht hinter seinem Rücken eine Geheimthuerei, eine Allianz mit anderen Aerzten, mit alten Weibern und Curpfuschern — und endlich liegt der arme Kranke in der Wüste, ein Spielzeug der Willkür und des Zufalles.

Im Ganzen sei der Arzt gegen sogenannte Hausmittel tolerant und achte nur darauf, daß sie unschädlich seien. Er halte sich vor Augen, daß auch bei den meisten Medicinen, die er verschreiben kann, Unschädlichkeit die beste Eigenschaft ist.

Ungebildete Menschen erwarten in ihren Krankheiten wenig von der Diät, Alles von der Medicin. Man glaubt, der Arzt sei nur da, um Medicinen auszuklügeln und zu verschreiben. — Solche lasse der Arzt — aber nur bildlich! — nach ihrer Façon selig werden und benütze die Medicin, um das gute Vertrauen des Patienten nicht zu stören. Gelehrte Vorlesungen über derlei kämen bei einem Kranken zu spät. Der Kranke vermag es nicht mehr, in fremde Vorstellungen einzugehen und sich mit ihnen zu befreunden; der Gesunde muß zu ihm kommen.

Oft sind die Kunden gegen den Arzt recht undankbar. Nimmt eine Krankheit guten Verlauf, so hat's Gott gemacht, oder irgend eine heimliche Winkelcur; geht sie schlecht aus, so ist der Arzt Schuld. Da gibt es aber Aerzte, die den Spieß umdrehen; geht es gut, so stellen sie sich als die einzigen Retter hin; nimmt's ein schlimmes Ende, so war überhaupt nicht zu helfen, oder es ist durch eigene Schuld des Kranken oder dessen Wärter geschehen.

In manchen Häusern sind bei jedem etwas ernsteren Krankheitsfalle die Consilien Mode. Wird ein solches verlangt, so kann der Hausarzt nichts Besseres thun, als sich sofort drein zu fügen; er würde durch Weigerung möglicher Weise die herbsten Vorwürfe erleben, oder sich auch selbst machen müssen, denn zwei und drei Köpfe sind mehr, als einer. Das Consilium ist so zu führen, daß es in keiner Weise für den Kranken beunruhigend wirke. Die lateinischen Ausdrücke in seiner Gegenwart sind zu vermeiden. Es muß schon große Gefahr sein, denkt der Kranke, wenn sie es nicht deutsch sagen wollen. Ergibt sich im Consilium die Nothwendigkeit einer Aenderung in der Behandlung, so sind wohl

die Aerzte im eigenen Interesse so klug, die Aenderung so zu vollziehen, daß das Renommée des behandelnden Arztes nicht Schaden leide. Bei gar keinem Beruf ist der Neid und die Niederziehung eines Collegen so häßlich, als beim ärztlichen.

Oft kommt der Arzt in die Lage, irgend ein Zeugniß über Unfähigkeit und Gebrechlichkeit ausstellen zu sollen. Da ist ein Kind, das will nicht turnen. Der Hausarzt soll ihm nun ein Zeugnis ausstellen, daß es wegen Schwächlichkeit oder irgend eines Gebrechens das Turnen nicht vertrage. Auch geheime Fehltritte soll der Arzt mitunter schlichten, bevor sie in das Sonnenlicht treten. Ein junger Mann will durch ein ärztliches Zeugnis der Militärpflicht entschlüpfen. Im letzteren Falle werden die gebotene Bestechung wohl die meisten Aerzte ablehnen, aber selbst in unbedeutenden Sachen halte sich der Arzt strenge an sein Gewissen und vermeide selbst den leisesten Schein von Zugänglichkeit und Bestechlichkeit.

Ist er Arzt geworden, um sich und seine Mitmenschen zu corrumpiren, um Reichthümer zu erwerben? Dazu steigt man nicht herab in die Tiefen des menschlichen Elends. Auch nicht um der Wissenschaft willen studiert er seine Kranken, nützt er die Leiden der Mitmenschen aus. Er weiß, daß die Wissenschaft nur das Mittel ist, nicht der Zweck, und er weiß, daß ihn in seinem schweren Beruf nichts entschädigen kann, als das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht.

Und in der That, in keinem Stande werden mehr edle Menschen zu finden sein, als im ärztlichen. — Stets im Angesichte des Elends werden sie scheinbar gleichgiltig gegen dasselbe, aber nur scheinbar, und soweit es zur Ausübung ihres Berufes unbedingt nöthig ist. — In welchem Stande tritt die Geldfrage so sehr in den Hintergrund, verbirgt sie sich so sehr hinter die denkbar discreteste Form, als im ärztlichen? Welcher Stand leistet den Armen mehr Trost, thut ihnen mehr Gutes in betrübten Tagen, als der ärztliche? Es gibt Aerzte, die bei unbemittelten Kranken nicht bloß auf ein Honorar verzichten, sondern noch dieselben aus Eigenem unterstützen. Ich kannte einen jungen Doctor, der Tag und Nacht ruhelos war, wenn er seine Patienten schwer leidend wußte. Nicht einmal, oftmals geschah es, daß er des Abends hungerig zu Bette gehen mußte, weil er seine Geldbörse bei seinem Patienten ausgeleert hatte. Er starb in jungen Jahren, und an seinem Grabe weinten zahllose Arme um den Wohlthäter und Freund.

28. Februar.

O Thorheit der Menschen! O Eitelkeit über alle Grenzen!

Gestern war ich verdrossen, ich weiß kaum warum. Es mag mich etwas oder Jemand geärgert haben, es mag auch bloß eine nervöse Verstimmung gewesen sein — möcht's nicht genau entscheiden. Derlei wirft mich allemal dahin. Im Bette quäle ich mich dann mit allerlei schlimmen und ungerechten Gedanken und ich werde traurig und bitter über die Maßen. Gestern war's anders, gestern ergötzte ich mich in der Vorstellung meines Todeskampfes und meines Leichenbegängnisses. — Da werde ich hingestreckt liegen und meine Lieben und Freunde rufen lassen und ihnen zeigen, wie man mit Seelengröße stirbt. Ich werde ihnen die kalten, feuchten Hände reichen und Alles verzeihen. Werde meinen Nachlaß, mein Begräbnis ordnen, das Weib trösten, die Kinder zu einem guten Lebenswandel ermahnen, und endlich Alle bitten, meiner nicht zu vergessen. Dann wird mir das Licht vergehen und unter Küssen und Weinen der Meinigen werde ich sterben.

Das Alles wird in behaglich durchwärmtem Zimmer, im Kreise all' meiner Lieben geschehen, und es wird sehr stimmungsvoll sein. Ist's vorbei, dann folgen die erschütternden Scenen des wilden Schmerzausbruches bei den Hinterbliebenen, die Aufbahrung, der Schmuck der Bahre, der Besuch der Menge und der wehesüße Hauch der Liebe, der mit Kerzen- und Blumenduft vermischt über das blasse Antlitz des Ruhenden wehen wird. Da legen sie den Gatten und Vater in den engen Sarg — — weiter kann ich nicht mehr, mich packt der Schmerz. Ist's leid um mich, den ich starr und kalt im Sarge liegen sehe? Ist Mitleid mit den Meinen, die dabei stehen, wie man über den, der ihr Alles war, den Sargdeckel nagelt? — Es thut furchtbar wehe, ich habe mich zu weit gewagt.

Wehe thut's freilich, nur weiß ich jetzt auch, wie riesengroßer Eitelkeit der Mensch fähig ist. Eitelkeit im Sterben und im Tode. O lächerlicher Dämon! Könnte ich dich höhnen genug! Könnte ich dir in's Antlitz speien! Könnte ich dich mit Faustschlägen aus mir vertreiben!

* * *

Kommt nur erst die Stunde. Vor dem Angesichte des Todes wird sie fliehen. —

2. März.

In Krimdorf drüben starb vor Jahren ein alter Mann, der auf dem Todtenbette in einer rührsamen Stimmung seinem zwölfjährigen Söhnlein ein Versprechen abnahm. Der Junge soll Priester werden! Sterbenden darf man nichts versagen; der Sohn versprach es. Heute sieht er, daß er sein Versprechen nicht halten kann, ohne seine Ueberzeugung, sein Lebensglück aufzuopfern. Aber das dem Vater in der Sterbestunde gegebene Wort will er nicht brechen — sein Lebenslauf ist unselig geworden durch eine Laune . . .

Auch Sterbende haben ihre Launen. Getragen von einem Cultus der Liebe und Pietät seitens der Angehörigen und Umstehenden, gefallen sie sich mitunter in mystischen Aussprüchen, Voraussagungen, in wunderlichen Wünschen, Verlangen und Anordnungen.

Sie möchten nach ihrem Tode gern noch eine Weile mitspielen und das Anderen befehlen, was ihnen selber nicht gelang. So Vielen ist es zu schwer, durch Tüchtigkeit und Treue in ihrem Wirken auf die Nachwelt überzugehen, und doch möchte sich Jeder gerne ein Denkmal bauen auf dieser Erde.

Ich glaube nun wohl, daß ein Mensch, der schon im Schatten Gottes steht, ein reineres Gefühl haben, erkennen und unterscheiden kann das Große und das Kleine, daß er einen helleren Blick in die Vergangenheit und Zukunft frei hat, als der mit allen Sinnen und Lüsten noch am Leben Hangende; aber es ist auch, daß die Krankheit den Geist und das Herz schwächen, launisch und irre machen kann, so daß der Sterbende Dinge sagt und begehrt, die er in seiner Einsicht niemals verantworten würde. Darum, weil man im Begriffe steht, selbst das Leben zu verlieren, hat man noch nicht das Recht, mit dem Anderer zu spielen.

Ich kann den Meinigen rathen für die Zukunft, aber ich kann sie nicht verpflichten. Kann ich selber nichts mehr leisten und geben, so habe ich auch nicht das Recht, etwas zu verlangen. Das eben ist die unendliche Bitternis des Sterbens, daß man auf Alles, auf Alles verzichten muß.

19. März.

Ich komme von diesen Leuten nicht mehr los, bis ich ihre Bretter brauche. Bretter, so die Welt bedeuten, jene

Welt, die der enge, sechseckige Raum in sich einschließt.

Ach, wie nehmen die im Bauernstande ihr Glück so schwer! Und wie nehmen die in den Herrenhäusern ihr Unglück so leicht! — Der gute Bernhard ahnt es nicht, wie es im Herrenhause so häufig zugeht. Hier ist das Glück der Ehe ja doch in höchster Blüte, meint er. Sie zanken nicht, nicht schweben die Herzen zwischen Liebesinnigkeit und Todesverzagtheit — artig sind sie miteinander und schänden in still gewohnter Treulosigkeit Eins das Andere. Ehepaare sind's, die sich nichts weniger als unglücklich oder verworfen fühlen, über die aber ein altes Gesetz das Henkerbeil geschwungen haben würde, wenn sie es etliche Jahrhunderte früher so getrieben hätten. — Zum Glücke sind trotz Allem, was da gemunkelt und geschrieben wird, diese „gar glücklichen" Ehen auf der Welt eine Ausnahme. Wo noch schweres Herzweh ist, da ist auch noch Liebe.

Man hört über den Bernhard aber doch wieder recht häßliche Sachen. Vor Kurzem soll er sein Haus vor dem alten Oberpichler verschlossen haben. Der Oberpichler ist ein vierundneunzigjähriger Mann, den die Gemeinde zu verpflegen hat. Da er noch rüstig und munter ist, so wartet er in seiner Armenhauskammer nicht erst, bis die Gaben zu ihm herankommen; er nimmt sein Bichslein, wie er den Bettelstab nennt, und geht sie jagen. Er weiß allerhand schalkische Reime und lustige Sprüche, die er den Leuten zum Besten gibt, besonders ist er galant gegen die Frauen; den Jungfrauen wünscht er in gebundener Rede Männer, den Eheweibern kleine Junggesellen, preist die Eine ob ihrer „röserlrothen Wangenäpflein," lobt die Andere ob ihrer „heiligmäßigen Wohlthätigkeit," falls sie geizig ist, und ehrt den Einfältigen wegen seiner Weisheit.

Einmal auf der Straße bin ich ihm begegnet. Schon in der Ferne zieht er den braunen Hut ab, stellt sich demüthig an die Seite, wo der Schotterhaufen liegt, lacht mir mit seinem runden, frischen Gesichte entgegen und sagt in seiner gezogenen gröhlenden Redeweise: „Da kommt ein guter Herr. Das ist ein sehr guter, schöner, gnädiger Herr!"

Als ich merkte, daß er mit mir sprechen wolle, blieb ich stehen: er kam ehrerbietig einen Schritt näher und sagte: „Ich spreche so viel gerne mit braven Leuten. Gestern ist auch so ein feiner, gütiger Herr des Wegs gekommen, der hat mir einen Sechser geschenkt, einen ganzen Sechser. Ich will fleißig beten, die reichen Stadtleut' haben eh' das Gebet der armen Spitalbrüder wohl vonnöthen."

Als ich ihm einen Sechser auf die Hand gelegt hatte, besah er ihn schmunzelnd und meinte: zweimal sechs wären zwölf, das möchte die christliche Seele an die zwölf Apostel erinnern."

Ich verstand die Anspielung und gab ihm den zweiten Sechser. Er beguckte nun beide und sprach: „Der Judas ist da wohl nicht dabei? Sonst müßte von dreißig Silberlingen die Rede sein."

„Nein," sagte ich, „lieber Alter, der Judas ist nicht dabei."

„Macht nichts," meinte er, „ich bin schon zufrieden, wenn's nicht mehr ist. Ich sag' fleißig Vergeltsgott."

Wandte sich hierauf gegen eine Schnapsschenke.

Wo er einem hübschen Mädchen begegnete, da vertraute er ihm gern, er hätte sein Lebtag noch kein so schönes Dirndl gesehen, als jetzt vor ihm stünde, es solle doch um Gottes Barmherzigkeit willen ein wenig still stehen, daß er es anschauen könne, wenigstens so lang, als es in den Kittelsack greifen und ein Gröschlein herausholen möge, mehr gäben die Weiber ohnehin selten.

Und so wußte der alte Schalk immer etwas zu sagen, und wenn auch Mancher vor ihm der Gespottete war, gram sein konnte ihm Niemand.

Dieser alte Oberpichler hatte eines Abends an die Thüre des Sägemeisters Bernhard geklopft und um Nachtherberge gebeten, denn das wußte er, der Bernhard und die Rebekka waren wohlthätige Leute.

Der Bernhard kam gerade von der Sägemühle heraufgegangen und fragte den Alten barsch, was er wolle.

„Ja," antwortete der Greis und krümmte sich auf seinen Stock gestützt zusammen, „weil mich der Herr und Meister schon so hart fragen thut, bei seinem schönen Weibel hab' ich mich wollen einschleichen."

Bernhard bedeutete ihm kurz und herb, er solle seines Weges gehen.

Der Oberpichler ging dann, aber am Gartenzaun blieb er noch einmal stehen, schaute auf das Haus des Bernhard zurück, und wie gerade ein Holzschläger vorbeigieng, sagte er laut: „In diesem Häusel wohnt Einer, der fürchtet sich halt so viel, es möchte ihm auf seinem Kopf Gestäm (Hirschgeweihe) wachsen. Ich glaub' das nicht. Aber lange Ohren kriegt er, die Angst habe ich."

Der Ausspruch ist nicht übel.

20. März.

Der Ehestand würde heutzutage viel weniger Herzleid haben, wenn er in der öffentlichen Meinung einen besseren Ruf genösse. Die Herren Schriftsteller an der Seine wollten angeblich durch „Aufdeckung der tiefen Schäden der Gesellschaft" Nutzen stiften, sie haben die zehn Percente unsittlicher Ehen so diabolisch klug benützt, um das ganze Institut, auf welchem das Wohl des Staates ruht und das Glück des Einzelnen die höchste Potenz erreichen soll, zu beschmutzen und zu entehren. Die Volksmassen mit dem Laster vertraut machen, ist niemals gut; das Laster hat auf die meisten Menschen nicht eine abschreckende, sondern eine anreizende Wirkung. Ein Ungeheuer kommt uns nur ungeheuerlich vor, wenn wir es selten sehen; wenn es oft an unseren Augen vorüberzieht, gewöhnen wir uns an seinen Anblick. Es weiß ja Jedermann, was in der Welt das Beispiel, das Vorbild, wirkt; wie kann man sich erdreisten zu behaupten, die Schlechtigkeit im Drama, in der Erzählung nach der heutigen Art dargestellt, werde erschüttern, reinigen, erheben!

Wie es im Ganzen ist, so ist's im Einzelnen. Hauptschuld an der inneren Friedlosigkeit des Sägemeisters Bernhard und an seinem Benehmen gegen Rebekka ist dieser verfluchte Schwätzer, der Meßner zu Steinau. Sitzen sie im Wirtshaus, und der Bernhard ist so dumm und hört ihm zu. Der Meßner weiß von gar nichts Anderem mehr zu sprechen, als von schlechten Weibern und gefoppten Männern. Dabei gibt sich der alte Krüppel mit dem verschmitzten Gesicht den Anschein, er könnte Alles aus persönlicher Erfahrung wissen, wenn er noch Lust hätte, sich mit den Evastöchtern abzugeben. Er habe aber genug an derlei trügerischem Glück, er halte sich lieber an die Heiligen Gottes, auf die sei ein Verlaß. Aber wenn man die Heiligenlegende durchforsche, Ehefrauen und Ehemänner würde man wenige finden, fast lauter Jungfrauen, Priester, Einsiedler. Wer da aus den Büchern Moses lese, daß Gott an Adam und Eva die Ehe gestiftet, der sei verblendet; die Schlange auf dem Apfelbaum sei die erste Ehestifterin gewesen, so wisse man, wem die Ehe zugehöre und was von ihr zu halten. Weiber, die so sehr in den Ehestand hineintrachteten, das seien nicht die Mannsüchtigen, das seien die Männersüchtigen.

So lange soll er allemal schwätzen, der Gauch, bis der Bernhard plötzlich,

wie von einer Tarantel gestochen, auffährt und in den Kaltengraben rennt, um die arme Rebekka mit Eifersucht zu quälen.

Vor wenigen Tagen soll der Meßner dem Bernhard einen ganz teuflischen Rath gegeben haben. Ein Ehemann, der seines Weibleins wegen nicht im Reinen sei, solle einen guten Freund anstiften, daß er das Weiblein versuche. Der Ehemann solle in einem nahen Versteck sein, und ergebe sich was, so solle er hervortreten und wäre dann Herr der Umstände.

Auf diesen Rath hätte der Bernhard dem Meßner ganz weichmüthig in's Gesicht gesagt: „Schau, Meßner, was Du für ein prächtiger Schurke bist!“ wäre aufgestanden und davongegangen.

Einen Schurken kann er ihn recht gut heißen, und steht es ihm gar nicht übel an; aber, daß er die Einflüsterungen des Gauches auch frisch abschütteln könnte, dazu ist der Bernhard zu wenig Mann. Das beißt sich hinein wie Scheidewasser in sein armes Herz. Wie Scheidewasser! — Bei den Landleuten kommt's nicht so weit, selbst im größten Unglück nicht.

Als der Sägemeister an demselben Tage in sein Haus zurückgekehrt, hätte er dort sein Weib nicht gefunden, nicht in der Stube, nicht in der Küche — nirgends.

Da sei er mit zu Berge steigenden Haaren zu den Häusern herumgerannt und habe voll Angst und Grimm gefragt, ob man sein Weib nicht gesehen? Gesehen nicht, aber gehört, wußte Jemand zu berichten, dieser Jemand sei am Sägemeisterhaus vorübergegangen und habe im Stalle ihre Stimme gehört, wie sie mit wem gesprochen.

Bernhard rasete nach Hause und stellte sie zur Rede, wer bei ihr im Stall gewesen.

„Mein Gott, kein Mensch! Wer soll denn bei mir im Stall gewesen sein?“

„Du hast mit Jemandem geflüstert!“

„Ich? Im Stall? Bist denn närrisch, Mann?“

„Siehst, Du läugnest, Du läugnest! das thun sie Alle, das ist mir gerade ein Beweis! Wer war bei Dir im Stall? ich will es wissen!“

„Gut, so will ich Dir's auch sagen: Die Kuh war bei mir im Stall. Die habe ich gemolken und vielleicht laut dabei geschwatzt!“

Ein vernünftiger Mensch, der mit dem Thiere spricht, das war freilich eine schlechte Ausrede. Und doch weiß es Bernhard so gut, als es Rebekka weiß, als es ich weiß, als es irgend Jemand weiß, wie oft Bäuerinnen beim Melken mit den Kühen laut sprechen, und daß die Thiere an solches Sprechen gewissermassen schon gewohnt sind und dabei um so lieber die Milch lassen.

„Rebekka!“ soll Bernhard mit gehobenem Arm drohend gerufen haben, „ich will Dir noch einen Herrn zeigen!“

— Er peinigt sie, weil er sie liebt. — Es gibt solche Thoren.

Feiertagsgedanken.

Ostern.

Am tiefsten kränkt es Dich, wenn dir Jemand ohne Grund Böses zufügt. Aber gib ihm Grund dazu und dein Nachtheil ist noch größer.

* * *

Nicht bloß Dem mußt du dankbar sein, der dir Gutes thut, sondern auch Dem, der dich mit Bösem verschont.

* * *

Wer im äußeren Umgang mit Discretion und Takt zu handeln weiß,

dem pflegt man die schwersten Versündigungen an seinen Mitmenschen — wenn man nicht selbst davon betroffen ist, — gerne zu verzeihen.

* * *

Die Lüge kam zur Wahrheit: „Liebe Wahrheit, borge mir eine Maske!“

„Ich habe keine Maske“, sprach die Wahrheit.

Die Lüge gieng zur Täuschung und bat sie um ihre Maske.

„Ich brauche sie selber,“ sagte die Täuschung.

Nun gieng die Lüge rathlos zu ihrem Vater, dem Teufel, und flehte: „Vater, verschaffe mir eine Maske, sonst kann ich nicht bestehen.“

„Gut, mein Kind, Du sollst sie haben,“ sagte der Teufel und erfand die Phrase.

* * *

Wem Gott Humor gegeben oder ein Künstlerherz, der kann lächelnd verzichten auf den schnöden Markt der Welt. Wem Gott den Humor versagt hat, dem ist das Leben nichts, als ein wilder Kampf der Sinne.

* * *

„Einst sah ich einen armen Sünder zum Hochgerichte fahren. Als er an Ort und Stelle aus dem Wagen steigen sollte, machte er sich in demselben noch allerhand zu schaffen, nestelte an den Kleidern herum, that, als ob er etwas suche; und als ihn der Gensdarm ermahnte, zu machen daß er herauskomme, meinte der Verurtheilte zögernd und zagend: „Weiß der Himmel, meinen Handschuh habe ich hier verstreut . . .“

So geht es Manchem, den der Tod ruft. Er will sich die Feigheit nicht gestehen, — will noch allerhand schlichten, suchen — leben! O, wer es öfters bedächte, wie kostbar die letzte Minute ist, er würde seine Zeit besser werten.

* * *

Das Alterthum hatte die Weltfreudigkeit, das Mittelalter die Frömmigkeit; die Neuzeit hat die Friedlosigkeit, den Zweifel und die Verzweiflung.

Schlimme Jahre hat der moderne Mensch zu durchleben, bis er sich zu einer beruhigenden, versöhnlichen Weltanschauung emporzuringen vermag. Die Naturwissenschaften haben uns gelehrt, der Kosmos sei nur eine Stoffmasse, die sich mit vernunftlosen Kräften regiere. Der Mensch zieht daraus merkwürdiger Weise die Lehre, daß er, obgleich zur Stoffmasse gehörend, die vernunftlose Welt durch seine „Vernunft“ beherrschen soll. Gott, Vorsehung, Seele, Unsterblichkeit, das sind dem heutigen Menschen unvernünftige Annahmen; er stellt sich in die Reihe der Thierwelt und bildet von solchem Standpunkte aus sein Recht und seine Moral.

Und mit einer solchen Weltanschauung soll er geheiligte Traditionen der Väter und Regungen des Gemüthes anerkennen, die mit den Naturwissenschaften im haarsträubendsten Widerspruche stehen?

Mich brachte dieser Zwiespalt einmal dem Selbstmord nahe. Es war ein gar stiller Sommerabend, ich stand auf einer Brücke und wollte mich in die Tiefe stürzen, da hörte ich von der Waldhöhe herab das Klingen eines Kapellenglöckleins. Ich mußte weinen. Und nun fragte ich mich: „Was ist es, daß du jetzt weinen mußt? Ist das auch vernünftig?“

Ich lebte weiter. Die Wissenschaften halte ich nur für Werkzeuge und Waffen des Menschen zu seinem materiellen Fortkommen. Auch die Naturwissenschaft kann ihren Aberglauben haben. Daß der Darwinismus die Vorsehung ausschließe, ist so ein Aber-

glauben. Mit mancher confessionellen Einrichtung habe ich allerdings für immer gebrochen, aber nicht, weil sie unvernünftig, oder vielmehr mit modernen Anschauungen im Widerspruch waren, sondern, weil sie schädlich sind. Der Zelotismus gibt vor, alle Menschen zu lieben, seine Liebe aber will er nur damit bethätigen, daß er alle Welt ohne Rücksicht auf ihre Artung, auf ihre Traditionen zu seinem engen, wohl oft sinnbethörenden Kreise bekehren will. Ich jedoch glaube, Liebe ist, wenn ich dem vernünftigen Mitmenschen nicht das thue, was ich will, sondern das, was er will. — Ich habe mit allen Lehren unwiderruflich gebrochen, deren Tendenzen einer allgemeinen Weltversöhnung entgegen sind. Dieses Schlagwort vom „Kampf um's Dasein" ist, in so weit es sich nicht auf die den Menschen unholden Elemente bezieht, mir tief verhaßt. Sind wir denn Alle unsere gegenseitigen Feinde? Wenn die Naturwissenschaft diesen Glaubensartikel vom „Kampf um's Dasein" wirklich sanctionirt hat, dann soll sie das Prahlen von ihrer ethischen Bedeutung nur fein bleiben lassen, dann erklärt sie diese Erde für ein Schlachtfeld, wo es keine Liebe, keine Humanität gibt. Ich nenne es nicht Humanität, wenn ich einen Gefallenen die Wunde verbinde, die ich ihm vorhin geschlagen habe. —

Ich erkenne dem menschlichen Gemüte, dem ewigen Bedürfnisse und Verlangen nach Gutem, Göttlichem, Unsterblichem, nach einem festen Horte des Herzens sein ewiges Recht zu, und seine Nothwendigkeit. Wenn kein Licht wäre, so würden wir kein Auge haben, und die Natur würde dem menschlichen Herzen nicht die Sehnsucht nach Göttlichem gegeben haben, wenn sie nicht im Stande wäre, selbe zu erfüllen.

Es gibt nebst dem Weg der thierischen Sinne, nebst dem der Vernunft noch einen dritten Weg, und auf diesem begegnet man Gott. Man weiß ihn nicht, man glaubt ihn nicht, man empfindet ihn.

Und mit solchem Genossen schreitet man ruhig durch die Pforten des Todes.

12. April.

Ich gieng eine Strecke den jetzt schlechten Weg nach Steinau hinauf und habe mich so jämmerlich abgemattet, daß ich noch sofort in Athemnoth gerathe, wenn ich daran denke.

Ich möchte gerne noch einmal in's Freie.

Jetzt erst fällt es mir auf, daß ich mich seit einem Jahre von der Stadt und den Städtern ganz losgelöst habe. Mehr instinctiv als absichtlich. Ich habe in meinen Lebensperioden öfter als einmal erfahren, daß das Aufgehen in den Verhältnissen des Stadtlebens unsern natürlichen Maßstab für den Menschen und seine großen Aufgaben fälscht. Man wird kleinlich, frivol oder pedantisch. Am Rande des Grabes überblickt man erst die Armseligkeit der Stadtexistenz gegenüber dem freien Leben auf freiem Lande.

20. April.

Es ist ein großer Unterschied, wie ich sonst den Frühling kommen sah, und wie ich ihn jetzt kommen sehe. Das erste Blühen der Apfelbäume hatte die Grundfesten meines Herzens erschüttert vor Freude. Heute bin ich fast gleichgiltig, und als mir mein stillheiteres Mädchen die erste rosige Blüte brachte, kam mir wohl der Gedanke: Alter Bursche, jetzt wirst du dich doch freuen! So ein Kind! So ein Lenzesgruß! Freue dich doch? — Ja, ich freute mich, weil ich es für meine Pflicht hielt, mich zu freuen.

Meinetwegen hätte es auch noch Winter bleiben können. Ich bin müde.

— Es ist das letztemal, Konrad, daß Du die Bäume blühen siehst. Ich hätte mir von diesem Gedanken ein Meer süßester Wehmuth versprochen.

Er läßt mich seltsam kalt. Ich bin betäubt.

26. April.

Jeder Mann bedarf, wenn auch nicht gleichzeitig, so doch hintereinander, zwei Dinge, um klug zu werden: ein gutes Weib und ein schlimmes. So wird der Meßner — er mag noch so schlau sein — kaum jemals klug werden, denn er soll nur das letztere kennen lernen. Er zappelt schon, wie man hört.

Er wird's aber sehen: Richtet die Frau das Haus ein, so fällt das Ehebett nach ihrer Körperlänge aus. Nun, der gute Meßner gründet sich eben auch ein Haus, um auf der Welt einen sicheren Platz zu haben, wo er nicht sein eigener Herr ist.

Der Ehestandsfresser hat Eine aus Sanct Christof herüber geheiratet, die Trutz-Liesel. Wegen des Geldes, das sie hat. Es ist Schade drum, daß er nicht eifersüchtig ist; man möchte ihm die Pein, die er Anderen angethan, fast gerne gönnen. Er ist dagegen gefeit, weil er auf Alles gefaßt ist. Ich bin ein Thor, daß ich mich noch um solche Sachen kümmere. Aber man zerstreut sich doch gerne auch ein wenig, und bei jeder Tragödie wünscht man noch vor Schluß, daß der Schuldige bestraft werde.

28. April.

Gestern saß ich stundenlang drüben im Stadtwäldchen und schaute in das vorbeirieselnde Wasser. Mir fällt es heute auf, daß ich die ganze Zeit wie schlafend dagesessen sein muß in lauem Waldhauch. — Das wäre das Wasser, welches von Kaltenbach herabkommt. Das Wasser von Kaltenbach kommt da herab. — Der einzige Gedanke, an den ich mich erinnere.

Vielleicht läßt mich die Gnade Gottes so dumm werden, daß ich vom Sterben nichts merke.

Das wäre recht gescheidt.

(Fortsetzung folgt.)

Scherz und Ernst.

Das war in der goldenen Jugendzeit! —
Es hatte der Lenz seine Blüten gestreut
Auf Auen und Fluren und Felder;
Das Eichhorn hüpfte, die Drossel sang
Am Baumeswipfel, am Bergeshang,
Es rauschten die Wälder.

Du warst ein Kind, und ich war ein Kind,
Der Himmel war blau, und die Luft war so lind
Nach den Tagen, den winterlich trüben;
Oft spielten vergnügt wir da „Richter und Dieb"
Und waren uns gut und hatten uns lieb —
Wie Kinder sich lieben.

Du machtest den Richter, ich machte den Dieb
Und bekam auch wohl manchen gewichten Hieb
Auf den Rücken und auf die Sohlen.
Doch später, da hast Du die Rolle vertauscht
Und flüchtigen Fusses und unbelauscht —
Das Herz mir gestohlen!

J. M. Toskakio.

Pflichtgetreu.

Eine Erzählung von G. Mareck.

„Pflicht! Strengste Tochter des Himmels! Da stehst Du vor mir, drückst die Hand auf mein rebellisches Herz und weisest auf die Meinen. Wenn ich Dir gehorchte, dann wäre ihre Noth zu Ende; — ja wohl, ihre Noth, doch nimmer die meine.“

Das Mädchen preßte die schlanken Finger vor's Gesicht, die Thränen bergend, welche langsam die bleiche Wange hinabrollten. Sie barg sie es sah Niemand dies schwere Leid, als die Lampe, deren Flämmchen wie ein unruhiges Auge zuckte.

Da lag der Brief eines reichen Mannes, der um Elise warb. Er fragte nicht, ob sie ihn liebe, aber er fragte, ob sie in sein schönes Haus einziehen, ihm — dem Alternden — eine treue Gefährtin sein wolle. Was sie ihm an Jugend, Schönheit und Bildung brächte, wog er mit Gold auf; dessen hatte er genug, um alle anderen Mängel zu decken, wenigstens nach seiner Meinung, und diese Meinung schöpfte er aus einem erfahrungsreichen Leben. Er würde sich gewundert haben, wäre er des Schwankens seiner Erwählten gewahr geworden. Bot er nicht ihr und den Ihren eine angenehme Existenz? Und das arme, adelige Mädchen, das seine Mutter innig liebt, das bei dem Anblicke bedürftiger Geschwister mitleidet, das täglich seine Talente im Unterrichtgeben zu Markte trägt — es bedenkt sich, es ringt mit dem Entschlusse?

Das junge Herz läßt sich seiner Hoffnungen nicht so leicht berauben, sein Verlangen nach Glück nicht so rasch unterdrücken — und würde Elise nur mit der eigenen Armut zu kämpfen gehabt haben, nimmermehr hätte die Versuchung gesiegt; allein seine Lieben leiden sehen, in ihren Thränen, die man fließen läßt, wenn man sie zu trocknen vermöchte, einen Vorwurf fühlen, ist hart. Nicht so sicher höhlt der Tropfen den Stein, als solch' stumme Mahner zur That treiben.

Elise hob die Augen zum Bilde des Vaters empor, der im kleidsamen Waffenrock eines österreichischen Officiers lächelnd niedersieht. Wenn er lebte, wäre es anders gekommen, aber — bewies sein Tod nicht, wie heilig die Pflicht sei? War nicht das Wohl seiner Familie an diesem verheißungsvollen Leben gehangen, das er dem Vaterlande zum Opfer brachte? Sollte sie, die Tochter, welche seine Züge trug, nicht auch sein begeisterungsfähiges, entsagungsmuthiges Herz besitzen? Es mochte wohl so sein, denn auf des Mädchens ernstem Antlitze entglomm ein warmes Incarnat, wie das Glück es sonst hervorküßt; aber Glück durfte das Gefühl nicht genannt werden, es war wohl etwas Höheres, das so schön als stark in Elisen's Seele erglühte, und nicht nur die Nacht und den entscheidenden Tag überdauerte, sondern Monde und Jahre.

Berndorf fühlte, er habe einen Schatz gewonnen, als er die liebliche Braut in sein Haus führte. Er zeigte ihn frohlockend aller Welt; doch die neidische, spottsüchtige Welt gibt entweder nicht zu, daß man ein Kleinod erhascht hat, oder sie sagt, man habe es nicht verdient. Berndorf sah seinen Erfolg bestritten und in empörter

Eitelkeit warf er das Thor seines Hauses zu, das von nun an für Jedermann geschlossen blieb. Elise, die in der Gesellschaft geistig begabten, ihr an Bildung nahestehenden Personen begegnet war, hatte sich gleichsam daran erfrischt und ihren banalen Gatten leicht ertragen; nun jeder geistige Verkehr wegfiel und sie in enger Häuslichkeit auf seinen Umgang angewiesen blieb, empfand sie es allmählich wie eine Entbehrung. Es kamen Stunden, in denen sie ihren Geschwistern den Besuch der Schule neidete und sich zurücksehnte in ihr ärmliches Stübchen.

Auch Berndorf merkte, daß ihm etwas fehle. Wenn er auf Liebe keinen Anspruch erhoben, so wußte er wohl nicht, was er that, denn es gab Momente, wo er nach dem warmen Gefühl, dem unbedeutenden Geplauder eines ihm gleichstehenden Wesens Verlangen trug und sich fragte, warum Elise ihm so fremd geblieben? Hatte er Gold gegeben, so durfte er doch Glück dafür begehren! Nicht jenes, das ihm bisher folgte, das ihn vom Tischlerlehrling zum Möbelfabrikanten hob, dessen Waare einen Weltruf besaß, dessen Arbeiter in ihrer Art Künstler genannt werden konnten — sondern die schlichte Pflanze häuslicher Zufriedenheit, welche nur einer handvoll Erde zum Gedeihen bedarf; ja wohl — wenig Raum, aber viel Licht! Trennten ihn von seinem Weibe die Dinge etwa, die man mit dem Collectivnamen „Bildung" bezeichnet, so schob man sie einfach zur Seite. Elisen's Beruf bestand sicher nicht darin, Classiker zu lesen, Musik zu machen, Zeichnungen zu entwerfen, sondern sich dem Manne zu widmen, der ihr Gemahl, der Wohlthäter ihrer Familie geworden war; stand sie aber auf einer anderen Stufe der Erziehung, so sollte sie zu ihm herabsteigen und nach seiner Art leben lernen.

Sie *sollte*! Ob sie aber auch *konnte*? Schwerlich! Man vermag aus seiner Natur nicht heraus und in eine andere hineinzuschlüpfen, wie etwa in ein neues Kleid; dennoch that sie, was sie vermochte, um ihren Mann zufrieden zu stellen, und ihn auszusöhnen, daß sie nicht aus demselben Stoffe geformt war, wie er. Sie gieng den harten Weg der Pflicht mit ungebeugtem Muth weiter, und wenn keine Blume ihn schmückte, kein Vogelsang erheiterte, so leuchtete doch der klare Himmel des ungetrübten Gewissens in das verarmte Herz des jungen Weibes.

Da brach ein Schicksal herein. Berndorf erkrankte an einer Lähmung, an der die Kunst der Aerzte, die Heilkraft der Bäder, die aufopferndste Pflege nur so viel vermochten, daß der Gang des Uebels verlangsamt wurde; allein es hielt nicht still und der Kranke die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes einsehend, dachte daran, Ordnung in seine irdischen Angelegenheiten zu bringen. Es wurde ihm nahegelegt, sein Geschäft aufzugeben, dessen Leitung ihm aus den Händen zu schlüpfen drohte; allein darauf eingehen hieß für ihn zu den Todten gezählt werden, und doch drängte sich ihm die Erkenntnis auf, ein kranker Chef sei eine Null. Dies bewog ihn denn zu einem anderen, schweren Schritte.

Er hatte einen jungen Bruder bei sich gehabt, einen intelligenten Knaben, den er sich gleichsam zum Erben erzogen; allein, ungleichartiger an Lebensbedingungen sind nicht Palme und Föhre, als diese Geschwister es waren. Wenn Peter sich im rauhen Boden des Erwerbes zufrieden einwurzeln konnte und von manchem Sturme geschüttelt nur darnach strebte, sich auszubreiten: so verlangte Georg, wenn auch in Arbeit fußend, das Haupt im Sonnenlichte zu wiegen, und was später die Gatten innerlich schied, das trennte die Brüder auch äußerlich. Georg nahm Condition in einem Großhandlungshause und seit Jahren hatten sich die beiden einzigen Verwandten

nicht mehr gesehen. Ihn herbeizurufen beauftragte Berndorf seine Frau, deren liebevollem Brief Georg auch nicht widerstand. Sein Erscheinen brachte, wie es bei lebhaften, warmfühlenden Menschen geschieht, eine helle Stimmung in's Haus, der sich weder der launenhafte Kranke noch Elise entziehen konnte, wenn gleich der junge Mann seiner schönen Schwägerin mit dem Mißtrauen einer stolzen, unverkäuflichen Seele begegnete. Er wußte nicht, wie Unrecht er ihr that; er sah nur den Contrast zwischen ihr und dem Gatten und es schien ihm zweifellos, was eigentlich dies Bündnis ermöglicht hatte — und als er sich dies nach dem ersten, freundlichen Willkomm klargelegt, wich er in eine kühle, höfliche Unnahbarkeit zurück.

Es wurde Georg nicht schwer, die Leitung des Geschäftes zu übernehmen, zumal sein Bruder ihn mit Instructionen versah; auch stellte sich das geschwisterliche Verhältnis zwischen Beiden durch Peter's Abhängigkeit einer- und Georg's Rücksichtsnahme anderseits wieder her, ja es klang manchmal der Ton frohen Jugendlebens durch das verödete Haus, wenn Georg und Elisen's heranblühende Schwester Louise zusammentrafen; dieser gegenüber überließ er sich ganz seinem heiteren Temperamente; es kam zwischen ihnen zum vertraulichen Aussprechen von Gedanken und Empfindungen, zu Hinblicken in die Zukunft, zu Rückblicken in die Vergangenheit, wobei einmal Louisen's mittheilsame Zunge ein Bild entwarf, welches ganz anders aussah, als jenes, das Georg sich von der Ehe Elisen's mit seinem Bruder gedacht hatte. Die Erkenntnis eines Irrthums geht mit der Reue Hand in Hand, wie ein Funke durchfuhr sie des jungen Mannes Gemüth und von diesem Tage an änderte sich sein Benehmen gegen seine Schwägerin. Man konnte nicht sagen, worin eigentlich die Veränderung bestand; allein, wie man trotz kahler Bäume und bedeckten Himmels Frühlingsathem fühlt, so merkte man auch hier den Umschwung der frostigen Stimmung, ohne daß man ihr einen Namen zu geben vermochte. Vielleicht lag es nur im Blick, aber — lockender nicht für gemüthskranke Menschen ist der schimmernde See, als das liebevolle Auge für ein einsames Herz, und dies Herz war arglos, es kannte den Feind nicht, der Einlaß begehrte.

Berndorf wurde schwerer krank, sein Bewußtsein getrübt, es gieng zu Ende.

Da kam ein Abend. Der Sturm trieb schwarze Gewitterwolken wie die Fetzen eines Trauermantels vor sich her. Blitze leuchteten, Donner rollten, aber kein Regentropfen erquickte die Erde.

Im düstern Garten saß auf einer Bank, unter dem Steinbilde der Diana, selbst einer Statue gleich, Elise. Die ebenso zufällige, wie oberflächliche Bemerkung der Mutter, daß Louise und Georg sich zu lieben schienen, hatte in ihrem Innern einen Aufruhr der Gefühle hervorgerufen, der dem der Elemente glich, und sie hätte ein Nein der wildesten Empörung dazwischenschreien mögen. Noch jetzt wühlte es gewitterhaft in ihrer Brust und kein kühlender Gedanke legte sich beschwichtigend in ihr Gemüth.

Alles, was sie bisher ertragen, war Nichts gegen das, was zu kommen drohte, nichts gegen den Schmerz, der ihre Seele marterte. Seit dem unseligen Worte der Mutter wußte sie, welchen Namen für sie das Elend trug und nicht einmal daran denken sollte sie! Wenige Schritte weiter lag ein todtkranker Mann, ein Schatten zwar, aber einer, dem sie zugehörte mit Leib und Seele und jedem Gedanken. Es galt als Verbrechen, was sie jetzt empfand; aber wenn sie sich nicht den Kopf an dem Steine zerschlug, so dachte er fort dasselbe Unsagbare; wenn sie sich kein Messer in's Herz stieß, so fühlte es fort nur das

Eine, Furchtbare, daß sie Georg liebe. Pflichtgetreu war sie die Jahre den rauhen Weg gewandelt, und nun, da sie am Ende stand, sollte sie der Versuchung unterliegen? Sollte die häßlichste Schuld ihre reine Seele beflecken?

Wenn Georg und Louise sich gefunden, was durfte es sie kümmern? Sie mußte jeden Schatten verscheuchen, der auf Beider Glück dunkeln konnte; Scham und Pflicht sollten das thörichte, begehrende Herz zum Schweigen bringen.

Louise und Georg!

Hatte sie die Namen gerufen? Es klang so in ihrem Ohr und da stand er auch schon vor ihr, der Geliebte, Gefürchtete, legte die Hand auf ihren Arm und bat: „Elise, kommen Sie!"

Wie gerne wäre sie diesem Rufe gefolgt, auch wenn er sie fortgelockt hätte in den Sturm hinaus, immer weiter, ohne zu wissen wohin — fort von all' dem Elend in ein stilles Heim, an dem der Lärm der Welt machtlos verklang, wie Wogenprall am Felsen; aber er rief sie nicht dazu, und hätte er es gethan, so würden doch Fesseln an ihren Füßen gehangen haben. —

„Elise, hören Sie mich?"

Es klang so bange fragend, so herzdurchschütternd, daß die Gewalt des Schmerzes an diesem Tone brach und heiße Thränen aus ihren Augen stürzten. Georg beugte sich über die Weinende. Ihm schien, als müsse er das junge Weib an sein Herz schließen, um ihm Ruhe und Glück zu geben, das schöne Glück einer ersten, halb zaghaften, halb himmelstürmenden Liebe; und wie es ihn überkam, erst leise wie Zephyrsäuseln, dann gewaltig wie Meeresrauschen, beugte er sein Knie, sein lockiges Haupt sank auf Elisen's erbebende Hand.

Es schwieg der Sturm, die Bäume standen wie erstarrte Riesengestalten, durch das Herz der Frau zog ein großes Glück, und geisterhaft blickte sie zum drohenden Himmel auf, über den nun weithin ein fahler Schein aufflackerte und verschwand.

Um Elisen's Brust zog sich ein eiserner Ring; sie raffte alle Kraft zusammen, um etwas zu reden, das Verhängnis abzuwehren, das so berückend nahte, und brachte es endlich zu der tonlosen Anrede: „Georg, stehen Sie auf! Ich bin Ihres Bruders Frau und — ich liebe — meinen Mann."

Das Wort fiel nieder wie ein Reif, der alle Blumen vernichtet, alle Gefühle zu Eis friert. Georg erhob sich langsam. Einen Moment preßte er ihre Finger, dann wandte er sich zum Gehen. Die junge Frau blickte ihm nach, wie man von hoher See das entschwindende Heimatland betrachtete.

Was sie sich pflichtgetreu versagte — nach einem Jahre empfieng sie es aus der Hand des Schicksals. Georg war glückselig und ist es noch heute; er weiß, er hat ein treues Weib. Wie ist es herrlich, mit diesem Bewußtsein zu leben!

Nach Mürzzuschlag.

Ein Genrebild „Aus dem Kleinleben der Großstadt“ von V. Chiavacci.*)

„G'schwind kummen's, Herr Johann, zwotzeln's nöt so, Fräul'n Jeanette, do san grad noch a paar gute Plätz' und polstert san's a no! — Guten Morgen allerseits. Dort setz' Dich hin, Schanerl, zu dera schön' Fräul'n, sie ruckt schon a wengerl weiter, wann's D's bitt'st. A jung's Mannsbild hat ma immer gern!“

Diese Worte wurden von einer corpulenten Dame hervorgesprudelt, deren ganzes Auftreten bewies, daß sie mit dem Hofleben vertraut sei, wenn sie darin auch nur statt des Scepters den Besen geführt. Einer uralten Hausmeisterdynastie entsprossen, bestand die Welt nach ihren Begriffen nur aus zwei Kasten: Hausherren und Parteien, und da sie ihr Stand zur natürlichen Beschützerin der Letzteren machte, so hatte sie sich im Verkehr mit der misera plebs contribuens einen vertraulichen, wohlwollenden, obwohl etwas lauten Ton angewöhnt, denn sie war eine sehr gutmüthige Person, die Niemandem ein Leids zufügen konnte, als höchstens dem Wiener Gemeinderath, die Herren Wimmer und Consorten natürlich ausgenommen, welche seinerzeit gegen die unsittliche Einführung der verlängerten Sperrstunde so wacker gekämpft.

Der Schanerl hatte sich's inzwischen auf dem „gepolsterten“ Sitz neben dem Fräulein mit der auf seinem Grunde üblichen Ungeniertheit bequem gemacht, wie der Kukuk im Neste der Grasmücke, bis ihn das vorhin so schmeichelhaft apostrophierte Fräulein energisch mit der Bemerkung wegschob: „Der Sitz ist nur für eine Person.“

„Gengan's, lassen's Ihna nöt auslachen, als ob so a klaner Bua a Person wär'! Kumm' her, Schanerl, setz' Di zu mir.“ Und zu ihrer Begleiterin gewendet, murmelte sie: „Is dös a g'schnaufte Knausch'n. Na ja, er is ihr halt no z' jung.“ Dieser onomatopoetische Ausdruck schien ihr noch nicht bezeichnend genug und sie hätte sicherlich ein noch kräftigeres Wort hinzugefügt, wenn sie der Conducteur durch Abverlangen der Fahrkarten nicht gestört hätte.

„Geh', Schanerl, gib die Karten her.“

Der Schani producierte drei Fahrkarten dritter Classe.

„Das sind nur drei Karten und noch dazu dritter Classe.“

„Was, nur drei Karten,“ fuhr Frau Poschin auf, „i kann a Jurament ableg'n, daß viere war'n, weil i no mit'n Cassier g'stritt'n hab', daß er 'n Schanerl sei' Karten nöt billiger geben hat.“

„Es thut mir leid, liebe Frau, aber da werden Sie nachzahlen müssen. Sie sitzen hier in der zweiten Classe, macht drei Gulden, und die Karte für den jungen Herrn“ — der Schani wirft sich in die Brust — — macht auch drei Gulden.“

Frau Poschin war versteinert, Fräulein Jeanette studierte das Terrain für eine Ohnmacht und Herrn Johann fiel die Pfeife aus dem Munde.

„I zahl nix,“ rang endlich Frau Poschin mühsam hervor.

„Dann steigen Sie nur geschwind aus, bevor der Revisor kommt.“

---

*) Wien, Hugo Engel.

Die Gesellschaft, der ein Revisor wie das unerbittliche Schicksal in der antiken Tragödie erschien, fügte sich rasch in's Unvermeidliche, und Frau Poschin nahm ihr blaues „Schnupftüchel", welches bei ihr die Stelle einer Geldbörse bekleidete, und öffnete mit einem schweren Seufzer den Knopf, um die vierte Karte zu bezahlen, obwohl sie sich wiederholt bereit erklärte, „tausend Juramenter" abzulegen, daß sie vier Karten gelöst. Da aber der Conducteur seinerseits erklärte, die drei Gulden den tausend Juramentern vorzuziehen, so hätte sie den Verlust tragen müssen, wenn nicht im letzten Augenblicke das Fräulein, welches sie kurz vorher als „g'schnaufte Knausch'n" agnosciert hatte, mit der vierten Karte gekommen wäre, welche der Schani, vermuthlich als er sich's bei ihr bequem gemacht, auf ihr Kleid hatte fallen lassen,

„I dank' Ihna vielmals, Sö liabe Seel'. Unser Herrgott vergelt' Ihna's." Voller Sonnenschein strahlte wieder auf dem Antlitz der heimgesuchten Frau. Schnell wurden sie in einen Waggon dritter Classe hineingeschoben, und der Zug setzte sich in Bewegung.

In diesem Waggon gieng es schon laut und es sah hier überhaupt viel gemüthlicher aus, als in dem „Polsterten". Ein lustiges Quartett, welches soeben mit einem Frühtrunk seine durstigen Kehlen geschmiert hatte, sang bei der Ausfahrt das rührende Lied: „Muß i denn zum Städtle hinaus." Dabei flogen die leeren Flaschen dem beweinten Städtle an den Kopf. Eine zweite Gesellschaft, die sich einen Harmonikaspieler als Musikbande mitgenommen hatte, glaubte in den Abschiedsovationen nicht zurückbleiben zu sollen und stimmte, unbekümmert um das Quartett, das: „'s gibt nur a Kaiserstadt" an. Dazwischen klangen aus einem anderen Waggon, von einem auf einer Kunstreise begriffenen Werkelmann veranlaßt, die Töne eines Werkels herüber, welche als ahnungsreiches Präludium der Genüsse, die nachkommen sollten, das „Hoch vom Dachstein an" wimmerten. Nehmen wir noch die „Juchezer", die „Pascher" und die zahlreichen musikalischen Privatbeiträge Einzelner, unter welchen sich der Radetzkymarsch, von unserem Schanerl auf dem „Kampl" executiert und von einem Gesinnungsgenossen auf der „Maultrommel" elegisch begleitet, anmuthig bemerkbar machte, so wird man gestehen müssen, daß das musikalische Menu selbst für den an die verschiedensten Genüsse gewöhnten Wiener ein mehr als reichhaltiges war.

Betrachten wir uns, während der Zug gegen Wr.-Neustadt rollt, das Innere des vollgepfropften Waggons etwas näher. Neben der Thüre des in der Mitte durch einen Gang abgetheilten Waggons sitzt das früher erwähnte Quartett, übermüthige Ladendiener mit auffallend buntfarbigen Cravatten, lichten Westen, die Haare mit ausschweifendster Phantasie behandelt, jeder Kopf ein Gedicht, aber ein ungereimtes. Nicht weit von diesen ehrenwerthen Rittern von der Elle hatte sich ein Trupp „Wurzelsepp", wie die in Gebirgstracht gekleideten armen Lazarusse spottweise genannt werden, häuslich niedergelassen. Splitterdürre Kerlchen, welche mit ihrem dürftigen Lebensfonds bramarbasierten, als hätten sie die Thaten des Herkules vollbracht. Sie versuchten in Wort und Geberde das Bild der Kraft und strotzenden Gesundheit zu geben; vergebens! Ihr dünnes, heiseres Stimmchen, der gekrümmte, von Zeit zu Zeit gewaltsam aufgesteifte Rücken, die nervösen, affenmäßigen Bewegungen gaben doch nur die Carrikatur von dem, was sie scheinen wollten. Aus ihrem Beinhaus guckten die nackten, spitzen, bleichsüchtigen Knie wie ein stiller Vorwurf heraus, und wenn sie ihr Eigenthümer bewegte, knarrten sie verdrießlich wie eine verrostete Wetterfahne. Wenn man sie dann mit ihren langen Stöcken und dem gefüllten Rucksack auf dem

Rücken über die Berge torkeln sah, mochte man sie für hohläugige Gespenster halten, welche mit der Schwindsucht hausieren gehen. Man wußte nicht, ob man lächeln oder die armen Maniaken bedauern sollte, wenn man sie mit den in einer anderen Ecke sitzenden „Kraftgestalten“ verglich, welchen man es ansah, daß sie das Touristenhandwerk mit Beruf und Verstand und ohne die leidige Renommisterei betrieben.

Auf einem Ecksitz gegenüber hockte ein Dienstmann mit vom Weine geröthetem Gesicht und schnarchte unbändig. Er hatte eine schwierige Mission zu erfüllen; der kleine Joli des Fräulein Veilchenduft war während ihrer letzten Partie nach Mürzzuschlag in Verlust gerathen. Darob großer Jammer des Fräuleins, bis sie nach fünf qualvoll durchwachten Nächten dem Dienstmanne den Auftrag gab, nach Mürzzuschlag zu fahren und ihren Liebling lebend oder — es schauderte sie bei dem Gedanken — vielleicht nur todt zurückzubringen. Für den ersteren Fall sicherte sie ihm eine reichliche Belohnung — darüber große Freude des Dienstmannes — großartige Reisespesen des Fräuleins — ausgiebiger Rausch seinerseits.

Die übrigen Insassen des Waggons waren ein Dutzend harbe Geister aus den „enteren Gründen“, mitten unter ihnen ein Berliner, wie die Blattlaus in einem Ameisenhaufen. Sie hatten ihre große Hetz mit dem Spree-Athener, dem wieder seinerseits das Wiener Vollblut nicht wenig zu gefallen schien.

Die „Herren“ mit kühnen „Sechsundsechzigern“, rothem Kropftüchel, Cylinder oder Gollaschreindl und Virginier schief gesteckt, die „Damen“ mit geblümten Kopftüchern, gesteiften Röcken, den lustig aufgedrehten „Schneckerln“ über den Schläfen, als harbe „Godeln“ ganz „schnapperisch“ auftretend, mit Blicken wie Dolchstiche und Worten wie Dreschflegel. Ferner drei „Mariazellerinnen“, andächtig und gesammelt, den Blick auf den Schoß gerichtet, auf welchem die Eine von ihnen Karten aufschlug, sodann zwei „Einjährig-Freiwillige“, die ihren gestrengen Herrn Corporal ausführten, ein Gottschewer, der seine Waare zum Steinbauern führt, und einige Wiener Spießbürger, welche die ersten anatomischen Studien an ihren „Backhendeln“ anstellten.

In Wr.-Neustadt, der berühmten Würstelstation, entwickeln sich zum ersten Male die imposanten Massen, welche den Zug benützen. Vor dem Schanktisch brandet die Menge und schreit verzweifelt nach Bier und Würsteln, als ob sie eben aus dem Hungerthurme entwichen wäre. So ein Ugolino schleppte nicht weniger als zehn Krügel Bier und eine Würstelhekatombe zur Atzung der Jungen in den Horst. Unser Schanerl hatte sich inzwischen der Drehkurbel des Waggons bemächtigt und da er sich rittlings auf das Eisengeländer gesetzt, so war auf einem unaussprechlichen Theile seiner weißen Hose bald eine sonderbare Heraldik zu sehen, welche die Frau Mutter bewog, den ohnehin schwer heimgesuchten Körpertheil durch emsiges Beklopfen mit dem Stiele ihres Regenschirmes noch weiter heimzusuchen.

„Sie, Sie,“ rief im Augenblick der Abfahrt ein dicker, g'spaßiger Herr dem Kellnerjungen zu: „Da halten's mir das Würstel, bis i wieda z'ruck kumm!“

Allgemeines Gelächter war der Lohn für diesen sublimen Gedanken und der verdutzte Kellnerjunge stand mit offenem Munde in hypnotischer Willenlosigkeit da und präsentierte mit dem Würstel dem davoneilenden Zuge.

Die Gesellschaft, welcher die Frau Hausmeisterin präsidierte, hatte inzwischen ein reichliches zweites Frühstück dem unerschöpflichen Korbe entnommen. Dieses Tischlein deck' Dich barg in seinem Innern eine Unzahl „Hadschi Lojas“, „Serfelati“, „gebackene Mäus'“

und andere culinarische Genüsse, und Herr Johann hatte den nöthigen „Zwirn“, wie der Schnaps unter den „Wissenden“ genannt wird, in einer dickbauchigen Flasche mitgebracht. Fräulein Jeanette, die Handschuhnäherin vom Königsklosterhaus, hatte sich einer wohligen Siesta hingegeben, und Herr Johann, der Zimmerherr der Frau Poschin, las seinen Roman aus der Dreikreuzerbibliothek. Fräulein Jeanette war eine dreiundvierzigjährige Jungfrau, welche durch beharrliches Handschuhnähen ihren ohnehin sehr ökonomisch veranlagten Organismus auf jenes Existenzminimum herabgedrückt hatte, für das der Wiener das treffende Wort: „an der Luft geselcht“ hat. Ihre Scheu vor der Männerwelt wurde mit der zunehmenden Erfahrung „anderer Mädchen“ immer größer, obwohl ihr besagte Männerwelt während ihres jungfräulichen Erdenwallens nie das Geringste in den Weg gelegt. Ihr männlicher Umgang beschränkte sich auf Lanzknechte, Propheten, Apostel, Husaren, Dragoner, ja sogar Griechen und Römer, denen sie mit zartem Pinsel die Gewandung tünchte — freilich nur in effigie — denn sie „malte“, wenn das Handschuhgeschäft zeitweise stockte, „Mandelbögen“ für die „Gewölber“, und dieses schöne Talent hatte ihr die Freundschaft des kleinen Schani eingetragen. Der große Schani, recte Herr Johann, der ein eigenes Geschäft, kleine zwinkernde Augen, einen großen lahmen Fuß und eine rothe Nase besaß, welche rührende Mischung der Elemente ihr als das Ideal der echten Männlichkeit erschien, war freilich mit so leichtem Geschütze nicht zu erobern. Doch wozu hätte die Frau Poschin ihren geheimen Plan mit den beiden „jungen Leuten“ in Scene gesetzt?

Während nun der Zug gegen Klamm hinaufkeuchte und Alles sich zu den Fenstern auf der linken Seite drängte, so daß der Schanerl, welcher ein gescheiter Bub war, die Befürchtung aussprach, es könnte der Waggon umfallen, leitete Fräulein Jeanette den Beginn des langersehnten Naturgenusses durch ein melodisches Schnarchen ein und Herr Johann las mit Thränen in den Augen den Roman vom Kaiser Josef und der „Perlmutterknopffabrikantensenkelin“.

Einer von den „Wurzelsepp“ erklärte der übrigen unwissenden Menschheit mit lauter Stimme und großer innerer Befriedigung das Panorama, nannte jeden Tunnel beim Namen, wußte die Höhe der Berggipfel in Klaftern, Metern und Pariser Fuß anzugeben und malte mit Behagen die Möglichkeit einer Katastrophe aus, welches Behagen sich umsomehr steigerte, je mehr er in den Gesichtern seiner weiblichen Zuhörerschaft das Gruseln aufsteigen sah. Er sparte dabei keineswegs mit abgerissenen Gliedmaßen, zuckenden Menschenleibern, schrecklich verstümmelten Leichnamen und thurmhoch aufgestapelten Wagentrümmern. Plötzlich erblaßte er; das Verhängnis stand in seiner ganzen sechs Schuh hohen Mächtigkeit mit aufgedrehten Sechsundsechzigern, rothem Kropftüchel, schief gestelltem Gollaschreindl, umgürtet mit dem ganzen Stolze seines Lichtenthals, vor ihm.

Mit unnachahmlicher Grazie faßte dieses Verhängnis unseren Wurzelsepp beim Genick, schüttelte ihn ein paarmal wie eine trübe Flüssigkeit kräftig durcheinander und gab ihm in nachdrücklicher Weise zu verstehen, daß er kein Freund von solchen Schauerballaden sei. Gleichzeitig stellte er ihm zur Unterstützung seines Wunsches in höflichster Form einen Zusammenstoß in Aussicht, bei welchem ihm das Feuer „bei die Augen aussaspritz'n“ würde, wobei er ihm großmüthig sein blaues Schnupftüchel zur Verfügung stellte, damit er darin seine „Baner“ nach Hause tragen könnte und ihm den Rath ertheilte, dieselben vorher genau zu nummerieren. Schließlich entdeckte er noch mit verbindlichem Lächeln an

seinem Opfer eine entfernte Aehnlichkeit mit einem „wackleten Gaskandelaber“, einem „g'selchten Mehlwurm“ und einem „Zwetschkenkrampus“, worauf er den Schraubstock seiner Hände mit der sinnigen Bemerkung öffnete, er werde sich demnächst seine von der Natur so sehr begünstigte Nase ausborgen, um sie ihrem wahren Berufe als „Fliegenpracker“ zuzuführen.

Unter diesen anmuthigen Gespächen hatte der Zug die Höhe des Semmerings erklommen. Bei dem Passieren des Tunnels wurde das übliche Kannibalengeheul losgelassen und dieser Höllenlärm hatte wenigstens das Gute, daß der Dienstmann, welcher bis dahin sanft geschlummert hatte, plötzlich erwachte und sich streckend und dehnend auf seine Mission besann. Auch das Fräulein Jeanette war mit einem Angstschrei erwacht und das Terrain mit kundigem Blick recognoscierend, dem Herrn Johann in die Arme gesunken; glücklicherweise brauchte sie darüber nicht zu erröthen, weil es im Waggon finster war.

Der Herr Johann, der soeben eine rührende Scene zwischen dem Kaiser Josef und dem schönen Kerzelweib gelesen, war von dem aufgescheuchten und an seinen starken Busen geflüchteten Täubchen nicht wenig überrascht, und als die Frau Poschin, die Schwäche ihres Gegners gewahr werdend, ihm mit feinem, strategischem Kniff zuflüsterte, daß das Reindl Zwetschkenknödel, welches ihm an seinem letzten Namenstage auf so mysteriöse Weise zugekommen, aus den zarten Händen der Fräul'n Jeanette hervorgegangen war, konnte die starke Herzensfestung nicht länger widerstehen. Sein Herz pochte stürmisch, als er die Frage stammelte: „Die Zwetschkenknödl?“

„Sind von mir gewesen — Gnade, Verzeihung!“ hauchte Jeanette.

Damit begann der Roman ihres Lebens. Er drückte die holde Last fester an sich und preßte den Verlobungskuß auf ihre zarten, durch den Mangel der Vorderzähne einwärts schwellenden Lippen. Seine Nase leuchtete wie die dämmerige Ampel eines Brautgemaches zu diesem schönen Bunde. Die Mutter Poschin sagte gerührt: „Amen,“ schenkte einige Gläschen „Zwirn“ ein, und ihr Redefluß nahm nun solche Dimensionen an, wie ein Salzburger Landregen.

Station Spital! Draußen auf sonniger Wiese stand mitten unter Kühen und Ziegen ein abgemagertes Hündchen mit eingeklemmtem Schwanz, ein Bild des Jammers! Der Dienstmann hatte es kaum erblickt, als er mit dem Freudenrufe: „Joli“ zur Thüre hinausstürzte, der Schani natürlich, der sich ein solches Gaudium nicht leicht entgehen ließ, mit lautem Halloh voran. Das geschreckte Thierchen entlief seinen Rettern, doch diese blieben ihm hart an der Ferse, so sie das Abfahren des Zuges nicht bemerkten, trotzdem Frau Poschin vom Fenster aus herzzerreißend nach ihrem Schani rief, wie die Mutter der Makkabäer nach ihren Kindern. Schani hatte den „Joli“ mit lautem Hallali beim Genick erwischt; triumphierend blickte er um sich, aber seine heiteren Züge zerrannen wie saure Milch, als er den Train im schnellsten Laufe und an einem der Fenster seine Mutter händeringend, eine versteinerte Niobe, erblickte. Jetzt hatte er mit „Joli“ die Rolle getauscht. Hilflos stand er zwischen Gais und Kuh und blickte dem fortdampfenden Zuge nach.

Von Mürzzuschlag eilten die drei sofort nach Spital zurück, die Frau Poschin weit voran; Herr Johann und Fräulein Jeanette träumend hintendrein, Hand in Hand über Gras und Blumen, wie in den Gefilden der Seligen. Und sie blickte ihn so innig und zärtlich an, als wäre er ein ganzer Mandelbogen voll Reiter, Lanzknechte und Propheten, während er einen tiefen, sinnenden Blick in ihre hechtgrauen Augen senkte, als sähe er darin den Pfad seiner Zukunft, mit Blumen

und Zwetschkenknödeln garniert. Ein Freudenschrei weckte sie aus ihren Träumen. Die Frau Poschin war eben zurechtgekommen, als ihr Schani, dem Sport des Fischfangs mit allzugroßem Eifer huldigend, kopfüber in den Mühlbach hineinfiel. Der Freudenschrei galt der glücklichen Rettung, und als die Beiden glückwünschend hinzutraten, zappelte die weiße Hose Schanerl's sammt den dazu gehörigen Beinen hoch in den Lüften und die fürsorgliche Mutter bearbeitete nach Kräften den mehfach erwähnten, an den genialen Ausschreitungen seines Besitzers ganz unschuldigen Körpertheil. Beim Nachhausefahren trank Herr Johann sechzehn Verlobungskrügeln und kaufte seiner Braut fünf große „Buschen", zwei Körberl Erdbeer und einen Gamsbart.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben.

Plaudereien von P. K. Rosegger.

X.

Vom schlechten Gesellschafter.

Unter sehr vielem Anderen, was mir für das Zusammenleben mit Leuten abgeht, fehlt mir auch das Talent der Geselligkeit, ein Talent, durch das so viele andere Talente, bei Manchen Alle, entbehrlich werden.

Als mich seiner Zeit einer meiner Schützlinge, der jetzige Gelehrte Rudolf Falb, das erstemal in eine größere Gesellschaft führte, gab er mir unter anderen Verhaltungsregeln auch die: „In guter Gesellschaft spricht man stets nur von Dingen, die Einem nichts angehen."

Und bei den Bauern heißt's: „Still sei, das geht Dich nichts an!"

So ist halt ein Unterschied, ob man bei gebildeten oder ungebildeten Leuten lebt.

Nur habe ich den Fehler, daß das, was mich nichts angeht, mich auch nicht interessiert, ich darüber also auch nicht mit jener Verve und Geistesmunterkeit zu sprechen vermag, als Andere, die sich mit gar löblicher Selbstverleugnung in die Verhältnisse Fremder, Abwesender versenken und aus den bescheidensten Quellen der Alltäglichkeit ihre geistige Nahrung zu schöpfen wissen.

Schon das bei der Empfangs-Begrüßung stets mit Gönnermiene ausgesprochene odiose: „Wie geht's Ihnen?" kühlt mich ab, stimmt mich tiefer, wirkt entfremdend. Weiß man doch, daß fast Jeder, der diese Frage thut, vor einer darlegenden Antwort zittert und ordentlich aufathmet, wenn man seine theilnahmsvolle Erkundigung mit einem kurzen: „Ich danke" abthut. — Und in diesem Sinne, unter dem Scheine der wärmsten Nächstenliebe, thatsächlich aber mit der frostigsten Gleichgiltigkeit für die Umgebung, wird die Unterhaltung fortgeführt.

Nichts bestimmt sagen, nichts entschieden behaupten, nicht unterbrechen, nicht widersprechen, den Damen mit Schmeicheleien das Herz kitzeln, auch die Hand küssen u. s. w. Galanterie ist ein Schleier, mit dem die Welt schmutzige Dinge verhüllt. Und bei solch' fortgesetzter Lebensweise sollte Einer kein Wichtling werden? Der Teufel hol's! Ich sage auch wie Jener: Wären solche Leute Bücher, ich würde sie nicht lesen.

Mich macht ein Gespräch, an dem ich theilnehmen soll, ohne daß es mich interessiert, müde, verstimmt, nervös, es folgt eine Abspannung, an der ich mitunter tagelang zu tragen habe;

während mich eine Unterhaltung, die meinem Wesen entspricht, erfrischt, ja selbst zu gutem Appetit und Schlaf bringt, Dinge, die ich auch nicht verachte.

In gelehrten Kreisen spricht man gern von wissenschaftlichen Dingen. Gut. So spreche auch ich von meinen Studien im Fache der Selbsterkenntnis — spreche von mir, meinen Neigungen — und das ist nicht gut. Werde ich einmal warm, so krame ich gleich mit meinen Anschauungen über Leben, Kunst, Politik, Religion u. s. w. aus, ohne Rücksicht darauf, wer Zuhörer oder Partner ist. Aristokraten und hohen Staatsbeamten lege ich mein demokratisches Glaubensbekenntnis vor, mache mich lustig über Ordensjägerei. Officieren gestehe ich meine Abneigung gegen den Soldatenstand, Priestern klage ich den schlimmen Einfluß confessioneller Dogmen auf wahre Religiosität und Sittlichkeit. Professoren ergötze ich mit Meinungsäußerungen über die Dünkelhaftigkeit und das Pharisäerthum in der Gelehrtenwelt. Finanzmänner unterhalte ich mit der Klage über die Geldgier und Bestechlichkeit unserer Zeit und mit der Profezeiung der furchtbaren Revolution, die wir zu erwarten haben. Vor Frauen mache ich die Moden lächerlich und Dichtern und Künstlern bestreite ich den Werth des Ruhmes. — Und ist das denn nicht weltmännisch? Spreche ich nicht mit Jedem über sein Fach? Aber niemals aus Bosheit, sondern stets nur, um — da schon was gesprochen werden soll — auch wirkliche Themate aufzuwerfen, und jene redlichen Gedanken, die mich, wenn ich allein bin, beschäftigen, rechten Orts, wo Interesse für sie vermuthet werden kann, darzulegen. So sehr bin ich stets von meiner Sache begeistert, daß ich mir gar nicht denken kann, es möchte etwas Unschickliches dabei sein, es möchte sich Jemand verletzt fühlen durch eine rücksichtslos ausgesprochene Meinung über Dinge, die uns Allen gemeinsam wichtig sind. Als ob in solchen Kreisen etwas Anderes wichtig wäre, als die Höflichkeit, der bon ton, welcher übrigens manchen Ohren sehr übel tönt.

Wer mich kennt, der weiß freilich, daß ich stets nur an die Sache, nie an Persönlichkeiten denke, während man es sonst gerade umgekehrt zu machen pflegt. Zumeist ziehe ich bei Meinungsverschiedenheiten den Kürzern, nicht als ob die Sache, die ich vertrete, schwach wäre, sondern, weil ich es bin, weil mir die richtige Redefertigkeit fehlt und weil meine Stimme nicht ausreicht. Wer am lautesten schreit, der behält Recht. Wer sich auf schlaue Wendungen versteht, die Lacher gewinnt und sich stets vor Augen hält, daß eine Gesellschaft bloß unterhalten sein will, der ist unter allen Umständen Sieger.

Zudem begehe ich fast regelmäßig den Cardinalfehler gegen den guten Ton, daß ich, anstatt mich auf das Seelenschmeicheln zu verlegen, jedes Gespräch über wesentliche Gegenstände zu vertiefen trachte und nicht mitspringen will, wenn die Gesellschaft vom Theater auf die Pferde, vom Pferd auf die Chokoladebonbons, von diesen auf den Fastenprediger, von diesem auf Karlsbad, von da auf Kautschukmäntel, von diesen auf den Finanzminister hüpft, mit demselben sprudelnden Interesse sich über ein Serviettenband unterhält, als vorhin über die Politik Bismark's. — Ein gebildeter Mensch soll sich für Alles interessieren, sagen die Hofmeister, und darum muß ich so sehr klagen, daß ich mich zu den Gebildeten wohl nie werde zählen können.

So bin ich denn wie ein rauher Wachholderstrauch in einem französischen Park. Fast allemal ist meine Meinung die abnorme, alleinstehende, zu bekämpfende; es ist zumeist ein „antiquierter“ Standpunkt, den ich einnehme. Ich trage nämlich, wenn's sein muß, wohl Hosen nach der Mode, aber nicht Meinungen.

So ziehe ich's denn endlich vor, zu schweigen und mir meinen Theil zu denken. Dann aber gebe ich auch keinen Heller mehr heraus, bin abgestumpft, blöde und Alles, was ich sagen muß, wird unwillkürlich banal und trivial.

Anders ist es in Gesellschaft tieser gearteter, idealer Menschen, Sonntagsmenschen, mit welchen zu verkehren ein Glück ist, das ich als Stadtflüchtiger schwer vermissen werde. Auch bei solchen gibt es Meinungsverschiedenheiten, ja, bei solchen erst recht. Aber, das sind fröhliche Geistesschlachten, herzerquickend, seelenreinigend und immer gegenseitig fördernd. In solcher Gesellschaft fühle ich mich wachsen, zielbewußter, entschiedener werden. — Selbst hier zu *fallen* ist mir lieber, als dort zu siegen.

Lähmend für meine Gedanken ist in Gesellschaften die Nothwendigkeit, hochdeutsch zu sprechen. Wer *meine* Art hochdeutsch zu sprechen kennt, der wird mich verstehen. Schon mein geschriebenes Hochdeutsch hat manchem Schulmeister die Haare zu Berg steigen gemacht, und doch läßt es sich mit meinem gesprochenen noch lange nicht vergleichen. Die Noth ist groß. In Kreisen, die es mit der Form nicht allzu strenge nehmen, kann ich mich mehr mit dem Inhalt befassen, und da fühle ich mich alsogleich frei und gehoben. Meine bescheidenen, geselligen Anlagen, nur in meiner Muttersprache gucken sie zu Tage, diese Muttersprache ist die steirische Mundart.

Von unseren gewöhnlichen Stadtgesellschaften — sie seien nun in öffentlichen Localen oder in Privathäusern — kehre ich gewöhnlich verstimmt nach Hause. Ich habe das Gefühl, daß ich in denselben unbedeutender geworden bin. Es sind gewiß lauter gute Leute beisammen gewesen, aber den Einen konnte ich nicht begreifen, der Andere hat mich mißverstanden; der Dritte wollte energisch sein und war rücksichtslos; der Vierte wollte witzig sein und war läppisch; der Fünfte wollte artig sein und war langweilig. Dieser Letztere war vielleicht ich selbst.

War ich einfach langweilig, so mache ich mir weiter keine Vorwürfe; aber um jedes Wort, das aus meinem Innern kam, thut's mir leid, daß ich's verschwendet, es war vielleicht zu gut, oder zu ungereimt, mindestens überflüssig.

Was bin ich oft auf wohlwollende Menschen gestoßen! Besonders Professoren hatten sich häufig meiner trostlosen Unwissenheit erbarmt und mich in Unterhaltungen gezogen, in denen sie Gelegenheit hatten, mir in der Eile das Wichtigste aus Germanistik, Mythologie, vergleichender Sprachenkunde, Poetik, Literaturgeschichte und dergl. beizubringen. Nicht, als ob ich sagen möchte, daß sich die Herren selbst gerne docieren hörten, daß sie mir in freundschaftlichster Weise zeigen wollten, wie erbärmlich trotz Allem ein Autodidakt dasteht, gegenüber einem akademisch gebildeten Mann — Gott nein, derlei kam weder mir, noch den Professoren zu Sinne. Aber das Interesse fand ich in mir nicht vor für diese einem Poeten doch gewiß wichtigen Gegenstände. Alle anderen Zweige der Wissenschaft, vorausgesetzt, daß sie gut und praktisch vorgetragen werden, hatten für mich stets mehr Reiz, als die humanistischen. Es ist verzweifelt, es ist lächerlich, aber es ist so. Oder sollte es an der landläufigen Behandlung dieser Dinge liegen, mit denen der Dichter und Schriftsteller, und selbst wenn er Autodidakt, doch einmal verwachsen ist, er mag es glauben oder nicht? Sollte ich sie nur nicht vom Schulmeister hören wollen? Es ist überhaupt schwer, mir zu verzeihen, daß ich meine Bücher nicht aus Büchern mache, daß ich gerade oft wie vorsätzlich die Augen zumache, damit ich bei der Behandlung irgend eines Gegenstandes ja nicht sehe, was Andere darüber gedacht, geschrieben haben. Daher kommt es, daß mir

bisweilen eine nagelneue Idee kommt, daß ich dieselbe mit wichtigster Miene aufstelle, und Dinge behaupte, die freilich wohl seit tausend und mehr Jahren weltbekannt sind. Und doch deucht es mir erquicklicher und gedeihlicher, wenn ich das lebendige Leben um mich ansehe, auf mich wirken lasse, als ob ich der erste Mensch auf der Welt wäre. Ich entscheide nichts, aber ich gebe zu bedenken, in welches Licht mich eine solche Theilnahmslosigkeit und Stumpfheit für Gelehrtenschätze vor einer hochgebildeten Gesellschaft stellen muß!

Wo es nicht gieng, da gieng's nicht, es mochten nun Andere zu mir sprechen, oder ich zu Anderen.

Ich pflege meine Gedanken und Meinungen gern in die Form der Selbstironie zu kleiden. Man glaubt wohl, das ist die bequemste Art, mit der man nirgends anstößt? Im Gegentheil, das ist die gefährlichste Art; die Selbstironie wird zumeist mißverstanden, auch absichtlich mißverstanden. Lobt man sich ironisch, so nehmen sie's für Ernst, thut man seine Fehler und Schwächen dar. so halten sie's für Koketterie. Wie Jemand auch einmal etwas sagen oder thun kann, das nicht aus Eigenliebe und Selbstsucht entspringt, das ist den Philistern unfaßbar.

Ich hab's von meinem Vater. Der sagte bisweilen gern einen Spaß, und weil er wohl wußte, daß sich Keiner gern als Gegenstand dazu hergibt, so machte er den Spaß über sich selber. Doch, in einer Sphäre, die nicht mehr viel von dem guten, alten Humor hat, die ihr Heil auf kecken Witz und rücksichtslosen Sarkasmus baut, ist derlei nicht gut zu wagen. — Ich muß noch froh sein, daß die häufig vorkommende Selbstironie und die Hinstellung meiner Person als Lustigmacher und dummgutmüthige Einfalt in meinen Schriften nicht öfter mißverstanden wird. Freilich hat das Buch es zumeist nur mit Einem auf einmal zu thun, und Einer für sich ist Mensch, während, wie der Bauernspruch geht: „Mehrere Leut' und Viele schon Vieher" sind.

Die meisten Leute stellen die Geselligkeit und das Talent zu amusiren so hoch, daß sie lieber zehnmal lieber schlecht erscheinen möchten, als dumm. weil die Schlechtigkeit amüsanter ist. Aber es gibt auch eine geistreiche Dummheit, und gerade dort, wo sich Einer anstrengt, besonders geistreich zu sein, steht zu vermuthen, daß was Dummes zu verdecken ist.

Das Armseligste ist, wenn ein grausames Geschick so spielt, daß mir die Aufgabe zufällt, im Salon, Theater, oder auf Spaziergängen eine Dame zu unterhalten. Einem jungen Menschen stünde die Tölpelhaftigkeit nicht einmal übel an; man könnte sie für Liebesbefangenheit halten. Mir sind — nachdem ich die Meine einmal hatte — in dieser Beziehung alle anderen Mädchen und Frauen höllisch gleichgiltig gewesen. Mein blödes, dummes, nichtssagendes Benehmen entstammt lediglich der Angst, die Gesetze der Höflichkeit zu verletzen. Es konnte eine Salonpuppe so gespreizt und dumm als denkbar sein, so war ich immer noch gespreizter und dummer. Rückte Eine mit den bekannten liebenswürdigen Redensarten vor, so suchte ich dergleichen im Schweiße meines Angesichtes nachzuäffen, was allemal kläglich ausfiel. Am besten gieng's noch bei Blaustrümpfen oder ihren Antipoden, den ganz einfach erzogenen, schlicht und natürlich sich gebenden Mädchen. Mit Ersteren schwatzt man Eins über schöne Literatur, über Theater, Gott und Unsterblichkeit, und geht man ganz als Zuhörer auf, so ist man erst recht der beste Gesellschafter. — Wirklich angeregt hat mich immer nur das ungelehrte, stillkluge Mädchen und die verständige, erfahrene, sich ungeziert verhaltende Frau. Vor dem Hausverstand hatte ich überhaupt zu aller Zeit zehnmal mehr Respect, als vor

aller Gelehrtheit und Geistreichigkeit, die ich wohl auch zu achten weiß, die mir aber gerade bei Leuten, welche in ihrem Wesen und Leben nicht bedeutend sind, unsäglich zuwider ist. — Komme ich auf der Gasse in die Lage, vorübergehenden Herrschaften etwas Artiges sagen zu wollen, so geht's ohne Unartigkeit meinerseits selten ab die stets unabsichtlich, und für mich nachträglich, wenn ich's überdenke, um so empfindlicher ist. Zehnmal steckte ich lieber eine mir an den Kopf geworfene offene Sottise ein, als im Verdachte zu stehen, Jemand eine kleine Malice beigebracht haben zu wollen. — So lebe ich in fortwährender Angst, trotz meines natürlichen Wohlwollens für alle Welt, mißverstanden zu werden. Und diese Angst wieder wird die Quelle meines leicht mißzuverstehenden Benehmens. Doch, allzu ängstlich sein ist auch schlimm, da kann's Einem passieren wie jenem Landmädchen, das in eine feine Gesellschaft zur Tafel geladen war. „Wenn bei Tische Fleisch kommt," sagte ihm die Mutter, „so lege die Beine fein auf den Teller." Und das Naturkind legte die Füße auf den Tisch.

In früheren Jahren habe ich in unserem vereinsreichen Stadtleben allerhand Ausschuß- und Comité-Sitzungen mitsitzen müssen. Ich hatte in einigen Dingen nicht einmal ganz unpraktische Ansichten, aber ich konnte nicht sprechen. Mir fehlte die richtige Energie des Auftretens, die Keckheit und Schlagfertigkeit. Jedem einzelnen Mitglied vor oder nach der Sitzung wußte ich mich über den fraglichen Gegenstand ganz klar und bestimmt auszusprechen, aber in der geschraubten Feierlichkeit der Sitzung stotterte ich befangen und schüchtern meine Ansicht und wurde denn auch regelmäßig ignorirt. Ein Anderer sagte vielleicht bald darauf dasselbe, nur mit dem richtigen Schwung der Stimme — und die Sache war auf der Höhe.

Allerdings machte mich auch die Furcht befangen, etwas Ungereimtes, Thörichtes zu sagen; Scrupel, über die sich der richtige Vereinsredner mit Leichtigkeit hinauszusetzen pflegt. — So kam es denn bald dahin, daß ich bei solchen Sitzungen nur den stummen Zuhörer abgab und mich an der Weisheit der Herren erbaute oder — ergötzte.

Also kommt es, daß mir die Tugend der Geselligkeit in der Stadt allmählich ganz abhanden gekommen ist, trotz meines lebhaften Bedürfnisses, freundlich und heiter mit Menschen zu verkehren. Je mehr ich mich in mich selbst zurückziehe, desto weniger hat mein Gewissen zu klagen. Daß die Einsamkeit selbstisch mache, ich kann's nicht finden. Ich werde in der Zurückgezogenheit bedürfnisloser, sanfter, fröhlicher. Die Welt scheint mir, sobald ich ihren brutalen Realismus aus den Augen verliere, wieder in idealerem Lichte, die Menschen scheinen mir liebenswürdig, aber der Hang, mit dieser schönen Welt, mit diesen liebenswürdigen Menschen wieder in Berührung zu kommen, wird nicht mehr mächtig.

Zudem, wer ein eigenes, wenn auch bescheidenes Heim hat, und eine heitere Familie darin, der braucht sie nicht, die Geselligkeits-Anstalten da draußen, die oft wahre Fastnachtsmaskeraden in moralischer Beziehung sind. In warmem Hauche des Familienlebens — und mag es auch oft von Kummer und Leiden durchzogen werden — fühlt man sein Gedeihen.

Gegenwärtig bin ich wohl noch gefangen in mancherlei, und Fäden knüpfen mich an die Stadt und ihre Gesellschaft. Aber das Mißverhältniß meiner Weltanschauung zu jener der Gesellschaft, meine Verachtung gegen eine Aftercultur, die ich für verfehlt und schädlich halte, meine Störrigkeit gegenüber den maßgebenden Richtungen muß ihre Folgen haben, und ich erwarte die Zeit, da mich die Kritiker und die Leser, und die Verleger ablehnen werden. Wenn ich noch ein

Weilchen lebe, diese Zeit kommt. — Dann packe ich zusammen Kind und Kegel und gehe zu den Matten und Wäldern. Der Bauer mit seiner derben Ungeschlachtheit und seinen tüchtigen Grundsätzen, der mächtig über Hecken und Zäune setzende Hirsch, der vom Blitz gespaltene Baum — das ist meine natürliche Gesellschaft. Alles ist geschliffen und gerundet, sagt ein Philosoph, nur das Mineralreich nicht, das hat noch scharfe Ecken und Kanten. Das Landvolk ist das Mineralreich der Menschheit. D'rum läßt sich auch darauf bauen.

Es ist gleichwohl wahr, daß ich den Bauer nicht mehr so finden werde, als ich ihn verlassen habe. Die zwanzig Jahre haben ihm schlimm mitgespielt — materiell und moralisch. Doch leben dort die Leute nicht dicht beisammen, sind naturgemäßer in ihrer Lebensweise, sind nicht so hoffärtig auf ihre Bildung, obgleich sie davon verhältnismäßig eben so viel, oder mehr haben, als die Städter, sind unter sich zu einander verläßlicher, und, was mir die Hauptsache ist, sie haben noch ein Ideal, zu dem emporblickend sie aufrecht stehen müssen, und das sie hindert, nach vorne hinzufallen und auf allen Vieren zu laufen. — Nun also. Und dieses Vorurtheil gegen die Städter, denen ich persönlich doch so viel verdanke, und diese untilgbare Zuneigung zum Landvolke, dem ich nichts verdanke, als daß ich bin, ist auch Eins, dessen ich mich bei dieser Gelegenheit schwer anklage. Es ist gewiß nicht wahr, daß die Bauern bessere Menschen sind, als die Städter, obwohl ich's nach meinem Gefühl behaupten muß, aber frischer sind sie, lustiger, glücklicher, das ist eine Thatsache, die man nicht widerlegt, und das gibt meiner unbestimmten Empfindung für sie die Entscheidung. Ich bin ja bei den Bauern nicht minder der Sonderling, als bei den Städtern. Die Bauern verstehen mich noch weniger, als die Städter, aber *ich* verstehe sie — und das ist mir genug.

Ist es möglich, unter den modernen Zuständen einen Charakter zu erziehen?

Allerlei theoretisches Gewäsch, was da über Kinder-Erziehung gesprochen wird. Es soll's in unseren Städten einmal Einer versuchen, sein Kind strenge und einheitlich nach den gediegenen Grundsätzen der Pädagogen zu behandeln, er wird bald erfahren, woran er ist. In unserem Mittelstande ist es bei den herrschenden Zuständen *absolut unmöglich, ein Kind zu erziehen.* Wären tausend Widerwärtigkeiten überwunden, so zerstören tausend Zufälligkeiten die kümmerlichen Resultate. Das Gewirre der geistigen Strömungen, welches im öffentlichen Leben herrscht und dort fertige Charaktere verdirbt, durchflutet auch das Haus des Bürgers und hat aus demselben die Einheitlichkeit der Gesinnungen, den patriarchalischen Geist längst hinweggespühlt.

Da ist ein sechsjähriges Kind, nichts noch als Kind, und bildsam wie Wachs, zu Gutem geboren und zu Großem fähig. Sein Vater ist ein schlichter, rechtlicher Mann, vor Allem darum besorgt, dem Sohne streng sittliche Grundsätze zu geben, ihm Treue und Wahrhaftigkeit anzuleben, ihm Achtung vor den Rechten der Nebenmenschen und ihrem Eigenthume einzuprägen, ihn zu hüten und zu

warnen vor verderblichen Handlungen — vor Allem bestrebt, aus seinem Kinde einen in sich zufriedenen, brauchbaren Menschen zu machen.

Die Mutter, die das Kind bisher vielleicht nur als ihr drolliges Spielzeug betrachtet, um zwischen Besuchen, Toilette und Vergnügungen ihre Langweile zu vertreiben, denkt nun daran, dem Söhnlein vor Allem fein Artigkeit beizubringen, ihm gefällige Manieren anzueignen, ihn zu einem angenehmen Gesellschafter für feinere Kreise zu erziehen.

Ein Großvater ist da, dem liegt besonders die Sorge um's materielle Wohl des Enkels am Herzen und zwar nicht sosehr um das künftige, als vielmehr um das gegenwärtige; er steckt dem Kinde Geld zu, auch Naschereien, wäscht jeden Fehler, jede Unart des Knaben weiß, besticht womöglich seine Lehrer und verhätschelt ihn auf alle Weise.

Eine Großmutter ist da, die dringt auf katholischen Lebenswandel, entführt das Kind in die Kirche, zu bigotten Basen, oktroiert ihm Heiligenbilder, Gebetbücher, lehrt ihn Legenden, fromme Gebete und Stoßseufzer, die des Morgens und Abends zu seufzen sind, bringt ihm Interesse und Glauben an Amulette und Wunderdinge bei.

Ein Onkel kommt in's Haus, ein munterer, etwas frivoler Weltmann, und der weiß den Knaben mit pikanten Anekdoten zu gewinnen, erzählt ihm Sachen aus der Zeitung, führt ihn gelegentlich in ein Kindertheater, zu Gauklern, in Buden zu Mißgeburten und gerne überall hin, wo Seltsames zu sehen ist.

Eine gute Tante, die das Kind nicht oft genug versichern kann, wie schön es sei, welch' ein kleiner prächtiger Kerl! lernt ihm allerlei drollige Unarten an, überhäuft es mit den raffiniertesten Spielzeugen, führt es in Gesellschaften von fremden Kindern verschiedener Stände und preist bei jeder Gelegenheit seine körperlichen Vorzüge.

Dazu im Hause fortwährende Wichtigthuerei mit Putz und Modetand, stete Gespräche über Unterhaltungen. Klatsch über fremde Schwächen und Fehler, allerhand Schliche, Cabalen, lockere Beispiele und beständiges Uebertreten und Nichtbeachten der Grundsätze, die dem Kinde in Anwandlung von pädagogischer Laune gepredigt werden.

Vielleicht haben wir auch noch eine Gouvernante, deren ganze Erziehungskunst darin besteht, dem Kinde Worte einer fremden Sprache vorzuplappern. Oder ein Hauslehrer sieht darauf, daß die Unarten des Knaben dem Vater verborgen bleiben.

Der Vater hat seinen Beruf und muß den Sohn mehr oder weniger der Sippe überlassen. Ist er energisch genug, so kann er allerdings sein Hausrecht üben, aber das heißt bisweilen nicht weniger, als sein Haus zu zerstören und dem Kinde Beispiele von dem „deutschen Familienleben" zu geben, die nicht just gemüthbildend zu wirken pflegen. Wie froh ist daher der Vater, wenn sich endlich der Hort der Schule aufthut für das Kind.

Die bisher angedeuteten Uebel sind mehr allgemeiner Natur; nun aber einige besondere Uebel der Zeit. In der Schule wird der Zwiespalt, der im Hause erzeugt wurde, systematisch genährt. Bei der geistigen Entwicklung des Kindes will sich's kein braver Pädagoge entgehen lassen, demselben freisinnige Grundsätze einzuprägen, während der Katechet die Pflicht hat, den Schüler in die Dogmatik zu verstricken.

Im zehnjährigen Knaben reifen schon die ersten Früchte: Ein wenig geckenhaft und kokett, ein wenig anmaßend und blasiert, ein wenig leichtsinnig, altklug, phrasendrescherisch, religiös fanatisch und ein wenig frivol; nirgends fremd, nirgends daheim, ohne Ernst, ohne Ehrgeiz, ohne bestimmte Richtung und Charakter.

Mit diesen Resultaten der ersten Erziehungsepoche tritt er in die zweite. Nun wiederholt sich das, was bisher im Kleinen vorgieng, im Großen. In den Lesebüchern der Schule mit ihrem zusammengestoppelten Text spiegelt sich die Zerfahrenheit des ganzen Erziehungsbildes. Der Vater hat in seiner Stube für den Knaben eine streng ausgewählte Bibliothek bereitet, aber der Knabe hält sich an die Anderen. Die Mutter liest aus Zeitungen die Notizen von Diebstählen und Einbrüchen, Schlägereien, die Berichte aus dem Gerichtssaal. Die Tante zeigt Interesse an der „kleinen Correspondenz", liebt auch hübsche Erzählungen, aus dem Französischen übersetzt; der Onkel bringt dem Knaben ein „Märchenbuch" nach Hause, übersieht auf dem Titelblatt aber den kleingedruckten Zusatz: „für Erwachsene". Täglich schreien die Blätter und Plakate allerlei Ereignisse und Vergnügungen aus, begeben sich auf öffentlichen Gassen allerhand Auftritte, kreuzen sich auf den Plätzen Spielgenossen, Kameraden, Leute aller Gattungen. Vor all' dem und noch unzähligem Anderen müßte ein Kind hermetisch abgeschlossen werden, wenn man eine ernste und wahrhaftige Erziehung an ihm durchführen wollte.

Viele Eltern sehen nur in einer echt christlichen Erziehung die beste Grundlage zu einem sittlichen Charakter. Aber sage mir nur Einer, ob eine solche unter den Einflüssen der heutigen Schule, Gesellschaft und Literatur denkbar ist? Andere finden es vortheilhaft, ihre Nachkommenschaft im modernen Geiste zu erziehen, von allen confessionellen Schranken, von Vorurtheilen des Staates, der Nationen, der Racen freizuhalten, und glauben, der Freisinn und die Toleranz nach allen Seiten hin erzeuge die tüchtigsten Charaktere. Die Gesetze gestatten es aber nicht, das Kind so zu erziehen, wie es die Pädagogen, Philosophen und Philantropen vorschlagen, wie es in allen modernen Schriften und Zeitungen gelehrt wird. Das Schulkind muß confessionellen (ich sage absichtlich nicht religiösen) Unterricht nehmen; der Sprosse des radicalsten Freigeistes wird zur Ohrenbeichte und Communion gedrillt, muß einen Heuchler abgeben, wenn er seinen Weg in der Schule machen will. Wenn noch ein einheitlicher vertrauender Charakter in ihm vorhanden wäre, zu dieser Zeit, wo der Vater verspottet, was der Lehrer sagt, und der Lehrer verdammt, was der Vater meint, müßte er in die Brüche gehen.

Nun kommt der Bursche zur weiteren „humanitären" Ausbildung in die höheren Schulen. Hier geht die Pädagogik wissenschaftlich vor, nach streng logischen und psychologischen Gesetzen — da wird schon was Rechtes herauskommen. Wie sieht's aus? Hier kreuzen sich feindlich alle Gesinnungsrichtungen, alle geistigen Elemente. Je nach Fach oder Anlage ist der eine Professor conservativ, der andere revolutionär, der dritte zelotisch, der vierte liberal, der fünfte lehrt Kant, der sechste Schopenhauer, der siebente Darwin, der achte irgend einen veralteten Naturforscher. In den Socialwissenschaften derselbe Zwiespalt und in all' diesen Lehren zusammen der Zwiespalt mit dem praktischen Leben. Noch gut, wenn die Professoren ihre Sache trocken und langweilig, ohne Beseligung von Innen heraus zum Vortrage bringen und nicht etwa — wie es auch geschieht — ihre Hörer fanatisieren, so daß dann unter dem edlen Schilde der „Burschenschaften" Verbindungen zu Stande kommen, in welchem als jugendliche Ideale die hirnverbranntesten, entsittlichendsten Ideen gepflegt werden und sich schon die Jugend in feindliche Heere spaltet und nimmer müde wird, Gift und Feuer in's Lager der Nachbarn zu schleudern.

Alle Parteien schüren an der Jugend, buhlen um sie. Alle denkbaren

Schlagworte werden durcheinander geworfen; was das eine Buch baut, zerstört das andere; was im Individuum der eine eigene Wille aufrichtet, das wirft der andere hin, denn Jeder ist ausgebildet, Keiner, und am wenigsten der Egoistische, will sich unterordnen. Jeder Tag bringt mit dem neuen Gelüste eine neue Ueberzeugung; was heute vergöttert, wird morgen verhöhnt, übermorgen vergessen.

Nach solcher Erziehung und Ausbildung tritt der junge Mensch in's praktische Leben ein.

Und da gibt es noch naive Frager, woher doch in aller Welt die Charakterlosigkeit, die Corruption unserer Gesellschaft, die Frivolität und Blasiertheit unserer Jugend komme?

Ein relativer Vortheil in der heutigen Erziehung ist bei jungen Männern das Einjährig-Freiwilligen-Jahr. Manches Muttersöhnlein und Modegecklein lernt hier das erstemal Strenge, Consequenz und Pflicht kennen. Freilich viel zu spät! Andererseits kann hier die rohe, oft sclavische und hündische Behandlung auf den in allen Freiheiten aufgewachsenen jungen Menschen und die Entfaltung seiner moralischen Anlagen unmöglich von günstiger Wirkung sein.

Wohl bin ich der Meinung, daß man das Leben von allen Seiten kennen lernen solle; daß die Erzieher Gottes, als Natur, Verhältnisse, Freundschaft, Liebe, Arbeit, Unglück den Charakter eines Menschen erst festigen; daß man bei wichtigen Dingen und Fragen die Ansicht aller Parteien studieren und respectieren müsse, um zur wahren, moralischen Freiheit zu gelangen; aber für den in sich noch halt- und grundsatzlosen jungen Menschen ist diese Vielseitigkeit nicht das Richtige. Schwache bedürfen eines Stabes, Blinde einer Richtschnur, Unerfahrene eines Führers, auf den sie unbedingt müssen vertrauen können. Die Jugend ist schwach, blind und unerfahren — und findet in einer Zeit, die sich doch sonst in humanen Bestrebungen überbietet, so wenig wahren Beistand!

Das ist auf dem Lande doch anders; dort mag die Jugend roh sein, aber sie ist ganz gewiß nicht in so großen Massen verderbt und verdorben als in den Städten. Unsere Volksschullehrer wissen Geschichten zu erzählen von diesem Unterschiede und halten im Allgemeinen — viele Ausnahmen gibt es selbstverständlich — das ländliche Material für dankbarer als das städtische. Dort haben die Kinder von Haus aus oft gar keine Erziehung, aber gar keine ist besser als eine verkehrte, vielspältige, die das junge Menschenwesen geradezu zerfasert und zersetzt. Die S c h u l e n sind in den Städten besser, aber die Erziehung ist schlechter.

Die Erziehung in den Städten mag auch in früheren Zeiten in gewisser Beziehung viel zu wünschen übrig gelassen haben, aber sie war einheitlicher und gewissenhafter, wie man ja heute noch in der älteren Generation der Städter weit mehr Ernst und Gediegenheit findet, als im jungen Nachwuchs. Die gegenwärtige Generation mag noch einen Fond von e r e r b t e r Tüchtigkeit haben; wie aber, wenn sich in nächster Linie dieser Fond ausgelebt hat? — Gute Schulen sind für d i e s e Wunde kein Pflaster. Wer kann dafür? Die Eltern? Die Lehrer? Die Kinder? Oder etwa die Regierung? — Oder kann Niemand dafür und wir müssen uns treiben lassen, wie es der Zufall will? —

Es mögen sich tausend Stimmen gegen mich erheben und mit Spitzfindigkeiten mir widerlegen; ich sage das: Die Erziehung der Jugend, wie sie heute in den Städten gang und gäbe ist, degeneriert die moralischen Anlagen der Menschen und führt zum Ruine.

R.

Schlangen- und Natterngeschichten.

Von Theodor Vernaleken.

Nach der Vorstellung der Germanen liegen Drachen (Lindwürmer, d. h. Schlangenwürmer) auf dem Golde und bewachen die Schätze, den Hort. Amt der Helden war es nun, sie zu vernichten. Drachen sind geflügelte Riesenschlangen. Das Wort ist uns aus dem südöstlichen Europa zugekommen. Drachen und Schlangen erscheinen im Naturcultus aller Völker, in den biblischen Ueberlieferungen sind sie Sinnbilder der Bosheit und der Verführung. Nach germanischer Anschauung hat das Gold, auf welchem Fafnir als Drache lag, alles Böse in die Welt gebracht.

Von einer ganz andern Seite betrachtet der spätere deutsche Volksglaube die kleinen Schlangen und die Nattern (Attern, Ottern). Ihre Beziehungen zu Schätzen, die sie bewachen, sind zwar immer noch vorhanden und das Volk hat eine gewisse Scheu vor ihnen, allein sie flößen auch Ehrfurcht ein und können sich verwandeln, und hierin liegt „ein fast untrügliches Zeichen des Cultus“. Viele tragen Goldkronen, die sie beim Baden ablegen. Sie haben ihren König oder ihre Königin, und sie zu tödten bringt Unglück. Die Hausschlangen gehören zu den thierischen Hauswesen und man gibt ihnen Milch als Nahrung.

Jene Hausnattern bringen der Hauswirtschaft Glück und Segen, und in so fern stehen ihnen unter den Vögeln die Schwalben zur Seite. Diese und die Rothkehlchen darf man nicht stören; auch die Störche und Staare (diese besonders in Oberösterreich) erfreuen sich einer gleichen Gunst. Haben Bauersleute ein Kind, so halten sie gern einen Gimpel, der auf der Brust scharlachroth ist; dann bekommt das Kind den Scharlach nicht. Kehrt ein Frosch regelmäßig in sein Versteck am Hause zurück, so glaubt man, dieser Hausfrosch bringe dem Hause Heil und Frieden. Eine Art schwarzer in Bächen schwimmender Käfer, Wassermänner genannt, darf man nicht tödten; thut dies ein Kind, so kommt das Thier in der Nacht als wirklicher Wassermann und holt das Kind.

Die Natterkrone.

Es lebte einmal ein Bauer, der einen großen Viehstand hatte, welcher von seiner Tochter besorgt wurde. Diese hatte eine Stiefmutter, welche sie nicht liebte und Alles that, die Tochter beim Vater zu verschwärzen. Die Tochter hatte besonders die Kühe gern, deren Milch weit und breit berühmt war. Im Stalle war auch eine Natter, die ihr Nest in dem Dünger hatte und die von der Tochter täglich mit Milch gefüttert wurde. Denn ihre verstorbene Mutter hatte gesagt, das sei die Hausnatter, die dem Hause Glück und Segen bringe; würde sie aber vertrieben oder getödtet, so komme Unglück über das Haus. Die Tochter war dieser Mahnung eingedenk und blieb der Natter stets gewogen. Als einmal die Tochter ihre Natter mit Milch fütterte, kam die Stiefmutter dazu und erhob darüber ein großes Geschrei. Sie sagte es dem Bauern und dieser wurde darüber so ergrimmt, daß er die Tochter aus dem Hause jagte.

*) Aus Hohenberg in Niederösterreich.

Die Tochter nahm daher vom Hausgesinde und den Kühen Abschied, als sie aber aus dem Stalle wollte, schlich die Natter zu ihren Füßen, legte eine sehr kleine Krone auf einen Fuß, und verschwand unter dem naheliegenden Futter. Die Krone strahlte von schönen Steinen: die Tochter hob sie auf und steckte sie in die Tasche. Sie ahnte nicht, welche vorzügliche Eigenschaften diese Krone hatte. Nachdem nun die Tochter aus dem Hause war, fand man auch die Natter nicht mehr; es entstand Unfrieden im Hause; die Stiefmutter quälte das Gesinde und das Vieh, so daß die Kühe keine gute Milch gaben; der Bauer ergab sich dem Trunke und die ganze Wirtschaft gieng hinter sich. Das Gesinde schrieb das Alles der Stiefmutter zu.

Die Tochter hatte nach ihrer Vertreibung ein Unterkommen bei ihren Verwandten gefunden, die sie gern als Magd aufnahmen. Sie erzählte die Geschichte von der Krone ihren Verwandten; diese aber kannten den Wert der Krone, und trachteten, dieselbe der Magd wegzunehmen. Als die Magd einmal in den Wald kam, der dem Bauern gehörte, begegnete ihr ein altes Weib, das bei den Leuten als Hexe*) verrufen war. Das Weib bat um eine Gabe und die Magd theilte ihr Mittagessen mit ihr.

Zum Danke dafür machte sie das Mädchen bekannt mit dem Werte der Krone, und rieth ihr auch zugleich, von ihren Dienstleuten wegzugehen, da ihr der Bauer die Krone wegnehmen wolle. Die Magd befolgte den Rath und suchte sich einen andern Platz. Sie war schon einen ganzen Tag gewandert, und die Nacht war hereingebrochen, als sie auf eine alte Burg kam, die auf einer Anhöhe lag und einen düstern Anblick gewährte. Sie klopfte bei dem Thore an, aber Niemand öffnete ihr; sie wußte nicht, wie sie sich Eingang verschaffen sollte, da fiel ihr die Krone ein. Schnell nahm sie dieselbe in die Hand, und berührte damit das Thor, das dann krachend aus seinen Fugen gieng und in Staub zerfiel. Nichts Böses ahnend, durchschritt sie den breiten Hofraum, der von Unkraut ganz überwuchert war. Als sie in das Innere des Hauses kam, begegnete ihr die kleine Natter, die sie vorher immer gefüttert hatte. Die Natter durchschlich einige Gänge, so daß die Magd ihr folgen konnte und den inneren Theil des Hauses kennen lernte. Plötzlich blieb die Natter still, heftete die Augen auf eine große Thür und verschwand dann in den Ritzen der Mauer. Nun war die Magd wieder allein; sie ergriff die Krone und berührte damit die Thür, welche ebenfalls in Staub zerfiel. Dann gieng sie in ein großes Gemach, in welchem ein drachenähnliches Ungeheuer lag, das auf die Magd losstürzte. Sie zog schnell die Krone hervor und berührte damit das Ungeheuer. Sogleich verschwand es und ein schöner junger Mann blieb zurück.

Er fiel der Magd zu Füßen, dankte ihr für die Rettung, und erzählte, daß er ein verwünschter Königssohn sei und durch eine Hexe hieher verbannt wäre. Beide zogen nun von der Burg weg zu dem Vater des jungen Prinzen, der ein mächtiges Reich beherrschte. Als sie daselbst ankamen, freute sich der König sehr, seinen Sohn wiedergefunden zu haben. Der Königssohn heiratete dann seine Erlöserin, und die arme Dienstmagd war so auf das Herrlichste belohnt worden. — Am Hochzeitstage erschien auch die Natter wieder. Die Königin gab ihr die Krone zurück, und sagte, sie möge nun wieder in den Stall ihres Vaters zurückkehren, um auf's Neue Glück und Segen in das Bauernhaus zu bringen.

---

*) Hexe oder Häxe (aus Hag=), d. h. Waldweib.

Mann und Weib von der Schlange entführt.

In Kremnitz (im nördl. Ungarn) erzählen sich die Leute, daß alle Jahre im Herbst sämmtliche Schlangen aus der Umgebung zusammen kommen, dann in der Erde verschwinden und dort in einem Palaste schlafen.

Ein Schäfer soll einst diesen unterirdischen Palast durch einen unheilvollen Zufall gesehen haben. Im Herbste, es war gegen Sonnenuntergang, hütete er wie gewöhnlich seine Heerde Schafe, ein großer Wolfshund lag zu seinen Füßen, er selbst ruhte auf seiner Bunda und pfiff ein Liedchen. Plötzlich erblickte er von allen Seiten Schlangen, die von einem Strauche immer ein Blatt abrissen und vor sich auf den Felsen legten. Sogleich öffnete sich der Fels und sämmtliche Schlangen verschwanden in demselben.

Neugierig stand er auf, nahm ebenfalls ein Blatt von einem solchen Strauche, legte dasselbe vor sich auf den Felsen und siehe, ein weiter dunkler Gang ward sichtbar. Muthig gieng er weiter, bis er in ein großes Gemach gelangte, dessen Wände ganz mit Gold bedeckt waren. In der Mitte war ein goldener Tisch, auf dem eine große, ganz mit Schuppen bedeckte Schlange schlafend lag. Um den Tisch herum und am Boden lagen Schlangen, die alle schliefen. Der Schäfer staunte lange diese Erscheinung an, dann aber gedachte er seiner Heerde und wollte das unterirdische Gemach verlassen. Doch die Felsen zeigten nirgends einen Durchgang, so viel auch der Schäfer darnach spähte. Da dachte er, wenn alle schlafen, dann schlafe ich auch. Er breitete seinen Mantel von Schafpelz am Boden aus und lagerte sich neben den Schlangen, wo er bald in einen tiefen Schlaf versank, aus dem er nur durch ein lautes Zischen und Klappern geweckt wurde. Sämmtliche Schlangen hatten sich aufgerichtet, züngelten und zischten ein leises: „Ist es schon Zeit?“ gegen den Ruheplatz der alten Schlange hin. Endlich rollte sich diese auf und führte alle Schlangen zum Felsen, welcher zum großen Erstaunen des Schäfers aufsprang. Bereits waren alle draußen, nur einige Nachzügler beschlossen den Zug, und mit diesen wollte auch der Schäfer hinausgehen. Doch der Felsen schloß sich vor seiner Nase und der Schäfer sah sich mit der alten Schlange allein.

Diese zischte fürchterlich und verkündigte ihm endlich, daß er nie wieder an's Tageslicht gelangen sollte. Der arme Schäfer weinte und bat die Schlange flehentlich, daß sie ihm die Freiheit geben möge; er erzählte von seinem schlimmen Weibe, die ihm ohnehin wegen seines Ausbleibens grollen werde. Dies schien die Schlange zu rühren und sie ließ den Schäfer fort, nachdem er noch den dreifachen Eid geleistet, Niemandem etwas zu erzählen. Doch, wie staunte der Schäfer, als er die früher kahlen Bäume wieder grünend, die Felder bebaut und an den hohen Bergen Spuren von Schnee erblickte.

Jetzt war es ihm klar, daß er den ganzen Winter über in dem Felsen geschlafen hatte. Nun dachte er an sein Weib, an die erfolgende Strafpredigt, allein er beschloß seinem Weibe nichts zu sagen. Zu seiner Ueberraschung fand er sie weinend auf der Weide. Neben ihr stand ein Jüngling, der sie theilnehmend um den Grund ihrer Leiden befragte. Leise schlich er näher und hörte, wie sie dem Jüngling erzählte, daß ihr Mann im letzten Herbste die Heerde fortgetrieben, aber nicht zurückgebracht habe, also wahrscheinlich von den Wölfen zerrissen worden sei. Jetzt war dem Schäfer in seinem Verstecke ganz leicht um's Herz und laut schrie er: „Ich bin schon hier und habe nur geschlafen.“ Sie sah ihn mit großen Augen an, und überhäufte ihn mit

einer Flut von Verwünschungen, und wollte durchaus wissen, wo er so lange geblieben sei. Der Schäfer gedachte seines Eides und blieb standhaft dabei, daß er nur geschlafen habe. Der Jüngling schickte nun das Weib mit dem Bedeuten nach Hause, er wolle schon erfahren, wo der Mann gewesen sei, und er werde es ihr gewiß mittheilen. Dann wandte er sich zum Schäfer und dieser erblickte nun statt des Jünglings einen alten, weit bekannten Zauberer mit drei Augen, von denen eines mitten in der Stirne war. Die Angst vor dem Zauberer behielt die Oberhand, und er legte nun ein Geständnis ab, doch der Zauberer nahm ihn mit sich zu dem Felsen und zwang den Schäfer durch Drohungen, ein Blatt zu suchen und es auf den Felsen zu legen. Dann zog er ein großes Buch hervor und begann eifrig darin zu lesen, während dem der Schäfer beinahe ohnmächtig war. Im Innern des Felsen dröhnte es fürchterlich und unter gewaltigem Brausen fuhr auf einmal die Schlange heraus, Feuer aus dem weit geöffneten Rachen speiend und wild herumschlagend. Sie erblickt den Schäfer, packt und setzt ihn wie einen Reiter auf den Rücken und erhebt sich mit Windeseile zum Himmel hinan. Der Schäfer sah die Berge immer kleiner werden, vor seinen Augen flimmerte es und bitter bereute er jetzt seine Plauderhaftigkeit. Endlich blieb die Schlange ruhig in der Luft zwischen Himmel und Erde grollend und zischend.

Da hörte der Schäfer den hellen Gesang einer Lerche und freudig lauschte er ihren Tönen. Er flehte die näherkommende Lerche um ihre Hilfe und Fürbitte bei Gott an. Die Lerche stieg zum Himmel empor und kam bald mit einem Blatte zurück, auf dem mit Gold mehrere Wörter geschrieben waren. Dieses legte sie der Schlange auf den Kopf, und siehe, diese senkte sich langsam nieder und verschwand dann. Der Schäfer aber eilte zu seiner Heerde, die er wohlbehalten und von seinem Hunde bewacht fand.

Im Saazer Kreise (Böhmen) wird diese Ueberlieferung anders erzählt.

Der Schäfer Thomas gieng mit dem Zauberer zur Schlangenhöhle. Dieser rettete sein Leben nur durch seine höllische Kraft, während Thomas von der Schlangenkönigin ergriffen und in die Luft getragen wurde. Sie flog mit ihm zu einer unermeßlichen Höhe hinauf. Endlich war es ihr auch schon zu heiß von der Sonne, und sie beschloß, den Thomas zwischen der Sonne und der Erde aufzuhängen, und ihn so zu bestrafen. Sie band ihn an zwei feste Stricke und flog sodann zurück in ihre Höhle.

Thomas konnte es nicht aushalten, denn hier war er der Sonne so nahe, daß er beinahe von ihr verbrannt wurde. Er schrie laut klagend um Hilfe und Erbarmen.

Eines Tages fuhr der heil. Cyprianus *) mit einer Wolke in eine benachbarte Landschaft, um aus derselben dort etwas regnen zu lassen. Als er so vorbeieilte, hörte er plötzlich seinen Namen. Er horchte und sah über seinem Kopfe einen Menschen hängen. Als ihn Thomas sah, schrie er noch mehr, bis ihn endlich der Heilige aus der Gefangenschaft befreite. Cyprianus trug ihn zur Erde herab und gab ihm einen Verweis, er solle nicht mehr wortbrüchig sein. Mit Freuden lief Thomas zu seinem Weibe und erzählte ihr, wo er war und was er gesehen hatte, nur nicht Alles der Wahrheit gemäß. Er erzählte, daß er nicht mehr weit vom Himmel gewesen, daß er die Heiligen und Engel gesehen, und daß er ebenfalls auch einmal ein Stück von einem himmlischen Gugelhupf gegessen habe.

Diese Erzählung wirkte auf sein Weib so ein, daß sie sich sogleich entschloß, ebenfalls zur Höhle zu gehen,

*) Dies zeigt deutlich den morgenländischen Ursprung. In der Legende ist Cyprianus als Zauberer bekannt.

44*

damit sie von der geflügelten Schlangenkönigin emporgetragen würde. In kurzer Zeit stand das neugierige Weib schon vor dem Eingange der Schlangenhöhle. Sie nahm ein Kräutlein und berührte damit die Felsenwand. Unter großem Gekrache öffnete sich die Höhle und im Augenblicke flog schon die erzürnte Schlangenkönigin mit dem bösen Weibe dahin. Um jedoch nicht immer denselben Weg zu machen, fuhr die Schlange diesmal zur Hölle. Als beide schon ziemlich nahe bei der Hölle waren, wurde das Weib gebunden und in der Luft hängen gelassen. Sodann verließ die geflügelte Schlange den Ort. Die Alte bemerkte jetzt, daß sie betrogen war, denn anstatt den Himmel zu sehen, war sie in der Nähe der Hölle.

Erzürnt darüber fieng sie nun an ihr gewöhnliches Lied zu singen, was die Aufmerksamkeit der Teufel erregte. Doch, als sich einer vergaß und die Alte auslachte, da gieng das Wetter los. Wie vom Sturme zerstoben, waren die Teufel in einem Augenblicke alle verschwunden. Die Alte hatte ihnen so viel Angst eingejagt, daß sie den Belzebub herbeirufen mußten, um die Böse zu beschwichtigen. Aber auch der Belzebub vermochte nichts gegen sie auszurichten, und als er sich ihr näher stellte, spuckte sie ihm in die Augen, daß er beinahe erblindet wäre. Die Teufel beschlossen nun, die Alte in Ruh zu lassen und ihr ja nicht in die Nähe zu kommen. Doch, auch dieses schien ihnen gefährlich; denn sie schimpfte und polterte so entsetzlich, daß sich jetzt keiner ihr nahen konnte.

Die alten Teufel starben mit der Zeit in der Hölle aus, und da kein neuer hinaufkommen konnte, weil sich jeder vor der Alten fürchtete, so blieb die Hölle zugesperrt. Diejenigen, welche hinauf kommen sollten, blieben alle unten und so hat sich das Reich des Bösen durch ein Weib auch auf der Erde verbreitet. Und es dauerte nicht lange, so fiel das Weib auch auf die Erde herab, und seit der Zeit ist die Hölle nur auf der Erde.

Die Krönlnatter.*)

In des Löwenwirtes Gaststube saß der Bauer Hans Sterzing und ließ sich den Wein schmecken, den ihm die dicke Wirtin schon zum vierten Male in einem steinernen Krüglein aufgestellt hatte. Außer ihm, der Wirtin und zweien Handwerksburschen, welche an einem Hintertischchen saßen, war Niemand anwesend, was uns eben nicht Wunder zu nehmen hat, da es ein Wochentag war. Sterzing arbeitete nichts mehr, sondern verputzte, was ihm noch übrig war.

In früherer Zeit, als er das Bauernhaus von seinem Vater übernommen und geheiratet hatte, war er habsüchtig, und wäre für sein Leben gern ein steinreicher Mann geworden. Doch sah er bald ein, daß er durch Vernachlässigung seiner Wirtschaft nicht an das Ziel seiner Wünsche kommen werde; er sann daher auf andere Mittel, um sich recht reich zu machen.

Zur damaligen Zeit war die Zahlenlotterie noch nicht überall eingeführt, und der Krämer dieses Ortes war auf zehn Meilen im Umkreise der Einzige, der mit der Annahme von Lottosätzen für Wien und Linz betraut wurde.

Als nun Sterzing erfuhr, daß man mit geringem Gelde und etwas Glück große Summen Geldes gewinnen könne, so gieng er eines Tages zum Krämer, welcher ihm auf sein Ersuchen die Art und Weise des Lottospiels erklärte, und ihn auf die Vortheile aufmerksam machte, welche dasselbe gewähren könne.

---

*) Aus Langenlois bei Krems in Nieder-Oesterreich.

Nun wurde versuchsweise in die Lotterie gesetzt und siehe, als acht Tage vorüber waren, zahlte ihm der Krämer einen Ambo mit mehreren Gulden aus.

Eine geraume Zeit verstrich, und er hatte seit diesem Ambo noch immer nichts gewonnen; das hinderte ihn aber nicht, sein Spiel fortzusetzen, ja sogar seinen Einsatz zu verdoppeln, weil er sich dachte, daß, wenn das Glück einmal einschlüge, er sodann ein reicher Mann sein werde.

Jedoch die sehnsüchtig erwartete Terne kam immer nicht, und mit seiner Wirtschaft sah es schon erbärmlich aus. Dies machte den Sterzing verdrießlich und er ergab sich dem stillen Suff.

Es war gerade ein solcher Tag, wo er zu Hause keine Ruhe hatte, deshalb gieng er in das Dorfwirtshaus, wohin auch der Krämer kommen sollte, da er ihm die letztgezogenen Nummern mitzubringen versprochen hatte.

Es war aber erst Mittag, und noch nicht zu erwarten, daß sich die Stammgäste einfinden werden. Darum mußte der Bauer auf ein Mittel sinnen, um sich die Langweile zu vertreiben, und um nicht schon bei Tage sternhagel voll nach Hause zu taumeln.

Dazu bot sich bald eine passende Gelegenheit. Von zwei Reisenden, die gerade an einem Hintertischchen saßen, verließ der eine die Wirtsstube, kehrte aber bald wieder zurück, und sagte zu seinem Gefährten, daß er vom Keller herauf einen starken moschusartigen Geruch gespürt habe.

„Das rührt," sagte der andere, „von der Hausotter her, die dort gewiß ihren Aufenthalt hat."

Jetzt mischte sich die Wirtin in das Gespräch der Handwerksburschen und fragte: „Woher vermuthet ihr denn dieses? Nun," entgegnete der Befragte, „aus dem Wohlstande dieses Hauses; denn es ist merkwürdig, daß man dieses Vieh nur in solchen Häusern trifft, wo die Vermögensverhältnisse im Zunehmen begriffen sind." Da sagte der Andere: „Das habe ich noch nicht gehört, und begierig wäre ich, zu erfahren, warum sich dieses Thier bloß in den wohlhabenden Häusern aufhält." „Das sind Geheimnisse," antwortete der Andere, „deren es in der Natur unzählige gibt. Warum verläßt zum Beispiel der Storch das Haus, welches ihn viele Jahre beherbergte, noch vor Ausbruch eines bevorstehenden Unglücks? Warum wandert die Ratte in Schaaren und mit Weib und Kindern aus Gebäuden, die dem Einsturze nahe sind? So gibt es noch viele Fälle, und eben deswegen glaube ich fest daran, was mir mein Vater selig sagte, daß die Hausotter, wo sie einnistet, Glück mitbringt."

Der Wirtin gefiel diese Rede und unaufgefordert füllte sie beiden ihre Gläser. Während dieser Zeit hatte sich Sterzing zu ihrem Tische gesetzt, und aufmerksam dieses Gespräch angehört; dann aber sagte er zum Sprecher: „Ihr gefallt mir, guter Freund; gewiß wißt ihr auch, wie man es anzustellen hat, um eine solche Otter in mein Haus zu bringen. Ich möchte gerne reich werden, und ein Versuch mit einem solchen Thiere könnte nicht schaden."

Der Reisende wußte nun, wie viel es bei dem Bauern geschlagen hatte, und nach einigem Nachdenken antwortete er: „Freilich weiß ich es wohl anzustellen, aber die Sache ist zu umständlich und riecht Anfangs zu sehr nach Unwahrscheinlichkeit, als daß man unbedingt nach diesem Mittel greifen möchte. Wenn ich Haus und Hof besäße, würde ich unverweilt zugreifen, weil ich schon ausgezeichnete Erfolge erlebt habe."

„Sagt mir, Landsmann," fragte der Bauer, „ob Ihr mir dieses Thier nicht in das Haus bestellen wollt; Eure Mühe soll nicht umsonst sein."

„Warum nicht?“ entgegnete der Wandersmann, „ich bin sogar bereit noch mit einem wirksameren Mittel aufzuhelfen, wenn Ihr Euch bereit erklärt, das Nöthige herbeizuschaffen.“

„Und was sollte das sein?“

„Ihr werdet wissen,“ fuhr der Reisende fort, „daß es noch andere Ottern gibt, die Glück bringen. Die vorzüglichste davon ist die mit dem goldenen Krönlein auf dem Haupte, welche darum Krönlnatter genannt wird. Diese wohnt in einer ganz andern Gegend, India genannt. Die Höhle, in der sie steckt, ist von Gold und Silber. Ohne dieses eitle Metall kann sie nicht leben. Von Gold ist sowohl die Decke als auch der Fußboden der Höhle; und die Wände sind mit Silber getäfelt. Der Glanz des Goldes ist ihre Sonne, wovon sie ihr Licht hat, der metallische Klang ihre Musik, von der sie zum Tanze verleitet wird. Merket also, daß diese Natter nur auf Gold und Silber wandelt, und anders auch nicht in ein fremdes Haus einzieht, sondern auf halbem Wege umkehrt und dem Hause für ewige Zeiten „Lebewohl“ sagt.“

Der Bauer, welcher schon wie auf Nadeln saß, sagte zu ihm mit stotternder Stimme:

„Ja, aber was könnte ich thun, um dem Teuxelsvieh die Lust nicht zu nehmen, meinem Hause Glück zu bringen, und worin besteht denn eigentlich die Kunst, mit der es meiner Wirtschaft aufzuhelfen vermöchte?“

„Fragt nach und nach, und nicht gleich mundvollweise,“ entgegnete der Wandersmann und blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen. Ihr sollt halt die Mittel, d. h. drei- oder vierhundert Silberthalerchen schaffen, damit der Weg gepflastert werden kann, den die Krönlnatter in Euer Haus machen wird. Gold wäre freilich noch besser; zur Noth geht es aber auch mit Silber und deshalb müsset Ihr trachten, es ihr so bequem als möglich zu machen. Der Lohn, der Euch dafür werden wird, besteht in dem Krönlein, das die Natter auf dem Kopfe trägt, und wie klein es auch ist, an Werth wiegt es doch die ganze hiesige Pfarrgemeinde auf. Am hl. Bonaventuratag habt Ihr der Otter im Keller eine Schüssel mit Wasser zurecht zu stellen und vor diese ein reines, weißes Tüchlein auszubreiten. Darauf wird sie aus dem Kellerloche hervorkommen und sich baden, vorher aber ihr Krönlein abnehmen und sorgsam auf das Tuch legen. Ist dies geschehen, so müßt Ihr dasselbe packen und schnell damit aus dem Keller eilen, damit Ihr von der Otter nicht eingeholt und jämmerlich erwürgt werden wollet.“

Sterzing schüttelte den Kopf und sagte: „Ich wüßte wohl, wie ich zu drei- oder vierhundert Thalern komme, um der Krönlnatter einen Weg pflastern zu können, wie sie keinen schöneren noch gegangen sein wird. Auf meiner Wirtschaft haftet noch kein Satz, und gern wird mir der Pfleger die verlangte Summe vorstrecken. Wann aber wollt Ihr dann die Beschwörung vornehmen?“

„Sobald ich einmal weiß, daß Ihr die Thaler herbeischaffen könnt', bin ich dazu bereit, und längstens in vierzehn Tagen kann die Sache schon abgethan sein. Ihr dürfet jedoch Niemandem etwas davon ausplaudern, und mir müsset Ihr während dieser Tage Unterstand und Kost verschaffen.

Der Bauer versprach ihm dieses, und brach nach diesem Gespräch sogleich nach Hause auf, und überließ die schon ziemlich zahlreich versammelten Gäste dem Nachdenken, was heute dem Sterzing in den Sinn gefahren sei, daß er sich gerade während des unterhaltlichsten Gesprächs entfernt habe.

Der Handwerksbursche hatte aber noch zuvor von demselben die Einladung erhalten, sogleich den nächsten Morgen bei ihm einzusprechen.

Vierzehn Tage vergiengen, und während dieser Zeit verschaffte sich Sterzing das Geld; der Handwerksbursche war jedoch auch nicht müßig gewesen, die Otter aus dem fernen India zu beschwören.

„Der Zufall ist wahrhaft merkwürdig,“ sagte der Wandersmann zum Bauern, als dieser gerade das Geld nach Hause schleppte. „Heute habt Ihr eben das Geld erhalten, und schon verspürte ich, als ich draußen am Wiesenraine stand, ein heftiges Athmen unter der Erde, was eben nur von der Krönlnatter herrührt. Wenn es Euch recht ist, so machen wir noch heute die Sache ab.“

„Thut, was Euch gut dünkt,“ sagte der abergläubische Bauer, und begann wieder nachzudenken, wie er seinen gehofften Reichthum auf eine recht vergnügte Weise werde verzehren können.

Hinter dem Hause war ein alter Weidenbaum, welcher vom Kellerloche ungefähr sechs Schritte entfernt war, und hier grub der Reisende ein tiefes Loch, vorgebend, daß die Natter aus diesem hervorkommen sollte. Er selbst legte sich in ein nahes Haselgesträuch, und wachte, daß kein Unberufener das Unternehmen vereitle.

Tags zuvor war der Bursche im Walde gewesen und hatte in einem Säckchen etwas nach Hause getragen, welches er dem Bauer für ein nothwendiges Ding angab, er dürfe es aber keiner Menschenseele zeigen. Mit diesem Säckchen begab er sich an diesem Abende unter den Weidenbaum, und sagte dem Bauern, er möge bald mit dem Gelde kommen. Richtig traf er bald bei dem Handwerksburschen ein, fand das Loch mit einem Tuche bedeckt, ihn selbst aber im Gebüsche liegen.

Jetzt kommt und legt die Thaler auf, zwei und zwei der Reihe nach, vom verdeckten Loche bis zur Kellerlücke, und zwar so dicht an einander, als ob ein silberner Weg dahin führe. Der Bauer that, wie ihm geheißen wurde, und begab sich zu dem Burschen in das Gebüsch.

Dieser fieng mit einem Pfeifchen so eigenthümlich zu pfeifen an, daß dem Bauern vor Angst die Haare zu Berge stiegen.

Schon war es rabenschwarze Nacht. Als der Bursche zu pfeifen aufhörte, flüsterte er leise zum Bauern: „Seid ruhig, die Krönlnatter ist bereits im Loche. Habt Ihr aber auch den Keller sorgfältig verschlossen, auf daß die Natter nicht entwischen kann?“

Der Bauer dachte nach, und erinnerte sich zu seinem großen Aerger, die Kellerthüre offen gesehen zu haben.

Hastig sprang er auf, und wollte in das Haus zurück, um diese Thür zu verschließen, jedoch er kehrte auf halbem Wege wieder zurück, weil er fürchtete, daß der Bursch ihn bestehlen könne.

„Schon wieder zurück?“ fragte der Bursche verwundert, „Ihr waret ja noch nicht im Hause, und was zwingt Euch wieder zurück zu kehren?“

„Die Angst um mein Geld,“ stammelte der Bauer, und wollte seinen früher eingenommenen Platz nicht verlassen.

Der Bursche jedoch sprach zu ihm ganz verdrießlich: „Ah, wenn es mit Euch so steht, da hätte ich sollen gar nichts anfangen. Mir ist's einerlei, ob ihr Eure alten Tage in Reichthum oder Armuth zubringt. Doch, was verliere ich viele Worte? Packt Euer Geld zusammen und laßt die Sache beim Alten. Um Euch aber zu zeigen, wie strohdumm Ihr seid, so will ich Euch die Krönlnatter sehen lassen, die jedoch bald in ihr besseres Reich zurückkehren wird.“ Dabei zog er Stahl, Stein und Schwamm aus der Tasche, und begann Feuer zu schlagen; und dann ein Schwefelhölzchen dranlegend, entzündete er dasselbe und hieß den Bauern das Tuch sorgfältig emporheben und hinein blicken. Der gewahrte wirklich eine grünlich schimmernde Natter. Nun gieng er sogleich in's Haus und verschloß die Kellerthüre. Als er

aber draußen anlangte, fand er zu seinem Schrecken, daß seine Scheuer anfieng zu brennen, und von dem Burschen war keine Spur zu sehen. Er eilte sogleich auf die Scheune, und riß die brennenden Balken von einander und zertrat die Flammen unter seinen Füßen. Dann schnell ein Gefäß mit Wasser füllend, schüttete er dasselbe über die glimmenden Brände, und hatte bald die Freude, ohne Zuthun fremder Hände den kaum begonnenen Brand zu ersticken.

Dann lief er zum Weidenbaum, wo er aber nichts mehr vom Gelde fand, und im Loche war eine gewöhnliche Steinotter. Darauf durchstreifte er, mit einem schweren Prügel bewaffnet, eine Stunde lang das nahe Gehölze, weil er glaubte, daß der Bursche mit seinem Raube die Nacht darin zubringen werde. Doch alle Mühe war vergebens und er kehrte wieder nach Hause zurück. Von nun an war er genöthigt, fleißig zu arbeiten, um sich wenigstens ernähren zu können.

Der Handler.

Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Ig. Freunthaller.

Er ist Stalltourist — seine Touren führen ihn aus einem Stalle in den andern. Statt des Alpenstockes trägt er den „Handelsstecken“ (zum „messen“ und „treiben“), statt Ozon athmet er schwüle Stallluft, die liebe Gotteswelt bewundert er nicht in der Romantik oder Idylle der Landschaft, sondern in der Schönheit der brüllenden, muhenden, plärrenden Thierwelt.

Er durchwandert die Ebenen und Thäler, durchzieht sie einzeln oder in Gesellschaft und seine Brieftasche hat er meist bauchig gefüllt mit Notizen und Papiergeldern. Wohl jedes Wirtshaus sucht er auf, wohl jeden Wirt fragt er um tüchtige, trächtige Melkkühe, fragt um saggrische Ochsen und fragt, ob sie „talentiert“, ob sie „brav“, „fromm“ und ohne „gesetzlichen Fehler“. Auch um „Schnittlinge“ fragt er lange und viel.

„He, Wirt, weißt Du mir einen oder ein Paar Schnittlinde zu verrathen?“

Der Wirt weiß Bescheid zu geben, er weiß alle feilen Rinder der ganzen Gegend um und um. Vielen Wein trinken die Bauern bei ihm — warum sollte er nicht auch sein Uebriges thun zum Wohle der durstigen Gemeinde? Die Bauern zehren viel und gut — warum sollte er nicht auch auf ihre Säckel viel und gut schauen? Sind die Bauerntaschen voll, wird seine Tasche auch voll — und — haben ihm die Bauern ihre feilen Rinder nicht warm an's fühlende Wirtsherz gelegt? Also — warum sollte er nicht empfehlen?

„Jesus ja — schau Du! In Stangenegg oben wär' ein Paarl, siggra, saggra! Nicht einmal schlecht im Ansehen und auch im Preis!“

„Wie hoch schätzt er sie denn?“

„Hm, so ein Vieh muß man schon selber anschau'n! Schön — rund schön — schön verteufelt schön! Der Mühe wert, wohl!“

Der Handler begibt sich auf den Weg zum Bauerngehöfte in Stangenegg.

Der Bauer ist daheim, hockt auf der Ofenbank und benägelt seine Schuhe; sein Weib ordnet auf dem Tische die rußige Wäsche.

Seufzt einmal der Bauer jäh und tief: „Mir wird schon ganz wind und weh!“

„Wie sagst?“ fährt das Weib auf.

„Ach! Bald geh'n dem Hund die Haar' aus!“

„So?“

Der Bauer hebt den Schuh hoch, guckt in das Innere desselben und brummt dabei verdrießlich: „Uebermorgen Steuertag und daheim keine zehn Gulden!“

„Ja?“

„Es läßt sich schon kein Handler nicht blicken auch?!“ Wüthend schlägt er einen Nagel krumm und ruft alsdann: „Es geht kein Holz, es geht keine Kohl' und der Viehpreis ist auch schon im Rückgang seit Frühjahr — es wär' nöthig, ich fresse mein Vieh und Alles selber. Verrucht ist's dennoch!“

„Ja?“

„Und sonst rennt und lauft so ein Kund' (Handler) sich schier zu todt — wann man keinen braucht!“ schreit der Bauer wild heraus und setzt dann mehr für sich hinzu: „So hundig ist's mir noch niemals gegangen wie diese letzte Zeit!“

„Hm!“

„Weiß nicht, was ich thu'!“

„Ah?“ meint die geschäftige Bäurin, ohne von ihrer Arbeit aufzuschauen.

In diesem Augenblicke verdunkelt sich das Fenster — draußen geht eine Mannsgestalt vorüber. Verwundert starren die Bauersleute gegen das Fenster, da geht schon die Stubenthür aus dem Schlosse und der Handler herein.

„Gelobt sei unser Herr Jesus Christ! Grüß' Euch, allmitsamm'!“

„In alle Ewigkeit Amen! Schau — grüß' den Vettermann! Nun — wo aus?“

„Auf den Handel halt! Du, Bauer, von einem Paar Schnittlingen hätt' ich was läuten gehört?“

„Jesus — ha, ha, ha, ha! Ja freilich na! — Ha, ha, ha, ha! Nun, so geh'n wir halt in Gottes Namen anschau'n!“

Lachend macht sich der Bauer mit dem „Vettermann“ aus der Stube und in den Stall.

„Da wären die Saggra allzwei!“

Der Handler tritt hinzu und besichtigt die beiden feilen Rinder.

„Sind zusammenstehend!“ erklärt der Bauer wichtig.

„Und wie hoch im Preis?“ fragt der Händler.

„Ha, ha, ha, ha!“ lacht der Bauer kopfkratzend, „ja wie hoch schätzest denn Du sie?“

„Hm,“ entgegnet der Gefragte, das Vieh stirnrunzelnd von unten auf beguckend und in gebückter Stellung, „was soll man denn auch sagen? Wirst es wohl selber am besten wissen?“

„Am Grestner Markt hätt' mir Einer gern zwei Hunderter angefeilt (geboten) darum!“

„Oho!“ schreit der Handler auf, „und warum hast ihm das Vieh nicht gleich nachgeworfen?“

„Weil ich sie nicht gern hergeben will?“

„Warum treibst sie nachher auf den Markt?“ fragt der Handler lächelnd.

„Hätt' gern einmal wissen mögen, was mein Vieh für Schätzung kriegt!“ klingt die Antwort.

„Gut untersetzt wären sie alle Beid'!“ lobt der Handler.

„Und stehen zusammen! Kein Fehler! Ziehen wie Schrauben! Sind nicht unendig! Zügeln rund! Steh' für Alles gut! Haben vierzehn und eine halbe Faust!“

„Haben's nicht!“ schreit der Handler.

„Mess' nur!“ eifert der Bauer gekränkt.

Der Handler nimmt den „Stecken“ und mißt nun Faust auf Faust von unten auf bis zur Rückenhöhe des Thieres.

„Kaum, daß sie es haben! Schwach!“ erklärt derselbe dann zum Schlusse.

„Also — wie viel bietest mir denn gescheit?“ fragt der Bauer jetzt und richtet sich stramm.

„Siebzig!“

Dieses Wort heißt in der Handlersprache so viel als „Hundertsiebzig“, denn es werden die Hunderter der Kürze wegen weggelassen.

„Ha, ha, ha, ha!“ lacht der Bauer auf, „zwei mußt mir geben!“

„Siebzig!“

„Nein! Mehr mußt mir geben! Fahr' hinauf!“

„Nun, meinetwegen!“ macht der Handler, allfort das Vieh musternd, „fünf noch zu auf die Siebzig!“

„Zwei gibst mir! Schau das Vieh noch einmal an!“

„Nun,“ entgegnet der Handler nach einer Weile von der Krippe weg, indem er die Zähne der beiden Rinder besichtigt, „fünfundsiebzig! Darfst schon still sein, Bauer — hau auf!“ Und hält ihm die Rechte entgegen.

Der Bauer zieht kopfschüttelnd seine Hand zurück und fährt damit in die Tasche der Gamsledernen.

„Menschenunmöglich!“

„Haben für mich nicht die rechte Farb'! Die Hörner stehen auch viel zu viel nach Thal!“

„Das ist doch nicht wahr!“ schreit der Bauer aufgebracht, „da kennst Du wohl nichts!“

„Nun — auf daß Du nicht sagen magst, ich wär' starrhalsig — achtzig biet' ich Dir, Stangenegger! Mußt aber gar geschwind sein! Hau mir sie hinauf!“

Kopfschüttelnd entgegnet der Bauer: „Nein, nein, nein! Herschenken thu' ich sie nicht!“

Der Handel will nicht gedeihen, sie verlassen den Stall und betreten die Stube.

„Nun?“ fragt die Bäurin.

Der Bauer zuckt mißlaunig die Achsel und verläßt die Stube; er holt Most aus dem Keller.

„Auf daß der Handel vor lauter Trockenheit nicht gar zerstäubt!“

Die Bäurin: „Setzt Euch doch in Gottes Namen!“

Der Handler: „Mit Verlaub!“ Setzt sich zum Tische hin und macht „Lümmel“. Während nun die Bäurin den Laib Brod aus der Lade zieht und ihn dem Gaste vorsetzt, sagt sie, wie üblich, dazu:

„Auf alle Weis'!“

„ Auf alle Mäus' —“ scherzt der Handler, worauf die Wirtin die Worte hinzufügt: „— geh'n meine Katzen!“

Derweil kommt der Bauer mit dem Steinkrug voll Aepfelmost; er reicht diesen seinem Gaste mit den Worten:

„Geh' — bring' mir's!“

„Ich bring' Dir's“, entgegnet der Angesprochene vor dem Trunke.

„Gott gesegn' Dir's!“ lautet der Dank.

Nun wird gegessen und getrunken werden allerlei Neuigkeiten — geschehene und ungeschehene — erzählt. Endlich sagt der Bauer ungeduldig:

„Was ist's jetzt mit dem Handel?“ — Fahr nach! Besser' zu!“

„Achtzig hab' ich gesagt!“

Jetzt hält der Bauer die Rechte hoch, mit der Linken faßt er die Hand des Handlers:

„So sag' ich halt fünf und neunzig!“

„Achtzig!“ schreit jener.

„Gestohlen hab' ich mein Vieh dennoch nicht!“ ruft der Bauer mißmuthig.

„Gut! So geb' ich Dir halt fünfund achtig — aber jetzt — hau' auf!“

„Nicht um ein Schloß!“

Jetzt mischt sich auch die Bäurin in den Handel.

„So theilt Ihr die Zehn!“ sagt sie. Der Handler lacht:

„Schau, mit der Bäurin thät' ich lieber handeln!“ Doch der Bauer entgegnet unwirrsch:

„So ein Weibsbild ist nur zum verderben da! Marsch!“

„Fünf und achtzig und ein Trinkgeld — mehr um keinen Bissen nicht!“

Der Handel stockt, der Bauer lobt, der Handler tadelt. Endlich verläßt dieser mißmuthig die verdrossenen Bauersleute.

Kaum ist er dahin, wirft die Bäuerin ihrem Manne eine rußige Pfaid auf den Kopf.

„Da, nimm und zahl' übermorgen Deine Steuer damit!"

„Noch ist er nicht ganz dahin!" ruft der Bauer und schleudert die Pfaid gegen den Tisch und enteilt. Er stürzt dem Handler nach, der draußen ahnungsvoll seine Schritte verlangsamt.

„So gib' mir halt neunzig!" hört er hinter sich schreien. Er bleibt stehen und wendet sich um.

„Wie ich gesagt hab'!"

„Mußt nicht glauben, wir stünden auf die paar Gulden an!"

„Wie Du willst! Fünf und achtzig! Hab' Dir schon mehr angefeilt als recht ist! Willst geschwind?"

Der Bauer geht brummend gegen das Haus zurück.

„O, Du trockene Haut, Du!" schimpft er. Bleibt dann vor der Thür stehen und schreit zurück: „Schon eine recht trockene Haut bist Du! Muß ich Dir sagen!"

Jetzt naht auch der Handler mit zögernden Schritten.

„Alles, was recht ist, Stangenegger! Aber trocken bist wohl nur Du allein, trotz Deinem guten Most!"

„Um zwei hab' ich sie Dir angefeilt, hörst Du, zehn hab' ich schon handeln lassen; hast Du gehört?"

„Um wie viel seid Ihr denn eigentlich noch auseinander?" mischt sich die Bäurin nochmals in den Handel.

„Um lumpige fünf Gulden!" schreit der Handler, gibt den Strick vom Halse und hält dem Bauern die Rechte entgegen: „Hau' auf, Stangenegger! So theuer bringst nimmer ein Vieh an! Hau' auf — kriegst gleich ein Paar aus dem Futter! Hau auf!"

„Nein! Und wannst Dich gleich auf den Kopf stellst!"

„Hau' auf, rath' ich Dir!"

„Nein! Nicht im Schlaf'!"

Der Handler macht drei Schritte vor.

„Stangenegger —!"

„Nein!"

Der Handler macht noch einen Schritt vorwärts.

„Nun, so theilen wir halt die lumpigen fünf! Aber jetzt —! Er schließt die Augen und hält dem Bauern die Rechte entgegen.

„Hau' auf! ermuntert die Bäurin.

„Was verstehst denn Du?" macht der Bauer kopfkratzend finster.

„Hau' auf!" drängt der Handler.

„Hau' auf!" macht wieder die Bäurin.

„Nun —?" fragt der Handler gespannt.

„Hau' auf!" die Bäurin.

„Hau' auf!" Jener.

„Es gilt!" schreit jetzt der Bauer und seine derbe Hand fällt mit wuchtigem Schlage in die dargebotene, daß es klatscht.

Der Handel ist geschlossen. Sie treten mitsammen in die Stube, wo der Handler die letzten Fragen stellt.

„Gesetzliche Fehler — ob das Vieh dennoch keine hätte?" — „Nicht Einen!"

Ob der Bauer auch gut stehen wolle von wegen etwaiger Fehler? — Er steht gut wohl über die dreißig Tage!

Ob der Bauer Groß- oder Kleingeld lieber hätte? — Es ist ihm das gleich!

Ob der Bauer mit treiben helfe? Die Handelsjause zahle schon er? — Bis zum nächsten Wirtshause!

Der Bauer nimmt schmunzelnd das viele Geld entgegen. Er thut es in den Kasten — zwischen die graulichen Blätter eines alten Katechismus gibt er sie.

Nicht immer lauft der Handel so schnell ab, nicht immer gehen beide Theile befriedigt auseinander. Gar oft

stockt der Handel jäh und der Händler geht und kehrt nimmer. Der Bauer hat just kein Geld nöthig, er geduldet sich, er wartet bessere Zeiten ab.

Handeln die Bauern unter sich, so schließen sie den Handel meist im Wirtshause ab. Stockt jäh der Handel, dann bringt der Wirt Karten. Sie spielen und handeln noch überdies dabei. In so einem Handel mischen sich auch alle übrigen Gäste – denn sie erhoffen eine gute Handelsjause. Sie drängen den Käufer und drängen den Verkäufer.

„Hau' auf, jetzt!"

„Hau' auf!"

So schallt es von allen Ecken und Enden.

Da gehen nun die Beiden, um Ruhe zu haben, auf einige Augenblicke aus der Wirtsstube und handeln draußen. Sie kommen bald wieder — handeleins, oder — uneins. Dann beginnt die Geschichte wieder von vorne; so lange gewiß, bis endlich der Eine oder der Andere übellaunig wird und — einschlägt.

„Auf daß die ewige Hetzerei einmal sein End' hat!"

Und nun wird ein Liter nach dem andern vertrunken. Einer von den beiden handelnden Theilen bezahlt die „eselhafte" Zeche.

Aber es tritt auch mitunter ein böser Zwischenfall ein. Das Lied ist gewiß nicht umsonst entstanden:

„I' nachst wor ih in Dörfl
Af 'n Küahhondl aus;
I huck mih in's Wirtshaus —
Wird a Raufhondl draus!"

* * *

Die Großhandler, die nur auf Viehmärkten erscheinen, die ganze Viehheerden treiben, sind hier aus dem Spiele gelassen, obwohl sie im Einzelnkauf und -Verkauf es gerade so machen, wie obiger Fall zeigt.

Es gibt auch Kühhandler, die Kühe einzeln kaufen und in Herden versenden. Auch die Fleischer geben sich im Viehhandel viele Mühe und opfern dabei viel Zeit. Gute Waare in's Ausland — die schlechte geschlachtet; wer Hunger hat, fragt nicht lange um den Koch!

Der Bauer aber „fährt" mit seinen Neunzig-Gulden-Schnittlingen wohl fünf Male zu Markte, bringt über zwanzig Gulden Geld an — und verhandelt das Rind dann daheim um lumpige Siebzig — heutzutage muß man ja Alles probiren! —

Gspoasigi Gschichtn,

olti und neugi, schöni und wildi, in da steirischn Sproch dazählt von **P. K. Rosegger.**

Oprilnorrn.

Ha, muaß ih lochn, wir Oan d Weibaleut dronkriagn kina!

Der olti Eichtl = Dechtl = Tonibaur hot a jungi Deanstdirn ghot. Und gach amol geht er her und schofft ihr's: „Renn zu da Murggnbinderin umi, Kadl, und ih lossad fleißi bittn, sie möcht ma doh ihr Gicht= und Goll=Zwickn a weni leichn."

Die Kadl, de denkt: Wos oan da Baur schofft, däs muaß ma thoan — und geht. Untawegn kimts z roatn: Die Gicht= und Goll=Zwickn! Däs wird so a bsunders Zangl sein, mit den eahm da Mensch Gicht und Goll aus da Haut zwickn kon. Wos oba doh heintzutog d Leut für Sochn hobn! Oba daß mei Baur die Gicht= und Goll=Zwickn scha sul vonnöthn hobn! Mei Gad, an olta Widiwer steht ah neamar auf sein erstn Füaßn, und da Mirzn, da Mirzn! Is holt a folschas Manat. Weil da Judas in Mirzn unsern Herrn Jesas varothn hot, deranwegn is da Mirzn so a folschas Manat. — Wills nit vagessn, meins Dongst — Gicht= und Goll=Zwickn hoaßts, daß ihs nit vagiß — dum gmua war ih dazua!

Nau und nochha kimt die Kadl zu da Murggnbinderin. De hot grod ihrn Kopfwehtog, hot an bretdickn Wull=fetzn um ihrn Gebel gwickelt. — Uh je! denkt ihr die Kadl, de braucht heint ihr Zwickn selba!

„Wos willst dan, Dirn?" kraht die Bäurin.

„Uh mei!" sogt die Dirn treu=herzi, „d Nochbarin wirds holt selba brauchn. Um die Gicht= und Goll=Zwickn hät mei Baur wölln bittn lossn!"

„Um wos hät Dei Baur wölln bittn lossn?"

„Um Dei Gicht= und Goll=Zwickn. Wullt schon Ochting gebn drauf und fleissi wieda zruggstelln."

D Murggnbinderin is still. A Randl mäuserlstill is s, d Murggn=binderin. Aft nochha zupfts mit zwen Finger in wullanan Schlomppn übers Ohrwaschl zrugg und soat: „Hiaz muaß ih scha nohamol frogn: Wos willst?"

„Die Gicht= und Goll=Zwickn!" schreit die Kadl.

Auf dos draht sih die Olt broat und stad wir a janischa Hohn, der sih aufgrallt. „Mih zamt, Du willst mih fean! Trau ma nit, Kadl! s Kopf=weh is Joma gmua! A Schondmensch, der drüba spödln mog, a Robnbond!"

Kasweiß wird die Kadl. „Um Goutswilln, wan ih wos Unrechts hon gsoat! Hob ma doh nix für übel. Ih kenn mih jo selba nit aus, wos mei Baur will!"

Wird d Murggnbinderin gonz stad und soat: „Host schon in Kolenda gschaut, heint?"

„—sas Mariassas!" locht die Kadl, „hiaz denk ih auf. Der ersti Opril!"

„Wird nit weit gfahlt sei."

„Na, wort, Baur," soat die Kadl, „zan an Norn host mih gholtn! Paß auf, ih thua da wos on!"

Schön hadschad drahts hoam zua; um an Eichtl=Dechtl=Tonibaurn wetzts umi und brumelt und pfugazt und handlt on: „Oba na, Baur! Bin harb! A so foppn do! In Opril schickn do! Zu da Murggnbinderin umi! Und lochn muaß ih ah noh! Ober auf Dih bin ih harb, Baur! Wia neama guat, mei leppa neama! A so a

schlima Baur! — Scha Du, do host a schneewerlweißes Hor in Dein Bort, holt stad, däs rupf ih dar aus!" Und schmeichelt und streichelt und kreiserlt sein Bort mitn Fingern, und zupftn und rupftn und zwicktn, daß s n oltn Schöpsn na gleih durch Morch und Boan geht. —

Za dasewin Zeit is der Eichtl-Dechtl-Tonibaur noh an olta Widiwer gwest. A drei Manat später is er neama Widiwer gwest.

„So!" soat sei jungs Weibl, die Kadl, und zwicktn mitn Fingern ins Wangl, „hiaz host as, Dei Gicht- und Goll-Zwickn, hiaz host as!"

Draußtn vorn Fensta schreit Oaner: „Oprilnorr!"

Erklärung. Kadl: Katharina. roatn: nachsinnen. Widiwer: Witwer. Mirzn: März. meins Dongst: meines Gedenkens, nach meiner Absicht. Gebel: Haupt. Randl: Weilchen. Schlomppn: Fetzen. soat: sagt. janischa Hohn: Indianer-Hahn. aufgralln: struppig werden, das Gefieder aufstruppen. fean: spötteln, höhnen. hadschad: langweilig gehend, mit den Füßen schleifend. pfugazn: kichern. onhandln: anbinden. mei leppa: mein Lebtag. Wangl: Wange.

Es war amol a Grobn.

Es war amol a Grobn. Und ba den Grobn is rechtahond a Wiesn gwen, und linggahond a Wiesn gwen. Däs wa guat. Und d Wiesn rechtahond, de hot n reichn Stoanhansl ghört, und d Wiesn linggahond, nau, de hot n ormen Bochwastl ghört. Auf da Wiesn is a Gros gwochsn, und do is s Heumohd kema, und do is da reich Stoanhansl mit sein Knechtn auf sei Wiesn fuadamahn gonga, nau und der orm Bochwastl is ah mit sein Knechtn auf sei Wiesn fuadamahn gonga.

Guat üba dos. Es wird Nohmattog und drent übern Grobn setzn sih d Stoanhansel-Leut zsom za da Jausn. Sogt der orm Bochwastl za sein Knechtn: „Wißts wos, Leut, setzn mar uns ah zsom. Mir hobn zwor nix zan jausna, oba setzn mar uns zsom, daß uns d e enters Grobn nit ausspödeln, mir warn ormi Schelm, hätn nix z essn."

Guat, die Knecht de huckn zsom auf an Fuadahaufn und thoan, as wia wans brav Brot und Kas thatn essn, gebn oanonder in Wetzkumpf in d Hond gstottn Mostkruag und gstelln sih, as wia wans rechtschossn thatn trinkn.

Wir enters Grobn d Stoanhons-Leut aufstehn, s Maul ohwischn und wieda frisch zan Mahn onhebn, stelln sih a die Bochwastlknecht auf d Füaß, wischn s Maul oh, pockn an Jada sein Sengsnweasel und hebn on zan Mahn. Oba wia da Bochwastl nochschaut, zwe da Grosfleck nit kleana wird, nimt ers wohr, seini Knecht hobn an iada d Sengs ohklenkt und fohrn mitn laarn Weasel schön gring hin und her, wia wans thatn mahn.

„Nau!" sogt da Wastl, „wos is dan dos?"

„Ah nix," sogt da Vorknecht, „mir gstelln uns, as wia wan ma fleißi orbatn thatn, daß De entn übern Grobn nit eppa moan, mir kuntn va lauta Hunga neama mahn."

Erklärung. Fuadamahn: Futter mähen. drent: drüben. enters: jenseits des. Sengsnweasel: Sensenstiel. ohklenkt: abgeschraubt, abgekeilt.

Jessas, Graupn!

Nahst Wochn vor Weihnachtn hobn ma gschweindlt. Und wia ma grod fest ban Schunkneinsolzn sein und ban Graupnausbrenen und ban Wurschtln, steigt der olt Zenzl-Vetta daher — va mein Aehndl sei daheirata Moam a rechta Bruada — und moant, er müad awenk rostn gehn.

„Is eh recht," sog ih, „geh na her, schau daß D wo niedasitzn mogst;

is überoll vull Graffl, weil ma just schweindln thoan, heint," hon ih gsogt.

„Ah so, schweindln thuats," sogt der olt Fuchs, as wia wan ers nit umaliegn hät gsehn, af olln Bänkn und Schragn, die Trüma va da Sau.

Daweil kimt mei Weib mit da Schüssel va da Kuchel eina: Graupn häts, sultn a Brot dazuabeissn.

„Jessas Graupn!" pfnecht da Zenzl-Vetta.

„Geh, kost ara!" lodn ih n ein, „loß Dih nit long bittn, Graupn muaß mar olssa hoasser essn. Hanserl, nim in Kruag," sog ih zan kloan Buabn, „bring an Most. Foasti Graupn und a Hulzopfelmost dazua — bleibt nix liegn in Mogn." — Wul gwiß nit.

„Jessas Graupn!" othmazt da Vetter oans ums ondrimol, „sar oft ih va Graupn hör, gspür ih was afn Bugl."

Af den Schrockn nehma ma die boananan Löffl, hot a holbs Pfund auf oan Ploz, wer s Auflodna kon; und wia die Grundfestn glegt sein in Mogn, und daß schön stad weitabaut wern kon — gstot Ziagl Graupn, gstot Malter Hulzöpfelmost — do hebt da liabi Zenzl-Vetter on und dazählt a Raubagschicht.

„Schau, Peda," sogt er, „sida sechzg Johrn hot sih viel veranert af da liabn Welt; oba Graupnausbrena thoan s heint akrat noh a so, wia ba mein Aufwochsn."

„Und essn wern sies ah nit viel onderst," sog ih.

„Wer woaßs!" moant da Vetter und thuat weiter: „Derf a so a zechnjahrigs Büabl sein gwest — ober a Spitzbua! Hobn mar ah amol gschweindlt dahoam. Daweil mei Voder in da Kuchl Schunkn einboaßt, muaß ih in da Koma Darm aufblosn. Mei Stiafmuada, de hot sa guat Würscht mochn kinna, mit Ghockn und Speckfleck gfüllt, Semelbrösel dazua und Pfeffa druntagmischt; hots za Weihnachtn in d Nochbarschoft gschickt, in guatn Freundn: Da Bochschuasterin drei Por, da Richterbarin drei Por, da Boderin drei Por, da Beckin sechs Por, weil de ollamol a Kletznbrot zruckthon hot. Nau, und do sein die Darm zerst aufblost und zuabundn und vor da Füll afn Rachbodn in d Luft ghenkt worn; und däs Aufblosn, däs is mein Orbat gwest. — Mir is um d Würscht nit viel gwest, oba die Graupn! Die Graupn, mei liaba Peda. Mei Muada hot d Foastn ausglossn fürn Wintafoschn und die Graupn hots gern aufgholtn fürn Suma zan Krauteinmochn und Knödleinfülln. Ouft hon ih ma denkt, wegn wos da God Voter in Odam und Evan grod an Opfl hot vabotn und nit die Graupn! Zar Ollaheilign, wia da Schnee is kemen und die olt Sau in Stol na meh mit Ruabn und Erdäpfl bontscht worn is, hon ih mih schon onghebt zan gfreun af Weihnachtn wegn an Schweindln, und afs Schweindln wegn die Graupn. Ollamol an faustdickn Speckbochn hot mei Voder va da Sau zogn, hot d Muader ausbrent za Graupn — und wia die Graupn do gwest sein — hon ih koani kriagt."

„Tröst Dih drüba, Zenzl!" sog ih.

„Thuas eh, thuas eh," moant da Vetter und haut in d Schüssel.

„Nau, und in sewin Tog," so dazählt er weita, „wir ih in da Koma Darm aufblosn muaß, steht da Graupn-Degl nebn meina. Bramelvul mit frisch ausbrenti, foasti Graupn. — Zenzl! sog ih zu mir selba, heint begehst a Todsünd. Ah mocht nix, in heilign Obnd kimst eh zu da Beicht — und heb on zan noschn. Wir ih aweil a so nosch und wieda Darm aufblos dabei, do wird mar ongst und bong. Heint host as — oba morgn? Wos thuast morgn? Morgn loßt mih d Muada nit mehr in die Koma; die Graupn hon ih zan letztnmol gsechn. Do — wir ih a so aufblos — zwickt mih s Duiferl, a kloanswenk zwickts mih. Kimt ma da Gedonkn: gstot daß D die Darm aufblost, fülls mit

Graupn! Fülls mit Graupn, konst afn Nachbodn olli Tog oani schmausn, a Graupnwurscht. — Thon hon ih s. s holbadi Häfn hon ih ihr ausglart, da Muader, und in die Darm gfüllt; und in Häfn s Noagl aufgwidlt, daß wieder a wenk a Gupf worn is. Aft nochha wir ih firti gwest bin, hon ih die aufblostn Würscht auffitrogn afn Nachbodn, bin af d Loata gstiegn, hons af d Selchstongn ghenkt, und wia dos olls varicht't is, sogt mei Voda: brav bist gwest! — Hiaz muaß ih amol trinkn."

Wort gholtn hot er, da Vetta, trunkn hot er.

„Host holt aftn guati Tag ghobt, Zenzl!" sog ih.

„An oanzign!" moant er, „an bluatoanzign. Wir ih in zweitn Tog afn Nachbodn geh um mei Graupnwurscht — is d Loata weg. Da Voda hots braucht aufn Kornbirl draußt. — Ih steh bockstar und schau. Do henkn s obn, über und über aufplunznt, und ih kon nit auffi. — Olli Tog bin ih schaun gongen af mein Bodn, und wir ih gsechn hon, s war Olls umsist, dazua kunt ih nit; und wan d Muada Plunzn fülln geht, findts die Graupn und ih krieg mei Mettn — hon ih ma denkt: In Gottsnom! — Wia die Kina scha sein, hon vagessn drauf, hon af da Gsteggn draußt gschandert, hon Schneemandl gmocht und ban Gaustawetta hon ih mih in da Hulzhütn ghutscht. Mei Muader is ollaweil wulta granti gwest und vor die Feita scha gor, um und um d Händ vul Orbat, woaß mar a so. Und is ihr in da Hulzhütn hiaz d Hutschn in Weg gwest. Hot mas mei Voder owagnoma, hot mas afn Nachbodn aufgmocht, do obn hät ih d Weitn. Hot ma paßt, hon mih fest wacheln lossn hin und her, daß s nar Olls ghimlazt hot. Du — und wärend n Hutschn, do nim ihs wohr, daß ih a pormol, wir ih mih recht in Schwung bring, af da vordern Seitn in Graupnwürschtn in d Nahad kim. Jessas, die Graupn! Follts mar ein, holt mih nit broad Händ ban Strickn fest, heb on mit olla Kroft hin- und herzhutschn; wir ih mitn Hintern hoch obn ba da Wond onbums, denk ih ma: guat is s, kimst af da vodern Seitn ah sa weit: host as. Zsomgschnoafft hon ih mih afn Hutschbrett und mit die ausgstrecktn Füaß gfongt nochn Graupnwürschtn, sar oft ih eahner in d Nahad bin kema. A pormol hon ih ongstupft mit n Zechan, daß s gscheblazt hobn af eahnan Stongen — hiaz! — hiaz! Noh a por Bumsa muaß ih ma gfolln lossn aufn Bugl — hiaz! — ah, hiaz hon ih oani! Mit n Zechan hon ihs dawischt und zsomzwickt, wia die Kotz a Maus. — Wias sa weit stad geht, hupf ih afs Fletz und daß ih zan Schmausn kim. — Oba denk da, Peda, s nämli Duiferl, däs mih ehanta va wegn die Graupn hot zwickt, muaß hiaz mein Vodan hobn gstupft: wir ih mih grod üba die Graupnwurscht mochn will, hör ih üba d Stiagn auffa seini Wintatromppa. Afn Nachbodn steht an olti Kleibntruchn. Ih nit faul — mit da Wurscht eini — die Deckn üba mih zua.

Da Voda knobad daher, siacht noh d Hutschn glanggln, siacht noh die aufblostn Darm wedln af da Stong, hebt on zan scheltn: „Wos hot er ma dan do wieder ongstellt, der Deixls Bua! Mih zimt gor, üba d Wurschtblodan is er ma kema! Und de auszedatn Graupn do umanond! Wo is er dan? Hon an jo grod ehanter umanondknoban ghört do herobn. Na wort, Zwergl, vadonkta, wan ih Dih find, heint solz ih Dih, heint! Die gonzn Blodan san vawiast. Is mar eh z gscheit gwest, wo die Graupn warn hinkemer in da Koma! Büabl gfreu Dih, heint kriagst Dei Morch!"

Sa viel ih durch die Klumsn siach: An oltn Selchsteckn nimt er in d Hond und brumelt gifti üba d Stiagn owi. — Nau guat, denk ih ma, wan da Selchsteckn mir vamoant is, do wirds

lusti wern. s wird nit dum sein, ih schliaf ban Dochfensterl aussi, rutsch übas Doch owi afn Schnee und schleich ins Dorf zu da Godl. — Wir ih aus da Truchn will, geht die Deckn nit auf — is s Gschloß eingschnolzt. — So, denk ih ma, Zenzl, hiaz bist guat aufghebt. Afn Kleibnan is s schön woach liegn, wo mar a Gruabn braucht, do druckt sa sih aus. Und hiaz kimts af Dih on, willst in Selchsteckn heint noh kostn oda morgn. — Heint nit, denk ih ma, heint iß ih liaba die Graupn. Und holt mei Nochtmohl und bett mih schön kamod af die Kleibn. — Müad lüagn, wan ih sogad, daß ih schlecht gschlossn hät. Go nit. Wird oan worm, sa bachelt ma sih aus, wird oan kolt, sa grobt ma sih besser ein. Ba den Eingrobn kim ih in da Früa, wir ih munta wir, af Oar. Mei Muada hot d Oar gern in die Kleibn glegt, do lossn sa sih gholtn. Is a Speis von Himel gschickt, denk ih ma, wir ih mih in da Früa ah noh nit z meldn trau, und daß ih in Selchsteckn aufschiabn will, bis Mittog. Zu Mittag kemens suachn, da Voder und d Muader, afn Nachbodn. „Heiligi Muader Anna!“ sogt mei Voda, „wo er dan kon hinkema sein, mei Bua! s gonzi Dorf ohgsuacht, ninaschd z findn. Mei Zenzl, wos is Dir übafohrn!“ — „Na wort, der sul eahms mirkn!“ sogt d Muader und ih hon ihri Zähnt hörn schoagazzn, wia s aus Gift und Goll zsombissn hot. — Meldst Dih nit! denk ih ma, bleibst noh in da Kleibntruchn. Trink drauf an etler Oar aus, bind ma s Gsicht mitn Schneitztüachl ein, daß die Kleibn nit überoll zuwikitzln, und vagrob mih wieder in Wintaschlof.“

„O Du Holbnor!“ sog ih zan Zenzl-Vettern, „wia long willst dan noh in da Kleibntruhn bleibn?“

„Bis s woach wird, d Muada!“ moant da Zenzl, „bis s ollzwoa z jamern kemen ums valurni Biabl, bis n s nix Schlechts meh nochsogn, in gstorbnan Zenzl, bis s die Todtnmeß lessn lossn — aft geh ih fira. Und daß ih mit Gottes Hilf in Selchsteckn auskim.“

„Und bist n auskema?“

„In drittn Tog kimt der Omtmon — setzt a Gschrift auf, daß da kloan Bua in Valur gongen is. Mei Muada will n Omtmon a Straubn bochn, geht afn Nachbodn za da Kleibntruhn vawegn die Oar, draht n Schlüssl um, mocht die Deckn auf. Ih schlener ihr d Augn vul Kleibn on, schiaß aussa wir a Notz, burr owi üba d Stiagn und aussi ban Loch. s gonzi Haus is rowellisch; mih mocht die gach Schneeliachtn stockblind, kugl eini in die Gwahrn — do hobn s mih dawischt . . .“

„Ober ausgschaut wirst hobn, über und üba vul Kleibn!“

„Ka Staberl davon is in da Hosn bliebn, mei Mensch! Bis af s letzt Spisserl hot er mas ausgstabt, mei Voda.“

Die Gschicht is aus gwest, die Graupn sein gor gwest. „Sei Tog, sei Tog!“ sogt da Zenzl-Vetter, „is s heint scha vieri? Vagelts Gott, Peda! Glückseligi Feiter ollaseits! — Jessas, Graupn!“

Erklärung. Graupn: Grammeln, Schwartlein, die bei aufgelöstem Speck übrig bleiben. schweindln, Schweine schlachten mit den dazugehörigen Arbeiten. Schunkn: Schinken. Wurschtln: Würste machen. Aehndl: Großvater. Graffl: Gerümpel, Wust. pfnechn, othmazn: schnaufen, sehnsüchtig seufzen. ara: ihrer. olssa hoassa: im heißen Zustand. soast: fett. af den Schrockn: auf diesem Schreck, nach diesem Vorgang. auflodna: aufladen. Malta: Mörtel. sida: seit. veranert: verändert. einboassn: einpöckeln. Ghockin: gehacktem Fleisch. vor da Füll: vor der Füllung. Wintafoschn: Fasching im Winter. im Gegensatz zu dem, im Spätherbst. krauteinmochn: Einfetten des Krautes. zar: zu. bontscht: gefüttert, gestopft. Speckbochn: dicke Speckhaut. Degl: Tiegel. bramelvul: voll bis zum Rand. Nachbodn: Rauchboden. Noagl: Neige, Rest. aufgwiedlt: aufgelockert. Loata: Leiter. Kornbirl: Kornscheune. aufblunznt: aufgebläht. Blunzn: dicke

Wurst. umsist: umsonst. mei Meiin: Auftritt, Strafe. Kina: Kinder. Gsteggn: steiler Rain. schandern: schlitteln, schneerutschen. Gaustawetta: Unwetter mit Sturm und Schneewehen. Feiter: Feiertag. Hutschn: Schaukel auf herabhängenden Stricken. hutschn: schaukeln. wacheln: hin- und herfahren. ghimlazt: gezuckt, vor den Augen in allen Farben gespielt. Nahad: Nähe. onbumsn: anrennen. zsomgschnoafft: zusammengekauert. Zechan: Zehen. gschneblazt: gezuckt. ehanta: früher. Wintatromppa: grobe Winterschuhe. Kleibn: Kleie. Kleibnan: den Kleien. knoban: poltern. glanggln: schaukeln. wedln: hin- und herfächeln. Blodan: Blasen. auszedat: verstreut. Morch: Merkzeichen. Klumsn: Spalte. Selchsteckn: Stock zum Aufhängen des Räucherfleisches. Godl: Pathin. müad: müßte. ausbacheln: enthülsen. Oar: Eier. ninaschd: nirgends. schoagazzn: scharren, knirschen. Valur: Verlust. Straubn: Eierspeise. schlenern: stäuben, spritzen. burrn: rollen, laufen. Gwahrn: zusammengewehter Schneehaufen. sei Tog: Ausruf der Ueberraschung.

Da Leibfahla.

Freili nit, go nit, ghört sih nit, daß ma wen auslocht oder ausspödlt vawegn an Leibfahla; an iada Mensch is, wia n Gott aschossn hot. Sogts ah da Pechberga Pfora.

Wan ih dazähl, wos ih selba dazähln hon ghört: daß in da Pechberger Pfor an Jader an Kropf hot, so is däs nit gonz richti. Immer Oana hot zwen. Da Pfora hot ah oan und gang uns däs weita nix on.

Do kimt amol in an Sunta, muaß in Suma sei gwen, a Fremder in die Kirchn. Den schaun s Olli on, drahn sih um, schaun an on, stessn oanonda mitn Elbogn und pfugazn. „Jo richti!" sogn de. „Na wohrla!" moan de. „Oba so wos!" fleantschln d Weibaleut und kinen eahner in Fremdn nit gnuag onschaun. Wos is s? Da Fremdi hot koan Kropf.

Und wias da Pfora wohrnimt, daß s n auskudern, in Fremdn, do holt't er a guatmüatigi Oured an die Gmoan und sogt: „Müaßt nit, meini liabn Leut, müaßts n nit auslochn in ormen Mon. Thuats unsern Herrgottn liaba donkn für enka Zier, de er in fremdn Mon vasogt hot! Er kon nix dafür für sei Gebrechn!"

Erklärung. Leibfahler: Leibschaden. pfugazn: lichern. fleantschln: flüstern. auskudern: halb verhalten auslachen.

An Else Hofmann,

nach ihrer Darstellung der Margrete in Iffland's „Hagestolzen".

Aus der Natur ist alle Kunst erstanden,
Sie ist nicht eines Wolkengottes Spendung;
Und dort reift Kunst zur herrlichsten Vollendung,
Wo wir sie innig als Natur empfanden.

Ob wert des Priesterthums wir Dich erkannten?
O, gib der Frage eine beff're Wendung:
Sind wir, Du Holde, würdig Deiner Sendung,
Du Sonnengruß aus fernen Zauberlanden?!

In Deinen hellen, kindlich reinen Tönen
Erklingt ein Himmelreich von Seligkeiten —
Dein Spiel muß selbst den Menschenhaß versöhnen.

Der Dichter, stieg' er aus dem Grab' der Zeiten
Und sähe Dich sein frommes Schaffen krönen,
Thät' segnend über Dich die Hände breiten. —

Graz. K. Hermann.

Kleine Laube.

Unser kaiserlicher Schriftsteller.

Kronprinz Rudolf von Oesterreich hat im Jahre 1881 eine Reise in's gelobte Land gemacht und vor Kurzem aus derselben einige Reisebilder in der „Neuen Illustrierten Zeitung" veröffentlichen lassen. Wir hatten schon früher Gelegenheit gehabt, uns an den trefflichen Reiseschilderungen unseres Kronprinzen zu erfreuen, aber in diesen orientalischen Bildern zeigen sich die Vorzüge, sei es in der Schilderung, sei es in den Reflexionen, in besonders glänzendem Lichte. Und vor Allem interessant sind die Stimmungen und Gedanken, die das heilige Land und die historischen Stätten in unserem Kaisersohn erweckt haben. Aus Freude über den echt humanen, toleranten Geist, der diese Schilderungen durchweht, geben wir einige Aussprüche des Kronprinzen hier wieder:

Zeiten haben sich geändert, Religionen in den Formen auch; aus den vielen im Wesen gleichen, in den Hauptgedanken ähnlichen, nur im Ritus verschiedenen Glaubensbekenntnissen und Götterculten des morgenländischen Alterthums hat sich nur eine rein erhalten, es ist die hebräische, die Lehre des alten Jehova, seines Propheten Moses; doch das Volk, das auserwählte Volk der Juden, es hat Heimat und Staatsgewalt verloren, und der ewige Jude ist unsterblich, immer Typus und Glauben unverfälscht erhaltend, in alle Länder der Erde vertheilt.

Unbewußt rächt er sich durch sein Wesen, bewußt vertritt er eine gewisse Macht, die ihm der scharfe Geist des Morgenländers verleiht. Das Abendland hat ihnen Alles genommen, sie über die Erde zerstreut, doch ihr Wesen auszumerzen war es nicht im Stande; und so lebt das alte, vielgeprüfte Volk noch heute und hat Anspruch auf die unleugbare Gerechtigkeit der Weltgeschichte. —

Auf Schritt und Tritt findet man im gelobten Lande Plätze, an die sich fromme Legenden knüpfen, auch Jaffa hat deren einige. Das dunkle, mittelalterlich aussehende Gotteshaus, der matte Schein der Fackeln, der heisere Gesang der Franziskaner, das Brummen der Orgel, und Alles das am Boden Palästinas, erweckte eigenthümliche Gedanken an die Tage der Kreuzzüge, als mancher Kämpe aus dem fernen Abendland hier den ersten Segen auf heiliger Erde erhielt, ehe er auf schwerem Roß im blanken Stahl den verhängnisvollen Kampf suchte gegen den edlen, leichtfüßigen Sohn der Wüste, der stolz und kühn sein Vaterland gegen die fremden Eindringlinge vertheidigte. —

Palästina ist, so lange man auf den normalen Heerstraßen der frommen Caravanen wandert, ein echtes Touristenland, die Schweiz in's Religiöse übersetzt; dort wird der Sinn nach Naturschönheiten der Reisenden, hier der Glaube und die Andacht ausgebeutet und zu Geld gemacht. —

Die Franziskaner im Gelobten Lande sind die eigentlichen Vertreter der lateinischen Kirche, wehrhafte Kämpfer für

ihren Glauben; und im steten Zank und Hader vertheidigen sie den anderen Confessionen gegenüber die Rechte ihres Ritus. —

Die Stadt, aus der unser Glaube hervorgieng, in der mit dem Kreuzestod Christi die größte Veränderung der Weltgeschichte ihren Anfang nahm, an deren Mauern Jahrtausende alte Erinnerungen der biblischen Geschichte, alle Traditionen unserer Religion hängen, an deren Steinen das Blut unserer Ahnen, der tapferen Kreuzfahrer, klebt, diese Stadt hatten wir nahe vor uns. Ganz eigenthümlich mystische Gefühle religiöser Schwärmerei bemächtigen sich jeden Pilgers und man nähert sich dem Fanatismus. —

Mir ist es ganz begreiflich, wie sehr diese Stätte seit Jahrhunderten stets der Hauptsitz der Aeußerungen des vehementesten Fanatismus war und es immer sein wird. Der Glaube und alle Traditionen, die man seit der Kindheit aufgesogen, treten Einem deutlich sichtbar entgegen, umgeben von einer unheimlich todten Gegend, an der der Fluch haftet, dem das Volk, das hier geherrscht, für ewig weichen mußte. Wer lange in Jerusalem bleibt, muß endlich ein Fanatiker werden; man lebt sich dort vom ersten Anblick der Stadt angefangen in einen mystisch schwärmerischen Gedankenkreis hinein, der leicht dauernde Macht erhält. Es sind dies dieselben Gefühle, welche die Kreuzfahrer kein Opfer an Gut und Blut scheuen ließen und allen Religionskriegen jene wilde Kraft verliehen. —

Der Custode di Terra Santa erzählte von den Kämpfen und Feindseligkeiten, die mehr oder weniger unausgesetzt zwischen den verschiedenen Glaubensgenossenschaften bestehen, und erwähnte, daß es sogar manchmal zu Thätlichkeiten komme, die, falls es innerhalb der Kirche geschehe, von türkischen Soldaten, von den Ungläubigen also, auf energische Weise geschlichtet werden müßten.

Der rüstige Mönch sprach kampfeskühn und wälzte in kräftigen Ausdrücken die ganze Schuld auf die orientalischen Christen. Schwer ist zu unterscheiden, wen größere Schuld trifft; doch Eines ist gewiß, daß die beständigen Zänkereien den Nimbus des Christenthums in den Augen der Muslimen nicht erhöhen. —

In noch weit höherem Maße als Jerusalem ist Bethlehem der Typus einer alten hebräischen Stadt. Die Menschen, die man auf den flachen Dächern ihrer Häuser, in den Gassen und an den Fenstern sieht, sind alte, biblische Juden, wie die Phantasie dieselben nicht anders ausmalen kann. Große Turbane, faltenreiche Gewänder, bunte Oberkleider; die Reichen in der Tracht der Pharisäer, die Armen so wie jenes Volk, das zuerst aus dem Munde des Erlösers auf den Plätzen und Straßen die segenbringenden Sätze seiner Lehre erhielt.

Der Gesichts-Typus ist auch ein echt hebräischer: lange, gebogene Nasen, blasse Gesichtsfarbe, schwarze oder rothe Bärte, geringelt und in zwei Spitzen verlaufend, wie man es auf den Bildern Christi und seiner Apostel sieht.

Die Frauen sind besonders auffallend: in weite, faltenreiche, farbige Gewänder gehüllt, das weiße, äußerst malerisch drapierte Tuch am Kopfe; blasse Hautfarbe, die schönsten Augen, Gesichtszüge und Haare, die man sich nur denken kann. Ich habe niemals noch so schöne Frauen wie in Bethlehem gesehen, geschweige denn so viele in einer Stadt; eine Schönheit folgt der anderen; die edelsten Muttergottes-Typen und wie man sich die herrlichsten Frauengestalten des neuen Testamentes nur ausmalen kann, wandeln da in Fleisch und Blut umher.

Der erstaunte Pilger wähnt sich wie im Traume in die Tage des Heilands versetzt, als Maria in ärmlicher Hütte den Gottmenschen gebar und die Weisen aus dem Morgenlande, dem Stern folgend, aus den Niederungen des Jordanthales kamen, wo ihre freien Nomadenreiche bestanden, so wie heutzutage noch bestehen.

Noch weit mehr als Jerusalem entrückt Bethlehem den Wanderer aus der Gegenwart im Geiste in jene Tage, die uns die Ueberlieferung lehrt; und wenn möglich noch drastischer erkennt man Alles,

als hätte man es schon einmal in den Kinderjahren gesehen.

Bethlehem von Außen und besonders seine heiligen Stätten, sind der Typus des Krippenspieles, so wie wir es auf den Bildern der gläubigen Maler aus dem Mittelalter sehen, und wie es alljährlich zu Weihnachten, in bunten Farben bemalt, als fromme Spielerei den Kindern geschenkt wird.

Blumenphysiognomien.

Von Caroline Gräfin Terlago.

Pfirsichblüte.

„Wie muß ich's nun doch allzu bitter büßen,
Daß ich mein Herz nicht streng genug regiere,
Wenn ich vor Reif und Kälte fast erfriere —
Und träumte doch vom Frühling schon, dem süßen.

Ich träumt' ihn nah; ich träumt' von seinen Küssen,
Und wie ich mich in meinen Traum verliere,
Hab', Alles überflügelnd im Reviere,
Die Blüten ich entfaltet ihn zu grüßen.

Die alten Bäume ringsum hör' ich sagen:
Begleitung wär' der Kleinen wohl von nöthen,
Die Liebe hat ihr den Verstand vertragen.

Geschäh' ihr recht, würd' sie der Reif ertödten!
Ich aber fühl', wie unzart mein Betragen:
Mehr macht mich dieses, als der Frost erröthen."

Nachtviole.

„Erst wenn erschöpft vom gold'nen glüh'nden Tage
Der Sonnengott in's blaue Meer gesunken,
Verglimmt des Feuerblickes letzter Funken —
Erst dann empor das dunkle Aug' ich schlage.

Dann erst nach ihm zu schau'n ich schüchtern wage
Und ganz noch in sein Flammenbild versunken,
Send' ich ihm täglich leise, sehnsuchttrunken
Des traumesschweren Duftes süße Klage.

Allein er hört sie nicht; ich werd' für kalten,
Verschloss'nen Sinns — wie Tag um Tag ich sehe —
Vom allzuraschen unbedacht gehalten.

Weil festgebannt von tiefem, dunklem Wehe,
Vor seiner mächt'gen Gegenwart Gewalten,
Den Blick gesenkt, ich duftlos vor ihm stehe."

Im Abendstrahl.

Dichtung und Betrachtung von Theodor Graf Heusenstamm. Zweiter Theil. Leipzig. Otto Wigand. Besprochen von Stephan Milow.

Der Verfasser dieses trefflichen Buches, welches jedem Freund einer feingeistigen, intimen Lectüre großen Genuß bereiten wird, greift mit dem Beginne seines dichterischen Wirkens bis über das Jahr 1840 zurück. Schon damals erschien auf den Brettern des Hofburgtheaters sein dramatisches Gedicht „Ein weibliches Herz", und später veröffentlichte er nebst einem kleinen Epos und mehreren Dramen einen reichen Band Gedichte. Daneben brachten verschiedene Zeitschriften novellistische Arbeiten aus seiner Feder. Heusenstamm war auch in den literarischen Kreisen jener Zeit heimisch und stand besonders Lenau sehr nahe. Trotzdem ist diese begabte, edle Dichternatur dem Gedächtnis der Welt fast verloren gegangen. Das wird doppelt auffallend, wenn man sich gegenwärtig hält, daß in jener politisch so gedrückten, vormärzlichen Zeit, die sonst die Entwicklung dichterischer Talente gewiß nicht begünstigte, das Publikum der poetischen Literatur doch eine viel größere Beachtung schenkte, als heutzutage, vielleicht eben, weil es sich von anderen Gebieten abgedrängt sah. Damals gieng mancher Name von Mund zu Mund — und er wird in Literaturgeschichten von Auflage zu Auflage herübergenommen — der, wenn er jetzt hervorträte, wohl kaum ernstere Aufmerksamkeit erregen würde. Und trotz alledem konnte sich ein so Würdiger, wie Heusenstamm (sein

Pseudonym lautete Theodor Stamm) nicht Bahn brechen, und sein Name erscheint fast nirgends neben denen seiner Dichtergenossen aufgeführt. Wenigstens einige Erklärung dafür findet der Eingeweihte vielleicht nur in der, wenn auch nicht absolut anfechtbaren, so doch etwas schwierigen Eigenart des Ausdrucks, die sich zuweilen in seinen Gedichten bemerkbar macht, und bei seinen größeren, an Schönheiten so reichen Werken in der Vernachlässigung gewisser Bedingungen für die nächste Wirkung auf das Publikum; eben so sehr aber in dem stets in sich gekehrten, überdies durch die zarteste Gesundheit bestimmten Wesen des Dichters, der sich wohl immer scheu zur Seite gehalten haben mochte, wo sich Andere resolut zur Geltung zu bringen wußten. Er wollte zunächst nur lauschen und lieber Fremdes empfänglich in sich aufnehmen, als sein Eigenes in den Vordergrund rücken, wie er denn auch den italienischen Ausdruck un dilettante für sich acceptiert, ein sich Erfreuender im geistigen Verkehr, im Streben und Schaffen, un dilettante in jenem schönen Sinne, füge ich bei, in welchem das Wort keinen Tadel, sondern nur Lob bedeutet. — So gieng er still seinen Weg, gewürdigt von vielen Einzelnen, aber unbemerkt vom großen Publikum, und als ihm später die Zeit Freund um Freund von der Seite riß, da spann er sich immer einsamer ein und lebte mit ganzer Seele seinen Erinnerungen, dabei freilich immer noch unablässig schaffend und alles aufzeichnend, was ihm sein aus der Einsamkeit alle Erscheinungen des Lebens aufmerksam beobachtender Geist eingab.

Solchen Aufzeichnungen verdanken wir das vorliegende Buch, welches sich als zweiter Theil einem vor einigen Jahren unter dem gleichen Titel erschienener Band geist- und gemüthvoller Poesien anschließt. Dieser fast ausschließlich in Prosa geschriebene zweite Theil bringt zu der „Dichtung“ des ersten die „Betrachtung“ und enthält nach einer Vorrede mit einem bedeutsamen Urtheil Anastasius Grün's über Heusenstamm's Werk, in bunter Reihe „Reflexe und Reflexionen“ über Philosophie, Kunst, Religion, Naturwissenschaft, Staat, Cultur, Gesellschaft, Erziehung, Menschen, genug über Alles, was nur eine edlere, denkende Natur bewegen kann, und zwar nicht in der Form kurzer, aphoristischer Aussprüche, sondern meist in längerer, fein herausgearbeiteter Darlegung, und überall begegnen wir einem tiefblickenden, von keinem Vorurtheil getrübten Auge, einem warmen, vollpulsenden Herzen. — Denen folgen: „Letzte Klänge“, eine kleine Nachlese von Gedichten, und den Schluß macht ein Cyclus köstlicher, meist scharf pointierter „Spruchreime“. Welch' ein reiches Gedanken- und Gemüthsleben thut sich da vor uns auf! Ja, was uns Heusenstamm hier bietet, kommt so aus seinem Innersten, daß man seine Betrachtungen auch Selbstbekenntnisse nennen könnte, und er hat so damit ganz unabsichtlich sein eigenes schönes Charakterbild gezeichnet.

Nun mag aber unser Dichter seine Sprache am besten selbst führen; ich lege zu diesem Zwecke den Lesern der Kürze wegen noch eine Reihe seiner Spruchreime vor, und schließe mit dem Wunsche, daß dem trefflichen Manne, der sein Erdenwallen mit unserem Jahrhundert begann, endlich in späten Tagen die öffentliche Anerkennung werde, welche ihm eine frühere Zeit versagte. Ist doch sein letztes Werk, ich meine die beiden Bände „Im Abendstrahl“, in vielem Betracht auch sein bedeutendstes. Wohl dem Autor, dessen Schaffen ein immer aufsteigendes bleibt, wie schwer auch schon die Last der Jahre auf ihn drücke! —

Das Leben ist so schwer nicht zu begreifen,
Du mußt es nur durchleben, nicht durchschweifen.

* * *

Die Weisheit füllt mit edlem Schatz Dein Haus,
Doch Liebe schmückt's zum Paradiese aus.

* * *

„Und siehst Du aller Unbill so gelassen,
Die roh Gesinnte an Dir üben?"
Am Schluß des Tages bleibt nicht Zeit zu hassen,
Nur kurze Weile noch zu lieben.

* * *

Tief empfinden und scharf unterscheiden,
Hier hast Du des Lebens bitterste Leiden.

* * *

Leicht meistern die im Schatten sitzen,
Wie's ungebührlich sei, zu schwitzen.

* * *

Lerne erst überwinden,
Das Andere wird sich wohl finden.

* * *

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Mag üben in Einfalt ein kindlich Gemüth;
Doch sehen und üben ist zweierlei,
Wie Columbus' Welt und Columbus' Ei.

* * *

Wer blind vertraut,
Auf Sande baut;
Wer niemals traut,
Mit Sande baut.

* * *

Die Sterne kannst Du nicht zählen,
Die Stunden kannst Du nicht wählen;
Doch kannst Du zum Himmel schauen
Und in Dich selbst vertrauen.

* * *

Des edleren Geistes Ergeben
Ist Beugen nicht, sondern Erheben.

* * *

Die schlechte Schutz- und Ehrenwache
Dünkt mir die Schwalbe unter meinem Dache.

* * *

Der Kluge bleibt der Mehrzahl gern gesellt,
Doch nie dem Haufen,
Und wenn er fürder mit der Welt
Nicht Schritt mehr hält, läßt er sie laufen.

* * *

An die Pforten jenes Lebens
Klopfst Du ewig doch vergebens;
Lerne diese Dir erschließen:
Lieben, streben und genießen.

* * *

Es wird darin der edle Geist
Am reinsten sich bewähren.
Obgleich verkannt am eigenen Wert,
Den Fremden froh zu ehren.

* * *

Gilt's häufig Muth, die Wahrheit zu bekennen,
Gilt's größeren noch, die Lüge Lüge nennen.

* * *

Du siehst zumeist sich jene Hände falten,
Die nimmer tüchtig, ird'schen Stoff zu halten.

* * *

O, wähnt der Menschheit Stammbaum nicht entweiht!
Dies eben ist an ihr das edel Große,
Daß sie, entsprossen als des Thiers Genosse,
Sich selbst erzogen zur Gottähnlichkeit.

* * *

Wenn am Stamm der Specht den Schnabel wetzt,
Ihn macht's scharf — der Stamm bleibt unverletzt.

* * *

Ihr wollt lenken?
Lernt erst denken.

* * *

Erkennen möchtest Du, wen Du am meisten liebst?
Der um so theurer Dir, je mehr Du ihm vergibst.

* * *

„Wir dienen Gott." — Ihr dienet Eurem Wahn!
Der Menschheit dient nach seinem weisen Plan,
Sie fördernd langt Ihr bei der Gottheit an.

* * *

Es steht im Evangelium geschrieben:
„Du sollst den Nächsten wie Dich selber lieben."
Wer folgte freudig nicht so süßer Lehr',
Macht's nur der Nächste uns nicht gar so schwer.

* * *

Der Falter sprach zur Blume: „Theures Herz,
Wie reizend schmückst Du Dich für meinen Scherz!"
Darauf die Blume: „Freu' Dich meiner Miene;
Doch meines Seins Gehalt gehört der Biene."

Lustige Zeitung.

Hieronymus Lorm erzählt folgende „selbsterlebte" Anekdote: Der Besitzer eines Wiener Café nahm seinen Töchtern eine französische Gouvernante. Sein erwachsener Sohn, der mitunter auch zur Aushilfe den Dienst eines Aufwärters oder Marqueurs versah, ließ nicht lange damit warten, der jungen Erzieherin seine Huldigung darzubringen Sie begegnete derselben sehr geringschätzig mit der Aeußerung: „Ich möchte wohl eine Marquise sein, aber deshalb noch immer nicht die Frau eines Marqueurs." — Schlagfertig erwiderte der junge Mann: „Ich möchte wohl ein Gouverneur sein, z. B. einer russischen Provinz, aber deshalb noch immer nicht der Mann einer Gouvernante.

* * *

Verletzung der Amtsverschwiegenheit. Ein Nuntius beschwerte sich bei seinem Gerichtsdirector, daß ihn der Herr Gerichtsrath in Gegenwart von Parteien einen „Esel" genannt habe. „Verklagen Sie den Herrn Gerichtsrath wegen Verletzung der Amtsverschwiegenheit!" lautete der Bescheid.

* * *

Devrient wurde einst nach der Darstellung des Franz Moor herausgerufen. Sich verneigend, sagte er zum Publikum: „Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte, jetzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann."

* * *

Wiener Witz. Treiteles: Welche Aehnlichkeit hat Oesterreich mit meinem Hunde? — Zeiteles: Soll ich wissen? — Treiteles: Oesterreich hat seine Steiermark und mein Hund auch.

* * *

Gut gerechnet. Ein Bauer — einer von den gutmüthigen — wechselt bei einem Geschäftsmann einen Hundertguldenschein. Der Letztere fordert ihn auf, das Geld nachzuzählen. Der Bauer zählt; aber als er bis siebzig gezählt hat, streicht er die ganze Summe ein mit den Worten: „Soweit war's richtig; da wird wohl der Rest auch stimmen."

* * *

Ein 84jähriger Witwer in Connecticut hat jüngst ein 19jähriges Mädchen geheiratet. Die „Hartford News" fassen die Sache humoristisch auf und bemerken dazu: „Als vor einem Jahre seine Frau starb, glaubten die Verwandten, er werde über den schmerzlichen Verlust verrückt werden. Diese Vermuthung ist eingetroffen.

* * *

Einen etwas grausamen Scherz erlaubte sich jüngst ein Theaterdirector mit einem jungen Autor, der ihm eine Komödie einreichte. Der junge Mann las ihm sein Stück vor. Er stotterte ein wenig und las daher, so gut er konnte. Nach Beendigung der Lectüre sagte der Director: „Ihr Stück gefällt mir, es ist originell — Alle stottern." — „Aber nein," erwidert der Andere erröthend, „ich bin es nur, der stottert." — „So, so," meint der Theatermann darauf, „dann kann ich die Komödie nicht geben."

Gedichte aus den Alpen.

In Volksmundart von Graf Hugo Lamberg.*)

Vierzeilige.

s Deandl, dös hat ma gschwurn,
s kunnt für mi Allas thuan,
Sagt aba, was i ſ' bitt:
Grad na dös nit!

Da Graf vo Seehausen
Ladt ſi für a Jausen,
Wanns Freita thuat sein —
Nur a Fischamensch ein.

Oan Lump is Vawalta,
Da oan Controlor.
Dö zwoa Lumpn mitanand
Stelln oan Rechtschaffnan vor.

Es is nit Alls gleich,
Oans is arm, oans is reich,
Oans is jung, oans is alt
Und oans hoaß und oans kalt.

Für die Mischkulanz
Passend nit d gleichen Tanz
Derntwegn is a Gsetz
Für oan guat, für oan letz.

I steh hintas Zaun,
Thua mei Deandl anschaun,
Wia sie singt in da Mahd,
Daß s ihrn Buam so gern hat.

So liab hat sie gsunga!
Bin üban Zaun gsprunga,
Thua s Göscherl vastelln,
Kunnt die Bußaln neamd zähln.

In Hütterl alloan
Mit da Zilli da kloan
Und in Winkerl a Strah —
Wanns in Himmel so war!

Dö i oanmal han gliabt
Ja, dö acht i mei Tag,
Wanns mi gleiwohl betrüabt,
Und scho lang neama mag.

Bei dena d Liab habt,
Ja, dö sand glückli dran,
Und voneugs hebnd dieselbign,
Wos brocha is, an.

A Wildschütz.

„Daß s da nit z letz is," sagt da Richta:
„Dein halbets Leben steckst in Loch?
Und gach amal kunnt's Dir wohl grathn:
War a da Galgen neama z hoch!"

„Ja, schauns! Was nutzt ma mei Vasprechen?
I wars ja ehwohl willens so —
Vo selm gang i gar neama aufi,
Wanns mi nit hoaßet: Kimm scho do!"

„Du Schlankl! Wer kann di dös hoaßen?
Glei gibst dö Lumpen all iatzt an!"
„„I wills schon angebn, do s sell woaß i
Daß ean gwiß koana nachi kann.""

„„Die Murgensunn is s oban Gwänden,
Und d Schönheit in da Frei dazua,
Dös hoaßt mi allwei, s Bixl nehma,
Und ruaft: Kimm aufa! kimm mei Bua!""

„I rühr koan Fuaß, und thua mi spreizen,
Und denna tragts mi furt af d Heh —
Hör d Hirsch aft rearn, siach d Gamseln springa"
Da is s ma: Ghörst wohl ah dahe!"

„Ja! dö Vaführa," sagt da Richta:
„Daglang i freili nia mein Tag!"
Da Kläga moant: „Brauch just an Jaga!
Und steh heunt a von dera Klag."

s Vadeanst.

Zwoa Buam von gleichen Hoamatsort,
Da Oan a weng an Dorn,
Da Anda frisch zwia Milch und Bluat,
Sand allzwoa älta worn.

Da frischi hat oft Herz und Kraft,
Ja, Leib und Seel eingsetzt,
Da Tepp hat hasen d Bänk dahoam,
Und luket d Hosen gwetzt.

Stolz schaut a dernt heut afn oan,
Und spott: We hasts so triebn?
Er glaubt wohl, s war Alls sein Vadeanst,
Was eam na aus is bliebn.

---

*) Der Verfasser dieser Gedichte, ein warmer Freund und Mitarbeiter unseres Heimgarten, starb am 19. April d. J. zu Salzburg in seinem 51. Lebensjahre. Sein segenvolles politisches und sociales öffentliches Wirken, welches er als bescheidener Bürgermeister der Gemeinde Schattleiten in Steiermark begann und als Landeshauptmann in Salzburg (diese Stelle begleitete er neun Jahre) beendete, zu würdigen, ist Sache des Vaterlandes. Wir betonen hier besonders seine Liebe zur Natur und zum Volke. Graf Hugo Lamberg, ein geborner Steiermärker, gehörte zu den besten Kennern unserer Alpen und sein Hingang wird in den Hütten nicht minder tief empfunden, als im Palaste. Er war ein Freund des Volkes im edelsten Sinne; und daß er unser Alpenvolk verstand, daß er mit ihm dachte und fühlte, jauchzte, litt und sang, davon geben seine Gedichte in österreichisch-deutscher Gebirgsmundart Zeugniß. Seine „Bergkräuteln" (zu welchen auch eine zweite Folge und eine von der Gattin des Dichters, Gräfin Stolberg-Stolberg illustrierte Ausgabe erschien), sowie die mit Original-Photographien geschmückte Sammlung: „Wo d'Welt am schönsten is", haben wir seinerzeit charakterisiert; diese Poesien bekunden ein warmes Dichtergemüth, reich an Humor und oft getragen von einer hohen, ethischen Weltanschauung. Wir bewahren dem edlen Mann und Freund ein treues Andenken. (Die Red.)

Im Gößgrabn.

War no a schlechta klebra Bua,
Da sagt mei Vada: Schau — gib Ruah!
Magst d Bixen ja no nit datragen.
In etla Jahrln derfst anfragen.

In etla Jahrln? Dös is z lang
Vo lauta Haschi wurd i da krank:
Bitt! Kaf ma heunt scho s Stehragwand,
Und druck ma s Stuzerl in die Hand!

In Jaga Sepp hats woltan gfreut,
Sein Bua und i warn bei da Schneid;
Da Lenz und i, i und da Lenz,
Zwoa Jagabuam, an iada kennts.

Und wia mir san, war in Revier,
Was drein war, Alls in Lenz und mir,
Die Gams in Gwänd, die Hirsch in Wald,
Und d Schwoagerin kimmt aft a scho bald.

Und dös is aus scho dreißig Jahr,
Und fuchzehn is s iatzt a schon gar,
Daß mir uns neama gsegn ham —
Dö Freud dafür — heunt kem ma zam!

Die Hirschaln hamt zwia oanst wohl greascht,
Wias tuscht hat, hats oans übakeascht,
Da kennt ma ünsri Pfeiffaln an,
Und plodan ah, wia oanst, halt dran.

Die Sunn steigt üban Reiting auf,
Af was für Köpfeln scheints wohl drauf?
Ja, brinnats hoaßa nu — den Schnee
Beißts halt nit weg meh von da Höh.

Thoal war zan lacha, thoal zan woan,
An d Juget gmahnt uns iada Stoan,
Do hamt mir nia nix Schöners gheascht,
Als wann da Hirsch antaucht und reascht.

Aft gehn ma allzwoa hält anthal,
Heunt is uns no koa Gratl z schmal
Was moanst, wann vo dö Hütten drunt,
Die Oan und Anda reden kunnt?

Van Bürgehn fragn ma d Schwoagerin:
Hast gwiß an Buam vasteckta drin?
Na freili! sagts: Dös is do gwiß,
Wias af da Alm da Brauch no is.

Da Lenz und i, i und da Lenz,
Zwoa Jaga, grabelet, wer kennts?
Mir drucken, lang schon unt ban Land
In oagnan Buam die Bix in d Hand.

Ums Betläuten.

Hoch af da Alm, und kloan vasteckt,
Af an grüan Palsen drauf
Sitz i, und luag, — ja, wurd i gsuacht,
Fundt mi gwiß Neamd nit auf.

I siach in Geier drobn ban Gwölk,
Und Hirsch, und Thier, und Gams und Reh
Spaziern vatraut nebn meina um,
Wia schön is s af da Heh!

In Athen halt i frei schon ein,
Daß i koan Blattel rühr;
Da setzt si, und habt s Köpferl schelch,
A Moasen gleim za mir.

Mei Stutzn wart mit gspannten Hahn —
Mir is s: i laßs heunt sein!
Wanns duschet — war dö Freud dahin —
Os ghörts ja dernt All mein!

Und wia i so in denken bi,
Da kimmt weit aus n Thal,
So frumm und lia! von Betläuten
Za mir da Wiederhall.

Die Alma warn all goldvabramt,
Und glanzt hat just oan Stern, —
Da han is s gspürt: As ghört nix mein,
Mir hamt allsand van Herrn!

Bücher.

Geschichte der neuern Literatur. Von Adolf Stern. Bd. 1—5. (Leipzig, Bibliogr. Institut, 1882—1883.) Eine Uebersicht der allgemeinen Literaturbewegung der europäischen Völker von Dante bis auf die Gegenwart zu geben, mit Ausscheidung des gelehrten Ballasts, und mit gründlichem Eingehen auf das Bleibende, Bedeutende, das für den allgemeinen Culturzustand einer Epoche Charakteristische: diese Aufgabe konnte schwerlich besser gelöst werden, als sie von Adolf Stern in dem vorliegenden Werke gelöst worden ist. Dasselbe beruht augenscheinlich auf tüchtigen Studien, insbesondere auf eigener Kenntnis der Literatur-Producte selbst. Dafür bürgen die wohldurchdachten, formell abgerundeten Kritiken und Charakteristiken. Die Eintheilung des auch nach Ausscheidung des weniger Wesentlichen, noch immer riesigen Materials, das da bewältigt werden mußte, beruht auf feinsinnigen Gesichtspunkten; nur ist zu bedauern, daß sie den Ueberblick manchesmal durch allzuweit sich verzweigende Unterabtheilungen erschwert. So z. B. behandelt der Verfasser im vierten Bande den englischen Roman des vorigen Jahrhunderts mit Fielding, Smollet u. s. w., kommt aber erst in der Mitte des fünften Bandes auf Goldsmith und Sterne zu sprechen. Dem Uebelstande, den diese weitgehende Trennung selbst des Gleichzeitigen derselben Art

mit sich bringt, wird nur durch den Index praktisch abzuhelfen sein, der für den noch zu erwartenden sechsten Band in Aussicht gestellt ist. Es wird sich zeigen, ob der Autor in diesem abschließenden Bande der jüngsten Literaturbewegung so unbefangen und vorurtheilslos gegenübersteht, wie den älteren. Die Ausstattung des Werkes ist die bekannte musterhafte des Bibliographischen Instituts. Die ebenso schönen als soliden Einbände sind eine Specialität dieser Verlagsfirma; sie haben nicht ihres Gleichen auf dem deutschen Büchermarkte. rh.

Lieder und Romanzen von Wilhelm Fischer. (Leipzig, Friedrich 1884.) W. Fischer, der Dichter des „Atlantis“, der „Sommernachts-Erzählungen“, des „Anakreon“, hat mit diesen Erstlingswerken sich als ein zu vornehmer Geist erwiesen, um sofort ein Liebling des großen Haufens, ein Schoßkind der Tagesmode zu werden, und auch der Tageskritik sind bisher seine Schwächen verständlicher gewesen, als seine Vorzüge. Daß er aber doch schon eine kleine Gemeinde von Solchen, die sein Eigenthümliches zu schätzen wissen, für sich hat, beweist der Umstand, daß sein Verleger immer Neues von ihm in ziemlich rascher Aufeinanderfolge dem Publicum zu bieten kein Bedenken trägt. Die als Neuestes vorliegende lyrische Sammlung bringt in drei Abtheilungen: „Lieder“, „Romanzen“ und „Vermischte Gedichte“ überschrieben, einen stillsinnigen Cult des Schönen, Edlen und Idealen zur Geltung. In den Liedern, wenn sie auch meist ernster, beschaulicher Natur sind, erklingen doch auch manche melodisch reizende, Ohr und Gemüth ansprechende Töne, wie der „Rosenstrauch“, „Elfentanz“. Ein paar Mal gefällt sich der Dichter in einer gewissen volksthümlichen Keckheit des Gedankens und des Ausdrucks, wie in „Mondschein“ und „Maiennacht“. Den Romanzen liegen durchaus eigene Erfindungen von oft tiefsinniger Symbolik des Inhalts zu Grunde; besonders eigenthümlich gedacht ist „Der Kampf mit dem Schicksal“. Die „vermischten Gedichte“ sind reflectierenden Inhalts und, im Ganzen betrachtet, vielleicht der für weitere Kreise zugänglichste, ansprechendste Theil der kleinen Sammlung. rh.

Andreas Ritter v. Wilhelm. Biographischer Beitrag zur österreichischen Schul- und Staatsgeschichte in den letzten fünf und siebzig Jahren. Von Dr. Richard Rotter. (Wien, Gräser 1884.) Als dem Schreiber dieser Zeilen dies stattliche Buch zuerst vor Augen kam, fühlte er sich wieder lebhaft an die Gelegenheit erinnert, bei welcher er den Namen des Mannes, von dem es handelt, zum ersten Mal hörte. Es war vor nun bald 35 Jahren, zur Zeit der Reform des Mittelschulwesens in Oesterreich, als an der Wiener Universität das historisch-philologische Seminar gegründet und zur Leitung desselben ausgezeichnete Gelehrte aus Deutschland berufen wurden. Unter diesen befand sich der seither verstorbene, damals berühmte Latinist Professor Grysar. Dieser Mann war vielleicht der strengste Purist, oder, wenn man will, der größte Pedant in Sachen des „classischen“ Lateins, den Deutschland damals aufzuweisen hatte. Wir Mitglieder des Seminars, seine Schüler, haben es nie erlebt, daß Einer es ihm mit einem Elaborat nur halbwegs zu Danke gemacht hätte; immer vermißte er den rechten „Color latinus“ Und dieser selbe Mann that eines Tages mir gegenüber im Privatgespräch mit seiner grämlich-ernsten, echten Scholarchenmiene und seinem norddeutsch-kritischen Accente den Ausspruch: „Es ist doch merkwürdig, daß es dahier in Oesterreich etliche Männer gibt, welche ganz gut Latein verstehen. Sendet mir da eben der Schulrath Wilhelm aus Troppau einen vortrefflichen lateinischen Brief. Ja, der Mann schreibt Latein wie Muretus!“ — Diese Worte aus dem Munde des gefürchteten Latinisten machten auf mich jungen Menschen einen geradezu verblüffenden Eindruck, und ich bekam einen ungeheuern Respect vor dem Manne, dem von dieser Seite das unerhörte Zeugnis einer classischen Latinität ausgestellt wurde! — Nun, der Mann, der „wie Muretus schrieb“, hat vorher und nachher, viele Jahrzehente lang, eine der hervorragendsten Rollen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Oesterreich gespielt, und als bleibendes Ehrendenkmal seines Wirkens darf das lebendig geschriebene Rotter'sche Buch gelten, welches nicht bloß das ausführliche Lebensbild des hochverdienten Schulmannes gibt, sondern auch für Alle, die ein Interesse nehmen an der „österreichischen Schul- und Staatsgeschichte der letzten 75 Jahre“ eine willkommene Lecture sein wird. Ich erinnere mich keines ähnlichen eingehenden, schulgeschichtlichen Werkes aus dem modernen Oesterreich.

rh.

Sollen die Juden Christen werden? Unter diesem Titel veröffentlichte J. Singer bei Oskar Frank in Wien eine Broschüre, die mancherlei Interessantes enthält. Vor Allem sucht sie zu beweisen, daß der ethische Unterschied zwischen Juden und Christen kein großer sei, ja, daß die heutigen Juden nichts anders wären, als die ersten Christen, und daß sich kein Jude weigern

würde, das Christenthum anzunehmen, wenn selbes noch das Christenthum der Apostel wäre; daß sie sich aber mit dem Katholicismus niemals befreunden könnten, und daß es keinem einzigen Juden, der formell aus gewissen äußeren Rücksichten zum Katholicismus übertrete, innerlich damit Ernst sei. Die Schrift dehnt sich weit über diesen Gegenstand hinaus, berührt den Antisemitismus wenn auch in ruhigerer und würdigerer Weise, als dieser gegen die Juden vorgeht; doch begegnen wir mancherlei Widersprüchen und sogar einzelnen geschichtlichen Unrichtigkeiten, was man übrigens bei derlei Streitschriften schon gewohnt ist. Wollte der Verfasser mit seinem Werkchen einen heute so tief gerissenen Zwiespalt schlichten, so hätte er die Sache nicht von der richtigen Seite angefaßt. Wir halten es nachgerade mit Victor Scheffel, der dem Verfasser der Broschüre schrieb, daß er glaube, die Abneigung der Christen gegen die Juden liege nicht in der Verschiedenheit von Religion und Dogma, sondern in der Verschiedenheit von Blut, Race und Abstammung, Volkssitte und Volksgesinnung. Im Juden mag sich durch den Strom der Zeiten herab, da er von allerlei Völkerschaften hin- und hergeworfen wurde, diese Antipathie abgeschliffen oder in Apathie verwandelt haben, beim Christen ist das nicht der Fall, und bedarf es bei diesem, (besonders, da er jenem in manchen Dingen nicht gewachsen ist und sich also häufig benachtheilt fühlt) einer großen ethischen Kraft, um dem Juden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. R.

Bibliothek für Ost und West. Die Bücher werden billiger. Wollen also sehen, ob Ihr sie kauft. Einen ganzen, hübsch und solid gebundenen Band um sechzig Kreuzer! So gibt ihn Spemann in Stuttgart in seiner Collectiv-Ausgabe, so gibt ihn Hugo Engel in Wien in seiner „Bibliothek für Ost und West". Freilich bringen solche Ausgaben zumeist alte Werke, bei denen die Honorarfrage verjährt ist, oder solche neue Schriften, für welche der Verleger nur geringes Entgelt zu entrichten hat. Es gibt Gottlob manchen glücklichen und tüchtigen Autoren, der des moralischen Gewinnes wegen den materiellen ignorieren kann. Und auch solchen verdankt das Publikum die billigen Collectiv-Ausgaben.

Die „Bibliothek für Ost und West" stellt der Dichter Alfred Friedmann zusammen; das ist eine Garantie, daß sie nichts Schlechtes bringt. Und in der That! Mit dem ersten Bändchen: „Aus dem Kleinleben der Großstadt" hat sich dessen Verfasser V. Chiavacci mit einem einzigen Schlag zum Liebling der Leser gemacht. Dann kam der „Novellenkranz" von keinem geringeren, als Bauernfeld. Der dritte Band brachte die „Pariser Briefe" des geistvollen Max Nordau; der vierte den brillanten Roman „Daniela", von Weilen; im fünften ist uns Johannes Nordmann mit seinen gesammelten Reise-Feuilletons: „Unterwegs" willkommen. Was weiter folgt, wird berichtet werden.

Was die Ausstattung dieser Bibliothek anbelangt, wünschten wir etwas hübscheren Druck und — keine Bilder. — Wer das Titelbild zum „Novellenkranz" angesehen hat, der wird uns verstehen. Die Einbände sind geschmackvoll. M.

Graz. Selbst die Schweizer nehmen endlich Notiz von den Schönheiten der Steiermark und ihrer Hauptstadt. Da ist bei Orell und Füßli in Zürich unter dessen „Europäischen Wanderbüchern", das Büchlein „Graz" erschienen. 23 gute Bilder, nicht wie herkömmlich nach Photographien, sondern von J. Weber nach der Natur gezeichnet, zieren es. Der beschreibende Text, nach den neuesten Zuständen, ist ebenfalls von Weber. Der Text dieser Wanderbücher ist stets sachlich, in diesem Bändchen durchweht ihn eine besondere Wärme, ja Begeisterung. Der fremde Verfasser nennt Graz „das Juwel der österreichischen Alpenländer, die Stadt der Gärten und Haine, den Gegenstand freudigen Erinnerns für Alle, welche je in seinen Mauern geweilt, das Ziel unbezwinglicher Sehnsucht für Viele, die aus der Ferne sein Lob singen und sagen gehört. Graz zählt heute zu den meist genannten Städten Europas, aber die Stimmen, welche seinen Ruhm in die Ferne tragen, verkünden eher zu wenig, als zu viel". „Sein Schloßberg ist ein von der Natur geschriebenes und von Menschenhand ergänztes Gedicht." Was die Umgebung anbelangt, „ist es nicht möglich, diese prächtigen Landschaften mit ihrer Fülle von reizenden Details in den knappen Rahmen einer Skizze zu zeichnen". Trotzdem sind die knappen Schilderungen von den herzigen Illustrationen gar wirkungsvoll unterstützt, lebendig und anschaulich. Wir dürfen uns dieses Grußes aus dem Auslande freuen. R.

Steirische Wanderbücher. IV. Das obere Murthal mit dem Lungau. (Graz, Franz Pechel 1884.) Zur rechten Jahreszeit spendet uns unser wackerer Touristengeneral Johannes Frischauf dieses Wanderbüchlein für eine der schönsten Gebirgsgegenden unseres Landes. Die Tour geht von Bruck nach Leoben (dieser Stadt ist

eine geschichtliche Excursion geweiht), Vordernberg, Eisenerz, Liesingthal, von St. Michel bis Friesach, von Scheifling bis Tamsweg und in's Lungau, welches wohl politisch zu Salzburg, geographisch jedoch zu Steiermark gehört. Die Verläßlichkeit unseres Führers zu rühmen, ist überflüssig. Dem Büchlein fehlt nichts, als eine gute Gebirgskarte. R.

Von den deutschen Monatsschriften. Von K. E. Kleinert. Die deutschen Monatsschriften brachten in den letzten drei Monaten manch lesenswerthen Beitrag, auf den wir hier hinweisen wollen.

„Der Raufbold" ist eine der interessantesten Novellen Turgenjew's, obwohl der Titelheld eine an sich gänzlich uninteressante, gemeine, widerwärtige, echt russische Persönlichkeit ist; aber Turgenjew weiß die Charakterzeichnung so interessant, originell, anschaulich zu geben, daß wir die Erzählung, in welcher auch zwei sehr sympathische Gestalten — ein russisches Mädchen und ein Officier deutscher Abstammung — vorkommen, mit Spannung zu Ende lesen. Turgenjew erweist sich auch hier wieder als Meister des Realismus. Mit wenigen Worten versteht er viel zu sagen, und was er sagt, ist immer charakteristisch. Diese Novelle findet sich im Märzheft der Monatschrift: „Nord und Süd", welches auch eine fesselnd geschriebene Analyse des Romans: „Brennende Liebe" von Hans Hopfen aus Paul Lindau's gewandter Feder bringt. — Freilich schaden so ausführliche Besprechungen der Verbreitung eines Buches mehr, als sie ihr nützen, denn nicht Jeder liest ein Buch gerne, dessen Inhalt er genau kennt. Hopfen's „Brennende Liebe" verdient aber von Jedem gelesen zu werden. Karl Koberstein veröffentlicht eine nicht uninteressante culturgeschichtliche Studie über „Einen Letzten vom Regiment Gensd'armes", den verstorbenen General Grafen Nostitz. G. Hirschfeld schrieb einen historischen Essay über „einen deutschen Gesandten bei Soliman dem Großen", O. Schrader in Jena eine Studie über Karl Ludwig v. Knebel († 1834). Das Heft bringt auch ein Bild des Berliner Arztes Geheimrath Theodor Frerichs. Doch hatte die Redaction Malheur mit den Artikeln über den Portraitirten. Von demselben wird ein Brief abgedruckt, in welchem er sagt, daß er zu sehr beschäftigt war, als daß er seinen versprochenen Beitrag hätte liefern können, und auch „der Verfasser der Studie über Frerichs hat die Redaction, ungeachtet wiederholter und bündiger Zusagen, im Stich gelassen". Nun, — da hätte man das Bild des Herrn Frerichs denn doch vorläufig lassen sollen. Das hätte ja nicht geeilt. — Lindau's Monatsschrift „Nord und Süd", die mit dem Aprilhefte ihren 8. Jahrgang eröffnete, wird von nun an regelmäßig diejenigen Criminal- und Civilprocesse, welche in Deutschland und Oesterreich die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, zum Gegenstande eingehender Besprechungen machen. Graf Eduard v. Lamezan in Wien veröffentlicht zunächst einen geistvollen Artikel über „die neuesten Criminalfälle in Wien" und bietet vorläufig Betrachtungen über die „Verwilderung" in den Großstädten. Paul Lindau's Novelle „Mayo", welche im Maiheft abgeschlossen wird, spielt auf amerikanischem Boden. Ein preußischer Officier hat sein Vermögen verspielt und geht nach Amerika, wo er harte Händearbeit verrichtet. Er lernt auf der Seereise eine amerikanische Familie, zu der auch ein hübsches Mädchen gehört, kennen, verliebt sich aber in eine junge Indianerin, deren edle Schönheit und sinnliche Reize der Verfasser in glühenden Farben schildert. Der Held der Geschichte fühlt wohl die sinnliche Glut; sie scheint ihm aber das Herz nicht zu verbrennen. Er verläßt die schöne Indianerin Mayo und heiratet die wohlerzogene amerikanische Miß, die ihm einige Millionen Dollars mitbringt. Mayo kehrt in die Urwälder zurück. Bis auf einige uncorrigiert gebliebene Ausdrücke, wie „beredte Rede" (— es kann doch nur der Redner, nicht auch die Rede beredt sein) u. s. w. ist die stylistische Darstellung vorzüglich, die Schilderung von Land und Leuten ausgezeichnet. „Mayo" ist eine wohlgereifte Frucht von Paul Lindau's Amerikareise. Das Maiheft enthält endlich den Aufsatz Paul Boerner's über Fr. Theodor v. Frerichs, dann ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte, von Professor Karl Biedermann in Leipzig, einen Artikel über das älteste germanische Epos „Beowulf", von Wilhelm Hertz und eine geistvolle, an zahlreichen, interessanten Einzelheiten reiche psychologische Untersuchung über „Genie und Wahnsinn", von Paul Radestock. „Biographische Thatsachen beweisen", — sagt der Verfasser — „daß Genialität zuweilen in Wahnsinn übergeht, und auch wo dies nicht vollständig der Fall ist, zeigen beide Zustände zahlreiche physiologische und psychologische Vergleichungsmomente."... „Man findet die Erscheinung häufig, daß andere Glieder derselben Familien, aus denen hervorragende Männer stammten, geisteskrank wurden, oder an einer dem Irrsinn verwandten Nervenkrankheit litten... Die Fälle aber, wo hervorragende Männer an Gehirn- und Nervenkrankheiten litten, manche psychische Sonderbarkeiten u. s. w. zeigten, sind äußerst zahlreich... Zweifellos stehen geniale Naturen der Geisteskrankheit näher

und haben mehr Berührungspunkte mit ihr, als gewöhnliche Sterbliche.

Spemann's illustrierte Monatsschrift: „Vom Fels zum Meer" bringt in ihren drei letzten Heften wieder eine Fülle mannigfaltiger, zumeist hübsch illustrierter Aufsätze, Novellen, Skizzen u. s. w. Wir weisen nur auf die ergreifende Hochlandsgeschichte: „Der Letzte" von dem begabten Dichter Ludwig Ganghofer im Maihefte hin.

Die „Deutsche Rundschau" bringt im Märzhefte einen Essay: „Cornelius betreffend", von Herman Grimm, einen in mancher Hinsicht nicht ganz zutreffenden Artikel „vom alten und neuen Roman", von Karl Hillebrand, sowie einen Aufsatz „über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben" von Professor E. Zeller. Julius Rodenberg theilt einige an ihn gerichtete Briefe Eduard Lasker's mit, denen er interessante persönliche Bemerkungen beifügt. Das Heft enthält auch den Schluß der Erzählung: „Der schöne Valentin", von Helene Böhlau, und eine Skizze aus den Freiheitskriegen: „Lieutenant Günther", von Henning Schönberg. Auch der Artikel über „Theodoros, König von Abessinien", von Th. Nöldeke wäre zu nennen. Im Aprilheft der genannten Monatsschrift beginnt ein in der österreichischen Aristokratie spielender Roman: „Unter uns", von Ossip Schubin. Die Charakteristik der Personen ist sehr zutreffend. Die Letzteren sind meist unsympathisch. Es sind in der Regel Leute ohne Herz und ohne Geist, die uns hier vorgeführt werden. Mit innigem Behagen lasen wir im April- und Maihefte die gemüthvollen Schilderungen italienischen Familienlebens, von Salvatore Farina, die reizenden, getreu nach dem Leben geschriebenen Skizzen: „Meines Sohnes erste Schul- und Liebesstudien" und „Großvater!" Auch die Jugenderinnerungen, von Gustav zu Putlitz zeichnen sich durch warme Darstellung, edle Empfindung, feinsinnige Menschenbeobachtung und liebevolle Menschenkenntnis aus. Otto Brahm's Aufsatz über Heinrich v. Kleist's „Robert Guiskard" wollen wir eben so wenig unerwähnt lassen, wie Wilhelm Scherer's scharfsinnige Studien über Goethe's „Faust" und F. v. Sarburg's fleißig gearbeiteten Aufsatz über das Leben und Schaffen des vor elf Jahren verstorbenen italienischen Dichters Alessandro Manzoni.

Rudolf v. Gottschall bespricht im Märzheft der von ihm herausgegebenen Revue: „Unsere Zeit" drei „neue Sensationsschriften", das Scandalbuch: „Sarah Barnum", von Marie Colombier, Max Nordau's in Oesterreich verbotenes Buch: „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit" und die „Briefe aus der Hölle", von Novel. Die bezeichneten Bücher sind scharf beurtheilt und theilt der Recensent einige interessante Stellen aus denselben mit. Wir finden in dem genannten Hefte u. A. noch einen Artikel über „die Nordpacificbahn", von H. W. Vogel und ein Culturbild aus Cypern. Im Aprilheft wird die spannende, melancholisch ausklingende Novelle: „Schiffbruch," von Frau E. Bely beendet. Es ist dies eine der besten Erzählungen, der wir in letzter Zeit in dieser Monatsschrift begegnet sind. Mit Interesse lasen wir auch den Essay über den französischen Romancier Emile Gaboriau (1836—1873), von Friedrich Karl Petersen und Oskar Meding's „Skizzen aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs in Frankreich", die namentlich interessante Züge zum Bilde Napoleon's III. bringen. Die politischen Zeitfragen im Sudan und in Tonkin werden in Artikeln hervorragender Fachmänner beleuchtet. — Im Maiheft lasen wir einen interessanten, durchwegs den Thatsachen entsprechenden Artikel Wilhelm Lauser's über den spanischen Republikaner, Redner und — Schwärmer Emilio Castelar. Auch Gustav Portig's Studie über den größten Architekten der neuesten Zeit Gottfried Semper, sowie die Erzählung: „Der rechte Platz", von M. Corvus, verdienen Beachtung.

In den letzten drei Nummern von „Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften" fanden wir den Schluß des etwas breitspurigen Romans: „Die Pfeifer vom Dusenbach", von Wilhelm Jensen, zwei hübsche Novellen: „Die schwarze Jakobe", von Paul Heyse und „Der gefrorene Kuß", von Otto Roquette, welch' Letztere eine Episode aus Weimar's classischer Zeit schildert. Originelle Charaktere treten uns in Wilhelm Raabe's humorvoller Erzählung „Villa Schönow" entgegen. Die reich illustrierten Aufsätze über Holland, Jena und die Dayak's auf Borneo, wie überhaupt die eine Specialität der Westermann'schen Hefte bildenden geographischen und ethnographischen Beiträge verdienen volle Beachtung.

Die „Deutsche Revue" bringt zwar in der Regel gediegene, aber zumeist sehr trockene Artikel. Es ist eben im deutschen Reiche für Leser aller Art gesorgt. Das Maiheft z. B. bringt einen ganz interessanten Artikel über Goethe und Ulrike von Levetzow, den sein Verfasser, der Literarhistoriker Heinrich Viehoff, merkwürdiger Weise „Erzählung" nennt. Herr Viehoff hat nun, wie sein College, Hr. Karl Bartsch, absolut kein Erzählertalent; das ist keine Schande, berechtigt aber nicht, „Erzählungen" zu schreiben. Nachdem die „Deutsche Revue" eine ganz zutreffende Entgegnung auf Paul Vassili's Briefe über „den Hof, und die Gesellschaft in Berlin", gebracht,

veröffentlicht sie jetzt einen Artikel über „den Hof, die Diplomatie und die Gesellschaft von Wien", der uns nicht das geringste Neue sagt und daher ganz bedeutungslos ist. – Auch die Artikel: „Zur Orientirung über die Zustände in Oesterreich", von Friedrich v. Schulte erscheinen ziemlich überflüssig. – Außerdem enthält das Maiheft fast nur politische Aufsätze: über die deutsche Orientpolitik, Constitutionalismus und Parlamentarismus, Kriegsaussichten für Deutschland u. s. w.

Die österreichische Touristen-Zeitung (Selbstverlag des Oesterr. Touristen-Club) ist eine Zeitschrift, welche wir Allen, die sich für Alpenkunde und Touristik interessieren, überhaupt allen Naturfreunden angelegentlichst empfehlen können. Die von einem Comité redigierte, monatlich zweimal erscheinende Zeitung hat den Zweck, dem großen Publikum die Touristik in geschmackvoller Weise zu vermitteln, und die Kenntnis und den Besuch der Alpenländer nach Möglichkeit zu fördern, und wird in der That ihrer Aufgabe in vollem Maße gerecht. Der uns vorliegende, soeben vollendete dritte Jahrgang enthält in 24 Nummern oder 48 Bogen eine lange Reihe der anziehendsten und gediegensten Aufsätze aus allen Theilen unserer Monarchie, in erster Reihe natürlich aus dem Alpengebiet. V.

Geschichte der deutschen Literatur von Emil Brenning. (Moriz Schauenburg, Lahr 1883.) Trotz der Fülle derartiger Erscheinungen auf dem Büchermarkte mag sich das vorliegende Werk, das in 10 Lieferungen erscheint, bald seinen Leserkreis erwerben. Die Klippen des Schablonenhaften oder tendenziöser Kritik, an welchen so viele Literarhistoriker scheitern, sind hier vermieden; dem Leser wird die Subjectivität des Verfassers nicht aufdisputiert, sondern es sind ihm nur die Beleuchtungspunkte gezeigt, indem er an der Hand des Autors in die einzelnen Dichtungen eingeführt wird, um sich selber sein Urtheil zu bilden. Zugleich ist das Unwesentliche mit löblicher Kürze abgethan, ohne doch ganz übergangen zu sein, die Hauptsache dagegen gebührend in's Licht gestellt. Die eingeflochtenen, jetzt so beliebten Illustrationen werden Manchem eine willkommene Beigabe sein, da sie als getreue Nachbildungen alter Muster dem Leser eine Uebersicht des jederzeitigen Standes der Illustrationskunst ermöglichen. V.

Schweiger-Lerchenfeld's: **„Von Ocean zu Ocean"**. (A. Hartleben's Verlag.) Reich mit Illustrationen, Karten und einem Farbendruckbilde ausgestattet. Das Werk wird in 30 Lieferungen mit mehreren hundert Illustrationen, Karten und Farbendrucken, Alles in den Bereich seiner Betrachtungen und Schilderungen ziehen, was mittelbar oder unmittelbar mit dem Weltmeere zusammenhängt. Alle physikalischen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse, das Fischer- und Schifferleben, die Gestadeländer aller Continente, die oceanischen Inseln mit ihren vulkanischen Erscheinungen, schließlich die culturelle Bedeutung der Oceane und die „Aesthetik des Meeres": dies Alles füllt das Programm des schönen Werkes aus. V.

Ochsenius C. **Chile. Land und Leute.** Nach zwanzigjährigen eigenen Beobachtungen und denen Anderer kurz geschildert. im: **„Wissen der Gegenwart"**. (Leipzig, G. Freitag. Prag, F. Temsky.) Das vorliegende, mit Abbildungen und Karten reich ausgestattete Buch darf gerade jetzt, wo der siegreiche Kampf der chilenischen Republik gegen Bolivia und Peru allenthalben noch in lebhafter Erinnerung steht, auf ein theilnehmendes Publikum rechnen. V.

Universal-Münzen-Tabelle. Im Selbstverlage von Emil Stoerk in Marburg (Steiermark) ist eine, fast alle Geldsorten der civilisierten Welt enthaltende Umrechnungstafel erschienen, welche sich für jedes Geschäft, Bureau, Hotel, Gast-, Wohn- und Schulzimmer 2c. als Wandzierde, Hilfs- und Lehrmittel vorzüglich eignet. V.

Dem Heimgarten sind ferner zugegangen:

Wiener Sittenbilder. „Mein Weib" (preisgekrönt). „Das Sacrament der Liebe." Von F. v. Kapff-Essenther. (Jena, H. Costenoble.)

Die Geschichte des wackeren Bernhard Lobesam. Von Theodor Löwe. (Dresden, Heinrich Minden, 1884.)

Miniaturen. Ernste und heitere Geschichten von Emil Peschkau. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1884.

Sommersprossen. Neue Humoresken von Emil Peschkau. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1884.

Neue Gedichte. Von Rudolf Otto Consentius. (Leipzig, B. Friedrich, 1884.)

„Der Lamberg". Ein Erinnerungsblatt von R. v. Strehle. (Salzburg, H. Kerber, 1884.)

Walter. Eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert. Von Ernst Lutz. (Würzburg, Stahel'sche Universitäts-Buchhandlung, 1884.)

Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerika's. Festfahrt zur Northern Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von N. Mohr. (Berlin, Robert Oppenheim, 1884.)

„Historische Bibliothek" für die Jugend. Von Ignaz Pennerstorfer. (Wien, Julius Klinkhardt.) 1.—2. Bändchen: Die Aegyptier, Babilonier, Assyrier, Indier. 3.—4. Bändchen: Die Meder und Perser. 5.—6. Bändchen: Die Griechen.

Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage von Michael Flürschheim. (Baden, O. Sommermeyer, 1884.

Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Die Literatur der altorientalischen und antiken sowie der modernen Völkergruppen. Von Dr. Otto v. Leixner. Zwei Bände. (Leipzig und Berlin von Otto Spamer.)

Die Centralisation des Buchhandels. Von August Bolm. (Berlin, A. Bolm, 1880.)

„Soll und Haben." Praktische Lectionen für Geschäftsleute. Neunte vermehrte Auflage. (Wien, R. v. Waldheim.)

Die Familien-Erziehung. Rathschläge für Väter und Mütter. Von Robert Niedergesäß, k. k. Schulrath und Director der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien. 1. Heft. (Wien, Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn.)

Die Bacterien im Haushalte des Menschen. Unsere Freunde und unsere Feinde unter den kleinsten Organismen. Eine populäre Darstellung von Felix v. Thümen. (Wien, Paul Fansey, 1884.)

Anleitung zur Vertilgung der Kleeseide, sowie der Ackerdistel des Sauerdorns und des Kreuzdorns. Von Dr. G. Wilhelm.

Chemische Analyse des Radeiner Sauerbrunnens. Von Dr. J. Mitteregger. (Triest, Ung. Loyd.)

Zwanzigtausend Meilen unterm Meer. Von Julius Verne. Zwei Bände. Siebente Auflage. (Wien, A. Hartleben.)

Reise nach dem Mittelpunkt der Erde. Von Julius Verne. Sechste Auflage.

Postkarten des „Heimgarten".

L. R., Graz: Sie fragen, wie es komme, daß gerade die „bestgeschriebensten, geistreichsten und für gewisse Blätter wie geschaffenen Novellen und Aufsätze von den betreffenden Redactionen zurückgewiesen werden, während oft das schaalste, nichtssagende und nichtsweniger als originelle Zeug Aufnahme findet." Am besten könnten Ihnen hierin die großen Volks- und Familienblätter antworten: Weil die Abonnentenzahl zu sehr sinken würde, wenn ein Blatt lauter Gutes brächte. Allzuviel des Guten kann die große Leserwelt nicht vertragen, und manches Blatt ist an seiner Vortrefflichkeit zu Grunde gegangen. Wir sagen nicht, daß das unsere Principien wären.

S. W. O., Karlsruhe: Sie haben jetzt besondere Gelegenheit, Ihrer Verehrung für die Gebrüder Grimm Ausdruck zu verleihen. In Hanau am Main, als in ihrer Vaterstadt soll diesen großen Männern ein Nationaldenkmal gesetzt werden. Beiträge dazu werden vom Local-Comité alldort gerne angenommen.

Dr. E., Wien: Sie referieren über die geschminkten Wangen der Frau N. Für Kritiken über Malerei haben wir keine Rubrik.

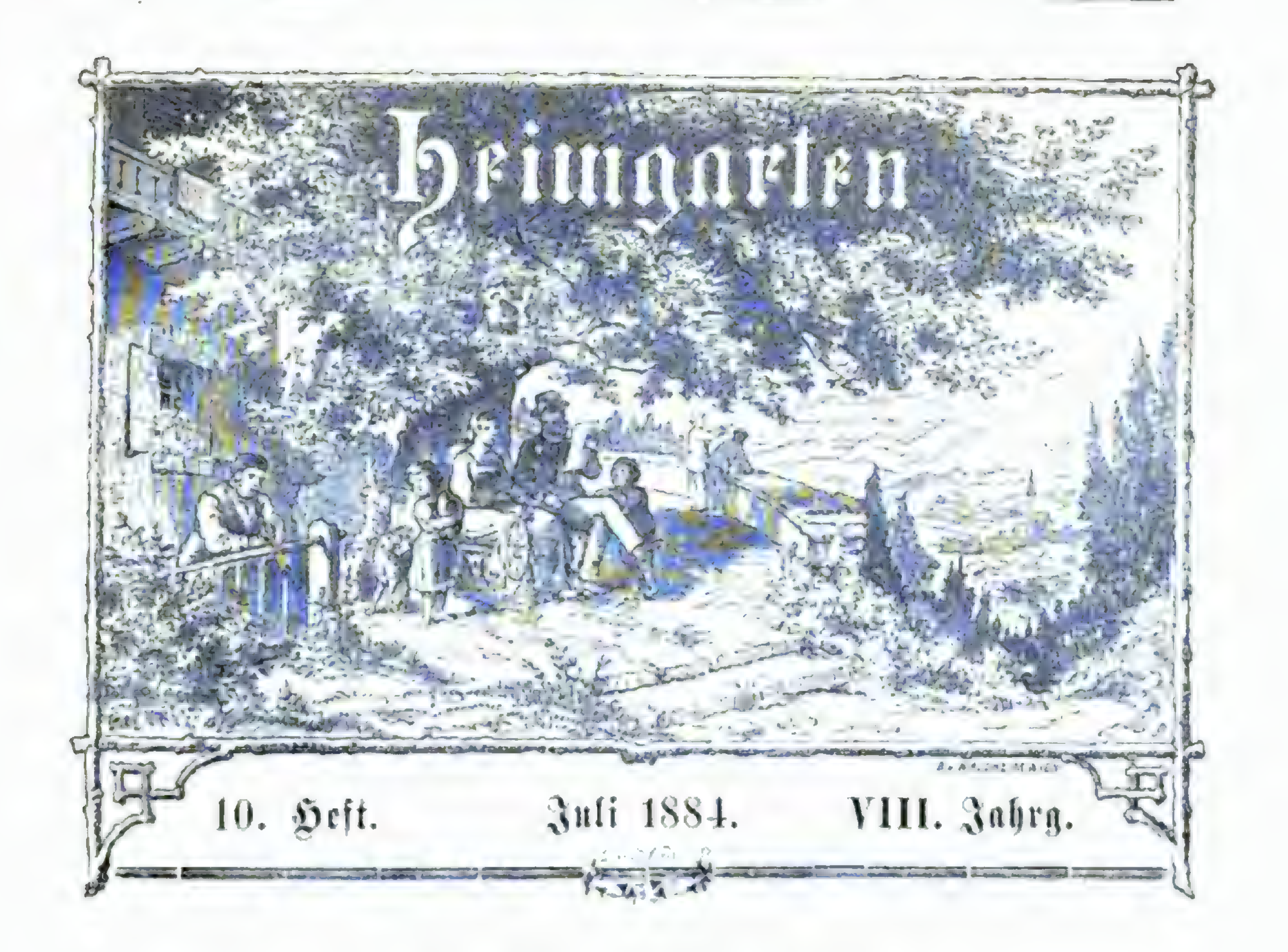
J. F. O., Prag: Sie wollen unser Abonnent werden, wenn wir Ihr Buch loben. Sie klopfen an die unrechte Thür.

V. R. v. L., Wien: Ihre sehr berechtigte Frage in Bezug auf die deutsche Rechtschreibung bedürfte zur Antwort einer größeren Abhandlung. Aber bei uns Deutschen ist Alles Reden umsonst. Ein einziger Cultusminister könnte hierin mehr thun, als alle Philologen und Germanisten zusammen.

Mehrere Leser des Heimgarten: Ueber das Schicksal jenes Mannes, von dem im III. Jahrgange, Seite 232—234, erzählt wird, verweisen wir auf Seite 480 desselben Jahrganges, „Postkarten."

XXX **Vom 1. Juni an bis auf Weiteres sind alle Zuschriften an die Redaction des „Heimgarten" nach Krieglach, Steiermark zu richten. Alle Adressen an die Administration oder Expedition wie bisher an „Leykam", Graz.**

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Masingbauern-Franzl.

Eine Dorfgeschichte aus der Franzosenzeit von P. K. Rosegger.

Mehr als siebzig Jahre sind verflossen seit jenem Frühsommertage, da der Franz, der kernfrische Sohn des Masingbauer, vom Sommerberg herabstieg in das Thal der Mürz. Er hatte ein großes Messer in der Scheide und einen Kugelstutzen in der Hand. Es begegneten ihm Leute aus dem Thale, die auf der Flucht waren hinein in's Gebirge des Hohegg und der hohen Veitsch. Sie schnauften unter den Lasten ihrer mitgeschleppten Habe und ihrer Angst, denn Etliche waren darunter, die das Tragen und Bergsteigen nicht gewohnt worden. Die Einen machten aus dem Schnaufen ein Fluchen, die Anderen ein Beten. Mancher auch rieth dem hinabsteigenden Burschen, umzukehren. Sie thäten schon anrücken vom unteren Thal herauf; vom Wartberg hinabgesehen, wäre Alles blau vor lauter Franzosen. Das Vieh trieben sie den Bauern aus den Ställen und schlachteten es auf freiem Felde. Auch was sonst an geldes- oder essenswert sei, schleppten sie davon. Wer sich um seine Sach' wehre, dem ergehe es schlecht. Ein französischer Commandant habe zwar unten im Schlosse Wieden hören lassen: Der Kaiser von Oesterreich habe Alles verspielt und das Steirerland gehöre zu Frankreich für alle Ewigkeit, und die Franzosen wären da als Freunde, und sie blieben da als Brüder. Wer sich ihnen aber widersetze, mit dem würde kurzer Proceß gemacht. Bei Hechelheim hätten Bauern einem Blauhoseden*)

*) Unter der Bezeichnung „die Blauhoseden" (Blaubehosten) sind die Franzosen von 1805 und 1809 im Mürzthal populär geworden. Ich könnte es leicht erfahren, ob die im Mürzthale eingefallenen Franzen wirklich blaue Hosen trugen, aber mir ist die Soldatenmontur zu aller Zeit so gottlos gleichgiltig, daß ich mir nicht die Mühe nehmen mag, zu untersuchen, mit welchem Tuche diese Welschen ihre Unaussprechlichen verdeckt hatten. Der Verf.

in Vertheidigung ihres Eigenthums die Füße abgeschlagen, sie wären auf der Stelle erschossen worden. Seitdem widersetze sich Keiner. In's Gebirge flüchten, das wäre das Beste und er — der Franz — möge seine Haut nicht zu Markte tragen. — Sie eilten bergan, der Franz stieg thalab. Es hatte ihm keine Rast und Ruh' gelassen oben im Gebirge.

Nun kam er hinaus auf die Weiker Höhe, wo man rechter Hand in's untere und linker Hand in's obere Mürzthal sieht, wie es im sonnigen Sommernachmittag so freundlich und scheinbar friedlich dalag. Zwischen den frühlingsgrünen Feldern und Wiesen standen die Dörfer mit ihren weißen Kirchthürmen. Und zwei Bänder zogen von Ort zu Ort durch das ganze stundenlange Thal; das eine dieser Bänder glitzerte stellenweise wie Silber, schlängelte sich ungebunden fort und hatte fast hin und hin einen Doppelsaum von blassen Weiden. Das war die Mürz. Das andere Band war strammer gezogen und leuchtete schneeweiß, hatte in sich aber zahllose dunkle Pünktlein und Streiflein, die sich sachte bewegten. Dort und da stiegs wie ein grauer Glast empor aus dem weißen Band, das waren die Staubwolken, denn das Band war die Reichsstraße. Von der Schlucht am Wartberge herauf schimmerte die Ruine Lichtenegg, von den Waldhängen des oberen Thales leuchtete die Burg Hohenwang herüber. Unten reckte dort und da ein Eisenhammer seine grauen Schornsteine auf, aber man hörte heute kein Pochen und Hämmern wie sonst; es war für's Erste der Tag des Herrn und für's Zweite hatten die Schmiede keine Lust, Nägel und Pflugscharen und Sensen zu schmieden, wo doch nichts auf der Welt mehr regiert, als der Stutzen*) und der Säbel.

Tief zu Füßen hatte der Franz sein altes Pfarrdorf Krieglach. Winzig, wie die Stadt Betlehem im Krippel zu Weihnachten lagen, von der Höhe gesehen, die Häuser da und man sah über ihre Dachgiebel in die Gassen nieder. Auf dem Kirchplatz herrschte Unruhe und vor dem Posthause waren ganze Rattenkönige von Wägen und Pferden aller Art. Auf den Feldern, die sich gegen Langenwang hinzogen, war's, als hätte sich ein ungeheurer Jahrmarkt mit seinen Zelten und Lärmen niedergelassen. Jenseits des breiten Thales standen die Bergzüge des Gölk, des Königskogels, der Preluleralpen, der Stangelalpen — einer höher hinter dem andern — bis zu den blauenden Zügen der Fischbacheralpen und des Rennfeldes. Alle Berge waren in ihren Schluchten und auf ihren Höhen und Kuppen voll von Wald — nichts als Wald, der sich stellenweise in breiten, dunklen Strömen mitten in's Thal herein ergoß und die hellgrünen Matten unterbrach.

Der Sohn des Masingbauers hatte es nie so gesehen, wie heute. „Es ist ein schönes Land," sagte er vor sich hin, „es ist ein schönes Land. — Und dieses Heimatland sollen die Franzosen haben?!"

Jetzt bemerkte der Franz vor sich einen Mann im Grase liegen, der die Hand zur Faust machte und durch die hohle Faust, wie durch ein Perspectiv, in's Thal hinablugte. Der Wegmacher von der Strecke war's, wie auch der messingene Kaiseradler darthat, den der Mann auf seinem großen, ausgeschweiften Filzhut trug. Der Alte war mit sich übereingekommen darüber, daß er dem Vaterlande bessere Dienste leiste, wenn er auf der Weiker Höhe im Schatten der Lärchen liege, als wenn er unten auf der Reichsstraße den Franzosen Weg und Steg schlichte.

„Wegmacher!" sprach ihn der Franz an.

„Sollt' Einer just einmal eine brave Kanon' heroben haben," murmelte der Alte im Gras, ohne von seinem Fernrohr aufzublicken, „kernfest

*) Unter „Stutzen" versteht man ein kurzläufiges Kugelgewehr.

hinabdonnern auf das Pünktel dort, hätt' auf einmal die ganze Weltgeschichte einen andern Lauf."

„Schauest Dir die Blauhoseden an?" fragte der Franz.

„Schau just einmal auf des Gregerbauern Acker hinab," fuhr der Wegmacher fort, ohne sich umzusehen, mit wem er sprach. „Hast ein gutes Aug'? Dort, wo die sandgrauen Zelte sind. Nicht die weißen — die sandgrauen. Hinter der Wagenburg, wo's so wimmelt und die vielen Rösser stehen. Das kleine, graue Zelt rechts neben dem großen. Siehst es? — Dort ist er drinnen."

„Wer?"

„Der Bonaparte."

„Leicht luigst doch!" sagte der Franz, von dieser Neuigkeit stark überrascht.

„Wahr ist's!" betheuerte der Andere. „Auf der Durchreise, heißts. Habe ihn vor einer Stunde gesehen daherreiten mit seinem ganzen Stab, von Freßnitz herauf. Sie sagen, hinter dem Hölzel*) thäten die Kaiserlichen zusammenrucken und sollt's dort auf der Ebene ob Krieglach eine Schlacht setzen."

„Da bin ich dabei," rief der Franz. Trifft's mich, so richte beim Masingbauer aus, sie sollen für mich ein Vaterunser beten, und der Weiker Jula lass' zu wissen, sie soll sich einen Andern aussuchen und der soll mein G'wand erben. Ich hätt' mein Leben gut verkauft. Jetzt behüt' Dich Gott."

Fester nahm er seinen Kugelstutzen in die Hand und sprang gegen den Masinggraben hinab. Er wollte an den Bergen hin seinen Weg nehmen, um zu den Kaiserlichen zu gelangen. Hoch oben in seinem Masinghause hätte er in letzter Zeit ja schier den ganzen Rummel übersehen und überhört. Wie es vormals geheißen, die Kaiserlichen wollten in's Franzosenland einfallen, da hatte er sich in die hintere Veitsch geflüchtet, daß sie ihn nicht werben konnten. In anderer Leut' Heimat einbrechen, das war nicht seine Sache. Aber jetzt, da die Fremden in s e i n e Heimat eingebrochen! Jetzt heißt's zuschlagen!

Unterwegs begegneten ihm Bauern von der Gemeinde Maleisten, die wußten wieder Anderes. Das ganze Krieglach sei voller Franzosen, aber es wären lauter lustige Leute; sie verlangten gut Essen und Trinken, aber sie zahlten es, und viel besser als die Einheimischen und ließen Jeden mithalten. Sie sprächen schreckbar schlecht deutsch, und wenn sie sängen, so sei Alles „stockwellisch". Die Weiber kämen schon gar gut mit ihnen aus und der Commandant Sahüz, der im Mitterdorfer Schloß*) sein Quartier aufgeschlagen habe, ließe immer wieder verkünden, es würde der Steirer Schade nicht sein, wenn sie klüger wären als die Tiroler; von ihnen selber hänge es ab, ob sie den Freund im Land hätten oder den Feind. Ein großer General wäre da, aber ob es der Bonaparte sei, das wäre nicht ausgemacht. Bei den Franzosen habe jede Division ihren Bonaparte, oder glaube ihn zu haben. Das, mit der Schlacht auf der Krieglacher Ebene wäre leeres Geschwätz. Die Kaiserlichen hätten schon in Alles eingewilligt und der Friede würde in Kurzem geschlossen sein.

Auf solche Nachrichten wendete der Franz seinen Weg; wohin er wollte, das wußte er selber nicht. Er schlug sich durch die Büsche und war zornig. Zornig über die Leute, die sich dessen, was sie zu erzählen hatten, freuen konnten. Er untersuchte sein Gewehr, Ladung und Feuerschloß — Alles in

---

*) Damals legte sich unweit von und oberhalb Krieglach noch ein breiter Waldstreifen von den Bergen herab quer über das ganze Thal. Diesen Wald, von dem die letzten Bäume heute fallen, nannte man das „Krieglacher Hölzel". Der Verf.

*) Schloß Pichel in Mitterdorf, anmuthig am Veitschbache gelegen, wird von der dortigen Bevölkerung das „Mitterdorfer Schloß" genannt.

Ordnung. — Wenn's was zu thun gibt, immer noch eher im Thal, als oben im Gebirge.

Als er durch einen Hohlweg hinabschritt, welcher von blühenden Flieder- und Vogelbeersträuchen wie eingewölbt war, so daß in demselben eine grünliche Dämmerung herrschte, voll süßbetäubenden Duftes, hörte er vor sich von der Biegung her die Schritte eines schweren Stiefels und menschliche Stimmen, theils zudringlich flüsternd und theils angstvoll flehend. Franz dachte sogleich an etwas Besonderes und kroch durch das buschige Gewölbe hinauf und am Stamm eines Kirschbaums empor, den Riemen des Stutzens fest um den Arm geschlungen. Von solchem Versteck aus sah er, was unten im Hohlweg vorgieng. Ein baumstarker, welscher Kerl kam und zerrte lachend und schäkernd ein Bauerndirndl mit sich. Was er ihr fortwährend zuraunte, sie verstand es nicht; sie wimmerte mit gerungenen Händen, daß er sie loslasse um Gotteswillen! Der Franz kannte das Dirndl gar gut — die Jula war's, die Jungmagd vom Weikerhofe. Der Franz soll in demselben Augenblicke ein merkwürdiges Gefühl gehabt haben. Als sie näher herankamen unter der Laube des Hohlweges und die Waffen des Franzosen unheimlich klirrten, und sein brutales Gesicht widerlich grinste und seine Zudringlichkeit so weit gieng, daß er dem um Hilfe rufenden Mädchen die schwielige Hand an den Mund drücken wollte, da faßte der Franz kunstgerecht seinen Stutzen und dachte: Jetzt soll sein Schutzengel, wenn er einen hat, aber bald dazuthun, sonst lebt er nicht mehr lange. — Sie riß dem Franzosen die Hand von ihrem Gesicht; er stieß ein welsches Gewieher aus, Worte, die zuhalb Fluch, zuhalb Kosenamen waren, und suchte ihren Mund mit seinen bebarteten Lippen zu verstopfen — da zuckte durch das Laubwerk der Feuerstrahl. Der Welsche ließ das Mädchen los und krampfte die Finger in seine Brust ein, als wollte er etwas herausreißen, sprang wild schnaufend an die Weglehne, den Schützen anzufallen, stürzte aber rücklings zu Boden und blieb liegen.

Der Franz glitt durch den rauschenden Flieder in den Hohlweg und geleitete das halb ohnmächtige Mädchen von dannen.

Als sie zwischen den Feldzäunen gegen das Weiker-Haus hingiengen und sie sich vor Schreck und Aufregung ein wenig erholt hatten, sagte der Bursche: „Wir zwei haben uns nie ungern gehabt, Jula. Ich wollt' schon lang einmal mit Dir was reden. Jetzt ist's nicht mehr vonnöthen, ich glaube, wir sind Eins — wenn's Dir recht ist."

Sie verbarg sich an seine Brust und weinte. „Ich müßt' ja in's Wasser gehen, wenn Du nicht gewesen wärst," schluchte sie. „Franzl, mein Lebtag lang bin ich Dein."

Der mündliche Vertrag ist mündlich besiegelt worden.

* * *

Eine Stunde später giengs in der ganzen Gegend um, des Masingbauers Franz habe einen Franzosen erschossen. Er selber hatte es in seiner ersten Lust hinausgejauchzt, bis ihm etliche Bauern von der Masing und Maleisten sagten: „Fang's ein, Franz! Einfang's, die unbedacht ausgeschrieene Neuigkeit, sonst bringt sie Dich um!"

Aber einzufangen war sie nicht mehr. Der Hohlweg, wo der Todte lag, war schon voller Franzosen, und Patrouillen schwärmten im Gebirge.

Der Franz floh hinauf in eine Schwaighütte des Hochegg. Noch am selben Abende fielen drei Sergeanten in's Haus des Masingbauers ein, und Einer von ihnen, der zur Noth deutsch sprach, verlangte die Auslieferung des Mörders.

Die alte Bäuerin war da, ein kleines, behendes, runzeliges Weib;

sie warf eben Scheiter in das knatternde Herdfeuer, gab sich trotzig und scharf, das Läugnen des Mordes war ihr zu niederträchtig.

„Wenn die Herren unseren Buben meinen,“ sagte sie, „der ist nicht daheim.“

Wo er wäre?

„Wahrscheinlich, wo es keine Franzosen gibt.“

Wann er nach Hause käme?

„Vielleicht wollen die Herren heut' über's Jahr wieder anfragen. Das Warten wird wohl verdrießen.“

Dabei that sie, als wolle sie eine Pfanne voll Wasser in den Topf gießen, goß es aber wie unversehens in das Feuer, so daß dichter, erstickender Rauch und Dampf aufqualmte und die ganze dunkelgewordene Küche füllte.

Die Männer pfusterten und hüstelten wohl, blieben aber trotzdem höflich. Sie fragten nach dem Hausherrn.

Auch nicht daheim.

Ob sie die Mutter des Burschen wäre, der den Schuß gethan?

Ja, deß sei sie stolz.

So möge sie sich rasch bereit machen, sie müsse mit ihnen.

Recht! meinte die Bäuerin, wenn die Herren in's Land gekommen wären, um alte Weiber einzufangen, so sollten sie wenigstens die jungen in Ruh' lassen.

Ja, ja, sie hatte keine Zähne mehr, die Alte, aber Haare hatte sie doch d'rauf.

Ihre Hausgenossen beschworen die Masingbäuerin, den Feind doch nicht zu reizen. Da packten sie das störrische Weiblein schon an den Armen und legten ihr die Eisen an.

„Oho!“ rief sie, „die Ehr' thu' ich Euch nicht an, daß ich mit Euch raufe!“ Sie gab sich drein. „Da habt's mich — köpft's mich!“

Würde schon werden, versetzte der Wortführer, dann wandte er sich zum entsetzten Hausgesinde: Sie sollten es dem Mörder zu wissen thun, das Kriegsgericht wolle dieser Bevölkerung ein Exempel geben, was dem geschieht, der meuchlings einen Soldaten tödtet. Wenn der Bursche seine Mutter vor dem Tode retten wolle, so möge er sich innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden im Schloß zu Mitterdorf beim Commandanten einstellen. Wenn er nicht erscheine, so würde sie für seine That das Leben büßen.

„Er soll nicht kommen!“ rief die Bäuerin den Hausleuten zu, „sagt es ihm, meinem Franzel, er soll nicht kommen. Er ist jung und soll die Welt genießen. Ich bin ein alter Scherben, zum Sterben allzeit bereit und weiß ich doch, für was. Wenn die Henker schlechter sind, als der Gehenkte, ist der Galgen keine Schand. Behüt' euch Gott! Meinen Mann lass' ich grüßen, den Franzel auch —“

„Allo marsch!“ commandirte der Sergeant und sie zerrten die alte Bäuerin zur Thür hinaus.

„Er soll nicht kommen!“ schrie sie noch einmal zurück. Da waren sie in der Dunkelheit verschwunden.

Jetzt erst erhoben die übrigen Insassen des Hauses — bestehend aus Mägden, die sich endlich aus ihren Verstecken hervorwagten — ein Jammergeschrei.

„Was stellen wir an! Unsere Bäuerin haben sie fortgeführt!“ so klagten sie. Eine war dabei, die wurde plötzlich ruhig und zuversichtlich, als sei ihr ein guter Gedanke gekommen.

„Ich weiß was,“ sagte sie, „aber geschwind!“

„Jesses, Mirzel, was denn?“

„Gießen wir ihnen Sautrank*) nach, daß sie ihr nichts anthun mögen!“

---

*) Küchenspühlicht. Es geht der Glaube, daß Bettelvolk, Zigeuner und anderes feindliche Gesindel, welches ein Haus verläßt, demselben nichts Böses anthun könne, wenn man ihm Küchenspühlicht nachschütte. Vor Allem soll das Mittel gegen schlimme Zauberkünste wirken.

Das thaten sie; ihrer zwei hoben den großen Spühlicht-Trog, trugen ihn vor die Thür und gossen ihn auf die Erde aus, über die der Feind vorhin gegangen. Da hörten sie Schritte. Der Masingbauer kam von der Alm heim, auf welche er an diesem Tage das Jungvieh geführt.

„Wer da unten nur so schreit!“ sagte er, als er an der Thüre die Leute gewahrte. „Wie ich über die Schachenwiese hergehe, höre ich fortwährend rufen: Er soll nicht kommen! Hilfgeschrei kann das doch nicht sein.“

Da huben sie wieder Alle an zu weinen, und erzählten dem Bauer alles Unselige, das sich an diesem Tage zugetragen.

Der Masingbauer zog seinen Rock nicht aus, lehnte seinen Alpenstock nicht in den Winkel. „Sperrt das Haus zu und gebt auf das Feuer Acht“, sagte er und gieng davon. — Still und fest schritt er fürbaß in der finsteren Nacht und das Eisenbeschläge seines Griesbeils schlug Funken aus den Steinen des Weges.

* * *

Auch der Franz fand in derselbigen Nacht keinen Schlaf. Noch niemals war es ihm in einer Almhütte so eng und schwül vorgekommen, als heute — und strich doch die kühle Luft durch alle Fugen. Endlich stand er auf, gieng hinaus und über die thaunassen Hochmatten hin. Er sah die Sterne und stolperte über einen Leichnam. Heftig erschrak er — und es war nichts gewesen, als ein modernder Baumstrunk, den vor Jahren der Sturm mochte niedergeworfen haben.

„Dummes Gewissen!“ sprach der Bursche fast laut, „es war ja nur ein Franzose! Und Nothwehr war's. — Schau, im Mürzthal draußen brennen die Lichter, als ob eine große Stadt dort wäre. Lauter Franzosenfeuer. — Sie machen auch größere. — Morgen hätte ja eine Schlacht sein sollen, und der Feldpater hätte gepredigt und gesegnet und wir hätten zehntausend Franzosen erschlagen und wären tapfere Helden gewest. Wird man da des Einen wegen schlecht sein? — schlecht? Pfui Teufel, mir wird ganz übel.“

Er gieng doch wieder auf sein Heu, und am nächsten Morgen verließ er den hohen Berg und stieg hinab gegen seines Vaters Haus in der Masing.

Dort hörte er denn die Neuigkeit. Die Mutter ist gefangen und wird an ihres Sohnes Statt hingerichtet, wenn sich der Franz innerhalb der achtundvierzig Stunden nicht einstellt. Was dem Franz bevorsteht, wenn er sich einstellt, kann man sich denken.

„Du sollst *nicht* kommen, laßt Dir Deine Mutter sagen,“ schloß die Magd.

„Halt's Maul,“ schrie der Franz und lief thalwärts, rascher als gestern.

Unterwegs begegnete ihm sein Vater. — Mit Hunden hätten sie ihn verhetzen lassen im Mitterdorfer Schloß, als er die Mutter sehen wollte, so erzählte er tiefbekümmert, „und Du“, fuhr er fort, „Du gehst mir *nicht* hinab! — Man hört ja, daß sie Christen sein sollen, die Franzosen, so werden sie die unschuldige, alte Person nicht umbringen.“

„Das *werden* sie!“ rief der Franz, „wenn die Leut' einmal Krieg führen, da sind sie über solche Sachen hinweg, da haben sie kein Christenthum und kein Herz mehr im Leib. Man hört ja, wie sie es anderswo getrieben haben. Mir thut keine Wahl weh, ich geh' hinab.“

„Sie henken Dich!“

„In Gottesnamen, ich bin nicht der Erste.“

„Du bleibst heroben!“ rief der alte Bauer zornig.

„Vater," sagte der Bursche, „wie denkt Ihr Euch denn, daß ich auf der Welt noch weiter leben soll, wenn's alle Stund und alle Stund vor mir steht, Deine Mutter hast lassen hinrichten, weil Du zu feig bist gewesen! Da müßt' ich mich am Ende ja selber henken, und da ist's doch gescheidter, wir brauchen diese welschen Henkersknechte dazu. Indessen, wer sagt denn, daß sie mich hinrichten werden? Der Commandant soll ein Mann sein, mit dem sich reden laßt. Dem Soldaten ist keine solche Gewaltthat erlaubt, als wie sie der gestrige hat vollführen wollen. Das kaiserliche Standrecht hätte ihn selber erschossen. Und ich, hätte ich's sollen hingehen lassen über das Dirndl? Ich will den Herrn Commandanten nur einmal fragen, was er dazu meint. Ich wett' meinen Kopf, er laßt mich heimgehen."

„Den Kopf verspielst!"

„Er laßt mich heimgehen."

„Geh' zu!"

Schier zornig über den Trotzkopf, der sich selber zum Galgen trägt, wandte sich der Masingbauer ab. Bald jedoch kehrte er sich wieder und sagte ganz weichmüthig: „Franzl! — Franzl ich gehe mit Dir. Was soll ich daheim anfangen, wenn ich Dich und die Mutter nicht habe! Ich gehe mit Dir auf Schloß Pichel."

Sie giengen miteinander. Ohne zu sprechen, starrte Jeder für sich auf den Erdboden hin und sah den sonnigen Gottestag nicht, der über der Welt lag.

Als sie unter dem Weiker-Hause hinabstiegen gen Rittis, kamen sie an einem Felde vorüber, wo etliche Weiber die jungen Kartoffelpflanzen anhäufelten.

„Dieselbige in den weißen Aermeln," sagte der Franz, und deutete auf eine Arbeiterin hin, „derentwegen geht's her."

„Das ist die Jula," versetzte der Alte.

„Ich muß ihr Behütgott sagen," sprach der Bursche, und wollte hinaus auf den Acker treten. Der Vater hielt ihn zurück und sagte ein wenig boshaft: „Sie lassen Dich ja heimgehen."

Es ist wahr, dachte der Franz, geht's aus wie immer, für sie ist es besser, wenn ich mich ihr jetzt nicht melde. — Hastig und leise bogen sie den Weg in's Gehölz ein.

Kummervoll waren beide, als sie endlich hinter dem Schlosse Pichel auseinander giengen. Der alte Masingbauer gieng den Weg gegen die Veitsch hin. Dort, wo sich das Thal engt, stand im Walde das Bildnis der heiligen Maria in Zell. Davor kniete er in seiner Bedrängnis nieder und betete.

Am Veitschbache stand der Fischermichel; der Commandant hatte von den steirischen Forellen gehört, er wollte welche haben.

„Du bist so dumm, wie der Fisch im Wasser," sagte der Michel zum Franz, als dieser langsam herantrottete. „Er ködert Dich und Du beißt an."

„Meine Mutter!" murmelte der Bursche.

„Die verlangt sich nicht nach Dir. So oft im Garten wer am Kellerfenster vorbeigeht, hinter dem sie steckt, schreit sie heraus: Sagt es meinem Franzel, dem Masingbauernsohn, er soll nicht kommen!"

„Und weil sie mir's so gut meint, darum soll ich sie verlassen?" fragte der Franz.

„Ich thät's auch nicht," antwortete der Michel. „Geh' nur in Gottesnamen hinein. — Der Commandant Sahüz*) ist heute gut aufgelegt, es soll die Nachricht gekommen sein, daß die Franzosen in Graz eingerückt wären. Vielleicht jagt er Euch aus Freuden davon, Dich und Deine Mutter. Behüt' Dich!"

So ließ sich denn der Bursche zum Commandanten führen: Er sei der

*) Der Name ist nicht verbürgt.

Nämliche, der den Soldaten erschossen habe. Er bitte gehorsamst, daß man seine alte Mutter freilasse, und wolle die Strafe, die ihm gebühre, selber leiden.

Der General, ein wuchtiger Mann mit weißem, kurzgeschorenem Kopf und weißem Schnurbart, der an den Mundwinkeln in zwei langen Schwänzen niederhing, ein alter Degen, barsch und höflich zugleich, und viel Feuer in den Augen — dieser blickte den trotzigen Burschen nicht ohne Wohlgefallen an. Dann ließ er die alte Bäuerin aus dem Keller holen. Diese fuhr scharf auf ihren Sohn los und überhäufte ihn mit Vorwürfen.

„Kein Hund ist so hündisch, daß er selber zum Schinder geht!" rief sie. „Und wird's weiter was Schönes sein, wenn sie einen jungen, lebensfrischen Mann erwürgen, und das alte Weib lassen sie heimgehen —"

„Mutter!" rief der Bursche drein.

„Still bist! Daß Du mir jetzt toll in's Unglück springst, nachdem ich Dich mit Kümmernuß auferzogen hab'! — Dein Aufdieweltkommen hätt' mir auch das Leben kosten können; hast nicht darnach gefragt. Das Nöthen und viel Kranksein Deinetweg, Du hast nicht darnach gefragt. Und jetzt auf einmal! Jetzt auf einmal!"

Sie drehte sich rasch an die Mauer, denn daß sie weinen muß, das sollen sie nicht sehen.

Der Commandant ließ sich vom anwesenden Dolmetsch die Worte der Alten erklären. Dann gieng er rasch und klirrend die Stube auf und ab, blieb plötzlich zwischen Mutter und Sohn stehen und schrie zornig: „Welchen ick s o l l also todtschieß!"

„Herr General!" versetzte nun der Franz demüthig. „Wenn Sie ein herzliebes Mädel haben, und es kommt Einer und will es in Unehr bringen, und Sie haben das Gewehr in der Hand und sind wahnsinnig vor Lieb und Zorn, und der Kerl braucht Gewalt — was gilt's, Sie schießen auch!"

„Bien!" antwortete der Commandant. Hierauf begab er sich wieder auf eine Fußwanderung durch die große Stube, während der Franz starr wie ein Baum dastand und seine Mutter mit wirrem Haar und wirren Gedanken an der Mauer lehnte. Endlich stellte der General folgendes Begehr: Er wolle das Mädchen sehen, um das sich die ganze Sache drehe, man solle es ihm vorführen, dann werde er den Delinquenten begnadigen.

„Vorführen?" sagte der Franz lauernd, „Das geschieht nicht."

„Das geschieht," rief die Alte.

„Eher sieben Kugeln in meine Brust!" sagte der Bursche.

„Ganz gescheit, Herr General!" schrie die Bäuerin, „das Mädel hat die Suppen eingebrockt, sie soll sie auch ausessen. Sie soll kommen, geschieht ihr ganz recht! Sogleich schicke ich sie. Darf ich jetzt gehen? Heut' noch schicke ich sie, Herr General, mit einem Korb Eier schicke ich sie. Braucht selber nichts zu wissen. Aber das heilig' Ehrenwort, Herr Franzos, daß er mir den Buben heimschickt, wenn er das Dirndl gesehen hat. Kein Gewissen hat er nicht, der Franzos, wie man hört, aber eine Ehr' hat er. Habt Ihr gehört, Manner, das heilig' Ehrenwort! Die Hand her! — Brav. Er hat's gegeben, Ihr habt's gehört. Jetzt gehe ich. Jetzt gehe ich gern. Behüt' Dich Gott, Franzl! Hunger wirst nicht leiden im Keller, Hunger nicht. Du kommst mir bald nach, Haderlump, lieber! Behüt' Dich Gott!"

Sie trippelte rasch zur Thüre hinaus. Der Commandant, der ihr vorhin in der That den Handschlag gegeben hatte, begleitete sie artig ein paar Schritte dahin — es war doch eine Dame, und galant ist der Franzose immer. Dem Franz wurde die wohlbesteckte Messerscheide aus der Hosentasche gezogen, dann führten sie ihn in das Gefängnis ab, in welchem vorhin die Mutter gesessen. Das war ein Gemüsekeller. Die Rüben, die aufgehäuft in

einem Winkel lagen, waren schon stark im Faulen, trieben aber frische Keime und schwindsüchtiges Kraut von blaßgelber Farbe, wie es eben ohne Sonnenlicht wachsen kann. In einem andern Winkel, so tief im Dunkeln, daß es erst das gewöhnte Auge entdecken konnte, war ein Fäßchen, mehr noch als zur Hälfte gefüllt. Recht bald überzeugte sich der Franz, daß es eitel Essig enthielt. Ein Bund Stroh, der den Winter über wohl das Gemüse zugedeckt hatte, war auch vorhanden, und in demselben noch die Grube eingedrückt, vom Liegen der Mutter. Ein Bauersmensch ist gar nicht böse, wenn er sich mitunter des Werktags einmal auf das Stroh strecken kann; das Unheimliche war hier nur das Warten auf den Henker.

Der Franz rüttelte einmal an der Thür. Diese dumme Thür hält's mit den Franzosen, sie weicht nicht, sie ist von Außen mit einem Anlegschloß zugeschnallt. Aber das war noch die größte Sorge nicht. Die größte Sorge war das Versprechen der Mutter, dem Franzosen die Jula zu schicken. Sie ist doch sonst klug. Allein für eigen Fleisch und Blut begeht so ein Weib alle Thorheit und Schlechtigkeit der Welt. Das unschuldige Mädchen opfern! Das wird noch eine ganz curiose Geschichte werden. Wir wollen die Freiheit, die so theuer erkauft wird, auch werthen. Wir haben den einen Franzosen erschlagen, wegen des Mädchens, wir wollen auch den zweiten erschlagen. Diesen Eisenhaken da oben, den reissen wir aus der Wand. So. Ist ein scharfes Zeug. Wollen ihn einmal unter die Weste hineinstecken, wie ein Dolchmesser, daß wir bewaffnet sind, wie ein Räuberhauptmann. —

Der Commandant machte einen Ritt durch das Lager, welches zwischen Mitterdorf und Freßnitz, südlich der Reichsstraße aufgeschlagen war. Als er in's Schloß zurückkehrte, erwarteten ihn gute Nachrichten von dem glücklichen Vorschreiten der Invasion in Steiermark und Krain. Er gab Befehle zur Vorbereitung für den Marsch seiner Truppen. Dabei vergaß er aber auch nicht, die Schildwachen am Thore zu beordern: Wenn sich ein Bauernmädchen mit Eiern einstellte, sollten sie es passiren lassen und zum Commandanten weisen. Wenn derlei bis Abends sieben Uhr nicht vorkomme, so sei — und das sagte er zum Adjutanten — an diesem Abende noch eine Execution zu vollziehen. — Hierauf zog sich der Commandant zurück auf seine Stube.

* * *

Der Sohn des Masingbauers hatte sich mittlerweile in seinem Gefängnisse zweckmäßig eingerichtet. Das Essigfäßchen soll auch für was gut sein; er rückt es vor, stellt es auf die Daubenkanten, benutzt es als Fußschemmel. Auf diesem stehend, konnte er zum Fenster hinaussehen. Das Glas hatte er leicht ausgehoben, mit dem Gitter gieng das nicht. Aber zwischen den Eisenstäben sah man so prächtig auf die Berge von Krieglach, auch auf die Weiker-Höhe, und die Niederung, wo das Haus steht, in dem die Jula wohnt. Man sah auch prächtig hinaus auf den Sandweg, der durch den Baumgarten nahe am Fenster vorbeizieht, und auf welchem die Jula mit den Eiern vorüberkommen muß. Da mag er mit ihr denn doch ein Wörtel reden, ehe sie sich um die Thurmecke des Schlosses biegt und von den Schildwachen in Empfang genommen wird.

Die Sonne gieng über und an den steilen Waldlehnen des Sommerberges und des Schrelz flossen die Schatten nieder. Das Mädchen war noch nicht erschienen. Sie ist wohl selber so schlau, daß sie nicht geht, dachte er, aber dieser Gedanke war ihm ganz eigenthümlich unangenehm. Wenn sie weiß, daß sie ihn retten kann, so

soll sie kommen. Und doch wollte er hinausrufen, wie seine Mutter hinausgerufen hatte: „Sie soll nicht kommen!“

Plötzlich rasselte das Vorlegschloß an der Thür. Der Franz dachte an's Vesperbrot. Ein bärtiger Kopf radebrechte zur Thür die Frage herein, ob der Delinquent einen Priester wünsche.

So, dachte sich der Franz, soll's doch Ernst werden? — Natürlich, wenn sie nicht kommt!

In demselben Augenblicke, da er einen Blick durch das Fenster warf, sah er zwischen den Pappeln eine weibliche Gestalt herankommen, am Arme einen jener gelblich-weißen Handkörbe, wie man sie in der Gegend zum Eiertragen gebraucht.*)

Er brauche nichts! rief er dem Mann an der Thür zu. Dieser blieb aber zu seinem Entsetzen stehen und entfernte sich nicht.

„Ich brauch' nichts!“ schrie er noch einmal, mittlerweile machte er durch einen neuen Blick in's Freie eine Entdeckung, die ihn umstimmte.

Er stieg vom Fasse herab und sagte zu dem Franzosen: „Ich habe von Euch, Erzräubern, keine Barmherzigkeit erwartet. Die Gerechtigkeit steht bei Gott. Wenn Ihr mir das Leben nehmt, so kann ich nichts machen. Urtheilsspruch habe ich noch keinen gehört?“

„Wird rechtzeitig verlesen werden.“

„Noch will ich mit meinem Pfarrer von Krieglach sprechen.“

„Merci!“ antwortete der Franzose, gieng und schloß die ächzende Thüre hinter sich zu.

Der Franz setzte sich auf das Faß und hielt mit beiden Händen das Haupt und that einen tiefen Seufzer um den andern. Endlich schaute er doch wieder hinaus in die abendliche Gegend. — O, du schöne Welt!

Der Himmel war so blau. Die Berge lagen in einem zarten, sonnigen Duft. Die Spitze des Wackenberges und die Felskanten der Kampalpe leuchteten noch in der Sonne. Die Weiden der nahen Mürz waren so regungslos und darüber zitterte ein weiches Klingen. Das ist die Abendglocke vom Thurme zu Krieglach, der hinter den Bäumen von Freßnitz mit seinem röthlichen Keildache aufragt. — Dort über die Wiesen gehen die Mähder heim, sie haben Feierabend. Wir auch. — Dort auf dem Berge hinter den Kirschbäumen steigt vom Rauchfang das Blaue auf. Die Weikerin kocht das Abendmahl. — O Welt, wie bist Du schön! —

Aber um das Schloß herum war noch nicht Feierabend. Hinter der Gartenmauer schrillten Schaufeln. Es war zu hören, als ob sie Erde aus einer Grube schaufelten ... Da huben im Haupte des armen Burschen die Gedanken an, gegen die Stirnwand zu stoßen. Wild rüttelte er am Gitter. Hinaus! Leben, leben um jeden Preis!

— — — — — — — — — — —

Dem Commandanten wurde das Mädchen mit den Eiern gemeldet.

„Entrez!“

Sie torkelte zur Thüre herein, gerade auf den Commandanten zu, dem sie den Eierkorb in die Hand geben wollte. Er nahm ihn aber nicht. Er war sehr erstaunt. — Eine etwa zwanzigjährige Dirne, klein und schief gewachsen, an der linken Seite des Halses einen Auswuchs, der so mächtig war, daß er das Haupt stark nach rechts drängte. Dieses Haupt war plump, das Gesicht aufgedunsen und mit den kleinen, wässerigen Augen schaute sie auf den Officier hin, grinsend und röchelnd und blöde.

Er fragte, wie sie heiße? Sie glotzte drein. Er fragte, ob sie Die

*) Sparsame Bäuerinnen pflegen die Eier, mit welchen sie die Woche hindurch von ihren Hühnern beschenkt werden, am Sonntag zu den Dorfwirten oder in die Bürgershäuser zu tragen. Der Erlös dafür ist ihr besonderes Taschengeld, für das sie dem Mann nicht verantwortlich sind.

wäre, wegen welcher der Mord geschehen? Sie nickte bejahend mit dem Kopfe und grinste.

„Oh horreur!“ rief der Commandant. „Wenn der Mann nicht schon wäre caput, ick ihn hätt' lass' executieren! Ist das Gusto für Franzose!?“

Sofort ließ er den Bauernburschen aus dem Keller holen. Dieser hatte früher mit einem Blick durch's Fenster gesehen, daß es nicht die Jula war, die da mit dem Eierkorb heranwackelte, sondern die Dodl-Dirn. Das war ein Halbcretin aus dem Boseggхause in der Maleisten. Allmählich gieng dem Franz ein Licht auf; er durchschaute die List der Mutter. Daher folgte er jetzt dem Büttel mit neuem Muthe.

Als er in die Stube trat, gröhlte die Dodl-Dirn: „Franzel! Masingbauern-Franzel!“ und torkelte ihm entgegen.

Der Commandant verlor kein Wort mehr. Eigenhändig öffnete er ihnen die Thür. —

Der Franz führte seine Retterin, die Dodl-Dirn, dankbar heim, aber nur in's Boseggһaus, nicht in das seine. Für dieses war die feine, blauäugige, muntere Jula erkoren, und am selben Tage, als die letzten Franzosen abzogen aus dem Thale, giengen beide mit einander zum Pfarrer von Krieglach.

„Nun, mein Lieber, unser Begegnen hätte, wie ich hörte, ja leicht unerfreulicher ausfallen können,“ sagte der Pfarrer.

„Wohl, wohl,“ rief die Masingbäuerin, die auch zugegen war, „die Jungen sind gescheidter, aber die Alten sind klüger. Und daß ich den leckerigen Franzosengeneral angeführt habe, das wird mir der Hergott wohl auch noch verzeihen.“

Als nach vierzehn Tagen das junge Paar in den Masinghof einzog, steckten die Mägde ihre Köpfe zusammen und flüsterten in ihrer Freude: „Wenn wir dazumal den Franzosen den Sautrank nicht nachschütten, so hätten wir ganz was Anderes erlebt, als wie das!“

Familiengeschichte eines Stubenmädchens.

Eine Erinnerung aus der Radetzky-Zeit. Von Paul Andor.

Meine Frau erzählt:

Die Wiege meiner Lisa, einer zweiten Mignon, stand im hohen Marmorpalaste zu Verona; in dem Glanze der Freiherrnkrone der Barone von — wir wollen sie aus Rücksicht für die Ueberlebenden Acrona nennen — deren uraltes Adelsgeschlecht einst zu den mächtigsten Italiens gehörte, verlebte das Mädchen mit seinen Eltern und Geschwistern in den glücklichsten Verhältnissen seine ersten Jahre. Von Wohlstand umgeben, wuchs das Patricierkind zur Freude seiner Angehörigen heran, ein besonderer Liebling seiner schönen Mutter. Der Vater, einer der begabtesten und stattlichsten Männer seiner herrlichen Vaterstadt, lebte viel zu viel dem öffentlichen Leben, den Vergnügungen und Jagden, um für seine Familie viel Zeit zu erübrigen.

Seine etwas unbändige Natur litt ihn wenig zu Hause. Man sah ihn zumeist in Gesellschaft von österreichischen Officieren, wo es ihm leicht war,

auf ebenso leidenschaftliche Sportfreunde mit Cavalierspassionen zu stoßen, wie sie ihn selbst erfüllten. Sein Bedürfnis nach Umgang mit gebildeten, auf der Höhe der Zeit stehenden Männern fand in dem Verkehr mit dem ausgezeichneten Officierscorps des dort stationierten Regimentes volle Befriedigung, und bald wurde dieses sein alleiniger Umgang. Seine Standesgenossen, die Blüte der veronesischen Aristokratie, hatten sich zumeist schmollend auf ihre Landgüter zurückgezogen und flohen jeden Contact mit den Austriaci, wie die Pest; es war eine natürliche Folge, daß Baron Acrona's offen zur Schau getragene Vorliebe für die „Usurpatoren" alle seine Jugend- und Familienfreunde von ihm entfernte, und dadurch seine engere Familie in eine ganz isolierte Stellung gerieth.

Frau und Kinder litten viel unter diesen Verhältnissen. An eine Umkehr war aber bei des Mannes Stolz nicht zu denken. Im Gegentheil. Je weitere Kreise seine alten Freunde zogen, um eine Begegnung mit ihm zu meiden, je wohlgemeintere Mahnungen und Rathschläge sie ihm ertheilten, je dringender die Bitten der gekränkten Gattin wurden, um so enger knüpften sich seine Beziehungen zu dem Officierskaffeehause auf der Piazza Brà. Man sah ihn nur mehr unter dessen Säulengängen mit Militärs rauchend, spielend und plaudernd, oder mit diesen Reit- und Jagdpartien unternehmend und auf ihren Bällen tanzend; hörte ihn fast nur mehr deutsch sprechen und in seinem Hause traf man nur ausschließlich deutsche Gesellschaft an. Alle früheren Beziehungen wurden abgebrochen, und um nur ja recht deutlich die Verachtung zu erkennen zu geben, mit welcher der Landsleute Mißbilligung ihn erfüllte, ließ der Baron Fest auf Fest, Gastmahl auf Gastmahl folgen. Sein Palast wurde zum Lieblingsaufenthalte aller in Verona lebenden Oesterreicher.

Außer der Mißbilligung der Einheimischen hatte aber dieses Treiben noch eine andere, viel ernstere Folge. Die Acrona's gehörten nicht zu den Reichsten, wohl aber in die Reihe derjenigen besitzenden Familien, die stets in den geordnetsten Verhältnissen sich befanden; dem wurde nun anders. Das stets wohlgefüllte Haus sollte bald die Taschen leeren. Acrona vernachlässigte Alles, was er früher mit Sorgfalt betrieben. Er kümmerte sich kaum mehr um Weib und Kinder, Lieblingsstudien und Güterverwaltung; hingegen lebte er flott in Saus und Braus bei stets üppiger Tafel, umringt von liebenswürdigen Zechgenossen. Dazu kamen schlechte Ernten, unredliche Beamte, falsche Speculationen, mit einem Worte, der unausbleibliche Rückschritt ließ nicht lange auf sich warten. Aber anstatt dadurch zur Besinnung gebracht zu werden, stürzte der Unglückliche immer tiefer in den Abgrund. Ein Gut nach dem anderen wurde belehnt, die Feinde triumphierten und die Freunde jubilierten nichts ahnend weiter.

Bei Acrona hatten sich im Laufe der Jahre zwei fixe Ideen entwickelt. Diese waren: eine abgöttische Verehrung für Vater Radetzky, an dessen Seite, in dessen Gefolge er zur stehenden Figur ward, und eine heftige Neigung zur Bigotterie. Diese bei seiner aufgeregten Art bald zur Leidenschaft gesteigerten Tendenzen sollten das Maß des Unheils voll machen. Noch heute erinnern sich Augenzeugen mit Staunen der unerhörten Pracht, mit der die jeweilige Anwesenheit des großen Feldherrn in Verona von Baron Acrona gefeiert wurde, an die Feste, welche dieser ihm zu Ehren veranstaltete, an die Prachtgespanne, mit welchen er ihn einholte, an die glanzvollen Illuminationen, kostbaren Weingelage u. s. w., zu welchen Namens-, Geburts- und sonstige Erinnerungstage zu Ehren des Helden willkommene Veranlassung gaben. Ein gut Theil

Ruin war die natürliche Folge solchen Treibens, und den Rest besorgten die Herren „Frati“. Acrona lebte fortan kaum mehr mit seiner Familie, er entzog ihr sogar allmählich einen großen Theil des gewohnten persönlichen Comforts. Alles, was zur geistigen Ausbildung der Kinder gehörte, wurde bald als überflüssig entfernt; Lehrer, Bonnen, Erzieherinnen wurden entlassen, ebenso derjenige Theil des Hausstandes, der bisher den Dienst bei Frau und Kindern versah. Die jugendlichen Geschwister blieben fast sich allein überlassen, denn die immer energieloser werdende Mutter erwies sich bald als zu schwach, um die Erziehung selbst zu übernehmen. Ein trostloses Bild erwuchs aus diesem Zustande, und der einmal in's Rollen gebrachte Fels war nicht mehr aufzuhalten, er riß bald Alles mit sich fort in den Abgrund und dem Verderben entgegen.

Eine folgenreiche Episode beschleunigte die Katastrophe; der Tod von des Barons hochbetagter Mutter, einer gebornen Comtessa R., an der er allein noch mit großer Liebe hieng und die sich immer einen gewissen Einfluß auf ihn zu bewahren gewußt hatte, sollte Allen verhängnisvoll werden; sie starb plötzlich und unerwartet an einem Schlagflusse, während er gerade im tollen Treiben das letzte seiner Güter, einen reizenden Landsitz in den Bergen, seinen drängenden Gläubigern auszuliefern, verreist war. Der Bote, der ihm die Trauernachricht überbracht hatte, erzählte mit Entsetzen von dem Eindrucke, den sie auf ihn äußerte.

Bei dieser Gelegenheit zeigten sich das erstemal an dem wüsten Manne Symptome eines abnormalen Geisteszustandes.

Ein Heer von Priestern hatte diesen Sterbefall zu einer Invasion im Palaste benützt, doch die frommen Brüder waren wohl keiner darauf vorbereitet, mit dem tobenden Wütherich, dessen Schmerz sich hier ebenso, wie vorher in der Villa, mit erschreckender Heftigkeit äußerte, einen so harten Strauß kämpfen zu müssen. Bei dem Umstande, daß er zuweilen Anläufe dazu genommen hatte, dem Schoße der Kirche gänzlich zu verfallen, war es umso auffallender, daß er trotzdem gegen alle Landessitte durchaus darauf bestand, die Leiche in der Hauskapelle und nicht auf dem Campo Santo zu bestatten. Dies konnte und wollte man nicht gewähren. Es brachte ihn fast zur Raserei, die Reste der so geliebten Frau aus den Räumen entfernt zu wissen, wo sie gelebt, und deren Seele, sozusagen, sie gewesen war. Es nützte kein Zureden, kein Drohen.

Tag und Nacht gieng er nicht von der Seite des Priesters, der die Gebete bei der Todten verrichtete, und schwur hoch und theuer, nur der Gewalt zu weichen. „Man versuche es doch, ihm seine Mutter zu entreißen“ — und so wie sich ihm Jemand näherte, dessen Absichten Verdacht in ihm erregten, schlang er seine Arme um den todten Körper und drückte diesen so fest an sich, daß die Beiden von einander unzertrennlich wurden.

Ein grausiges Schauspiel!

Alles stand rathlos diesen Scenen, die schon seit zweimal vierundzwanzig Stunden währten, gegenüber. Schon war die Verwesung so weit vorgeschritten, daß selbst der Mann der Kirche keines Bleibens mehr fähig war — der Sohn blieb, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, allein an den Stufen der Bahre die Wache haltend.

Am nächsten Morgen beabsichtigten die Behörden rücksichtslos vorzugehen und um jeden Preis, selbst gewaltsam, wenn nöthig, den Lebenden von der Todten zu trennen, doch — es sollte überflüssig werden, zu diesem Mittel zu greifen. Denn, wer beschreibt das Erstaunen Aller, als man des Morgens den Baron wieder ruhig und gefaßt in seinem Bette fand! Er sah nun auf einmal das Unmögliche seines Verlangens

selbst ein, auch willigte er schließlich in die Beerdigung am Friedhofe. Man athmete freier auf, da endlich der Mann wieder zur Vernunft gekommen war; das Vorgefallene wurde einer heftigen Nervenüberreizung zugeschrieben, und man machte sich nun schleunigst daran, ein solennes, des Namens der Familie und der Verdienste der Verblichenen würdiges Leichenbegängnis zu veranstalten. Mit allem Pomp des katholischen Ritus, dessen eifrigste Anhängerin die Verstorbene gewesen, wurde der Körper zur ewigen Ruhe bestattet. Es fiel wohl auf, daß der Sohn der Trauerfeier nicht beiwohnte; nachdem aber sein großer Schmerz und die heftige Erregung allgemein bekannt geworden, fand man es bald natürlich, wenn es über seine Kräfte gieng, diesen schweren Gang zu thun.

Er selbst saß still und wie in sich versunken im Hause; fast theilnahmslos ließ er Alles um sich geschehen; furchtbar müde und abgehärmt war seine Miene, der herkulisch gebaute Mann schien wie gebrochen. Auch nach Wochen noch war er durch Nichts aus dieser Lethargie zu reißen, eine völlige Wandlung war mit ihm vorgegangen, alle Lebenslust geschwunden.

In den vor Kurzem noch von Festen und Gelagen erfüllten Räumen lebten nun wie wandelnde Schatten Baron und Baronin Acrona ein trübseliges Dasein, jede Berührung mit der Außenwelt ängstlich meidend. Wäre nicht die kleine Schaar der lustigen Kinder in diese düstere Umgebung gezwängt gewesen, man hätte leicht an gänzliche Verödung des Palastes glauben können. Doch ihr heiteres, fast wildes Treiben entlockte dem alten Gemäuer manch' frohes Echo, sie wuchsen heran und gediehen körperlich, daß es eine Freude war. Von der Mutter hatten sie die gute Gemüthsart, vom Vater die Kraft geerbt; die Knaben versprachen wahre Prachtkerle zu werden, die kleine Elisa entwickelte sich hingegen langsamer und blieb ein zartes, blasses Geschöpfchen, das ihre Brüder mit vieler Sorgfalt hegten und pflegten.

Ueberhaupt war es rührend zu beobachten, wie jetzt nach dem Tode der „povera nonna" Camillo, der Aelteste, ein schöner, aufgeweckter Knabe, die Führung seiner jüngeren Geschwister an sich nahm. Bei der gänzlichen Vernachlässigung von Seite der Eltern war es bisher die ehrwürdige Greisin gewesen, die dafür sorgte, daß die beiden älteren Jungen wenigstens in die Geheimnisse der nothwendigsten Elementarkenntnisse eingeführt würden; sie mußte wohl auch ihren ganzen Einfluß zur Geltung bringen, um hierzu ihres Sohnes Einwilligung zu erlangen. Seiner Ansicht nach war es ja ganz überflüssig, sich irgend welche Kenntnisse zu erwerben. „Seine Kinder müßten Bauern werden, dies seien die glücklichsten Menschen; nur Derjenige, der nichts ist, nichts weiß und nichts hat, könne auf Erden sich selig preisen" und was dergleichen Paradoxen mehr waren.

Natürlich konnte die gute Contessa, wie sie allgemein genannt wurde, diese plebejische Auffassung nicht theilen; da sie aber aus Erfahrung wußte, wie nutzloses Beginnen es sei, ihren Sohn von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen, so nahm sie ihre Zuflucht zu ihren lieben Freunden, den geistlichen Herren, und durch diese wurde den beiden Knaben die Wohlthat des Lesens, Schreibens und Rechnens in kleinen Dosen beigebracht. Das Geheimnis dieses Complotes vor dem Vater zu bewahren, war nicht schwer, da er sich ja in keiner Richtung mit seinen Kindern beschäftigte.

Nun war es aber seit dem Tode der alten Dame mit alledem vorüber. Jetzt mußten wohl die Größeren das Gelernte auch den kleinen Geschwistern mittheilen. Das gieng freilich nur mühsam von statten und kostete viele Thränen, doch die guten Jungen ermüdeten nicht in ihrer schweren Aufgabe und waren überhaupt die Schutzengel ihrer beiden

kleinen Leidensgefährten. So viel es ihr frühreifes Verständnis zuließ, nahmen sie sich sogar des Hauswesens an. Das ehedem so große Gesinde war bis auf den Portier und eine alte Magd zusammengeschmolzen; die Anderen waren es satt geworden, jahrelang ohne Lohn einem brutalen Herrn zu dienen, und hatten sich Einer nach dem Anderen nach Aneignung des erstbesten Gegenstandes, der sich ihnen darbot, aus dem Staube gemacht. Der Stall stand verwaist, der Keller geleert da, viele von den wertvollen alten Gemälden fehlten von den Wänden — gänzlicher Verfall stand vor der Thüre; Woche um Woche verstrich, bei den Gerichten lief Klage um Klage der unbefriedigten Gläubiger ein. — „Nehmen Sie, was Sie finden können, und machen Sie sich bezahlt" — das war die einzige Antwort, die man von Acrona auf alles Drängen erlangen konnte, und so verschwanden allmählich die letzten Kunstschätze, die der alte Palast durch Jahrhunderte in seinen Sälen geborgen hatte.

Um diese Zeit verbreitete sich in dem von der Familie bewohnten Stadtviertel ein Gerücht, das ganz darnach angethan war, die leicht erregbare Phantasie des lebhaften Veroneser Völkchens in Aufruhr zu versetzen. Die erschreckten Leute behaupteten nämlich, seit dem Tode der alten Contessa giengen in der Hauskapelle Gespenster um — „und wer es nicht glauben wolle, der brauche sich um Mitternacht bloß gegenüber dem Kapellenfenster auf die Mauer zu schwingen, und von dort ließe es sich allnächtlich beobachten, wie sich um Mitternacht im Schiff des Kirchleins ein Schein irrlichtartig bewege" — es gab sogar Frauen, die behaupteten, daß in der Nähe der Kirchenthüre ein eigenthümlicher Geruch zu verspüren sei. Bei der großen Neigung der Bevölkerung zu Aberglauben aller Art nahm dieses zuerst schüchtern auftretende Gerücht schnell größere Dimensionen an, und die Beunruhigung der Leute wuchs um so mehr, als in der That der früher erwähnte Geruch den Charakter von Moder annahm.

Es blieb nichts übrig, als eine behördliche Untersuchung anzuordnen.

Dieser dem Baron zugekommene Beschluß hatte einen neuen Wuthparoxismus seinerseits zur Folge.

„Er werde Jeden wie einen Hund niederschießen, der es wagen wolle, sein Heiligstes zu schänden." Mit einem wohlgeladenen Revolver postierte er sich zur festgesetzten Stunde an die Kirchenthüre und hielt sich so eine Weile die Andringenden vom Leibe. Unterdessen hatte man, von Acrona unbemerkt, mittelst einer Leiter von außen das Kapellenfenster erstiegen, erbrochen und ließ Leute in das Schiff hinabsteigen. Dasselbe war in der That von einem pestilenzialischen Verwesungsgestank erfüllt, und dieser führte in wenigen Augenblicken zu einer unerwarteten Entdeckung.

Unter dem Hochaltar fand sich in einer Nische eine Kiste, aus welcher der furchtbare Duft entströmte. Ein schon ganz verwester weiblicher Leichnam bot sich nach der Eröffnung den entsetzten Blicken der Anwesenden dar. Dadurch, daß eine Blendlaterne und Zünder in der Nähe des Versteckes standen, war man diesem leicht auf die Spur gekommen, und auch der nächtliche Geisterschein auf die natürlichste Weise erklärt. Trotz der völlig entstellten Gesichtszüge war es schon mittelst der reichen Kleidung und der Schmuckgegenstände nicht schwer, die alte Contessa in der Todten wieder zu erkennen.

Eine peinliche Scene spielte sich hierauf in den geheiligten Räumen ab.

Trotz aller möglichen Vorsicht war das Geräusch, das die Suchenden im Innern des Kirchleins verursachten, durch die Pforte zu den Ohren des sich draußen der andringenden Volksmenge erwehrenden Barons gedrungen. Man sah ihn plötzlich den bewaffneten

Arm wie gelähmt senken und Todtenblässe sein Gesicht überziehen, er neigte sein Ohr einen Augenblick lauschend zur Schlüsselöffnung, aus der ihm der Laut gedämpfter Menschenstimmen entgegenklang, und dann sank er wie vernichtet in die Kniee. Das Volk, das Zeuge dieser plötzlichen, ihm unerklärlichen Wandlung war, wich erschreckt zurück. Die Ursache dieses so jähen, unvermittelten Wechsels erfuhren die Leute einen Augenblick später mit dem Erschließen der Kirchenthüre, auf deren Schwelle Acrona leblos hingestreckt lag. Es war ein dramatisch tiefbewegtes Bild!

Doch nur einen Augenblick währte das thatlose Entsetzen; alsbald wurde der Fund ruchbar, und es griffen zwanzig Arme nach dem Frevler, um ihn zu packen und der Gerechtigkeit zu überliefern; dieser schnellte bei der ersten Berührung wie elektrisiert in die Höhe, entblößten Hauptes, stieren, wie wahnwitzig blitzenden Auges, in der Rechten hoch die Waffe schwingend, wie das drohende Geschick, ragte er über alle Köpfe hinweg. Und so mächtig wurden die Umstehenden von der Naturgewalt dieses Mannes bezwungen, daß wie auf ein Zauberwort tiefe Stille im Kreise herrschte und ihm wie von selbst freie Bahn durch die Menge entstand. Solche rasche Uebergänge kann man oft bei südlichen Völkern beobachten. Ruhigen, gemessenen Schrittes verließ er unbehelligt den Platz vor der Kapelle und verschwand in dem hohen Portale des vor ihm sich öffnenden Palastes. Als nach wenigen Secunden die Männer des Gesetzes Einlaß fanden, war er daraus, verschwunden, und trotz der emsigsten Nachforschungen, als hätte ihn die Erde verschlungen, keine Spur von ihm zu entdecken.

Vergeblich war alles Forschen; Steckbriefe wurden erlassen, Placate angeschlagen, Polizei und Militär aufgeboten, es war Alles nutzlos. Sein Verschwinden war und blieb ein ebenso ungelöstes Räthsel, wie es die näheren Umstände des Leichenfundes in der Kapelle stets bleiben sollten. Dies war der Schlußact des Dramas, das die ehrwürdigen Marmorsäle des Palazzo Acrona in Verona zum Schauplatz hatte. Die lauernden Manichäer hatten von dessen Pracht bald Besitz ergriffen, und daraus zog nun: ein gebrochenes, hilf- und mittelloses Weib mit vier unmündigen Kindern. Als letzter Zufluchtsort blieb dann nur mehr die ärmliche Hütte der alten Magd, der guten Dora, der einzigen, treuen Seele, die in einem benachbarten Dörfchen ihnen wenigstens Obdach und Nahrung bot.

Die verhältnißmäßig glücklichsten Tage ihres Daseins sollten die Kinder in diesem Bauernhause verleben. Frei von Zwang, in gesunder frischer Landluft nahmen sie dort zusehends an Kraft und Gesundheit zu und wurden selbst arbeitstüchtige Landleute. Die Bücher wurden für immer verbannt. Jetzt hieß es, der treuen Alten nach Kräften hilfreich beistehen. Die Jungen bearbeiteten das kleine Gemüsegärtchen beim Hause, Elisa half in der Küche und am Arbeitstische und so gestaltete sich das Dasein ganz erträglich. Der reichste Lohn lag in einem schwachen Lächeln auf den Lippen der unglücklichen Mutter, die zum Mittelpunkt aller Bestrebungen der jugendlichen Geschöpfe geworden war. Das Mißgeschick hatte diese vorzeitig gereift, und mit rührendem Ernst giengen sie an ihre Aufgabe: der Mutter Entbehrungen nach Möglichkeit zu verringern. Die Geschwister hiengen mit leidenschaftlicher Hingebung aneinander; des verschwundenen Vaters, der so viel Leid und Schande über sie gebracht und sie nun so schmählich ihrem traurigen Schicksale überlassen, wurde viel und mit großer Bitterkeit gedacht, doch seiner nie Erwähnung gethan. Wie im stillen Einverständnis vermied man ängstlich jede Anspielung auf die Vergangenheit und lebte, froh ihr

entrückt zu sein, ein fleißiges, arbeitsames Dasein.

So war das Jahr 1859 mit seinem Kriegsgetümmel herangekommen. Selbst in die Einsamkeit der Verbannten drang rasch die Kunde von den Unglücksfällen der österreichischen Armee. Verona und dessen Umgebung wimmelte von Militär. Die Knaben konnten keinen Fuß vor die Thüre setzen, ohne Soldaten zu begegnen. Waren sie auch noch kaum den Kinderschuhen entwachsen, so pochten ihre jungen Herzen doch schon heftiger bei den Erzählungen der tapferen Krieger.

„Wäre ich doch schon älter," so klagte Camillo öfter, „ich wollte ein solcher Held werden, wie der große Radetzky; dann kaufte ich unser Haus wieder, und Mütterchen dürfte nicht mehr weinen."

„Und ich," so ließ sich Rodolfo vernehmen, „ich schenkte ihr gleich unsere Villa wieder — damit sie wie sonst im Sommer mit Elisa dahin ziehen könnte."

So unterhielten sich die braven Jungen in den seltenen Erholungsstunden, die sie sich gönnten, mit den Bildern, die ihre reiche Phantasie herauf beschwor; doch ihre friedliche Existenz sollte noch immer keine dauernde bleiben. Merkwürdige Erscheinungen drohten sie aus ihrem ruhigen Winkel zu vertreiben. Die Bevölkerung des Dörfchens zeigte sich auf einmal gegenüber der schon so schwer geprüften Familie fast feindlich. Bisher hatte stets ein freundliches Einvernehmen zwischen dieser und den Contadini geherrscht, Alle waren für sie von Mitleid erfüllt und bewunderten den Fleiß und die Energie der Knaben; jetzt begegnete man ihnen unfreundlich, zuweilen sogar hart. Im besten Falle wich man einer Begegnung mit einem Mitgliede der kleinen Niederlassung auf auffallende Weise aus. Niemand konnte sich diese Wandlung erklären, — nur die alte Dora schien etwas mehr darüber zu wissen. Auf das Andrängen ihrer Schützlinge hatte sie lange Zeit als Antwort bloß Thränen, beschwichtigende und ausweichende Reden, bis Camillo eines Tages, seiner nicht mehr mächtig, die Drohung fallen ließ, er könne dieses schmachvolle Dasein so nicht länger ertragen und werde den ersten Besten, der es wage, wie gestern geschehen, auf seine Ansprache ihm verächtlich den Rücken zuzudrehen, derart zurichten, daß es Niemandem mehr beifallen solle, ihn zu beleidigen. Dies raubte der Alten den Rest ihrer Fassung.

„Das wirst Du nicht thun, Du Unglückskind," kreischte sie, „weißt Du denn nicht, daß sie nur auf eine Gelegenheit lauern, um an Euch Rache zu nehmen?"

„Rache? Wofür? Was thaten wir ihnen zu Leide? Keinem Thiere haben wir jemals ein Leid angethan, geschweige denn diesen Menschen, die uns so freundlich in ihre Mitte aufgenommen haben. Weßhalb bedrohen und beschimpfen sie uns jetzt? Ich will, ich muß es wissen, und bin fest entschlossen, mir von ihnen nicht das Geringste mehr gefallen zu lassen."

„Camillo, anima mia, ich beschwöre Dich," so ließ sich die Gute nun vernehmen, „beruhige Dich. Heute Abends, wenn Alles schläft, hole ich Dich auf mein Stübchen, und da sollst Du Alles wissen, was ich selbst erfahren; Dir muß ich das Schreckliche nun wohl anvertrauen, doch vorderhand ist's unnütz, daß wir Deiner armen Mutter und den Kindern etwas davon sagen."

So schonend und mildernd, als nur irgend möglich, wurde der unglückliche Sohn nun von dem neuen Brandmal in Kenntnis gesetzt, das der tief gesunkene Vater den Verlassenen auf die Stirne zu drücken für gut befunden, um sie zu Geächteten zu stempeln. Im ganzen Lande war es ein offenes Geheimnis geworden: Es kämpft im Lager der Oesterreicher der ent-

schwundene Baron von Acrona und leistet diesen Spiondienste gegen seine eigenen Landsleute, er ist ihr bester und verläßlichster Kundschafter geworden, verkauft und verräth sein eigenes Blut. — Sein fluchbedeckter Name war so zum ärgsten Schimpfworte im Munde jedes Italieners geworden. — „Du bist ein Acrona," war gleichbedeutend mit dem Vorwurfe aller Feigheit und des gemeinsten Verrathes.

Todtenstille folgte diesen Offenbarungen der alten Amme. Mit von Schluchzen unterbrochener Stimme fielen die Worte von ihren dürren Lippen, um wie glühende Kohlen die Seele des gepeinigten Jünglings zu versengen; fahle Blässe überzog Camillo's schöne Züge und große dicke Thränen liefen seine gebräunten Wangen hernieder — diese letzte Schmach zu ertragen, fand er fast die Kräfte nicht mehr. „Mamma, mamma mia", dies waren die einzigen Worte, die sich mühsam seiner gepreßten Brust entrangen, gleichsam als suche er in dem Gedanken an die verlassene Mutter Trost und Muth zum Ertragen dieses Schrecklichsten. Armes, hart geprüftes Kind!

Fort, fort, weit fort von hier! — Das wurde nun das Losungswort. Er beschloß rasch mit Dora, das Haus und Gärtchen, sowie ihre ganze Habe, so gut es gieng, zu Geld zu machen und mit dem Erlös eine Uebersiedlung in fremdes Land zu bewerkstelligen. Unter fremdem Namen würden sie dort unangefochten ihr anspruchsloses Dasein mit ihrer Hände Arbeit fristen können. „Oh, sie solle sich nicht fürchten, er wolle für sie Alle sorgen, sein Blut freudig dafür hingeben, wenn es ihm gelinge, von sich und den Seinen die Schmach ihres Vaters abzuwälzen — nur fort, fort von hier!" Natürlich willigte Dora in Alles. Man sah die Beiden nun öfter geheimnisvolle Reden austauschen, es wurde viel und lange berathschlagt, um aus dem Wenigen möglichst Vortheil zu ziehen. Stück um Stück verschwand aus dem bescheidenen Haushalte. Zuerst die schöne weiße Kuh und Nina, die Eselin, aus dem Stalle, dann folgten die wenigen Silber- und Schmuckgegenstände, die man aus dem allgemeinen Ruin gerettet hatte. Nun waren es die Mutter und Geschwister auch zufrieden. Ohne ihnen die wirklichen Gründe auseinander zu setzen, war es nicht schwer, sie zu überzeugen, daß es in ihrer Lage immer mehr von Vortheil wäre, unter Fremden ein ungekanntes Leben zu führen, als hier, wo jedes Kind ihre traurige Vergangenheit kenne. Alle waren erfreut, ob dieses guten Gedankens, und Aller Augen blickten froh, in der Aussicht, durch eine große Entfernung zwischen die schmachvolle Vergangenheit und sich einen Riegel zu schieben. Doch, wie fast immer im Lebenslauf dieser Familie, hatte das Schicksal auch jetzt wieder sein Veto bis zum entscheidenden Augenblicke aufgespart.

Es war an einem wunderschönen Herbstabende. Im Laufe des Tages hatte man endlich für Haus und Gärtchen ein annehmbares Anbot erhalten, und wollte nun nochmals im Familienrathe in Erwägung ziehen, ob man darauf eingehen oder lieber in Aussicht größeren Vortheiles zuwarten solle. In der kleinen Laube am Ende des Gärtchens hatte sich die ganze Familie des Geächteten mit Dora gesammelt; mit gramdurchfurchten Zügen und resigniert gefalteten Händen horchte die Dulderin eine wahre mater dolorosa, den stürmischen Reden ihres Aeltesten; voll Hoffnung und Zuversicht schilderte dieser die nahe Zukunft; es war unmöglich anders, als von des jungen Helden Lebensmuth sich hingerissen zu fühlen. Man versuchte es kaum, seinem Drängen zu widersprechen, und beschloß auf sein stürmisches Verlangen, den Kauf schon am nächsten Tage abzuschließen und in 48 Stunden mit der geringen, noch vorhandenen Habe fortzuziehen aus dem Orte, wo man so

viel gelitten und unschuldigerweise so tief gekränkt worden. —

Venedig war zur ersten Haltstation erkoren, dort lebten Dora's Brüder von Fischfang und Schifferhandwerk. Sie betrieben einen ausgedehnten Handel; und ihr Geschäft brachte sie oft bis nach Triest hinüber. Ihrer Arbeit verdankten sie ein geräumiges Wohnhaus in Chioggia, das für Weib und Kinder bequemes Obdach und ihnen selbst nach des Gewerbes Mühen ein trauliches Heim bot; dort war für die erste Zeit eine Zufluchtsstätte gesichert, und Dora zweifelte nicht, daß mit Hilfe ihrer braven Brüder ein Weiterkommen gefunden würde. Die Aussicht auf dieses mehr als bescheidene Los, das aber endlich, sie des Brandmals ihres Namens entkleidend, den heiß ersehnten Frieden für die geliebte Mutter bringen sollte, erfüllte die Armen mit Wonne; nur Dora theilte nicht die Freudigkeit ihrer „tesori“, wie sie sie nannte. Es nagte an ihrem treuen Herzen wie giftige Schlangen, daß die edlen Abkömmlinge des alten Patriciergeschlechtes, die sie in Pracht und Glück das Licht der Welt erblicken gesehen hatte, nicht nur ihr angestammtes Recht und Erbe verloren, sondern jetzt auch noch aus ihrem Vaterlande und vor ihren Landsleuten wie Verbrecher flüchten müssen. Heiße Thränen fielen auf ihre schwieligen Hände — „e tutto questo per via di quel birbante!“ — fluchte sie im Stillen zähneknirschend und ballte die Fäuste unter der Schürze.

Doch, was war zu thun? Es gab leider keinen andern Ausweg aus dieser Trübsal, und im vollen Einverständnisse über die Vorbereitungen für die bevorstehende Unternehmung wünschte man sich gegenseitig im Angesicht des hell leuchtenden Mondes „buona notte“. Alle erhoben sich, um die wenigen Schritte bis zur Hausthüre zurück zu legen.

„Guarda mamma, la mia stella è questa!“ rief Camillo noch auf der Schwelle der etwas zurückgebliebenen Mutter zu, indem er auf das strahlende Sterngebilde des Orion wies; im selben Augenblicke und gleichsam wie zum Hohne als Antwort, zischte es durch die Luft und ein weißes Päckchen fiel zu den Füßen der erschreckten Frau nieder. Sie bückte sich instinctiv und hob es auf. Es war ein mit Bindfaden umwundenes, mit einem Steinchen beschwertes Papier. Ahnungsvoll zitternd entfaltete sie es, und kaum waren ihre Blicke auf die Schriftzüge, die es bedeckten, gefallen, so sank sie mit einem Schrei ohnmächtig zusammen. Und doch enthielt es, wie sich die Herbeigeeilten sofort überzeugten, blos die drei Worte: „Andrò con voi!“

Welche Bestürzung, welches unsägliche Elend brachten diese armseligen drei Worte den Bedauernswerthen. Ueber den Schreiber konnte kein Zweifel herrschen. Der böse Geist, die Geißel, das Gift ihres jungen Lebens war ihnen nahe, um sie zu verderben, bis in die letzte Zufluchtsstätte, die sie sich mühsam errungen, zu verfolgen.

Verzweiflung bemächtigte sich nun selbst des heldenmüthigen Jünglings, der bisher so stark und muthig dem Mißgeschick die Stirn geboten. Was beginnen? Rathlos standen sie sich gegenüber; die kahlen Wände des kleinen Stübchens waren Zeugen unbeschreiblichen Jammers und kaum verhaltener Wuth. Der nach bangen Stunden hereinbrechende junge Tag beschien nur bleiche verstörte Mienen unsäglich unglücklicher Menschen. Sie Alle waren einig: des Bleibens war hier nun erst recht nicht für sie, also fort, das Wohin war gleichgiltig, da es ja beschlossen schien, daß Schmach und Schande sie überall hin geleiten würde. „Besser, wir tragen sie in die Fremde, als an unserer eigenen Geburtsstätte, Geächtete zu sein,“ so knirschten die Brüder.

Alle Vorbereitungen wurden mit verdoppelter Hast und Eile getroffen,

und wirklich gelang es, zur festgesetzten Zeit Alles abzuwickeln.

Zur bestimmten Stunde standen die beiden Gefährte vor der Thüre. Für die Mutter war besondere Sorgfalt geboten. Seit der unerwarteten Botschaft war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre Augen glühten, wie in unheimlicher Fieberhitze, eine brennende Röthe flog zuweilen über das bleiche Angesicht und doch behauptete sie, nicht krank zu sein, und versicherte, nicht zu leiden, sie entwickelte sogar eine ungewohnte Thätigkeit und drängte mehr als alle Uebrigen zur Abreise. Freilich schüttelte Dora ihr greises Haupt dazu und meinte: „La signora baronessa non mi piace, ma niente affatto."

Vor Tagesanbruch standen die Auswanderer vor der Hausthüre versammelt, starren Blickes, bleichen Antlitzes, wortlos. Der Herbstwind wirbelte das dürre Laub des wilden Weines, der das Häuschen so zärtlich umschlungen hielt, um ihre Füße, als wollte er sie bestricken, zum Verweilen auf heimatlichem Boden bestimmen; der alte Haushund beschnüffelte ihre Kleider, leckte an ihren Füßen und blickte sie wie fragend, traurig an — fort, fort, der böse Dämon, er will es so.

Stumm wurden die Fahrzeuge bestiegen, ein letzter Blick dem traulichen Häuschen, aus dem ein unseliges Geschick sie verjagte, dem niedlichen Gärtchen, das sie mit ihrer Hände Arbeit bebaut, der Stätte ihres erhofften und nun verlorenen Friedens — und dann Addio — Addio für immer! Sie bogen um die nächste Ecke, das traute Heim war ihren Blicken für ewig entschwunden.

Die Reise gieng ungehindert von statten. Wäre nicht die augenscheinlich zunehmende Fieberhitze der Mutter Grund zu steigender Besorgnis gewesen, das junge Blut hätte in der Lust des Reisens, in dem Reize der Neuheit und der Abwechslung, die sich ihren erstaunten Blicken bot, fast des drückenden Alps sich entledigt, der sich ihnen Allen so schwer auf die beklommene Brust gesetzt hatte.

Nur wenige Stunden währte auch dieser Genuß. In Mestre war es, daß sie der Fluch ihres unschuldigen Daseins wieder ereilte und sich persönlich zu ihnen gesellte. Ein großer, bärtiger, streng und kalt blickender Mann erschien, küßte die Mutter und rief die Kinder beim Namen. Er war es. Nach vierjähriger Abwesenheit, plötzlich, wie aus der Erde gestampft, kam er wieder zum Vorschein, verwittert, gealtert, düster und wüst in dem befremdlichen Wesen. Wo er geblieben, was er getrieben? Man hat es nie erfahren. Vielleicht weiß es die Grabstätte seiner Mutter, wo ja schon ein anderes schweres Geheimnis verscharrt liegt.

Er führte sie über das Meer in die Nähe einer großen Stadt im Herzen Oesterreichs, die ich nicht näher bezeichnen will. Man bezog eine kleine Wohnung in der Vorstadt und richtete sich bescheiden ein. Der Baron verfügte allem Anscheine nach über reichliche Geldmittel und sorgte für die nöthigsten Bedürfnisse der Seinen. Freilich geschah dies Alles in jener schroffen, unnahbaren Weise, die die Herzen entfremdet. Bei seiner herben Strenge, bei der Lieblosigkeit, mit der er sich gab, war an ein zärtliches Verhältnis und inniges Familienleben nicht zu denken; ja die Jünglinge, eingedenk des seinetwegen Erlittenen, standen ihm feindlich gegenüber. Sein barscher, befehlender Ton reizte sie geradezu zum Widerstande, doch sie kämpften oft der Mutter und Schwester zu Liebe die Empörung in sich nieder und ließen sich willig zu der Verrichtung niedrigster Hausarbeiten gebrauchen, wenn es die Laune des Despoten so forderte.

Acrona fand eine eigene Freude an der Demüthigung seiner Söhne und

entwickelte eine nimmer rastende Erfindungsgabe in immer neuen Mitteln, sie zu quälen. Besonders hart bestraft wurden sie, wenn sie im Contact mit Büchern, die nicht Gebetbücher waren, befunden wurden. Dafür wurden sie so häufig als nur möglich in die Kirche, zur Beichte und an Wallfahrtsorte geschleppt. Er selbst brachte den größten Theil seiner Zeit dort zu, der Rest verstrich bei seinen Mahlzeiten im Restaurant. Zu Hause begnügte man sich mit der einfachsten, selbst bereiteten Mittagskost. Natürlich konnte diese Existenz für die jungen Männer nicht währen. Die schwer niedergehaltene Empörung mußte zum Ausbruch kommen, und dazu kam sie auch.

Drohend standen sie eines Tages dem Vater gegenüber. „Wir wollen Männer und nicht Heuchler werden. Wir wollen arbeiten, geachtete Bürger dieses Landes sein. Du hast uns heimatlos gemacht, wir wollen uns eine neue Heimat erringen. Lasse uns ein Studium, ein Handwerk ergreifen, zu Haushunden und Betschwestern lassen wir uns nicht mehr gebrauchen.“

Unbeschreiblich ist die Wuth, die sich des Verblendeten bei diesen Eröffnungen bemächtigte, doch furchtlos standen die Jünglinge dem erhobenen Arme gegenüber und blickten herausfordernd in des Wüthrichs Auge — und der Arm sank vor ihren muthigen Mienen kraftlos hernieder.

Tags darauf sah man Camillo und Rudolf zur Stadt wandern, sie lenkten ihre Schritte in die Residenz der obersten Behörden. Trotz ihrer dürftigen Kleidung wußten sie sich dort durch Nennung ihres Namens Einlaß zu verschaffen und erschienen vor dem Antlitz des ersten Beamten. Dieser fand Wohlgefallen an den blühenden jungen Männern mit den offenherzigen Gesichtern und ließ sich ihre Geschichte in Kürze erzählen. Mitleid und Erstaunen malte sich, nachdem sie geendet, in seinen wohlwollenden Zügen. Schließlich fühlte er sich zu wärmster Theilnahme angeregt und versprach, ein Mittel für ihre Unterkunft zu ersinnen. Mit diesem Troste waren die Beiden entlassen und begaben sich wohlgemuth nach Hause.

Den nächsten Morgen schon wurde der Vater vor Sr. Majestät Stellvertreter befohlen. Die Folge dieser Unterredung war eine Reise, die er nach Wien mit seinen beiden Aeltesten unternahm. Zweck und Ziel dieses Unternehmens hüllte er vor ihnen vorderhand in tiefes Dunkel. Schwer wurde der Abschied, der auf das Höchste Gespannten. Am schwersten von dem kranken, blassen Mütterchen und der treuen Dora. Den jüngeren Geschwistern wurde die Fürsorge für diese Lieben warm an's Herz gelegt; letztere wurden innig ihrer und Gottes Obhut anbefohlen. Bangen Vorgefühls voll und doch gehoben durch das Bewußtsein, endlich einer Consolidierung ihrer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft entgegen zu gehen, zogen die jungen Männer mit dem mürrischen, mit sich selbst zerfallenen alten Sünder nach dem schönen, großen Wien, wo der gütige Kaiser wohnt. Dort schien ein anderer Geist in den Alten einzuziehen. Wie staunten die Söhne, als sie der Vater bei den Höchsten und Mächtigsten des Reiches, wo sich die Thüren für ihn wie von selbst erschlossen, als seine „geliebten Kinder“ vorstellte, für die er jetzt um ein Unterkommen zu bitten sich erlaube — „da bei seinen bekannten Unglücksfällen er außer Stande sei, weiter für sie zu sorgen,“ wurde stets in larmoyantem Tone beigefügt. Ueberall erhielt er die Versicherung, daß es „bei seinen Verdiensten“ nicht fehlen könne, Erfüllung seiner Wünsche zu finden. Und in der That wurden ihnen glänzende Aussichten eröffnet, die jedoch alle an der mangelnden Schulbildung in Nichts zerflossen. Tief beschämt mußten die Unglücklichen auch diese Schmach über sich ergehen lassen; hingegen gelang es dem verstockten, so

tief gesunkenen Vater auch diesen Umstand anzubeuten, indem er betont: „daß er nicht einmal in der Lage war, seinen armen Kindern die Wohlthat einer gewöhnlichen Schulbildung angedeihen zu lassen.“

Er spielte die Comödie mit vollendeter Kunst!

Die militärische Carrière wurde der einzige Ausweg. Venetien war bereits an Italien abgetreten, es mußte also vorerst das österreichische Heimatsrecht wieder erworben werden; dies geschah denn auch und die jungen Freiherren wurden in die Soldatenjacke gesteckt. So froh und stolz trug kaum noch eines Bürgers Sohn des Kaisers Rock! neues Leben und Streben war mit dem Bewußtsein in ihre Gemüther gezogen, daß sie von nun an gehobenen Hauptes in die Reihen von tapferen Kameraden treten können und ein Recht auf Achtung ihrer Mitmenschen sich zu erringen in der Lage sind. Gerührten Herzens dankten sie, alles Vergangene vergessend, dem scheidenden Vater. Dieser fuhr fort, sich bei allen hohen Herren eines jammervollen Tones zu befleißigen. „Meine arme Frau und meine armen Kinder“ waren zu stehenden Redensarten in seinem heuchlerischen Munde geworden; dabei traten ihm wahrhaftige Thränen in die Augen, die einen Stein erbarmt hätten. Die eigenen Söhne wurden an ihm irre und fiengen selbst an zu glauben an seine Einsicht und Umkehr zum Besseren. In dieser Täuschung sahen sie ihn wieder heimwärts ziehen. Nur zu bald sollten sie die Briefe, die von dort einliefen, eines Anderen belehren.

Jetzt warf der Alte sich immer zwangloser der Schlemmerei und Kirchendienerei in die Arme. Endlich raffte der Tod die schon längst geknickte Dulderin, die sich sein Weib nannte, wenige Monate nach der Trennung von ihren Söhnen hinweg, und seither fehlte der einzige Kitt, der ihm noch einige Rücksichten auferlegt hatte. Die nicht unbedeutenden Summen, die ihm allmonatlich aus geheimnisvollen Quellen zuflossen, verpraßte er zum größten Theile; der Rest floß in die Kirchencassen. Das zurückgebliebene junge Mädchen, ihr Bruder und die greise Dienerin sahen sich endlich gezwungen, durch Arbeit selbst für den täglichen Bedarf zu sorgen. Die Mißhandlungen, die sie noch nebstbei von dem nun wieder bei ihnen wohnenden Trunkenbolde erdulden mußten, waren der einzige Lohn für die Aufopferung, mit der sie ihn trotzdem in seinen häufigen, durch Ausschweifungen herbeigeführten Krankheitsanfällen pflegten. Als sich auch die Wohnungsmiethe als zu hoch für ihre schwachen Kräfte erwies, verließ man das nette Häuschen in der Vorstadt und bezog eine Dachstube. Lisa suchte und fand bald Arbeit für ihre geschickten Finger, der Bruder hatte im nahen kaiserlichen Lustschloß als Hilfsgärtner lohnende Beschäftigung gefunden und Dora, die noch immer Rüstige, besorgte den ärmlichen kleinen Haushalt.

Durch zwei Jahre führten sie noch dieses entsagungsvolle, freudenleere Dasein, von den Wenigen, die davon wußten, bemitleidet und hochgeschätzt, von den fernen Brüdern nach Möglichkeit unterstützt. Manche ihrer Gönner hatten es versucht, durch Anrufung des Schutzes der Behörde einen Theil der dem unwürdigen Vater zufließenden Gelder für die Bedauernswerthen zu retten, doch des Mannes räthselhafte Macht war noch immer groß genug, um dies zu vereiteln. — Endlich erlöste der Tod seine Umgebung von diesem Ungeheuer. In einem Anfall von Säuferwahnsinn, heftiger als die vorhergegangenen, hauchte er seine ruchlose Seele aus.

In seinen Papieren fand sich die Lösung zu den Räthseln in seinem Leben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo es die Hinterbliebenen wagen könnten, diese das Licht der Oeffentlichkeit erblicken zu lassen, sie werden

sorgfältig gehütet. Vielleicht heben sie durch ihren Inhalt einst den Schatz, der sie wieder in jene gesellschaftliche Stellung einsetzt, die ihnen vermöge ihrer Geburt zukommt. Ob dies gegenwärtig noch zu ihrem Glücke beitragen würde, ist schwer zu entscheiden. Vorderhand leben die drei Brüder, wenn auch in untergeordneter, so doch ehrenvoller militärischer Stellung am Hofe zu Wien. Dora ist auch zu ihren Vätern eingegangen und ruht neben ihrer geliebten Herrin am Friedhof zu Sanct Anna. Lisa aber, die schutzlos Gebliebene, kam durch Vermittlung von Freunden in mein Haus und spricht mir oft von dieser traurigen und so merkwürdigen Geschichte. Sie ist jetzt meine rechte Hand, mein Factotum, und wird mich hoffentlich nur verlassen, um einst das Erbe ihrer Ahnen anzutreten. Amen.

Die rothe Schleife.

Von Robert Hamerling.*)

Frau Evrilda war eine recht gut erhaltene, hübsche und leidlich gescheite Frau von 37 Jahren, welche bis dahin nicht übel den Anforderungen entsprochen, die man an sie als Gattin und Mutter stellte, und welche beinahe schon angefangen hatte, in ihren häuslichen Pflichten völlig aufzugehen, als sie die Entdeckung zu machen glaubte, daß eine gewisse Art von hellrother Schleife, unter dem Halse an ihrem Kleide befestigt, ganz ausnehmend vortheilhaft zu ihrem Gesichte stehe, ihr ein viel jüngeres, hübscheres Aussehen verleihe.

Ihr Mann, der sie zufällig noch immer sehr liebte, und der nicht gerade ein Othello war, aber doch zu jener, ich weiß nicht ob größeren oder kleineren Hälfte der Ehemänner gehörte, welche die Frauenwesen, die so großmüthig waren, sie mit Herz und Hand zu beglücken, durchaus für sich allein haben wollen, rümpfte beim Anblick dieser Schleife die Nase und hatte allerlei dagegen einzuwenden. Er fand sie zu plump, zu grellfarbig, zu kokett und Gott weiß was.

Sie sagte ihm ganz ehrlich, sie trage die Schleife, weil dieselbe ihr gut stehe und weil sie damit hübscher und jünger aussehe.

Der Gatte fragte, wie sie dazu komme, nun plötzlich hübscher und jünger aussehen zu wollen?

Diese Frage fand Frau Evrilda anfangs gar nicht der Beantwortung wert. Der Mann wiederholte dieselbe jedoch mit dem ruhigen Ernst eines Menschen, der eine runde und nette Antwort haben will.

Ehemänner, welche der oben erwähnten Hälfte ihrer Gattung angehören, sind niemals sonderlich erbaut, wenn ihre Gattinnen irgendwie die Absicht zur Schau tragen, vor der übrigen Welt jünger und hübscher auszusehen, als sie sind.

Frau Evrilda warf mit einem anmuthigen Lächeln, so halb im Ernste, halb im Scherze, die Worte hin: „Ich dächte, lieber Mann, Du wärest der Erste, dem es Freude machen müßte, wenn ich nicht ganz alt und häßlich aussehe.“

„Es sind jetzt dreizehn Jahre her, liebes Kind,“ erwiderte der Gatte, „daß Du mir als angetraute Gemahlin in mein Haus folgtest, und ein halbes Dutzend Jährchen mag es auch

*) Aus des Dichters neuestem Werke: „Prosa“. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. (Hamburg, J. F. Richter.)

wohl schon her sein, seit ich an Dir das Bestreben, durch künstliche Erhöhung Deiner Reize mir, und gerade mir, zu gefallen, nicht mehr bemerkte. Im Gegentheil, ich glaube mich zu erinnern, daß Du ein paarmal, wenn ich Dir den Gedanken nahe legte, innerhalb unserer „vier Pfähle", in weiterem oder gar in engstem Sinne genommen, durch irgend welche unschuldige Zuthat meinem, und gerade meinem, wie Du weißt, stark entwickelten ästhetischen Sinn eine erhöhte, veredelte Genugthuung zu bereiten, Du förmlich ungehalten wurdest, und recht schnippisch, mit schärfer Betonung, fragtest, „ob Du mir etwa ohne solche Zuthaten nicht mehr gefielest?" und hinzufügtest, für Koketterie seist Du zu alt, und wenn Du mir nicht ohne „Zuthaten" gefielest, so verzichtetest Du darauf, mir überhaupt zu gefallen?"

Frau Evrilda sagte, sie entsinne sich nicht mehr, dergleichen gesprochen zu haben, legte zuletzt die Hand auf die Schulter des Gatten und versicherte mit schelmisch-freundlichem Ausdrucke ihres noch immer recht angenehmen Gesichts, es geschehe wirklich und wahrhaftig nur um seinetwillen, daß sie nicht ganz alt und häßlich aussehen wolle.

„Wenn es das ist," versetzte Jener trocken, „so erkläre ich Dir hiermit feierlich, daß mir die rothe Schleife nicht gefällt, daß Du mit derselben in meinen Augen nicht schöner und jünger aussiehst, als ohne sie, und daß Du mir keine Freude damit bereitest. Dein angeblicher Grund, die Schleife zu tragen, fällt also weg. Und Andern, sagst Du selbst, braust Du ja nicht zu gefallen!"

Einen Augenblick verstummte Frau Evrilda, hub aber dann wie schmollend wieder an: „Und wenn eine Frau auch vor den Leuten nicht ganz alt und häßlich aussehen wollte — wär' das in der That ein Verbrechen? Muß ich denn nicht fürchten, Dir in Gesellschaft Schande zu machen, wenn ich alt und häßlich neben Dir aussehe?"

„Liebes Kind," versetzte der Gatte, indem er das Weibchen schmeichelnd am Kinn faßte und ihm mit einem Ausdruck ehrlicher, treuherziger Galanterie in's Gesicht blickte, „bildest Du Dir wirklich ein, daß Du alt und häßlich aussiehst ohne das Ding da, die Schleife? Sei vernünftig, Herzchen, Du hast dergleichen nicht nöthig. Du siehst so jung und so hübsch als möglich aus für Deine 37 Jahre."

Ein warmes Wort gab das andere. Plötzlich schob Frau Evrilda die rothe Schleife mit der Miene äußerster Geringschätzung auf den untersten Grund einer Putzschachtel hinunter. „Wenn Du weiter nichts von mir verlangst," sagte sie heiter lächelnd, „als daß ich diese Schleife nicht mehr trage — Du lieber Himmel, da ist Dir sehr leicht zu helfen. Diesen Gefallen kann ich Dir schon thun!"

Acht Tage verstrichen. Frau Evrilda war im Begriffe auszugehen. Sie schlüpfte in ihr neues Kleid, betrachtete sich im Spiegel, und kam dann auf ihren Gatten zugetänzelt mit der Frage: „Nun, Männchen, was ist's? Soll ich die rothe Schleife vornehmen oder nicht?"

Der Gatte schwieg betroffen. Es wunderte und es wurmte ihn, daß Evrilda nun wieder auf eine Sache zurückkam, die er ein- für allemal abgethan glaubte.

„Thue wie Du willst!" erwiderte er zuletzt achselzuckend und wandte sich ab.

Frau Evrilda nahm die grellrothe Schleife aus der Schachtel und steckte sie vor die Brust.

Der Gatte schwieg; aber er war und blieb verstimmt. Am nächsten Morgen, beim Frühstück, fragte sie ihn nach der Ursache seiner Einsilbigkeit, seines nachdenklichen Ernstes.

Er verhehlte ihr diese Ursache nicht und machte seiner gedrückten Stimmung

in einigen sanften, aber klagenden Worten über ihre Eitelkeit und Thorheit Luft.

„Hast Du es mir nicht ausdrücklich gestattet, die rothe Schleife zu tragen?“ rief sie aus. „Sagtest Du nicht, es sei Dir gleichgiltig, als ich Dich fragte? So bist Du eben! Findest Du dies Verfahren ehrlich, Deiner Frau gegenüber erst eine Sache allergnädigst als erlaubt zu erklären und hinterdrein doch wieder zu mäkeln und zu nergeln? Warum sagst Du es nicht gerade heraus, daß Du mir verbietest, die rothe Schleife zu tragen?“

„Ich bildete mir ein,“ versetzte der Gatte, „daß ich bloß merken zu lassen brauchte, was mir unangenehm, um Dich zu bestimmen, davon abzulassen. Aber damit kommt man bei Euch Weibern übel an. Nun denn, wenn Du meinst, daß ich es in dieser Sache an Entschiedenheit fehlen ließ und Du es durchaus so verlangst, so sage ich es Dir gerade heraus: Ich verbiete Dir, die rothe Schleife zu tragen!“

Tage verstrichen — Frau Evrilda gieng nicht aus. Sie weigerte sich sogar, ihren Mann in einen Gesellschaftsabend der „Ressource“ zu begleiten, wohin er sie gerne geführt hätte.

Der Gatte begann ängstlich zu werden. Er fragte, warum sie so hartnäckig das Haus hüte, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider?

Sie erwiderte gereizt, sie wolle auf das Ausgehen lieber verzichten, als einem Mißtrauen Nahrung geben, welches bei Gelegenheit der rothen Schleife in so auffallender und für sie so kränkender Weise hervorgetreten.

Das that dem Manne leid und weil er seine Frau liebte und ihr Schmollen und Trotzen nicht gerne ertragen mochte, so hätte er sich gern auf gütlichem Wege mit ihr verständigt.

Das war aber sehr schwer bei so verschiedener Anschauungsweise der Beiden in dieser Sache. Nur in einem Punkte war das Paar vollkommen einig: daß es eine der Rede gar nicht werte, eine erbärmliche Lappalie sei, um die es sich handle.

„Nicht einmal eine solche Kleinigkeit willst Du mir gönnen?“ sagte sie.

„Nicht einmal eine solche Kleinigkeit willst Du mir opfern?“ sagte er.

Frau Evrilden's Gemahl war ein Gelehrter und hatte den unseligen Hang, in allen Dingen mit seiner Frau durch streng logisch geführte, vernünftige Erörterungen in's Reine kommen zu wollen, obgleich er sich doch stets hätte erinnern sollen, daß er dabei noch niemals bei Evrilden etwas Erhebliches ausgerichtet. Und so setzte er denn auch jetzt, in der festen Meinung, Ueberzeugendes und Unwiderlegliches zu sagen, noch einmal seine Sache, wie folgt, in's Klare:

„Eben deshalb, liebes Weib, weil die Sache, um die es handelt, eine so unsäglich geringfügige und kleinliche ist, eben deshalb hat es mich gekränkt und kränkt es mich, daß Du in so leidenschaftlicher Weise, mir zum Trotz, auf eben diese Sache erpicht bist, daß Du fähig bist, auf die allernichtigsten Dinge das allergrößte Gewicht zu legen. Du weißt recht gut, es ist nicht das dumme Stückchen rothes Band, was mich reizt, wie etwa den bösen Stier ein rothes Tuch. Nicht die kleine Schleife ist's, die mich ärgert, sondern Dein großer Eigensinn und die kokette Absicht, die Du eingestandenermaßen mit dem Tragen der Schleife verbindest. Ich meine die Absicht, vor andern Leuten jünger und schöner auszusehen, wozu Du weder einen subjectiven, noch einen objectiven Grund hast: keinen subjectiven, denn Du siehst ohnedies so hübsch und jung als möglich aus; keinen objectiven, denn wenn Du nicht jung und hübsch aussähest, so könnte Dir auch die armselige Schleife nicht helfen. Und im Uebrigen frage ich Dich: aus welchem Grunde wünschest Du vor andern Männern noch hübscher und jünger auszusehen? —

Antworte mir doch, ich bitte Dich! antworte mir klar und bestimmt: warum wünschest Du das? irgend einen Grund mußt Du doch haben!"

„Ach, laß mich!" rief Frau Evrilda verdrießlich. „Es handelt sich ja gar nicht darum, ob und aus welchem Grunde ich mit der Schleife hübscher aussehen will; es handelt sich darum, daß ich just eine Schleife dieser Art brauche — daß ich . . ."

„Aber muß es denn," unterbrach sie der Mann, „just eine Schleife von grellrother Farbe sein?"

„Ich besitze keine andere."

„Dann wollen wir eine andere kaufen — so elegant Du willst — aber gedämpfter in der Farbe — geschmackvoller."

Er begann alle sieben Farben des Regenbogens, nebst allen möglichen Schattierungen derselben nach einander durchzugehen, um sie zu veranlassen, eine passende Wahl daraus für eine neue Schleife zu treffen. Aber Frau Evrilda wurde nur immer verdrießlicher, ungeduldiger und nach einer langen Rede, mit welcher der Gatte die Entbehrlichkeit der rothen Schleife unwiderleglich bewiesen hatte, versetzte sie mit nachdrucksvoller Entschiedenheit:

„Es handelt sich nicht darum, ob die rothe Schleife mir entbehrlich oder unentbehrlich ist, es handelt sich darum, daß die Schleife mir gut zu Gesichte steht und daß Du mir dies nicht gönnst!"

Zwischen diesem Argument und dem obigen voltigierte Frau Evrilda fortan hin und her, wie der Kunstreiter von einem Pferd auf's andere. Klagte man sie der Koketterie an, so berief sie sich auf irgend eine Nothwendigkeit, gerade diese Schleife zu tragen; und widerlegte man die Nothwendigkeit, so kam sie darauf zurück, die Schleife stehe ihr gut und man wolle ihr dies nicht gönnen. So konnte man sie nicht fassen und der Gatte ermüdete, in den Ketten der männlichen Logik den Sprüngen der weiblichen zu folgen.

Sie nannte ihn, als wieder die Rede auf die Sache kam, einen Kleinigkeitskrämer, einen Grillenfänger, einen Schwarzseher und Pessimisten.

„Gut!" versetzte der Gatte. „Angenommen, ich sei ein Kleinigkeitskrämer, ein grillenhafter Schwarzseher — wäre es gerade in diesem Fall nicht noch immer Deine Pflicht und das Klügste obendrein, um dieser meiner hypochondrischen Gemüthsart willen mich einigermaßen zu schonen und mich auch nicht einmal mit Lappalien, wie diese, zu reizen?"

Er sprach noch eine geraume Zeit in diesem Tone fort. Seine Logik überzeugte sie auch diesmal nicht und sie schloß die Discussion damit, daß sie, nachdem er geendet, noch einmal auf ihre frühere Behauptung zurückkam. Erst als sie ihm damit das Unzureichende seiner Rede bewiesen und ihn gezwungen hatte, ihr das letzte Wort zu lassen, wurde sie plötzlich gnädig gestimmt, schlang ihren Arm um den Hals des Gatten, etwas automatisch zwar und nicht mehr mit dem Gefühlsschwung, über den sie vor dreizehn Jahren verfügte, aber doch immer noch herzlich genug. Und sie sagte: „Wenn es weiter nichts ist — wenn Du kein schwereres Opfer von mir verlangst als das . . ."

„Halt!" rief der Mann, „so hast Du schon einmal zu mir gesprochen. Und dennoch trugst Du die Schleife wieder . . ."

„Hier meine Hand," versetzte sie, „ich werde sie nicht mehr tragen." Und sie trug bei der nächsten Gelegenheit die rothe Schleife nicht. Im Auftrage ihres Gemahls brachte man ihr aus der besten Putzwaarenhandlung eine Mustersammlung der reizendsten Schleifen in's Haus und sie wählte sich eine gute Anzahl davon aus.

Der Gatte triumphierte. Ein paar Wochen später schlug sie noch überdies eine Einladung aus, deren Annahme

von ihrer Seite ihm aus bestimmten Gründen nicht angenehm gewesen wäre.

Er dankte ihr mit einem Kusse. Sie lachte und rief scherzend: „Bin ich nicht ein gutes, braves Weibchen? Thue ich nicht Alles, was ich Dir an den Augen absehe? — Was erhalte ich zum Lohn für meine Opferwilligkeit? — Solltest Du mir nicht dafür erlauben, die rothe Schleife wieder einmal zu tragen?" —

Der Mann wurde ein wenig blaß, schwieg aber, als ob er den Scherz überhört hätte.

Am nächsten Morgen vor dem Ausgehen sagte er zu Evrilda: „Höre, Kind, in Betreff der rothen Schleife habe ich Dir zu sagen, daß es mir nachgerade völlig gleichgiltig ist, ob Du dieselbe trägst oder nicht. Handle von jetzt an in dieser Hinsicht ganz nach Deinem Belieben."

„Ist dies Dein Ernst?" fragte sie.

„Allerdings!" versetzte er. „Es widerstrebt mir, um einer solchen Sache willen nur noch ein einziges Wort in meinem Leben zu verlieren. Ich sehe, das elende rothe Nichts ist ein Theil von Deinem Wesen, Deinem Selbst, und eine Frau wie Du wird sich eher die Nase wegschneiden als ein Stückchen Putz nehmen lassen, von welchem sie sich einbildet, daß es ihr gut zu Gesichte stehe." —

Um jene Zeit begann der Mann, der bis dahin eine ziemlich feste Gesundheit genossen, zu kränkeln und abzumagern. Zuletzt verfiel er in ein schleichendes Fieber, welches der Arzt auf einen krankhaften Zustand der Galle zurückführte.

Eines Tages war Frau Evrilda wieder veranlaßt, auszugehen. Sie wählte lange unter ihren Busenschleifen — keine gefiel ihr. Ihr Mann hatte ihr ja in diesem Punkte volle Freiheit gegeben; nichtsdestoweniger trat sie, bevor sie das Haus verließ, an sein Bett und sagte, seinem Blick auf die Schleife an ihrem Halse begegnend: „Ich habe die rothe Schleife vorgenommen; aber ich lege sie augenblicklich wieder ab, wenn sie Dir etwa noch antipathisch ist. Sprich offen, wenn Du etwas dagegen einzuwenden hast."

„Nicht das Geringste!" erwiderte der Mann und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich mit reißender Schnelligkeit und als Evrilda Abends heimkehrte, fand sie ihn im bedenklichsten Zustande.

Sie stand erschrocken und von Schmerz ergriffen an seinem Lager. Ein paar Tage und Nächte wachte sie unverdrossen bei ihm, während sein Befinden immer hoffnungsloser wurde. Bei der Geneigtheit der weiblichen Natur, edlen Regungen unter allen Umständen Raum zu geben, überkam sie plötzlich, wie sie so am Sterbelager des theuren Gatten stand, der Gedanke, daß sie vielleicht durch unbedachten Sinn, durch Eitelkeit und Eigenwillen ihn gekränkt, und daß vielleicht auch ihre zähe Vorliebe für die unselige rothe Schleife Einiges zur Verbitterung seines Lebens, etwa gar auch zur Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes beigetragen. Sie glaubte immer etwas wie einen leisen Vorwurf in dem ernsten Gesichte des Todtkranken zu erblicken, und als es mit ihm zu Ende gieng, warf sie schluchzend über ihn sich hin und rief: „Ach Gott! wenn etwa doch die rothe Schleife Dir noch im Stillen Verdruß bereitet hätte! — Vergib! — Nun soll sie aber gewiß und wahrhaftig nie, nie wieder in meinem Leben mir auf den Leib kommen!"

„Ist mir von nun an durchaus gleichgiltig!" versetzte der Gatte und verschied.

Evrilda bestattete den theuren Verblichenen und vergoß heiße Thränen an seinem Grabe.

Sie gab sich ganz dem Schmerze des Verlustes hin. An die rothe Schleife dachte sie bald gar nicht mehr und steckte sie nur ganz unbewußt,

gleichgiltig nach der ersten besten greifend, vor die Brust, als sie die Trauerkleider ablegte und wieder unter Menschen gieng.

Erst als sie heimkam, besann sie sich auf ihren Wortbruch. Den nächsten Morgen besuchte sie das Grab des Gatten, kniete auf demselben nieder und schwur, die Schleife zu verbrennen, damit sie niemals wieder in Versuchung komme, weder bewußt noch unbewußt, sich derselben zu bedienen.

In der darauffolgenden Nacht erschien ihr der Verewigte im Traum und richtete an sie das dringende Ersuchen, ihn in dieser Angelegenheit nicht weiter zu behelligen.

Aber Frau Evrilda ließ es sich nicht nehmen, den gefaßten Entschluß auszuführen, und ihre Lieblingsschleife gieng in den Flammen auf. Sie streute die Asche derselben auf das Grab des Gatten.

Die Manen desselben dürften nun wohl beruhigt und für immer versöhnt sein. —

Nachschrift. In dem Augenblicke, wo diese vor einem halben Jahre hingeworfenen Zeilen unter die Presse gehen, vernehme ich zufällig, daß Frau Evrilda, nachdem sie eine Zeit lang durch ungemessene, leidenschaftliche Trauer ihren Verwandten und Freunden ernste Besorgnisse eingeflößt, sich endlich doch wieder leidlich erholt und, um mit der düstern Vergangenheit völlig abzuschließen, sich gestern — eine neue, rothe Schleife gekauft hat.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von **P. K. Rosegger.**

(Fortsetzung.)

26. Mai.

Ich habe mir im unteren Stadtwald eine alte Bretterhütte gemietet. Sie ist vor Zeiten als Lusthaus gebaut und dann als Kaffeeschank verwendet worden. Aber seit sich die Stadt gegen das Gebirge hin ausgebreitet hat und dort die prunkhaften Straßen und Parks und Villen entstanden sind, hat sich die vornehme Welt auf ihren Jagden nach Lust dorthin gewendet. Dem unteren Stadtwald kehrt die Stadt den Rücken, d. h. das Armenviertel zu, dessen stattlichste Gasse die Elendgasse heißt und sich zwischen armseligen Menschenwohnungen und den Ruinen der Bastei in den Schutthaufen und Büschen des Waldes verliert.

Mein Lusthaus ist in der Nähe des Baches und des Sumpfes, so daß zu den zierlich durchbrochenen Fensterbalken herein oft ganze Schwärme von Mücken tanzen. Mich belästigen aber diese Thierchen nicht, so wenig als die Ameisen, die zwischen den morschenden Fußbodenbrettern hervorwimmeln; sie weichen meinen Gliedern nachgerade aus. Ich habe es oft gehört, daß mit einem Hinsiechenden die Insecten nichts zu thun haben wollen. — Ein runder Tisch und ein altes Lederbett ist da. Ich nehme mir stets ein Buch mit in diese Eremitage; aber es bleibt liegen und wird nicht aufgemacht. Ich mache die Fenster auf und lese, was die Sonnenstrahlen auf meine arme Seele schreiben. Doch die alten Ulmen wollen mir die Sonne nicht lange

gönnen; sie sind gewohnt, die Menschen durch ihre kühlen Schatten zu erfreuen; aber mich durchrieseln diese Schatten wie Todesschauer — und das treibt mich bald wieder davon.

In's Gebirge hinauf, wenn ich könnte. Doch, wir sind mit Ketten an die Welt geschlossen. Die Kinder sind noch von der Schule nicht loszulösen und ich bin so schwach und vermag meinen Gewohnheiten und der häuslichen Behaglichkeit nicht mehr zu entsagen. Ich bin wie ein krankes Kind in der Sänfte: Gewohnheit.

28. Mai.

Als ich heute Morgens — ich versuche es doch wieder mit der goldenen Morgenstunde — meine Wanderung nach der Einsiedelei antrete, begegnet mir am Johannsplatz der Holzwurm, grüßt mich lustig und schreit mir zu: „Haben Sie gelesen in den Zeitungen? Die neue Weltweisheit!"

Der Holzwurm ist ein kleiner, magerer Mann, der seit sechzig Jahren sehr behendig in der Welt umherläuft und vor lauter Bücklingen, die er seinen Zeitgenossen gemacht, schon ganz buckelig geworden ist. Er ist semitischen Stammes, was er erst in neuester Zeit anfängt, zu läugnen, da gegen die Israeliten ein scharfer Wind weht. Diesen Wind hilft er selber mitblasen und seit ihm in seinem Geschäfte hier ein Stammesgenosse Concurrenz macht, ist er der Meinung, man solle den Juden einmal weidlich heimleuchten, sie wären die „Geschwürbeulen der Gesellschaft". Dieser Ausdruck stand nämlich einmal in der Zeitung und der Mann merkte bald, daß es klug sei, selben gelegentlich mit gehörigem Nachdruck zu wiederholen.

Sie nennen ihn den Holzwurm, weil er ärger, als es der Borkenkäfer thun könnte, die Wälder verwüstet. Er ist Holzhändler, und während die Berge von Jahr zu Jahr kahler und fahler niederschauen auf unsere Stadt, dehnen sich seine Holzlager vor der Linie von Jahr zu Jahr aus. Er genießt als Handelsmann just keinen schmeichelhafteren Leumund denn als Mensch, aber er hat Geld, besitzt daher gutes Ansehen bei Leuten, die auf derlei was halten — heißt das, bei aller Welt.

An den letzten Weihnachten spendete er für die Stadtarmen fünfzehn Klafter Brennholz; seither ist sein Auftreten unvergleichlich zuthunlicher, als früher. Mich überhäuft er auf der Gasse mit Artigkeiten, führt mich gelegentlich auch am Arm, und ich gräme mich oft, daß ich sogar nicht im Stande bin, ihm einmal etwas Herzliches zu sagen. Zu den nächsten Weihnachten wird er zwanzig Klafter geben, und daß der Sinn solcher Leute nach öffentlichen Auszeichnungen, Orden, Zeitungslob und dergleichen steht, ist ein rechtes Glück für die Armen. Der Holzwurm ist überhaupt ein Gönner des Armenhauses, er liefert ihm nicht allein Brennholz, sondern auch Arme.

„Die neue Weltweisheit!" schmunzelte er mir heute mit funkelnden Aeuglein entgegen. Ich weiß nicht, was er damit sagen wollte.

29. Mai.

Jetzt weiß ich's, was er damit sagen wollte. Ja, das glaube ich freilich, daß solchen Gesellen die neue Weltweisheit schmeckt. Wir haben keine Verantwortlichkeit mehr vor einem höheren Gerichte. Das, was wir bisher als Gewissen in uns wahrnahmen, ist nur eine anerzogene Schwäche.

Der Zeitgeist rückt auf allen Linien systematisch vor. Der Darwinismus mus hat eine unabsehbare Horde von Auslegern geboren und jeder derselben reckt seinen Hals, und einer steigt dem andern auf die Achsel, um es in die Massen des Volkes hineinwiehern zu können: Kein Gott, kein Göttliches mehr! Thiere sind wir, nichts als Thiere! Ergo —!

Sie mögen finden, erkennen und glauben, die zünftigen Herren, was sie wollen, aber sie mögen erst ein paar hundert Jahre abwarten, ob sich ihre Sache auch bestätigt und nicht von kommenden Zeiten wieder umgestoßen wird, so wie bisher in jeder Epoche der Menschheit die „Wissenschaft“ oder Weltanschauung ihren besonderen, scheinbar immer unumstößlichen und doch vergänglichen Götzendienst gehabt hat. Und erst, wenn sich euere Grundsätze bewährt haben, möget ihr fragen, ob dieselben nicht zum Gemeingut aller Schichten der Gesellschaft gemacht werden sollen. Aber Hypothesen, die ebenso leicht widerlegt als bewiesen werden können, dem Volke zu verkünden, damit bringt ihr der Wahrheit keinen Dienst, der Menschheit aber Elend.

So stand denn wieder einmal, als ob es das erstemal gesagt worden wäre, in allen Zeitungsblättern ausgetrommelt: der große Gelehrte M. hat in einer öffentlichen Vorlesung dargethan, daß im Menschen von Natur aus keine Nächstenliebe, kein Rechtsbewußtsein, kein Sittlichkeitstrieb, überhaupt nichts Göttliches liege, daß derlei bloß aus Nützlichkeitsgründen den Leuten anerzogen worden sei, und nur aus Nützlichkeitsgründen aufrecht erhalten werde.

Das freut meinen Holzwurm, denn mitunter, wenn's auch nicht oft geschehen sein mochte, mußte ihm ein gewisses, inneres Unbehagen doch lästig geworden sein. Der Ruf eines Unglücklichen, oder der Hammer auf einen Sargdeckel hat so seltsam und so übel in seiner Brust wiederhallt. — Pah, angezogene Schwächen. Es freut ihn, daß sich's derart löst; und Millionen von Holzwürmern, die sich gleich ihm darüber freuen.

Vor wenigen Wochen erst hat sich im hiesigen Landesgericht ein Straßenräuber sehr seltsam vertheidigt: „Ich bin wohl mit einem Magen geboren worden,“ sagte er, „der täglich essen will, aber nicht mit einem Gesetzbuche. Unkenntnis des Gesetzes — sagt Ihr — entschuldigt nicht. Also, setzt ihr voraus, daß man auch ohne Gesetzbuch wissen soll, was recht und unrecht ist? Wieso setzt ihr das voraus? Sind wir doch Alle Thiere, Sie sind auch eins, Herr Präsident, mit Respect zu melden, und Ihr Bruder, der Herr Professor, hat's in Vorlesungen und Büchern bewiesen. Die Statistik sagt, es müßten so und so viele Verbrecher sein. Danken Sie Gott, Herr Richter, daß i ch hier einen Platz einnehme, auf dem sonst möglicher Weise Sie selber stehen müßten. Der Mensch hat keinen freien Willen, heißt es; was quält ihr dann an mir einen Unglücklichen, Unschuldigen, beraubt ihn der Luft, des Sonnenlichtes, verachtet ihn, wollt ihn henken. Ich habe gethan, was ich gemußt.“

„Und wir thun auch, was wir müssen,“ sagte der Präsident. — Eine Stunde später war der Raubkerl zu Trotz aller modernen Philosophie verurtheilt.

Nur zu so, mit der neuen Weltweisheit! Ich gehe ja. Ich bedauere nur das Eine, daß ich meine Kinder zurücklassen muß in einer s o l c h e n Welt...

1. Juni.

Und wenn der Mensch der Natur auch nicht edler geartet wäre, als das Thier — besser als der Mensch, den die Geschichte gemacht hat, wäre er immer noch. Das Thier, wenn es seine einfachen Bedürfnisse befriedigt fühlt, geht nicht auf Raub oder Betrug aus, hetzt, quält, tödtet nicht Tausende eines Phantomes willen. — Wo hätte der Mensch seine Laster hergenommen, seine Neigungen zu Leidenschaften, seine Leidenschaften zu Todsünden und weltverschlingenden Ungeheuern groß gezogen, wenn nicht von und durch seinesgleichen? Ihr behauptet: die Geschichte habe die Tugenden erzeugt, ich

sage, sie hat die Laster erweckt. Ihr entgegnet: die Laster wären schon in der Natur des Menschen im Keime vorhanden gewesen, sonst hätte sie die Cultur nicht ausbilden können. — Und die guten Anlagen, die göttlichen Regungen, als: Mitleid, Gerechtigkeitsbewußtsein, Schönheitssinn, Sehnsucht nach beständiger Glückseligkeit sollen nicht schon von Urbeginn im Keime vorhanden gewesen sein? Diese Eigenschaften sollen erst im Laufe der Geschichte erschaffen worden sein?

Ich habe Alles gelesen, was im Sinne der neuen Philosophie geschrieben worden ist. Die Schreiber und die Buchhändler sind so zudringlich, daß man sich von ihren Büchern nicht erwehren kann. Dazu erschleicht sich die neue Lehre eine bestechliche Form, aber ihre scheinbar unumstößlichen Beweise sind unschwer zu widerlegen. Ich habe die Naturmenschen verschiedener Welttheile kennen gelernt und gesehen, daß ihnen hinter allem Thierischen das Göttliche innewohnt. Ich habe die Civilisation kennen gelernt, und gefunden, daß der Keim des Göttlichen einer herrlichen Ausbildung fähig ist und das Thierische im Menschen sachte auf ein Minimum zurückgedrängt werden kann. Selbstverständlich wehrt sich das Thier dagegen und zu Zeiten gewinnt es die Oberhand und will sich das Reich sichern.

Wer seine ganze Tüchtigkeit und Tugend aus dem Gesetzbuch zieht, der ist nicht mein Mann. Das Gesetzbuch ist das Evangelium des Eigennutzes, man muß es achten, damit man bestehen kann. Das aus der Geschichte hervorgegangene Gesetzbuch will das negative Gute. Du sollst nicht! sagt es. Du sollst nicht stehlen. Du sollst! sagt das uns von der Natur in's Herz gelegte Gesetzbuch: „Du sollst Deinen Mitmenschen lieben.“ — Doch, ich will das lassen. Mir ist oft schwer um's Herz ob der Irrfahrten meiner Mitgeschöpfe. Was hilft es aber? Es geht seiner Wege mit ihnen, mit mir, wie es zu aller Zeit gegangen ist und zu aller Zeit gehen wird. Ich will schweigen und demüthig beten, daß wir nicht noch unglücklicher werden.

5. Juni.

Ich höre, daß der Holzwurm gegen einen armen Landmann einen Proceß anhängig machen will. Der Landmann hatte ihm im vorigen Herbst sein ganzes Holz verkauft, um mit dem Erlös Steueramt und Gläubiger zu schlichten. Der Käufer schlug den Wald und wollte sich auch über die zwei alten Birnbäume machen, die am Hause des Bauers standen und dieses vor den Stürmen schützten. Dagegen wehrte sich der Bauer und sagte, er hätte nur den Wald verkauft, nicht aber die Obst- und Schirmbäume am Hause. Da kam der Holzwurm mit seiner Schrift: Das ganze Holz! Und die Birnbäume seien auch Holz, und der Bauer solle still sein, sonst nehme er ihm auch das Haus weg — es sei ebenfalls von Holz.

Der Bauer betheuerte, unter „Holz“ verstehe man in der Gegend: Wald, ein „Hölzl“, das sei ein kleiner Wald, ein Schachen. Und so ist es auch. Der Holzwurm steift sich: Holz sei Holz, und weil der Bauer feindselig gegen ihn auftrete, so reiße er ihm auch das Haus nieder.

Nach dem Wortlaut des Gesetzes müßte er Recht behalten. Das Gewissen sagt, er hat Unrecht.

Indeß ist der Feind hier leicht mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.

Wenn sich der alte Gauner dem Shylok gleicht, so wollen wir uns einmal auf die Portia hinausspielen und sagen: Gut, das Holz gehört Dein, aber wehe Dir, wenn Du an den Stämmen auch nur ein Blatt, eine Nadel verletzest, wenn Du am Hause auch nur einen einzigen Eisennagel, eine einzige Glasscheibe verrückest!

Den Rank hat ein alter Branntweiner ausgeheckt, den der Holzwurm ebenfalls um Wald und Hof gebracht, wenngleich auf schlauere Weise. Aber nun ist der Alte klug geworden und der Spiritus in seinem Haupte ist uns schätzbarer, als der in seinem Gesüff. Den Rank haben wir in Umlauf gebracht. Der Jude schweigt und scheint sich mit dem Walde begnügen zu wollen. Und ist's der lustigste Proceß, den wir je gewonnen.

11. Juni.

Wer die Menschen einmal geliebt hat, und Leute kennen gelernt, die des Nächsten Haus anzünden, um sich daran die Finger zu wärmen, der wird nimmer froh in der Seele.

18. Juni.

Weil der Arzt meine Brustbeklemmungen auf „Nervosität" schreibt, so gab er mir Chloroform und Kirschlorbeerwasser zur Betäubung oder Beruhigung der Nerven, wie er sagt.

Da ich in diesen Nächten wieder besonders an Athmungsnoth zu leiden habe, so machte ich mich gestern spät Abends an die Kirschlorbeertropfen. Weil Blausäure dabei ist, so soll man nicht mehr als zehn Tropfen auf einmal nehmen. Als ich nach den ersten zehn Tropfen keine Veränderung meines Zustandes merkte, so nahm ich in der zweiten Stunde fünfzehn. Es blieb beim Gleichen, ich rang mit Athemnoth, daß es mir vor den Augen flimmerte, als wäre meine Stube voll von phosphorblauen, schwimmenden Sternlein. Auf der Stirne stand mir der kalte Schweiß. Ich nahm dreißig Tropfen. Die ehernen Klammern schienen sich nur noch fester um meine Brust zu winden. Ich litt wie ein Hund. Plötzlich kam mir der Zorn gegen mein unbarmherziges Schicksal, ich trank von dem Kirschlorbeerwasser — den Rest aus.

Nicht lange darauf begann folgende Aenderung vorzugehen: In den Armen und Füßen empfand ich ein leises Prickeln, fast wie man es in den Beinen oder Fingern hat, wenn sie „einschlafen", aber matter. Der Kopf lag schwer auf dem Kissen, und ich hatte doch das Gefühl, als hielte ich ihn frei in der Luft und er hätte keine Stütze. Ein paar Träume machten den Versuch, mir was vorzugaukeln, kamen aber nicht weit. Ich erwachte immer wieder. Nur empfand ich jetzt keinen Schmerz mehr. Ich hörte das pfeifende Winseln in der Brust, das schwere Röcheln wie vor und eh, aber es war keine Beklemmung mehr. Trotz der heftig wogenden Brust war es, als wäre auch die Lunge „eingeschlafen." Jetzt dachte ich daran, gelesen zu haben, „daß auch dem Sterbenden das Gehör am längsten treu bleibe." Man kann schon fast gestorben sein und noch hören, was die Umstehenden sagen.

Mehr als Einer, der sich eingebildet, nach seinem Verscheiden die Schmerzausbrüche der Hinterbliebenen zu vernehmen, dürfte gehört haben: Jetzt laßt uns rasch das Testament öffnen!

Doch steht zu hoffen, daß für solchen Fall im ganzen Körper kein Rest von Wuth mehr vorhanden ist.

Ich lag stundenlang dahin, es war kein Schlafen und kein Wachen, es war auch nichts Unbehagliches, und der Gedanke: Vielleicht stirbst du eben jetzt! ließ mein Gemüth unberührt.

21. Juni.

Mein Leib meint, er hätte noch Zeit genug zum Schlafen. So stand ich heute um Mitternacht auf, setzte mich in den Lehnstuhl an's Fenster, durch welches der Mond herein schien, und gab den Todten Audienz. All' die Bekannten und Freunde kamen vom Garten des

Schweigens her. Ich habe unter der Erde schon mehr, als über derselben. Sie thaten ganz, wie es irdischer Brauch ist; sie plauderten von gewöhnlichen Dingen unserer Vergangenheit und waren Alle so freundlich mit mir, verbargen ihr Gerippe, ihre Leichengesichter hinter ihre frühere Gestalt, vor der ich nicht erschrecken konnte. An die Hunderte waren anwesend, standen und saßen im Halbrund herum, Einer und der Andere traten vor, flüsterten mir was zu aus vergnüglichen, strebenden, sündigen Tagen. Mancher schaute mich traurig an und klagte leise. Aber, indem er mich anklagte, schlug er an seine eigene Brust. Mancher lächelte still vor sich hin; Einer lachte so heftig, daß es ihn schüttelte. Es war ihm wohl ein Spaß eingefallen, den wir einst miteinander durchgemacht. — Im dämmernden Hintergrund — steht dort nicht eine schöne, junge Frau? Sie blickt unverwandt auf mich herüber. Die Hände hält sie über der Brust gefaltet: sie ist die einzige im weißen Todtengewand. Ihr dunkles Haar wallet lose herab zur Schulter, in dasselbe verflochten ist ein Myrthenzweig.

Als alle Anderen verschwunden waren mit leichtem Wink: „Auf Wiedersehen!“ stand sie immer noch dort — ein Bild voll ernster, unendlicher Huld und Milde ...

Es war der Jahrestag, da sie mir das erstemal erschienen. Sie sagte mir ja einst vor ihrem Scheiden, im dunklen Vorhof des Himmels wolle sie auf mich warten ...

Als mich mein Weib im Lehnstuhl fand, aufgelöst in Thränen, da schlug es zwei Uhr. — Es dämmerte der Morgen.

Emma fragte mich beklommen, warum ich weine?

„Armes Weib“, rief ich und umarmte sie, „Du bist ja auch gut und lieb! Wir können Beide nichts dafür, daß mich das Heimweh verzehrt.“

15. Juli.

Gottlob, es macht sich doch mit den zwei Leuten. So lieb haben sie sich, daß Eins ohne das Andere gar nicht mehr sein kann. Wo man die Rebekka sieht, dort sieht man auch den Bernhard, und wo der Bernhard ist, dort hat er die Rebekka bei sich. So gehen sie zusammen in die Kirche und in's Einkehrhaus, so kommen sie in die Stadt, und wenn er im Steueramt zu schaffen hat, wie vor ein paar Tagen, so wartet sie nicht im Vorzimmer auf ihn, sie geht mit ihm in die Tigerhöhle, daß ihm doch nicht gar zu unheimlich wird. Zu Hause sollen sie eine alte Magd aufgenommen haben, die den Herd und das übrige Wirtschaftswesen besorgt, und die Rebekka hilft dem Bernhard in der Säge. Er sagt, daß kein Mannsbild dabei so tüchtig und geschickt sei, als sie. Es ist ganz merkwürdig, auf was sich manches Wesen hinauswächst.

21. Juli.

Wenn's wahr ist, so ist das ungeheuerlich.

Im Hintergelaß des Sägemeisterhauses ist eine kleine Kornkammer. Auch etwelche Speck- und Fleischvorräthe sollen darin aufbewahrt werden. Die Kammer hat ein paar ganz kleine Fenster, die extra noch durch ein doppeltes Kreuzgitter verwahrt sind, daß nicht einmal die Begehrlichkeit der Strolche, geschweige sie selber hineinschlüpfen könnten. Man hat in den Bauernhäusern gerne so eine feste Burg und kleine Schatzkammer. Nun hat aber der Bernhard aus seiner Kornstube eine wahrhaftige Schatzkammer gemacht — sagt man.

Auffallend war mir schon, daß er wieder allein herumgeht, und wollte ich ihn das vorige Mal schon fragen, ob sie denn nicht etwa krank sei? — Aber, wer kann sich bei diesem Thoren

nach derlei erkundigen, ohne daß man ihn in Aufruhr bringt.

Er soll erfahren haben, daß vor ihrer Verheiratung der Rebekka ein junger Mensch viel nachgestellt habe. Das war frisches Oel in's Feuer. — Der junge Mensch kann ihr auch jetzt noch nachstellen, selbst wenn sie an seiner Seite ist; er kann sich im Busch, unter den Sägespänen versteckt halten und die unbewachte Minute benutzen.

Jetzt soll der Bernhard sein Weib eingekerkert halten und nächtlicher Weile manchmal mit geladenem Gewehre um's Haus herumschleichen.

Ich muß mich erst überzeugen, ob's wahr ist. Wenn's wahr ist, dann stehe ich für nichts. So viel vermag ich noch, daß ich das arme Wesen vor diesem Unmenschen beschütze! Wer sein Weib auf solche Weise verfogt und peinigt, der ist aller Rechte verlustig. Er ist ihrer nicht werth. Ich werde sie vor ihm in Sicherheit bringen — denn endlich reißt mir die Geduld. Demnächst fahre ich nach Christofen, um dort für diesen Sommer meinen kleinen Bergfrieden abzuhalten. Meine Frau ist einstweilen bei ihren Eltern und mag ich auch die Kinder der lieben Großmama nicht entziehen. Zudem bestreite ich nicht, daß mir die Ruhe wohlthut.

Soll sich das Obige bestätigen, so werde ich von Sanct Christofen aus meinen Feldzug gegen den Tyrannen in's Werk setzen.

St. Christof, 30. Juli.

Sanct Christofen liegt hoch auf dem Berge. Man sieht von ihm in den Thalkessel hinaus, in welchem es grau wie ein Staub- und Rauchmeer liegt. In demselben athmen viele Tausende von Menschen. Man meint, schon in Steinau, dessen rothe Thurmkuppel dort hinter dem Waldrücken emporragt, sei die göttliche Luft. Sie ist aber nur in Sanct Christofen. Die ländliche Stille dort ist darum so fesselnd, weil in jedem Augenblick der Unfrieden der nahen Stadt droht. Aber, wer wissen will, in welch' einem süßen Frieden die ewige Natur waltet, ihre Wiesen webt, ihre Wälder baut, ihre Wässer und Lichter spinnt in Himmel und Erde, der gehe herauf nach Christofen.

Ich gehe gerne über den Bergrücken hinein, wo man nach zwei Richtungen hin in weiter Ferne hohe Berge sieht. Ich schreite gern durch den kühlen Tannenwald, der schier nachtschwarze Schatten hat, und ich gehe durch ihn hin, bis mir zwischen den Stämmen wieder der silberne Aether entgegenschimmert. Dann trete ich hinaus auf die Lichtung und setze mich auf den Strunk eines Baumes und raste.

Ich raste und athme wie ein welkes Kraut und sauge ein Behagen ein, das unbeschreiblich ist. Meine Sinne sind müde und doch wirkt auf mich die süße Gewalt der Naturschönheit. Es ist auch für das Vegetieren einer Pflanze nicht Eins, ob sie die Oede umgibt oder die Schönheit . . . Endlich komme ich wohl zum Bewußtsein der mich umgebenden Welt. Es ist eine ganz neue, auch der Thalkessel mit dem Staubmeere ist hier nicht mehr zu sehen. Es ist ein weites, sonniges Rund von Wald und Wald. In den Thälern liegen die schattigen, thaufrischen Matten, steht dort und da das graue Würfelchen einer Hütte. Jede dieser Hütten hat eine Welt von Einsamkeit um sich. Mir gegenüber am jenseitigen Berg ist ein weitgedehnter, hellgrüner Lerchenwald; hinter diesen zieht sich der Rücken eines dunklen Tannenforstes, aus welchem ganz unvermittelt wie ein Märchen zwei schneeweiße Thürme aufragen. Es ist die Wallfahrtskirche Maria am Brunnen. Hinter all' dem ziehen sich noch höhere Schichten von blauen Waldbergen, sanft geschwellt und in Aether zart verwoben mit dem Glanze des Himmels. Die Lüfte schweigen, die Vögel

schlummern, die Wässer rieseln leise, in mir ist kein Wünschen und kein Hoffen mehr — nichts, als unendliches Behagen.

Vielleicht bin ich schon gestorben.

31. Juli.

Heute in den Nachmittagsstunden hielt ich wieder Waldesrast draußen auf der Lichtung. Als ich lange und lange hinschaute über diese Berge, da kam ganz sachte eine Unruhe in mich. Ich wußte zuerst nicht, was es sei; dann begann ein Gefühl, als ob mein Wesen leer und dunkel wäre, als ob die Schönheit der Welt darauf drücke, hineinwolle und nicht könne. Ich nahm im Herzen meines Herzens einen Durst nach etwas wahr, und wußte nicht, wo ich Stillung finden soll, war's im Waldeshauch, war's im Sonnenäther — was ich wollte? Dann empfand ich, daß mir von den Matten, von den Bäumen, von den weißen Wolken her eitel Lust zuströmte, ja, daß das ganze sommerliche Bergrund mit seiner lichten Himmelsewigkeit ein einziger, unerschöpflicher Quell von Lust und Glück sei. Der Empfindung Uebermaß drückte mir fast das Herz ab. Ich hatte zu wenig Augen, um die Schönheit aufzunehmen, meine Seele war zu enge, um sie fassen zu können.

In dieser seltsamen Bedrängnis fiel mir ein, ich hätte ja weit mehr Augen, als zwei, ich hätte junge, frische, empfängliche Sinne, und größer wäre mein Wesen als das, was da am Waldesrand rastete, fünffach wäre mein Herz.

Plötzlich und gewaltig kam mir die Sehnsucht nach Weib und Kind.

18. August.

Wenn die Parze noch lange auf sich warten läßt, so werde ich auf dieser Erde noch ein förmlicher Dorfgeschichtenschreiber.

Es ist zu nett, was sich gestern da drüben auf der Niederalm ereignet hat. Es ist ein heiteres Gericht Gottes, das plötzlich über diesen Meßner von Steinau hereingebrochen. Als ich hinüber wollte in den Kaltenbach, um meine Erkundigungen einzuholen, kam ich fast zurecht und habe ich über die Niederalm hin die Procession noch laufen gesehen. Doch, die Geschichte will erzählt sein, und ich habe Zeit dazu, denn mein Plan gegen den Sägemeister kann erst in acht Tagen ausgeführt werden, und einstweilen bedarf ich des Gerichtes auf der Niederalm, um meine Ungeduld zu zähmen.

Also denn.

Das Gericht.

Die Steinauer rüsteten sich schon seit drei Wochen zu einer Wallfahrt nach Zell. Der Meßner vor Allem war dazu der Anstifter, und man sagt, daß er nur deshalb so sehr der lieben Frau zugestrebt habe, um der unlieben zu entkommen. Denn mit der Trutz-Liesel soll er nichts zu lachen haben. Und vier bis fünf Tage sich ausschnaufen können, das ist unter solchen Umständen nicht zu verachten.

Ein Sprichwort geht: Weiber müßten neun Wahlfahrten nach Maria Zell thun, daß sie einen Mann bekämen. Und Männer müßten neunmal neun Wallfahrten dahin machen, um des Weibes wieder loszuwerden.

Aber, ehedem die Steinauer abzogen, erhob sich ein Streiten. Es ist sonst, daß auf Wallfahrtsstraßen Keiner die Fahnenstange tragen will; die Fahne selbst wird unterwegs ohnehin zumeist in großer Blechbüchse von einem Zweiten getragen und erst zum feierlichen Einzug in die Wallfahrtskirche auf die Stange gehißt. Nun war es, daß die Steinauer eine alte Wallfahrer-Fahne gehabt hatten, die ursprünglich grün gewesen, später aber in allen Farben so arg geschillert hatte, daß es selbst den Frauen auffiel, so daß sie

sagten: „Viel lieber thäte ein Christenmensch mit dem Kreuz (der Procession) gehen, wenn der alte Fetzen nit vorauswacheln thät. Schamen muß man sich unterwegs."

„Ist kein anderes Mittel, als wie Geld hergeben", sagte hierauf der Kirchenprobst einmal. „Wenn Eure Manner im Jahr um ein paar Mal seltener mit einer Fahn' (einem Rausch) aus dem Wirtshaus giengen, so kunnten wir schon lange eine neue Wallfahrer-Fahn' haben. Wenn's auch eine heilige Sach' ist, kaufen muß man sie doch mit Geld."

„Wenn der Kirchenprobst das Maul aufthut", versetzte Einer, „so kostet's allemal Geld. Aber recht hat er, und am nächsten Sonntag wird in der Kirche mit einem Zinnteller gesammelt für eine neue Fahn'!"

„Wird nit viel abgeben", sagte ein Anderer, „in die Kirche nimmt der Mensch nur Groschen mit. Im Wirtshaus sammelt, dort hat er die Thaler bei sich."

So ist gesammelt worden und so ist zu Steinau eine stattliche, rosenrothe Wallfahrer-Fahne mit dem Bildnisse der lieben Frauen angeschafft worden.

Das war Alles brav. Aber, als sich nun die Schaar nach Zell zusammenthat, da erhob sich ein böses Streiten. Von Dreien oder Vieren, die als „Himmeltrager" oder „Windlichttrager" bei festlichen Anlässen mitthaten, wollte Jeder die neue Fahne tragen. Sie wollten die purpurne Seide nicht in der Blechbüchse vergraben halten, in freien Lüften sollte sie wehen, daß alle Dörfer, an denen sie vorüber zögen, ihre frischrothe, bebänderte Frömmigkeit recht sollten bewundern können.

Um das Zustandekommen der Procession hatte sich der Meßner verdient gemacht, aus schon angedeuteten Gründen. Nun nahm er aber mit Schrecken wahr, daß sein Weib auch fromm war und die Reise nach Zell ebenfalls mitmachen wollte, daher hielt er sich an die Fahnenstange, obwohl er sonst kein Freund von ihr war; auf diesem Wallen sollte sie ihn absondern und beschützen, denn der Fahnenträger geht voran und die Weiber gehen hinten.

Als die Männer vor der Steinauerkirche nun so im Warteln waren, welcher von ihnen das Heiligthum vorautragen sollte, erhob der Kirchenprobst das Wort und sagte so:

„Wisset Ihr auch, Manner, was es um das Fahnentragen für eine Sache ist? Wisset Ihr das? Da heißt's nicht etwa den langen Stecken über die Achsel nehmen, wie eine Heustange, nicht etwa die Seiden und Bänder hinten nachflantschen lassen. Da heißt's nicht so leichtsinnig sein, wie es einstmals dem Christofer Fahnentrager passiert ist, der früh Morgens in einem Einkehrhaus aufbrechend, schlaftrunkener Weis' anstatt der Fahnenstange den Rauchfangbesen erwischt hat — bis es die Christofer beim Tagwerden gewahrt haben, was ihnen für ein sauberes Kreuz vorausgetragen wird. — Ja, Leute, da gibt's nichts zu lachen! Da gibt's zu weinen! Eine Leichtsinnigkeit! Eine Frevelhaftigkeit! Und so Leute wollen sich den Himmel erbitten? — Ist Einer von Euch Soldat gewest? Gut, so wird er wissen, was der Fähnrich über sich hat!"

„Freilich, die Fahne!" riefen sie.

„Die Pflicht hat er über sich, die Pflicht, seines Regiments Fahne zu hüten, zu schützen mit seinem Leben, sie keiner feindlichen Macht zu überlassen und wollten gleich alle Heidentürken mit ihren Krummsäbeln, alle Teufel mit ihren Hörnern auf ihn einstürmen. Und ist die Kirchenfahne etwa weniger, als wie die Regimentsfahne? Ist sie weniger, frage ich? Im Gegentheil, sage ich! — Dem Meßner lasset sie! Der Meßner hat sie in der Kirche vor Mäusen und Schaden zu

wahren, er soll sie auch auf Gottes Wegen nach Zell in seiner Hut haben."

„So lassen wir ihm's", knurrten die Anderen, „bei einer Fahne, für die im Wirtshaus gesammelt worden, schaut eh' nicht viel Ehr' heraus. Betrunkener Weis' den Beutel für's Himmelreich aufmachen — dazu braucht der Mensch kein Christ zu sein."

So war der Hergang und dann machten sie sich auf den Weg. — Es waren viele Weiber mit auf der Procession; ich selber sah sie ziehen und kann dem Christofer Schullehrer nicht Unrecht geben, wenn er sagt: Die Weiber, besonders die Betagteren, verstehen es besser, sich beim lieben Gott einzuschmeicheln, als wir Männer, und fürchte ich darum auch, sie werden einst im Himmel unsere Herren sein, und am Ende uns warten lassen auf's Heiraten, wie wir es jetzt ihnen thun.

Die Trutz-Liesel schrie im Beten für zehn; der Fahnenträger seufzte.

„Mußt es so machen wie der Herrgott", zischelte ihm ein Nachbar zu. „Der laßt sie den ganzen Tag Litanei beten und sagt nichts und thut was er will."

Antwortete der Meßner etwas beklommen: „Gott ist ein purer Geist und hat keine Backen und keinen Rücken."

Unter den Jüngeren war Eine, die hatte ein blendend rothes Busentuch. Der junge Knecht des Troderbauers, der Lois, war auch mit, der hatte für gar nichts Anderes Auge, als für dieses Busentuch, so daß der Probst endlich gezwungen gewesen sein soll, zu sagen: „Dirn, thue Dein schreiendes Tüchel weg, deck' Dich lieber mit Bußgewand, ist gescheiter. Und Du, Loisel-Bub, wenn Du schon was Rothes sehen willst, schau unsere Kirchenfahne an, die der Meßner voranstragt."

Und hatte nach meiner Ansicht recht, der Probst; was hat so ein Mensch auf ein rothes Busentuch zu gucken! Der Bursche aber muß gottlos sein, denn er soll insgeheim gedacht haben: Ist mir eh' recht, wenn sie's abnimmt. Das Ding blendet Einen.

Sie kamen endlich gen Zell. Der Meßner trug die Fahne höher und die Anderen erhoben ihre Herzen. Wie eine lohende Flamme, so wehte die seidene Flagge über den Köpfen hin, und im Winde lustig flatternd, mit den bunten Bändern knatternd und winkend riß sie Aller Augen an sich. Deß waren die Steinauer stolz und scharf aufrecht trug der Meßner die Fahne zum Kirchenthor hin — siehe, da mußte er sie neigen, sonst konnte er nicht hinein. Aber einmal drinnen, reckte er sie um so höher empor, daß alle Heiligen, die an den Wänden herumstanden, die Pracht und Ehre wahrnehmen sollten. Vor dem Altare der Mutter Gottes machte die neue Fahne Reverenz, vor sonst Niemandem — sie wurde in einem Eisenhaken aufgestellt, wo sie in ihrem Glanze viel zur Verherrlichung des schönen Gotteshauses beitrug.

Sie haben hierauf ihre Andachten und Bußübungen wohl sicherlich mit Fleiß verrichtet. Eins der allernettesten Dirnlein soll im Beichtstuhle angefragt haben, ob das denn Sünde sei, ein rothseidenes Busentuch zu tragen.

Wenn es ein ganz gewöhnliches rothes Busentuch sei, war des Beichtvaters Bescheid, so könne von einer Sünde keine Rede sein; allein mitunter stecke der Teufel Fahnen aus und die wären auch roth —. Das Dirnlein hat's zur Stunde gewiß nicht verstanden, wie das gemeint, und soll darob den Loisel-Buben befragt haben. Ich vermuthe, der hat ihr's gedeutet.

Der Meßner soll in Zell Manchen angeschlichen haben um einen Nothpfennig. Seinen Geldbeutel hatte das Weib, und so oft er bei ihr um Almosen flehte, war ihre Frage, ob er nach Zell gegangen sei, um zu schwelgen oder um zu büßen? — Gar keine

Frage, das Letztere; aber, er will noch längere Zeit büßen und nicht schon heute verhungern. Deß besannen sich seine Mitmenschen und erbarmten sich seiner.

Endlich lenkte die Steinauer Procession wieder heimwärts. Weil die Sonne gar so golden niederschien vom hohen Himmel, so ließen sie auch auf dem Heimweg die Fahne in derselben leuchten.

Als sie nun über die Berghöhen herzogen und zur Niederalm kamen, grasete dort auf den Matten eine Herde. Die Rinder erblickten die nahende surrende Menge, die flatternde Fahne und liefen mit gehobenen Häuptern und Schweifen erschrocken davon, daß der Erdboden dröhnte.

„Seht ihr!" soll der Probst gelehrt haben, „das ist der Unterschied zwischen Menschen und Thier. Der erstere geht dem heiligen Zeichen nach, das letztere läuft vor ihm davon."

Eines unter den Rindern aber lief nicht davon. Das war ein wuchtiger, dunkelfarbiger Stier, der wandte sich keck gegen die Kreuzschaar, begann zu schnaufen und zu grollen und mit einem Vorderfuß Rasen und Sand aufzuwühlen.

Die Wallfahrer zögerten ihren Gang, der Meßner blieb stehen, als ob seine Fahnenstange in den Boden hineingewachsen wäre, und starrte auf das Ungeheuer.

„Aufgepaßt, Leut'!" rief Einer, „das Vieh geht auf's Rothe!"

„So, das Vieh auch?" fuhr es dem Loisel-Buben heraus. Da kam der Stier mit lautem Gebrüll näher und die Hautlappen seines mächtigen Halses schlotterten mächtig hin und her. Der Meßner hub an gewaltige Drohworte auszustoßen und wollte dabei die Fahne wegwerfen.

„Oho!" rief der Probst, „wer wird denn fahnenflüchtig werden! Bestie, ich beschwöre Dich im Namen der heiligen Maria zu Zell, halt ein!"

„Eine Bestie gebe ich Dir nicht ab!" schrie der Meßner.

„Den Stier hab' ich gemeint!"

Die Weiber riefen alle Heiligen an und jammerten zum Erbarmen. Und mitten durch die Menge kam etwas heran, das bitterspitze Ellbogen hatte, um sich den Weg auszuhauen hin zum Fahnenträger.

„Bist Du ein Mannsbild!" kreischte sie ihm zwischen den Leuten hin zu, „keins bist! Schamen muß man sich mit so einem Mann! Wart', ich will Dir sie austreiben, die Feigheit!"

Sein Weib hinter sich hörend, hastete der Meßner todtenblaß einige Schritte nach vorwärts, dann brach er in Todesangst zusammen.

„Zurück!" commandierte ein alter Bauersmann, „den rothen Schlampen (Fetzen) herab! Das Thier ist wild!"

„So laufen wir!"

„Wäre höllisch dumm. Von hinten aufgabeln lassen! Den Schlampen herab!"

Es geschah allbereits. Der hohe Stab mit der Fahne war in den Lüften verschwunden, die Fahne wurde mit krampfiger Hast in der Blechbüchse verborgen. Unter den Beinen der Menge ächzte ein hilfloser Mensch in der Gewalt einer Furie.

Der Stier stand still und glotzte drein. Da er nichts mehr sah, was sein Auge empörte, so wendete er sich seitab.

„Darum nur alleweil schön demüthig sein, meine lieben Leut'!" sagte der alte Bauer, „wir haben in der neuen Fahne unsere Hoffart mitgetragen nach Zell. Gott Lob und Dank, die Hoffart wäre jetzt in der Büchsen."

Aus hundert erleichterten Lungen athmete die Procession auf. Der Meßner nahm die Fahnenstange nicht mehr an sich, er hielt mit beiden Händen seinen Kopf, und als ihm Einer gar einfältig die Frage stellte, was ihm denn wehe thäte, sagte er wimmernd: „Mein Weib! Mein Weib!" —

Ich bin's zufrieden, daß ein gerechter Gott die Sünder bestraft. Und nun wollen wir dazuthun, daß er die Unschuldigen aus dem Kerker befreit.

20. August.

Der Bretterschneider und der Holzwurm sind beisammen. Sie beabsichtigen wahrscheinlich miteinander ein Geschäft abzuschließen; sie sind miteinander auf der Eisenbahn abgereist und Bernhard wird einige Tage fort sein. Die Rebekka soll hinter Schloß und Riegel seiner harren. Meinst Du, Sägemeister, daß man so die Liebe wahrt? Ei, komme doch bald, sie wird vergehen vor Sehnsucht zu Dir. — Vergehen wird sie, und Du sollst Stadt und Land durchsuchen und wirst sie nicht finden, bis Du heilig versprochen hast, vernünftig zu sein und Dein Weib zu ehren.

Den Sohn des Reichensteiner, in dessen Haus ich hier wohne, habe ich gewonnen. Er ist sehr gerne bereit, meinen Plan durchzuführen, und sagte, ich soll ruhig zu Hause bleiben, es würde Alles geschehen. Dabei sein will ich aber doch. Und so werden wir heute in der Nacht in dem Kaltenbach hinabsteigen, am Hause des Bernhard die Dachbretter abheben, in die Kammer dringen und das arme Wesen befreien. Morgen zu dieser Stunde wird sie bei meinem Weibe in Sicherheit sein.

Die Entführung.

21. August.

Jetzt ist diese Stunde, und sie ist nicht bei meinem Weibe in Sicherheit. Aber nun endlich, vielleicht in ihrem eigenen Hause. Die Geschichte ist ganz anders vor sich gegangen, als ich ahnen konnte und wenn ich heute nicht ein halbes Tausend mehr weiße Haare auf dem Kopfe habe, als gestern, so wird es mich wundern.

Ich hätte etwas Grauenhaftes anrichten können. Tritzi, der Sohn des Reichensteiner, ist ein starker, leidenschaftlicher Bursche. So stylgerecht hätte mir Keiner die Dachbretter ausgehoben, die Bodenläden aufgerissen, so fachkundig wäre mir Keiner in die Kammer gesprungen, als der Tritzi. Er ist nicht schön, aber einer von Denen, die den Weibern gefallen. — Daran dachte ich aber nicht. Er war ein stiller, aber glühender Verehrer der Rebekka gewesen und sie soll davon Kenntnis gehabt haben. Das wußte ich aber nicht.

Er soll richtig derselbe sein, der den Bernhard in letzter Zeit so sehr beunruhigte. Und just den habe ich erwischen müssen. Es war eine unbeschreibliche Thorheit.

Ich wartete zehn Schritte vor dem Hause in einem Haselbusch und ließ ihn einbrechen. Einen lodenen Wettermantel hielt ich bereit, den wir der Rebekka umhängen wollten, denn es war eine kühle, fast frostige Nacht. Das Fenster der Kammer, in welchem die Rebekka eingekerkert war, schien trotzdem offen zu sein, ich hörte aus der Kammer deutlich das Ticken der Uhr. Es war Mond, aber der Himmel verdeckte ihn mit Wolken. In den Eschenbäumen rieselte es, theils war's der Luftzug, theils waren es niederfallende Tropfen.

Lautlos wie eine Katze war der Tritzi auf das Dach gesprungen und bald war er nicht mehr auf demselben; ich sah die ausgebrochene Dachluke. Er arbeitete mit einer solchen Geschicklichkeit, daß ich kaum ein Geräusch hörte. Ich wollte an das Fenster gehen, um das Weib, wenn es schlafe, zu wecken, und ihr mitzutheilen, daß Rettung nahe sei und daß sie nicht erschrecken möge, wenn die Läden der Stubendecke ausgehoben würden. Wie ich's aber jetzt bedenke, war das Ganze unklug angestellt gewesen. Die Rebekka hätte früher vorbereitet werden müssen. Dazu hatte sich tagsüber keine

Gelegenheit gefunden, denn die alte Magd, eine Verwandte des Bernhard, die voran in der Küche wohnte, war wohl fast taub, aber nicht blind, und man hätte der Rebekka nicht an's Fenster kommen können, ohne von der Alten bemerkt zu werden. In dem Augenblicke, als ich jetzt das Versäumte nachholen wollte, sah ich den Unstern. Um die Hausecke schlich ein Mann, ein Gewehrlauf schimmerte und ich hörte das Knacken vom Aufziehen eines Hahnes. — Der Bernhard ist's, konnte ich noch denken, dann vergiengen mir die Sinne. Ich erinnere mich, daß ich in meinem Verstecke rufen wollte, um die Aufmerksamkeit des Lauernden auf mich zu lenken und so die Gefahr von den Anderen abzuwenden. Aber ich brachte keinen Laut hervor.

Bernhard schlich zwei- oder dreimal an der Hauswand auf und ab, und zwar so, daß er drinnen nicht bemerkt werden konnte. Ich habe es nun auch erfahren, daß Rebekka wirklich glauben mußte, er sei verreist. Der unselige Mensch war nächtlicher Weile von der Stadt heraufgekommen, um sich zu überzeugen, ob die Nächte in seinem Hause auch bei seiner Abwesenheit so ordentlich seien, als wenn er daheim wäre. Er war ziemlich ruhig, man merkte, er habe keine Ahnung, daß der Feind bereits im Hause sei. Er mochte solch' nächtlicher Streifereien wohl öfters pflegen. Nun legte er sein Ohr unterhalb des Fensters an die Wand, denn drinnen war ein Geräusch.

„Wer ist da?" hörte man die helle Stimme der Rebekka. Da war ein Sprung von der Decke herab auf die Dielen. Der Tritzi war drinnen. Der Bernhard schmiegte sich und machte sein Gewehr handgerecht. Und ich? Nun warte ich seit Monaten auf das Sterben, aber auf eine solche Todesangst habe ich nicht gerechnet.

Rebekka machte Lärm; der Tritzi nannte sich, theilte ihr rasch den Zweck seines Hierseins mit und suchte sie zu beruhigen. Sie ward denn auch ruhig, aber ganz anders, als er erwartet hatte. Sie öffnete eine Lade und nahm aus derselben etwas in die Hand.

„So!" sagte sie dann ganz vernehmlich, aber gelassen, „so, mein lieber Tritzi. Rühr' mich an, wenn Dich das Leben nicht mehr freut. Versuch's!"

„Du verstehst mich nicht", flüsterte der Tritzi, „ich will Dich bloß befreien. Wir Burschen, und ich als Bekannter von Dir voraus, können die Schmach nicht leiden, die Dir Dein Mann anthut."

„Was für eine Schmach thut mir mein Mann an?"

„Daß er Dich einsperrt wie eine Zigeunerin."

„Wer sagt denn das?" fragte Rebekka. „Wenn mein Mann fort ist, und der Riegel vor meine Thür geschoben, so habe ich's selber gethan, und, wie sich's heute zeigt, nicht mit Unrecht."

„Nachher wirst so gut sein, und mich jetzt zur Thüre hinaus lassen", sagte der Bursche.

„Was Du für Ehre verlangst, Dieb! Einbrecher!" rief sie, „Du kannst Dich verlassen d'rauf, Schelm, Du wirst auf dem Rückweg genau dasselbe Loch finden, durch das Du herkommen, wenn es Dir nicht lieber ist, daß sie Dich morgen Früh zur Thür hinaus tragen! Es ist finster; muß Dir sagen, daß ich ein scharfes Messer in der Hand habe. — Ich weiß es recht gut, es geht ein Gered' um, daß mich mein Mann aus Eifersucht einsperrt. Das hat gewiß der Steinauer Meßner ausgesprengt, dieser Wichtling, dieser elendige! Aber, wenn Ihr schon so dumm seid und es glaubt, wer gibt Euch Recht, Ihr Strolche, in mein Haus zu brechen? Was geht's Euch an? Wenn man sich vor Euresgleichen hinter ein Thor verschließt, so thut man schlecht, weil man sich hinter sieben Thore verwahren soll! Und Du

kannst Dich neunfach versilbern lassen, mein lieber Tritzi, so bist nicht halb so viel werth, wie mein Mann. Wenn er mich hütet, weil er mich gern hat, so wird das, denke ich, besser sein, als was andere Männer ihren lieben Weibern gern anthun. Und wenn Du glaubst, Lumpenbürschel, weil der Mann eifersüchtig ist, muß die Frau schlecht sein, so ist das ein Aberglauben, den ich Dir austreiben will. Du meinst, weil Du jung und keck bist, ich wäre in Deiner Macht; Du meinst, weil mein Mann fort ist und kein Beistand im Haus, ich wäre in Deiner Macht! Wichtlein, schlechtes! Du wirst Gott danken, wenn Du gesund in Dein Bett heimkommst, und wirst den Unterschied kennen, ob man zu einer Dirn geht, oder zu einer Ehefrau! — Da rück' ich Dir den Stuhl hin, daß Du hinaufkommst, Gauner, wo Du herabgefahren bist. Halloh, marsch! Ausflieg', wie die Hex' zum Schornstein! — Heb' Dich, verdammter Krüppel!"

Das war ein starkes Poltern und bald darauf kroch der Tritzi zur Dachluke heraus, sprang knirschend auf die Erde und von dannen.

Dem Bernhard vor dem Fenster war wohl kein Wort entgangen. Als er die Stimme des Reichensteiner-Sohnes erkannt, war er fest überzeugt, daß er ihn zum Fenster hinein todtschießen werde. Aber, während sie dem Burschen so stattlich heimleuchtete, sank ihm der Arm mit dem Gewehr.

Als der Tritzi davon und es wieder still war in der Kammer, hörte man das Schluchzen der Rebekka.

Bernhard taumelte seitlings und lehnte sich, als ob er ohnmächtig werden wollte, an einen Eschenbaum. Ein Wort stöhnte er, das hieß: „Ich habe ihr Unrecht gethan."

Endlich gieng er und bog sich um die Ecke des Hauses. Ich war in meinem Busche noch immer wie gebannt, ich hätte aber jubeln mögen. Allen Zorn vergaß ich, den mir dieser tolle Bernhard erweckt hatte, so selig war ich darüber, daß er sich endlich von der Treue seines Weibes überzeugt haben mußte.

Nach einer Weile hörte ich, wie drinnen Jemand vom Vorhause aus an die Kammerthüre trat, dort ein Anlegschloß abschnallte und die Thüre öffnen wollte. Sie gieng aber nicht auf. Er pochte.

„Wer ist schon wieder da?" rief die Rebekka, und an ihrem scharfen Ton war es nicht zu merken, daß sie eben geweint hatte.

Bernhard gab sich zu erkennen und bat um Einlaß. Er bat mit einer rührend treuherzigen Stimme. Sie aber sagte: „Du sollst wissen, Bernhard, daß diese Thür nicht bloß von Außen ein Schloß hat, sondern auch von Innen."

„Mach' auf, Rebekka, zwischen uns Beiden soll kein Schloß mehr sein. Ich habe Dir viel abzubitten."

„Und hättest Du mich eingesperrt bis zum jüngsten Tag", sagte sie, „ich wollte Dir verzeihen. Aber daß Du einen Gesellen aufgenommen hast, der mich verführen, der mich verderben soll, das reißt uns auseinander für Zeit und Ewigkeit."

Gegen diesen Vorwurf hat sich der Bernhard wild aufgebäumt, aber das Weib sagte: „Morgen Früh gehe ich hinaus und Du kannst hereingehen, wenn das die Sünderkammer ist. Bei mir ist's aus. Ich habe Dir Treue gelobt bis zum Tod. Heut' ist mein Herz gestorben."

Er beschwor sie, daß er an dem Besuche des Reichensteiner-Sohnes unschuldig sei, daß er den Burschen todtgeschossen hätte, wenn er sie angerührt, daß er ihr auf den Knien Abbitte leisten wolle für allen unwürdigen Verdacht, für alle Unbill, die er ihr in seiner Verblendung zugefügt, daß er im Bewußtsein, ein so braves, goldenes Weib zu besitzen, über alle Maßen glücklich sei.

Gut sprach er in seiner heißen Aufregung, prächtig sprach er, aber es half ihm nichts, sie öffnete nicht.

Endlich ward es still. Als ich am Morgen in's Haus trat, fand ich den Bernhard vor der Kammerthür kauern und schlummern.

Ich wartete und habe hernach den Vermittler gemacht. Er war schier nöthig, aber er hat schließlich eine erbärmliche Figur gespielt. Ich erzählte Alles freimüthig, wie mich das Verfahren des Bernhard empört hat, wie ich als alter Freund des Wolfgang und der Rebekka mich für verpflichtet hielt, die Eifersucht, die als solche für sich schon Untreue ist, zu bestrafen, die Rebekka zu befreien, zu entführen und sie nur gegen ein hohes Lösegeld ihrem Manne zurückzugeben. Dieses Lösegeld wäre das heilige Ehrenwort gewesen, die Gattin wirklich so zu lieben und zu ehren, wie er es am Altare gelobt. Ich erzählte hernach den ganzen Entführungsplan und wie ich dazu den Reichensteiner-Sohn nur darum gewählt, weil der schon im Voraus von den Dingen wußte und über die Thorheit des Sägemeisters empört war, wie viele Andere. — Wir führten alle drei ein merkwürdig ruhiges Gespräch, bei dem sich Vieles klarstellte, und vor Allem Rebekka's Verdacht, als hätte sie ihr Mann durch den Burschen versuchen wollen, widerlegt ward. So war bei der Rebekka von dem Fortziehen keine Rede mehr, aber zu mir sagte sie Folgendes, das auch aufgemerkt werden muß: „Herr Konrad! Was Sie gethan haben, ist gut gemeint gewesen. Und wie Sie's gethan haben, das zeigt wohl, daß Sie nicht gesund sind. Sie sind mir rechtschaffen leid und zu Dank für die gute Meinung gebe ich Ihnen einen guten Rath: Mischen Sie sich ein andermal in keinen Eheleut-Handel. Wir zwei, mein Bernhard und ich, brauchen keinen Dritten und einen Vierten, wie heute Nacht, noch weniger."

Wie ein begossener Pudel schlich ich davon. Die Brust hatte ich voller Glückseligkeit. Ich muß mich zwar schämen und dürfte es schwer halten, ihnen noch einmal unter die Augen zu treten. Aber sie sind — aller Anzeichen nach — gerettet und ein gutes Werk habe ich doch gethan.

Der Bernhard lief mir nach; ich erschrak fast, weil ich glaubte, er wolle mich züchtigen. — Er fieng meine Hand und hastete die Worte: „Ich bin wie neugeboren!" Und eilte wieder zurück zu seinem Hause, zu seinem Weibe.

Er hat doch ein gutes Herz.

* * *

Als ich vom Kaltenbach den Weg abzweigen wollte, der heraufführt zu den Höhen, fuhr die Straße heran ein Wäglein, darauf saß mein Arzt. Er war zu einem Kranken nach Rottenthal gerufen.

Alsogleich hielt er an und verwunderte sich scherzend, daß der Patient in der Morgenfrühe so frisch dahertrabe, während der Doctor sich auf Rädern schleppen lassen müsse.

„Aber Ihre Kleidung", fuhr er fort, „ist ja durch und durch feucht! Sind Sie im Regen gewesen?"

„Ja, es hat etwas geregnet", log ich, während es mir jetzt erst klar ward, was das für einen Kranken bedeutet, eine halbe frostige Nacht hindurch in den nassen Büschen umzukriechen.

„Schonen Sie sich doch", sagte der Doctor, indem er mich an der Hand hielt, „Ihr Puls ist wieder einmal unregelmäßig."

In sechs Wochen geht der Termin aus. — Man muß der Natur doch etwas nachhelfen, daß sie fertig wird.

(Schluß folgt.)

Die steierischen Minnesinger.

Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte von Heinrich Noë.*)

Den Wanderer, welcher die herrlichen Thäler unserer grünen Steiermark mit dem schnaubenden Dampfroß durcheilt oder im Vollgenuß der reichen Naturschönheiten unseres Landes zu Fuß durchzieht, grüßen überall die Ruinen alter Ritterburgen, bald auf höheren Bergen hart am Ufer der Flüsse das Thal beherrschend, bald auf niedrigen Hügeln im Waldesdunkel der Seitenthäler versteckt, einige noch gut erhalten und weithin sichtbar, andere vom Zahn der Zeit oder durch Menschenhand fast ganz vernichtet und von üppigem Pflanzenwuchs überzogen. So sind diese Burgreste Zeichen vergangener Herrlichkeit und unsere Einbildung schweift unwillkürlich zurück in's 12. und 13. Jahrhundert, in die Blütezeit des deutschen Ritterthums. Vor unserem Geiste erstehen jene alten Schlösser wieder in ihrem Glanze und bevölkern sich mit ihren ritterlichen Bewohnern. Wir lassen die eisenbepanzerten Ritter ausziehen zu ernstem Kampfe oder zu glänzendem Waffenspiel, zu Tjosten und Turnieren, und in den Burgen selbst hören wir die ritterliche Gesellschaft aufmerksam lauschen den Erzählern, welche die Heldenthaten der Artusritter verherrlichen, oder den Sängern, welche die Schönheit der Frauen und das Glück der Liebe preisen.

Wir denken uns zurück in jene Zeit, wo in Oesterreich die ritterliche Lyrik ihren Höhepunkt erreichte, wo am Hofe der vier letzten Babenberger durch sieben Jahrzehnte, weit länger als an dem sangesfreudigen thüringischen Hofe zu Eisenach, die deutsche Dichtkunst Heimat und Pflege fand. Denn am Wiener Hofe lebte Reinmar der Alte, hier lernte Walther von der Vogelweide singen und sagen, und half mit manchen seiner schönsten Gesänge die babenbergischen Herrscher und ihre Feste verherrlichen, hier bildete nach seiner Uebersiedlung an den Hof Friedrichs II., des letzten Babenbergers, Neidhart von Reuenthal den Mittelpunkt eines neuen Dichterkreises.

Und das Beispiel der Babenberger fand Nachahmung bei ihren fürstlichen Nachbarn im Süden und Südosten Deutschlands. So werden uns Wolfker von Ellenbrechtskirchen, Patriarch von Aquileja; die drei Grafen von Andechs, Berthold IV., Herzog von Meran, Heinrich, Markgraf von Istrien, und Berthold V., Patriarch von Aquileja; Herzog Bernhard von Kärnten, Herzog Heinrich von Mödling, und Wenzel I., König von Böhmen, als Förderer deutscher Dichtkunst am Ausgange des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts genannt.

Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, wenn auch Steiermark seinen Antheil an dem Minnegesang hat.

Ich habe übersichtlich zusammengestellt, was über das Leben und die Dichtungen der steirischen Minnesänger

*) Vortrag, gehalten von Schulrath Heinrich Noë im historischen Vereine für Steiermark zu Graz.

bisher von Meistern der Forschung zu Tage gefördert wurde,*) habe jedoch einzelne dieser Dichtungen aus dem Mittelhochdeutschen, das vielleicht nicht allen geehrten Anwesenden geläufig sein dürfte, in's Neuhochdeutsche übertragen, um so die alten Sänger fast mit ihren eigenen Worten vorzuführen.

Es sind Angehörige fünf steierischer Adelsgeschlechter, die wir zu den deutschen Minnesängern zählen, nämlich Ulrich von Liechtenstein, Herrand von Wildon, ein Sonneck, ein Stadeck und ein Scharfenberg.

Ulrich von Liechtenstein ist auf der Burg gleichen Namens bei Judenburg um 1200 geboren, also um die Zeit, als die mittelhochdeutsche Dichtkunst in ihrer Blüte stand. Mit Spannung lauschte der geweckte Knabe, wenn im Elternhause aus den Epopöen der damaligen romantischen Dichter vorgelesen und über das Vorgelesene gesprochen wurde. Früh schon wurde es ihm geläufig, eine Hauptwürdigkeit eines Ritters in dem Streben nach der Minne eines reinen Weibes zu finden, und noch nicht zwölf Jahre alt, hörte er nichts lieber als das Lob schöner Frauen. So voll romantischer Ideen kam er als Page an den Hof einer hochgebornen Frau, wo er 1211—1215 blieb. Von der Schönheit seiner Herrin bezaubert, steigerte der Knabe seinen Minnedrang zu solcher Inbrunst, daß er mitunter das Wasser, worin sie ihre weißen Hände gewaschen, heimlich austrank. Und bis zu seinem 32. Lebensjahre hörte er nicht auf, dieser seiner Jugendliebe Ritterdienst und Minne zu weihen. Den Namen seiner Herrin hat uns Ulrich nicht genannt; so bleibt also nur der Vermuthung Raum. Und während einige auf Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Otto I. von Meran, hinweisen, bezeichnen andere ihre Tochter Agnes, welche aber erst um 1212 geboren und seit 1230 mit Herzog Friedrich II. von Oesterreich vermählt war, als den Gegenstand von Ulrich's Liebesverehrung, und endlich wird auch auf eine pfannbergische Gräfin gerathen. Wie dem auch sei, gewiß hat diese Frau, die selbst Verse machte, die Entwicklung der geistigen Anlagen Ulrich's sehr gefördert. Den letzten Schliff seiner ritterlichen Ausbildung erhielt Ulrich am Hofe des Markgrafen Heinrich von Istrien, eines Bruders jenes Herzogs Otto von Meran aus dem Hause Andechs. Hier wurde Ulrich in allen ritterlichen Fertigkeiten gebildet und auch in der Kunst Verse zu machen geübt, wenn er auch nicht lesen und schreiben konnte. Der Tod seines Vaters Dietmar, der um 1219 starb, rief ihn nach Steiermark zurück, um das Erbe seines Hauses anzutreten. Doch die Pflichten, die ihm damit auferlegt wurden, hinderten ihn nicht, in den nächsten Jahren seinen romantischen Ideen nachzugehen, im Dienste der auserwählten Herrin seines Herzens auf den Turnieren in und außer Steiermark bis nach Oesterreich, Tirol und Istrien hin Speere zu brechen und ebenso wie die Ritter der Artusromane abenteuerliche Fahrten zu unternehmen.

Im Jahre 1222 wurde Agnes, die erstgeborne Tochter Leopold's VI., des Glorreichen von Oesterreich, mit dem Herzog Albrecht von Sachsen vermählt, und bei dieser Festlichkeit wurde Ulrich Ritter.

*) Knorr, über Ulrich von Liechtenstein, Straßburg 1875; Schönbach, zu Ulrich von Liechtenstein (Zeitschr. f. deutsches Alterthum, 26. Bd.); Ulrich von Liechtenstein von Schönbach (Allgem. deutsche Biographie XVIII.); Kummer, die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen inneröstereichischen Minnesinger, 1880; Weinhold, Antheil der Steiermark an der deutschen Dichtung des 13. Jahrh. (Almanach d. k. Akad. d. Wiss., Wien 1860); Weinhold, der Minnesinger von Stadeck und sein Geschlecht (Sitzgsber. der k. Ak. d. W., phil.-hist. Cl., Bd. 35, 1861); Kummer, das Ministerialengeschlecht von Wildonie, 1879; Krones, die Freien von Saneck. 1883.

Bei dieser Gelegenheit sah Ulrich auch seine Herrin wieder, ohne ihr jedoch, aus Furcht vor Spähern, ein Wort zu sagen. Später läßt er ihr durch eine Verwandte Lieder überreichen, wird aber mit seiner Werbung abgewiesen. Trotzdem bleibt er ihr ergeben und zieht überall hin, wo es ein Turnier gibt, um ihr zu Ehren Lanzen zu brechen. Nachdem er bereits 1224 auf dem Turnier in Friesach als König Mai verkleidet erschienen war, rüstet er sich, 1226 von einer Reise nach Rom zurückgekehrt und um diese Zeit bereits mit Bertha von Weißenstein vermählt, zu jener bekannten abenteuerlichen Fahrt, die er als Frau Venus am 25. April 1227 zu Mestre bei Venedig antrat. Hoch zu Roß im weißsammtnen Kappmantel, mit einem perlengeschmückten Hute auf zwei braunen starken Zöpfen, die ebenfalls mit Perlen bewunden, bis zum Gürtel reichten, am Leibe einen Frauenrock, darunter ein ebenso langes, weißes Hemd mit zwei Frauenärmeln und seidene Handschuhe an den Händen — so zog er mit seiner Dienerschaft unter Flöten- und Paukenschall, oft von einem glänzenden Zuge anderer Ritter begleitet, durch Friaul, Kärnten, Steiermark, Oesterreich, wo er in Gloggnitz bei seiner lieben Gemahlin einen Tag lang sich ausruhte, durch Wien bis an die Thaya und schloß dann die ganze Fahrt mit einem Turnier in Klosterneuburg. Er hatte während des ganzes Zuges 307 Speere verstochen und 271 goldene Ringe für ebenso viele Speere gegeben, die an ihm verstochen wurden. Doch Ulrich's Werbung um die Huld der Herrin findet kein Gehör, so daß er endlich 1231 dieselbe aufgibt; bald aber erwählt er sich eine neue Herrin, der zu Ehren er 1240 als König Artus mit zahlreicher Begleitung und in glänzender Pracht im Lande umherzieht, wobei er seine ritterlichen Gesellen mit den bekannten Namen der Tafelrunde, Gawein, Lanzelot, Iwein u. s. w. u. s. w. auszeichnet, wenn sie drei Speere, ohne zu fehlen, auf König Artus verstochen hatten.

Allein die Zeiten werden ernster und stellen an den zum Manne herangereiften Ulrich, den Angehörigen eines so mächtiges Geschlechtes, auch ernstere Ansprüche. Schon 1241 wird er Truchseß der Steiermark genannt und von Herzog Friedrich II. mit wichtigen Sendungen betraut. 1245 vertritt er den Herzog als Landrichter in Steiermark, an der unglücklichen Schlacht an der Leitha 1246 nimmt er theil und beklagt tief des Herzogs Tod. Und er selbst muß die nun in den verwaisten babenbergischen Ländern einreißende Unordnung fühlen, da er 1248 und 1249 ein Jahr lang auf seiner eigenen Frauenburg von Pilgrim von Katsch, einem seiner Mannen, gefangen gehalten und erst durch die Vermittlung des Landesverwesers Mainhard von Görz gegen viel Geld frei wurde. In den politischen Ereignissen des österreichischen Interregnums spielt er sodann eine hervorragende Rolle unter seinen Standesgenossen, besonders bei Verdrängung der Ungarn aus Steiermark. Unter Ottokar von Böhmen ist Ulrich vielfach in steierischen Landesangelegenheiten thätig. Doch theilt auch er 1268/69 das Loos der anderen steierischen Adligen, welche Ottokar 26 Wochen lang auf der Veste Klingenberg in Böhmen gefangen hält. Wenn bei dieser Gelegenheit auch zwei seiner Burgen (auch Liechtenstein) gebrochen wurden, so verlor er doch die Gunst des Königs nicht. Er behielt seinen Einfluß im Lande und wurde 1272 Landmarschall und Landrichter in Steiermark. Der Versammlung steierischer Edlen zu Göß 1274, die dort gegen den Böhmenkönig Beschlüsse faßten, wohnte er noch bei, doch den Kampf zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg erlebte er nicht mehr, da er am 26. Jänner 1275 oder 1276 starb.

Die beiden poetischen Werke, welche Ulrich von Liechtenstein Aufnahme in die deutsche Literaturgeschichte verschafften, sind erst in späteren Jahren abgefaßt, nämlich der „Frauendienst" 1255 und das „Frauenbuch" 1257. In dem „Frauendienst" hat Ulrich alle seine 58 Lieder und 3 längere lyrisch-didaktische Minnebüchlein, die zu verschiedenen Zeiten und bei besonderen Anläßen seines jahrelangen, reichen Minnelebens entstanden sind, der ausführlichen Schilderung des letzteren im Dienste zweier Herrinnen eingeflochten. Es zählt nicht weniger als 18.882 Verse. Vieles von dem, was er in diesem Werke über seine Abenteuer im Dienste der Minne berichtet, ist wohl nur zum Theil wahr, so z. B. daß die Auserwählte seines Herzens einen Finger, der ihm beim Turnier zu Brixen verwundet worden und dann steif geblieben war, und den er sich auf eine Bemerkung seiner Herrin hin hatte abhauen lassen und ihr zugeschickt hatte, seitdem in ihrer Lade sorgfältig aufbewahrt und täglich angesehen habe; oder wie er, als Aussätziger verkleidet, der Burg seiner Dame sich nähert, mehrere Tage so in der ekelhaften Gesellschaft der wirklichen Aussätzigen vor der Burg verbringt, bis er endlich Abends in einem Tuche an der Mauer heraufgezogen, in seinem Bettlergewande vor die Geliebte in ihre Prunkgemächer gebracht, zuletzt aber in ganz schmählicher Weise hintergangen und in den Burggraben fallen gelassen wird u. ä. Es ist dies wahrscheinlich nur eine durch des Dichters lebhafte Einbildungskraft und dessen Begeisterung für die Helden der Artusromane hervorgerufene verhüllte Darstellung des plötzlichen unrühmlichen Ausganges seines Minneverhältnisses. Trotzdem ist dem Werke eine gewisse Bedeutung für die Sittengeschichte nicht abzusprechen.

Was die dem „Frauendienst" eingeflochtenen Gedichte Ulrich's betrifft, so ist einerseits eine mit den Jahren abnehmende Fruchtbarkeit seines dichterischen Schaffens bemerkbar, da er in den ersten zehn Jahren desselben 34, darunter die 1145 Verse umfassenden Minnebüchlein, in 23 weiteren Jahren nur 27 Gedichte verfaßte; anderseits zeigen auch die Lieder, welche er für seine zweite Herrin dichtete, nicht jene Frische und jene liebliche Einfachheit und melodiöse Weichheit, welche die Lieder aus seinen jüngeren Jahren auszeichnen und die ihm einen Platz unter den besten deutschen Minnesängern sichern. Noch weniger dichterischen Wert haben die 16.036 Erzählungsverse, durch welche er seine einzelnen Liebeslieder und Minnebüchlein zu einem Ganzen verbunden hat.

Auf derselben Stufe steht dann auch Ulrich's zweites Werk, sein Itewitz oder das „Frauenbuch". Es enthält in 2092 Versen in Form eines Gespräches zwischen einem Ritter und einer Dame Klagen über den Verfall des ritterlichen Frauendienstes. Der Ritter wirft die Schuld auf die Frauen, die Dame auf den ausgearteten Ritter, worauf Ulrich den Streit zu schlichten sucht, indem er seine überspannten Ansichten über den Frauendienst auseinandersetzt.

Ich theile ein Stück aus dem „Frauendienst" mit, das Ulrich's Leben zwischen dem Friesacher und dem Brixner Turnier erzählt und zwei seiner schönsten Minnelieder enthält.*)

Aus Ulrich von Liechtenstein's Frauendienst.

Mit freud'gem Sinn ich schied sodann;
Recht wie ein liebbedürft'ger Mann
Ritt ich nun schnell zur Nichte mein,
Die hieß mich auch willkommen sein.
Ich sprach: „Nun mög' Dir's lohnen Gott,
Viel süße Nichte, lieber Bot'.
Du bist es, die mir Seligkeit
Und Hilf' in meiner Noth verleiht."

---

*) Man wird sehen, daß in diesen Dingen der Geschmack vor 600 Jahren ein anderer war, als heute. Die Red.

„Neffe, was ich Dir nur helfen kann,
Das wird von mir recht gern gethan.
D'rum will ich auch zur Herrin Dein
Dir zulieb den Boten mein
Jetzt senden und entbieten ihr,
Daß in Friesach beim Turnier
Niemand so gut wie Du fürwahr
Gekämpft hat in der ganzen Schaar."

„Nichte, Du thust mir gar so wohl,
Ich dank' Dir's immer wie ich soll.
So send' auch diese Strophen hin. —
Ganz ohne Sorge ich des bin,
Daß sie der Guten dünken gut. —
Sie ist so rein, so wohlgemuth,
Daß sie gewiß auch nicht verschmäht,
Was ihr zum Lob im Liede steht."

Eine Tanzweise.

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein.
Auf der Heide Blumen schöne
Blüh'n im Maiensonnenschein.
Ich auch bin gar wohlgemuth,
Denkend stets an ihre Güte,
Die mir reich macht das Gemüthe,
Wie's der Traum den Armen thut.

Und von ihrer höf'schen Sitte
Hoffe ich voll Zuversicht,
Sie gewähre meine Bitte
Und verschmäh' mein Werben nicht.
Diese Hoffnung macht mich froh.
O daß Alles glücklich ende
Und sich nicht zum Bösen wende,
Wenn mein süßer Wahn entfloh!

Sie die Süße, sie die Reine,
Frei von jedem Makel gar,
Mach', daß glücklich ich mich meine,
So lang 's besser noch nicht war;
Daß die Freude lange währ',
Daß ich weinend nie erwache,
Nur dem Glück entgegenlache,
Das von ihr ich stets begehr'.

Wünschen, lieben in Gedanken
Ist die größte Freude mir.
Und darin will ich nicht wanken,
Bis sie dann erlaubet mir,
Mit den Beiden ihr zu nah'n,
Und sie endlich mir vergönne,
Daß ich ihre Huld gewönne
Und dann sei ein sel'ger Mann.

O wie freut im holden Maien
Sich die Welt so ganz und gar!
Doch wie groß die Freuden seien,
Ich bin deren immer bar.
Kann ich mich der Freud' ergeben
Ohne meine süße Lieb?
Ohne sie nur Leid mir blieb',
Ohne sie könnt' ich nicht leben.

Dies Lied ist nun nach Friesach kommen,
Manch' Ritter hat es dort vernommen,
Und auch gesagt, es wäre gut.
Die Weis' ist neu und hochgemuth,
Der Text ist lieblich und auch klar.
„Neffe, gib her, ich sende sie fürwahr
Alsbald zu Deiner Herrin hin,
Die von so feinem höf'schen Sinn."

„Nichte, ob der Güte Dein,
Was Dir entbot die Herrin mein,
Das laß' alsbald mir machen kund." —
So schied ich denn zur selben Stund'
Und ritt mit Freud' hinaus in's Land,
Wo immer ich ein Kampfspiel fand,
Turnier nach guter Ritter Sitt',
Daß ich der Herrin dient' damit.

Als von der Nicht' ich Abschied nahm,
Lied und Brief die Gute nahm,
Schickt' bald damit den Boten ab,
Der Beides meiner Herrin gab.
Kaum hatte diese ihn erschaut,
So sprach zu ihm die Herrin traut:
„Du sollst mir hochwillkommen sein.
Sag' an, wie geht's der Herrin Dein?"

Der Bote sprach: „Es geht ihr wohl,
Sie entbietet, Herrin, wie sie soll,
Euch ihren Gruß in dieses Land
Und hat Euch diesen Brief gesandt.
Den lest, laßt bald mich heimwärts fahr'n,
Und möge Gott Euch wohl bewahr'n.
Die Frau hieß bald zurück mich kommen."
Der Brief von ihr ward angenommen.

Es nahm ihn ihre weiße Hand,
Und mit ihm bald sie dann verschwand
In einem Zimmer, wo allein
Sie lesen konnt' das Briefelein.
Von dem, was sie gelesen dort,
Hat sie verschwiegen jedes Wort;
Sie las ihn aber ganz und gar. —
Nun hört, was d'rin enthalten war:

„Ich entbiet' Euch, Herrin, meinen Gruß
Und Dienst, sowie aus Pflicht ich muß
Meiner lieben Frauen.
Und heget das Vertrauen,
Daß ich Euch diene alle Tage.
Nun merket, Herrin, was ich Euch sage:
Zu Friesach gab die Ritterschaft
Ein Fest, zu zeigen ihre Kraft.

Da hat sich nun hervorgethan
Euer getreuer Dienstmann,
Mein Neffe von Liechtenstein;
Der Andern That war gar nur klein.

Ja Euch zuliebe hatte er
Verstochen mehr als hundert Speer',
Erhielt den Preis auf jeder Seit'.
's ist wahr, so sehr Ihr lieb mir seid.

Er hat Euch dort gedienet so,
Daß des ich bin geworden froh.
Er diente Euch in Treue,
Wird zeigen dies auf's Neue
Euch bald mit ritterlicher That:
Sein Herze lieb Euch immer hat,
O herzensliebe Herrin mein,
Des soll mein Heil Euch Bürge sein."

Da sie gelesen diesen Brief,
Alsbald sie eine Antwort schrieb.
Nachdem die Gute das gethan,
Sprach sie zu meinem Botenmann:
„Bring' meinen Gruß der Herrin Dein
Und trag' ihr hin dies Briefelein,
Und sag ihr von mir offenbar,
Was sie entboten, sei nicht wahr."

Als meine Nicht' den Brief erhielt,
Hat ihr Versprechen sie erfüllt
Und mir ihn eilig zugesandt.
Der Bote mich zu Leibnitz fand,
Bei einem Kampfspiel, das war gut.
Dreihundert Ritter hochgemuth,
Die waren her zum Kampf gekommen,
Dem zum Schaden, dem zum Frommen.

Den Boten ich gar wohl empfieng,
Mit ihm ich dann zur Seite gieng;
Dort gab er mir das Briefelein.
Wie dankt' ich da der Nichte mein!
Ich hofft', es stünde was darin,
Zu trösten meinen Liebessinn.
Doch in den Brief nichts Freud'ges stand,
Nun höret, was mir ward gesandt:

„Du lobst mir zu sehr den Neffen Dein,
Das mag wohl ob der Verwandtschaft sein.
Doch hier man von ihm anders spricht;
Daher gilt mir Dein Lob auch nicht.
Und willst Du ihn zu sehr mir loben,
Ich glaub', Du willst vor Narrheit toben."

Als mir der Brief da ward gelesen,
Ist mir's leid gar sehr gewesen.
Ich schämte mich der Botschaft
Und dacht': Ich muß durch Ritterschaft
Bei ihr zu Lob und Ehre kommen,
Sonst muß ich fühlen mir benommen
Leib, Gut, Sinne und das Leben
Und Alles, was mir Gott gegeben.

Da fuhr ich weit hinaus in's Land,
Wo immer Ritterschaft ich fand;
Galt's Ernst, galt's nur Kurzweil,
Stets war ich da in aller Eil'.

Schont' weder Leib, schont' weder Gut,
Kämpft' überall mit tapferem Muth;
Aus Liebe zu der Herrin mein
Mußt' ich gar oft gewappnet sein.

So schwand der Sommer immer mehr,
Da ich im Land zog hin und her
Gar ritterlich und auch gar wohl,
So wie mit Fug ein Ritter soll,
Der hohe Minn' zum Lohn begehrt.
Er denke stets an seinen Wert:
Will er nach hoher Minne streben,
So führ' er auch ein würdig Leben.

Nun war er da, der Winter kalt;
Entlaubet war der grüne Wald,
Es schwiegen all' die Vögelein.
Da ritt ich zu der Nichte mein
Und klagt' ihr all' mein Liebesleid.
Sie sprach: „So ist es auch in Wirklichkeit:
Zähl' nimmer auf den Boten mein,
Daß ich ihn schick' zur Herrin Dein.

Sie hat verboten, daß ich ihn
Zu ihr je sende wieder hin.
Sie fürchtet, daß man aufpaßt ihr,
D'rum hat sie es verboten mir.
Auch hätt' der Thorheit ich zuviel,
Da sie es einmal nun nicht will,
Wenn trotzdem würd' mein Bot' gesandt,
Fürwahr ich wäre ohn' Verstand."

Ich sprach: „O liebe Nichte mein,
So muß ich nun verloren sein,
Denn alle Freude ist mir todt.
O weh, wie groß ist meine Noth!
Wer hat den Boten mir genommen?
Ist dies durch meine Schuld gekommen?
Und wär' es wirklich so gescheh'n,
Fürwahr ich müßt' vor Leid vergeh'n."

„So ist's nicht, Neffe, glaub' mir das,
Sie trägt im Herzen Dir nicht Haß;
Doch weil sie allseits stark bewacht,
Ist sie auf Deine und ihre Ehr' bedacht.
Mein Bote ritt zu häufig hin,
Sie fürchtet, man könnt' entdecken ihn.
Wähl' andern Boten, den zu ihr
Du schicken magst. D'rin folge mir."

„Nichte, was Du Gutes mir
Gethan hast, dafür dank' ich Dir
Vom ganzen Herzen immerdar;
Nie werd's vergessen ich fürwahr." —
Ich schied und ritt hinweg alsdann.
Alsbald zu dichten ich begann,
Sowie mein sehnend Herz mir rieth,
Von der Herrin mein ein neues Lied.

Eine Tanzweise,

und zwar die fünfte Weise.

Sommers Zeit ist nun dahin,
Es schweigen auch die Vögelein.
Traurig muß daher mein Sinn
Und jammervoll mein Herze sein.
Winter und ein and'res Leid,
Die schaffen mir gar tiefen Harm,
Sie haben mir versaget alle Freud'.

Fröhlich ist des Sommers Zeit.
Da kann ein Mann der Herrin sein
Stets zu Diensten steh'n bereit,
Mit Waffenglück sie zu erfreu'n.
Winter, Du bist mir verhaßt,
Der Sommerwonne bin ich hold;
Denn die zum Frauendienste besser paßt.

Was soll mir des Winters Zeit
Und dazu seine lange Nacht?
Sie, die meine ganze Freud',
Hat leider nicht daran gedacht,
Daß sich ende meine Pein,
Wie einem, dem so wohl geschieht,
Wenn seine Lieb' erhört die Herrin sein.

Wenn nach Liebe kommt das Leid,
So fang' nach Leid die Liebe an.
Mein Herz ist noch voller Leid
Und aussichtslos mein Liebeswahn.
Herrin, wende Du mein Leid,
Daß Freude mir nach Leid gescheh';
Mein Herz, das ist voll Liebesdürftigkeit.

Herrin, liebe Herrin mein,
Warum trägst Haß mir Du mit Fleiß?
Diente treu ja Dir allein.
Und Niemand sonst als Gott es weiß,
Daß ich treu in meinem Muth
Dir steis geblieben seit der Zeit,
Da ich gelernt zu scheiden Bös' und Gut'.

So ritt ich denn in Winters Braus
Sogleich in jenes Land hinaus,
Wo sich die holde Frau befand.
Noch fester als ein Diamant
War meines Herzens Lieb zu ihr.
Ich dachte heimlich nun bei mir,
Woher ich einen Boten nähm',
Der mit einer Botschaft zu ihr käm'.

Das konnte leider nicht gescheh'n,
Ich konnte keinen Mann erspäh'n
Und nirgends finden in dem Land,
Den ich zu ihr wohl hätt' gesandt.
D'rum mußt' das arme Herze mein
Vor Liebessehnsucht traurig sein.
Beinah' war alle Freud' mir todt
In meines Herzens tiefster Noth.
So lag die Freud' mir ganz darnieder.
Nun kam der Sommer aber wieder
Mit Wonne, wie er immer pflag,
Und bracht' mit sich manch' schönen Tag.
Ich dacht': Ich will der Herrin mein
Auch heuer meine Dienste weih'n.
Vielleicht verricht' ich dann etwas,
In Lieb' zu wenden ihren Haß.

Ich war auch bald dazu bereit
Mit Rossen und mit Wappenkleid,
Und ritt voll Freud' hinaus in's Land
Nach Kärnten hin und Krainerland,
Und dann nach Triest in Isterreich.
Da hatt' von Görz der Ehrenreich
Geöffnet zum Ritterkampf die Bahn,
Wie's ziemet einem würd'gen Mann.

Des Festes Glanz war stattlich sehr.
Es fand manch' Ritter große Ehr',
Der sich gezeigt von tapf'rer Hand;
Und Huld er auch bei Frauen fand.
Graf Meinhard kämpfte tapfer dort,
Wie er's noch that an manchem Ort.
Es wurden wohl fünfhundert Speer'
Allda verstochen oder mehr.

Auch ich dort fünfzehn Speer' verstach,
Die ich im Ritterkampf zerbrach.
Da ward mir dort zur selben Stund'
Ein groß' Turnier in Brixen kund.
Ich eilte freudig nun dahin;
Denn fest stand es in meinem Sinn,
Zu dienen dort der Herrin mein:
Der wollt' ich meine Dienste weih'n.

Der zweite steirische Minnesänger ist Herrand von Wildonie, wie er sich selbst am Ende der vier poetischen Erzählungen nennt, die uns von ihm erhalten sind. Das Ministerialengeschlecht der Herren von Wildon, von deren Stammschloß die Ruinen, freilich von üppigem Gestrüpp fast ganz überdeckt, noch auf dem Wildoner Schloßberg sichtbar sind, läßt sich seit 1173 in Urkunden nachweisen. Unter den beiden Brüdern Leutold und Ulrich, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, hatte das Geschlecht seinen größten Besitz erlangt, der weit zerstreut von Wildon und Stainz bis Eppenstein, Schladming, den Pyrn, den Semmering, Hartberg, Weiz, Riegersburg und Gleichenberg reichte. Ulrich's ältester Sohn Herrand II. wird als der Dichter angesehen. Er wird zum erstenmale in einer Urkunde

genannt. In dem Kampfe Ottokar's mit Bela von Ungarn 1260 haben die Wildonier auf Seite des Böhmenkönigs eine hervorragende Rolle gespielt. Herrand und sein Bruder Hertnid erscheinen seitdem oft im Gefolge Ottokar's und seiner Statthalter. Aber 1268 geriethen auch sie mit dem Böhmenkönig in Streit, und Herrand mußte die 26wöchentliche Haft der steierischen Edlen theilen und nach seiner Entlassung aus derselben drei seiner Burgen ausliefern, wovon zwei gebrochen wurden. 1274 finden wir sodann beide Brüder auf der Versammlung in Göß, und beim Ausbruche des Zwistes zwischen Rudolf und Ottokar eilt Hertnid zu Rudolf nach Deutschland, während Herrand der Bewegung gegen Ottokar sich anschließt und an der Versammlung der steierischen Edlen in Rein 1276 theilnimmt. Als die Böhmen aus Steiermark vertrieben worden, wurde Hertnid Landesmarschall in Steiermark, und seitdem finden wir ihn und seinen Bruder Herrand wiederholt in Rudolf's Gefolge. Nach 1278 erscheint Herrand's Name in den Urkunden nicht mehr. Er war mit Perchta, der jüngeren Tochter Ulrich's von Liechtenstein, vermählt, während anderseits Ulrich's Sohn Otto eine Wildonerin, Herrand's Base Agnes, heiratete. Auch finden wir gerade Ulrich von Liechtenstein und Herrand II. oft in Urkunden nebeneinander, und in einer seiner Erzählungen, „Der getäuschte Ehemann", sagt Herrand, daß ihm der Stoff von Ulrich von Liechtenstein mitgetheilt worden. Schon aus dieser Angabe, sowie aus den Anspielungen, die sich in zwei anderen Erzählungen auf die politischen Verhältnisse des österreichischen Interregnums beziehen, kann man mit Sicherheit annehmen, daß Herrand II. und nicht etwa Herrand III., der für 1281—1292 bezeugt wird, als der Dichter zu betrachten ist.

Wie schon erwähnt, sind uns vier poetische Erzählungen, drei gereimte Novellen und eine Fabel von ihm erhalten. Nach der Zeit ihrer Abfassung dürfte die erste die schon genannte Erzählung vom getäuschten Ehemann, eine Novelle in der Manier des Boccaccio, sein. Die zweite Erzählung „Die treue Hausfrau" hat Herrand einer ähnlichen Erzählung von einem unbekannten Verfasser, „Das Auge" betitelt, nachgedichtet. Als dritte Erzählung ist sodann „Der nackte Kaiser" zu bezeichnen, in welcher erzählt ist, wie ein ungerechter Kaiser dadurch gestraft wird, daß, während er im Bade sich befindet, ein Engel in seiner Gestalt und seinen Kleidern für den Kaiser angesehen wird, an dessen Statt Gerechtigkeit übt, er selbst aber, von den Badedienern nicht mehr erkannt, nackt aus dem Badehause vertrieben wird und als Bettler eine Zeit lang Noth und Schmähungen ausgesetzt ist, bis ihm, der seine früheren Vergehen nun einsieht, der Himmel verzeiht und er wieder Kaiser wird. Auch dieser Stoff ist schon vor Herrand von einem Dichter Stricker zu einer Erzählung „Der König im Bade" benützt worden. Und ebenso haben wir von Stricker eine Erzählung: „Der Kater als Freier", deren Stoff mit Herrand's vierter Erzählung, „Die Katze", übereinstimmt. Es ist die bekannte Fabel von dem Kater, der, auf seine Schönheit stolz und mit seiner Gemahlin unzufrieden, sich eine ihm an Macht ebenbürtigere Gattin sucht, nach und nach aber von der Sonne zur Wolke, von dieser zum Winde, dann zum Steinhaus, zur Maus und endlich zur Katze gewiesen wird.

Als Beispiel von Herrand's Erzählungsweise wähle ich dessen kürzeste Erzählung „Die treue Hausfrau" zur Mittheilung.

Die treue Hausfrau.

Von Herrand von Wildon.

Wir sollen Liebes nur erzählen
Und Trauriges ganz verhehlen,
Weil es thut weh dem Herzen sehr.

Hab' ja die ganzen Jahre her
An leid'ge Dinge nur gedacht,
Die mich um alle Freud' gebracht.
Doch wenn's nach meinem Willen gieng',
Ich wählte nur, was Freude bring'. —
Da mir nun Niemand will erzählen,
Was ich zu meiner Freud' möcht' wählen,
So nehme selbst ich mir den Muth,
Erzähl' Euch was, das schön und gut,
Daß Niemand d'rüber sich beklage
Und es Euch Allen wohl behage.

Ein Ritter hatt' ein schönes Weib,
Die war so lieb ihm wie sein Leib.
Das war recht; denn ihre Schönheit war
Wie ein Spiegelglas so hell und klar,
Ihr Herz dazu voll reinster Güte.
Hat eine Frau ein solch' Gemüthe,
Daß sie zur Schönheit Güte eint,
Da kann sie loben Freund und Feind.
Ihre Züchtigkeit war so vollkommen,
Daß Niemand je von ihr vernommen,
Was einem Weib zur Schand' gereichen kann:
D'rum hatt' sie auch so lieb ihr Mann.
Auch ihres Mannes Freund' und Gäste
Empfieng die brave Frau auf's Beste.
Wie schön auch war des Ritters Weib,
So hatt' ihr Eh'mann einen Leib
Von gar geringer Wohlgestalt.
Als wär' er hundert Jahre alt,
So schien er eingeschrumpft und klein;
Und dennoch däucht' dies Männelein
Dem Weib so schön wie Absalon
Und stärker noch als Sampson.
Auch kam ihr niemals der Gedanken,
In ihrer Treue je zu wanken.
Denn freilich war er auch ein Mann,
Der, was er immer nur begann,
Zu Ende führt' mit aller Ehr',
Als ob er selbst ein Kaiser wär'
Und dabei auch der beste Mann,
Der je auf diese Welt noch kam.
Gar schnell bereit, mit tapferm Muth
Zu opfern Leben und auch Gut,
Das war er, wo es immer galt
Die Ehr' zu schützen vor Gewalt.
Darum sich auch im ganzen Land
Kein Spötter seines Leibs mehr fand.
Da kam dem Herrn zur rechten Stund'
Die langersehnte frohe Kund'
Vom Ausbruch eines Kriegs, 'nes großen.
Auszog so mancher der Genossen,
Auszog auch er mit tapferm Muth,
Und kämpfte dort so brav, so gut,
Daß er darob gepriesen war
Vor Allen in der ganzen Schaar.
Bei seiner großen Tapferkeit
Blieb doch ihm nicht erspart ein Leid,
Das manchem Andern unbekannt,
Der in dem Kampf hübsch hinten stand.
Ein Aug' ihm ausgestochen ward,
Von Einem, der schon lang geharrt,
Ihm Uebles anzuthun aus Neid
Von wegen seiner Tapferkeit.

Den Ritter schmerzt' die Wunde sehr,
Doch klagte er dann noch weit mehr,
Wenn seines Weibes er gedachte,
Daß er ihr solches Leid heimbrachte;
Ihr Leid und Schmerz war ja auch sein,
Sein Leid, das macht' ihr gleiche Pein.
Zum Begleiter auf der Heeresfahrt
Ein Neffe anvertraut ihm ward.
Den nahm er nun mit sich bei Seiten
Und sagt' ihm, fern von allen Leuten:
„Getreuer Freund, nun reit' zur Meinen
Und sag' der lieben Frau, der reinen,
Es habe sich gefüget so,
Daß des ich sei stets weniger froh.
War früher ich ein garst'ger Mann,
So hab' mir Gott nun Aerg'res noch gethan,
So daß vor lauter Scham sogleich
Ich räumen will das deutsche Reich
Und dann alsbald auch alle Land',
Wo ich mit Namen bin bekannt.
Und sag' der Süßen, daß ihr treu
Mein Herz auch in der Fremde sei,
Wohin auch immer ich mag kommen.
Nie hab' an ihr ich wahrgenommen,
Sei's heimlich, sei es offenbar,
Daß sie mir nicht ergeben war.
Nur Lieb' und Ehr' erwies sie mir;
Das soll die Welt vergelten ihr.
Nun sag' ihr, Freund, es muß gescheh'n,
Daß ich sie nimmer dürfe seh'n.
Der Frau so schön, so wunderbar
Müßt' ich zur Marter dienen gar,
Wollt' ich ihr fürder nahe sein;
Davon will ich sie nun befrei'n."
Der Bot' sich weinend von ihm wandt'
Und ritt, wohin er ward gesandt.
Als er zu seiner Herrin kam,
Sie freundlich bei der Hand ihn nahm.
Nach ihrem Mann sie fragt' und sprach:
„Schon lange ist's, daß ich nicht sah
Einen Boten, der mir lieber wär';
D'rum Freude mir auch Du gewähr'.
Was mag nun Deine Botschaft sein?
Sag' an, ist wohl der Herre mein?"
Der Junge weinend sprach zu ihr:
„Er hat entboten, Herrin, Dir,
Wo immer er auch möge sein,
Sein Herze sei doch immer Dein.
Das hast Du wohl um ihn verdient;
Denn holder war noch nie gesinnt
Ein schönes Weib gen einen Mann,
Den man nur häßlich nennen kann.
Und war er so schon Dein nicht wert,
So ward sein Leid nun noch vermehrt:
Ihn traf jetzt solch' ein Unglücksfall,
Daß er nicht mehr sein kann Dein Gemahl,
Und nimmermehr Dich darf auch seh'n."
Die Reine sprach: „Was ist gescheh'n
Mit ihm, der all' mein Glück ausmacht?"
Der Bote sprach: „In heißer Schlacht
Verlor ein Aug' er ritterlich."
Die Gute sprach: „Freund, ich bitte Dich,
Eil' hin sogleich und heiß' ihn kommen,
Wiewohl ich hab' von ihm vernommen,

Was mir gefällt in Wahrheit nicht.
Leid mit ihm tragen ist mir Pflicht,
Denn er und ich wir sind ein Leib.
Auch bin ich so gesinnt als Weib,
Daß mir ist immer lieb mein Mann;
Und sollt' er tausend Augen han;
Ich glaub', sie stünden ihm alle wohl.
Deshalb ist's recht auch, daß ich soll
Sein einzig Auge pflegen zart,
Und daß mein Herz vor dem sich wahrt,
Auch nur zu denken je daran,
Daß es ihm übel stehen kann."
„Frau, Dir verhehlen will ich nicht,
Daß meine Fahrt Dir hülfe nicht.
D'rum laß mich bei Dir bleiben hie.
Nur zu gut weißt Du, daß er nie
Und nimmer Dir das Wort wohl brach,
Wenn ernstlich er Dir was versprach."
„O gäbe Gott," die Reine sprach,
„Daß ich besäße all' sein Ungemach,
Und er hingegen wär' ein Mann,
Wie's einen schönern nimmer geben kann.
Ich hör' es wohl, ich muß entbehr'n,
Den mir zur Seit' ich säh' so gern.
Das bringet Jammer mir und Noth,
Denn ohne ihn da bin ich todt.
D'rum, lieber Freund, so bitt' ich Dich,
Geh hin zu ihm und thu's für mich,
Und trag' mein Theuerstes ihm hin.
Nun warte mein, gar bald zurück ich bin."
Und in ihr Zimmer gieng sie dann,
Wo sie zur Hand die Scheere nahm
Und selber sich damit alsbald
Ein Auge ausstach mit Gewalt,
Daß es über ihre Wange rann.
Und also blutig gieng sie dann
Zum Boten, der ihr entgegen kam.
Mit beiden Händen er sich nahm
Beim Kopf und schrie: „O wehe! ah!
So arges Ding ich nie noch sah!
O gute Frau, was soll das sein?"
Sie sprach: „Nun sag' dem Herren Dein,
Er möge kommen und an mich seh'n:
Dünk' ich ihm dann noch allzu schön,
So verlier' auch 's zweite Aug' den Schein;
So lieb ist er dem Herzen mein. —
Und sollt' ich ihm vorwerfen je,
Daß er mit einem Aug' nur seh',
Mag er mit Recht alsdann mir sagen,
Daß ich auch ein's nur kann aufschlagen.
D'rum, lieber Junge, zieh' nun hin
Und bitt' ihn, daß er seinen Sinn
Bald änd're und zurück mir komm',
Daß ich's mit Lieb' und Treu' ihm lohn'."
Der Junge gieng und weinte sehr;
Noch nie war ihm das Herz so schwer.
Er ritt hinweg in großer Eil'.
Den Herrn fand er nach kurzer Weil'
Und lief zu ihm und jammert' sehr,
Sagt', was daheim begegnet wär',
Erzählte seinem Herrn genau,
Was ihm aufgetragen dessen Frau.
Laut jammernd schlug der Ritter sich
Die Brust und weinte bitterlich.
Er sprach: „O weh und immer mehr o weh!
O wie ganz anders war es eh!
Ach, daß ich Armer ward geboren!
Wie hat mein schönes Weib verloren
Ihr Auge! Wehe, daß ich ward!"
Der Herr von seinem Haupte zart
Rauft' sich das Haar. Ein Ritter sprang
Zu ihm und sprach: „Nun sagt ihr Dank,
Die so es Euch gezeiget klar,
Wie sie Euch treu und hold stets war."
Dies Wort ihm also nahe gieng,
Daß er frischen Muth davon empfieng
Und dachte: „Es spricht wahr, der Mann;
Ich will sie nun noch lieber han.
Sie hat ja deutlich mir gezeigt,
Wie treu sie mir in Freud' und Leid."
Er sprach zum Boten: „Eil' zur Frau,
Viel lieber Freund, und schau',
Daß Leid's sie nicht noch mehr sich thu'.
Ich folg' Dir ohne Rast und Ruh'
Zu ihr, die jedes Fehlers frei.
Und sag' ihr, daß bereit ich sei
Nach ihrem Wunsch zu leben ob der That,
Die mir zulieb vollführt sie hat."
So blieb er eilend ihm stets nah. —
Als er die Minnigliche sah,
Vor Liebe weinend lief er zu ihr hin.
Und sie mit minniglichem Sinn
Sprach: „Freund, o lieber Herre mein,
Du sollst mir hoch willkommen sein."
Der Ritter sprach: „O weh, wie soll
Ich, Liebste, Dir vergelten wohl
Die Schmerzen, die Dein schöner Leib
Um mich ertragen, treuestes Weib?
O wehe, welche böse That,
Die Dein Mann verursacht hat!"
Die Gute sprach: „Und willst Du mir
Vergelten es, so lehr' ich's Dir:
Du sollst des immer sicher sein,
Daß lieb und wert mir Du allein;
So find' auch Du an mir Behagen.
Und sollt' ich tausend Augen tragen,
Und gefielen die Dir nicht,
Ich löschte aus sogleich ihr Licht."
Wer früher gern die Frau mocht' seh'n,
Da man sie pries als wunderschön,
Der sah sie nun noch lieber an
Ob der Treue, die sie ihrem Mann
Erwies; und das mit Recht fürwahr:
Da sie so schön und treu auch war,
Verdient mehr Lob sie in der That
Als manche, die zwei Augen hat.
Und sollten noch viel solche Frauen sein,
Die möge Gott von allem Leid befrei'n.
Denen Allen soll ich sein bekannt,
Von Wildonie Herrant.

(Schluß folgt.)

Ein Naturfreund.

Nach dem Leben porträtiert von Hans Malser.

Das war auch wieder einmal eine Kindesseele, die sich in einen Stadtmenschen verirrt hatte, und das ist so häufig ein Unglück.

Ich sehe ihn sehr lebhaft vor mir, obzwar er sich schon lange wieder aus dem Staube gemacht hat. Seine Gestalt war komisch und sein Herz war rührend. Man hätte ihn geliebt, wenn man ihn nicht hätte belächeln müssen. Er war ein kleiner, untersetzter Mann, dessen gutes Gemüth es erlaubte, daß das Bäuchlein wuchs. Die Beine schienen der Last, auf die sie ursprünglich nicht berechnet gewesen, auch nicht ganz gewachsen zu sein, sie ließen sich etwas weich und unsicher, so daß bei jedem Schritte der Körper stark hin- und her neigte. Auch mit den stets etwas krummgebogenen Armen that er mit, gleichsam, als wollte er den maroden Füßen durch Schwimmen in der Luft nachhelfen. (Für das Schwimmen in der Luft hatte er überhaupt Vorliebe, wie sich's später zeigen wird.) Zumeist trug er lichtgraue, wenn nicht gar schneeweiße Blousen und Beinkleider und auf dem Haupte einen Cylinder mit stark geschweifter Krempe und von lichtgrauer Farbe. Der Hemdkragen war selbstverständlich fast immer rein und an der Brust wehte ein flottgeschwungenes buntes Halstuch. Das wirkliche Merkmal aber war das Haupt, das Gesicht. Zu Salzburg, wo er sich seiner Zeit in den Tagen der Kaiserzusammenkunft aufhielt, wurde er von den Thor- und Stadtwachen mit den höchsten Ehren begrüßt, die einem Potentaten zustehen, denn man hielt ihn für Napoleon den Dritten. Auch als er einst eine Weile in Paris bei seinem Freunde, dem Luftschiffer Godard, lebte, stürzten die Leute, wenn er harmlos lustwandelte, auf die Gasse und hielten ihn für den Kaiser. Einmal trieb ein Gendarm den Pöbel zurück und rief, wenn es Seiner Majestät beliebe, im Incognito spazieren zu gehen, so habe Paris ruhig zu bleiben und den Kaiser nicht zu sehen.

Die Aehnlichkeit unseres Mannes mit dem letzten Franzosenkaiser war in der That merkwürdig: Dieselben scharfen grauen lebhaften Augen, dieselbe derb gewachsene und „feinausgearbeitete" Napoleonnase, derselbe aufgehörndelte Schnurbart, derselbe graumelirte kühne Knebelbart, dasselbe meist glattgekämmte Haar, das die Glatze in einer hohen Stirne machte, dieselben feinen Runzeln des fahlen Gesichts, und vollends die französisch lebhaften, nervösen Geberden in allen Bewegungen, in der Sprache, welche, weiß Gott woher, welschen Accent hatte, und sich gerne sprudelnd und munter in krausen Hyperbeln ergieng.

Ja, das war der gute, harmlose Peter Berner, geborener Steiermärker und Handelsreisender mehrerer solider Firmen in Wien, Brünn und Triest.

In unserer Stadt kannte ihn jedes Kind, es war ja Keiner unter den hunderttausend Einwohnern so wie er. Er hatte es gerade nicht ungern, wenn man ihn mit Napoleon verglich und wußte den Mann zu repräsentiren, selbstverständlich nur von Außen. Die Natur mußte in einer köstlichen Laune gewesen sein, als sie es unternahm, diesem gutherzigen, harmlosen, poetisch angelegten Gemüthe die Maske

des Erzschelmes an der Seine zu geben.

„Die Natur!" Da habe ich ein Wort ausgesprochen, welches mit seinem unermessenen Inhalte das Leben Peter Berner's mit Schmerzen und Wonne ausfüllte, ja, demselben geradezu verhängnißvoll ward. Er verstand unter der „Natur" die Landschaft mit ihren Wiesen, Feldern und Wäldern, die Bergwelt mit ihren Felsen, Gletschern und Seen, und das einfache Leben des Landvolkes mitten drinnen. Es ist ein wunderliches Merkmal unserer Zeit, daß sich der civilisierte Mensch so sehr sehnt nach der stillen Größe des ländlichen Lebens. In Peter Berner, dem Handelsagenten, hatte diese Sehnsucht die drastischeste Verkörperung gefunden, die ich je gesehen. Steckte und reckte denn auf seinen Handelsreisen „Napoleon der Dritte" ununterbrochen den Kopf zum Coupéfenster hinaus und that fortwährend Ausrufe der Freude, der Ueberraschung, der Begeisterung, so oft ein hübsches Landschaftsbild — und er mochte es schon hundertmal gesehen haben — vorbeiglitt. Mußte er in der Stadt weilen, so besuchte er Gasthäuser, wo sich irgend eine Tischgesellschaft fand, die ihm zuhörte, beistimmte, wenn er von der herrlichen Natur und einzelnen Gegenständen derselben in unbeschreiblicher Lebhaftigkeit und Begeisterung schwärmte. Fand er nicht das gewünschte Interesse bei seinen Tischgenossen, so verfiel er bald in schweigsame Schwermuth und war über kurz aus der Gesellschaft verschwunden.

Es gab Zeiten, wo er besonders Ursache hatte, den materiellen Hang der Städter nach Prunk, Flitter und falschem Schein und die töppelhafte Stumpfheit gegen Sonnenauf- und Untergang, gegen Waldeszauber, Vogeljubel und Bergesherrlichkeit zu beklagen. Wissenschaftliche Dinge liebte er nicht, weil derlei — wie er sagte — die Schönheit von den Wesen reißt; Musik, bildende Kunst und Theater war ihm leidig, weil er das Echte daran nicht sehen konnte, und wenn der Carneval kam, da verlor er kein Wort, sondern floh aus der Stadt. Verehelicht war er nicht, und so vergaß er leicht alle Bande, die ihn mit der in Unsinn rasenden Welt zusammenhielt, vergaß seine Freunde, seine Geschäfte, verlor sich auf Wochen lang und Niemand wußte, wohin er gerathen.

Kehrte er endlich wieder zurück, so war es stets etwas zerfahren bestellt mit seiner Gewandung, mit seinen geschäftlichen Verbindungen, mit seinem Haushalte überhaupt, aber sein Auge war hell und sein Mund sprudelte unerschöpflichen Preis den paradiesischen Gefilden der Bergwelt.

Weil Peter Berner ein geschickter Agent war, so kam er dadurch rasch in gute Verhältnisse; und weil Peter Berner ein so unbändiger Naturenthusiast war, so kam er dadurch auch allemal rasch wieder in die kümmerlichen Umstände hinein.

Einst sollte seine Sehnsucht nach den Höhen, nach dem Ausblick in's weite, liebliche Land, sein Drang, aus dem Bereiche des städtischen Staubes, des anmaßenden und hohlen Pöbels aller Stände zu kommen, eine seltsame Erfüllung finden.

Der französische Luftschiffer Godard kam in unsere Stadt. Sofort bot Peter Berner dem Mann alle seine Dienste an, wenn ihm dagegen die freie Mitfahrt in die Lüfte gestattet werde. Seine Thätigkeit für diese Sache war erstaunlich; er schlichtete alles Nöthige bei den Behörden, besorgte den Platz der Auffahrt, die Restaurirung des durch frühere mißlungene Fahrt und die Reise geschädigten riesigen Ballons, besorgte die Füllungsarbeiten, hatte den ganzen tausendgestaltigen Reclamapparat der Stadt in die klappernste Bewegung gesetzt — und daß die weite Wiese die herbeiströmende Menschenmenge kaum zu fassen vermochte, es war sein Werk.

Man hatte den guten Peter noch niemals so in seinem Elemente gesehen. Er schleppte Holz zur Feuerstelle, wo die Luft erwärmt wurde, er spannte die Stricke an, er machte den Korb zurecht, und zwar mit einer Fertigkeit, die den Luftschiffer selbst zur Bewunderung hinriß, so daß er in seinem gebrochenen Deutsch ihn sogleich für seine Reisen als Helfer engagierte.

Nun gab es aber unter den Zuschauern Leute, die ihr Geld nicht dafür gezahlt haben wollten, daß sie den Peter Berner glückselig gen Himmel fahren sehen könnten, sondern dafür, daß sie das Napoleongesicht mit einer noch längeren Nase erblicken sollten. Wie es zu Wege kam, konnte nicht erhärtet werden, aber auf einmal wehte von einer Seite des schier völlig gefüllten Ballons ein lustiger gelber Rauch auf und im selben Augenblick sank das bauchige Ungeheuer in sich zusammen.

Im ersten Augenblicke schlug Peter Berner die Hände zusammen und rief alle Heiligen an. Dann, als es sich herausstellte, daß der Ballon an seinen Brandwunden verloren sei, begann er zu rasen. Mit geballten Fäusten rannte er umher, warf Holzstücke, warf Steine in das Feuer, hastete suchend nach dem Missethäter, fiel dann wieder Mr. Godard um den Hals und weinte laut. Die Zuschauer unterhielten sich köstlich.

Als Peter wieder zur Besinnung kam, rief er in die Menge hinein, die Vorstellung sei noch nicht aus; wenn sie ihn steigen lassen wollten, so sollten sie es nur thun! Hierauf nahm er seinen weißen Cylinder in die Hand und mit feuchten Augen gieng er sammeln für das verunglückte Luftschiff. Da flogen die Papierfetzen nur so in den Hut, denn im Grunde thut die Welt einer guten Seele doch mehr zu Lieb, als sie sich selber gestehen mag. Die Sammlung wurde in den nächsten Tagen fortgesetzt durch einen öffentlichen Aufruf, in welchem Berner an die „edlen Menschenherzen appellirte, seinen theuren Freund, den so schwer geschädigten Luftfahrer, der zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen die unbeschreiblichen Wunder der großartigen Natur erforschen wolle,“ nicht zu verlassen.

In wenigen Wochen nachher ward Godard in Stand gesetzt, einen neuen Ballon zu bauen, mit welchem er endlich an der Seite seines Gönners und Freundes Peter Berner eine glückliche Fahrt that.

Berner's Beschreibung dieser Fahrt ist in Druck gelegt worden, sie spricht in stets gesperrten fetten Lettern von der unbeschreiblich herrlichen Pracht, der über alle Maßen großartigen Aussicht und dem furchtbaren Schwindel, der einen auf dieser unendlichen Höhe erfaßt.

An Kaufmann Steinbacher in unserer Stadt hatte Peter einen Freund, der nicht, wie Andere, mit ihm sein Spiel trieb, der das goldene Herz mit Kennerblicken wog und schätzte. Dieser Mann wußte den Naturfreund von seinen aëronautischen Plänen abzubringen und vermittelte ihm eine Agentschaft für steirischen Bauernloden, die ihm den Verkehr mit den Landleuten und der Natur von Neuem erschloß. Der Luftschiffer zog nach stürmischen Umarmungen und heißen Küssen seitens Berner's von dannen und Berner gieng in's Gebirge.

Von Zeit zu Zeit las man im Inseratentheile unserer Journale Aufrufe wie folgenden:

„Aufruf!

Anläßlich der bevorstehenden Feiertage sehe ich es als meine heiligste Pflicht an, alle Naturfreunde, Bergbesteiger, wie nicht minder alle Ausflügler auf die herrliche prächtige Perle unseres Heimatlandes, auf das Paradies Steiermarks, auf Deutsch-Landsberg, als das würdigste Ziel eines Touristen aufmerksam zu machen und sie aufzufordern, diesem wahr-

haft gelobten Lande zuzuwallen. Dort, umgeben von den herrlichsten Bergen, fühlt man sich frei und dankt dem Schöpfer, der all' das Herrliche geschaffen. Drum auf nach Deutsch-Landsberg, wo nicht nur für die Seele, sondern auch für den Leib gesorgt ist durch die vortreffliche Küche und den ausgezeichneten Keller im Brauhause.

Peter Berner, Tourist."

Selten und seltener wurde der Mann, der nun — wie er in der Beschreibung seiner Luftreise darthat, — schon mehr als „fünfzig Lebensjahre sein eigen nannte," in der Stadt gesehen, immer unregelmäßiger besorgte er die Handels-Interessen seiner Firmen und endlich blieb er ganz aus. Sonst war Peter seiner absonderlichen Wesenheit wegen allemal unschwer auffindbar gewesen, diesmal aber vergiengen Monate, ohne daß eine Spur von ihm zu entdecken war. In den Blättern blieben die Aufrufe aus; der Hausherr, bei welchem Peter sich die Kammer gemietet hatte, delogirte die bescheidenen Habseligkeiten, und man mußte annehmen, daß der „Tourist" auf einer seiner Hochtouren verunglückt sei. Da gieng im Spätsommer desselben Jahres in der Stadt das Gerede um, draußen, hoch in den Bergen, im Dorfe des heiligen Oswald, sei ein Bauernknecht gesehen worden, der zwar nicht an Gewandung, wohl aber im Angesichte und in allem Gebahren dem verschollenen Peter Berner auf's Haar ähnlich sehe.

Kaufmann Steinbacher machte sich auf den Weg in das entlegene Bauerndorf, wo er nach vielem Suchen seinen Mann hoch oben an einer Feldlehne fand, wo er hinter einem Ochsenfuhrwerk vom Karren vermittelst einer Eisenkrampe mit nervoser Hast Stalldung auf die Erde kraute. Sein Anzug bestand aus argzerfahrenen Bauernkleidern, wovon die Hose zu schlotternd, die Joppe zu knapp war. An den Füßen trug er nichts als „Schuh von Menschenhaut", wie er die Barfüße nannte, auf seinem Haupte aber saß — von braunen Stallfliegen umsummt — der weiße Cylinder.

„Peter!" rief der Kaufmann, — „Peter, aber um Gottes Willen, was treibst Du da?"

„Grüß Dich!" knurrte Peter, ohne von seiner Arbeit abzulassen, commandirte dann mit den Ochsen, daß sie ein paar Schritte weiter gehen sollten, und er ein neues Häuflein vom Karren zu krauen könne.

„Bist Du endlich toll geworden, mein lieber Freund!" rief der Kaufmann. Da warf Peter die Krampe weg, schlang die Arme aus. „Toll geworden! Toll geworden!" sprudelte er in seiner schnarrenden Weise, „weil ich aus dem übelriechenden Steinhaufen geflohen bin, den Ihr Stadt nennt, Ihr armen Teufel! Weil ich Eure Windbeuteleien verlache, die Ihr Intelligenz heißt, Ihr armen Teufel! Weil ich in der schönen Natur leben will, in der frischen Luft, unter dem freien Himmel Gottes, den Ihr nicht ertragen könnt, Ihr armen Teufel! da er die blendende Sonne hat, die gewaltigen Stürme hat, darum sagt Ihr, toll geworden?! O, Du armer, armer Knabe, komm' an meine Brust, laß' Dich küssen!"

Damit stürzte er dem Freunde an's Herz. Der Kaufmann schämte sich unbändig, daß ihm die Augen naß wurden, aber es war nicht anders, denn Peter weinte wie ein Kind.

So hatte dieser wunderliche Mann, dessen Existenz nach einer allgemeinen Schätzung eine sorglose, behagliche gewesen, dieselbe von sich geworfen, so hatte er sich als Bauernknecht verdingt, aus Liebe zur Natur. Willig hatte er die schwersten Arbeiten, denen sein Körper nicht gewachsen war, verrichtet, die ungewohnte Nahrung, das schlechte Nachtlager ertragen, und die Rohheiten der Dorfleute, die ihn freilich nicht so anwiderten, weil sie ja

„Natur“ waren, gegenüber den giftigen Bosheiten und süßelnden Falschheiten der Städter.

„Stadtdodel!“ schrie ein Junge vom Hof herüber und meinte Peter. „Ja,“ sagte dieser zum Kaufmann gewendet, „das muß ich mir gefallen lassen, weil ich's einmal gewesen bin, weil ich heute noch städtische Unarten an mir habe. Stadtdodel! Hast schon recht, Franz! Mordsbub!“

Es bedurfte viel, den Mann, den sie auf dem Dorfe geradezu verhöhnten dafür, daß er ihnen seine Kraft weihte, sein Herz gebracht hatte! — es bedurfte viel, um ihn von den Fluren des heiligen Oswald loszubringen und wieder zu einem halbwegs civilisierten Menschen zu machen. Es bedurfte vielen Zuredens, vieler List, und besonders vieler Seife.

Aber endlich sah man den Napoleon doch wieder durch die Stadt haspeln, hörte im Gasthause wieder seinen scharfen Accent, wie er in rasch herausgestoßenen Worten unermüdlich das ländliche Leben beschrieb, bis ihm vor Begeisterung und Rührung die Stimme brach.

Und nun zu dieser Zeit, da seine Schwärmerei für Idylle und Einfachheit den höchsten Grad erreicht hatte, that er etwas, was er thun mußte, weil es im Schicksalsbuche solcher Menschen steht, mit heiligem Schwunge stets das Ungereimteste zu vollbringen. Peter Berner gieng nach Paris. Freilich nicht die Weltstadt lockte ihn, aber der Freund rief ihn, Godard, der Luftschiffer, telegraphirte aus Paris, er möge so bald als möglich zu ihm kommen.

„Der Mann ist in Noth!“ rief Peter vor sich hin, „ich muß ihm zu Hilfe kommen!“ Mit einem Ruck waren alle commerziellen Fäden, die ihn bereits wieder umgarnt hatten, zerrissen, er reiste nach Paris.

Dort fand er seinen Freund in einem Zustand, vor dem er bis in's Innerste erschrak. Godard war reich geworden. Mit dem Luftballon, den ihm Peter einst erbettelte, hatte er sich ein Vermögen erworben, denselben dann in die Rumpelkammer geworfen und sich in das Weltleben gestürzt, an welchem er nun mit allen Fasern seines französischen Wesens hieng und sog.

„Was willst Du mich? Was soll ich da?“ schrie ihn der empörte Berner an, als ihn jener in die prunkenden Gemächer seines Hotels führte.

„O, Freund! Freund!“ rief der Franzose, „ik Dich aben lassen holl, pour remercier, ik Dir danken ma fortune, ma prospérité, mein Sukunft! Ik Dir wollen erweisen la joie, l'honneur, l'amitié! Oh, Freund, pardon, daß ik sprecke en ma Muttersprak, es jauchzen mein 'erz, zu können Dich umarm! Ik grüssen, ik grüssen Dich!“

Godard gab hierauf zu Ehren der Anwesenheit seines Freundes ein glänzendes Fest, überhäufte ihn mit Liebe und Ehren. Der Mann, der ein paar Monate früher in einem steirischen Gebirgsdorfe Stalldung vom Karren gekraut hatte, war jetzt Mittelpunkt einer der feinsten, geistsprühendsten Gesellschaften der Seinestadt. Die französische Liebenswürdigkeit, mit der ihm das Fest in großem Style geboten wurde, berückte sein leicht erregbares Gemüt; das Weltleben, das er bisher verachtet hatte, umgarnte ihn plötzlich mit allen Zaubern und Reizen einer schönen koketten Frau, die ihn „zu einer nie dagewesenen Begeisterung“ hinrissen. Nach seiner Rückkehr aus Paris erzählte er uns strahlenden Angesichts, daß er bei jenem Feste „mit tiefbewegter Stimme eine brillante, von tosendem Beifall oft unterbrochene Rede gehalten habe, in der er für die höchst ehrende, eines Königs würdige Auszeichnung“ dankte.

Der Aufenthalt in Paris schien für einige Zeit der Mittelpunkt seines Lebens geworden zu sein. Wohl pries

er die Natur wie vor und eh, aber er stand nicht mehr mit jener weltüberlegenen Lust auf dem hohen Berge, sah nicht mehr durch die glückselige Kindesthräne den Aufgang der Sonne. Es beunruhigte ihn — Paris. Es war ein Zwiespalt in ihn gekommen, dessen er sich selbst kaum bewußt ward, der aber tückisch an seinem Gemüte nagte. — Das Gedächtnis seines Freundes hielt er fort und fort über Alles hoch in Ehren, und das großmüthige Geschenk, eine goldene, auf seinen Namen geprägte Erinnerungs-Medaille, mit dem der dankbare Franzose jenes Fest gekrönt hatte, war und blieb sein Stolz und seine Freude.

Urlaub.

Skizze aus dem Cadeteninstitute.*) Von **Oskar Teuber.**

Die Rapport-Abtheilung ist riesengroß. Mit strengprüfenden Blicken mustert sie der Herr Feldwebel, rangiert sie in zwei Glieder und commandiert: „Reihen rechts um, Abtheilung marsch!"

Im Rapportzimmer steht erwartungsvoll der Herr Hauptmann-Compagniecommandant. Seine Miene hat die dienstliche Strenge abgestreift und ein gewisses mildes Lächeln angenommen, das ganz vortrefflich zu der glücklichen, frohen Osterzeit paßt, der man mit Riesenschritten entgegengeht. Unter den zum Rapport Eingeschriebenen, welche in langer Front vor ihm aufmarschieren, sind keine „Sträflinge"; denn in diesen Tagen ist die Compagnie unendlich brav und dem Instituts-Arreste stehen leere Zeiten bevor.

„Herr Hauptmann, ich bitt' gehorsamst um Urlaub nach Hause!" beginnt der rechte Flügelmann der Rapport-Abtheilung und der Hauptmann schmunzelt. — „Conduite ist gut, der Einser in Mathematik könnt' aber besser sein, weiß nicht, ob ich Sie fortlassen soll," meint „frozzelnd" der Compagnie-Commandant. — „Bitte, bitte," fleht mit vorschriftswidriger Zutraulichkeit der Supplicant und sieht mit wachsender Hoffnung die „affectierte" Eisrinde vor des Hauptmanns Herzen schmelzen. — „Wir werden sehen; haben Sie einen Abholer?" — „Sehr wohl, Herr Hauptmann, Papa schickt einen Zugsführer, der mich und den Zögling R. nach Hause begleitet." — „So, so, nun gehen Sie in Gottes Namen und schauen's, daß dem Institut keine Schand' machen. Kein Extrakapperl, keinen Extrasäbel, Alles hübsch nach Vorschrift, kein Cigarettl — Anstand und Vorschrift über Alles!" Der Beglückte verspricht Alles, obwohl er tiefinnen vollkommen überzeugt ist, daß auch nicht ein Jota von diesen guten Lehren befolgt werden wird.

Sein Nachbar, der dicke Baron R., bringt seine Bitte um Urlaub schüchtern und beklommen vor. Sein Gewissen ist ungefähr so weiß wie ein ungewaschenes Osterlamm und seine „Conduiteliste" zeigt dunkle Flecken, welche ihre Schatten auch dem Antlitze des Herrn Hauptmanns mitgetheilt

*) Die „Cadeteninstitute", von denen hier die Rede ist, sind seit längerer Zeit aufgelöst und waren zuerst durch das „Militär-Collegium", dann durch die „Militär-Oberrealschulen" ersetzt worden. Sie waren die Vorschulen für die Militär-Akademien und sind keineswegs mit den bestehenden „Cadetenschulen" zu verwechseln.

haben. „Wie? auch Sie umfangreiche Verkörperung eingefleischter Vorschriftswidrigkeit haben die Stirn, einen Osterurlaub zu beanspruchen? Glauben Sie in der That, Sie im süßen Zustande der Trägheit stark gewordenes Menschenkind, eine Erholung nothwendig zu haben? Mir will diese Nothwendigkeit nicht einleuchten und wenn ich nicht die volle Ueberzeugung hätte, daß Sie, ohne Urlaub in den Lehr- und Schlafsälen herumlungernd, um etliche weitere Zoll an Bauchumfang gewännen, würde ich Sie entschieden zum Dableiben verurtheilen. Da ich aber von der Unzweckmäßigkeit einer solchen Verurtheilung überzeugt bin, mögen Sie Ihren Urlaub haben; strafweise — nicht vergünstigungsweise, sage ich! denn, wie ich Ihr interessantes Ich zu kennen glaube, werden die Strapazen der Urlaubsreise Ihrem stattlich entwickelten Körper eine härtere Prüfung auferlegen, als es die ausgedehnteste Arrest-Siesta vermöchte." Zögling R. nimmt mit leuchtendem Antlitz von dem über ihn verhängten Strafurlaube Notiz und lächelt seinem Nachbar und Reisegenossen verständnisinnig zu.

Der dritte Supplicant ist Zögling W., der ausgesprochenste Jahrgangs-Adonis negativen Sinnes. Er treibt die körperliche Versündigung gegen die Vorschriften selbst ärarischer Schönheitsbegriffe so weit, daß er sogar ein wenig hinkt, was ihm den Spitznamen „Vulcan" zugezogen hat. Zögling W. ist Magyare — die böse Welt „behauptete „Slowake" — und strebt naturgemäß seinem specifisch slowakisch-ungarischen Vaterlande zu. Nachdenklich betrachtet ihn der Herr Hauptmann, und schüttelt, die Jammergestalt musternd, sein Haupt. „Mein lieber W., Sie haben zwar doppelte Auszeichnung und scheinen mir im Ganzen ein guter Kerl, aber ob es opportun ist, die Außenwelt mit Ihrer interessanten Persönlichkeit gar zu sehr bekannt zu machen, möchte mir fraglich erscheinen. Wo wollen Sie denn eigentlich hin?" — Zögling W. nennt eine obscure nordungarische Garnisonsstadt. — „Nun, in Gottes Namen, dieses gottverlassene Krähwinkel soll mit Ihrem Osterbesuche beglückt werden. Aber das Eine müssen Sie mir versprechen, daß Sie Ihren Aufenthalt in Wien bei der Durchreise nach Thunlichkeit abkürzen. Die Haupt- und Residenzstadt könnte dieses Glück weniger zu würdigen wissen, als Ihre charmante Vaterstadt, und mich sollte es schmerzen, Ihre angenehme Persönlichkeit irgendwo unterschätzt zu sehen." Zögling W., der von den Vorzügen seiner Persönlichkeit ebenso überzeugt ist, wie der Hauptmann und seine Kameraden von dem Gegentheile, verspricht es mit süß-sauerem Lächeln und legt sich im Geiste schon die Extra-Montur zurecht, mit welcher er Wien und seine slowakische Vaterstadt zu blenden gedenkt.

Mit großer Besorgnis läßt der Herr Hauptmann auch den vierten Supplicanten, den „Baron Schwammerl", dessen fragwürdige Soldatenfigur von der ganzen Rapportabtheilung absticht, Revue passieren und beantwortet das Urlaubsgesuch des armen Barons mit starken Bedenken. „Ein schwerer Fall, mein lieber X. Meinen Sie nicht, daß die Wiener unser vortreffliches Institut nach Ihrer fragwürdigen, sozusagen vorschriftswidrigen Erscheinung beurtheilen könnten und haben Sie eine Ahnung von den Nachtheilen, welche eine solche Begriffsverwirrung für dieses k. k. Cadeteninstitut mit sich bringen könnte?" — „Baron Schwammerl" kann sich zu einer solchen „Ahnung" selbstverständlich nicht emporschwingen, hat aber auch keine genügenden Garantien zur Disposition, um die Besorgnisse seines Compagniechefs zu zerstreuen. Der unbeschreibliche interessante Gesichtsausdruck des Petenten nach den Eröffnungen des Capitäns rührt übrigens denselben zu einem mitleidsvollen

Lächeln, und auch der arme „Schwammerl" erhält seinen Osterurlaub.

Mit der Zeit wird auf diese Weise auch die ganze Rapport-Abtheilung abgefertigt und nur die hartgesottensten Sünder mit incurablen Zweiern oder Einsern in der Conduite ziehen mit ablehnendem Bescheide zähneknirschend in den Lehrsaal zurück. Die glücklicheren Kameraden haben von dem Momente der Urlaubsbewilligung an selbstverständlich keinen Sinn mehr für die Mysterien der Algebra, Geometrie, der Hornsignale und der Abrichtung; ihre Gedanken sind den Eilzügen, welche sie in die Heimat bringen sollen, weit vorausgeeilt, und ihre Hände rüsten emsig für den Urlaub. Spitaldiener W., der in freien Stunden das Schneiderhandwerk betreibt, wird durch Geld und gute Worte zu einer geheimen Umarbeitung der ärarischen Montursforten nach den geläuterten Principien echter Cadeten-Feschheit bestochen, die im Strohsack versteckten Extrakappen und Extrasäbel werden einer gründlichen Revision unterzogen, aus dem Magazin werden die dahin abgelieferten Extrastiefletten erbettelt, und wohlgerüstet sehen die Urlauber dem Palmsonntag entgegen.

Alles hat ein Ende, auch die bösen Tage sehnlicher Erwartung. „Zöglinge T. und R.!" ruft der „Thorführer", d. h. der wachthabende Cerberus des Institutsthores, „der Abholer ist da!" — Die Verkündigung der Befreiung aus dunkler Kerkernacht kann nicht mehr beseligen, als dieser Ruf die Zöglinge T. und R. beglückt.

Der „Abholer" war eine wichtige Persönlichkeit für die Cadetten-Zöglinge alter Aera. Das k. k. Kriegsministerium erkannte ihnen noch nicht jenes Maß persönlicher Intelligenz und Orientirungsgabe zu, deren sie bedürften, um in der außerhalb der Instituts-Parkmauern liegenden Welt frei und anständig zu verkehren; „Erziehungsknaben" wurden die Repräsentanten der idealsten Institutsfeschheit von dem ignoranten Civilisten genannt und als „Erziehungsbuben", vulgo Zöglinge, declarirte sie officiell das k. k. Kriegsministerium. Deshalb durften sie den beglückenden Weg auf Urlaub beileibe nicht frank und frei antreten — eine „Vertrauensperson" der Eltern oder diese selbst mußten sie abholen und bis an ihren Bestimmungsort geleiten. Die k. k. Cadetten-Zöglinge betrachteten selbstverständlich diesen kriegsministeriellen Eingriff in ihre persönliche Freiheit als eine scandalöse Bemutterung, als eine „unerhörte Schmach" und hatten die Institution der „Abholer" allgemach zu einem leeren „Schwindel" herabgewürdigt. Die Vollmachten der Herren Papa's sind leicht erbettelt und irgend Einer der Wiener oder Wiener-Neustädter Urlauber, der sich den Luxus eines „Abholers" mit Leichtigkeit erlauben kann, ist mit Vergnügen bereit, seinen Abholer einem Dutzend seiner Cameraden zur Disposition zu stellen.

Unser Abholer ist ein liberaler Artillerist, und lustig und guter Dinge machen wir uns, ich und mein dicker Freund R., unter seinen Fittichen auf den Weg. Vom Institut führt der Omnibus zur nächsten Bahnstation. Bis zum Institutsthore bewacht uns der vierfachen Inspection fürsorglicher Blick. Auf den Stiegen haben wir sogar das zweifelhafte Glück, dem gestrengen Herrn Major und Instituts-Commandanten zu begegnen, dessen Falkenauge unsere Adjustirung mit durchdringendem Blicke auf ihre ärarische Tadellosigkeit prüft. Wir sind so klug gewesen, das „Extra" im Koffer zu verpacken und passieren deshalb als tadellose ärarische Existenzen anstandslos die letzte gefährliche Musterung. Erst, nachdem das Parkthor hinter uns geschlossen, athmen wir frohlockend auf und machen mit unerhörter Kühnheit im nahen Gebüsch unsere Freiheits-Toilette. Der ärarische „Pöller", d. h. die thurmhohe Kappe

mit den rothgelben Schnüren, weicht dem schwefelgelb bordierten Extrakäppi mit französisch-geradem Schirm, der robuste ärarische Röhrenstiefel der eleganten Lackstiefelette, der langschößige mohrengraue ärarische Waffenrock der coquetten dunkelblauen Extrablouse, die Nase bewaffnet sich mit einem Zwicker von Fensterglas und aus den Tiefen der nicht-ärarischen Brusttasche kommt eine zierliche Cigarette zum Vorschein, die trotz der schüchternen Warnung des Abholers mit unendlicher Grazie entzündet wird. Derart präpariert, besteigen wir den Omnibus, der schon mit kleinen und großen Mohrengrauen überfüllt ist. Auch einen k. k. Officier, den officiellen Abholer des lieben „Schwammerl" entdecken wir im geräumigen Bauche des Gesellschaftswagens und weihen in ehrfurchtsvollem Schreck das dampfende „Cigaretll" dem Untergange. Aber der Gestrenge ist ein fideles Haus. „Laßt's Euch nicht stören, Buben", ruft er, „macht's, was Ihr wollt! Hab' auch einmal das mohrengraue Fracker̈l getragen und weiß, wie Einem der Urlaub schmeckt! Also, frisch d'rauf los gedampft, und wenn's Euch zu heiß wird bei dem männlichen Genuß, habt Ihr's allein zu verantworten."

Der Omnibus rumpelt entsetzlich über die im Urzustande befindliche königl. ungarische Heerstraße, und mehr als einmal carambolirt mein Knie mit dem gegenüber situierten Officiersknie, das ich unter normalen Verhältnissen nur mit dem Schauer tiefster Subordination zu berühren gewagt hätte. Mein dicker Nachbar N. ist in Schweiß gebadet, und seine große Reisetasche tanzt auf dem Wagennetz über seinem Haupte Csárdás. Da hat das unförmliche Gefährte den schlechten Einfall, über einen colossalen Straßenstein zu stolpern, und mit Vehemenz stürzt das Taschenungeheuer dem Oberlieutenant auf den Kopf. Starr und entsetzt sehen wir das Unheil, der unglückselige Dicke macht krampfhafte Anstrengungen, die dickbäuchige Reisetasche von dem Vorgesetzten abzuwälzen, wobei er aber nur das Malheur durch einige fatale Tritte auf den Officiersfuß vergrößert.

„Himmelsdonnerwetter, Sie unbegreiflicher Dickwanst, Sie können sich keinen anderen Aufbewahrungsort für Ihre ungeheuerliche Tasche aussuchen und keine anderen Füße für Ihre fatalen Annäherungsversuche?" schreit der Oberlieutenant, aber seine strenge Dienstesmiene hält nicht lange an, und sein jovialer Humor stellt alsbald das gestörte Gleichgewicht wieder her, so daß die Omnibusfahrt bis zum Bahnhofe der Station F—dorf ohne weiteres peinliches Intermezzo, abgesehen von etlichen blauen Flecken, die der altersschwache Wagen seinen geduldigen Insassen beibringt, in voller Harmonie zu Ende geht.

Am Miniatur-Bahnhof herrscht schon Leben und Bewegung. Einige Privat-Equipagen haben schon andere Urlauber mit ihren Abholern gebracht und die ersten Absentirungen der Zöglinge von den officiellen Begleitern beginnen auf der Bahnstation. Nur die Zwerge vom ersten Jahrgang klammern sich ängstlich an ihre Abholer; sie irren sonst wie die verlorenen Schäflein umher, denn, daß sie außer „Reih' und Glied" gehen dürfen, ist den mohrengrauen Knirpsen eine ungewohnte Wohlthat. Die Angst vor dem Zugversäumen beherrscht die Gemüther der dem Vogelhause Entronnenen; am ängstlichsten aber ist der arme Schwammerl, der mit seinen wasserblauen Augen jede Secunde nach der Uhr sieht und dem Triester Zuge entgegenblickt. Drei Minuten Aufenthalt, und 50 Zöglinge sollen in die Coupé's. Wie wird dies enden! Schließlich gibt sich der geängstigte Baron doch mit der Versicherung, daß noch eine halbe Stunde Zeit sei, zufrieden, und ist sogar verwegen genug, eine kleine Entdeckungsreise anzutreten, die seinen Berechnungen zufolge in längstens

einer halben Stunde beendet sein muß. Aber die Minuten fliegen rasch, und ehe sich's die Urlauber versehen, ist das erste Läuten da. Die „Abholer" zählen die Häupter ihrer Lieben, und sieh', es fehlt kein theueres Haupt! Und dennoch ja, Eines wird vermißt, das grellblonde Haupt Schwammerl's ist weit und breit nicht zu sehen. Der Abholer ist entsetzt. „Wo ist der Unglücksmensch hingerathen!" „Schwammerl ist verloren, wer bringt den Schwammerl!" schwirrt's durcheinander.

Zweites Läuten. Der Zug braust heran. Die kleinen Mohrengrauen drängen sich in die Coupé's, zerrissen ist aller Zusammenhang zwischen Abholern und Abgeholten; rücksichtslos stolpern sie in die Waggons, rücksichtslos zertreten sie Damenroben, und mancher gelinde Fluch eines aus seinem Morgenschlummer aufgestörten Reisenden tönt den energischen Eindringlingen entgegen. Drei Minuten sind kurz — das dritte Läuten ertönt, der Zug regt und rückt sich von der Stelle.

Da keucht es vom rechten Bahnhofende heran — ein verspäteter Passagier. Im scharfen Trab, die langen Beine schwingend, die Extrakappe schief auf dem Haupte, mit dem Sacktuch Schweißbäche trocknend, mit der Rechten unausgesetzt winkend — so stürmt er heran. „Einhalten! aushalten! ich muß mit, Herr Conducteur!" brüllt er mit der Stentorstimme des Verzweifelten, — zu spät, unbarmherzig rollt der Zug davon, und höhnend winken 49 weiße Sacktücher dem verspäteten „Schwammerl" aus den Coupéfenstern zu. Er kommt um einen halben Urlaubstag.

Von F—dorf nach Wien ist's kaum zwei Stunden, und doch, welche Quantitäten von „Frankfurtern" vertilgt ein Zöglingsappetit in dieser kurzen Spanne Zeit! Jene Zöglinge, welche Fortuna in die Nähe eines weiblichen Wesens placirt hat, rücken ihr Käppi auf's linke Ohr, und sehnen den Augenblick herbei, wo ihnen ein herabfallender Handschuh Gelegenheit zur Bethätigung vorläufig stummer Galanterie bieten könnte; eingefleischte Commißknöpfe aber rücken ängstlich von ihren vorschriftswidrigen Nachbarinnen hinweg und wagen in dieser unheimlich-ungewöhnten Nähe keinen lauten Athemzug.

Wien! Aussteigen, aussteigen! — Ein Höllenlärm auf dem Bahnhofe. Verwandte und Bekannte winken zum Waggon herauf, fröhliches Wiedersehen an allen Ecken und Enden. Den dicken Baron R., den lahmen W. und meine weder dicke noch lahme, aber darum nichts weniger als weltgewandte Persönlichkeit hat das Schicksal in ein Coupé zusammengeführt. Unser Abholer hat sich schon auf der ersten Bahnstation verloren; er gehört zur Sorte der „geliehenen", wir sind allein, eine Trias voll Ungeschicklichkeit, Schüchternheit und Pech.

Mit dem Aufgebote unserer ganzen Energie haben wir uns aus dem Coupé herausgeschält, da passirt dem Unglücks-Slowaken W. das erste Malheur. Er hat aus dem Institut eine Bürde der saftigsten Aepfel mitgeschleppt; die lange Fahrt hat den Knoten gelockert und — ich wollte, die Erde hätt' uns verschlungen — die Aepfel kollern frisch und wohlgemuth am Bahnhof-Perron herum. Der dicke R. und ich beschließen schleunigst, den Skandal zu ignorieren und den lahmen W. seinem Schicksal zu überlassen; wir sehen ihn nur noch, gestoßen, gescholten, halbzermalmt zwischen Koffern und Packwägen seine Aepfel zusammenlesen und machen uns aus dem Staube.

Der erste Omnibus nimmt uns auf; auf seinem Dache wird R.'s Riesentasche und meine mäßigere Reise-Bagage postirt, und neugierig, in Freiheits-Wonnen schwelgend, lassen wir uns dem Hotel zuführen. Mitten in unseren heiteren Betrachtungen stört uns eine sonderbare Wahrnehmung.

Vom Omnibusdache herab fällt von Zeit zu Zeit etwas Weißes gerade am Fenster vorüber auf die Straße; dieser Fall wiederholt sich mit auffallender Regelmäßigkeit, und nun ist's auch etwas Schwarzes, das ich beinahe als einen Stiefel agnosciren möchte, was den Sturz vom Omnibusdache in den Straßenkoth macht. Da dämmert dem dicken R. eine entsetzliche Ahnung auf. „Um Gotteswillen, mir scheint, meine Reisetasche ist nicht zugesperrt. Sie, Herr Conducteur, ich bitt' Sie, halten's, halten's auf, ich muß hinaus!“ Und richtig. An R.'s Reisetasche war das Schloß aufgegangen, und die Hälfte seiner Urlaubswäsche, ein Paar ärarische Stiefel, die zwei frisch ausgestellten Urlaubs-Certificate und andere Kleinigkeiten bezeichnen, sich im Straßenkothe wälzend, die Pfade unserer Omnibusfahrt. R. tritt suchend einen peinlichen Rückzug an, und ich nehme es auf mich, die Tasche so heil, als überhaupt noch möglich in's Hotel zu bringen.

Von nun an reiste ich allein. Das Gefühl des Alleinseins weitet stolz die Brust des Cadet-Zöglings. Mit einer unsäglichen Verachtung blickt er, im Bewußtsein seiner freien Manneswürde, auf die übrige Menschheit herab, kühn mustert er durch seinen Zwicker die Welt, und nur, wenn er den rothen Kragen eines Platz-Officiers erblickt, räumt er schleunigst den Zwicker von der Nase, rückt sich die Kappe vorschriftsmäßig zurecht, salutirt stramm und ernst, und erinnert sich, daß er — ja doch nur auf Osterurlaub ist.

Auf den Ostersonntag aber folgt der Ostermontag, und am Osterdienstag ist er verflogen, der herrliche Urlaubstraum, dann ist der Urlauber wieder im „Vogelhause“ und träumt im „ärarischen“ Einerlei von der Heimat und vom Oster-Urlaub!

Von dem Verfasser dieser Skizze wird bei Seidel und Sohn in Wien ein neues Werk: „Grüß Dich!“ vorbereitet. Aus demselben ist uns vorstehendes Stücklein freundlichst für den „Heimgarten“ überlassen worden. Die Red.

Der lachende Philosoph.

Die deutsche Literatur besitzt einen ganz besonderen Schatz, unerschöpflich an Witz und Humor, wie kaum ein anderer. Wer ihn findet, der genießt ihn wohl sein Leben lang. Das Werk, von welchem hier die Rede ist, legt in sein Wesen allmählich jene heitere Philosophie, in der es geschaffen worden. Es ist Weber's „Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“.

Es ist ein umfangreiches Werk und bisher seiner Kostspieligkeit wegen nicht entsprechend verbreitet worden. Nun hat aber die Rieger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart eine billige Lieferungs-Ausgabe veranstaltet, der wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Es ist dies eine Ausgabe für das Volk, obgleich wir im Vorhinein darauf aufmerksam machen, daß dieser lachende Philosoph nicht für Jedermann taugt. Wir empfehlen ihn — ungestutzt, wie er hier ist — aus gewissen Gründen nicht der Jugend und nicht den Frauen; Mucker- und Knechteseelen möchten auch Einiges dagegen einzuwenden haben; aber dem freien Mann mit dem offenen Blick in die Welt, dem geklärten Geiste und labe-

bedürftigen Herzen wird Demokrit, der Lachende, zu einem Borne von Anregung und Vergnügen werden.

Lachen! Lachen! das ist sein Wahlspruch, dem er nicht etwa mit schalen Possen und Schnacken, sondern mit feinerem Mitteln gerecht wird. Es ist das Lachen des Weisen. Weber führt uns durch die Naturwunder des Universums, durch die Geschichte der Menschheit, zeigt uns eine Unzahl von großen Männern mit ihren Werken und ihrem Geiste. Andere müssen bei Betrachtung der Weltgeschichte weinen; Demokritos lacht, aber oft mit feuchtem Auge.

Das zwölfbändige Werk mit seinen 366 Capiteln (auf alle Tage des Jahres, und auch den Schalttag), in welchem alles Denkbare behandelt wird, ist wohl der reichhaltigste Citatenschatz aller Literaturen. Der neuen Ausgabe ist ein sorgfältig bearbeitetes Namen- und Sachregister beigegeben, welches den Leser orientiert und leicht auf die Gegenstände weist, die er sucht.*) — Wir wollen aus den im „lachenden Philosophen" behandelten Gegenständen nur einige Schlagworte anmerken: Ueber das Lachen und das Lächerliche, den Frohsinn. Ueber die Dicken und Fetten. Die Einbildungskraft. Häßlichkeit. Witz und Scharfsinn. Laune und Humor. Sonderlinge und Hagestolze. Das Naive. Die männliche, die weibliche Jugend oder das Geschlecht. Die Weiber. Die Ehe. Gelehrte Weiber und alte Jungfrauen. Temperament. Charakter. Sympathie. Magnetismus. Somnambulismus. Bäder. Erziehung. Aberglaube. Teufel. Engel. Hexen. Gespenster. Theologie. Aufklärung. Selbstsucht. Geburts-, Ahnen-, Geld-, Amtsstolz. Genie-, Gelehrten-, Künstler-, Bettlerstolz. Die Abderiten. Schimpfen und Zanken. Liebe. Kuß. Eifersucht. Lust- oder Genußsucht. Trink- und Freßlust. Langweile. Zeitvertreib. Zeitungen, Bücher, Theater. Tanz, Jagd, Tabak. Thierliebhaberei. Scherz und Bonmot. Freigeisterei. Lob des reinen Christenthums. Der gute Ton. Grobheit. Satyre verschiedener Völker. Ueber Nasen. Ueber verschiedene Nationen. Der Krieg. Die Soldaten. Die Staats- und Geschäftsmänner. Juristen und Advokaten. Philosophen. Dichter. Techniker. Bauern. Die Bedientenwelt. Das Platte und Schwülstige. Narren. Vereine. Der Cynismus. Die Zote. Tod, Grabschriften u. s. w.

Was große Männer vor Weber über derlei und hundert andere Dinge gesagt, wie sie hierin sich verhalten — man findet es in dieser merkwürdigen Mosaik von Schwänken, Anekdoten, Wortspielen, Einfällen, Kernsprüchen, Schilderungen von Bornirtheit, barocken Sitten und Gebräuchen, die der Darsteller mit vieler Originalität und sprühendem Geiste zu verbinden weiß, von denen aber zumeist die Quelle nicht angegeben erscheint, so daß man wohl versucht sein mag, Manches Webern zuzuschreiben, was er im Grunde nur entlehnt hat. Die Belesenheit und das Gedächtnis, so hier sich offenbart, ist bewunderungswürdig, der Schwung, mit welchem der Verfasser über alles Niedrige und Hohe dahinfliegt, wahrhaft genial.

Karl Julius Weber ward im Jahre 1767 in Langenburg als der Sohn eines fürstlichen Beamten geboren, machte viele Reisen, ward Privat-Sekretär bei einem der kleinen deutschen Höfe, mußte später einen jungen, verzogenen Erbgrafen auf Reisen begleiten, wobei er die Welt von allen Seiten und manche Kreise bis zum Ekel kennen lernte. In dieser für ihn unbehaglichsten Periode entstand die Idee zu seinem Demokritos, den er nebst anderen literarischen Arbeiten, später als er, sein eigener Herr geworden, mit Kränklichkeit und anderen Widerwärtigkeiten kämpfend, aus-

*) Dieses Namen- und Sachregister ist so eingerichtet, daß es auch zu älteren Ausgaben des Werkes benützt werden kann.

geführt hat. Als er 66 Jahre alt starb, war das Werk vollendet und die deutsche Literatur um ein Stück reicher geworden, an dem alle Literaturen der Welt noch lange zehren werden.

Unser Leser soll das Salz verkosten, mit dem dieses Brot gewürzt ist; wir streuen hier einige Körner aus den Capiteln über das Lachen und den Frohsinn:

Das Fluchen ist nur eine Nothtugend, vormals Heldentugend; das Lachen bleibt stets eine der größten Hilfstugenden. — Hundert Thorheiten gäbe es weniger, wenn man sie nicht so ernst nähme. — Afrika erzeugt die meisten Affen, Frankreich die artigsten, mein theures Vaterland die größten (die den Welschen Alles nachmachen). — Montesquieu sagte einst von einem grinsenden Todtenschädel: dieser Todte lacht über die Lebendigen. — Uebermäßiges Lachen ist der letzte Grad des Vergnügens und der erste des Schmerzes. — Ein arabischer Anführer seiner Division befahl: Ein Viereck — die Esel und die Gelehrten in die Mitte! — „Warum gefällt das Schöne?" ward Aristoteles gefragt. „Das ist die Frage eines Blinden", war seine Antwort. — Die Choleriker lachen in a, die Phlegmatiker in e, die Melancholiker in i, die Sanguiniker in o. Das volle, wahre Lachen drückt sich in A, das spöttische, grinsende in E, das schämig verhaltene in I, das Freudige in O. Das U scheint für das Weinen gemacht zu sein. — Neugeborne Kinder weinen — der Knabe in A, das Mädchen in E; beide klagen sie über Adam und Eva. — Duclos eilte nackt aus dem Bade, um einer gefallenen Dame aufzuhelfen, und entschuldigte sich, daß er keine Handschuhe anhabe. — „Sechs Tage", sagen die Filibuster, „sollst du Ochsen schlachten, am siebenten die Häute an's Meer tragen." — Die Griechen grüßten sich mit dem Worte: „Sei vergnügt!" — Die Franzosen sind geborne Sanguiniker, in deren Sprache selbst der Tod nur ein Weibchen ist. Sie singen und lachen bei klarem Wasser, wo der Deutsche Wein oder Bier haben muß. — Als die Straßburger die Liebfrauenbrüder zur Stadt hinausgejagt hatten, sagten sie: „So lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, duldeten wir sie, aber, als sie unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen." — Der gute, blinde Pfeffel konnte laut auflachen, so oft ihm Jemand im Gespräche sagte: „Sehen Sie, lieber Pfeffel?" — Wenn wir an etwas denken, was vorüber ist, so sehen wir zur Erde, bei etwas Zukünftigem aufwärts gegen Himmel. — Es gibt eine menschliche Allmacht, mit der man sich selbst und die Welt überwindet: Glaube an Gott und an sich selbst. — Vielen Reichen geht es wie den mit Weihnachtsgeschenken überhäuften Kindern: die Menge macht ihnen nicht mehr Freude, als ein einziges Stück. — Im Schlafrock, unrasiert, ungekämmt, ungewaschen, halten wir uns leicht für krank, was verschwindet, sobald die Toilette gemacht ist. — Die körperlich sich bewegenden Leute haben weit weniger Phantasie, als die sitzenden. Unter allen gesundheitförderlichen Bewegungen, als: Gehen, Reiten, Kegeln, Turnen, steht die Bewegung des Lachens obenan. —

Im Capitel über Einfachheit und Lebensweisheit finden wir Aussprüche, wie:

Viele kommen heutzutage nicht auf die Beine, weil sie zu viel fahren. Alles würde besser gehen, wenn man mehr gienge. — Wahrer Freude folgt als Nachgenuß Aufgewecktheit; Ausgelassenheit rächt sich mit Katzenjammer. — Einen alten Mann und einen alten Ueberrock muß man nicht betrachten, wie er ist, sondern wie er war. — Der geistig Arbeitende hat Genüsse, die alle Genüsse der Welt übertreffen; aber das ist ein Freimaurergeheimnis, und die Welt könnte nicht bestehen, wenn Viele es wüßten. — Die Natur=

menschen tranken aus der Quelle und aßen vom Baume, ohne an Magenerkältungen und Blähungen zu denken; schliefen, wenn sie müde waren, ohne zu fragen, auf welcher Seite man liegen müsse, um gesund zu schlafen: Waren sie etwa einmal unpaß, so fasteten sie, wie ihre Freunde, die Thiere, und starben steinalt, wie die Thiere, ohne Vieharzt kurzweg. Die liebe Cultur verwandelt Alles, nichts ist mehr recht, was Gott gemacht; der Mensch grämelt über das geringste Uebel, kränkelt und hustet, und von einem Gesunden heißt es: Jede Witterung ist ihm recht, jede Strapaze, das ganze Jahr fehlt ihm nichts, dem gemeinen Kerl! — Knigge und seine Schule lehren eigentlich nicht Lebensweisheit, nicht einmal Lebensklugheit, sondern mehr Lebenspfiffigkeit, — die nur den Kindern dieser Welt, nicht Kindern des Lichts gefallen kann. — Jener brave Wirt, der Wein fälschte, sagte: „Man muß heutzutage betrügen, wenn man ein ehrlicher Mann sein will." — Phocion wies die Geschenke des Königs Philipp zurück. „Aber Deine Kinder?" „Sind sie mir gleich, so wird sie das einfache Gütchen ernähren, arten sie aus, so will ich ihre Ueppigkeit nicht unterstützen." — Mendelssohn ward bedauert, daß er den Schreiber eines Reichen machen müsse. „So ist's ja recht", sagte er, „wäre ich der Herr und er der Schreiber, ich wüßte ihn nicht zu brauchen." — Johann konnte nicht leben, er stieg von Stufe zu Stufe und konnte immer nicht leben; endlich kam er in's Zuchthaus, da konnte er leben. — Man kann seinen Kerker für ein selbstgewähltes Zuhausebleiben ansehen, Landesverweisung als eine nothgedrungene Reise, Platzregen als ein Tropfbad und langweilige, dumme Gesellschaft als ein Wachsfiguren-Cabinet. — Die Eitelkeit frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittag mit dem Mangel und Abends mit der Schande. — Der Landmann ist trotz aller Plackereien der Glücklichste. Wodurch? Durch die Einfachheit. — Ein großer Gelehrter soll sich acht Tage lang den Kopf zerbrochen haben über Feigen, die nach Honig schmeckten. Die Köchin hätte es ihm sogleich sagen können, daß sie die Feigen in einem Honigtopf aufbewahrt habe. —

In der Abhandlung über das Lächerliche wird von einem Missionär erzählt, der einen Affen hatte. Während der Predigt hatte sich der Affe auf den Deckel der Kanzel gesetzt und machte dort dem Herrn Alles nach. Die Gemeinde lachte, der Missionär zürnte und je heftiger seine Bewegungen wurden, desto heftiger wurden auch die des Affen und der ganzen Gemeinde. Endlich entdeckte der Prediger die Ursache und mußte selbst lachen. — Wenn der Herr Pfarrer einmal in Schlafrock und Nachtmütze und mit der Pfeife auf die Kanzel träte, da müßte wohl die ganze Gemeinde lachen, wenn er im selben Anzug in seinem Studierzimmer Jemandem eine Predigt hält, da lacht Keiner, und ist diese Predigt oft wirksamer, als eine in Chorrock und Stola. — Jener Philosoph, der behauptete, alles Unerwartete erfreue, und zur Stunde eine Ohrfeige erhielt, war auf der Stelle von der Unrichtigkeit seiner Aussage überzeugt. — In der Operette: „Die beiden Geizhälse" fragt der Eine: „Zu wie viel Procent?" „Zu zwei." — „Bist Du klug?" „Für die Stunde, Freundchen, für die Stunde." — Wenn ein General Balletsprünge macht, so lacht man im ersten Augenblick, im zweiten bedenkt man, daß er besser tanzt, als sich schlägt, und was das dem Staat für ein kostbares Wesen ist, und lacht nicht mehr. — Albertus Magnus war so klein, daß ihn der Papst beim Fußkuß mehrmals bat, aufzustehen. Er stand aber schon lange. — Häßliche geben sich gerne Mühe, zu gefallen, sich innerlich auszubilden, während Schöne ganz leer und anmaßend sind. — Als ein neugieriger

Beichtvater eine Dame um ihren Namen fragte, antwortete diese: „Euer Hochwürden, mein Name ist keine Sünde." — Ein Maler malte bei der Versuchung Christi den Teufel in der Franziskanerkutte. Die Franziskaner, darüber auf's Aeußerste gebracht, wollten ihn richten. Er sagte: „Konnte der Versucher leichter täuschen, als im Unschuldskleid des heiligen Franziskus?" Sie ließen ihn frei. — Lebte Christus heute, er würde zur Auszeichnung nicht das kleinste Kreuzchen bekommen, sondern wieder das Großkreuz, wie damals. — Heinrich IV., den man bei einer geheimen Expedition um das Nähere befragte, fragte seinerseits: „Könnt ihr schweigen?" — „Gewiß, Euer Majestät." — „Ich auch."

So viel der Proben aus dem köstlichen Buche des lachenden Philosophen.

Der Geistermann.

Eine Volkstype aus Nieder-Oesterreich, geschildert von Ed. Ig. Freunthaller.

Es ist keine Schreckgestalt und „hochgelahrt" ist das Männlein auch nicht — trotz des bebrillten Altgesichts.

Unser Alter hat seinen Wohnsitz am äußersten Ende des Dorfes, schier nebenan der Frau Maier, welche die Gebirgskinder von den Bäumen pflückt, die Landkinder aus den Wellen der Donau schöpft.

Er ist nicht mehr jung, denn er hat den „Schimmel" auf dem Kopfe und sein hageres Glattgesicht finstert sich schon zu tausend Falten. Er ist arm an Vermögen, aber reich an — Geist. Und so geistreich er ist, hochgelehrt und „studiert" ist er dennoch nicht. Unser Mann mißt seinen Geistreichthum, gibt ihn auf die Waagschale und — verschleißt ihn. — Nicht immer! Gar oft spannt er den Meister Langohr vor den Karren und läßt seinen „Studenten" (so nennt er ihn) an jenem Geistreichthum ziehen, den alle Beide nicht im Kopfe haben und auch nicht haben wollen. So wandern die Drei zeitweise straßauf, straßab, waldein, waldaus — das geistreiche Thier zieht und frißt von den Dornen der Pfade, der geistvolle Karren knarrt und ächzt und der Geistermann schiebt hinten nach. Sie wandern und — verschließen all' den Geist im Karren. Abends vor dem Schlafgang begeistert sich der alte Mann und lobt die köstlichen Tropfen dem Stallbuben und läßt ihn aus der Flasche saugen.

„Zwetschkenbranntwein und wie echt!"

Doch der Stallbube verzieht das Mondscheingesicht zu einer gräulichen Fratze und sagt hüstelnd und pustelnd:

„Pfui, Teufel! Ein Sauhäuterner ist's!"

„Dann kennst nichts!" erwidert ihm der Geistermann scharf und gereizt, nimmt ihm die Flasche aus der Hand und geht zur Ruhe.

Früh Morgens steht er auf, weckt seinen langohrigen Gefährten, schirrt ihn an und geht dann mit einem kleinen Fläschchen in das Bauernhaus, wo die Leute eben Suppe löffeln. Er wird eingeladen, mitzuessen. Er ißt wacker und erzählt dabei viel und tapfer. Hernach bedankt er sich bei den Bauersleuten und feilt ihnen von seinem Geistreichthume alle Sorten an, die er führt.

„Braucht der Bauer guten Zwetschken-Branntwein? Hab' ihn frisch und echt!"

Der Bauer schüttelt den Kopf.

„Etwa einen „Sauhäuternen“?“

Der sogenannte „Sauhäuterne“ ist der ordinärste und billigste Fusel-Branntwein. Der Bauer nickt.

„Von demselben wohl! — Eine Maß!“

Der Geistermann geht hinaus zum scharrenden Esel und erzählt ihm kurz: „Der Bauer, einen Sauhäuternen — nur eine Maß!“ Der Esel nickt verständnisinnig mit seinem Graukopfe, und scharrt mit dem Hufe.

„Gleich, gleich!“ beruhigt ihn der Geistermann, indem er eine große Flasche aus dem Karren hebt und damit in das Haus keucht.

„Und Du, Bäurin“, — sagt er drinnen — „brauchst Du heute nichts? Hirschhorngeist, Melissengeist —“.

„Ja, ja! Melissengeist!“

Und das sind die Geschäfte des Geistermannes.

Die meisten Geschäfte macht er im Sommer, wenn die Gebirgsbauern zur Alpe treiben. Die „Schwaigerin“ und den „Halter“ versieht er mit einer kleinen Hausapotheke, die aus allerlei Getränken und Salben besteht; denn der Geistermann macht auch Salben und kann „doctern“ und „badern“. Kurz gesagt — der Geistermann ist ein Winkelarzt und vertritt hie und da die Zeit, welche alle Wunden heilt. Doctert und badert viel herum an Vieh und Leuten, kann durch Zaubersprüche das „verneidte“ und auch das „verschrieene“ Vieh und Kind wieder gesund machen, legt dem gespensterhaften „Schradl“ eine Falle aus den Blättern der „Stachelpalme“, auf daß jener die Hühner nimmer reiten mag, und kann noch tausenderlei.

Hat er der lungenkranken Oedhofbäurin nicht auch das Leben um etliche Tage verlängert? Was kann er dafür, daß ihm der Geistermann vom benachbarten Orte die Schwerkranke des Bischen Verdienstes halber „verneidet“ hat? Gesund wäre sie geworden, frisch und gesund — kann er dafür, daß er nicht allgegenwärtig ist?

Der „Hopsa-Liesel“ ihr kleiner Franzl wär' auch nicht so jäh gestorben an der Diphteritis, wenn bei der heiligen Taufe nichts vergessen worden wär' — ein einziges Priesterwörtlein nur — Schafdung hätt' er schier genug um den kleinen Hals gestrichen, das beste Mittel auf der Welt!

Und er kann „wenden“, fragt aber ja nicht, wie! —

Es ist wahr, er ist der billigste Arzt, denn er rechnet bei Todesfällen, wenn die Kur überhaupt fehl schlug — keinen Kreuzer. Er läßt sich nur gut bezahlen, wenn der Kranke wieder gesundet. — Aus leicht begreiflichem Grunde. — Er hätte sonst Verdrießlichkeiten, Gerichtsgänge und einsame Stunden und Tage. Er ist schon sattsam genug überzeugt von derlei fatalen Nachfolgen.

In seinem Daheim sieht es sonderbar genug aus. Auf allen Fensterbrettchen, Wandstellen, sogar am Ofen oben stehen allerlei Tiegel und Fläschen. In der Küche steht der große Kessel, in dem er den Branntwein „brennt“, steht die große Pfanne, in welcher er allerlei Salben und Pflaster kocht und schmorrt, und Keller und „Trocken-Boden“ (Dachboden) sind voll vom „Geist“- und „Schmieren“-Reichthume.

Der „Finanzwachmann“ besucht ihn öfter, als ihm lieb ist, und hinten nach guckt ihm der Schandarm in boshafter Weise durch's Küchenfenster. Er laboriert daher schon seit einiger Zeit nicht mehr in der Küche, sondern am „Trocken-Boden“, wo ein eisernes Oeferl allen Rauch durch eine schier überlange Röhre aus dem Dache befördert. Dort braut er Tod und Leben für die leidende Menschheit, dort schafft er die seltsamsten Medicamente, die der geschärfteste Verstand eines hochbegabten Mediciners nicht auszudenken wagt, und braut

und schafft und fühlt sich dabei glücklich und selig.

Ein einziger Tag aus so einem Geistermannleben.

Die Thür geht auf und ein kleines Mädchen tritt zagend ein.

„Was willst?" fährt er die Kleine an.

„Die Mutter schickt mich her; sie läßt bitten um ein Pflaster auf ihr Knie!" So flüstert's vom kleinen Munde, in welchem noch zum Ueberfluß der linke Zeigefinger steckt.

Der Geistermann macht die Tischlade auf, sucht nach, stößt sie nach vergeblicher Durchstöberung fluchend wieder in den Tisch, geht hin zum Altvater-Bett, bückt sich und zieht unten eine versteckte Lade heraus. — Eine kleine Weile wühlt seine zitternde Hand unter den vielen Tiegeln klirrend und polternd herum, hernach bringt er einen mächtigen Tiegel zum Vorschein.

„Da nimm!" sagt er zur Kleinen — „es ist das beste Mittel auf der Welt! Und alle zweiten Tage frisch aufstreichen und auflegen!"

Das Kind verläßt mit dem Pflaster den Geistermann, dessen ureigene Erfindung es ist, die er sorgfältig hütet und geheim hält und deren Geheimnis er mitnehmen wird in das kühle Grab.

Und dennoch ist es mir als fünfjährigem Buben gelungen, einmal so ein Wunderpflaster-Recept geschrieben, zu erhaschen und auf Ort und Stelle „auswendig" zu lernen. Jener Geistermann hielt mich eben für dummer, als ich aussah. — Es lautet:

Eigroßes Rinnschmalz, stillt die Schmerzen.

Ein Eidotter heilt die Wunde.

Ein Eßlöffel voll Honig, desgleichen.

Etwas Saffran ebenso.

Drei Eßlöffel voll Roggenmehl, hilft gegen Entzündung.

Eine Prise Kochsalz, tödtet das „wilde Fleisch".

Alles tüchtig abrühren und in den Tiegel fassen.

Wiederum geht die Thür auf, ein altes Weib hinkt herein und klagt über schreckliche Magenbeschwerden.

„Es ist, als wenn der Teufel drinnen höllisch heizen thät und viel herumtreten, just so!"

„Nur fleißig Milchsuppen essen und die Füße baden in lauwarmen Bädern!" lautet der Bescheid und der Winkelarzt gibt der Leidenden noch ein Fläschchen voll Hirschhorngeist zum Einrieb der Magengegend.

Kaum ist die dahin, erscheint ein Bäuerlein, das bittet um ein gutes Heilmittel für seinen schwerkranken Hund.

„Ob er bei Appetit?" fragt der Heilkünstler.

„Ich?" fragt dagegen der Besucher.

„Dein Hundsrabenvieh!" schreit ihn jener ärgerlich an.

„Ja so! — Nein, weiter wohl nicht! Frißt nichts und sauft nichts schon seit acht Tagen!"

„Wird halt die Hundskrankheit haben, Dein Vieh! — Weißt was, Lumpenegger-Bauer — fleißig kuhwarme Milch zu saufen geben, hernach wird Dein Hundsvieh schon wieder gesunden, verstehst?"

Urplötzlich kommt ein ältliches Weib in das Dorf, mietet sich irgendwo behaglich ein und — doctert und badert, quacksalbert und salbadert.

Der Geistermann kommt aus Rand und Band. Dann steckt er im „Loche", kommt sie obenauf und alle Kunden laufen zu ihr; steckt sie dagegen im „Loche" (Kotter, Arrest), ja, ja — stecke sie doch allezeit im Loche!

Sie heißt „Pflasterweib" — er aber „Geistermann". Was thut er nicht einmal? —

Einmal geht er allein aus, und geht hin zu jenem „Pflasterweib", von welcher kein Mensch weiß, wie alt sie ist, wie sie sich nennt, und woher sie gekommen.

„Ob sie ihn haben möcht' — ob sie „Geistermannin" werden wolle? Geist hätt' er so und so viel, einen Esel wohl auch sammt Karren, und dennoch hätt' er mehr Kunden als sie — circa so und so viel!"

Sie sagt verschämt Ja und zieht hin zu ihm. Es ist wegen der Pflege in den alten Tagen. Freilich — und auch des Brotneids wegen.

Wie gelebt — so gestorben. Der alte, gebrechliche Geistermann doctert und badert sich am Krankenlager noch selber zu Tode. Und kommt zu guter Letzt der berechtigte Arzt, dann — genug!

Im Stalle aber schreit das Geistermannvieh vor der leeren Krippe: „I—ah!"

Es ist ihm auch schon übel.

Unentschlossen.

Es hat die Mutter oft gesagt:
„O Junge, Du bist dumm!"
Ich wollt' es freilich glauben nie,
Und ärgerte mich d'rum.

Nun mein' ich fast, sie hatte recht
Und stimme willig zu,
Ich brumme heimlich oft für mich:
„O dummer Junge Du!"

Ich blick' in Klärchens dunkles Aug'
Und schweige stundenlang,
Da blickt sie forschend auf zu mir —
Wie wird mir heiß und bang.

Am Ende denkt sie selber auch:
„O dummer Junge, Du!"
Am besten wär's, ich fragte sie —
Fänd' ich nur Muth dazu!

Adolf Pichler.

Kleine Laube.

Theodor Storm's Wohnsitz.

Von Hermann Heiberg.

Im westlichen Holstein liegt abgelegen ein kleines Oertchen mit Namen Hademarschen. Man erreicht es mit der Altona-Kieler Eisenbahn in wenigen Stunden.

Eine chausseeartige Straße durchschneidet den Häusercomplex, der neben halbstädtisch gebauten Grundstücken vielfach die Bauart des eigentlichen Landes aufweist. Ein Besitz fällt unwillkürlich in die Augen, wenn man von dem nahegelegenen Hanerau den Weg nach Hademarschen beschreitet. Dieser gehört dem Herrn Rath Theodor Storm und ist vor einer Reihe von Jahren nach seinen eigenen Plänen und Entwürfen entstanden. Aus einem großen, mit prächtigen, oft selt'nen Bäumchen und Sträuchern besetzten Blumengarten erhebt sich der zweistöckige Bau, der mit seiner rechtsseitigen Veranda den Eindruck einer stattlichen Villa macht.

Gewissermaßen fern ab von der Welt, wenigstens fern ab von dem großen Treiben, hat sich der Dichter Theodor Storm nach seinem Abschied aus dem Staatsdienst hier niedergelassen. Bestimmend für die Wahl dieses Ortes, den derselbe gegen seinen früheren Wohnort, die schleswig'sche Stadt Husum, vertauschte, war der Umstand, daß sein Bruder in Hademarschen ansässig ist und daß seine Gattin mit der Frau desselben im nahesten Verwandtschaftsverhältnis steht. Beide Frauen sind Schwestern.

Da das kleine, abgelegene Hademarschen nicht eben sonderlich hübsch gelegen ist — und es scheint doch so natürlich, daß ein „Sänger der Schönheit", wie Storm es ist, Verlangen trägt, das Auge durch landschaftliche Reize zu erfreuen — ward wohl die Frage von Seiten Fremder aufgeworfen, weshalb er doch keinen anderen, belebteren und größere Geselligkeit bietenden Ort gewählt habe. Berührungen mit der Familie, so meint man, sind heut' zu Tage selbst bei größeren Entfernungen nicht schwer, so daß durch Trennung Freundschaft und Liebe nicht gestört, sondern manchmal eher gefördert wird.

Aber nur der Uneingeweihte wird darüber seine Verwunderung aussprechen. Wie sehr Storm überall das Schöne in der Natur mit seinem Auge erkennt, beweisen seine Schöpfungen. Was Anderen verborgen bleibt, thut sich ihm auf, und ein Mann, der eine solche Gedanken- und Empfindungswelt in sich birgt, vermag leichter auf den Anreiz der Umgebung zu verzichten. Ja, oft stört das Allzuviel, das aufdringlich Schöne, zumal den Nordländer. Ihn erfaßt endlich eine brennende Sehnsucht, wenn beispielsweise die Majestät der Schweizer Berge gar zu lange auf ihn einwirkte, und von der allzu überladenen Tafel sehnt er sich zurück nach dem bescheidenen Tisch, selbst nach der Heide.

Und doch gerade die landschaftliche Schönheit reifte, neben den verwandtschaftlichen Beziehungen, Storm's Entschluß, Hademarschen zum Wohnort zu wählen. Die Umgegend, das nahegelegene reizende Hanerau mit seinen wundervollen, weitläufigen alten Parkanlagen, dem Gutsbesitzer Dr. Wachs gehörig, scheint wie geeignet, einer Dichterseele immer wieder Nahrung und Anregung zu geben. Da sind große, schweigsame Alleen mit riesigen Bäumen, gleichsam traumumflossene, stille, von dichtem Wald eingerahmte Wiesen; und bald schlägt der wundervolle Athem des Buchenwaldes uns entgegen, bald ist's der Tannenduft, der schmeichelnd die Luft durchdringt.

Auch anderer Privatbesitz dort bietet entzückende Spaziergänge und von manchem höher gelegenen Punkte schaut man über die flache, aber herrliche holsteinische Landschaft mit ihrem kräftigen Wiesengrün, ihrem die Gegend belebenden bunten Vieh, ihren Holzungen und kleinen Silberstreifen der Bäche und Auen.

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blüh'n und die Drosseln
schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

So singt der Dichter und so kennzeichnet sich sein Wesen — sein Geschmack. Das Beschauliche, das einfach Natürliche, das Stillleben zieht ihn an. Auch im Verkehr ist es nicht der Mensch mit seiner äußeren Stellung, mit seinem berechtigten oder unberechtigten Drange, sich geltend zu machen, sondern der innere mit seinem Werte, welcher für einen Mann, wie Theodor Storm Bedeutung hat. Wohl selten hat ein Dichter es verstanden, seinen grundsätzlichen Ansichten in wenig Worten einen so überzeugenden Ausdruck zu verleihen, wie er in einem seiner Gedichte.

Die köstlichen Verse werden nur Wenigen unbekannt sein, und doch liegt es nahe, die herrliche Schöpfung „Für meine Söhne" in Erinnerung zu bringen:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend, wie Gewitter,
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten.

Wack'rer heimatlicher Grobheit
Setze Deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib Du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte Dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was Du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte Deine Seele
Vor dem Carriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die gold'nen Kälber —
Halte fest: Du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber!

Storm, dessen Familienleben ein überaus glückliches, ist zum zweiten Male verheiratet, und er besitzt Kinder aus beiden Ehen. Von seinen Söhnen ist einer Arzt, der zweite Jurist und ein dritter hat sich der Musik gewidmet. Von seinen Töchtern ist eine verheiratet und die jüngste wurde eben confirmiert.

Im Verkehr zwischen Vater und Kindern machte sich stets ein Zug bemerkbar, der so recht dem eigensten, innersten Wesen des Dichters entspricht, der nie nach dem Fernen griff, sondern seine Welt in unmittelbarer Nähe suchte, hier mit minutiösester Gewissenhaftigkeit wirkte und strengste Pflichterfüllung übte.

Und so vertiefte sich auch Storm nicht nur mit seiner Liebe, sondern auch mit seinen Gedanken in den engsten Kreis und räumte seinen Kindern schon früh eine Gleichberechtigung ein, die überraschen konnte. Aber eben, weil sie ihm geistig verwandt waren, trugen beide Theile Nutzen davon.

Das Haus in Hademarschen, in holländischer Sauberkeit gehalten, ist, wie

so oft, auch hier ein Abbild seiner Bewohner. Nirgend ein aufdringlicher Prunk, aber überall eine feine, fast zarte Wohnlichkeit, die namentlich in dem Arbeitszimmer des Dichters zum Ausdruck gelangt und hier von einem künstlerischen Hauch durchweht ist. „D. M. B.“

Ein Flug zu den alten Göttern.

Mythologisches Märchen von Moriz Hoernes.
(Wien, Karl Konegen, 1884.)

Unsere Schulgelehrten hätten es glücklich so weit gebracht, daß der gewöhnliche Mensch davonläuft, wenn von den alten Griechen und ihrer Mythologie die Rede ist. Eine leise Ahnung, daß jene versunkene Welt doch etwas Anderes ist, als eine classische Plage unserer heutigen, studierenden Jugend, taucht uns auf, wenn wir dieses liebreizende Büchlein lesen. Es erzählt in wahrhaft hellenisch-heiterer Stimmung eines modernen Topographen Traum in Griechenland und seinen Umgang mit der mythologischen Gesellschaft. Wir lassen ein paar Blätter der launigen Einleitung hier sprechen, sie sollen uns den Geist des Werkchens erklären:

Einsamkeit auf meerumwogtem Eilande ist die Mutter apokalyptischer Träume, die das nähere Sonnenfeuer des Südens gern ausbrütet, wenn ihm das richtige Ei, ein phantastisches Menschenhirn, untergeschoben wird. Ich lebte im idyllischen Verkehr mit den Nymphen der warmen und kalten Quellen, die allwärts am Fuß der Berge hervorsprudelten, mit Pan, dem Hüter der wilden Ziegen, die herdenweis an den Felswänden weideten, mit dem blonden Zephyr, Aeolos' sanftestem Kinde; und namentlich die schlanken Dryaden waren mir alle lieb und wert. Ich hätte nicht gedacht, daß dieses Verhältnis gestört werden könne. Dennoch geschah es. Ich stand einmal, einen Ausblick durch die Wipfel zu gewinnen, hoch im Geäste einer schwanken, jungen Esche, vom heftigen Bergwinde hin- und hergewiegt. Im Gras tief unter mir lag Rock und Hut, die Haare flogen mir um die Schläfen, und das Hemd vor meiner Brust blähte sich wie ein Segel. Mir wurde wieder einmal recht lyrisch wohl; ich dachte aufzugehen in der Lebensfülle der mich umgebenden Natur, und spottend des ächzenden Baumes, trat ich fest auf den Ast, der mich trug — er brach und ich stürzte drei Klafter tief, zum Glück durch Gezweige, das den Fall abschwächte, auf meinen Ranzen, Rock und Hut. Da erwachte der Zorn des Felsenzertrümmerers in mir. Ich sprang auf, riß ein Blatt von dem Baume, befestigte es am Stamme und rief: „Dies sei Dein Herz, falsche Dryade!“ Dann sprang ich zehn Schritte zurück, zog den Revolver von meiner Seite, zielte auf's Blatt und schoß, daß es lustig in den Wald hineinhallte. Ein klagendes Echo kam zurück, es klang wie Schluchzen, dann ward's still. Ich schoß noch einmal, wieder flog die faltige Rinde, wieder scholl der klagende Ton, und blendend, gleich einem zarten Mädchenleibe, sah der weiße Bast aus dem zerschossenen Stamme.

Jetzt befiel mich tiefe Reue, daß ich durch den frechen Knall der Drehpistole und durch das Ziel, das ich ihr gegeben, die jungfräuliche Natur, meine Herzensfreundin, entweiht und verletzt hatte. Ich umfaßte den getroffenen Baumstamm und küßte mit inbrünstiger Demuth seine Wunde, küßte kniend seine Wurzeln, die Füße der Dryas, und bat um ihre Vergebung. In ihrem Schatten ruhend wartete ich lange, bis mir die Augen zufielen, ob sie nicht in ihrer wahren Gestalt erscheinen wolle. Mein aufgeregter Sinn glaubte sie aus dem Baume hervortreten zu sehen mit blutbefleckter Brust und vorwurfsvollem Blick. Unfähig ein Wort zu stammeln, hielt ich ihr die unselige Waffe hin und entblößte die Herzgegend. Sie nahm hastig und zielte lang. Jetzt, als sie losdrücken wollte, überflog ein Schauer ihre Glieder, ihre Knie wankten, ein Blutstrom schoß aus ihrem

Busen, und röchelnd sank sie hin. Ich fieng sie auf, hob sie empor, und wie das Eichhörnchen, welches ein Knabe erlegt, sich matt an seine Finger klammert, so schlang sie ihre Arme weich um mich. Verzweiflung und Wonne überströmte mich; ich rief um Hilfe zu den Göttern der Erde und des Himmels, denn Menschen konnten mich hier nicht hören. Und sieh, aus dem Walde trat ein blühender Jüngling mit bräunlich beflaumter Wange, einen goldenen Stab in der Hand, kam freundlichen Blickes auf mich zu und sprach:

„Laß die Nymphe, sie wird nicht sterben! Es ist pure Koketterie, was sie treibt. Die Kugel ist ihr ja gar nicht in den Leib gedrungen."

Da lachte das Mädchen in meinen Armen spöttisch, sprang auf die Beine und schnippte mit den Fingern. Ich spürte etwas wie einen sanften Nasenstüber und husch! war sie in den Baum zurückgeschlüpft. Ich fuhr mit den Händen nach ihr, faßte aber nur mehr den Stamm und sah nun wirklich, daß meine Kugeln zwar Spuren zurückgelassen, aber dann abgeprallt waren. Der mit dem goldenen Stabe sagte:

„So sind sie, diese Damen! Einen verdienten Helden, der zu seinem bedrängten Weibe heimkehren will, in Liebesfesseln, wenn nöthig mit Gewalt, festhalten, einem harmlosen Verehrer Arm und Beine, oder wenn das nicht gelingt, das Herz brechen wollen, durch Stimmen und Spiegelbilder täuschen und verlocken, das ist ihre ganze Kunst. Pfui, Schabernack! Und das sind Deine, Eure Götter! Die vergötterte Natur! O, o! Das nennt ihr „uns in die alten Ehren wiedereinsetzen", Ihr modernen Heiden!"

„Wer bist Du?" rief ich staunend; er aber faßte meine Hand und sprach:

„Ich bin, der einst dem Odysseus einen ähnlichen Dienst erwiesen, als er auf Ogygia in den Banden der Kalypso schmachtete, der Götterbote H e r m e i a s. Und aussagen will ich ohne Falsch, was mich herführt. Mich sendet ein Weib, welches Dich den Fallstricken dieser Götterhalbwelt zu entreißen und für sich zu besitzen wünscht. Süßschmeichelnd beredete sie mich zu diesem Werke und besiegte meinen Widerwillen gegen den weiten Weg durch die trostlose Wasserwüste und gegen das Wiedersehen dieser traurigen Stätten, wo wir einst im Opferdampf erlesener Hekatomben schwelgten und nun vergessen sind. Du aber folge mir ungesäumt; denn Dich ruft eine mächtige Gebieterin, und sie zu erzürnen möchte Dir übel bekommen."

„Hermeias," sprach ich, „Frevel wäre es, an Deinen Worten zu zweifeln. Nicht menschliche Bildung zeigt Dein Antlitz und Deine Gestalt. Du bist ein Gott. Was aber die Dame betrifft, die Dich, wie Du sagst, mit delicater Mission betraute, so kann ich mir nicht vorstellen, daß es eine geringere sei, als sie, welche Du einst in fataler Situation erblicktest und ausbrachst in die trefflichen Worte: Möchten doch dreimal soviel unzerreißbare Bande mich fesseln und zusehen all' Ihr Götter und Göttinnen, dennoch ruht' ich gern bei der goldenen —"

„Aphrodite!" ergänzte Jener lächelnd. „Du hast Recht und kennst Deinen Homer. Sie ist nicht mehr so jung und blühend im vollen Reiz, wie damals, doch noch immer ein schönes Weib, nach Euren Begriffen in der Mitte zwischen dreißig und vierzig Jahren. Nun komm'!" Und damit ergriff er meinen Arm, ich warf noch einen Blick nach dem Baume, unter dem wir gestanden, fühlte aber zugleich, wie eine eigenthümliche Rastlosigkeit, von dem Gott ausgehend, mich überkam und an seiner Seite leicht wie mit Flügelschritten mich dahingleiten ließ über Steinhalden und felsige Pfade.

„Höre, Freund!" sagte mein Führer, seinen Arm vertraulich auf den meinigen legend. „Stehst Du hoch in der Gunst Eurer Mädchen und Frauen?"

„Ach!" mußte ich seufzen, „die kennst Du leider nicht. Um ihnen zu gefallen, müßte Apollon sich den Schnurbart wachsen lassen und das Kinn rasieren wie ein Kelte. Weißt Du, was ein Monocle ist?"

Der Argoswürger verneinte.

„Sieh her!“ sagte ich, „sie meinen, das stünde mir gut zu Gesicht!“ Der mitwandernde Gott stieß einen Wehruf aus, als er sah, wie ich mir ein Stück Glas in's Auge zwängte. Ich steckte es wieder ein. „Hermeias, dort zwischen den Felsen seh' ich das nahe Meer und erkenne den Ort. Wir haben in wenigen Minuten einen Weg von vielen Stunden zurückgelegt und ich fühle noch keine Spur von Ermüdung. Führe mich, wohin Du willst, aber fragen muß ich Dich um Eines, das sage mir. Wie kommt es, daß Ihr Götter noch die alte Macht besitzt, von der ich eben jetzt Beweis erhalte, da Euer Reich doch lange dahin ist?“

Und Jener antwortete: „Ich will Dir sagen, was Du verlangst. Sieh, wie die Blätter des Waldes, wie die Stämme der Menschen aufsprossen und verdorren, also entstehen und vergehen auch die Göttergeschlechter; von Anfang her ist keines gewesen, für die Ewigkeit keines gezeugt. Gestorben sind, die am längsten gelebt, die Götter des Egypterlandes, gestorben Alle, die vor uns geblüht. Wir leben noch und werden leben, so lange Menschen diese Erde bewohnen, dann endet auch unser Stamm. Das haben wir um Euch verdient vor Allen andern, die da waren. Wir, Eure Jugenderzieher, sind von Eurem und unserem Vater, dem Weltgeist, in ehrenvollen Ruhestand versetzt worden. Auf einer Insel fern im Weltmeer — frage nicht wo? denn sie schwimmt umher, wie einst Delos, taucht zum Grunde des Oceans und erhebt sich zu den Wolken, wenn neugierige Schiffer an ihr landen wollen — wohnen wir inmitten Derer, die sich noch von ganzem Herzen zu uns bekennen. Du wirst Goethen finden, schmausend an der Tafel des Zeus, Hölderlin, über seinen Irrwahn lächelnd, jetzt ein braver Ackerbauer, und manchen Anderen, den ich Dir nicht zu nennen brauche. Auch hiezu sind Viele berufen, Wenige auserwählt. Zu den Ersteren gehörst Du selbst, ob zu den Letzteren, das liegt in Deiner Hand. Sehnst Du Dich wahrhaft nach unserem Reich — Du wirst es bald kennen lernen, wieder verlassen und dann noch mehr Dich sehnen — kannst Du Dir in unserer Mitte einen dauernden Platz erwerben, so sollst Du willkommen sein. Dann wird, wenn Dich hohes Alter aufgelöst oder ein früher Tod ereilt hat, meine Hand wie jetzt Dich sanft hinführen zur elysischen Flur, wo den Menschen das leichteste Lebenslos fällt, wo weder Schnee, noch Wintersturm, noch Regen haust; sondern Okeanos unaufhörlich mildwehende Brisen sendet, der Sonne Glut zu kühlen.“

„Kyllenier,“ sprach ich, von Sehnsucht bewegt, „wie kann ich dieses herrliche Los verdienen und solchen Platz erwerben? Gib mir untadligen Rath und an mir soll's nicht fehlen!“

So rief ich hastig, der Gott sah mir in die glänzenden Augen und sagte: „Siehe, die Welt wird immer götterfeindlicher, und das Menschengeschlecht beschleunigt seinen Untergang durch Verbreitung einer gottlosen Lehre, des Materialismus, dem Ihr Alle huldigt. Thue, was in Deinen Kräften steht, jene verhaßte Lehre in Dir und Andern zu tilgen und zu bekämpfen, den Glauben an uns und unsere Macht aber zu stärken und zu verbreiten. Dies bezweckt meine Sendung. Deshalb hat der waltende Kronide sein Töchterlein bewogen, Dich, Jüngling, einzuweihen in unseren Dienst und durch die unwiderstehliche Glut ihrer Küsse zu diesem Werke zu befeuern. Und willig gehorchte sie dem Gebote des Vaters, entsendete mich und harrt Deiner im geschmückten Palaste. Nun weißt Du Alles, wir können diese Insel und mit ihr die Welt der kurzlebenden Menschen verlassen.“

So sprach er in fehlloser Rede; ich aber sah stumm hinaus auf das sonnige Meer, welches lachend aufglitzerte, soweit mein Auge drang.

Dahin!

Von Emanuel Geibel.*)

Laßt, ihr Lieben, o laßt mich still
Trauern um das verlor'ne Glück!
Für die Tage, die nicht mehr sind,
Ach, was gibt die Erinnerung!

Wohl mit Rosen und Grün bekränzt,
Wie Schneewittchen im Sarg von Glas
Schläft die schöne Vergangenheit
Mir im Herzen gebettet.

Doch kein freundlicher Zauber löst,
Ach, kein Sehnen die Wimpern ihr,
Und der feste Krystall des Schreins
Bleibt auf ewig geschlossen.

*) Uns als bisher noch nicht veröffentlicht zugegangen. Die Red.

Lustige Zeitung.

Immer galant. Ein junger Mann, der die Gewohnheit hat, Handküsse nur zu „markieren", ergriff kürzlich nach einer Soirée, die Hand der Wirtin, neigte sich zu ihr herab und küßte wieder — in die Luft. „Nun" — sagte die Dame etwas pikirt — „man fühlt ja Ihren Handkuß gar nicht, oder Sie küssen daneben?" „Verzeihen Sie", erwiderte der galante junge Mann — „die Hand ist aber in der That so klein, daß einem das leicht passieren kann."... Die „kleine" Hand berührte daraufhin leise die Wange des liebenswürdigen Lügners.

* * *

Bei der Kasernen-Visite. „Sind Sie mit der Kost zufrieden?" „Zu Befehl, Herr General." — „Wie ist es mit dem Fleisch? Erhält nicht der Eine eine große, der Andere eine kleine Portion?" — „Nein, Herr General, sie sind alle klein."

* * *

Ein humoristischer Schriftsteller besuchte das Concert eines ihm befreundeten Musikers, dem nicht entgehen konnte, daß der Literat verschiedene Male zu kichern begann und die Stimmung gefährdete. Nach dem Concert stellte der Musiker den Humoristen zur Rede: „Es ist wahrlich nicht schön von Dir", schloß er, „daß Du mein Concert aufsuchst, um Deiner Heiterkeit freien Lauf zu lassen. Habe ich jemals über Deine Schriften gelacht?" — Der Humorist drückte sich beschämt.

* * *

Wie weit die Reclametechnik in dem Annoncieren gediehen ist! Selbst die Gemüther unschuldsvollerer Kreisblatts-Inserenten vergiftet sie! Zum Beweise diene folgende Anzeige eines kleinen Tiroler Localblattes: Mörder
ischer Dampf erfüllt den ganzen Hauptplatz, weil nur Diebe
sten Cigarren führt (folgt die Firma eines Cigarrenhändlers).

* * *

„Aus Halbasien" erzählt man sich folgenden Scherz: Itzig: Herr Richter, iach hob' dem Schmule en Topf gelieh'n, ün weil er mir ihn hot zerbroch'n, verlang' ich Schadenersatz. — Schmule: Herr Richter, Alles nix wohr; erstens hat er mir gar kan Topf nix geliehen; zweitens war der Topf schon zerbrochen, wie er mir'n hot geliehn; drittens war der Topf ganz, wie iach hob' ihn zurückgegeben. Diese vier Punkte kann ich beeiden.

* * *

Durch die Blume. „Sie, lieber Herr, wenn ich Jemanden vor Zeugen einen Esel heiße, was kann mir das vor Gericht eintragen?" — „Sehr einfach, zehn oder zwanzig Gulden Strafe oder ein paar Tage Arrest." — „Wissen Sie, lieber Herr, dann heiße ich Sie lieber nicht so."

* * *

In der Elementarclasse: Lehrer: „Wie viel ist 20 weniger 20?" Da der Schüler nicht antwortet, fragt der Lehrer weiter: „Nun, wenn Du ein Zwanzig-Kreuzerstück in der Tasche hast und es verlierst — was hast du dann in der Tasche?" — Schüler: „Ein Loch!"

* * *

Schauspieler Gabillon vom Burgtheater, bekanntlich ein großer Thierfreund und Besitzer mehrerer berühmter Hunde, ist vor Kurzem auch in den Besitz eines Aeffchens gelangt. Es ist geschmückt mit jedem Reize, den die Natur einem Affen beschieden hat, und darum selbstverständlich der Liebling des ganzen Hauses, zumal auch seine geistigen Fähigkeiten ungewöhnlich entwickelt sind. Joko hat das gesammte Hauswesen, dessen Theil er jetzt bildet, bereits eingehend studiert, aber trotzdem muß er noch immer dann und wann etwas Neues erfahren. So hat er unter Anderem wiederholt mit Befremden zugesehen, wie sein Gebieter nach Tische den schwarzen Kaffee nahm. Er tauchte nämlich ein Stück Zucker in den schwarzen Saft, nahm ihn dann in den Mund und schluckte den unversüßten Kaffee nach.

Das mußt du auch einmal versuchen, dachte Joko bei sich, und bald ward ihm dazu Gelegenheit. Man ließ ihn einmal nach dem Kaffee allein mit der Zuckerdose! Jetzt oder nie, denkt Joko, und husch! hat er ein Stück Zucker aus der Dose gemaust. Aber ach, es ist kein Tröpfchen Kaffee mehr vorhanden, um den Zucker einzutauchen. Aergerlich durchstreicht er das Zimmer und guckt in jedes Geräth, das irgend wie eine Kaffeetasse aussieht. Ein Satz und er ist auf dem Schreibtisch. Da, da steht eine Kaffeetasse! Und voll bis an den Rand, welches Glück! Er hat das Tintenfaß gefunden. Joko zögert keinen Augenblick, taucht seinen Zucker in den schwarzen Saft und steckt ihn schmatzend in den Mund. Nur auf einen Augenblick, denn im nächsten schon prustet er das Fürchterliche schreiend von sich und lockt durch sein Geheul alle Hausgenossen herbei. Man findet ihn mit tintigem Maule, halb zerknirscht, halb wüthend, und auf dem Tisch liegt in einer schwarzen Lache schmelzend das Zuckerstück. Seitdem weigert sich Joko beharrlich, schwarzen Kaffee zu trinken.

Bücher.

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. Zwei Bände. (Hamburg, J. F. Richter 1884.) In den 35 Prosa-Aufsätzen dieses Werkes tritt uns der große Dichter von einer neuen Seite an. In diesem Buche steigt er herab zu uns gewöhnlichen Menschen und ist der schlichte, freundliche Theilnehmer unseres täglichen Lebens. Wer ihn sonst als Dichter bewundert, der mag ihn hier als Mitmenschen lieben lernen. Die Leser des „Heimgarten" wissen, wie Hamerling Dinge aus seinem Leben und Lebenskreise zu erzählen, wie gefällig er zu unterrichten, wie launig er zu plaudern versteht. Wer da weiß, wie einsam und zurückgezogen der Dichter seit vielen Jahren lebt, der wird sich wundern über die reichen Erfahrungen desselben, über das lebhafte Interesse, das er allen Erscheinungen der Zeit entgegenbringt, über das klare und richtige Erfassen schwieriger Fragen. Er hat's in diesem Buche mit manchen Schwächen und Thorheiten der Menschen zu thun, mit verschrobenen Gesellen, mit Weibern und Recensenten, aber er ist stets der tolerante, milde, liebevolle Beurtheiler, und der leise Spott, den er da und dort einmischt, thut nicht weh, der edle Humor jedoch thut wohl. So kann's freilich nur da sein, wo ein Denkerhaupt und ein Dichterherz beisammen sind. Der ganze Mensch, dessen Geistes- und Gemüthsleben nicht mehr abhängig ist von Meinungen, Strömungen und Parteien, der allein wird Alles rechtfertigen, Vieles lieben, nichts verachten können — und doch über Allem stehen. — So ist es hier. Bei oberflächlichem Lesen wird Mancher diese Prosa-Aufsätze bloß für gut geschriebene Feuilletons halten. Er möge genauer nachsehen — sie sind mehr. Es sind freilich nicht Plaudereien eines Professions-Feuilletonisten, der aus nichts etwas macht, aus etwas vielleicht aber nichts hervorzubringen weiß; es sind Producte tieferen Denkens und tieferen Empfindens eines Dichters, Documente seines inneren Lebens in den verschiedenen Epochen desselben; sie entsprechen so sehr der ganzen Persönlichkeit ihres Verfassers, daß sie als wertvolle Ergänzung des Bildes gelten können, welches die Welt sich vom Verfasser des „Ahasver" und der „Aspasia" macht. P.

Der letzte Roman Levin Schücking's. — Schücking's letzter Roman: „Große Menschen"; welcher in drei Bänden im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erschien, ist sein Meisterwerk. — Es sind geschichtlich

große Menschen. Rom ist der Schauplatz der Handlung. Die Hauptgestalt derselben ist Papst Leo X. aus dem Hause Medici, jener geistreiche, freisinnige Förderer der Wissenschaften, dessen Prachtliebe und Verschwendungssucht ihn aber auch vermochte, den Ablaßhandel einzuführen und dadurch den Anlaß zur Reformation zu geben. — Italien stand auf dem Höhepunkte der Renaissance, aber auch des Leichtsinns und der Sittenlosigkeit. Mit großen Zügen schildert der Autor Leo X. als den Freigeist, der dem Geheimbunde der Madre Natura angehört, als „den Papst, der nicht glaubt", „dessen Herz darnach verlangt, der Welt ein anderes Ansehen zu geben", und der eher einem weltlichen Fürsten und Ritter, als einem Priester gleicht. Um ihn gruppieren sich die Häupter der Kunst und Wissenschaft damaliger Zeit. Sein Todfeind ist der Cardinal Riario, der sich nicht scheut, Diebe und Mörder für seine Pläne zu dingen, und eine förmliche Verschwörung der Cardinäle gegen Leo anstiftet. In kunstvollem Wechsel entrollen sich die Scenen, durchwebt von einer Spannung erregenden Romantik. V.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam. Von Theodor Löwe. (Dresden, Heinrich Minden 1884.) Ueber dieses Werkchen läßt sich nur Gutes sagen. Es ist die einfache Lebensgeschichte eines einfachen Mannes — ein wenig an die Wilhelm Raabe'sche Manier erinnernd; Alles liebenswürdig, anspruchslos, in jener warmen Laune gehalten, die im entscheidenden Momente wohl gar zu Jean Paul'schem Humor wird. M.

In der von der Verlagsbuchhandlung S. Schottlaender in Breslau in's Leben gerufenen **„Drei Mark-Bibliothek"**, welche den Zweck verfolgt, das gebildete deutsche Publikum mit den belletristischen Novitäten seiner Lieblingsschriftsteller bekannt zu machen, eröffnet den Reigen der neuen Serie Adolf Wilbrandt mit zwei Novellen in einem Bande: 1. „Der Verwalter", 2. „Die Verschollenen". Nach dem Prospecte werden sich Novellen und Romane von Konrad Telmann, Maximilian Schmidt, Moriz Jokai, August Freiherrn von Loën, Paul Lindau, Charlotte Fielt, E. Westhof 2c. anschließen. V.

Der durch seine größere epische Dichtung „Magnus" bekannt gewordene Schriftsteller Jean Bernard hat im Verlage von Paul Baumann in Dessau ein Bändchen Novelletten unter dem Titel: „Lieben und Leben" erscheinen lassen, das außer einer größeren, lebendig und psychologisch wahr geschriebenen Novelle „Orpha" drei kleinere novellistische Skizzen aus der Minnesängerzeit enthält. Am besten scheint uns die Skizze über „Walther von der Vogelweide" gelungen zu sein. V.

Steirische Bäder und Luftcurorte, von Dr. Anton Schlossar. (Wien, W. Braumüller.) Dieses Büchlein ist dazu bestimmt, jene Orte in Steiermark vorzuführen, welche entweder als Badeorte längst bekannt, oder als Sommerfrischen beliebt und zu empfehlen sind. Es macht aufmerksam auf die Schönheiten und Annehmlichkeiten eines jeden Ortes, besonders jener Gegenden, die bisher dem größeren Publikum fremd gewesen sind. Der Autor entwirft von manchen Gegenden und Ortschaften abgerundete Bilder mit Erzählungen und Sagen, so daß sein Buch nicht bloß als Rathgeber, sondern auch als amüsanter Gesellschafter auf der Sommerfrische Wert und Reiz gewinnt. M.

Hartmann R. **Die Nilländer.** („Das Wissen der Gegenwart". 1884, Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.) In sechs Capiteln behandelt der Verfasser auf Grund eigener Anschauung und strenger, erschöpfender Quellenforschung das Nilsystem, Egypten, Nubien, die Steppengebiete, die egyptischen Besitzungen in Ost- und Innerafrika (hier ganz besonders ausführlich den Sudan) und endlich die unabhängigen Seereiche Uganda und Unyoro. Aus diesen, alle Gebiete des Natur- und Menschenlebens gleichmäßig umfassenden Schilderungen wird der Leser einen klaren Einblick in alle Quellen der traurigen Wirren und blutigen Kämpfe gewinnen, wie diese, aus einer Jahrzehnte währenden Mißwirtschaft und Verkommenheit fast aller staatlichen und socialen Institutionen entsprungen, nicht ohne unkluge Gewaltsamkeit zum gewaltsamen Ausbruch gebracht und jetzt durch religiösen Fanatismus zu einer erschrecklich wüthenden Flamme entfacht worden sind. V.

Freie Gedanken zur Beurtheilung der Kirche und ihrer Geschichte. Von Justus Jonas. (Stuttgart, Rieger'scher Verlag.) Wir haben es hier mit einer Jedwedem aus dem Volke klaren und verständlichen Geschichte der christlichen Kirchen zu thun. — Daß der Verfasser selbst ein gediegener, wissenschaftlich geschulter, aber einer anmaßenden sogenannten „Gottesgelehrtheit" abhold widerstrebender Theologe sei, offenbart sich auf jeder Seite seiner Schrift. V.

Zum täglichen Brot! Lebensworte für denkende Frauen. Von Karl Weiß. (Schröter in Zürich.) Der Inhalt dieses Buches zerfällt in Folgendes: Der Frauen Weg durch's Leben; Frauenbildung; Das Schöne im menschlichen Leben; Madonna Sixtina; Anfänge deutscher Literatur und Cultur; Der Antheil der Frauen an der Größe des Vaterlandes; Hedwig, Gertrud und Bertha in Schiller's „Wilhelm Tell"; Hermann und Dorothea; Schiller's Religiosität; Schiller's Weltweisheit. — Das Buch sucht darzuthun, daß nur in einer religiös-sittlichen Grundlage das Glück des Einzelnen, sowie des Volkes beruhe. V.

Von **Brockhaus' Conversations-Lexikon**, dreizehnte Auflage, liegen bereits zwei Drittel des achten Bandes, das 106.—115. Heft vor. Der Text wird darin mit gewohnter Vollständigkeit und präciser, fachkundigster Darstellung bis zum Artikel Gustav III. fortgeführt. Unter den zahlreichen Abbildungen und Karten fesselt den Blick vor Allem die farbige Doppeltafel Giftpflanzen, ein Chromobild, das die natürliche Färbung der Gewächse, ihrer Stengel, Blätter und Blüten mit überraschender Treue wiedergibt. Wie bei dieser Tafel kommt der Farbendruck außer bei sämmtlichen Landkarten überhaupt da zur Anwendung, wo das Colorit für anschauliche Darstellung der Gegenstände erforderlich, oder für die Hervorhebung unterscheidender Merkmale von besonderer Wichtigkeit ist. V.

Für die Zeit zum Reisen. Die schöne Sommerzeit ist da und mit ihr regt sich in Jedermann der Wunsch, sein Heim auf kurze Zeit zu verlassen und in bevorzugten Gegenden die Reize der Natur zu genießen. Die Reiselust hat sich im Laufe der Zeit zu einem ganz artigen Zug im menschlichen Culturleben herangebildet und findet ihren besonderen Ausdruck in den sommerlichen Vergnügungsreisen. Dies veranlaßt uns, ein Unternehmen von A. Hartleben's Verlag in Wien, dessen „Illustrirte Führer" zur diesjährigen Saison in 19 durchwegs schön ausgestatteten Bänden vorliegen, zu empfehlen. Wer eine Reise machen will, wird gut thun, sich von einer Buchhandlung oder direct von A. Hartleben's Verlag in Wien ein Verzeichnis senden zu lassen. V.

Dem Heimgarten sind ferner zugegangen:

Buch der Freundschaft. Neue Folge. Von Paul Heyse. — (Berlin. Wilhelm Hertz 1884.)

Hesperische Früchte. Verse und Prosa aus dem modernen Italien. Deutsch von Robert Hamerling. (Teschen, Karl Prochaska's „Salon-Bibliothek".)

Die Ablissin von Buchau. Von Julius van der Traun. — **Blätter im Winde.** Von Ferdinand Groß. — **Neue Lebensmärchen**, von Alfred Friedmann. (Wien, Hugo Engel's: „Bibliothek für Ost und West". 6., 7., 8. Band.)

Jakob Stainer. Novelle von Johannes Schuler. (Prag, Weichelt's: „Deutsch-österreichische National-Bibliothek. 1. Band.)

Hinter dem Vorhang. Neue Novellen von Emil Peschkau. (Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung 1884.)

Elias Notwest. Eine epische Dichtung in Liedern und Sprüchen, von G. Steiger. (Zürich, Schröter.)

Hochlandsbilder von Maxim. Schmidt. (M. Schmidt's gesammelte Werke. 1. Band.) (München, G. D. W. Callwey 1884.)

Geschichtenbuch von Karl Weitbrecht. (Stuttgart, W. Kohlhammer 1884.)

Vierzehn Jahre mit Adeline Patti. Erinnerungen von Louise Lauw. Mit dem Portrait der Patti und des Marquis Caux. (Wien, Karl Konegen. 1884.)

Roman. Gedicht von Richard Kralik. (Wien, Karl Konegen. 1884.)

Das Haus Anjou. Drama in fünf Aufzügen von A. Friedmann. (Wien, W. Frick 1884.)

Heinrich Heine's letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden. (Aus dem Französischen. (Jena, H. Costenoble. 1884.)

Goethe's Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. — Erschienen bis zum 63. Hefte. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens, von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. 5. Heft. (Wien, A. Hartleben.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Sechster Jahrgang. (Wien, A. Hartleben.)

Herbst- und Winterblumen. Eine Schilderung der heimischen Blumenwelt, von Carus Sterne. Mit 71 Abbildungen in Farbendruck, nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul. In 15 Lieferungen. (Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freitag.)

Geschichte Kärntens. — Von Edmund Aelschker. — 20. Lieferung. (Klagenfurt Johann Leon sen.)

Ueber Credit- und Bankwesen. Von Dr. J. Ulbrich. (Prag. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Führer durch die Reichshauptstadt Wien. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Wien.

Die Aquarell-Malerei. Bemerkungen über die Technik derselben in ihrer Anwendung auf die Landschaftsmalerei. Mit einer Abhandlung über Ton und Farbe in ihrer theoretischen Bedeutung und ihrer Anwendung auf Malerei. Von Max Schmidt. (Leipzig, Th. Grieben 1884.)

Vegetarische Rundschau. Monatschrift für naturgemäße Lebensweise. Organ des „Deutschen Vereins für harmonische Lebensweise (Vegetarier-Verein)" und der vegetarischen Localvereine in Berlin, Leipzig, Cassel und Köln. 4. Jahrgang. (Berlin, Selbstverlag des Vereins.

Postkarten des „Heimgarten".

G. C. Reichenberg: In Ihren Gedichten Nachempfindung von Gelesenem, auch ein Quantum eigener Herzenswärme; Spuren eines originellen poetischen Talentes nicht. Und ohne Letzteres nimmt die Lesewelt nichts mehr. Wem's übrigens wohl thut, zu dichten, der dürfte es auch dann nicht bleiben lassen, wenn seine Verse überall abgelehnt würden. Man empfindet und dichtet in erster Linie doch nur für sich selbst. — Für das freundliche Schreiben besten Dank.

E. W., Genf: Nein, Gnädige. Wir antworten Ihnen mit den Worten George Sand's: „Diejenigen Frauen, welche meinen, sie hätten Zeit, Abgeordnete zu sein, und selbst ihre Kinder zu erziehen, haben sich niemals mit der Erziehung der Ihrigen befaßt; sonst wüßten sie, daß dies unmöglich ist. Viele verdienstvolle Frauen und ausgezeichnete Mütter sind durch ihre Arbeit gezwungen, ihre Kleinen gemieteten Händen anzuvertrauen; aber dies ist der Fehler eines socialen Zustandes, welcher jeden Augenblick die Natur verkennt und verletzt. — Wohl kann die Frau im gegebenen Falle aus Inspiration eine sociale und politische Rolle spielen, nicht aber einem Amte obliegen, das sie ihrer natürlichen Aufgabe, der Liebe zu der Familie, entfremdet."

T. A. J. Wien: Ihrer Sache zweckdienlich der „Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter" in Wien, Kolinggasse 13.

J. Sch. in Sch.: Als beste Sammlungen von „Vierzeiligen" zu empfehlen: „Kärntner Volkslieder", herausgegeben von Hermann und Pogatschnigg. 2 Bände. Leykam, Graz. „Schnaderhüpfeln aus den Alpen", herausgegeben von L. v. Hörmann. Innsbruck, Wagner's Verlag. — Zur weiteren Orientierung: „Neue Illustrierte Zeitung", Wien. „Schorer's Familienblatt", Leipzig, „Gartenlaube", Leipzig, stets zu empfehlen. — Ueber politische Blätter enthalten wir uns jedes Urtheils.

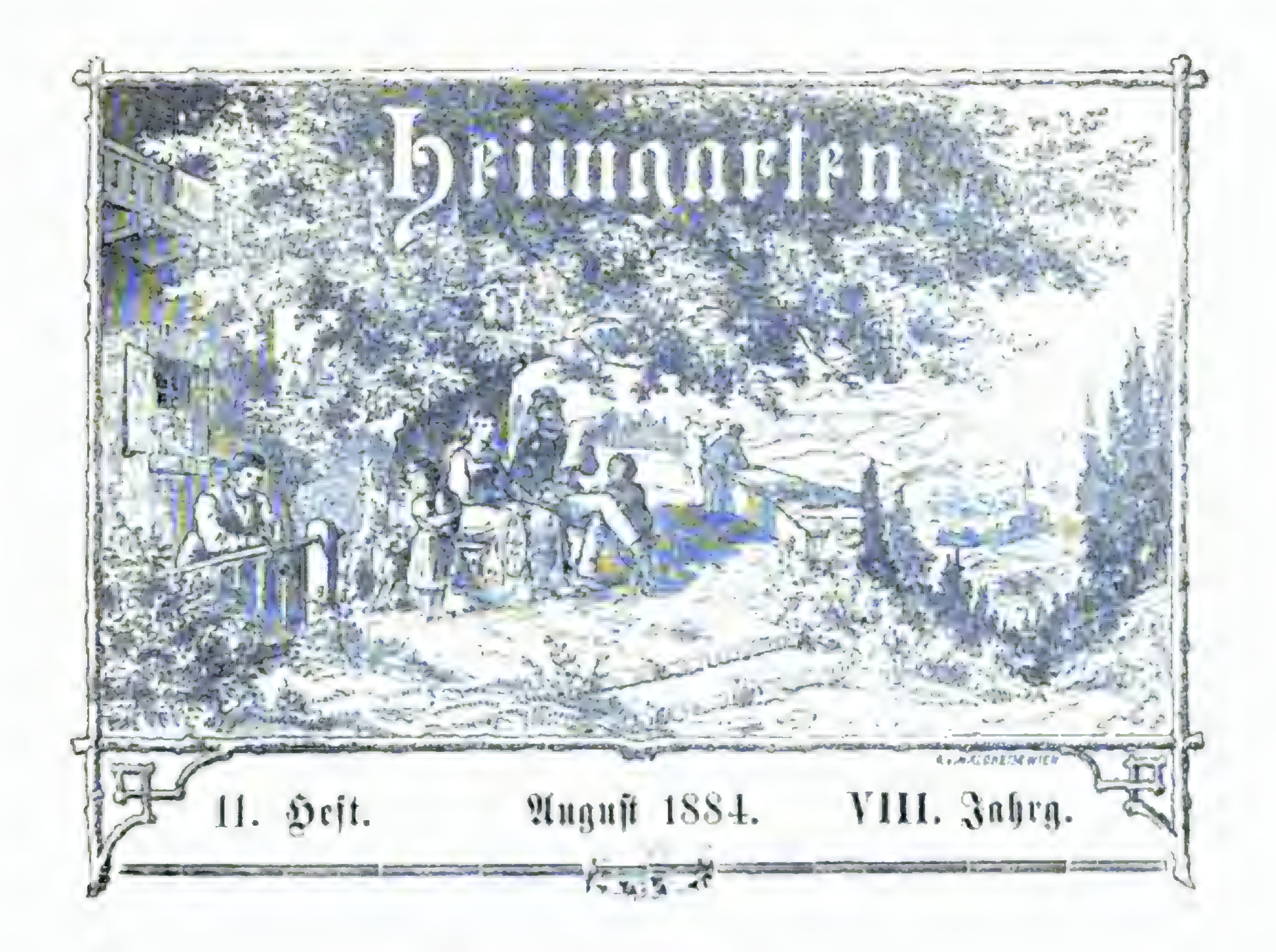
W. M. — O. H. — O. W. — J. J. U. — Wien, Baden, Graz: So wäre denn wieder ein neues Weh in's Herz der Menschheit gekommen. Jene lyrischen Jünglinge, die es von mancher Redaction schwarz auf weiß bestätigt erhalten, daß sie kein dichterisches Talent haben, besingen in rührenden Trochäen, auch in Jamben die Qual ihrer lyrischen Impotenz. — So singt Einer:

„Ach weh', ich armer Mann,
Daß ich nicht dichten kann!
Ich bin so voll von Herz und Schmerz
Von Lieb' und Trieb, d'rum sag' ich ohne Scherz:
Ach weh, ich armer Mann,
Daß ich nicht dichten kann!"

Wir sind überzeugt, daß dieser moderne Lyriker Tausenden aus dem Herzen singt. Wir vermögen uns über die pathologische Erscheinung nicht lustig zu machen, können auch den Opfern dieses neuen Weltschmerzes keinen besseren Rath geben, als sich fleißig an die wirklichen Dichter zu halten; in diesen werden sie ihr eigenes verschwommenes Empfinden und Sehnen ganz entsprechend concentriert und ausgedrückt finden.

J. A., Graz: Ihre warme Zuschrift erfreut. In Bezug auf das dichterische Producieren, strengt solches in ziemlich gleicher Weise an, ob der Stoff desselben heiter ist oder ernst. Es gibt Naturen, die das Sichvertrautmachen mit Unabänderlichem beruhigt und erfrischt. Zu diesen gehört sicherlich auch bewußter Autor, der in der Wahl seiner Stoffe sich wohl nur für die ihm sympathischen entschließt. — Ihre Bemerkung über das zuviele „Philosophieren" sehr treffend, mit Ihrer Anschauung über Kinder einverstanden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Hyäne des Meeres.

Erzählung von Friedrich Kottenbacher.

Vorsichtig wurden die Ruder in das Wasser gesenkt, fast lautlos glitt die Gondel auf der dunkeln Fläche dahin; kein Stern wies den Grenzwächtern die Wasserstraße, unheimliches Dunkel der Nacht, unheimliche Stille umgaben das Fahrzeug — nur die von den emporgehobenen Rudern in das Wasser zurücksickernden glänzenden Perlen, funkelnd wie Thau in der Morgensonne, konnten durch das Fallen und Phosphorescieren zu Verräthern werden.

„Das Licht dort, Herr Capo,“ flüsterte eine Stimme in der Gondel, „kommt aus Longhero's Hütte?“

„Ja.“

„Und Lovrana, Herr Capo?“

„Noch diese Biegung —“ und viele Lichter leuchteten ihnen aus der Bucht entgegen und blendeten beim ersten so unerwarteten Anblicke ihre Augen.

„Beppo, jetzt müssen wir diese Bucht durchschneiden, um nicht verrathen zu werden. Es kommt schwarz heran und vom Quarnero her wetterleuchtet es. Legen wir vor dem Sturme noch bei der Hütte an?“

Doch ohne die Antwort abzuwarten fuhr Pietro, der Capo, sogleich wieder fort: „Zu den Rudern! Da kommt eine Barke!“

„Die müßte des Satans Augenglas und nicht qualmige Laternen aufhaben, wenn sie uns sehen sollte.“

Die See gieng etwas hohl, die Gondel der Grenzwache begann bedenklich zu schaukeln; doch die Mannschaft legte fest die Ruder ein und durfte es nicht mehr so geräuschlos thun, denn das Rauschen der Wellen übertönte schon die Ruderschläge. Lovrana ist ihren Blicken entschwunden; wenn auch das Licht in jener Hütte plötzlich erlischt, dann steht es schlimm um das Fahrzeug und seine Insassen — bei nahem Sturme und rings umnachtet. Doch das Licht hält treu, es leuchtet ihnen aus der Hütte, die sie zu verderben auf

nassen Wegen daherkommen, und rettet sie vielleicht aus Wellentod.

Hart am Strande, auf Felsen ragt sie gebrechlich empor, die das Licht hinaussendet, und während die Schiffer im Angesichte desselben alle ihre Kräfte einsetzen, es zu erreichen, wollen wir einen Blick in die Hütte selbst thun.

Beim Feuer hocken zwei Frauen auf niederen Schemeln. Die Aeltere läßt die Spindel zwischen den Fingern in der Luft tanzen, die Jüngere steckt Scheibchen von Erdäpfeln in die glühende Asche.

„Zia, wir kriegen Sturm,“ sagte die Letztere, warf die üppigen, schwarzen Flechten zurück und blickte zur Anderen auf. „Wäre nur der Vater schon zu Hause!“

„Ist gar nicht zur See. Die Podestarie hat kundgemacht, daß in der Bucht ein Pescecan*) gesehen wurde — da geht Dein Vater nicht zur See.“

„Zia, warum geht Vater nicht in See, wenn ein Pescecan in der Bucht Aeser sucht?“

„Marianina,“ sagte leise die Aeltere und blickte sich vorsichtig um, obschon sonst Niemand in der Hütte war, „das frage ihn nicht — um des Gekreuzigten Willen nicht!“

„Zia, erzähle mir doch vom Pescecan.“

„Marianina, wenn der Sturm an der Hütte rüttelt, der Gischt an das Fenster spritzt und all' die blassen Gesichter der am Meeresgrunde von den Siebenschwänzen Umschlungenen durch die blinden Scheiben grinsen: da ist es nicht gut, daran zu denken, nicht gut, davon zu reden oder ihn zu rufen.“

Marianina nahm ein Scheibchen aus der Asche, blies es rein ab, steckte es in den Mund und rückte näher an ihre Verwandte, dann meinte sie: „Noch wackelt die Hütte nicht und außen ist es so still. — Madonna!“ schrie sie plötzlich auf, „was war das?“

„Vom Quarnero her donnert es.“

„Siehst Du, Zia, ich fürchte mich gar nicht. Darum erzähle nur, erzähle!“ Und sie holte sich ein zweites Scheibchen aus der Asche und rückte noch näher an die Andere.

Diese ließ die Spindel ruhen, legte ihre Hand auf des Mädchens Schulter und erzählte: „Vor vielen — vielen Jahren stand hier ein Haus, ganz aus Stein, und der es besaß, hatte auch ein Herz aus Stein; es war Mamulo, der Strandräuber. Wenn es stürmisch war und finster, stellte er die Leuchte in das Fenster — — Marianina, rücke doch das Licht dort aus dem Fenster!“

„Zia, der Vater hat befohlen, heute das Licht in das Fenster zu stellen.“

„Hat er das?“ fragte die Andere unruhig. „Hat er das? — Nun, so laß es!“

„Erzähle doch weiter, Zia. — Mamulo stellte die Leuchte in das Fenster —“

„Um die Schiffe anzulocken, daß sie zerschmettern an den Felsen, daß die Schiffer ertranken und daß die, so sich vom Schiffbruche retteten, vom Mamulo erschlagen werden konnten. Das Strandgut theilte der Räuber mit seinen Gesellen. Und hörst Du leises, leises Flüstern, so sind das die Grüße, welche die Erschlagenen ihren Lieben senden, von denen sie ohne Abschied mußten. — Mamulo trug ein grau' Gewand, hatte ein leichenfahl Antlitz und kleine, kleine Aeuglein. Und als ihm Gottseibeiuns den Hals umgedreht hatte, verdammte er ihn, als „Pescecan“ in Ewigkeit alle Meere zu durchschwimmen und von keinem anderen Blute als vom Blute der Strandräuber zu trinken. Da ihm das Genick gebrochen ist, muß er sich im Wasser umkehren, wenn er eine Beute haschen will. — In gewitterigen schwarzen Nächten steigt er aus dem nassen Bett, schüttelt die salzige Flut ab und schleicht im grauen

*) Pescecane, Haifisch.

Kleide, mit leichenfahlem Antlitze und kleinen Aeuglein —"

Da klopfte es leise an die Thür — noch einmal — und noch ein drittesmal. Die Zia stieß einen Schrei aus — Marianina zitterte, daß die Zähne aneinander schlugen.

„Marianina, sieh doch, wer Einlaß begehrt."

„Ich denke, wir verhielten uns ganz still."

Es öffnet sich die Thür und ein kleiner Herr im schwarzen Rock, mit bleichem Antlitze und kleinen, unruhigen Augen tritt ein.

„Wo ist Longhero?" fragt er mit dünner Stimme.

Marianina schöpfte tief Athem, als sie zur Zia leise sagte: „Der Capitän aus Carlopago, von dem all' die Ballen in der Kammer sind. — Vater kommt soeben, Herr, ich höre ihn!"

„Könnte schon hier sein! Gieng vor mir weg."

Longhero trat eilfertig ein. „Eine Gondel dieser verfluchten Spione ist aus V . . . ausgelaufen und hat ihren Curs nach A . . . . genommen."

„Ihr habt doch einen Kundschafter aufgestellt?"

„Diese Schelme fahren wie Gespenster, Filo hat nichts gesehen, nichts gehört. Aber zu meinem Ohr ist etwas gedrungen wie ein Schmatzen der Fische, da unter dem Felsen, als würden Ruder leise eingesetzt —"

„Corpo di me!" knirschte der Capitän und zog den Revolver aus der Tasche, „nehmt Euer Messer und laßt uns sehen, was da schmatzt."

Soeben banden die Grenzwächter die Gondel unter dem Felsen an, erstarrten jedoch beim Geräusch ober ihnen und wurden selbst zu Steinen, wie die, an denen sie standen. Als die Zwei oben vergebens etwas zu erlauschen und die Finsternis mit den Augen zu durchdringen sich bemüht hatten, meinte der Capitän lachend, Longhero fürchte schon die stummen Fische, und erkundigte sich, ob die Ballen der Contrebande gut verwahrt seien.

„Da nebenan in der Kammer," antwortete Longhero, als sie in die Hütte zurücktraten. „Ich habe das verabredete Zeichen gegeben; um Mitternacht kommen die Träger, um die Waaren über die Grenze zu bringen. Ich finde keine Ruhe, so lange die Ballen im Hause sind."

„Die Schleichwege über Opritz sind heute sicher. Ich gehe noch die Umgebung von L . . . auskundschaften."

Als Longhero noch immer das Licht im Fenster sah, lief es ihm eiskalt über den Rücken. „Nimm das Licht weg!" befahl er seiner Tochter. „Wer heißt es Dich vor nahem Sturm in das Fenster stellen?"

In diesem Augenblicke funkelten vor der Hütte Gewehrläufe und Bajonette, die im Rücken des eben weggehenden Capitäns auftauchten. Zwei Männer traten zur Thür, der dritte hielt Wache in der Gondel. Der Capo öffnete ohne anzupochen.

Longhero und die Zia erschraken heftig, als die beiden Grenzwächter eintraten und die Gewehrkolben auf den Boden stießen; nur Marianina schien wohlgemuth zu sein, da sie den Anführer erschaute. Derselbe that aber gar nicht so, als ob er das Mädchen erkannte — und doch hatten sie sich einmal recht lieb gehabt, damals als sie kaum fünfzehn Lenze zählte und er noch nicht den Rock des Kaisers trug. Nun war er ein Spio— und das sagt Alles.

Beim Himmel, er that es nicht gerne, beim alten Longhero eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, obwohl die Anzeige so bestimmt, der Befehl so bündig und die Dienstpflicht so unnachsichtig lauteten. Fand er aber trotzdem nichts Verdächtiges, warum sollte er Bekannte ohne Grund kränken?

Longhero haßte ihn mehr als alle Anderen, da er seinem Compatrioten es nicht verzeihen konnte, daß dieser an seinen Landsleuten zum Verräther

sich hergab. Darum überlegte er auch jetzt, ob er seine Schwägerin nicht gleich mit einem heimlichen Winke fortschicken sollte, damit sie Beistand herbeiriefe.

Der Capo hatte sich in Eile unverdächtig umgesehen, er wußte, daß außer der Kammer nebenan kein anderer Raum, kein anderes Versteck zu suchen war. Dem Mädchen gefiel jedoch sein Fremdthun nicht; sie hatte anfänglich gehofft, durch ihren Gespielen alle Gefahren von der Hütte abzuwenden, da er keines Verrathes an ihrem Vater, nach ihrer Meinung, fähig sein konnte.

„Herr," nahm der Capo nun das Wort, „es ist ein häßlich Wetter im Anzuge, ich hoffe, Ihr werdet mir aus alter Freundschaft Unterstand gewähren."

Beppo warf auf seinen Vorgesetzten einen mißtrauischen Seitenblick. Marianina aber überschlich mit einemmale namenlose Angst — sie wußte, daß um Mitternacht des Vaters Spießgesellen kamen, die Ballen wegzuschaffen. Sie sagte daher kleinlaut: „Pietro — Herr Capo, Ihr wißt doch, daß wir keinen Raum für Fremde haben. Keine fünfhundert Schritte von hier ist die Osteria, wo Ihr gute Unterkunft findet."

Der Vater schleudert ihr einen häßlichen Blick zu. Der Capo sah sie groß an, dann lächelte er fein und meinte: „Wenn es mir gerade bei Euch am besten gefiele?"

Longhero lachte. „Da sieht man, daß alte Liebe nicht rostet. Oh, wir wollen Euch schon gut betten!"

Marianina warf auf den Sprecher einen ängstlichen Blick und ersah in seinen Augen den kalten, grausamen Ernst, der so sonderbar mit dem Lachen des Mundes im Widerspiel stand. „Ja, Vater, ich wüßte nicht, wo Platz wäre?"

„Da in der Kammer," sagte er kalt, indem er hineinwies, wo die Ballen lagen. „Hättet Ihr Augen wie Spinnen, so würdet Ihr sehen, daß nichts in der Kammer ist als alte Netze."

Die Zia schüttelte den Kopf; sie ersah ein Ende mit Schrecken und betete im Stillen für Seelen — noch wußte sie nicht für welche.

Die Grenzjäger machten es sich bequem, ohne die Gewehre außer Acht zu lassen. — —

„Herr Capo, greift Ihr etwas?"

„Still! Wir werden auch noch sehen."

„Ich glaube, Capo, wenn wir schlafen, werden wir nichts mehr sehen."

„Still! Wir werden nicht schlafen."

„Ich denke, es wäre gut, wenn wir auch den Anderen herbeiriefen."

„Den haben wir immer zur Stelle. Was sollen wir thun? Bis nach Mitternacht legt sich der Sturm, dann bringen wir Alles in die Barke, Alles, auch den Longhero. Doch still! Jetzt ahnt Niemand, daß wir um ihre Geheimnisse wissen!" — —

Longhero war in die Osteria gegangen. Die Frauen hatten sich schlafen gelegt, konnten jedoch nicht einschlafen.

„Zia," sagte das Mädchen, „was soll mit den schwarzen Soldaten geschehen?"

Die Zia antwortete: „Dein Vater hat Messer und Stricke, der Strand hat Steine, das Meer ist tief."

Darauf die Andere entsetzt: „Was willst Du damit sagen?"

Dann die Zia: „Das Meer plaudert nicht."

Marianina: „Aber die Todten klagen, daß sie ohne Beichte und Absolution hinab mußten — und sie werden es klagen, daß wir es hören lebenslang."

Beide Frauen schüttelte es wie Fieberfrost.

„Marianina, rücke näher zu mir — so. Dein Vater hat auch ein Schiff hiehergelockt, daß es zerschellt ist an der Klippe, darauf die Schiffer erschlagen

und mit dem Wrack versenkt — seither fürchtet er den Pescecan. Es ist schon lange her — Deine Mutter hat es in der Sterbestunde mir in das Ohr geflüstert, wie ich es Dir jetzt zuflüstere. Sie hat die Klagen der Geister gehört, die sie den Wellen als Boten in ferne Länder anvertrauen. Seither verstehe ich auch das leise Wimmern — sollen wir noch mehr und deutlicher hören? Willst auch Du hören?"

„So wahr mir Gott beistehe, nein?"

„Mein Engel, wohin willst Du?"

„Laß mich! Ich thue, was ich nicht lassen kann."

„Die heilige Madonna beschütze Dich! Daß es nicht zu spät sei!"

Marianina öffnete die Kammerthür und rief hinein: „Pietro!"

Pietro sagte: „Hier!" und spannte sachte den Hahn. Das Mädchen rutschte gegen ihn hin; er befahl: „Reiche mir Deine Hände entgegen!" und faßte diese vorsichtig und rasch ab.

Sie kauerte sich zu ihm zur Erde und näherte ihren Mund seinem Ohr. Der andere Grenzwächter dachte bei sich: „Ein galantes Schmugglerkind. Der Capo weiß, warum er so nachsichtig thut." Doch diese Gedanken waren ebenso irrig als sündhaft, denn das Mädchen erhob sich sogleich wieder und zugleich der Capo. „Thut desgleichen", befahl er, „und drücken wir uns!"

„Und das Andere?"

„Besser, guter Beppo, ertrunken, als erschlagen und verhöhnt! — Um dreißig wären bei der Mahlzeit zu viel! Auch der Sturm läßt noch warten."

„Die Waaren könnten wir doch mitnehmen?"

„Thor, seht Ihr diesen Gänsestrich? Darum sputet Euch! Habt Ihr auch keinen besseren Dank für das Mädchen? — Marianina, wir danken Dir unser Leben."

„Danke durch Dein Schweigen."

„Sei versichert! Schwur und Wort! Marianina, ein Zeichen, daß ich Dir mehr bin, als ein gewöhnliches Menschenkind und Menschenleben!"

„Bei Gott, nicht mehr! Ein — Spio kann mir nimmer mehr sein! — Hinweg!" —

Longhero kam eben mit seinen Spießgesellen zum Strand — er hörte die Gondel abstoßen und sandte ihr in die Nacht hinein einen fürchterlichen Fluch nach, dann stürzte er in die Kammer und fand sie leer. Unter Gebrüll riß er nun seine Tochter vom Lager empor.

„Puttana, wo ist dieser Hundesohn, Dein Cicisbeo?"

„Mein Vater, so Du Pietro meinst, ist er, wenn Gott will, auf dem Meer."

„Haha!" lachte Longhero voll ohnmächtiger Wuth und zückte das Messer.

„Du wirst den Pescecan, Vater, mit dem unschuldigen Blute doch nicht versöhnen! Er lechzt nach Deinem Blute."

Nun hätte der Vater unfehlbar zugestoßen, wenn nicht seine Spießgesellen sich auf ihn geworfen und ihm die Waffe entrungen hätten. Auch trieben sie zum Aufbruche, es sei die Zurückkunft der Grenzwächter mit Verstärkung zu erwarten.

„Pietro verräth uns nicht", wagte Marianina einzuwenden.

„Thörin," rief ihr Vater, „es waren ihrer zwei oder drei." Und er rief ihr viele Beleidigungen und Beschuldigungen zu, die sie, obschon unschuldig, doch schweigend über sich ergehen ließ. Auch die Zia fand kein Wort für die Ehre ihrer Nichte. —

Als nach Morgenanbruch Longhero vom Opriz herniederstieg, über den hinaus er den Schmugglern in der Art das Geleite gab, daß er vorausschreitend und mit einem Stäbchen, an dessen einem Ende Blei befestigt war, von Zeit zu Zeit an die Steine schla-

gend freie Bahn anzeigte, worauf die Träger im üblichen Gänsemarsche folgten — raunte ihm ein Bauer in's Ohr, daß seine Hütte am Strande von Grenzwächtern besetzt sei.

Longhero lachte laut auf und meinte, die würfen ihr Netz auf eitel Steine aus.

„Ich glaube," entgegnete der Landmann ernst, „sie gehen auf einen Raubfisch aus; es wäre doch ärgerlich, wenn er ihnen selbst in's Netz rennte."

Da versuchte der Schmuggler noch einmal in gezwungener Weise zu lachen und rief: „Was wollen diese Furbi? Sie können mir nichts beweisen — nichts — nicht so viel, da seht!" — Und er biß grimmig in die Nagelkante des Daumens. „Damit Ihr seht, daß ich kein Wetter fürchte, lotse ich mein Fahrzeug gradeswegs dahin, wo die Wettermacher die Wolken auspressen, ohne zuvor, wie ich gerne wollte, von Eurer Acquavite zu verkosten."

„Nun, wie Ihr wollt", sagte der Andere achselzuckend. — „Ich dachte nur, Ihr thätet wohl daran, heute von Euerer Hütte fern zu bleiben. Ich weiß wohl, daß Ihr nichts fürchtet, nichts als — den Pescecan, der sich gestern aus Portorè einen Croaten zum Frühstück holte."

Bei dem Worte Pescecan war Longhero auffällig blaß geworden. — Er warf auf den Landmann einen bitterbösen Blick und wandte sich schweigend ab. Er konnte es nicht hindern, daß verschiedenes Gedenken und Erinnern seinen Kopf durchkreuzten und seine Schritte mehr und mehr, je näher sie ihn zum Ziele führten, zaghaft machten. Angesichts der Strandhütte wäre er gerne wieder umgekehrt — allein es war zu spät — zwei Grenzwächter waren aus der Hütte getreten, die ihn bei den Armen anfaßten. Longhero schleuderte sie rechts und links von sich. Nun stürzten fünf oder sechs Männer auf ihn zu und fesselten seine Hände, schleppten ihn zum Strande und warfen ihn in die Barke. Die See gieng noch immer hoch, die Tramontana wühlte kleine Wogen auf. Auch die Frauen wurden in das Fahrzeug gebracht.

„Ihr überfallt uns wie Ladri," schrie Longhero zornig. „Wohin bringt Ihr uns?"

„In die Pretura," sagte der Anführer, ein graubärtiger Grenzjäger, gelassen.

Da zuckte der Schmuggler zusammen, das hatte er nicht erwartet, er hatte nur immer an die Dogana gedacht. Also hat doch Pietro geplaudert und verrathen, wie man ihm die Nachtruhe gesegnen wollte.

Einen höhnischen Blick warf er seiner Tochter zu, den diese sofort verstand. Sie wendete sich daher mit der Frage an den graubärtigen Anführer, warum man nicht den Pietro auch mitgenommen habe, da man schon eine so starke Macht für einen Mann und zwei Frauen aufgeboten habe?

„Gieng nicht an," antwortete der Anführer ein wenig sarkastisch, „sitzt in Prigione."

„Ja, ja," rief der Mann am Steuer, „diesen Gefallen hätten wir der Signorina gerne erwiesen, wenn es ihr Amoroso nicht vorgezogen hätte, sich für sie — einsperren zu lassen." Er lachte laut auf.

Marianina blickte sich um und erkannte nun den Begleiter Pietro's. — Sie wußte im Nu, daß nicht Pietro, sondern Beppo der Verräther war und ein zweifacher Verräther — an ihr und seinem Vorgesetzten, daß Pietro Wort und Schwur gehalten habe und nun wegen dieses zweifachen Schurken büßen müsse. Als sie sich wieder wegwandte, schien ihr Blick ihm zu sagen: Vielleicht begegnen wir uns noch einmal im Leben!

Longhero war gefügig geworden und bat, man möge ihm die Fesseln doch abnehmen, da er ja, wie er

lächelnd meinte, nun nicht mehr davonlaufen könne; er wolle sich auch durch Rudern nützlich erweisen. Dem Anführer leuchtete das ein, er nahm selbst die schweren Eisen ab, erhielt aber einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte und fast über Bord stürzte. Der Schmuggler war mit einem gewaltigen Satze, ehe ihn noch Jemand fassen konnte, ihn das Meer gesprungen und in den Wellen verschwunden. Nun riß der Anführer sein Gewehr vom Boden empor, um auf den Entsprungenen anzuschlagen, sobald dieser auftauchen würde. Schon zeigte sich der Kopf über Wasser — der Anführer ließ jedoch die Schußwaffe, wie erstarrt, wieder sinken, denn Longhero wandte sein Antlitz gegen das Schiff, und suchte es, indem er mit weit geöffneten Augen entsetzt und wie hilfeflehend hinaufstarrte, schleunigst wieder zu erreichen. Ein Grenzwächter sagte halblaut: „Der Pescecan!“ Alle, bis auf die, welche, wie die Frauen im Hintertheile saßen und von diesem Vorgange nichts verstanden, lugten gegen die Inseln. Nun schrie der Anführer: „Ein Mann über Bord!“ und die Ruderer suchten die Richtung gegen den Schwimmer einzuschlagen. Aber sie hatten die Strömung und den Wind gegen sich, und die Entfernung wollte nicht kleiner werden. Wer hat schon die Hyäne des Meeres gesehen, wenn sie ein Opfer oder sonst einen Fraß erspäht hat? Meilenweit schießt sie herbei, nicht wie mit der Kraft des Dampfes, nein, mit der Schnelligkeit des Blitzes. Das Auge hat nicht Zeit, ihr zu folgen. Und wenn die Hände die Strickleiter auch schon erfaßt haben, wenn ein Fuß sich schon auf eine Sprosse setzt — es ist zu spät.

Von den Inseln her kam es, wie ein kleines Segel mit kräftig und rasch bewegtem Steuer. Was von weitem Segel schien, ist nur die Rückenflosse und das Steuer ist die flache Schwanzflosse, die das Wasser rechts und links peitscht. — Nach unsäglicher Anstrengung gelang es den Ruderern, sich dem Schmuggler zu nähern. Man warf ihm ein Tauende zu, das er zu erhaschen strebte. — Schon schillerte der grünliche Leib, schon glänzten die grünen Aeuglein des Hais aus dem Wasser. Da ersah Marianina die angsterfüllten Züge ihres Vaters, seine aufgesperrten Augen, das Bemühen, das Tau zu erfassen, sie ersah den Hai ersah das ganze schreckliche Schauspiel, das sich da abspielte Angesichts so naher Hilfe. Sie sprang verzweifelt auf und fuhr mit den Händen in die Luft; die Zia mußte sie umschlingen und mit ihrer ganzen Kraft halten. Da erfaßt ihr Vater das Tau — das Ungethüm ist nicht zu nahe, es wendet sich und — wohin kam es doch? Es ist wie versunken. Ein gräßlicher Schrei aus Longhero's Munde. — — „Jesus und Maria, wo ist der Vater?“ Man sieht nur wirbelnde Kreise, die sich schließen, dann sich sanft ausbreiten und — ihre blutigrothe Farbe den weiteren Kreisen mittheilen. Den Menschen in der Barke schien es, sie hörten ein Krachen, als ob Knochen zermalmt würden. Marianina geberdete sich noch immer, als könne man ihrem Vater noch helfen, obschon der Hai wieder abzog — als ob nichts geschehen wäre, nur etwas langsamer, als er gekommen war und mit der Schwanzflosse etwas zierlicher rudernd; hinter sich ließ er eine dünne blutige Straße.

Die Zia wimmerte: „Mamulo, Mamulo!“

Ein junger Zollwächter brach endlich das Schweigen seiner Cameraden, indem er, die Mütze schwenkend, dem Hai „Geseg'nete Mahlzeit!“ nachrief.

Als die bedauernswerten Frauen ausgeschifft wurden, brachte man eben den Capitän daher, der sich die Lippen blutig gebissen hatte.

„Schau, Marianina,“ rief die Zia, „da ist der Mamulo, der Deinen

Vater fraß — er hat noch blutige Lippen."

Marianina wandte sich schaudernd ab. „Nicht der Pescecan ist es," sagte sie leise, „der meinen unglücklichen Vater getödtet hat, es ist nur der Pescecan, der ihn versucht hat." —

Seither sind hundertmal die Wasser gestiegen und wieder gefallen. — Marianina saß am Strande und sah dorthin, wo ihr Vater seinem grausamen Geschicke erlegen war. Da hatte sich ihr im Rücken Jemand sachte genähert und hielt ihr plötzlich die Augen mit den Händen zu. Die Tante trat aus der Hütte und rief: „Fürchte nichts und rathe tapfer!"

„Pietro!" sagte Marianina, und sich umwendend, sah sie einen hübschen Fischer in rother Mütze vor sich, der gar nichts von einem — Spio an sich hatte.

„Nun wirst Du meinen Dank doch annehmen, Marianina? Doch, was schwätze ich von Dank! Ich will Dir noch mehr, viel mehr noch als mein Leben, das ich Dir ohnedies schon schulde, zu danken haben! Darf ich meine Bitte anheben? Sie ist ziemlich weitläufig. Doch verspreche ich Dir, daß ich sie fließend hersage; in den dreißig Tagen, als ich im Arreste saß, hatte ich Zeit und Gelegenheit, sie einzulernen, denn ich dachte an nichts Anderes."

„Pietro, ich denke, wenn Du Deinen Spruch von heute an in Jahresfrist aufsagst, Du ihn bis dahin gekürzt haben wirst, wobei Deine Lungen und mein Gehör nur gewinnen können. Ueberdies gehe ich morgen mit der Zia nach Tersatto — Vaters wegen."

„Nichts selbstverständlicher, als daß ich Euch begleite." So sagte darauf Pietro und hielt nicht nur wie immer Wort, sondern that sogar etwas mehr: der Schelm kniete mit den Frauen alle Stufen hinauf, wodurch er die heilige Madonna sich so gnädig stimmte, daß sie ihm im Traume erschien und befahl, das Probejahr um neun Monate abzukürzen, da es nach ihrer Versicherung nicht gut sei, allein zu sein. — Was konnte nun Marianina gegen der Madonna Gebot einwenden?

Vier Blicke in den Guckkasten der Welt.

Von Otto Spielberg.*)

Im Vorzimmer des Königs.

Der berühmte Gelehrte Helmer war zur Audienz geladen.

Das Vorzimmer barg noch andere Geladene. Die Thüre von Seiner Hoheit Cabinet gieng auf und zu. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen. ein Flüstern und auch lautes Plaudern. Der berühmte Gelehrte hatte sich still für sich gesetzt und hieng seinen eigenen Gedanken nach . . .

Es war kein Träumen, aber ein Verkehr mit sich selbst, ein Zwiegespräch seines Ich's, das der Welt gehörte, mit seinem Ich, das verborgen in der Seele war. Beide Ich schienen sich im Streit zu liegen, denn auf seinem Gesichte lagen ernste Falten . . .

---

*) Aus dessen Werk: „Der neue Philosoph für die Welt." III. Bändchen: In nomine Dei. (Zürich, Th. Schröter, 1884.)

Du hast Dich hierher begeben, sagte sein Ich, das verborgene, um Seiner Hoheit zu danken für die große Gnade, daß er Dich in den Adelsstand erhoben hat...

Stimmt das mit Deinen Lehren überein?

Helmer's bleiches Gesicht überzog eine leichte Röthe...

Das innere Ich fuhr fort... Du hast durch Deine Forschungen, die alle Welt staunen gemacht, nachgewiesen, daß weder Gott noch ein anderer Schöpfer die Erde und was darauf ist, hervorgebracht hat. Du hast die Entstehung aller Dinge aus Bläschen und Keimen auf das Geistreichste erklärt und daran erläutert: daß der Mensch in seiner Entwickelung und seinem Zerfall mit allen anderen Wesen auf Einer Stufe steht. Thier, Mensch oder Pflanzen ist für Dich Eins und Du behauptest, daß der Wert, den sich der Mensch beilegt, ein eingebildeter ist.

Du hast Recht, die Untersuchungen aller tief Denkenden stimmen mit Dir überein. Aber weil Du Recht hast, ist es da recht und anständig, daß Du Titel und Würden von einem Wesen entgegennimmst, von dem Du sagst, daß es nur einen eingebildeten Wert hat und gleich Dir und gleich den niedrigsten Geschöpfen dem Weltall gegenüber nur Cadaver ist?

Wenn ich aus meinen Forschungen das Bewußtsein erlangt habe, daß das Größte und Gefeiertste in der Welt in Nichts zerfällt, warum stelle ich mich in Eitelkeiten dem großen Haufen gleich?

Verliert nicht mein Ruf dadurch an Wahrhaftigkeit und ich selbst, verlier' ich nicht an Ehrlichkeit?

Da zeigen die Leute auf Dich: das ist der große Mann! und Du bist so klein und kannst Dich der eigenen Lehre nicht würdig erweisen. Wenn Du dem irdischen Trödel nachjagst, wie kann dann von den Uebrigen, die geistig tief unter Dir stehen, Besseres zu erwarten sein? Ist dann nicht Deine Lehre eitel Spiegelfechterei? Ist sie dann besser wie die des Gedankenlosen, der das Dasein einfach ausnützt und sich nicht weiter um das höhere Erfassen desselben bekümmert? Ermunterst Du da nicht das thierische und leichtsinnige Genießen und wirst Du nicht zum Mitwirkenden in der Lebenskomödie, in der man König, Bube und Edelmann spielt, mit dem vollen Bewußtsein, daß Alles aus Einer Materie ist?

Siehst Du, Du bist ein berühmter Mann, aber Dir fehlt der moralische Muth, dem Gedanken die Weihe durch Deine eigene Handlungsweise zu geben; Du fürchtest die Unannehmlichkeiten, die Zurücksetzungen, die Verdächtigungen; Du fürchtest die Vorstellungen und Vorwürfe von Angehörigen, Freunden und Amtsbrüdern, die Dir kameradschaftlich die Hand drücken... wir lassen Dir den Wert Deiner Untersuchungen, aber laß es nicht merken, daß Du anders bist wie unser Einer.

Wir lassen Dir, sagen die Excellenzen und Hoheiten, Deine heterogenen Ideen, mach' nur Alles mit, wie wir's machen, wir bleiben Dir dann hold und gewogen und Deinem Ruhm thut's keinen Eintrag, denn für Deinen Ruhm sorgen Wir.

So rührst Du in der Schöpfung herum, setzest kaltblütig den uralten Gott ab, aber bei den irdischen Götzen bleibst Du unterthänigst stehen und ziehest Deinen Hut...

Euer Hoheit ganz Gehorsamster..

Du bist von Menschenfurcht erfüllt, wie die geringste Creatur.

Die kleinen Prinzen, am Arme der Bonne, spotten Deiner und die Fräulein Prinzessinnen halten ihre Taschentücher vor den Mund, um das Lachen zu unterdrücken, wenn sie den berühmten Mann in den Kniehosen sehen.

Siehe, der geringste Soldat ist mehr wie Du, er schlägt für die Vaterlands-Idee sein Leben in die Schanze

— für Deine Idee, was schlägst Du in die Schanze?

Glücklich das Menschenkind, das sich nicht durch Deine Lehren irre machen läßt, sondern fortlebt in seinem alten Glauben, denn was Du ihm als Gelehrter nimmst und als Mensch und Charakter schuldig bleibst, das kann es nur zu einer brutalen Lebensanschauung führen...

Ja, mein Lieber. Du bist ein gescheiter Mann, ein berühmter Mann, aber Dir fehlt die sittliche Größe...

Der Adjutant rief den Namen: Geheimrath von Helmer und der Gerufene fuhr aus seinen Betrachtungen auf...

Er zog stramm die Kniee ein und wahlfahrtete krummrückig in's Cabinet.

Großstädter.

In der Natur... ein Sonntag in der Natur...

Eine Völkerwanderung von Menschen auf Feldern und Wiesen, in Wäldern und Gärten...

Kinder und Große, Männlein und Weiblein, zu Fuß und zu Wagen —

Eine Gruppe Erwachsener steht um ein Kohlfeld und hört aufmerksam den Erklärungen eines bebrillten Herrn zu:

„Sehen Sie, meine Herren, das ist Rothkraut, wie Sie es bei Oswald Nier essen, Rothkraut im Naturzustande.

Sehen Sie meine Herren, diesen hellgrünen Kinderkopf, aus dem wird das wirkliche Sauerkraut gemacht.."

„Das Magdeburger?" frug Einer aus der mit Staunen dastehenden Gruppe.

„Das Magdeburger und Frankfurter, welches Sie wollen. Und dann sehen Sie, meine Herren, diese länglichen, dunkelgrünen Blätter, die geben das herrliche Gemüse: Spinat mit Eier."

„Sind die Eier auch dabei?"

„Nein, dazu ist wieder ein besonderes Thier, ein gefiedertes, das mit dem Schnabel Gackgack macht und dann fällt das Ei fix und fertig auf der entgegengesetzten Seite heraus. — Und sehen Sie hier, meine Herren, auf dieser Seite dieses wogende Aehrenfeld, das sind unsere Kaisersemmeln und Milchbrote im rohen Zustande. Das andere Feld da drüben, das etwas dunkler leuchtet, gibt unser vortreffliches Commißbrod. Und das hier rechter Hand, das Kraut mit den weißen Blümchen, birgt unter seinen Wurzeln den famosen Kartoffelsalat; oder wenn Sie sie lieber als Purée oder als Bratkartoffeln essen, so können Sie auch dieses..."

In einiger Entfernung sprangen Kinder... „Papa, ein lebendiger Goldkäfer!"

Ei! wie reizend! Der Papa hatte noch nie einen gesehen. „Und was ist denn das," rief er, „dieses hüpfende Ungethüm mit den Glotzaugen?"

Die Kinder hatten sich ihren Brehm mitgenommen und blätterten nach. „Papa, es ist ein Frosch, ein echter Frosch."

Dann war es wieder ein Schmetterling, dann eine Blume, dann ein Strauch, oder eine glänzende Beere, welche die Aufmerksamkeit ganzer Schaaren von Alt und Jung hervorrief.

Die Natur schien zu ihnen in einer eigenen wunderbaren Sprache zu zu reden. —

„Was sind denn das für Spleenige?" frug ein Bauer, der von seinem Rübenfelde aus den aus Rand und Band gekommenen geputzten Stadtkindern zusah.

Es schien ein Lehrer zu sein, der dem Bauer die Antwort gab:

„Mein Freund, das sind die Großstädter, welche die gütige alma mater, die segenspendende Göttin Ceres,

bei sich zu Hause nur unter der Auslage des Hökerweibes kennen ... Mein lieber Freund, das ist eben nicht anders: in der Stadt seid Ihr der Dumme und auf dem Lande sind sie die Dummen.

So rächt sich eines am andern. Der aufgeblasenste Kopf wird hier draußen zum Kindskopf wieder und Ihr, Bauer, auf dem Potsdamer Platze abgesetzt, stehet hilflos da und schauet rechts und links und sehet nur ein wogendes Menschenmeer, auf dem Ihr vergeblich nach himmlischer Führung rufet, die Ihr in der Natur überall findet ...

Daher kommt es auch, daß der Großstädter den Dank gegen die Schöpfung weit eher vergißt als Ihr. Er sieht eben überall nur Menschen, Menschen, himmelhohe Häuser und Straßen und dazwischen bloß eine handvoll Himmel ...

Die Kinder, die darin geboren werden, glauben im Alter mehr an die Macht der Menschen, als an die eines Ewigen, weil sie die Menschenmacht täglich vor Augen haben, die Gottesmacht aber nie oder selten zu sehen bekommen."

Aus dem Leben des Philosophen Götzelmann.

(Er erzählt selbst:) Soeben hatte ich die Feder niedergelegt, als in mir der Gedanke aufstieg: Du solltest doch Dein neuestes Werk, bevor es in den Druck kommt, der Kritik, der so gestrengen, zur gütigen Einsichtnahme und Beurtheilung vorlegen, damit Dasjenige, was sie daran auszusetzen hat, noch vorher beseitigt werde und das Werk rein und tadellos in die Hände des Publikums gelange. Denn, wer jemals mit der Kritik zu thun gehabt, der weiß, daß, wenn das Malheur geschehen, sie hinterhersagt, das hätte so und das hätte anders sein sollen. Das Buch lautete folgendermaßen:

„Der Mensch hat Augenblicke, wo er nicht ganz klar im Kopfe ist, und er sich sagen muß: Der Gedanke steht still. Besonders in ernsten Stunden, im Verkehr mit uns selbst, fühlen wir einen unendlichen Riß, einen Zwiespalt alles Bleibenden und Vergänglichen und unser Herz blutet daran zu Tode. Der Augenblick kommt und wenn es am Sarge unserer Geliebten ist, wo uns die Welt auf's Gewissen fällt. Wir sehen ihre gähnenden Abgründe uns entgegengrinsen und ihre innere Zerrissenheit könnte uns trübsinnig machen, wenn nicht dem brennenden Schmerz die löschende Thräne folgte. Diese Thräne ist unsere Erlöserin. Mit dieser Thräne wollen wir auch schließen."

Ich ließ fünf Copien machen und schickte die eine an den berühmten Herrn Kratzmeier; die zweite an den gestrengen Herrn von Pipa, dessen Quak-Quak durch ganz Germanien schallte: das dritte an Paulchen Brenneisen mit dem Aequator-Orden; das vierte an den großen Bären-Anbinder, der nur so that, als wenn er fürchterlich wäre; und das fünfte an einen Philosophie-Professor, der nur bei guter Laune recensierte.

Der Vierte antwortete gleich, es wäre gut gewesen, daß ich mich zuerst an ihn gewandt. Vor allen Dingen sollte ich an der Stelle, wo die Welt auf's Gewissen fällt, Schluß machen. Wenn eine Sache fällt, — das wäre seine unwiderrufliche Meinung — dann muß sie so fallen, daß man hinterher das Finis setzen und das Buch zumachen muß.

Das war mir einleuchtend, — ich strich also das ganze Ende.

Darauf schrieb Nummer Zwei: „Trotz der vielen Beschäftigung" und so weiter. „Ich rathe Ihnen im Vertrauen, streichen Sie den Anfang, den man Ihnen übel nehmen kann und

beginnen Sie gleich so: der Gedanke steht still. Die Stelle mit der Thräne ist sehr poesievoll. Lassen Sie die unbedingt stehen; Sie werden damit viele Herzen, besonders Damen-Herzen, gewinnen."

Aber der große Brummer, recte Bären-Anbinder, hatte das stricte Gegentheil gesagt, sollte ich dem widersprechen? Wie das möglich, ohne ihn zu beleidigen?

Da kam die Nachricht vom berühmten Herrn Kratzmeier: „Lieber Freund, Sie wissen, daß ich's ehrlich meine, nun also machen wir's kurz: Lassen Sie den Gedanken still stehen und das Hinterherfolgende streichen Sie ohne Barmherzigkeit, es ist lauter Blödsinn. Wenn der Gedanke still steht, damit ist genug gesagt."

Jetzt kam die Antwort von dem Philosophie-Professor, der nur bei guter Laune recensierte . . . „Mein Herr, der Grundton Ihres Werkes ist zu elegisch, und man sollte meinen, er wäre mehr von einem Dichter als von einem Philosophen ausgegangen. — Einigermaßen läßt sich das noch gut machen, und ich will Ihnen sagen wo: Lassen Sie die vier Punkte fort, den brennenden Schmerz und die löschende Thräne, dann den Sarg unserer Geliebten und das blutende Herz. Sie werden sehen, mein Herr, daß Sie dadurch Ihr Werk in den Augen jedes streng wissenschaftlich Denkenden gehoben haben."

Zum Schluß kam die Beurtheilung von Paul Brenneisen. Ich wußte, daß er sehr geistreich war, zum Streichen blieb aber hier für ihn nichts mehr übrig. Denn das Einzige, was die vorhergehenden Vier einstimmig stehen gelassen, war der Satz: „Der Gedanke steht still." Hätte mir nicht Paulchen auch noch dieses Einzige streichen können? Ich zitterte bei diesem Gedanken und rief meine Lisette . . .

„Lisette, das bleibt mir von meinem ganzen Werk noch übrig . . . „der Gedanke steht still".

Lisette antwortete, ihr stünde der Gedanke da auch still.

„Was meinst Du, Lisette, soll ich bei diesem Gedanken stehen bleiben?"

„Haben denn das Alle gesagt?"

„Das gerade nicht, aber es bleibt mir nur so viel übrig, wenn ich Jedem seinen Willen thun soll.

„Und wenn Sie Jedem seinen Willen thun, wäre es dann der Wille Aller?"

„Keineswegs, das ist gerade das Traurige von der Geschichte."

„Dann würde ich an Ihrer Stelle Keinem seinen Willen thun."

„Du hast Recht, Lisette, wenn ich wieder was zu recensieren habe, dann rufe ich Dich aus der Küche heraus."

* * *

Die Kritik über das Buch lautete später einstimmig: Der Autor hat einen großen eigenen Willen, was ihn hoch über das Niveau der Uebrigen erhebt.

Meines Vetters Verlegenheit.

„Können Sie mir vielleicht sagen, welche von den Sechsen ich heiraten soll?"

Mit diesen Worten ist mein Vetter Hermann die Plage in der ganzen Verwandtschaft geworden. Jetzt sucht er fremde Leute damit heim, und die, die es wissen, machen auf tausend Schritte Entfernung einen Umweg, um nicht — nun, das war garstig genug, wie sich Einer auszudrücken wagte — um nicht in seine Klauen zu fallen.

Der Stadtpfarrer, der doch seinen Nutzen davon gehabt hätte, war so grob, daß, als mein Vetter ihm in der Beichte seinen Kummer erzählte und er die Beichte schloß:

„Können Sie mir vielleicht sagen, welche von den Sechsen ich heiraten soll?"

Der Pfarrer herausplatzte wie ein Gewitterregen: „Meinetwegen nehmen Sie alle Sechs.“ Der Vetter ist ganz bekümmert. Er sagte, es gäbe keinen treuen Freund mehr auf Erden und er hat schon beschlossen, sich wegen der Aufnahme in einem Franciscaner-Kloster zu erkundigen, aber ich sprech' ihm Muth zu, denn jeder Tag kann ihn ja aus seiner Verlegenheit reißen.

Mein Vetter ist nämlich auf den Einfall gekommen, es zu machen, wie es andere Leute machen, die, wenn sie alt genug sind, und zwar so alt, daß sich die Gelegenheit zu einer Damen-Bekanntschaft am Orte verloren, daß der Augenblick des Glücks unergriffen vorübergegangen — zu dem Mittel der Heirats-Annonce zu greifen.

Wer zu diesem Mittel greift, bei dem ist nicht gesagt, daß ihm Jede recht ist, im Gegentheil, er prüft hier erst recht, und zwar mit weit mehr Ueberlegung, als wenn ihm das Object mit allen seinen Verführungs-Künsten gar zu nahe steht. Meines Vetters Unglück war nun aber wieder das zu viele Prüfen. Neunzehn waren es, die ihn glücklich machen wollten. An diesen neunzehn kratzte er wie an alten Oelgemälden herum, um unter der Firnißdecke das wahre Original entdecken zu können. Bei dieser umständlichen Arbeit zeigte sich ein Bild nach dem andern von zweifelhaftem, zum Theil auch von sehr geringem Werthe. Sechs blieben endlich übrig, von denen er meinte, daß sie, umrahmt von der Liebe, die Zierde eines Hauses sein könnteu ...

Nummer Eins war eine Erzieherin, 26 Jahre alt, etwas mager, aber mit einem sehr guten Gesicht, träumerischen Augen und einem sehr sanften milden Wesen.

Mein Vetter fühlte sich in ihrer Nähe angenehm erwärmt, gewöhnliche Temperatur 15 Grad, wie der Arzt sagt, daß sie die richtige wäre.

Mein Vetter meinte, Paula wirke wie Mondlicht auf ihn und er kam sich in ihrer Gegenwart wie eine idyllische Landschaft vor, die durch die Beleuchtung einen himmlischen Reiz erhält ...

Diese Landschaft, oder vielmehr dieses sanfte Mädchen-Angesicht gefiel ihm ... „die will ich im Auge behalten.“

Nummer Zwei war das Gegenstück: Größe sechs Schuh, solider Bau, festes Mauerwerk, zwei große Balkons in der obersten Etage ... die reine Bavaria. Wenn sie auftrat, krachte der Fußboden.

Mein Vetter, der lyrischen Charakters ist, schaute mit einer Art Ehrfurcht zu diesen Stockwerken hinauf. Er versuchte es, die Dame zu besingen; dann wollte er eine Chriemhilde aus ihr machen und sie dramatisch bearbeiten. Er verfiel aus einem Extrem in's andere: so mächtig wirkte sie auf ihn ein. Wenn er hinter ihr stand, sah man nur sie. Sie hätte ihn geheiratet und ihn auch jedenfalls in die Hochzeitschaise gehoben.

Da sie ihn wie ihr Spielzeug behandelte und ihn manchmal auf den Tisch stellte, da wollte er sich todtlachen, so viel Spaß machte ihm das. Die Zeit war ihm noch nie so kurzweilig gewesen, als in der Gesellschaft dieser Dame Gullifer, von der er durch Andere erfahren, daß sie sich schon zehnmal hätte verheiraten können, aber jeder der Freier hätte in der entscheidenden Stunde eine seltsame Furcht bekommen und sie wären fort geblieben unter nichtigen Vorwänden. Mein Vetter erklärte das für Feigheit und während er seine Minna umarmte — wobei er nothdürftig bis zu ihren Ellbogen kam — schwor er ihr zu zeigen, was ein Mann ist und was ein Mann leisten könne. Ich muß sagen, das war sehr muthvoll.

Nummer Drei war die Figur der Friederike Goßmann, also Grille. Sie tanzte famos, hatte rehbraune Augen und Leipziger Dialekt, was meinem Vetter sehr gefiel. Ihr Geplauder in diesem Dialekt konnte er bis in die

Nacht anhören und sie mußte ihn dann erinnern, daß es jetzt anständig wäre, nach Hause zu gehen. Die Zierlichkeit und Determinirtheit, mit der sie das sprach, machte ihn zu ihrem untergebenen Diener. Er trug ihr die Hutschachtel zur Putzmacherin und erklärte, wenn sie ihm die Küchenschürze vorbinden wolle, so könnte er ihr viele Arbeit abnehmen . . .

Daran war zu ersehen, daß er auch sie liebte, daß er seines Herzens Schrein auch für sie geöffnet hatte.

Nummer Vier nannten ihre Freundinnen die schwarze Rahel. Augen wie glühende Kohlen, der Teint einer Creolin, echte Zähne und echte Locken. Die Locken mußten's ihm angethan haben, denn mein Vetter war nicht von ihr loszubringen. Er ließ sie malen und hieng ihr Bild über seinem Secretär auf. Wenn sie aus dem Rahmen auf ihn herunterschaute, überlief es ihn wie von Ameisen, dann fieberte es ihn wieder. Sein ganzer Körper kam in Aufruhr und er konnte nicht einschlafen, weil er Rahel's Locken zu fühlen glaubte.

Keine Andere als diese! schwor er sich. Dann überkamen ihn aber wieder vernünftigere Gedanken, und sein Gewissen sagte ihm, daß sie nicht die Einzige wäre, die —

Er gestand mir mit Thränen, daß er sich höchst unglücklich fühle. Und doch, sprach er wieder gefaßt: „Solltest Du Nummer Fünf sehen . . . ich sag' Dir, lieber Vetter, fein, fein." — Er schnalzte mit der Zunge.„ Wenn ich's könnte, thäte ich sie mir für die Sonntage aufheben."

Bei ihr berückte ihn die prachtvolle Garderobe. „Eine Fürstin," sprach er in Ekstase; den Schmuck taxierte er auf dreißigtausend Gulden. Vetter, wenn ich die nach unserem Bopflingen brächte, da stände die ganze Stadt auf dem Kopfe.

„Und Nummer Sechs?" fragte ich. Ich muß bemerken, wenn man so Viele auf einer Liste hat, greift man die Sache prosaisch an. Man wird zum Theil kalt wie Eis, die Gefühle treten immer mehr zurück . . . die Liebe verwandelt sich in ein dickes Fell . . .

„Und Nummer Sechs?"

Mein Vetter zog die Schultern in die Höhe. Das war das Zeichen, daß Nummer Sechs nicht so leicht von der Hand zu weisen sei. — Mittelgroß, Embonpoint, dreißig Jahre, Witwe, eine kleine Tochter, ein reizendes Kind.

Mein Vetter ist sehr kinderlieb. „Und gerade das ist es," sprach er, „was mich bewegt, hierauf ernstlich zu reflectieren. Ich genieße gleich den süßen Zauber des Familienlebens . . . wir sind sofort Dreie . . . Papa . . . Mama und mein Kind. Denke Dir, mein Kind . . ."

Mein Vetter ist ein guter Kerl, er meinte es wirklich ehrlich. Doch, wie gesagt, er prüfte. Er prüfte wochenlang, er prüfte Monate lang. Der Frühling vergieng, der Sommer kam . . . bis zum Herbst wollte er sich sicher entschieden haben.

Unterdessen hatte er Allen den Kopf voll und das Herz schwer gemacht. Sämmtliche Sechs lebten im Wendekreise der Hoffnung, halb zwischen dem Steinbock und halb zwischen dem Krebse. Sie besaßen Geduld im Harren, aber der stärkste Geduldfaden reißt, wenn Stunde um Stunde verrinnt und die Taube mit der Botschaft sich noch immer nicht am Horizonte zeigen will.

Die beste Lea oder Rahel wird ungeduldig in ihrer Arche Noäh. Sie will heraus aus ihrer schwimmenden Fähre, sie will Land sehen und einen Mann darauf, mit dem sich was beginnen läßt.

So bekam dann mein Vetter nach und nach anzügliche Briefe, manche so voll Sturm, daß ich ihn eines Tages ausgestreckt auf dem Stubenboden fand . . . der Sturm hatte ihn total niedergeschmettert.

Die „Bavaria" drohte ihm, daß sie sich auf ihn stürzen und ihn

erdrücken würde... jetzt hätte sie sich lange genug von ihm hinausziehen lassen... „aber erwisch ich Dich,“ — schloß sie — „nimm Dir vorher eine Police für Unglücksfälle.“ Das war echt bayrisch gesprochen.

Die „Fürstin“ verlangte eine Entschädigungs-Summe von dreitausend Mark. Sie hätte sich die Partie eines Ritterguts-Besitzers verschlagen.

Die mit den schwarzen Locken ließ durch eine Vertraute schreiben, daß sich ein Gallenstein bei ihr festgesetzt, wenn der Arzt den nicht fortbrächte, wäre er — mein Vetter — schuld an ihrem Tode. Das würde ihn nicht ruhig sterben lassen.

Das Embonpoint mit der kleinen Tochter versuchte es mit Liebe und Güte. Er solle bedenken, wie gräßlich es ihr wäre, schon ihrem Kinde gegenüber, von allen Leuten gefragt zu werden, wann sie eigentlich Hochzeit mache?

Mein Vetter wurde sehr nachdenklich bei dieser Stelle.

Die Erzieherin — die Mutter schrieb selbst — Paula säße tagelang am Fenster und wartete auf ihn... auf ihn... und er wolle immer noch nicht kommen. Meine arme Tochter...

Der Vetter wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Die Leipzigerin war giftig. Ihr Brief war fein stilisiert, aber sie ohrfeigte ihn...

Mein Vetter kratzte fortwährend hinter den Ohren. — —

So stehen die Sachen heute. Der gute Junge ist zum wandelnden Gespenst geworden. Auf seiner Nase steht ein riesengroßes Fragezeichen und wo er einen Menschen erblickt, da ist er zum Oeffnen der Lippen bereit...

„Können Sie mir vielleicht sagen, welche von den Sechsen ich heiraten soll?“

Weiß Jemand eine Antwort darauf, so sei er höflichst darum gebeten, denn der arme Mann dauert mich.

Der narrische Franz.

Erinnerung aus einer Tiroler Bergfahrt. Von F. Dawidowsky.

„Grüaß Gott! und was schaffen's?“ — Dieser freundliche Gruß that Dem wohl, der auf den unwirtlichen Höhen des „Gamskogels“ den ganzen Tag über kein Menschenantlitz gesehen und, nur auf seine Botanisierbüchse bedacht, seinen Magen vergessen hatte. Der Magen ist eben kein Liebchen, das sich mit schönen Alpenblumen zufriedenstellen läßt.

Ich gestand der dienstbereiten Kellnerin meinen Durst und die Verlegenheit meines Magens, und erhielt den tröstlichen Bescheid, daß ich mit dem Essen warten müsse, bis die Wirtin komme, der Rosenkranz in der Kirche werde bald aus sein, weil sie schon das „Segenlied“ gesungen hätten. Sie rückte mir den großen Tisch aus der Ecke, so daß der Platz unter dem Hausaltar frei wurde. In der Stube wäre es todtenstille gewesen, wenn nicht ein grün- und rothgescheckter Kreuzschnabel beharrlich an einem Tannenzapfen geknuspert und die schwarz geräucherte Wanduhr mit ihrem einförmigen Tick-tack diese Ruhe unterbrochen hätte. — Auf der Ofenbank schnurrte die Katze; sie war vor Langeweile eingeschlafen. Die Kellnerin stellte

mir Brot und Wein auf den rein gescheuerten Buchentisch: „Sie kömmen ja gar vom Joch aber, weil's Rauten mitbracht hab'n, dö wax'n a nit af der Wies'n! Unser Goaser, der Franz, hat mir schon öfter bracht; sie riach'n halt so viel guat, und göb'n an guat'n Thee.“ Nun wurde in der nahen Kirche geläutet. „Jatzt ist der Roasenkranz aus, jetzt wearn die Leut glei da sein.“

Eilig allen Andern voran kam die Wirtin, ein stattliches Weib; sie hatte sofort, als sie meiner ansichtig wurde, ihre Aufgabe erfaßt, und nach einem herzlichen „Grüaß Gott“ begann sie sehr verständig über meinen Hunger zu reden und wie ihm gründlich abzuhelfen sei. Ihre wohlgemeinten Rathschläge fanden meine Zustimmung, und nach wenigen Minuten knisterte schon in der Küche ein Feuer und hantierte die Wirtin geschäftig herum, und frohen Muthes sah ich den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Unterdessen hatten sich mehrere Gäste eingefunden, die, nachdem sie für das Heil ihrer Seele gesorgt hatten, auch ihren Leib bedenken wollten. Die Kellnerin, eine gescheite Person, die ihre Leute gut kannte, wußte meist, ohne zu fragen, was einem Jeden noth that. Dem „Steff'n-Bauern“ stellte sie einen halben Liter Rothen hin, ebenso dem später eintretenden „Hans-Christl“, während sie dem „Tschegglberger-Naz“ und den beiden Holzknechten „Klaus“ und „Martel“, die aus dem Schlagwald herunter gekommen waren, „Mosbernler“ vorstellte. Sie hatten sich alle an die zwei freien Tische gesetzt; an dem Ecktische blieb ich allein; der „Hearrische“ hatte sie geniert. Doch, auch ich sollte Gesellschaft erhalten. Der Schulmeister verließ als der Letzte die Kirche; er hatte als Meßner, Organist und Sänger functioniert, zu Gebet geläutet, Lichter ausgelöscht, Kirche und Sacristei gesperrt, und trat erst in die Stube, als die Andern beim zweiten Glase waren. — Als Mann von Bildung hatte er in mir bald den Berufsgenossen gewittert und sich an meinem Tisch gesetzt. „Botanisieren gewesen? Am Gamskogel? kenn' ihn gut.“ — Nun musterte er neugierig meinen Hut, der auf dem Tische lag und vollgesteckt war mit Allem, was die Botanisierbüchse nicht mehr fassen konnte. Er gieng daran, seine botanischen Kenntnisse aus der Rumpelkammer seines Gedächtnisses hervorzuholen. In der Stube wurde es lebendig, es wurde Licht angezündet, draußen senkte sich die Dämmerung nieder auf Dorf und Berg. Da ließ sich ein vielstimmiger Chor von Schellen und das weithin tönende Getute eines Horns vernehmen.

„Die Goas (Ziegen), der narrische Franz“, hieß es an den Tischen, und aus der Küche rief die Wirtin der Kellnerin zu: „Resl, laß' die Goas ein.“ Eine Herde von etwa 100 Ziegen kam nun an dem Hause vorbei, einige davon fielen ab und sprangen durch den Hof dem Stalle zu; ebenso zerstreuten sich die übrigen und suchten ihre Häuser und gewohnten Ställe auf, welche zu öffnen der Geishirt durch sein Getute mahnte.

Ich sah durch das Fenster die mächtige Gestalt des Hirten mit seinem Horn; es hatten ihn bereits alle Geise verlassen bis auf eine, welche bei ihm zurückblieb.

Der Schulmeister machte mich aufmerksam, daß ihre Gemeinde den gelehrtesten Geishirten im ganzen Lande habe; ein halber Doctor hüte ihre Geißen; ich solle mir nur einmal das Original ansehen. Wir traten vor das Haus, der Schulmeister grüßte vertraulich den Hirten: „Grüaß Gott, Franz, hast alles heimbracht, Dein Kunterwerk? Hast Deine Lisl da, dö hast heut aber wieder aufputzt, hast ihr gor an Kranz aufgsötzt?“

„Ist unserer Lieben-Frauentag morgen,“ entgegnete der Hirt ernst und streichelte das weiße Thier, die Liesel,

das sich an seinen rauhen Wollstrümpfen rieb und ungeduldig meckerte; um den Hals trug sie einen Kranz von Almrosen. Der Schulmeister lud den Franz ein in die Stube zu kommen, was dieser nach einigem verlegenen Zögern auch versprach, doch müsse er früher die Liesel heimbringen und versorgen. Der Hirte stolperte mit seinen Holzschuhen in das Dorf hinab, wir setzten uns auf die Bank vor dem Wirtshaus, und ich ersuchte nun den Schulmeister, mir von Franz zu erzählen, und wie er hiehergekommen. „Das ist bald erzählt," meinte er. „Der Franz ist ein Kind des Dorfes, ein Kleinhäuslerssohn; da sein Vater weder Arbeit noch zu Essen für den Jungen hatte, bestimmte er ihn für die „Studi"; er sollte Geistlicher werden. Die Köchin des frühern verstorbenen Kaplans lebte ja in Innsbruck, war viel mit frommen Leuten bekannt, er werde durch sie Kostorte bekommen, wie so hundert Andere auch, und wenn Tage unbesetzt bleiben sollten, da könne die Kapuzinersuppe aushelfen. Da gehe es ihm immer noch besser als einem Kleinhäusler, und endlich und letzlich könne doch aus dem Franz etwas Rechtes und Tüchtiges werden, da er nach des Kaplans Ansicht einen guten Kopf habe. — Franz kam in die Stadt, nachdem ihm die Godel einen langen, grünen Wollrock und eine ditto Hose hatte machen lassen, die so groß und weitläufig angelegt waren, daß er wohl vier Jahre Zeit brauchte, um da ordentlich hineinzuwachsen.

Er kämpfte mit Hunger und Mangel jeder Art, da er, selbst so lange sein Vater noch lebte, nur sehr schwach unterstützt werden konnte, doch, er tröstete sich; hatten doch daheim immer die Holzknechte gesagt, das sei das beste Holz, das auf hartem Boden wachse.

Er hatte das Gymnasium hinter sich, auf seinen Vater hatte er keine Rücksicht mehr zu nehmen, der war schon ein Jahr früher gestorben, da erklärte er den Leuten im Dorfe, als er auf Ferien heim kam, daß er nicht „Geistlicher", sondern ein Doctor werden wolle. Nun hieß es auf eigenen Füßen stehen, da ein Student, der nicht „Geistlich" studiert, dort auf Unterstützung Anderer nicht rechnen darf.

Franz gieng auf die Universität, und man hörte lange nichts mehr von ihm, da er auch während der Ferien nicht mehr in das Dorf kam, bis einmal von dem „Amte" die Aufforderung an die Gemeinde gelangte, für den Doctoranden Franz Holzer, der sich im Narrenhause zu Hall befinde, die Verpflegskosten zu bezahlen. Da gab's nun ein Gejammer in der Gemeinde, nicht um den armen Franz, sondern um die vielen Kosten, die man für einen Menschen bezahlen sollte, der zu Nichts zu brauchen sei. Der Meßner, im Vertrauen gesagt, ein gar „streitbarer Mann", stellte den armen Franz am Sonntag als warnendes Beispiel hin, an dem sich der „Finger Gottes" geoffenbart habe. Hochmuth führe zum Falle. Der arme Häuslerssohn habe die Gnade, Priester zu werden, von sich gewiesen, und sei nun von Gott bestraft worden.

„Ich war damals," fuhr der Schulmeister nach einer Pause längeren Nachdenkens fort, im letzten Jahre der Präparandie in Innsbruck, und war mit dem Franz oft beisammen gewesen. Er gab Unterricht in vornehmen Familien, arbeitete den ganzen Tag als Instructions-Maschine und konnte nur die Stunden der Nacht für seine Studien benützen."

Das gieng nun Alles gut; er verdiente so viel, um sein Leben zu fristen, und studierte so viel, um seine Prüfungen mit Glanz zu bestehen. — Da — es war sein Unglück — hatte er sich in ein schönes Fräulein vernarrt, zu einer Zeit, wo er auf sein erstes Rigorosum studieren sollte. Das paßt nun gar nicht zusammen; auch scheint er nicht viel Glück in seiner

Liebe gehabt zu haben, obwohl er ein schmucker Bursche geworden war. Ich sah ihn fast immer kopfhängerisch allein auf einsamen Spaziergängen, oder im hintersten Winkel eines Kaffeehauses. Doch, da kommt er, wir wollen ihn in die Stube führen, er soll uns seine Liedeln singen, sie hören's Alle so gern."

Franz stolperte heran, wir nahmen ihn in die Mitte und drängten ihn in die Stube. Da hatten der Wein und der Mosbeernler bereits ihre Wirkung gethan; es wurde laut disputiert über Steuern, über Vieh- und Getreidepreise, während die Holzknechte Liedeln sangen und die Kellnerin seccierten. „Der Franz, der narrische Franz", erscholl es von allen Tischen, alle Gläser wurden ihm zugebracht, und die Resel nahm ihm seinen Filz ab, der vollgesteckt mit Rauten und Edelweiß war, und plünderte denselben. Nun hatte ich erst beim Scheine der Lampe Gelegenheit, den Geißer genauer zu betrachten.

Wahrlich, ein echter Defregger; eine derbe, über Mittelgröße ragende Gestalt, ein edelgeformter Kopf mit struppigem, braunem Vollbart und langem, ungeordnetem Haar. Das Gesicht mit starken Zügen, verwittert, die Augen groß, dunkel, glänzend. Unter der braunen Lodenjoppe ein rauhes Hemd, das Hals und Brust offen ließ, die Lederkniehose von zwei Lederhosenträgern gehalten, die Waden von Wollstutzen geschützt, Füße und Knie nackt, die mächtigen Holzschuhe mit Eisen beschlagen; das schwarze Bockshorn hieng an einer groben Schnur um den Hals und reichte hinab an die Lenden.

Wir setzten uns an den Ecktisch, der Schulmeister hatte eine Zither herbeigeholt, und nun hieß es von allen Seiten: „Der Franz muß ein's singen."

Der Schulmeister hatte seine Noth, die Saiten seines Instruments in Harmonie zu bringen; Franz kramte ernst sinnend unter meinen Blumen und fügte sie recht geschmackvoll zu einem Strauß zusammen, fragte mich nebenbei, ob ich in Innsbruck bleibe und that mit mir, wie mit einem guten Bekannten. Er sei auch dort gewesen, es sei eine schöne Stadt, doch sei es schon lange her, und er habe Alles schon vergessen, mag auch nicht mehr dahin, da seine Liesel gestorben sei, wie sie sagen. Es müsse wohl so sein, weil sie ihm als Geist erscheine und seit zehn Jahren nicht älter geworden sei.

„Auf Wolken kommt sie an mein Fenster, wenn draußen Alles ruhig wird, oder sie setzt sich gar an mein Bett und hält ihre weiche Hand auf meinen Kopf, so daß ich mich kaum zu athmen getraue, denn so oft ich nach ihr fasse, verschwindet sie, weil sie eben ein Geist ist, ich aber noch in diesem elenden Leib stecke.

Oft seh' ich sie früh am Morgen, wenn ich aufstehe, draußen im Garten bei meinen Blumen, die ich vom Joch herab und für sie gepflanzt habe. — Blumen waren ja ihre größte Freude, und sie stellte all' die Buschen, die ich ihr an die Thürklinke steckte, wenn sie nach dem Theater nach Hause gieng, an das Fenster, und ich hatte meine helle Freude d'ran. Der Berg war mein Hörsaal, die Liebe mein Studium; und da haben mir die Philister aufbracht, ich sei närrisch geworden, und die Lies'l muß es auch g'laubt hab'n, denn als ich sie einmal ernstlich g'fragt hab', ob sie die Meine werden wollt, da hat's viel Wort g'macht, von denen i nur das Nein mir g'merkt hab. Seit's g'storben is, hat's mich viel lieber, und ich muß jetzt halt warten, bis es aus ist mit mir, dann ist Hochzeit."

„Jetzt, Franz, laß a paar Schneidige los, der Herr Professor da möcht a was hör'n, Du kannst's ja guet." So ermahnte ihn der Schulmeister.

„Ja, wahr ist's," erwiederte der Franz, „wenn's mi beim Rigorosum um G'stanzl'n g'fragt hätt'n, nacher

war i nit durchg'fall'n; aber von der Liab verstian's alle nix, dö alt'n Datt'l." Ein allgemeines Gelächter war die Antwort auf diese Erklärung, und der Holzknecht Klauß, der meinte: „Dös kunnt g'rad wahr sein, daß der Franz dös Capit'l besser verstanden hat."

„Ja," sagte der Martel, „i moan grod für die Liab soll's a an Dokter göb'n, denn do fahlt's leicht am moast'n bei die Leut; moanst net, Res'l?"

„Wos woast denn Du, loses Maul", schmollte diese entgegen.

Die Zither war unterdessen gestimmt, Franz leerte ein volles Glas, schnalzte mit der Zunge, nahm seinen Kopf in die Hände, strich sich über die Stirn und sang:

Dö Liab dö macht traurig
Und moger darzua,
Mei Dianderl dös lacht gearn,
Bringt's Miada nimma zua.

I schick Dir zwoa Rosen,
Mei Dianderl, gib acht,
Sie soll'n an Dein Betterl
Dir halt'n die Wacht.

Es gibt so viel Dianderln
Wia am Himmel wohl Stearn,
Und denno hab i nur
An anzige gearn!

Mei Herz is a Zitha,
Ihr Klang ist schon hin,
Muaßt dechter, mei Dianderl,
Ondre Sain aufzihn!

Die Bluaman sein Engerln,
Hab sie nur in Eahrn,
Und hab nur Dein Bübal,
A kloans Bisserl gearn.

Beim Tag scheint die Sunna,
Nachts leucht'n die Stearn,
Do, wann i zum Schatz geah,
Hob is finster reacht gearn.

Dö Liab, dö recht stark ist,
Dö plaudert nit gearn,
Wia d a Wassa, dös tiaf ist,
Nit rausch'n wirst höarn.

Jedes Gstanzl wurde von den Anwesenden, besonders von den Holzknechten kräftig wiederholt und mit einem kecken Jodler geschlossen. Der Schulmeister klimperte darauf los, ich verzehrte meinen Schafbraten und schrieb mir die netten Liedeln nieder, und hätte noch gerne recht lange zugehört — doch da trat das Schicksal in Gestalt des Meßners mitten in die frohe Gesellschaft, die Zither verstummte, die Bauern griffen an ihre Filze und sahen starr auf die Tische, die Wirtin zog sich in die Küche zurück — der Meßner hatte das Wort. „Seid's saubere Christen, von der Kirche in's Wirtshaus, vom Herrgott zum Teufel. Ös Mander könnt's a a bössers Beispiel göb'n, als unsern „Liab'n-Frau'n-Abend verjud'ln. Und Du, Franz, kanntest a an Dein Seelenheil denken, anstatt Possenlied'ln singen." Die Mander legten ruhig ihr Geld auf den Tisch und verließen mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" und nachdem sie ihre Finger in das Weihbrunnkrügel an der Thür getaucht, die Stube. Die beiden Holzknechte blinzelten sich boshaft zu, stemmten ihre Ellbogen fest auf den Tisch, um anzudeuten, daß es ihnen noch lange da gefallen werde. Nur der Franz nahm das Wort, reichte dem Gottesmann das Glas und sagte: „I bring Dir's, Meßner, nit bös sein. Was D' aber wög'n der Seligkeit g'sagt hast, dö hab' i längst zu Sprugg g'lass'n, und selig kunn i erst wer'n, wann mi mei Lis'l amal holt." — „Gotteslästerer!" donnerte der Meßner und verließ grollend die Stube. Die beiden Holzknechte folgten bald, nachdem sie dem Sturm Stand gehalten, ließen aber auf dem Heimwege noch manchen kecken Juchezer los zum Aerger des Meßners. Auch Franz drückte sich seinen Filz in's Gesicht und verließ mit einem finstern „Guat Nacht" die Stube. Als die Resel bemerkte, daß Franz an der Thüre keinen Weihbrunnen genommen, eilte sie

ihm nach, sprengte einige Tropfen des geweihten Wassers auf ihn und rief: „Behüat Di Gott, Franz!“ — „Ja, wenn der Mensch nur nit so narrisch wär!“ Der Schulmeister zog nun aus seiner Tasche einen Fascikel vergilbter Papiere, die der Franz von seiner Studi in das Dorf mitgebracht hatte. Collegienhefte, Liebeslieder, fertige und halbfertige, sein Herzensroman. Ein kleines Heftchen enthielt auserlesene Gedichte mit der Ueberschrift: „Almrosen, meiner Elsa“. Die Widmung des ersten Blattes erzählte den ganzen Liebesroman:

Wenn auch verschmäht, zurückgestoßen die Liebe mich,
Wenn auch ihr kalter Spott mich bitter kränkt, den Hoffnungslosen,
Doch bleibt das Bild, das ich verehrt, mein Gott,
Dem huldigend ich weihe diese Rosen.

Die Sammlung enthielt Lieder in hochdeutscher und in Volks-Mundart, einfach, schlicht, aber tief und wahr empfunden. — Es mögen nur einige Proben hier Platz finden.

Nur einen Pulsschlag!

Möchte, was den Himmel schmücket,
Was auf Erden sich mag regen,
Was des Menschen Herz beglücket,
Alles Dir zu Füßen legen.

Meinen Leib und auch mein Leben,
Was ich schaffe Edles, Gutes,
Möcht ich Dir zu eigen geben,
Jeden Pulsschlag meines Blutes.

Sag, Geliebte, mir es doch sag,
Was muß endlich ich beginnen,
Um nur einen einzigen Pulsschlag
Deines Herzens zu gewinnen?

A Büscherl Bluaman!

A Büscherl Bluaman
Ist freili recht arm,
Für an Schatz, den i gearn hob,
So innig und warm.

I möcht ihr wohl schenk'n
A Ringerl von Gold,
Wenn sie mir ihr Herzerl
Dafür schenkn wollt.

Sie hat mir zwar göbn
S kloan Fingerl grod,
Do möcht i, was dran hängt,
Ja, dös war a Gnod.

Dann that i wohl singen,
Wia Vögerl so froh
Und bauet mei Nösterl
Von Federn und Stroh.

Dös that a Gezwutscherl,
A lustiges wearn,
O, Herrgott! gib's Dianderl,
Dann hab i Di gearn.

Abschied.

Der letzte Strauß, der letzte Gruß
Das letzte Lied, das letzte Wort
Ohn' Händedruck und ohne Kuß
Soll ich von Dir auf immer fort?

Der Strauß verweht, Erinnerung auch,
Der Liebe Glück, es wird verwehen
Wie dieser duft'gen Blumen Hauch,
Mir ist, als sollt ich sterben gehen.

Der Schulmeister hatte mir einige Andeutungen über diese warm besungene Schöne gegeben, welche dem armen Franz den Kopf verrückt hatte. Als es wieder Winter wurde hatte ich in Innsbruck auf einem Studentenball Gelegenheit, sie zu sehen. Als die Frau eines reichen Mannes, von nicht gewöhnlicher Schönheit und Frische, bildete sie den glänzenden Mittelpunkt von schwadronierenden Officieren, während ihr Mann im Spielzimmer dem Whist mit einem Eifer oblag, als wenn er davon leben müßte.

Ich ließ mich der schönen Frau vorstellen; ich sprach von Blumen; sie erklärte sich als eine große Freundin derselben; ich lud sie ein, im nächsten Sommer mit mir in die Berge zu

gehen und die lieblichen Alpenblumen aufzusuchen; da erklärte sie sehr kokett: Die Blumen seien ihr lieber, wenn sie von Verehrern gebracht würden; sie habe als Mädchen auch Botanik betrieben, ein junger Mediciner habe sie darin unterrichtet. Ich fragte nach den Namen ihres Lehrers, da er vielleicht mein Schüler gewesen sein könne, und da nannte sie mir nach einigem Nachdenken und etwas befangen den Namen Holzer.

„Franz Holzer? Nun, was ist aus dem Jungen geworden?“ fragte ich, „er war ein sehr talentierter und fleißiger Mensch.“ Die schöne Frau sah, wie träumend, vor sich hin und sagte halblaut: „Närrisch ist er geworden.“ — „Wie? die Blumen haben ihn närrisch gemacht? Oder war es vielleicht nur Eine Blume?“ Die Dame sah mich fragend an und sagte erregt: „Die böse Welt hatte behauptet, ich wäre die Ursache seines Wahnsinns gewesen, weil er mich geliebt hat. Ich kann aber das nicht gelten lassen; es ist wahr, er liebte, er verehrte mich, doch in einer Weise, die ich nicht verstehen, nicht fassen, nicht auf mich beziehen konnte. Seine Verehrung und Aufopferung kannten keine Grenzen, sowie man ein Heiligenbild verehrt. Er, der hochgebildete Mann, mit seinem reichen Wissen, und ich, ein unwissendes, achtzehnjähriges Ding! Ich sah mit Bewunderung zu ihm auf, wenn er mit Begeisterung vom Leben der Blumen, vom Geist in der Natur sprach, und wie hätte ich die hingebende Verehrung dieses Mannes auf mich beziehen sollen? Er hatte sich in seiner Phantasie ein Bild geschaffen, das schön und herrlich gewesen und seiner Verehrung entsprochen haben mag, doch i ch war es nicht, und es wäre mit dem armen Franz nicht gut bestellt gewesen, wenn nach unserer Hochzeit seine Fata-Morgana in Nebel zerflossen wäre und er mich, ein so nüchternes Wesen, an seiner Seite gefunden hätte. Er liebte ein Bild, das er sich selbst geschaffen und auf den Altar seines Herzens aufgestellt hatte; n i c h t m i c h; darum konnte ich mich nicht erwärmen für ihn. Ich bedauere ihn vom Herzen, er ist sehr unglücklich — ich nicht glücklich“, sprach sie nach längerem Sinnen und schlug die schönen Augen nieder, um eine Thräne zu verbergen, die tief herauf aus dem kleinen Eiskeller ihres Herzens gekommen zu sein schien. Ich war versöhnt und wünschte einen Engel herbei, der diese Thräne genommen und dem armen Franz in seiner Kammer auf seinen fieberheißen Kopf gelegt hätte. Ich sprach nicht weiter davon, und sehr gelegen kam mir der Herr Major W., um seine Tänzerin zum Cotillon zu holen.

Als ich auf einer meiner spätern Bergfahrten das Bergdorf X. wieder berührte, suchte ich den Schulmeister auf. Ich traf ihn in dem kleinen wohlgepflegten Gärtlein neben dem Schulhause, beschäftigt, seine Bäumchen zu pflegen; sein Söhnchen half ihm dabei, und die Mutter saß in einer Laube und spann, während ihr Jüngstes in einem Korbe neben ihr schlummerte. „Sie führen doch ein recht glückliches Stillleben hier,“ redete ich den Schulmeister an, nachdem ich über den Zaun mir das glückliche Bild betrachtet hatte.

„O, Herr Professor, Sie hier? Ja, das Glück muß von innen kommen und das Innere muß gegen das Aeußere fest verschlossen bleiben, sonst wird uns da drinnen Alles verdorben.“

Ich lobte seinen wohlgepflegten Garten. „Ja, nur für den Hausbedarf, das Schöne und das Nützliche hübsch vertheilt, neben einander. Lauter Blumen kann man nicht im Garten haben, aber auch nicht lauter Rettig und Kraut. Pflege des Realen, Liebe zum Idealen, das gibt das glückliche Leben. Der Franz hatte in seinem Gärtlein nur Blumen, schöne, seltene Sachen, aber im Winter litt er Noth.“

„Nun, was macht denn der arme Kerl, der Franz, ist er wieder im Berg?" fragte ich.

„Ach, mein Herr, der hat im letzten Herbst seine letzte Bergfahrt gemacht. Es war um Martini, da kam der Franz eines Abends nicht mehr heim. Spät und zerstreut kamen die armen Thiere in's Dorf und mekerten und jammerten, so daß wir Alle sagten, es muß ein Unglück geschehen sein. Wir hörten kein Horn; man fragte, suchte, Franz war nicht in's Dorf gekommen, auch fehlte seine weiße Liesel. Am andern Morgen in aller Frühe nahm ich sechs Burschen vom Dorfe mit, um Franz zu suchen. Ich wußte ja, wo er sich am liebsten aufhielt. Wir kamen an den grünen Wildsee, der die Gletscher-Wasser sammelt, da sahen wir von weitem in den Schroffen die weiße Geiß, die kläglich schrie. Da kann der Franz nicht weit davon sein! Wir konnten dem Thiere nicht beikommen, es hatte sich so verstiegen, daß es keinen Ausweg mehr hatte. Da rief einer der Burschen von unten herauf: „Da liegt er, der Franz!" Unter den steilen Schroffen, wohl an fünfzig Meter tief, lag der arme Bursche, todt und kalt. Er hatte am Kopfe eine klaffende Wunde, die Beine waren ihm gebrochen, ein Jammer anzusehen. Gewiß wollte er seine Liesel holen und ist dabei verunglückt. Wir trugen ihn an den See, wuschen ihm das Gesicht, und nachdem wir das arme, zitternde Thier befreit hatten, indem wir einen der Unsern mit Seilen über die Wand hinabgelassen, trugen wir den armen Franz zu Thal. Wir legten ihn in den kleinen Garten hinter seinem Hause unter den schattigen Nußbaum, der schon seine Blätter fallen ließ. Hier, neben seinen von ihm treu gepflegten Lieblingen, den Alpenblumen, lag er bis am Abend.

Als es Abend wurde, legten wir ihn zur Ruh. Da war der große Hollunderstrauch, in seinem Schatten ein frisches Grab, reich mit Blumen geschmückt. Den schönen Rosmarinstock hat ihm das Wirts-Resel auf's Grab gesetzt.

Ich habe aus seinem Garten seine Lieblingsblumen herübergebracht und die Holzknechte, die den Franz gar lieb gehabt haben, die machten ihm das Kreuz aus Birkenholz. Die Schrift darauf habe ich den Gedichten des Franz selbst entnommen. — Die Verse passen auf sein Leben:

Ideal und Wirklichkeit
Bleiben ewig wohl im Streit,
Mit dem Wahren, mit dem Schönen,
Wird die Welt sich nie versöhnen.

Nix für unguet!

Schnaderhüpfeln von Hans Grasberger.

I han a scheans Deandl,
I nenns aber nöt,
I sigs wohl ban Leutn stean,
Kenns aber nöt!

Glattwange und Bart.

Sie:

Geh, bartiger Lotter,
Dei Koi (Kinn) is ma z rauch —
Glabst öppa, daß i grad
An Roßstriegl brauch?

Er:

Baröd da's nöt z weit —
Wo sd hinschaust, sigst bald
Nebn da glattastn Leitn
Den starrastn Wald.

Abgeblitzt!

Wann sd za mir kamst recht stad,
Was war denn a gwagt?
In da Nacht siacht di Neambd...
„Is eh recht!" hat s gsagt.

Odr deuchts da leicht daß
Und werd weaniga gfragt,
Wann i za Dir schleichat...
„Is eh recht!" hats s gsagt.

Um alfi, uma zwölf,
Wann dö Geisterstund schlagt,
Laß mers umgean, manst nöt?...
„Oeppa schon!" hat sie gsagt.

Hiaz waß i erscht recht nöt,
Werds was und kimmst gwiß?...
s Besti werd sein,
Wann aniads bleibt, wo's is!"

Abweisendrr Spott.

Wann sd mi willst kriagn,
Muaßt Katzlan wiagn —
Wann sd mi willst habn,
Wasch weiß in (den) Rabn;
Thua Wolkn schiabn,
Aft derfst mi liabn.
In (den) Wind spann ein
Und i ghör Dein!

Dem armen Freier.

Thua da d Wolkn melchn
Und di Holzböck (Schragen, Bank, Gestell) selchn;
Leicht vadeanst an Groschn,
Wann sd an Schab (Bündel Stroh) hast droschn;
Kannst a Stana siadn
Und zan Butta rüahrn
Nimm an Schwamm als Huet...
Aft hausn mer guet!

Mit blutendem Herzen.

Mit Nagl und Rosmarin
Stöck i ma's Miada voll,
Daß Kani nöt mirkn soll,
Wia-r-i valaßn bin.
Hiaz thue-r-i erscht recht und röd
Wia-r-in da liabstn Zeit —
A hamlani Schadnfreud
Gunn i Enk nöt!

Verlust.

Hiaz han i ka Büebl,
Hiaz is dö Welt laar,
Und kunnt i hiez wandern,
Ka Pinggl (Bündel) war mr zschwar.

Ka Weg war mr zwida
Und zfinsta ka Grabn —
Gang eahm bueßferti nach,
Kunnt i n Schatz wieda habn!

Und wann i 'hn daruefet,
Und kunnt er mi hörn —
Wias ehnta is gwesn,
Kanns do neama wern!

Klage.

Di Augnan hambs gnöthig
Und suachn eahnan Thal,
Ziachn Wassa wia d Wölklan,
Aft regnats a Wal.

Wia der Rach in d Heach steigt
Und von Berg rinnt da Bach:
Muaß der Heschezar (Seufzer) auffa,
Dö Zacher thalab.

Abneigung.

Di Stadtleut mag i nöt,
Send voller Zwidrikeit,
Send viel zviel krank zan lebn,
Zan liabn viel z viel gscheidt!
Sö schaugn si Berg und Gwänd
Von unt auf wia=r=in Mon(d),
Di Deandlan, grad vakehrt,
Von obn an.

Badeleben.

Was di Stadtleut than,
Wia s ban See unt san?
Wia sd no so kannst fragn —
Bist a Patsch!
Spat aufstean,
Spaziergngean,
Afin Schifferlfahrn
Grad als wia di Narrn;
Essn theure Sachn
Und a Schlaferl machn,
Alles umatragn,
Was zan Anziagn habn...
Und halt viel Tratsch!

Auf Kosten der Einfalt.

Wann er hoamkem wöllet,
Han i eahm fragn lassen —
Er hätt draußtn z schaffn,
Hat er ma sagn lassen.

Ob i eahm nachkem därfet,
Han i eahm schreibn laßn —
Er hat hintagschriebn,
Das söllt i bleibn lassn.

Er söllt nöt gar so fein,
So han i eahm bittn lassn,
Und er: was brochn war,
Das söllt i kittn laßn.

Und wia=r=aft s Kind is kömen
Han i eahms sechn laßn
Aft is er forscht (fort) von Ort
Und hat uns — grechn glaßn
(uns einfach uns selbst überlassen).

Guter Rath.

Vor da Pfaffn= und Saldatnliab,
Deandl, thue Di hüetn!
Schiabn s auf sönren (ihren) Stand,
Lassen Di blüetn.

Bauernweisheit.

Kann a Büabl Di gfreun,
Was no feucht hintan Ohr?
A Bam in sein Mias (Moos, Flechte).
Kimmt ma mannlicha vor.

* * *

s Liabn werd akem,
So steats wo in Gschriftn,
Bal d Nahtarin und Keßnarin
An Jungfraunbund stiftn.

* * *

Glab ja nöt, daß i s Lödisein
Dir öppa nöt vagunn,
Do moan i, s that a Weib Dir noath,
As wia ban Haus a Brunn.

* * *

Geah nur in (dem) Wasser nach,
Kimmst schon ins Thal —
Und dö Stadt laßt Di neama aus,
Hat s Di amal.

* * *

I halts mit da Sunn
Und i mag nöt die Stern —
Muaß alliwal dran denkn:
Mir (wir) ham no zviel Herrn!

* * *

Mir zan Ziachn, Des ban Zam,
Enk das Bier, uns in (den) Fam,
Uns di Schalln, enk die Kern —
Ja, so hätts uns halt gern!

* * *

An Palast hamer — hoast Hof,
Und a Villa hamer — hoaßt Huebn,
Und a scheani Gegend send gwiß a
Di Flötzbirn (Erdäpfel) und Ruebn!

* * *

Brot und Fleisch is va uns,
Grund und Bodn hamer...
Va Enk send di Moastn halt
Schreiber und Kramer.

* * *

Willst ma 'hn alrünni machn,
Mein Knecht? — Du vagißt,
Daß r va Dach hat mit mir
Und aus oana Schüßl ißt.

* * *

Haus und Hof steat wol no,
Lieg i selba scho draußt,
Und wanns mei Bua leichter hat,
Han i guet ghaust.

* * *

Von an ausdeanln Saldaln
Zan an eingwöhnln Bauer
Is oft der Weg lang
Und dö Arichting sauer.

* * *

Ja frali, in mein Jahrn
Is ma langsamer gfahrn —
Grad der Dampf, enker Deana,
Macht Enk dö Welt kleana.

* * *

In ra Stund wissen s z Wean,
Hamer öppa was than,
Aber s kimmt nöt auf dö Gschwindn,
Auf dö Botschaft kimmts an.

* * *

Kannst dr namla mitn Vielbeten,
Mitn Beichtn in da Gham (im Geheimen)
Zan Caplan an Steig austreten —
Ins Himmelreich kam (kaum).

Wie gefallen Euch diese Bauernliedeln? Haben wir hier nicht einmal das liebe Landvolk auf frischer That ertappt — beim Dichten? Es geht schämig dabei zu Werk, man kommt ihm selten dahinter und so zerbrechen wir uns die Köpfe, wie denn derlei vor sich gehen mag? Der aber ist in's Garn, will sagen, auf's Papier gegangen und zappelt jetzt, wie der Schmetterling im Netz. Man darf ihn nicht anrühren, 's ist des Goldstaubs wegen. Ein prächtiges Exemplar! — Wer ein's haben will, ein ganzes: Bei A. G. Liebeskind in Leipzig ist das Büchlein erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen.

Zwei Gattungen von Büchern sind es, welche die Kritik ihres Amtes entheben: Die grundschlechten und die in ihrer Art vollkommenen. Zu den letzten gehört — abgesehen von einigen leicht zu entschuldigenden Unsicherheiten in Schreibung der Bauernmundart — dieses reizende „Nix für unguet". Ich vergleiche es in der That am besten mit einem munter gaukelnden Schmetterling, an den ich mich ergötze, ohne daß ich es wage, ihn zu berühren. R.

Streiflichter.

Von Robert Hamerling.

II.

Der gedruckt vorliegende Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller ist ein Unicum der Weltliteratur und war in dieser Gestalt nur in Deutschland möglich. Nur als Deutsche konnten ein Paar schöpferische Geister ersten Ranges ihr Kunstbestreben in so grüblerischer, so abstracter Weise mitsammen erwägen, erörtern, kritisieren, wie hier Goethe und Schiller. Aber auch in einer andern Beziehung ist dieser Briefwechsel einzig: der Ton desselben hat bei aller Vertraulichkeit doch immer einen Anhauch von der Noblesse fürstlicher Häupter. Die Feinheit und das Zartgefühl dieser beiden Männer gegeneinander ist bewunderungswürdig. Aber das Interessanteste an diesen Briefen bleibt doch immer, zu sehen, wie viel bewußte Theorie die beiden Hochmeister der Poesie mit ihrer genialen Praxis verbunden haben. Ein hervorragend kritischer Geist war namentlich Schiller; seine Zergliederungen Goethe'scher Werke, z. B. des Wilhelm Meister, sind wunderbar. Für Jeden, der in den Geist der beiden Männer tiefer eindringen will, ist dieser Briefwechsel kaum zu entbehren. Auch der persönliche Charakter Beider tritt anschaulich daraus hervor. Schiller's scharfe, schneidige Natur, die mit der sprudelnden Gefühlswärme seiner Lyrik in so schroffem Widerspruche zu stehen scheint, Goethe's ruhig-klares, maßvolles, und dabei humanes Wesen, das von der Kälte und Sprödigkeit des Gemüths, die Manche in ihm finden wollten, so weit entfernt ist, und das höchstens für den Verdacht des Mangels völliger Offenheit manchmal einigen Raum läßt — sie zeigen sich nirgends sonst in so interessantem Gegensatz und verleihen dem Ganzen das charaktervollste Gepräge. Einen wohlthuenden Eindruck macht die im Allgemeinen von schöner Achtung und edler Sympathie zeugende Haltung der Beiden gegen wirklich bedeutende Zeitgenossen (wie Herder, Wieland u. A.); scharf und ablehnend ist sie nur gegen das Schlechte oder Bedenkliche, oder einer erklärten Gegnerschaft gegenüber. Auch der Xenienkampf, bei welchem in unsern Augen diese beiden Größten ihrer Zeit im Gefechte mit den Kleinen ein wenig einschrumpfen, war doch überwiegend defensiver Natur. Auch ist er im Allgemeinen ziemlich harmlos, nur einigen Gegnern, wie Nicolai, Reichardt, die bei unsern Olympiern wirklich viel auf dem Kerbholz hatten, wird schärfer zu Leibe gegangen. Widerspruch vertrugen sie nicht, diese beiden Olympier, und Kritik ließen sie sich höchstens Einer vom Andern gefallen. Beachtenswert ist es jedoch dabei, wie Schiller sich Goethen entschieden unterordnet, die Ueberlegenheit des größeren, genialeren Meisters begeistert anerkennt. Einen Ersatz für das, was die Natur ihm Goethen gegenüber in Beziehung auf höchsten künstlerischen Vollgehalt versagte, konnte Schiller indessen darin erblicken, daß es ihm, dem kranken Manne, gegönnt war, eines seiner epochemachenden Dramen nach dem andern gleichsam aus dem Aermel zu schütteln, während der gesunde, kräftige Goethe sich vielfach in seinen Bestrebungen zersplitterte,

Bedeutendes und Unbedeutendes langsam, zögernd, schwankend, stockend zu Tage förderte.

* * *

Lichtenberg gibt durch Wort und Beispiel ausgezeichnete Winke für schriftstellerische Gedanken-Genesis. Man muß ein aufmerksamer Zuschauer seines eigenen Lebens sein. Vitae tuae spectator esto. Und man muß so innerlich und äußerlich Erschautes treufleißig anmerken, d. h. zu Papier bringen, und solchen Aphorismen in ihrer Form die Unmittelbarkeit des individuellen Empfindens und Denkens lassen. So lernt man sein Eigenstes geben, und dies ist immer ein wahrhaft Originelles. Man muß Gedankenökonomie treiben. Lichtenberg selbst, Bogumil Goltz, Emerson und Andere verstanden sich darauf. Die Schriften des Letzteren hätten nie so geistgesättigt, so gehaltreich in sententiöser Kürze des Ausdrucks werden können, wären die Gedanken nicht meist schon in aphoristischer Form verzeichnet gewesen, bevor sie sich zu einem Essay gliederten, zu einem Buche zusammenschlossen.

* * *

Der Dichter entlehnt viele Züge dem wirklichen Leben und der persönlichen Erfahrung, aber es ist ein Unterschied, ob er dies der Wirklichkeit Entlehnte wie eine Pflanze mit den Wurzeln und ein bißchen Erdreich aus dem Mutterboden der Wirklichkeit herauszuheben weiß, so daß es lebendig anmuthend weitersproßt, oder ob er es welk und trocken und zerquetscht wie die Pflanzen eines Herbariums bietet.

* * *

Gogol's „Zauberer!“ Welche Phantasie! Traumhaft-ungeheuerliche Gebilde, Scenen und Gestalten von originellster Seltsamkeit, die sich mit einer gewissen Schwerfälligkeit aus der russischen Phantasie loszuringen scheinen, mit einer Art naiver Unbeholfenheit — dann aber titanisch und überwältigend dastehen! Welche tiefe, stimmungsvolle Naturanschauung! Diese märchenhaft-wundersamen Bilder der nächtlichen Scenerie am Dnieperstrom! Und wie dann erst das Gebirg, die Karpathen, in der Phantasie des Steppenbewohners zum Märchen wird! Alles wunderbar, wildfremd, traumhaft — und doch im Innersten lebendig — empfunden — angeschaut! — Dieser riesenhafte gespenstige Ritter auf dem Roß, der mit geschlossenen Augen im Mondlicht über die einsamen, himmelanragenden Gipfel der Karpathen reitet — nur bei Nacht sichtbar, während er im Tageslicht bloß als riesiger Schatten über die Berge gleitet — welch' ein unvergleichliches, unvergeßliches Phantasiebild!

Gogol ist die russische Volksseele in ihrer merkwürdigsten, poesiereichsten Verdichtung und Verkörperung! Man vergleiche als Seitenstück zum „Zauberer“ das grotesk-humoristische, grandios-phantastische, dabei originell-realistische „Weihnachtsmärchen!“ Reclam's Universal-Bibliothek würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie den bisher erschienenen Bändchen der Gogol'schen Skizzen noch viele weitere folgen ließe!

* * *

Wenn ein Dichter im engeren Sinne, der sich meist in gebundener Rede vernehmen läßt, zuweilen auch Prosa schreibt, Skizzen, Gedenkblätter, Studien veröffentlicht, so pflegt man das als eine ganz gewöhnliche und nicht im mindesten merkwürdige Sache hinzunehmen. In einzelnen Fällen aber — Gott weiß warum? — wird schon von dem bloßen Factum, daß ein Dichter auch Prosa schreibt, wunderviel Aufhebens gemacht, und der so Bevorzugte sieht mit Erstaunen das,

was er bietet, in seltsamster und widerspruchvollster Weise aufgenommen. Verräth er in seiner Prosa den Dichter, so heißt es: „Er ist zu sehr Dichter; er versteht nicht Prosa zu schreiben und sollte das lieber bleiben lassen.“ Hat er es aber so weit gebracht, als Prosaiker im Stil der Prosa zu schreiben, so sagt man: „Das ist Alles recht schön und gut und interessant, aber man vermißt in dieser Prosa den Dichter; diese Feuilletons hätte auch ein Feuilletonist, diese Essays auch ein Essayist schreiben können.“ Glaubt man witzige Sachen darunter zu finden, so ruft man im Tone des Vorwurfs: „So witzig, so leicht können auch Andere schreiben!“ Abgesehen davon, daß in dem scheinbar „Leichten“, was der Dichter schreibt, der Aufmerksamere doch wohl den Dichter oder den Denker finden würde, möchte ich fragen: Wenn ein Dichter wirklich im Stande ist, gelegentlich auch witzig zu schreiben, sollte man ihm dies nicht lieber zum Verdienst, als zum Tadel anrechnen? Und sollte man, statt zu constatieren, daß „auch Andere“ dies können, nicht lieber constatieren, daß auch er es kann? — Aber vielleicht entgeht der doppelschneidigen Waffe der Kritik, welche den Dichter als Prosaiker trifft, entweder weil er den Dichter verräth, oder weil er ihn nicht verräth, Derjenige, der in seiner Sammlung neben Stilproben, welche den Dichter verrathen, solche gibt, welche aus seinem reiferen Alter stammen, und in welchen er sich eines reineren Prosastils beflissen hat? Auch das hilft ihm wenig oder nichts. Denn da ein Recensent von Fach ein Buch — zumal wenn es vermischte Aufsätze enthält — nicht ganz zu lesen pflegt, so stößt er vielleicht zufällig bloß auf Proben der einen oder der andern Art und gestaltet darnach sein Urtheil. Und wenn der Kritiker, hier und dort einige Seiten lesend, merkt, der Autor schlage einen feuilletonistischen, leichten Ton an, so kümmert er sich nicht darum, ob der Autor im weiteren Verlaufe der Erörterung den Gegenstand nicht etwa doch vertieft, ihn gründlicher, bedeutender, sinniger, schlagender, origineller durchführt, als es Feuilletonisten zu thun pflegen. So kann es auch geschehen, daß der Eine die Sammlung für „leichte Waare“ erklärt, wie sie der Nächste, Beste liefert, während der Andere sie gelehrt, philosophisch findet — je nachdem er nämlich das Buch dort aufgeschlagen, wo der Autor vorläufig feuilletonistisch plänkelt, oder dort, wo derselbe der Sache tiefer auf den Grund zu gehen sucht.

* * *

Bei den Russen und Polen sind die Männer bekanntlich das schwache, die Weiber das starke Geschlecht. Die Schwäche der männlichen Naturen und den dämonischen Willenseinfluß der Frauen auf sie hat Niemand so maßvoll, so ohne Uebertreibung und Caricatur, in glaubhafter Naturwahrheit dargestellt wie Turgenjew. Am weitesten aber — bis zur Versenkung in tiefe Naturmysterien — geht in dieser Beziehung Turgenjew in der Novelle „Klara Militsch“, in welcher eine schwache Jünglingsnatur unwissentlich durch den Blick eines Mädchens von starker Willenskraft derart magnetisiert wird, daß der junge Mann von da an, obgleich er das Mädchen nicht liebt, ja von ihrem Wesen sich eher abgestoßen glaubt, unter dem Banne einer ihm unbegreiflichen dämonischen Macht steht, und daß das Mädchen, nachdem es sich aus Lebensüberdruß den Tod gegeben, ihn keine Ruhe finden läßt, bis er ihr in's Grab gefolgt. In der Art, wie Turgenjew die bis zur Katastrophe sich steigernde Nachwirkung jenes geheimnisvollen Einflusses psychologisch zu motivieren, überhaupt den seltsamen Stoff plausibel zu machen gewußt — eine besondere Tiefe der Anschauung verräth

sich von S. 81—87 der Henckel'schen Uebersetzung (München 1884) — liegt das Geniale dieser Erzählung, welche aus den letzten Lebensjahren des Dichters stammt.

* * *

Grillparzer äußert in seiner Selbstbiographie, daß er sich „trotz allem Abstande denn doch für den Besten halte, der nach Goethe und Schiller gekommen.“ In diesem Punkte war Grillparzer das Opfer einer Selbsttäuschung. Auf Goethe und Schiller folgt in der Rangordnung des deutschen Parnasses zunächst — Niemand. Der dritte Platz ist eben leer. Dann folgen, in weiterem Abstande, Jean Paul und Heine, die beiden genialsten Romantiker jenen beiden Classikern gegenüber, bei welchen aber das Romantische — und dies steigert ihre Bedeutung, statt sie zu verringern — auch schon den Keim der Selbstauflösung in sich trägt: jenen Humor, jene Ironie, jenen kaustischen Witz, der diese beiden Männer vielleicht zu den beiden geistreichsten Menschen stempelt, die je gelebt. Nach diesen genialen Geistern von gewaltig packender Eigenthümlichkeit folgt eine Gruppe von sehr interessanten und bedeutenden Dramatikern, die es aber weder zu einer Geltung in der Weltliteratur gebracht, noch auf die nationale Schaubühne ihres eigenen Volkes einen erheblichen Einfluß geübt: und hier erst ist neben H. v. Kleist, Grabbe, Hebbel und Anderen Grillparzer zu nennen.

* * *

Ein Dichter bemerkte im Nachwort zu einer theilweise philosophischen Dichtung, Meisterwerke wie Dante's „Göttliche Komödie“ oder Goethe's „Faust“ würden durch die Arbeit der Commentatoren ihrem Ideengehalte nach allmählich völlig gedeutet und erklärt; Werke der Epigonen aber könnten schon ihrer Anzahl wegen auf eine so liebevolle Vertiefung der Erklärer keinen Anspruch machen, und so müsse und dürfe bei diesen wohl der Autor sein eigener Commentator sein. Auf diese Aeußerung hin sagte ein Recensent dem Publikum, der Autor habe — sich mit Dante verglichen! — Derselbe Autor trat im Vorwort zu einer Sammlung von Prosa-Aufsätzen der Meinung Derjenigen, welche glauben, daß ein Lyriker, Epiker, Dramatiker sich etwas vergebe, wenn er dann und wann auch einen Prosa-Artikel in einem Blatte veröffentlicht, mit der Bemerkung entgegen, sogar Goethe und Schiller hätten es nicht unter ihrer Würde gehalten, journalistisch thätig zu sein. Gleich war auch hier ein Recensent mit der spöttischen Bemerkung zur Hand, der Autor habe sich — unbescheidener Weise auf Goethe berufen! Wenn Jemand sagt: „Sogar Dieser und Jener hat es nicht unter seiner Würde gehalten, das zu thun, wie sollte ich es unter meiner Würde halten?“ so beruht offenbar die Beweiskraft dieses Arguments gerade auf der Betonung des Abstandes, welcher den Sprecher von jenen Größen trennt. Das wußte besagter Recensent recht gut, er escamotierte aber jenes „sogar“, als hätte der Autor sich neben Goethe gestellt, oder als hätte er sich rühmen wollen, daß ihm der Uebertritt auf das Gebiet der nackten Prosa so gut gelungen, wie Goethen: während es sich einfach nur darum handelte, ob, nachdem sogar Goethe und Schiller sich journalistischer Thätigkeit nicht geschämt, wir Anderen uns derselben zu schämen brauchen? — Ich bin der Meinung, daß ein Kritiker niemals seine Zuflucht nehmen sollte zur Unehrlichkeit und zur Verdrehung der Thatsachen.

* * *

E. T. A. Hoffmann's Märchen und einige seiner Novellen werden immer zu den merkwürdigsten und

originellsten Leistungen der deutschen Literatur gehören. Freilich nicht für Leser, welche in den ersteren nur form- und sinnlose Gebilde eines verbrannten Gehirns, Visionen einer aberwitzigen Phantasie erblicken! Wohl aber für Solche, welchen der Sinn und Zusammenhang dieser Schöpfungen klar wird, welche ein Verständnis dafür haben, wie schön und wahr, wie phantastisch und realistisch z. B. im „Meister Floh" durch Pepusch und Dörtje (Fackeldistel und Tulpe) die Blüte des vegetativen, durch Peregrinus die des Gemüthslebens sich erschließt! Wie sinnvoll vermittelt ist diese höchste Blüte durch das göttliche Princip der Natur, den Karfunkel! Wie tiefsinnig und wie drollig zugleich spiegelt sich in dem Egelprinzen das gemein-sinnliche, jenem feindseligen Princip, in dem schwebenden Genius Thetel aber das unentschiedene Hin-und-herschwanken, das ohnmächtige Sichaufschwingen und Wiederzurücksinken der oberflächlichen, seichten und dabei anmaßenden Naturen! Mit welchem schlagenden Humor stellt in den beiden Mikroskopikern, Leuvenhoek und Swammerdamm, die gemüthlose Handhabung der Naturmächte sich dar, welche diesen zwar Manches von ihren Geheimnissen abringt und sie bis zu einem gewissen Grade sich dienstbar macht, mit ihren gelehrten Künsten aber gegen die wahre innere Magie des mit der Natur in wunderbarem Rapport stehenden Gemüthes nicht aufkommen kann! — Das sind Märchen-Symbole, „Allegorien", wenn man will — nun ja; aber wo bleibt der „Aberwitz"?

Wenn der ehrsame Frankfurter Bürger Peregrinus Tyß zugleich der mächtige Geisterkönig Sekakis ist, — wie sich ja bei Hoffmann z. B. auch Archiv-Directoren finden, welche zugleich indische Geisterfürsten sind — so ist das nicht eine bizarre Laune der dichterischen Phantasie, sondern es ist eben nur die sinnige Andeutung der bizarren Contraste, die sich in der Natur und Wirklichkeit selber zusammenfinden. Auch in der Wirklichkeit ist das derb Realistische und das poetisch Ideale, das Philisterhafte und das Romantische, Märchenhafte oft dicht beisammen, ja, in einander verwoben und verfilzt. Kann ein Archivdirector Poet sein, wie Grillparzer, warum nicht auch Geisterfürst und Naturbeherrscher, wenn er die göttliche Magie des Gemüthes in sich entwickelt?

Es liegt eine Art Selbstironie der Natur in diesen Gegensätzen, und diese der Natur selbst nachgeahmte Ironie war ein hervorstechender Charakterzug Hoffmann's. Wie verschieden aber ist diese Ironie noch immer von der eines Heine! In Heine's Ironie hat der verneinende Witz schon das entschiedene Uebergewicht über die romantische Bejahung des Ideals, wenn auch die Nachklänge der Romantik in Heine vielleicht das Genialste und das Bleibendste sind, was die deutsche, romantische Literaturepoche geschaffen. Aber in der Form, im Ton, erinnert die Heine'sche Ironie an die Hoffmann'sche oft in frappanter Weise, und es ist nicht zu verkennen, daß Hoffmann stark auf Heine gewirkt hat.

* * *

Zu dem Fatalsten, was einem Dichter oder Schriftsteller begegnen kann, gehört es, wenn er in den Ruf kommt, jungen, literarischen Talenten förderlich zu sein. Wer gemüthlich und heiter-gesellig in der Welt lebt, der kann vor Einzelnen seine Thüre verschließen, ohne am Rufe seiner Gemüthlichkeit eine wesentliche Einbuße zu erleiden. Wer aber durch Gesundheitsumstände oder sonst zur Zurückgezogenheit verurtheilt, und verhindert ist, unter die Leute zu gehen, der kann diese um so weniger abweisen, wenn sie an seine Thüre klopfen, und es bleibt ihm, will er den durch die Zurückgezogenheit verschuldeten Ruf der Menschenfeindlichkeit nicht bis auf's

Aeußerste gesteigert sehen, nichts übrig, als immer nach Kräften zu thun, was man von ihm will. So vor Allem der Schriftsteller. Die jungen Talente heischen von ihm guten Rath, Empfehlungen an Redactionen, an Verleger Recensionen, wenn nicht gar Vorreden zu ihren Werken. Sie bilden sich ein, ein Wort von ihm müsse ihnen die Pforten der Oeffentlichkeit angelweit öffnen, eingeführt von ihm müßten sie mit offenen Armen empfangen werden. Der so in Anspruch Genommene kann begreiflicher Weise nicht Allen, ja nur Wenigen sich gefällig erzeigen, wird also, während er sich Einen verpflichtet, ein Dutzend beleidigen müssen. Nehmen wir nun an, er empfehle einen strebsamen Jüngling, dessen Talent ihm entwicklungsfähig scheint, dem Publikum mit einigen Worten. Was ist die Folge davon? Der unter der Aegyde des älteren Schriftstellers in die Oeffentlichkeit tretende Neuling sieht sich plötzlich zu seinem Erstaunen von so viel erklärten Feinden umgeben, als sein Schutzherr deren hat; diese sind sofort die Seinigen und lassen ihn durch ihre Reihen förmlich Spießruthen laufen. Kein Wunder, wenn der Jüngling gegen den Gönner, dem er statt des gehofften freundlichen, einen so unfreundlichen Empfang in der Oeffentlichkeit verdankt, sofort sehr merklich abgekühlt wird. Inzwischen findet die Kritik, daß der Neuling ein Nachahmer seines Gönners ist und benützt diese Gelegenheit, bei der Besprechung des Ersteren dem Letzteren einen Hieb zu versetzen. Ferner macht sie diesen für alle Fehler des Clienten bis in's Kleinste verantwortlich. Was hilft es, daß er diesem Dichter-Jüngling, wie vielen Anderen, manch' ernste, strenge Rüge hat zu Theil werden lassen? Wissen sie Alle doch nur von schmeichelhaftem Lobe zu erzählen, das man ihnen und ihren Versuchen gespendet! — Uebrigens kommt ein solcher Jüngling unter allen Umständen von der Schwärmerei für seinen Gönner und Meister bald zurück; er wird naseweise und blasiert im Zeitgeschmack, und geht dann mitunter dem früher verehrten Meister in öffentlichen Kritiken scharf zu Leibe. Es ist auch schon vorgekommen, daß Einer sich von dem „verehrten Meister" die Briefe und Verse zurückerbat, die er in jugendlichem Enthusiasmus an ihn gerichtet. Alles das ist indessen zu ertragen. Glücklich, wessen trübe Erfahrungen hiemit abschließen! Es kann aber noch weit ärger kommen. Es kann sich unter den in Rede stehenden Jünglingen ein wunderlicher Heiliger befinden, der noch ein paar Jahre des Meisters und Gönners mit einer gewissen Wärme eingedenk bleibt und dabei auf den unglückseligen, verhängnisvollen Einfall kommt, über denselben ein achtungsvolles Feuilleton in irgend einem Blatte zu veröffentlichen. Er sagt darin vielleicht nicht mehr zum Lobe desselben, als mancher Andere auch schon gesagt hat oder sagen würde. Aber der Artikel schlägt wie eine Bombe in den Literaten- und Journalistenkreisen ein. Jetzt weiß man, warum X. junge Talente protegiert! Es geschieht, damit solche hernach in Journalen über ihn schreiben! Er sendet sie als Apostel seines Ruhmes in die Welt! — Wer bei Förderung jugendlicher Talente nicht allen Egoismus abgethan, wer nicht bereit ist, solch' menschenfreundlichem Thun neben dem Opfer an Zeit und Mühe auch eines an seiner Ehre zu bringen, der lasse sich lieber ungemüthlich und einen Menschenfeind schelten und weise jedem strebsamen Jüngling, der sich mit Manuscripten bei ihm einfindet, höflich die Thüre.

Die steierischen Minnesinger.

Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte von Heinrich Noë.

(Schluß.)

Haben wir im vorigen Hefte Herrand von Wildonie als epischen Dichter kennen gelernt, so werden wir nicht irre gehen, wenn wir ihm auch die drei Lieder zuschreiben, die in der Pariser Handschrift von Liedern deutscher Minnesänger unter dem Namen: „Der von Wildonie“ aufgezeichnet sind. Sie zeigen Anklänge an Walther von der Vogelweide und Ulrich von Liechtenstein und zeichnen sich durch ein lebhaft ausgeprägtes Naturgefühl und durch leichte Anmuth aus.

Das I. Lied ist ein Winterlied. Der Dichter meint, er könnte trotz des Winters sich und anderen zum Troste singen, wenn nicht die Liebessehnsucht wäre; und er singt auch zum Preise Aller, die an Ehre und Treue festhalten. Im II. Lied vereinigt er das Lob des Frühlings mit dem Preise seiner Herrin und knüpft daran die Bitte um Erhörung. Das III. ist wieder ein Frühlingslied, in welchem der Dichter mit der schönen Natur das auch von anderen Minnesängern gepriesene weibliche Ideal, Schönheit verbunden mit Herzensgüte, vergleicht.

Der von Wildonie.

I.

Lieber Sommer, nun sind die Blumen alle
Ganz verschwunden und das Grün der Heide
Wich dem Winter. Ob's uns auch mißfalle,
Er beraubt uns doch der Augenweide;
Schnell auch Alles er bezwang,
Daß die Zeit den Vögelein
Leider wird zu lang.

Doch er kann mich nicht so sehr bezwingen,
Daß ich nicht sollt' helfen Freude mehren
Und voll Lust aus freiem Herzen singen.
Solches kann der Geist das Herze lehren.
Ach, was sprech' ich Thor doch da!
Drückt' nicht Liebessehnsucht mich,
Besser säng' ich ja.

Wohl Denen, die stets Ehr' und Tugend minnen
Und die fest an rechter Treue halten!
Die lob' ich mit allen meinen Sinnen
Und wünsch' ihnen Glück bis in das Alter;
Sei es Greisin, sei es Greis,
Glücklich soll'n sie immer sein
Und voll Ehr' und Preis.

II.

Der Lenz mit aller seiner Schöne
Ist wiederkommen,
Und die lichten Sommertage, so heiter und so lang;
Das Vöglein auch singt süße Töne.
Ich hab' vernommen
Von der lieben Nachtigall den wonniglichen Sang;
Sie freuet sich, daß Wies' und Wald
So wonniglich sind anzuschauen:
Auch ich mich freu' ob meiner Frauen
So herrlicher Gestalt.

Ach, wenn's geschäh' zu meinem Heile,
Und könnt' es sein,
Daß die Minnigliche ihre Liebe mir zuwende,
Wenn das mir würd' zu Theile
Von der Frauen mein,
Dann wär' all' mein Leid und alle meine Sorg' zu Ende.
O süße Minne, füg' es so,
Bring' mich in der Liebsten Nähe,
Und daß sie mich nicht verschmähe:
Dann bin ich gar so froh.

Ohn' allen Fehl ist meine Fraue,
Ein holdes Weib,
Von hehrer Wohlgestalt und jedes Makels frei.
Minne, mach, daß ich erschaue
Dies holde Weib:
So würd' ich liebeskranker Mann bald aller Sorgen frei.
Ihr Mündlein, das ist rosenfarb,
Ihr Wänglein weiß und roth mitunter,
Ihre Schönheit wie ein Gotteswunder.
Ich liebe sie, fürwahr!

III.

Laßt uns Freud' und Lust empfangen,
Männer und Ihr Frau'n!
Trauern wollen wir verbannen,
Denn ich habe dürfen schau'n
Unsers Lenzes hellen Schein;
Man hört in den Auen singen
Liebe, kleine Vögelein.

's freuet sie der Glanz der Sonne,
Wenn sie über'm Berg aufgeht.
Und was gleichet sich der Wonne,
Wenn im Thau die Rose steht?
Niemand als ein schönes Weib,
Die mit wahrer Frauengüte
Wohl kann zieren ihren Leib.

In den Augen hebt sich Liebe
Und dringt tief in's Herze mein.
Heimlich spricht die Lieb' zur Liebe:
„Dürft' ich, Liebe, bei Dir sein!" —
Dieses Lied hat Euch gesungen
Von dem Wald ein Vögelein.

Der dritte steierische Minnesänger ist der von Stadegge. Unter diesem Namen enthält die Pariser Liederhandschrift drei Lieder, deren Verfasser mit vollem Rechte in dem steierischen Adelsgeschlecht von Stadeck gesucht wird, das durch zwei Jahrhunderte in Steiermark und Oesterreich blühte und am Anfange des 15. Jahrh. in dem gräflichen Hause der Montfort-Bregenz erlosch, indem der Sohn des Dichters Hugo von Montfort die Erbtochter von Stadeck heiratete. Die Herren von Stadeck, ein jüngerer Zweig der steierischen Ministerialen von Landesere, hatten ihre Stammburg in der Nähe von Graz, von der nur äußerst unbedeutende Mauerreste auf einem Hügel bei dem bekannten Huber-Wirtshause bei Andritz-Ursprung sichtbar sind. Rudolf II. aus diesem Hause, der 1243 zuerst urkundlich erscheint, wird mit gutem Grunde als unser Dichter angesehen. Er war vermählt mit Anna von Mahrenberg. Auch die Stadecker Rudolf II. und sein Bruder Leutold nahmen an der Erhebung der Steirer gegen die Ungarn an der Seite Ottokar's theil. In einer Urkunde von 1261 wird Rudolf in Gemeinschaft mit Ulrich von Liechtenstein zum letzten Male genannt. Ein älterer Bruder Rudolf's war Abt von Rein, seine beiden jüngern Brüder spielen in der Zeit der Kämpfe Ottokar's mit Rudolf von Habsburg auf des letzteren Seite eine bedeutende Rolle.

In der deutschen Literaturgeschichte wird der Namen der Stadecke außer in der Pariser Liederhandschrift noch zweimal genannt, und zwar einmal in den Schlußversen der Münchner Handschrift von Veldekens Eneit, in denen ein Rudolf von Stadekke als derjenige bezeichnet wird, der sich das Buch hatte abschreiben lassen; das zweitemal begegnet uns der Name eines späteren Sprossen des Hauses, nämlich des im Jahre 1367 verstorbenen Leutold II., auf den Peter von Suchenwirt ein Ehrengedicht machte.

Die vom Stadecker erhaltenen drei Lieder zeigen zwar kein besonderes Talent, aber es herrscht doch eine gewisse Lebendigkeit und Frische der Naturanschauung in denselben. Eine unglückliche Liebschaft dürfte wohl den Stadecker zum Dichter gemacht haben. In manchen Wendungen kann man den Einfluß Walther's von der Vogelweide, sowie Anklänge an Ulrich von Liechtenstein nicht verkennen, während anderseits in Bezug auf liebevolle Naturbetrachtung, Syntax und Stil der Wildonier und der Stadecker einander sehr nahe stehen. Lied I. ist ein Winterlied, in welchem der Dichter seine unerhörte Liebe beklagt und ebenfalls den Gedanken ausdrückt, daß Schönheit ohne Herzensgüte keinen Wert hat. Lied II., ein Frühlingslied mit fehlender Schlußstrophe, zeigt am deutlichsten des Dichters lebendiges Naturgefühl. Lied III. ist ebenfalls ein Frühlingslied; aber die Freude, die Alles im Lenze fühlt, steht in traurigem Gegensatze zu des Dichters aussichtsloser Liebe.

Der von Stadecke.

I.

Winter und Ihr, Herrin mein,
Was hab' ich Leides Euch gethan,
Daß Ihr mich also lasset sein
Ohne Freud' und ohne süßen Wahn?
Schnee und Frost und Nebel, die verschmerzt' ich wohl;
Doch das Leid, das schwer mich drückt,
Ist, daß niemals ich Euch sehen soll.

Daß ich nicht ergeben ganz und gar,
Ihr, die so minniglich zu schau'n,
Dies zu sagen, wäre falsch fürwahr;
Denn ich lieb' sie mehr als alle Frau'n.
Wollte Gott sie liebt' mich mehr als jeden Mann!
Daß mein Herz ihr treu ergeben sei,
Niemand je verhindern kann.

Wer schuf Euch so schönen Leib
Und ohne Güte doch das Herz?
O, wie könnt Ihr, hartes Weib,
Mir bereiten so viel Schmerz?
Ihr könntet zwingen einen Thoren so wie mich,
Daß er, vergessend guter Sitt',
An Euch sich räche grausamlich.

Ohne Güt' gilt Schönheit nicht;
Wie hoch die Frau, die beide hat!
O, wie lieb es dem geschieht,
Der Gnad' bei ihr gefunden hat,
Daß seine Freud', sein Leid ihr nah' zum Herzen geht!
Weibes Schönheit freut uns wohl,
Doch Frauengüte höher steht.

II.

Kommet, Mägdlein, helft mir singen,
Loben des süßen Lenzes Herrlichkeit!
Seine Kraft, die sieht man dringen
Auf zur Sonn', durch's grüne Laub so weit.
Alle, die der Welt sich freuen,
Sah'n noch niemals einen Maien,
Der von reich'rer Farbe trug ein Kleid.

Wohl den Vögelein, den kleinen,
Wohl der Heide, wohl dem Frühlingstag!
Uns zur Freude soll er scheinen!
Blumen sprießen, wo jüngst Schnee noch lag;
Nicht in Noth sind auch die Rosen,
Sind mit Röthe übergossen,
Wie es wohlgefällt dem grünen Hag.

III.

Uns wird ein heller Sommer kommen
Mit schönen Blumen wonniglich;
Der Vögel Sang hab' ich vernommen,
Mit Farben schmückt die Heide sich.
Voll Freud' begrüßt die Nachtigall
Den Lenz mit lieblichem Gesange,
Da's nun grünet überall.

Und grün' die Heide noch so schön,
Doch thu' ich's lieben Frauen kund,
Daß süßer Freuden viel entgeh'n
Mir ließ ein Weib so manche Stund',
Dessen Dienst ich mich geweiht;
Denn von Ritterdienst, Ihr holden Frau'n,
Weiß sie leider nicht Bescheid.

Gott geb' ihr Glück und Ehre viel,
Gott geb' ihr manchen guten Tag!
Aus ihrem Dienst ich scheiden will.
Wenn sie auch Leid mir schuf und Plag',
Will ich dennoch wünschen ihr,
Daß ihre Lieb' nicht den Lohn finde,
Wie sie gelohnet meine mir.

Der Vierte in der Reihe der steierischen Minnesänger ist der von Sounegge, wie ihn die Pariser Liederhandschrift nennt und den sie sogleich auf den Wildonier folgen läßt. Er ist jedenfalls ein Angehöriger jenes mächtigen Geschlechtes der Freien von Saneck, dessen Anfänge mit der größten Wahrscheinlichkeit auf die Grafen von Soune-Friesach-Zeltschach zurückgeführt werden. Von ihrer im Sannthal bei Fraslau gelegenen Burg Saneck, welcher Name auch Souneck oder Suneck lautete, sind nur mehr kümmerliche Reste erhalten. Unser Dichter dürfte nach der Ansicht der meisten Forscher wahrscheinlich jener Konrad von Souneck sein, der mit Ulrich von Liechtenstein auf dem Turnier in Friesach 1224 kämpfte und der durch seinen Sohn Ulrich der Großvater jenes Friedrich von Souneck war, welcher 1341 vom Kaiser Ludwig zum Grafen von Cilli erhoben wurde. Er wird urkundlich von 1222—1241 angeführt.

In den politischen Verwicklungen des österreichischen Interregnums wird zwar nirgends der Name der Sanecker genannt, aber man kann doch annehmen, daß dieselben als Verwandte der Heunburger, Pfannberger, Pettauer, Mahrenberger der allgemeinen Strömung werden gefolgt sein. Und dies würde seine Bestätigung finden, wenn wir der Ansicht des jüngsten Forschers über die steierischen Minnesänger beipflichten, der in dem Sunecker der

Pariser Liedersammlung nicht Konrad I. von Saneck, sondern einen seiner drei Söhne finden möchte, die 1276 noch lebten. Da nämlich eines der Lieder des Sanecker's große Aehnlichkeit mit einem Liede des thurgauischen Dichters Walther von Klingen hat, der Rudolf von Habsburg auf seinem Zuge nach Oesterreich begleitete, und mit dem die Sanecker daher nur in dem Heere Rudolf's vor Wien bekannt geworden sein könnten, so müßte demnach auch eine Betheiligung der Sanecker an dem Kampfe Rudolf's gegen Ottokar angenommen werden.

Die drei Lieder des Sanecker's verrathen zwar keine hervorragenden dichterischen Eigenschaften, tragen aber immerhin noch die Zeichen der guten Zeit der mittelhochdeutschen Lyrik an sich. Charakteristisch ist, daß dieser Dichter fast gar kein Naturgefühl zeigt. Im I. Liede, in dem der Dichter die Herrin um endliche Erhörung seiner treuen Liebe anfleht, werden die von mittelhochdeutschen Dichtern häufig geschmähten Merker, jene ärgsten Feinde heimlicher Liebe, erwähnt. — Im II. Liede, einem Winterliede, sagt der Dichter ausdrücklich, daß ihn die mit Blumen und Klee gezierte Flur nie gefreut habe; übrigens werden die Drangsale, welche Wald und Heide im Winter zu leiden haben, durch die Ankunft des Lenzes beendet, während er immer ohne Trost sei, so lange seine Herrin ihn verschmähe. — Im III. Liede besingt der Dichter die Schönheit und Reinheit seiner Herrin und gebraucht den auch bei andern mittelhochdeutschen Dichtern nicht seltenen zweizeiligen Refrain.

Der von Sounecke.

I.

Für die lieben Sommertage
Hatt' ich Freud' mir viel gedacht;
Doch es kommen Leid und Plage,
Die die Liebe mir gebracht.
Sie verschmäht mein treues Dienen;
Traurig hat das meine Mienen
Und betrübt mein Herz gemacht.

Denk' ich an ihr frohes Lachen,
Das mir drang so tief in's Herz,
Soll mir das nicht Freude machen,
Wenn ich lieblich sie voll Scherz
Lachen sah? Mir ward's mißdeutet.
Merker, daß Ihr nie Euch freutet!
Durch Euch leid' ich diesen Schmerz.

Frau! laßt Gnad' von Euch erbitten,
Wollet gnädig mir doch sein!
Macht durch Eure höf'schen Sitten
Freudig bald das Herze mein!
Laßt die Frau den Freund verderben,
Muß in ihrem Dienst ich sterben,
Lindert sie nicht meine Pein.

II.

Nun hat Reif und Schnee verschwendet
Ganz des lieben Maien Blüte,
Wald und Heide man nun öd' erblickt;
Doch ist ihre Noth geendet,
Wenn erscheint des Sommers Güte.
Ich jedoch hab' andre Freude nicht
Als die eine, wenn die Gute
Stillet meines Herzens Weh:
Dann leb' ich in freud'gem Muthe,
Denn mich freuten Blumen nie noch Klee.

Mit der Schönheit Allgewalt
Hat die Süße, Segensreine,
Tief in Herzenskummer mich gebracht.
Ihre Kraft ist mannigfalt;
Sie, die gern ich nennt' die Meine,
Will, daß ich vor Lieb' verschmacht'.
Wollte sie in süßer Stunde
Mir doch einen Kuß nur geben
Mit ihr'm rosenrothen Munde!
Dieser Hoffnung möcht' ich immer leben.

III.

Viel süße Minne, hast mich so bezwungen,
Daß weih'n mein Leid ich muß der Minniglichen,
Nach deren Lieb' mein Herz bisher gerungen!
Durch meine Augen kommt sie sanft geschlichen
So tief in's Herz mir, lieblich bis zum Grunde;
Denn außer Gott hat Niemand je erfunden,
So lieblich Lachen von so rothem Munde.

Wo sah man je ein Weib von solcher Güte
In Welschlands und in Deutschlands weiten Reichen?
Wie Engel keusch und rein auch im Gemüthe
Gibt's in der ganzen Welt nicht ihresgleichen.
Wo könnt' ich wohl ein hold'res Weib erkunden?
Denn außer Gott hat Niemand je erfunden
So lieblich Lachen von so rothem Munde.

Als ich zum erstenmal erblickt' die Minnigliche,
Wähnt' ich, daß sie ein schöner Engel wäre;
Ich dachte, daß nichts meiner Freude gliche.
Und doch, wie drückte mich der Sehnsucht Schwere!
Wie ward mit Liebesfesseln ich gebunden!
Denn außer Gott hat Niemand je erfunden
So lieblich Lachen von so rothem Munde.

Auf den Sunecker folgt in der Pariser Lieder-Handschrift der von Scharpfenberc, ebenfalls ohne Angabe des Vornamens. Das Geschlecht der Herren, nachmals Grafen von Scharfenberg gehört eigentlich nach dem Herzogthum Krain, wo sich ihre Stammburg befindet; es ist aber in die Geschicke der angrenzenden Länder Kärnten und Steiermark so eng verflochten, daß man die Glieder desselben als Angehörige aller drei Länder betrachten kann. Für's dreizehnte Jahrhundert sind vier Brüder Scharfenberg aus den Urkunden bezeugt: Heinrich, Liutpold, Wilhelm und Ulrich. Vielleicht war der Zweite, Liutpold, unser Dichter. Er war ein Zeitgenosse Ulrich's von Liechtenstein und wird in der Chronik Ottaker's verständig in Worten und Werken genannt. In der Fehde, die 1258 zwischen den Anhängern des abgesetzten Erzbischofs Philipp von Salzburg und denen des an seine Stelle erhobenen Ulrich von Seckau ausbrach, führte er die Kärtner und brachte den Steirern bei Rastatt eine schwere Niederlage bei.

Die zwei Lieder, die uns von dem Scharfenberger erhalten sind, zeigen ganz den Charakter der Reigendichtung Neidhart's von Reunthal. So ist gleich das erste Gedicht Scharfenberg's, man könnte sagen, fast ganz dem Neidhardt entlehnt. Der Dichter führt Mutter und Tochter im Gespräch an, wie erstere das junge Mädchen durch eine unverblümte Warnung vor den Folgen der Minne vom Tanz zurückzuhalten sucht, während die Tochter, unbekümmert um die ernsten Worte der Mutter, der dumpfen Stube entflieht und fröhlich dem Tanze auf grüner Heide und ihrem Geliebten entgegenspringt.

Auch das zweite Gedicht steht jenen Neidhart'schen Reigen sehr nahe, welche ein Zwiegespräch der Mädchen über ihre Liebhaber enthalten.

Der von Scharpfenberc.

I.

Lieber Mai, sei uns willkommen,
Da Du Trauern hast benommen
Manchem, das den Winter her mit Sorgen hat gerungen.
Dem Wald ist's wohl gelungen,
Steht da gar sehr besungen.

„Diese Kunde macht mir Freud',"
Sprach da eine lust'ge Maid.
„Wer wird mir's nun wehren, daß ich gehe Blumen pflücken,
Mit ihnen mich zu schmücken,
Beim Tanz mich zu entzücken?"

„Tochter, laß das Tanzen sein,
Höre auf die Lehre mein;
Mich bedünket, Du verlangest gar zu sehr nach Minne.
Du bist nicht recht bei Sinne;
D'rum lieber bleib hier inne."

„Ich sehe wohl, Ihr hütet mein,
Da ich hier soll bei Euch sein.
Wisset, da ich dies nun weiß, daß Ihr mich so behütet,
Umsonst Ihr Euch bemühet."
So sprach sie lusterglühet.

„Und ist meine Müh' verlorn,
Hab' ich guten Grund zum Zorn;
Folge mir zu Deinem Nutzen, hüt' Dich vor der Wiegen!
Die Männer können lügen;
D'rum laß Dich nicht betrügen."

„Ich hüt' mich vor der Wiegen nicht,
Was immer mir dabei geschieht.
Dem ich hold im Herzen bin, dem soll's bei mir gelingen.
Nach langem, schweren Ringen
Will ich ihm Freude bringen."

„Ihm machst Du Freud' und Kummer Dir;
Laß es doch aus Lieb' zu mir."
„Mutter, nein, Ihr rathet viel zu spät zu meinem Heile."
Hinaus sie sprang in Eile.

II.

Zwei Gespielen klagten
Mitsammen gar so sehr;
Von ihrer Lieb' sie sagten
Einander die Beschwer.

Die Ein' zur Andern sprach:
„Groß Leid' und Ungemach
Benimmt mir ganz die Sinne;
Der Freud' werd' ich nicht inne,
Seit ich den Liebsten nicht mehr sah."

„Deine Rede macht mir Pein,"
Sprach die And're dann;
„Traut Gespielin mein,
Auch mir die Freud' zerrann:
Ich hab' den Mann verloren,
Den ich mir auserkoren
Vor Allen, die da waren.
Wie schön ist sein Gebahren!
Mir zum Leid ward er geboren."

Die Dritte kam gegangen,
Setzt' hin sich zu den Zwei'n;
Sie ward nicht wohl empfangen,
Sie hießen geh'n sie heim:
„Geh' hin zu Scherz und Freud'
Und laß uns unser Leid;
Du kannst der Freude walten,
Dein Lieb' will Dich behalten;
D'rum bist Du auch so hocherfreut."

„Wohl seh' ich, daß ihr Beiden
Mir neidisch seid gesinnt,
Ich will d'rum von Euch scheiden;
Doch dies ich Euch verkünd':
Ihr seid des worden inn',
Warum so froh ich bin;
Was immer mir mag dräuen,
Ich will doch stets mich freuen,
Da er mich liebt mit treuem Sinn.

Ich bin es worden inne
An dem gar werthen Mann,
Daß er mit treuem Sinne
Nur Liebes thun mir kann.
D'rum bin auch ich ihm hold,
Geb' ihm der Minne Sold.
Auch schwör' ich einen Eid:
Er thät' mir nie ein Leid,
Er ist mir theurer noch als Gold."

Das waren die fünf Steirer, die an der höfischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts Antheil hatten.

Aus meiner Darlegung ergab sich Berührung der steirischen Dichter mit andern mittelhochdeutschen Dichtern. Und wenn die beim Sunecker angeführte Ansicht richtig ist, so könnte man auf eine seit 1276 herrschende Rückströmung des literarischen Einflusses von Osten nach Westen schließen. Dieser Einfluß ließe sich leicht erklären durch die Berührungen, welche seit dem ersten Zuge Rudolf's von Habsburg nach Oesterreich zwischen den in seinem Heere befindlichen zahlreichen schweizerischen und schwäbischen Rittern und der Ritterschaft der östlichen Länder stattgefunden haben. Eine Wirkung dieser nach Westen gehenden Mittheilung ostländischer Dichtungen wäre dann nicht nur die rühmende Erwähnung des Wildoniers im Renner von Hugo v. Trimberg, des Suneckers in der Zimmer'schen Chronik (falls man den dort erwähnten Namen so deuten darf), sondern auch die umfangreiche Berücksichtigung, welche gerade die Dichter des Ostens in der drittältesten Liederhandschrift, der Pariser, gefunden, so daß man sagen kann, daß wir dem Zuge Rudolf's nach Oesterreich auch die Erhaltung der Lieder des Wildonier's, Stadecker's, Sunecker's und Scharfenberger's verdanken.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert ist der Minnegesang sodann auch in Steiermark verstummt. Das Leben war zu ernst und rauh geworden und die politischen Zustände ließen dem Adel Oesterreichs und Steiermarks nicht mehr die nöthige Muße zu dichterischen Ergüssen, da überhaupt der Minnegesang schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dem Verfalle entgegengeeilt war. Nur noch einmal erscholl von einer steirischen Burg kunstmäßiger Gesang; doch er kam, wie Weinhold sagt, aus keinem steirischen Munde. Graf Hugo von Montfort-Bregenz, Herr auf Pfannberg, ein Vorarlberger, der in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Nachkommen zweier steirischer Lyriker, des Stadecker's und Sunecker's, stand, machte am Ende des vierzehnten Jahrhunderts den vergeblichen Versuch, den Glanz der ritterlichen Minnedichtung noch einmal zu beleben.

Englands großer Schauspieler.

Von K. Y.

Es war vor 70 Jahren, im Jänner 1814, als man Tag für Tag vor dem Directorialzimmer des neuerbauten Drurylane-Theaters ein kleines, hageres, schäbig gekleidetes Männchen mit eingefallenen, blassen Wangen antichambrieren sehen konnte, die schwarzen, brennenden Augen erwartungsvoll, doch immer wieder vergeblich, auf die Thür desselben geheftet. Der Mann war kein bloßer Bittsteller. Arnold, der artistische Leiter der Bühne, der ihn in Dorchester spielen gesehen, hatte ihn selbst nach London bestellt, um ihn bei dem Comité in Vorschlag zu bringen. So hatte er sich denn mit einem gesunden und einem kranken Kinde und seinem von Hunger, Nachtwachen und Sorgen erschöpften Weibe auf den Weg gemacht, um mitten im Winter auf einem elenden Leiterwagen nach London zu kommen. „Wenn Howard" — so hieß der älteste Knabe — „nur wieder gesund wird" — hatte der kleine, sich an jedem Hoffnungsschein rasch wieder aufrichtende Mann gesagt, als er seiner Frau die Nachricht von dieser Aufforderung hinterbrachte — „so werden wir Alle noch glücklich sein!" Aber Howard war inzwischen gestorben, und es konnte nicht elender sein, als es war.

Das vor nicht länger als einem Jahre wieder eröffnete Drurylane-Theater, das mit der trefflichen Truppe von Coventgarden nicht in Wettbewerb zu treten vermochte und dem Zusammenbruch entgegengieng, spähte gerade damals nach einer Zugkraft, einem tragischen Helden zu seiner Rettung aus, und die Schauspieler sahen mit spöttischem Lächeln auf das kleine, dürftige Männlein herab, von dem dieses Heil ihnen kommen sollte und das sich daher immer wieder von einem Bewerber nach dem andern verdrängt und von Arnold, der nach und nach auch das Vertrauen zu ihm verlor, mit immer kürzeren Ausflüchten abgespeist fand. So kehrte er denn mit täglich wachsendem Grimme nach dem elenden Dachstübchen in Cecil-Street zu dem hinwelkenden Kinde und dem hungernden Weibe zurück, das ihm mit seinen blassen, schmalen Lippen die Verzweiflung hinwegzulächeln und seinen Muth neu zu beleben suchte, und wenn er dann stolz emporfuhr und, wie er zu thun pflegte, ausrief: „Hab' ich nur erst den Fuß vor die Lampen gesetzt, so will ich's ihnen schon zeigen," ihm mit ihren traurigen Blicken Beifall und Zustimmung zuwinkte. Er aber schob ihnen die paar Bissen dann hin, die ihr Mahl heute ausmachen sollten und suchte Kraft in der Flasche.

Mary Chambers — das war der Name der jungen Frau, bevor sie ihr Schicksal an das ihres Mannes gebunden, hatte einst glücklichere Tage gesehen. Sie gehörte einer guten Familie in Waterford an, die aber in ihren Verhältnissen zurückkam, so daß die Tochter genöthigt war, zuerst als Erzieherin und später als Schauspielerin auf der Bühne Unterhalt zu suchen. So war sie mit ihm in Gloster zusammengetroffen und durch sein eigenartiges Spiel zuerst aus der Fassung gebracht worden. Bald erkannte sie das Genie in ihm und konnte dem in die Seele dringenden Blick seiner Augen, dem bald dämonischen, bald rührenden Ton seiner Stimme nicht widerstehen. Es gieng ihr vielleicht — wie es Desdemona mit dem Mohren

gegangen war, das Mitleid öffnete der Liebe das Herz, sie ward von der Geschichte seines Unglücks gerührt und ergriffen. — Und rührend und ergreifend mußte diese Geschichte wohl sein, wenn Edmund Kean sie erzählte, der größte englische Schauspieler dieses Jahrhunderts, der, wie Macaulay dargethan, einen mächtigen Lord, Lord Halifax, zum Ahnherrn, einen Dichter, Henry Carey, zum Großvater, und doch nur ein Weib zur Mutter hatte, die dieses Kind dem Rausche einer leichtsinnigen Stunde verdankte und mütterlicher an ihm gehandelt haben würde, wenn sie sich nach seiner Geburt nie wieder um ihn gekümmert hätte. Es war eine Schauspielerin, Miß Tidswell, die, von der Schönheit des Knaben angezogen, sich seiner in ihrer Art annahm, wie man sich etwa zur Belustigung einen Singvogel oder ein niedliches Hündchen abrichtet. Sie brachte ihn schon mit drei Jahren zur Bühne, um als Amorette in Opern und Ballets verwendet zu werden. Auch ein dürftiger Schulunterricht ward ihm später zu Theil. Dazwischen ward er zum Seiltanz abgerichtet, zur Declamation und anderen schauspielerischen Künsten. Als aber die Mutter diese Fähigkeiten an ihm gewahr wurde, bemächtigte sie sich wieder seiner, um für sich Nutzen daraus zu ziehen. Sie schleppte ihn durch Tavernen und Märkte und durch den ganzen Schlamm einer vagabondierenden Existenz, wie die ihre, bis er, dieses zwischen Frost und Hunger sich abarbeitenden Lebens müde, davonlief, um sich ein paar Jahre als Schiffsjunge auf den Fluten des Meeres herumzutreiben. Dann aber kehrte er wieder zu dem frühern Gewerke, diesmal für eigene Rechnung, zurück, bis endlich in ihm der Ehrgeiz und mit diesem sein wahres Talent erwachte und er die weltbedeutenden Bretter erklomm, zu deren Herrscher er berufen sein sollte — doch ach, nach wie langem, vergeblichem Ringen und Mühen. Er war noch nicht zwanzig, als er das erstemal eine der Bühnen seiner Vaterstadt London betrat — doch ohne Erfolg. Die Wanderschaft mit seinem Weibe von Bühne zu Bühne war nicht ohne jeglichen Sonnenschein, doch nur so lange sie Beide Beschäftigung fanden, die, wenn es recht glücklich kam, eine Guinee die Woche für jedes von ihnen abwarf. Was aber mußten sie leisten dafür! Gratton hat Kean damals in Waterford an einem Abend in Hannah Morre's Percy die Hauptrolle spielen sehen, dann auf dem Seile tanzen, ein Preisgefecht ausführen; in einem Interlude singen und zum Schluß als Schimpanse in der Sterbescene der Pantomime La Peyrouse die Zuschauer zu Thränen rühren. Was half es, daß Einzelne hier und in Birmingham das große tragische Talent in ihm schon erkannten — das Elend ließ ihn nicht aufkommen. Lange Tage der Wanderschaft kamen und kamen wieder, an denen, wie einer seiner Lebensbeschreiber sich ausdrückt, Hunger, Wuth, Trunkenheit, Thränen, den Weg der Wanderer bezeichneten, so daß sie bisweilen, wie einst in Dumfries, eine Unterhaltung im Gastzimmer für einen Sixpence gaben, nur um eine Unterkunft für die Nacht dafür zu finden. Aber in all' dem Elend kam keine Klage, kein Vorwurf von den Lippen der sanften, bleichen, selbstlosen Frau, und dem Manne mit dem brennenden Ehrgeiz im Herzen schwebte immer wieder die Aussicht auf London vor. „Wenn ich erst dort bin," rief er dann wohl, „und Erfolg habe — doch es wird mich verrückt machen!"

Und nun war er in London und jeder Tag verringerte seine Hoffnung, so daß er eines Morgens nach einer Nacht der Verzweiflung mit einem finsteren Entschlusse der Themse zueilte, als er von einem Bekannten, der nach ihm geschickt worden war, mit der Nachricht aufgeschreckt wurde, daß das Comité ihn zu sprechen verlange. Die

Niederlagen Derer, die man ihm vorgezogen, und deren Zahl nun erschöpft war, hatten auch endlich ihn an die Reihe gebracht. Wie war da mit einem Male in dem verzweifelten Manne die alte Spannkraft wieder erwacht! Er trug den Kopf so hoch, als ob ihn der Sieg schon gekrönt hätte, und setzte dem Verlangen des Comités, Richard III. zu spielen, fest und entschieden die Forderung entgegen: „Shylock zuerst, oder Nichts!“ Shylock, als welcher sein Vorgänger soeben zu Falle gekommen, in dem Stephan Kemble eine Niederlage erlitten hatte! Gerade das reizte ihn aber. Auch mochte er wohl jenes Abends gedenken, an dem er in Guernsey Richard III. gespielt und durch seine kleine Gestalt Anstoß und Gelächter erregt hatte, bis er dem Publikum endlich sein „Still! Ihr unmanierlichen Hunde, still! Ich befehl's!“ entgegengedonnert und Allen plötzlich zu Muthe gewesen war, als ob der leibhaftige Richard in seiner ganzen Gefährlichkeit sie bedrohe. Auch das Comité wagte dem kleinen Mann jetzt nicht weiter zu widerstehen, obschon das Vorurtheil gegen ihn noch immer so groß war, daß Byron, ein Mitglied desselben, ihn zu sehen sich weigerte, derselbe Byron, der dann, nachdem er ihn doch in dieser Rolle gesehen, ihm anderen Tages ein kostbares Geschenk übersandte und zu seinem Benefice sein Billet mit 50 Guineen bezahlte.

Nicht besser dachten anfangs die Darsteller. Zu der einzigen Probe, die man ihm zugestand, waren nur wenige seiner Mitspieler erschienen. Er erregt durch die Eigenart seiner Auffassung so sehr Erstaunen, daß der Regisseur ganz außer Fassung geräth. „Das ist eine Neuerung, die ich nicht zugeben darf! Das kann so nicht gehen!“ — „Es wird aber gehen!“ ruft Kean dictatorisch. „Es bleibt, wie ich will!“ — Ein Einziger nur, Mr. Wharton, erkannte schon hier das Genie in ihm an. „Heut' muß ich essen!“ rief Kean, als er aufgeregt von der Probe nach Hause kam.

Wie schon seit lange war auch an diesem Abend das Haus nur etwa zum sechsten Theile besetzt. Als er auftrat, in einer schwarzen Perrücke — Shylock war bisher allgemein in rothem Haar gespielt worden — hörte er seine Collegen hinter sich Glossen machen; da ihn aber das Publikum mit dem üblichen Beifall begrüßte, bewahrte er doch seine Fassung. Die Zustimmung war schon nach dem ersten Act eine so große, daß Regisseur und Schauspieler betroffen wurden. Sie wuchs noch von Act zu Act und erreichte nach der großen Scene des dritten Actes eine Höhe, daß man ihm zuvorkommend Erfrischungen anbot, Arnold ihm die Wiederholung des Stückes für die nächste Woche ankündigte und Oxberry sein Erstaunen aussprach, wie ein so spärlich besetztes Haus eines solchen Beifallssturmes fähig sei. Mit Frohlocken kehrte Kean in seine armselige Wohnung zurück. „Jetzt, Mary,“ rief er, diese umarmend, „sollst Du Deine eig'ne Carosse haben und Charles soll doch noch in Eton studieren.“

Er hatte damit nicht zu viel gesagt. Die Kritik sprach sich einstimmig mit Bewunderung über ihn aus. Die Einnahmen von Drurylane stiegen von 100 auf 600 Lstrl. Ein Engagement wurde abgeschlossen, das ihm 20 Lstrl. für den Abend bewilligte, die man ihm später auf 50 Lstrl. erhöhte. Richard III., Othello, Jago waren mit gleichem Beifalle gefolgt. Man berechnete, daß man ihm in den ersten sechs Monaten seines Engagements eine Mehreinnahme von 20.000 Lstrl. zu verdanken hatte. Man vermochte den Actionären eine Dividende zu zahlen und das Comité überreichte ihm als Zeichen der ehrenden Anerkennung einen goldenen Becher im Werte von 300 Lstrl. Das allgemeine Urtheil aber gieng dahin, daß Kean von einer staunenerregenden Eigenart der Auffassung und sowohl

im Rührenden, als Erschütternden von einer hinreißenden Gewalt des Ausdrucks sei.

Die Welt gehört nun einmal dem Glücklichen. Der Mann, dessen Elend bisher kein Mitleid erregt hatte, war jetzt der Mittelpunkt der allgemeinsten, begeistertsten Theilnahme geworden. Alles drängte sich, seine Kunst zu bewundern, sich in seinem Ruhme zu sonnen, von seinem Glücke Nutzen zu ziehen. Lords buhlten um seine Freundschaft, Ladies warben um seine Neigung, Abenteurer und Abenteurerinnen suchten ihn in ihre Netze zu locken. Wohl hatte seine Frau jetzt ihre eig'ne Carosse, ihre glänzende Wohnung und ausgesuchte Kleidung. Sie lebte in seinem Ruhm, seinem Glück — das Letztere war aber nicht ohne Schatten. So schnell Kean auch Geld verdiente (in seiner glänzendsten Zeit bezog er 87 Lstrl. für den Spielabend, außer einem Benefice das ihm ungefähr noch 500 Lstrl. eintrug, so schnell verschwand es unter seinen Händen auch wieder. Es war nicht nur sein Leichtsinn, sein Hang zur Verschwendung — es war seine Gutmüthigkeit, seine Mildthätigkeit, die, auf das Schnödeste mißbraucht, ihn nur zu bald in immer neue Verlegenheiten stürzten. Doch das war das Wenigste. Kean wollte nicht nur der erste Schauspieler, er wollte in allen Verhältnissen der Erste sein. Mehr noch, als Leichtsinn und Sinnlichkeit, trieb ihn der Ehrgeiz dem sinnlichen Lebens- und Liebesgenuß in die Arme. Wie dem Champagner den Brandy, zog er aber auch dem Umgang der Vornehmen den bequemeren niederen Kreise vor. Für seine bereits angegriffene Gesundheit würden die Anstrengungen, welche ihm die Kunst auferlegte, allein schon aufreibend gewesen sein; die darauf durchschwärmten Nächte untergruben sie vollends. Der Branntwein, zu den ihn früher die Noth als letzte Zuflucht getrieben, ward hierdurch für ihm umsomehr zum Bedürfnis. Welche Qual für das Weib, das ihn liebte und jeden Vorwurf zurückhielt, diese Verwüstung mit anzusehen, ihr nicht steuern zu können! Zwar fehlte es anfänglich nicht an Zeiten der Reue, an Ausbrüchen der Zärtlichkeit, an guten Vorsätzen und Entschlüssen, und wie reichlich wogen ihr diese glücklichen Stunden und Tage die Angst und den Schmerz von Wochen und Monaten auf! So giengen Jahre im Wechsel dahin. Als aber seine erste amerikanische Reise ihn auf die volle schwindelige Höhe des Erfolges hob, sollte sich jene dunkle Prophezeiung erfüllen, daß ihn der Erfolg verrückt machen werde. Er war dem Unglück weit mehr als dem Glück gewachsen. Wie ein Triumphator hielt er damals in Drurylane seinen Einzug. Sechs Vorreiter in glänzenden Costumen voran, denen zunächst der mit vier Grauen bespannte Wagen des Directors Elliston, dann der seine, von vier Rappen gezogen, zuletzt der von John Cooper mit vier Schecken folgte, zur Seite und zum Schluß eine ansehnliche Schar festlich geschmückter Beritener. Es war die Zeit nun gekommen, dem Comité von Drurylane mit Zinsen die Behandlung zurückzuzahlen, die er von ihm einst erfahren. Als es ihm zumuthen wollte, dreißig Nächte mit Charles Young zusammenzuspielen, wies er das Ansinnen mit folgendem Schreiben zurück: „Das ist, was ich ein unverschämtes Vorgehen nenne. Mein ist der Thron — mein, sage ich, mein! und Keiner soll daran rühren. Ich will ihn auf die Gefahr hin behaupten, in die Verbannung gehen zu müssen. Nach welcher Himmelsrichtung mein Weg aber führt, überall, so weit englisch gesprochen wird, soll man mich als den ersten Schauspieler verehren.“ Sein Ehrgeiz kannte jetzt keine Grenze, er selbst keine Rücksichten mehr, und nachdem Charles die Schule von Eton bezogen, war der Bruch mit dessen Mutter nur noch eine Frage der Zeit. Und doch war

seine Kraft schon erschüttert. Seine großen Triumphe waren schon ausgespielt. In neuen Stücken hatte er nie recht Erfolg gehabt. Die Fehlschüsse mehrten sich jetzt. Man fieng an über Zerrissenheit und Ungleichheit seines Spieles zu klagen. Er suchte das Glück, das an den großen Theatern für ihn zu schwinden begann, nun an den verschiedenen neu entstandenen kleineren auf, die sich um seine Gastspiele rissen. Aber hier, am Victoria-Theater, sollte er gerade die erste große Niederlage wieder erleiden, nicht als Künstler, sondern als Mensch, wegen seines Verhaltens gegen sein Weib. Kean gieng damals zum zweiten Male nach Amerika, wo er drei Jahre blieb. Der Bruch mit Mary war jetzt ein vollkommener. Sie lebten fortan von einander getrennt. Die Arme war auf nichts, als ein kleines Jahrgeld von seiner Gnade verwiesen.

Auch diesmal errang Kean jenseits des Meeres große Erfolge. Sein Ruhm war bis zu den Indianern gedrungen. Er wurde von einem ihrer Stämme zum Häuptling erwählt. Keine Auszeichnung wog ihm schwerer, als diese. Auch war bei seiner Rückkehr nach London aller Groll wieder vergessen. Drurylane empfieng ihn mit derselben Begeisterung wie früher. Wie jenes erste Mal spielte er wieder den Shylock und schien Allen verjüngt. Allein das war ein bloßer Triumph seiner Kunst, denn seine Kraft war gebrochen. Er mußte noch denselben Abend erschöpft von der Bühne getragen werden und lag lange krank und elend darnieder. Das Schicksal seines Sohnes trat ihm vorwurfsvoll vor die Seele. Was sollte aus ihm werden, wenn seine Einnahmen stockten? Mr. Calcraft, vom Drurylane-Comité, kam ihm in dieser Lage zu Hilfe, indem er Charles eine Stelle in der ostindischen Compagnie anbot. Mrs. Kean, krank und hilflos, konnte sich aber in den Gedanken nicht finden, sich auch noch von ihrem Sohne, dem Einzigen, was sie aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet, vielleicht für immer trennen zu sollen. Charles erklärte daher, die Stelle nur dann annehmen zu wollen, wenn der Unterhalt seiner Mutter völlig sicher gestellt würde. Kean wollte oder konnte eine solche Verpflichtung nicht auf sich nehmen und Charles entschloß sich, sein Glück nun ebenfalls auf der Bühne zu suchen. Das führte auch für ihn den Bruch mit dem Vater herbei, der sich's gelobt hatte, daß Charles niemals Schauspieler werden und er als der Einzige seines Namens in der Geschichte des englischen Theaters glänzen sollte. Es war auch in der That nur der Name des Vaters, der Charles ein sehr günstiges Engagement am Drurylane-Theater vermittelte. Die Aufnahme des Publikums war keineswegs hoffnungslos. Die Kritik schlug aber alle Aussichten nieder, so daß Charles freiwillig von seinem Vertrage zurücktrat und, wie einst sein Vater, sich zur Wanderschaft in die Provinzen entschloß, um seine Mutter erhalten zu können, die Kean jetzt völlig verlassen hatte. Ihre Lage war auch so noch dürftig genug. Als Moore ihr zu dieser Zeit es nahelegte, die frühesten Anfänge der Geschichte ihres Gatten der Nachwelt aufzubewahren, rief sie erregt: „Oh — so wollten Sie seine Geschichte schreiben? Sie sollen die Hälfte des Gewinns davon haben — nein, nein, das Ganze, wenn Sie mir nur ein klein wenig davon zukommen lassen wollen." Wie rührend spricht aus diesen Worten nicht bloß die Noth, nein, auch die Liebe, die noch immer im Glück der Vergangenheit lebte, ohne Groll, ohne Bitterkeit — in der Bewunderung der seltenen großen Eigenschaften ihres Gatten — und die Wehmuth über sein Geschick und das ihre. Und Mitleid verdiente trotz Allem der Mann, der im Kampf des Genies mit dem Verfall seiner Kräfte die Provinz jetzt wieder durchzog, die Ruine seines einstigen Glanzes! Auch jetzt aber riß er gelegentlich

noch das Publikum mit Blitzen seines Genius hin, wenn er nach einem Trunk Brandy sich aus der Lethargie wieder aufraffte und noch immer vom Fuß bis zum Scheitel der „edle Mohr", der „furchtbare Richard" aus der Coulisse trat. In Glasgow, wo er mit seinem Sohne zusammentraf und, mit diesem wieder versöhnt, zum Benefice desselben spielte, war er in einer Scene, in der er ihn zu umarmen hatte, so sehr von seiner Lage ergriffen, daß er seiner nicht mächtig in die Worte ausbrach: „Umarme Deinen elenden Vater!" Der Beifallssturm, den er im Hause hervorrief, brachte ihn aber rasch zur Besinnung, und fast mit demselben Athem flüsterte der alte Schauspieler dem jungen zu: „Charley, mein Junge, der Coup hat gezündet!"

Auch als er, ohne es zu ahnen, die Bühne zum letzten Male betrat, war es wieder mit seinem Sohn. Es war am 25. März 1833 als Othello im Coventgarden-Theater. Charles spielte den Jago; Kean war von Richmond, wo er damals Theaterdirector war, nach London gekommen. Er war am Abend, völlig gebrochen. „Ich bin sehr krank," sagte er, als sein Sohn ihn in der Garderobe besuchte, „ich fürchte, nicht spielen zu können." Ein Glas Brandy riß ihn aber doch wieder auf und er gewann eine Haltung, daß Niemand im Publikum seinen wahren Zustand bemerkte. Nach jeder Scene aber sank er auf den für ihn hinter der Coulisse bereit gehaltenen Stuhl wie eine leblose Masse. So gieng's bis zum dritten Act. „Halte Dich immer vor mir," raunte er jetzt beim Auftreten seinem Sohne zu, „ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde, niederzuknieen." Erst bei den Worten: „Villain, be sure" — aber verließ ihn die Kraft. Sein Haupt sank auf des Sohnes Schulter herab. — „Ich sterbe," hauchte er noch, „sprich statt meiner zu ihnen" — sank dann zusammen und mußte von der Bühne getragen werden. Erst nach einer Woche erlaubte es sein Zustand, ihn nach Richmond zu bringen. Er war fast ein Sterbender. Die Reue und alles Gute wurde lebendig in ihm. Das Bild seines Weibes tauchte vor seiner Seele auf. Er schrieb ihr mit zitternder Hand von seinem Sterbebett aus: „Wenn ich fehlte, so war es mit meinem Kopfe, doch nicht mit meinem Herzen. Schwer genug büßte ich es. Komm! Vergiß und vergib!" Es war nicht nöthig, ihr dies zu empfehlen. Sie, die sein guter Engel im Leben gewesen war, stand ihm als solcher im Tode zur Seite. Sanft drückte sie dem vor der Zeit Gealterten und schmerzlich Geliebten die müden Augen zu. Mit ihm starb der größte englische Schauspieler dieses Jahrhunderts, der viel gefehlt, mehr gelitten, manches Gute gethan und Großes gewirkt hatte.

„Tägl. Rundschau."

Wie soll der Künstler gebildet sein?

Das Wort „Bildung" gehört auch zu jenen tausend Begriffen, die Jedermann im Munde führt und selten Einer versteht. Die meisten halten sich für gebildet, wenn sie die gehörigen Schulen durchgemacht haben, und hätten sie gleich Alles wieder vergessen, oder wenn sie im geselligen Verkehr den sogenannten guten Ton beobachten. Auch das Roman- und Zeitunglesen gehört solchen zur Bildung. Der Eine meint mit der Bildung das Vertrautsein oder Anschließen an eine gewisse landläufige Geistesströmung oder Parteirichtung. So gehörte es vor einigen Jahren im Kleinbürgerthume zur Bildung, „liberal" zu sein, wahrend die Ultramontanen die Crême aller Bildung nur in der Kenntnis und dem Bekenntnisse der kirchlichen Dogmatik sahen. Der Professor meint unter einem Gebildeten einen Vielwisser, und kann sich überhaupt eine andere, als die wissenschaftliche Bildung schwer vorstellen.

Ihr dürft überzeugt sein, daß von diesen Allen das Richtige keiner hat.

Und wie wunderlich das! denn der richtige Sinn liegt so nahe, liegt schon im Worte. Bildung heißt Ausbildung, Vervollkommnung eines Individuums. Die Individuen aber sind bekanntlich individuell, in jedem steckt ein eigener Keim, eine besondere Fähigkeit. Wenn alle Menschen gleich wären, dann könnte man von einer gleichartigen Ausbildung sprechen, und dann würde das, was den Einen bildet, auch den Andern vervollkommnen. — Nun kommt es aber darauf an, in jedem Individuum die Fähigkeiten, und gerade *diese* Fähigkeiten zu suchen und zu wecken, die in ihm schlummern, und dieselben auszubilden. Ein Mann mit Talenten für die Bodencultur wird auf der Universität verhältnismäßig geistig verkommen, aber auf der landwirthschaftlichen Schule gedeihen. Beethoven oder Richard Wagner wäre selbst unter den Zigeunern etwas geworden. Michel-Angelo wäre nicht gebildet gewesen, wenn er alles das studiert hätte, was Darwin studiert hat; Darwin wäre nicht gebildet gewesen, wenn er das gelernt, was vor ihm die hervorragendsten Geister gedacht und gewußt, und dabei stehen geblieben wäre. Franz Defregger wäre vielleicht ein tüchtiger Professor für Philologie oder Rechtskunde geworden, aber er wäre damit nicht ausgebildet gewesen; Paganini hätte das Wissen eines Kant, eines Goethe haben können, er wäre nicht ausgebildet gewesen; Devrient hätte sein ganzes Leben unter eifrigsten Studien in Bibliotheken zubringen können, sein Talent wäre brach liegen geblieben.

Das ist Alles sehr selbstverständlich und doch wird es immer wieder vergessen, und doch wird immer verlangt, daß der Künstler, der eine eigene Welt, oder besser, ein Himmelreich für sich zu tragen hat, außer dem obligaten Schulunterricht sich auch noch mit allen möglichen anderen Kenntnissen belasten soll.

Oft hört man sagen: Dieser oder Jener ist als Maler, als Bildhauer, als Schauspieler höchst bedeutend, aber sonst ist er ungebildet. Es soll das vielleicht ein Vorwurf sein, daß der Künstler, der mit seinen Werken die Welt entzückt, nicht französisch parliert, irgend ein epochemachendes naturwissenschaftliches Werk nicht gelesen, die Kunstkritiken moderner Aesthetiker nicht

studiert hat; daß er nicht einmal Rechenschaft zu geben weiß über sein eigenes Schaffen, oder gar, daß er sich im Salon nicht conventionell genug aufführt.

Professor! wenn Du dem Künstler nicht verzeihest, daß er keine „wissenschaftliche Bildung" besitzt, so kann Jemand kommen und Dir zum Vorwurf machen, daß Du keine Kunstwerke schaffst. Oho! fährst Du los, Talent kann man sich nicht willkürlich geben, aber wissenschaftliche Bildung kann man sich aneignen. — Herr Professor, Du sprichst wie ein Professor, Du gibst wohl damit zu, daß das Kunsttalent etwas Besonderes ist, und doch wirfst Du den Künstler in einen Topf unter die Durchschnittsmenschen. Weißt Du es denn so bestimmt, daß in demselben Individuum, in welchem so außerordentliche, bewunderungswürdige Fähigkeiten leben, auch alle Organe zur Aufnahme von Schulsachen gleich leistungsfähig, wie bei anderen Menschen vorhanden sind? Und wenn ja, weißt Du es denn, ob sich all' die eingelernten Dinge in einem und demselben Kopf und Herzen gut miteinander vertragen, mit der Schöpferkraft? und ob diese gegen die fremden Eindringlinge nicht etwa ihr Hausrecht anwenden wird? Der elementar auftretende Schaffensdrang läßt sich nicht gerne beengen, und im Grunde genommen wird der Kopf eines Künstlers auch nicht viel überflüssigen Raum haben. Sein geistiges Atelier, seine tausenderlei von Vorstellungen und Combinationen, von denen andere Leute keine Ahnung haben, brauchen ihren Platz; das Gemüthsleben ist bei diesen Vorgängen ganz und gar engagiert; wo soll das Interesse herkommen für Dinge, die nicht in sein Fach schlagen, seinem Wesen nicht anklingen? Daß er indes seine Fachstudien emsig und strenge betreibe, das ist dem Künstler nicht minder nöthig, als etwa dem Geologen und dem Ingenieur.

So ein Künstlerkopf ist in seiner Art durch und durch praktisch. Er erkennt instinctiv, welche Dinge ihm förderlich sind; gerade oft jene, auf welche der Theoretiker, der Mann der Wissenschaft, keinen Wert legt, während andere Errungenschaften des Geistes, auf die das Jahrhundert stolz, für den Künstler unnützer Ballast ist und als solcher unbeachtet bleibt oder ausgestoßen wird. Was soll der Maler denn anfangen mit der Dampfkraft und allen Erfindungen im Gebiete der Elektricität? Was soll der Dichter denn mit dem Darwinismus beginnen, er mit dem von den Vorfahren ererbten poetischen Gemüth? Auf Grund der Naturwissenschaften dichten hat viel für sich, aber es gehört dazu eine neumodische Poesie und eine andere Begabung, als die bisher den Dichter ausgemacht hat. Wäre in einer rein darwinistischen Welt Goethe's „Faust" möglich? oder die Odissee? Nichts dürfte vergeistigten Zug und Flug haben, Alles müßte roh und thierisch sein. Selbst Zola wäre noch zu ideal für solche Philosophie. Dieser Schriftsteller beschreibt das Laster angeblich darum so natürlich, um die Menschen von demselben abzuschrecken, während die Philosophie der Naturwissenschaften etwas vorlaut behauptet, daß der Mensch nicht anders sein, werden und thun könne, als er von der Natur geartet sei, und daß sein Schicksal in seinem Organismus liege. Und wie soll der Dichter die Kenntnisse fremder Sprachen für seine Sache verwerthen, er, der seine Ursprünglichkeit rein zu bewahren sucht und dem die Kritik jedes fremde Element in seinem Werke als Fehler anrechnet! Die wissenschaftliche Bildung gibt dem Menschen als Charakter und Schöpfer nichts, was er nicht auch aus sich selber haben könnte. Wohl aber kann sie ihm unter Umständen Manches rauben. Sie macht klüger, aber nicht immer besser, und in Bezug auf die Tüchtigkeit im Können ist der Geist wie ein Schwert, je mehr

man es schleift, desto schärfer wird es wohl, aber auch desto dünner und schwächer. Rege den Künstler an, und Du thust mehr, als wenn Du ihn unterrichtest.

Wenn im Künstler das geistige Leben stockt, dann wird er selber nach künstlicher Nachhilfe von Außen trachten müssen, dann werden ihm Studie ferner liegender Bereiche auch förderlich sein. Anders jedoch wären sie zum Hemmnis.

Der Materialismus unserer Tage hat seine Lehre. Diese Lehre kennt nur das Thatsächliche oder was ihr als solches erscheint, und will von allem Anderen nichts wissen. Daß ihr die Leute in Haufen zujubeln, ist kein Wunder — aber nicht so sehr der Liebe zur Wahrheit wegen geschieht es, sondern vielmehr aus anderen Gründen — des mögt Ihr sicher sein. — Diesen Herren nun mit der „concreten Vernunft" ist nichts greulicher, als ein phantastisches, träumerisch-dämmerndes Gemüth. Und gerade dieser Seelenzustand (das Wort Seele ist zwar nicht technischer Ausdruck genug, um ihn im Angesichte der radicalen Wissenschaftler zu gebrauchen), aber trotzdem ist gerade dieser Seelenzustand, der des Träumens und Dämmerns für den Künstler am fruchtbarsten. Aus dem Chaos hat Gott die Welt erschaffen! Der Gewährsmann dafür war zwar auch ein Künstler, und zudem, glaube ich, hat die Wissenschaft bereits nachgewiesen, daß der Berichterstatter Moses, wie wir ihn uns bisher vorstellten, gar nie existiert hat, daß sein Buch von der Schöpfung also erstunken, und daß demnach die Welt bis heute noch unerschaffen ist. — Indes denket nach, ob bei einem Künstler, dessen Kopf voll ist von concreten, klaren, unformbaren Vorstellungen der Außenwelt, eigene Gestalten sich frei und plastisch entwickeln können? Die schöpferische Thätigkeit geht ganz anders vor sich, als die reproductive. Es ist gewiß, daß sie auch von Außen Nahrung bedarf, aber entschieden eine andere, als die, nachbildender, reflectierender oder lehrender Art.

Der genialste Künstler kann in der Mathematik oder in der Philologie geradezu dumm sein, während er etwa in der Geschichte, in der Anatomie, in der Physik u. s. w. richtig empfindet, ohne die Fächer herkömmlich studiert zu haben.

Das Vielwissen macht alt. Der Künstler soll jung bleiben und mit leichtem Ränzlein und hellen Augen durch das Leben wandern. Der Künstler bedarf Formen nöthiger, als Formeln; sein Haupt ist keine Bibliothek, sondern ein Bildersaal; seine Schule ist das Leben, seine Werkstatt ist das Leben, seine Werke gehören dem Leben.

Die alten Meister wurden groß in der Mythe, die neuen werden es in der Natur; aber nicht etwa, wie sie ihnen durch die Naturwissenschaft übermittelt wird, sondern durch die Sinne. Wer in einer aufgeklärten Zeit ein großer Künstler ist, man sehe nach, ob er zu diesem Zwecke nicht ein kleines Kind geworden, ob er nicht manches vergessen mußte, was er gelernt, ob ihm seine übrigen Fähigkeiten nicht eher ein Hindernis, denn eine Förderung geworden sind, bis er sie endlich ignoriert hat? Die Quelle alles künstlerischen Könnens und das Hauptmerkmal des Künstlers ist die Naivetät. Wie der Künstler die Welt unmittelbar in sich aufnimmt, so gibt er auch sich selbst unmittelbar ihr hin. So ist es wohl begreiflich, daß er in der Gesellschaft sich von den gedrillten Durchschnittsmenschen unterscheidet, und in den Augen der Letzteren vielleicht nicht immer günstig. Man kann Manchen „arrogant" schelten hören, der im Grunde nur naiv ist und sich gerade so gibt, wie sich die Anderen geben möchten, wenn sie sich nicht verstellen müßten. Jeder Mensch hält viel von sich, auch der Taugenichts; warum soll

der Künstler, der so viel zur Verschönerung und Veredlung des Lebens beiträgt und der es empfinden muß, was allüberall, wo Gemüth noch lebt, empfunden wird, daß das Herz des Künstlers, das Herz der Welt ist, — warum soll er seinen Wert nicht fühlen, warum soll er dieses Gefühl verbergen, er, dem es gegeben ist, sein inneres Sein immer wieder zu sinnlichem Ausdruck zu bringen?

Die Ausbildung der Fähigkeiten bedingt beim Künstler mehr als bei anderen Menschen die Bildung des ethischen Charakters. Sein Wesen ist erfüllt von Schaffenslust und Ehrgeiz. Er ist schon darum gut, weil ihm die Ausübung seiner Kunst nicht Gelegenheit gibt, schlecht zu sein. Seine Kunst verdunkelt Alles um ihn, wornach sonst der Sinn der Menschen steht. Was kümmert ihn Geld, so lange er schafft? was kümmert ihn Familienleben und häusliche Angelegenheit? Er ist in gewissem Sinne ein Narr und blickt in Ruhestunden erstaunt auf das Treiben und Jagen der übrigen Menschenclassen und ihre Ziele. „Da hat man die Buchdruckerei erfunden, auch das Schießpulver und die Locomotive, was ist denn weiter dran? Man macht Wesens über die Entdeckung neuer Welttheile, über das Kabel durch den Ocean, über die Revolutionen von 1792 und 1848 — was soll's denn damit? Man hascht nach thierischen Genüssen, lobt das Kleine, ist entzückt über die neuzeitlichen Fortschritte und Errungenschaften, man hält über Alles gelehrte Abhandlungen, prüft, mißt, vernünftelt, Alles Logik, Methodik, Wichtigthuerei mit Dingen, in denen kein Wert liegt. Wozu das Alles? — Die Kunst braucht's nicht."

Niederdrückend für den Künstler ist ein Ausspruch Schiller's, daß nämlich in jenen Epochen, in welchen die Künste geblüht und der Geschmack regiert, die Menschheit moralisch versunken war, und daß in der Geschichte kein Beispiel aufzufinden sei, wie die ästhetische Cultur mit der bürgerlichen Tugend Hand in Hand gegangen wäre. Selbstverständlich liegt die Ursache dieser Erscheinung nicht in der Kunst, sondern im Volke, welches erst in seiner moralischen Verkommenheit das Bedürfnis nach einem Gegengewichte fühlt, sich der Kunst zuwendet und ihr Mäcen wird. Da die Kunst Selbstzweck ist, so hat sie auch nicht die Aufgabe, die Menschheit zu fördern — mithin steht der Künstler als Fremdling mitten in der streitenden Welt. Wer wundert sich daher, wenn er mit ihr nicht Gemeinschaft finden kann? Wenn das, was Ihr Bildung nennt und für Euch auch wirklich Bildung sein mag, für ihn Verbildung ist?

Und wenn Ihr nun sagt: Also brauche der Künstler nichts zu lernen! — so weiß ich, daß Ihr mich mißverstanden habt. Abgesehen von der Ausbildung der technischen Fertigkeiten hat er sich mit allen Bereichen und Gegenständen des Lebens und der Wissenschaft bekannt zu machen, die mit seiner Natur vereinbar, anregend und kräftigend auf ihn wirken, die sein Empfinden regeln, seinen Geschmack reinigen. Der Künstler darf sich nur nicht ausweiten, verflachen, er muß sich in sich einigen, verdichten und vertiefen. Darnach hat er seine Studien einzurichten. R.

Das goldene Hauptstück,

als enthaltend die Kunst, reich zu werden.

Leute, die es zur Hauptaufgabe ihres Lebens machen, reich zu werden, kann ich nicht gerne haben. Das sind Unglückliche, die niemals, niemals im Leben Ziel und Befriedigung finden können; Unglückliche, die man nicht bedauert. — Aber stets „raisonnabel“, denn wo Geld ist, gibt sich's mit der Tugend von selbst. — Doch diese Tugend, und der ganze Mensch ist genau so viel wert, als sein Geld, zieht man dieses ab, so ist der Kerl keinen Heller wert. Wohl ist es eine Lust, reich zu sein, da darf man grob sein mit den Untergebenen, kriechen vor den Vornehmen aus Hoffart, weil der Glanz des Adels selbst den Bückling verklärt; man darf lauter husten als Andere, weiter spucken als Andere, und da die ersten zehntausend Gulden schwerer zu erwerben sind, als die weiteren hunderttausend, so geht's nun spielend vorwärts, neuer Reichthum strömt Einem wie von selbst zu, da die Welt gerade die fettesten Schweine am Hintern noch mit Fett zu schmieren pflegt. Trotzdem sterben solche Reiche schließlich aus Mangel. Aus Mangel an Mäßigkeit und vernünftiger Lebensweise.

Anders ist es, wenn Jemand reich werden will, um frei und unabhängig zu sein, oder um mit dem Vermögen Gutes zu thun. Solchen will ich einige Rathschläge geben, wie sie sich durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit ein Vermögen erwerben können.

Der Hauptgrundsatz zur Erlangung der materiellen Unabhängigkeit, zu den Mitteln, seine Kinder anständig zu erziehen, anderen lieben Menschen etwas zu leisten und dadurch selbst glücklich zu werden, ist folgender: Gib nie ganz so viel aus, als Du einnimmst. Selbst bei geringen Einnahmen läßt sich das machen. — Wer bei einer Jahreseinnahme von sechshundert Gulden, sechshundert fünf Gulden ausgibt — man kann's, wenn man Schulden macht — der steuert schnurgerade dem Elende zu. Wer bei einem Einkommen von fünfhundert Gulden nur vierhundert und neunundneunzig braucht, der ist glücklich und auf dem Wege zur Wohlhabenheit und Unabhängigkeit. Unsere Regierungen geben ihren Staatsbürgern freilich ein schlechtes Beispiel, wie man haushält. Manches „Reich“ hat so viele Staatsschulden, daß, wenn heute mit der Auszahlung begonnen werden könnte, in lauter Gulden gezählt, täglich zwölf Stunden lang, man damit in diesem Jahrhundert nicht mehr fertig würde. — Nebst den Ziffern der Astronomen, die es selten unter Billionen thun, hört man die höchsten Zahlen aussprechen, wenn von Staatsschulden die Rede ist. — Wir wollen die Lehre nicht abwarten, die daraus folgen muß.

Für einen braven Menschen gewährt ein vernünftiges Sparen viel mehr Befriedigung, als ein unvernünftiges Ausgeben. Viele sparen beim Nothwendigen und verschwenden beim Ueberflüssigen — ein Capitalverfahren um auf unbequemsten Wegen zum Bettelstab zu gelangen. Feine Kleidung, schlechte Nahrung; prunkhafte Wohnung, mangelhafte Erziehung der Kinder — das ist so die richtige Mißwirtschaft. „Nicht unsere eigenen Augen, sondern die fremder Menschen, richten uns zu Grunde“, hat Franklin

gern gesagt. Doch das wollen wir gut sein lassen, daran ändern Worte nichts. Daß Hunderttausende arm bleiben oder verarmen, weil sie auf zu großem Fuße leben, ist eine Thatsache, die uns täglich durch Beispiele illustriert wird. Es gibt Familien, die mit fünfzig- oder hunderttausend Gulden jährlich kaum auszukommen wissen, während sich andere Familien mit zwei- oder dreitausend behaglich fühlen und sich echte Genüsse verschaffen. Für Manche ist ein plötzliches Glück nichts anderes, als ein Unglück, und Jedem, der einen Treffer macht, ist nicht zu gratulieren; nach wenigen Jahren sehet zu! Ich kannte einen Bauern, der gewann in der Lotterie 900 Gulden und kaufte sich davon nichts als einen Strick; er erhenkte sich aus Verzweiflung, weil es im Evangelium heißt, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel.

Die Hauptbedingung, um wohlhabend zu werden, ist die Gesundheit, ein Capital, das so selten nach seinem Werte geschätzt wird. Seine Gesundheit zu bewahren durch Mäßigkeit und naturentsprechendes Leben ist eine Arbeit, die gut bezahlt wird.

Wichtig ist die Wahl des Berufes; wer nicht am rechten Platz ist, der kann sich nicht helfen. Man soll die Kinder schon in ihren Spielen darauf hin beobachten, nach welcher Seite ihre Fähigkeiten hinneigen.

Schlimm und leidig ist das Ausborgen und Anlehen. Gleichwohl auf dem Credit der größte Theil des Handels und Verkehrs beruht, ist das Schuldenmachen im Kleinen wie im Großen oft genug zum Verderben von Firmen und Menschen. Nimm nicht Nahrung auf Borg, denn sie verzehrt sich, nicht Kleider, sie tragen sich ab. Willst Du schon auf Borg nehmen, so nimm Dünger, der wird Dir das Darlehen redlich zurückzahlen helfen. Für den Gläubiger und seine Bereicherung arbeiten die Zinsen Tag und Nacht, auch an Sonn- und Feiertagen, wo allen anderen Knechten das Arbeiten verboten ist. Aber mit der gleichen ununterbrochenen Emsigkeit arbeiten die Zinsen an dem Ruine des Schuldners.

Rothschild's Grundsatz: „Sei vorsichtig und kühn," repräsentiert für sich schon ein Capital. Vorsichtig im Entwerfen von Plänen, kühn in der Ausführung, das macht reich und mächtig. Sich immer auf Andere verlassen, sein Fortkommen stets von Anderen abhängig machen, ist Bettlers Grundsatz. Selbst ist der Mann! Von den heutigen Reichen — besonders in England und Amerika — sind neun Zehntel, welche als arme Knaben anfiengen, mit Energie, Fleiß, Sparsinn und Beharrlichkeit gearbeitet haben.

Solide Geschäfte, die sich bewußt sind, daß viele Menschen aus ihnen Vortheil schöpfen können, brauchen ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen; ja, sie haben sogar die Pflicht, für das Bessere und Tüchtigere Reclame zu machen, um das Schlechtere zu verdrängen. Für die Dauer vermag die Reclame allein ohnehin nicht zu wirken, wenn nicht die Tüchtigkeit des Geschäftes, der Waaren, dabei ist. — Ein reicher Amerikaner, P. T. Barnum, der nach eigener Erfahrung ein Büchlein geschrieben: „Die Kunst, Geld zu machen," (in's Deutsche übersetzt von Leopold Katscher. Berlin, Elwin Staude), erzählt mehrere hübsche Beispiele von klugen Reclamen. In Newyork wurde ein Kaufmann dadurch populär, daß er vor seinem Laden ein Querschild anbrachte, auf dessen rechter Seite die Inschrift prangte:

MAN LESE DIE ANDRE SEITE NICHT!

Natürlich las Jedermann die andere Seite, welche auf die Waare, die im Laden zu haben war, hinwies. — Viele kauften aus Neugierde, wurden reell bedient und kamen wieder — der Geschäftsmann erwarb ein großes Vermögen.

Der Hutmacher Genin in Newyork erstand bei der Versteigerung der Sitze zum ersten Concert der Jenny Lind das erste Billet, das ausgegeben wurde, für den fabelhaften Betrag von 225 Dollars, weil er wußte, das werde für ihn Reclame machen. Er täuschte sich nicht. „Wer ist der Ersteher?“ fragte der Auctionsbeamte. — „Der Hutmacher Genin.“ Die in großer Menge anwesenden reichen Leute von der fünften Avenue und aus verschiedenen Gegenden des Landes fragten überrascht: „Wer ist dieser Hutmacher Genin eigentlich?“ Sie hatten nie von ihm gehört. Tags darauf stand in sämmtlichen Zeitungen die Nachricht, „der Hutmacher Genin habe für das erste Lind-Billet 225 Dollars gegeben.“ Allenthalben nahmen die Männer ihre Hüte ab, um zu sehen, ob dieselben von Genin seien. Inmitten einer Menschenmenge in Jowa entdeckte ein Mann, daß er einen Genin'schen Hut auf dem Kopf habe, und schwang ihn triumphirend in der Luft, obgleich derselbe ganz alt und schundig war.

„Ei!“ rief Jemand aus, „was Sie für ein Glücksmensch sind! Sie haben ja einen echten Genin-Hut!“

Ein Zweiter sagte: „Bewahren Sie diesen Hut wohl! Er wird ein Familien-Kleinod werden, ein werthvolles Erbstück.“

Ein Dritter, der den „Glückskerl“ förmlich zu beneiden schien, schrie: „Ei was! Geben Sie Jedem von uns einen Hoffnungsstrahl! Versteigern Sie den Hut!“

Der Mann kam dieser Aufforderung nach und erzielte für seine schäbige Kopfbedeckung nicht weniger als 12 Dollars!

Genin's 225 Dollars waren eine gute Anlage, denn er verkaufte schon im ersten Jahre zehntausend Hüte mehr als sonst, und da die Käufer — zuerst von der Neugierde angetrieben — für ihr Geld gute, befriedigende Ware erhielten, steigerte sich der Absatz von Jahr zu Jahr. Die Reclame lockte die Kunden an, die solide Bedienung fesselte sie.

Eine Hauptbedingung, um reich zu werden — so sagt derselbe Amerikaner Barnum — ist die Ehrlichkeit. Nichts ist schwieriger, als auf unehrliche Weise reich zu werden. Wir glauben es, nur kommt es darauf an, was man unter Ehrlichkeit versteht. Es gibt eine landläufige Ehrlichkeit, die im Grunde aber keine ist. Wir sahen manchen reichen Mann vor dem Gerichte, den das menschliche Gewissen verurtheilte, aber die Bürger freisprachen, weil sie sich sonst selbst mitverurtheilt hätten. Ich sage, es ist schwer, Millionär zu werden, ohne Jemandem Unrecht zu thun. Die Arbeiter drücken und ihnen für ihr Alter Armenhäuser bauen (wofür noch Orden beansprucht werden), das ist nicht die rechte Art, für die Allgemeinheit zu wirken. Ein Mann, der sich nicht zufrieden gibt mit einem Vermögen, das hinreicht, um sich und seine Familie bürgerlich zu versorgen, ist für den allgemeinen Wohlstand schon gefährlich. Uebrigens bin ich nicht so boshaft als jener Gesellschafter, der eine Räubergeschichte erzählen wollte. Er begann: „Es war einmal ein General-Director — den Rest erlasset mir.“

Brave Leute, welche willig sind, sich selbst zu helfen, muß der Reiche unterstützen; das ist nicht freiwilliges Wohlthun, das ist seine Pflicht. Wenn er's nicht thut, so ist er mit seinen Millionen ein großer Schelm unter kleinen.

Für unsere Geschäftsleute haben wir noch einen besonderen Rath, der ihnen gut bekommt, wenn sie ihn befolgen. Eine wichtige Sache, um wohlhabend zu werden, ist die Höflichkeit. Der Jude weiß das, handelt darnach, zieht durch seine Artigkeit, Gefälligkeit mehr Käufer in seine Bude, als der christliche Kaufmann durch seine gute Waren, die er oft spröde und knur-

rend bewacht, wie im Märchen der Drache den Schatz. Wer in seinem Geschäft bloß seinen schlichten, bürgerlichen Gewinn sucht, in demselben nur eine Anstalt zu Gunsten des Publikums sieht, der mag von seinem noblen Standpunkt aus den Leuten gegenüber seine würdevolle Zurückhaltung bewahren; wer aber Geld erwerben, reich werden will, der muß bei Groß und Klein, bei Reich und Arm darum kriechen und betteln; denn er will etwas, das ihm eigentlich nicht gebührt, — er will Reichthum; dieses Almosen läßt sich nur mit Demuth und Schmiegsamkeit erlangen. — Und mit Sparsamkeit. — Diese Sparsamkeit braucht übrigens nicht so groß zu sein, wie bei jenen berühmten „Haushältern", von denen ich einige aufzählen will. Da weinte Einer darüber, daß er im Tode sein Geld verlassen müsse, gewöhnte sich aber daran, seine Lippen so weit vorzustrecken, daß ihm keine Thräne zur Erde fiel. Denn Thränen enthalten Salz, und Salz nährt. Ein Anderer pflegte beim Schneidermaß den Athem an sich zu halten, um weniger Tuch zu brauchen. Ein Dritter freute sich darüber, noch vor Neujahr zu sterben, damit ihm die Neujahrsgeschenke erspart blieben. Weil solche Leute nichts umsonst thun können, so hatte jener Arzt ganz recht, der sich immer einen halben Gulden auf die Hand legte, so oft er sich selbst den Puls befühlte. Ein sterbender Wucherer, dem der Priester ein silbernes Crucifix in die Hände gab, schlug das brechende Auge auf und seufzte: „So leicht ist das Ding. Nicht fünf Gulden kann ich drauf leihen." Zu Berlin starb nach einem kümmerlichen Leben ein alter Mann, der 20.000 Thaler hinterließ, seinen einzigen Verwandten aber bloß darum enterbte, weil ihm selber aus Dresden einmal einen unfrankirten Brief geschrieben hatte. Ein Anderer hatte eine alte häßliche Magd, von der er vermuthete, daß sie ihm im Laufe der Jahre manchen Groschen gestohlen. Um das wieder hereinzubringen, heiratete er sie. Ich will nicht von jener Frau sprechen — denn geizige Frauen sind noch ärger, wenn auch seltener — die ihrem Gesinde den Hunger durch Ekel vertrieb; auch nicht von jenem Sohne, der des Nachts seinen Tags zuvor begrabenen Vater ausgrub, um demselben den neuen Tuchrock auszuziehen.

Der Geldtolle ist Alles im Stande, und ist es schließlich bei einem anhaltenden Rasen und Scharren keine allzu große Kunst, einen Haufen zusammenzubringen, zu dem auch der Teufel noch was dazumacht.

Und wenn so Einer endlich reich ist? Es soll sich Jeder fragen: Was dann? — Man kennt ein Sprüchlein:

Zwei Schelme müssen sein zu lang erspartem Gut,
Der eine, der's erwirbt, der Andere, der's verthut.

Mancher reiche Erbe treibt es wie jener Herzog, der bei seinem Gesandtschaftseinzug in Wien den Pferden silberne Hufeisen so lose anschlagen ließ, daß sie nothwendig abfallen und dem Volke zu Theil werden mußten.

Reiche Häuser pflegen sich eben nicht lange zu halten, weil — besonders in unserem Bürgerthume — Kinder der Reichen verwöhnt und verweichlicht werden.

Jeder Sparer findet seinen Zehrer. Armselig sind Beide, wenn sie es übertreiben. Den vernünftig sparsamen Mann hält der Geizige für einen Verschwender, der Verschwender für einen Geizhals; nur der Vernünftige für einen Klugen.

Es ist genug, ich will diesen Sermon weder für den Geizhals, noch für den Verschwender gehalten haben. — Die Absicht, auf anständige Weise wohlhabend, dadurch selbstständig und wohlthätig zu werden, ist eine Tugend. Dieser Tugend allein rede ich das Wort.

Der Proceß um's Wetterschießen.

Mitgetheilt von einem Landnotar.

Wenn Euch Volksschilderern und Dorfgeschichtenschreibern einmal der Stoff ausgeht, dann werdet Advocat in Oberwald. Da gibt's immer was Neues. Und was die poetische Gerechtigkeit anbelangt, so wissen wir Advocaten dieselbe viel klüger zu handhaben, als Ihr Dichter. Die Bauern zu Altheim sind sich ihres Rechtes bewußt geworden; was kann sich der Dorfgeschichtenschreiber Besseres wünschen, als einen Bauer, dem Ideale der Civilisation und Gesellschaft bereits im Blute sitzen. Heutzutage, wenn dem Bauer Unrecht geschieht, rächt er sich nicht mehr mit brutaler Hand; ein Mann der Gesittung ist er geworden — geht zum Gericht und klagt. Das gibt ihm ein Ansehen. Nicht allein seine Nachbarn verklagt er, nicht allein seine Dienstboten und Vorgesetzten, auch den Bürger verklagt er und den Zigeuner und alle Welt und den Herrgott.

Auch den Herrgott verklagt er!

Und wenn sein Advocat gerieben ist: Der Herrgott verspielt! Der mag noch froh sein, daß die Todesstrafe größtentheils abgeschafft ist, vor Zeiten sind die Wettermacher verbrannt worden.

Um nichts Geringeres handelte es sich vor Kurzem, als der Rüppel-im-Hof mit zwei seiner Genossen aus Altheim bei mir eintrat, als um Blitz und Hagelwetter. Der Mann, wie nicht minder seine Nachbarn waren an ihrer Habe arg geschädigt worden, ein schweres Gewitter, das über die Breitebenhöhe herabgefahren war, hatte ihre Feldfrüchte zerstört, in ihre Bäume und Heuschober geschlagen, ihre Wiesen mit Schutt überschwemmt, sie in ihrer Wirtschaft wieder auf ein langes Jahr arg zurückgeworfen. Dem Schattleitner hatte der Sturm einen Schirmbaum gebrochen und der fallende Baum hatte eine Kuh erschlagen. — Im Ganzen wie im Einzelnen brachten sie Beispiele vor, wie groß der Schaden sei.

Ich fragte den Rüppel, ob er die Klage directe gegen den Herrgott einreichen wolle? Davon war er anfangs etwas verdutzt, dann meinte er lächelnd: „Das nit, das nit. Dem kann man's nit verübeln, dem ist's seine Pflicht und Schuldigkeit, daß er im Hochsommer fest niederdonnern laßt. Von ihm aus ist's der Breiteben vermeint gewesen und an unserm Unglück sind die Breiteben-Bauern Schuld!"

„Wie so?" frage ich.

„Gehen die Höllsaggra her und schießen!"

„Auf wen?"

„Laden — wie das Wetter aufsteigt — ihre Pöller, als wenn's eine Frohnleichnahmsprocession thät setzen, und just wie die blauen Wolken mit den weißen Nebelfransen schön stad brummend daherziehen über die Breitebenhöhe — bums! bums! pfeffern sie los und jagen uns den ganzen Krempel herab auf die Altheimer Felder. Bei uns hat's ausgeschüttet. Auf der Breiteben hat's kaum tröpfelt."

Hierauf fragte ich, wieso er mit dieser Sache zu mir käme?

„Wir Altheimer-Bauern stehen zusammen und klagen die Breitebner-Bauern auf Schadenersatz und daß sie zukünftig nimmer schießen."

Ein richtiger Advocat hätte die Klage sogleich angenommen; wenn die

Altheimer-Bauern glauben, daß sie durch das Schießen der Breitebner-Bauern geschädigt werden, so sollen es diese vergüten. Die Breitebner-Bauern sind Besitzer von Grund und Boden, aber die Luft gehört nicht ihnen, für die Luft zahlen sie keine Steuern, Luft und Wolken dürfen sie nicht alterieren und nach Belieben hin- und herjagen, daß auf Andere der Nachtheil kommt. Da findet sich im Gesetzbuch eine ganze Reihe von Paragraphen, die sich in diesem Falle anwenden lassen. Geschädigt an Vermögen: Bürgerliches Gesetzbuch § 1330, § 1332. Es hatte Wege unfahrbar gemacht, Stege vertragen, die Leute konnten nicht hingehen, wo sie wollten. Also geschädigt an der persönlichen Freiheit § 1329. Ferner die Paragraphen gegen die Sicherheit des Lebens: Eine Kuh hatte es getödtet, eben so leicht konnte es auch die Ochsen getödtet oder lebensgefährlich verletzt haben, §§ 1325, 1326, 1327 u. s. w. Einer der ergiebigsten Monstreprocesse stand in Aussicht. Die Breiteben-Bauern hatten geschossen!

Ich war so unklug, den Altheimer-Bauern zu sagen, daß sie nicht so unklug sein sollten. Mit einer solchen Klage würden sie ausgelacht werden. Daß man mit dem Schießen gegen ein Gewitter was ausrichte, sei ein alter Aberglauben.

„So," sagte der Rüppel-im-Hof, „ein alter Aberglauben! Das Erste, was ich höre. Und wohl das Wetterläuten auch, nit wahr? Und wir geben dem Meßner die Glockenstrick-Kreuzer und im Herbst die Korngarben umsonst! Und daß er Alles liegen und stehen laßt, wenn ein Gewitter zusteht, und zum Glockenstrick rennt, das ist ein Aberglauben!" Der Mann war zornig.

„Die heilige Weihe der Kirchenglocken in Ehren," entgegnete ich, „und das geweihte Pulver auch in Ehren, aber die Wetterwolken kümmern sich sehr wenig d'rum."

Da lachte der Bauer auf und rief: „Um die heilige Weih' werden sie sich freilich nicht viel kümmern, das glaube ich selber. Aber um Hall und Schall werden sie sich kümmern. Wenn der Herr das nit weiß, so soll er nur einmal die Halter auf der Alm fragen. Die heben, wenn ein Gewitter herzieht, all' miteinander an zu schreien, mit Schellen, Brettern, Pfannen zu klappern und zu lärmen. Früher hat's geheißen, die bößen Geister vertreiben, heute sagen wir: die Luft erschüttern, daß die Elektricität auslaßt und sich die Wolken zertheilen. Wir haben auch was gelernt."

Das hatte in der That einen schulmeisterlichen Abglanz. Ich könnte nun für den Fall, als Sie, lieber Redacteur, das Honorar nach der Zeile berechnen sollten, gelehrter Weise von den alten Wettersagen, von dem Einflusse der Göttin des Schalles und von anderen altdeutschen Göttern und ihrem Zusammenhange mit den heutigen Volksanschauungen u. s. w. sprechen, auch — wie es einem richtigen Docenten von heute ansteht — die Naturwissenschaften berühren, durch dieselben die Wahrnehmung der schlichten Landleute rechtfertigen, was sich immer gut macht. Aber mir geht's doch noch um den Proceß.

Ich stellte den Leuten zwar vor, daß gegen die ungeheuren Lasten und Gewalten, die in einem Gewitter heranziehen, der nichtige Schall einer Stimme, einer Glocke, selbst eines Pöllerschusses ganz und gar machtlos sei. Jedes Lüftchen erschüttere die Luft mehr, als der Knall eines Schusses. Man denke sich den Sturm, der einem Gewitter vorauszutoben pflege.

„Am besten kann's der Herr auf dem Frauenkogel sehen," fuhr der Rüppel nun wieder ganz ruhig fort, „auf dem Frauenkogel steht die Kirche, und wenn ein Gewitter zusammenzieht, da läutet der Meßner die Glocken auf dem Thurm, und währt's nit lang, so kriegen gerad' über dem Thurm die

Wolken ein Loch, so daß oftmals der blaue Himmel durchschaut. Und das Wetter vertheilt sich oder wird in die Steinberge hineinverjagt. Und hat der Herr das noch nie bemerkt, wie es zu Ostern und zu Frohnleichnam ist? Es mag noch so regnerisch ausschauen, daß man meint: Heut' verwaschts die Procession mit Fahn' und Fetzen! Heben im Land nur erst die Glocken an, die Musikanten und die Pöllerschüsse, gleich wird's lichter am Himmel und aushalten thut's! Lufterschütterung!"

Ich fühlte mich nachgerade geschlagen. Gegen die heilige Weih' hat man seine grundfeste Aufgeklärtheit vorräthig, das geht; aber wenn der Bauersmensch auf einmal so naturwissenschaftlich thut und seinem alten Aberglauben ein neumodisches Mäntlein umhängt, da wird Einem schier angst und bang.

„Wenn große Schlachten geschlagen werden," sagte ich nun, nachdem ich die braven Landleute endlich zum Sitzen gebracht hatte, „da, sollte man meinen, geht's doch auch nicht so ganz ohne Lärm ab —"

„Schon gewiß nit," sagte einer der Bauern, „das habe ich bei Königgrätz erfahren!"

„Waren Sie dabei?"

„Schon curios. Aber nur anfangs."

„Man hat meines Wissens nichts gelesen, daß der Kanonendonner die Nebel von Chlum zertheilt hätte!"

„Na, Sie glauben's halt nit," versetzte der Rüppel-im-Hof, „geben Sie acht, daß es Ihnen nit so ergeht, wie dem Hechelberger Kaplan. Ja wohl, Herr Notar! Der Kaplan ist ein blutjunges Herrl gewesen, wie er nach Hechelberg gekommen, schnurgerade aus der Studie — und da sind sie höllisch gescheit! Ueberall hat er neue Mode wollen einführen und hat in Hechelberg auch das Wetterläuten wollen abbringen. Seit Menschengedenken haben sie geläutet zu Hechelberg. Hoch oben unter der Alm, da thut's noth, da sind die Wetter am gstraflichsten (gefährlichsten). Und der Jung' hat's abbringen wollen. Der Meßner, der ist recht, der hat gesagt: nein! — Und sind Alle falsch (böse) geworden auf den Kaplan. Der ist aber ein — ein —" Der Bauer legte die Faust an den Kopf, um anzuzeigen, daß der Kaplan es faustdick hinter den Ohren gehabt habe, „der ist ein — ich will nit sagen, w a s gewest! Just am Magdalenatag ist's gewesen, im vorigen Jahr, ist eh' ein schlimmer Wettertag das, weil gerad' die Hundstage eingehen. Steckt der Kaplan nit den Kirchenschlüssel ein, wie er zum Müllerwirt hinabgeht? Das Wetter steigt auf, der Meßner will läuten, kann nit dazu. A l l e s hat's niedergedroschen! Nit Ein Stammel ist stehen blieben in der ganzen Hechelberger Pfarr'! — Acht Tag d'rauf ist der Kaplan abgefahren. Hat m ü s s e n!"

Wie das komme? fragte ich nun. Den Kaplan hätten sie verjagt, weil er das Läuten verhindert, und die Breitebenbauern wollten sie verklagen, weil sie geschossen! Es sei ja Eins wie das Andere nichts als Lufterschütterung. Und wieso gerade die Hechelberger das Gewitter auf die Nachbarsgemeinden jagen dürften und die Breitebner nicht. Ob denn da ein Privilegium wäre?

„Ist auch!" riefen sie alle zusammen, „ist auch eins, ein Privileg. Die alten Leut' können es noch ganz genau sagen. Die Hechelberger dürfen läuten und schießen, die Triesenthaler dürfen nicht. Auf dem Frauenkogel dürfen sie nur läuten. In Fährdorfen dürfen sie läuten und schießen. Bei den Hochreithäusern dürfen sie schießen. Wir Altenheimer dürfen läuten und schießen, aber die Nullgrabner und die Hölser und die in der Hinterau dürfen's nit! Und die Breitebner dürfen's nit!"

Worin diese Privilegien ihren Ursprung hätten? war meine Frage.

„Ja, wenn's der Herr nit weiß!" riefen sie, „wir wissen das auch nit. Aber sein thut's. 's ist Alles aufgeschrieben. Im Gemeinde-Cataster steht Alles drinnen, auch 'leicht ein Brief aus Pergamenthaut und der Siegelknopf d'ran."

„Aber ein Privilegium könne ja verjähren."

„Das nit!" sagte der Rüppel-im-Hof, „das verjährt nit, weil Blitz und Hagel auch nit verjährt."

„So ist's," gaben die Anderen bei.

Was blieb mir übrig, als die Klage anhängig zu machen gegen die Häuser auf der Breiteben, weil sie durch ihr Wetterschießen das Privilegium verletzt. —

Aber die Bauern auf der Breiteben hatten auch ihren Advocaten und zwar in ihrem eigenen Kopf. Als es zur Verhandlung kam, fragte der Richter von der Breiteben ganz höflich, seit wann sie nicht mehr heiraten dürften?

„Vom Heiraten ist keine Rede, aber vom Wetterschießen!"

„Und bei uns," sagte der von der Breiteben, „ist wieder vom Wetterschießen keine Red', sondern vom Heiraten. Der Lex in der Lacken hat geheiratet und bei der Hochzeit haben wir ein bissel Pöller geschossen. Daß zur selben Stund' just ein Gewitter aufgestiegen ist, dafür können wir nit. Und daß sich das Wetter vor dem Schießen geschreckt hat, dafür können wir auch nit. Und daß es den Altheimern das Traid niederdroschen hat, das ist uns von Herzen unlieb."

Der Altheimer Rüppel-im-Hof war auf eine solche Wendung so zornig, daß er ausrief: „Ich versteh' nit, wie Einer heiraten kann, wenn ein Wetter zusteht!"

Der Proceß war hiermit gegenstandslos geworden. Gegen das Pöllerschießen auf Dorfhochzeiten war schlechterdings kein Paragraph zu finden. Und das Heiraten ist erlaubt, auch wenn ein Gewitter zusteht.

Briefe aus der Sommerfrische.

I.

Für den täglichen Beobachter ändert sich die Welt unmerklich. Aber wer nur ein halbes Jahr lang die Augen schließt, der hat bei ihrem Aufthun Gelegenheit, zu staunen. Die Natur arbeitet langsam. Bis aus der Wiese ein Wald wird, bis Regengüsse die Felsen kahl legen, die Berge furchen, die Thäler versanden, dazu gehört ein längerer Schlaf, als selbst das schläferigste Volk zu schlafen vermag. Die Menschen arbeiten schneller. So wie sich zur Herbstzeit der heimkehrende Städter verwundert über die Neubauten, Pflanzungen und Gründungen, die während seiner Abwesenheit erstanden sind, so wird er im Frühsommer, wenn er auf seine Sommerfrische zurückkehrt, mit gemischten Gefühlen die Aenderungen wahrnehmen, die sich dort vollzogen haben.

Das Dorf, der Flecken verstädtet sich, die Landschaft wird alt, wird glatziger mit jedem Jahr. Ich erlebe alljährlich das Herzleid, daß ich schöne Baumgruppen, anmuthige Schattenplätze, freundliche Ruhebänke, an denen manche Freude früherer Jahre hieng, beim Wiederkommen nicht mehr finde. Dort ist ein Feldweg verlegt, hier ein Steg über den Bach abgetragen, da eine buschige Fichte abgeschneidelt, ein

ein Scheiterhaufen aufgeschlichtet, ein Steinbruch aufgerissen wie ein wüstes Loch in's grüne Kleid des Berges.

Sie haben ja das Recht dazu, ihr Eigenthum zu nutzen, aber die Schönheit war mein, und um die Schönheit ist mir leid. Alljährlich werden die Thäler sonniger, die Wälder weichen zurück, wie erschreckt vor jedem Pfiff der Locomotive. Kein Brand und kein Käferfraß hat je so viel Wald vernichtet, als der schwarze Wurm frißt, der täglich auf den Eisenschienen hin- und wiederkriecht. Wo ich Wüsten sehe an den Hängen, an denen sonst Waldesflur war, da schwöre ich darauf, eine Fabrik, eine Dampfsäge, eine Eisenbahn ist in der Nähe.

Eine Eisenbahn, die Schwellen, Telegraphenstangen braucht, die Holzkohlen, Brennholz, Bauholz, Schnitzholz, Flechtholz, Fournierholz, Bretter u. s. w. davonführt. Auch wir Schriftsteller tragen Schuld an unserem wahnwitzigen Waldconsum, weil wir so viel schreiben, daß selbst die Lumpen nicht mehr ausreichen und Papier aus Holz gemacht werden muß. Seit aber die Amerikaner anfangen, aus Gras Papier zu machen, und wir uns vielleicht wieder den Blättern des alten Papieros nähern, kann sich der Schreiber aus dem Spiele ziehen und im Namen der Natur- und Volkswirtschaft die Schindknechte zeichnen, die den Bergen die Haut abziehen.

Von allen Gewerben bloß zwei würde ich ablehnen, trotz meiner Toleranz — nicht Henker und nicht Holzhändler möchte ich sein. Der Henker hat von beiden noch weitaus die idealere, selbstlosere, edlere Aufgabe, er reinigt die Welt von Spitzbuben. Der Holzhändler, der moderne, unersättliche, der weder von den zehn Geboten, noch von dem Forstgesetze etwas weiß, dem nichts geblieben ist von der Schule, als das Einmaleins, dessen Herz so ledern ist, wie dessen Brieftasche, er ist der richtige Wald- und Culturschinder, Bauernabtrenner, Landverwüster. Der Staat schreibt Preise aus auf die Ausrottung der Borken- und Maikäfer, der Kohlweißlinge, wahrscheinlich nur deshalb, weil diese Schmarotzer keine Steuern zahlen, denn sonst müßte man den Holzhändler zehnmal eher ausrotten, obzwar er um so gefährlicher ist, je mehr Steuern er zahlt.

Uebrigens arbeitet ihm das Steueramt wacker vor, ist sein Quartiermacher bei den Bauern, denen immer ein Stein vom Herzen fällt, so oft der Holzhändler kommt. Zwar thut dem Bauer mitunter Herz und Gewissen weh, es wäre doch Schade um den schönen Wald.

„Narr!“ ruft der Händler, „der Wald, der wachst ja wieder! Wenn Du die alten Bäume nicht weghauest, können die jungen nicht wachsen!“ — Er sagt aber nichts davon, daß der Baum mit vierzig oder fünfzig Jahren noch lange nicht alt ist, denn er hat für die jungen, frischen Stämmlinge eben Verwendung. Er sagt nichts davon, daß der Bauer nach dem Forstgesetze verpflichtet ist, den abgestockten Waldboden wieder aufzuforsten, denn er weiß, dann würde Mancher lieber den Wald stehen lassen, denn nichts ist dem Bauer so zuwider, als Bäume zu pflanzen.

Doch wie auch soll der Bauer aufforsten, er schlägt die Waldstelle ja selten ganz kahl. In so einem Bauernwald stehen Bäume aus verschiedenen Generationen. Die jüngsten, die „Gräßinge“, werden ohnehin stehen gelassen. Aber das ist noch keine Waldcultur. Es wäre in den meisten Fällen besser, das Gesetz verlangte, es sollten mit den Bäumen auch die Gräßinge gefällt werden, damit eine rationelle Aupflanzung vorgenommen werden könnte und — müßte.

Täglich muß ich über den Platz gehen, wo die Telegraphenstangen zu Zehntausenden aufgeschichtet liegen. Die jungen, einst hoffnungsvollen Wälder auf der Bahre. Die Drähte,

die auf diese Stangen gespannt werden, mögen sie so bald nicht die Nachrichten in die Welt tragen von Ueberschwemmungen, Berg-Abrutschungen, Stürmen und anderen Revolutionen! Wir wissen es, wie das in unseren Gegenden ist, wo der Baum fällt, bleibt auch der Bauer nicht stehen, und die entwurzelte, entheimte Bevölkerung fährt am Ende gerade so verheerend zu Thal und Stadt, wie die Wildwässer von den entwaldeten Bergen.

Nun weiß ich wohl, das Reden hilft nichts, all' das vollzieht sich nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, dem nicht Einhalt gethan werden kann, so lange auf dieser Bahn der Cultur fortgeschritten werden muß.

Daß reife Wälder geschlagen werden müssen, ist selbstverständlich; leben wir nun im eisernen Jahrhundert oder im papierenen, das Holz können wir nicht entbehren, und das goldene Jahrhundert würde jenes sein, das am holzreichsten wäre.

Würde unser Forstgesetz auch nur halb so streng gehandhabt, als das Steuergesetz, wir müßten die Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nicht ganz fahren lassen, während uns so das steinerne bevorsteht.

Wenn es wahr ist, daß die Vorfahren unserer Holzhändler Mondbewohner waren, dann ist die Ursache des Mangels aller Vegetation auf dem Monde gefunden. Sie hoffen auch noch mit der Erde fertig zu werden; am jüngsten Tage muß sie glatt rasiert sein.

Da lassen die „Herren“ durch die Schule Schonung des Waldes predigen; und wieder sind es die „Herren“, die in den Händlern ihre Holzknechte, resp. Geldknechte auf's Land schicken, um den Wald systematisch zu verheeren. Dann ist es kein Wunder, wenn sich der Bauernbursche im Parke eines Sommerfrischlers aus mit Mühe gezügelten Lerchensetzlingen seine Peitschenstöcke schneidet, dann ist jenes Bäuerlein unschwer zu entschuldigen, welches den Besitzer eines schönen schattigen Naturparkes angieng, ihm den „Oedgart“ für ein Erdäpfelfeld auf etliche Jahre zu überlassen, die Ausrottung von Baum und Strauch wolle er schon selber besorgen.

Eine Bevölkerung, die unter den Lasten der Natur und der Gesellschaft gedrückt ist, wird nicht viel Sinn haben können für die Schönheit der ersteren und die Ansprüche der letzteren. Ich verlange um Gotteswillen nicht, daß sie den Wald stehen lassen sollten, lediglich, damit wir städtische Staubseelen uns an dessen Anblick erfreuen könnten. Ich bin sogar müde geworden, die Bauern zu bitten, sie möchten mir *meine* kleinen Anlagen schonen, mir die bescheidenen Sitzbänklein nicht zerstören, die ich auf ihrem sterilen Boden aufgeschlagen, nicht die Tafeln mit Sprüchen aus Bibel und Classikern, die ich an passenden Weg- und Waldstellen anzubringen liebte. Ich habe gelernt, auf dem Lande mich mit dem Naturzustande zu begnügen. Aber der Waldschinder ist ein Anachronismus unter den Bauern, die Dampfmaschine ein Anachronismus im Thale der Hirten, und der größte Anachronismus bin ich selbst, als der raisonnirende Stadtmensch unter Mähdern und Schnittern.

II.

Wer die schöne Mähderin mähen sieht, die ich heute sah, der vergißt auf alles Raisonnieren, so lange sie selber ihm nicht Anlaß dazu gibt, was oft recht bald geschieht, während man in anderen Fällen gerne stumm bleibt. — Ich stand im Grase. Da sagte sie, ich wäre ihr ein zu dicker Halm, es thäte ihr die Sense leid.

Worauf ich entgegnete, sie solle doch nur genauer zusehen, ich sei gar kein Halm, sondern gehöre der Zoologie an, wenn sie aus der Schule noch wisse, was das sei.

„Oh freilich!“ antwortete sie, „in die Zoologie gehören die Affen und die Hirschen und die Ochsen und die Rösser und die —?“

Es sei schon genug der Beispiele, war meine Meinung.

„Und die gelehrten Stadtherren,“ fuhr sie unentwegt fort, „die sich so viel Studie und Verstand kosten lassen, wegen dem, daß sie bei den lieben Thieren sein dürfen.“

Also auch diese schöne Mähderin ist ein Anachronismus. — So geht es heute; was sie in der Schule nicht lernen, das lernen sie von den Sommerfrischlern, wenn sie auch nicht Alles glauben, so lange sie — glauben.

Um die Harmonie zwischen uns wieder herzustellen, pflückte ich ein Stämmlein Liebfrauenkraut mit der Blüte, um es ihr zu reichen.

„Danke,“ sagte sie, „ich freß' kein Gras.“

„Laß einmal sehen, ob Deine Sense so viel Schneid hat, als wie Du!“

„Wenn sie nicht mehr hätt', thät' ich mit mir selber Futter mähen,“ war ihre Antwort.

„Von einer solchen Sense ließe ich mich auch niedermähen,“ sagte ich galant und zündete eine Cigarre an. Das ist auch der Witz der jungen Bauernburschen, sie rauchen, damit sie Männern ähnlich sehen und leichter ein „Dirndel“ kriegen. Und ist letzteren in der That kein Tabak zu stark. — Meine Schöne aber begann zu hüsteln, weil sie gesehen hatte, daß feinere Frauenzimmer hüsteln, wenn Männer rauchen. Auch nervös werden unsere jungen Bäuerinnen bereits, und — wenn's eine Wette gilt — in Ohnmacht fallen können sie besser, als die Stadtfrauen.

Ich wollte es diesmal aber nicht darauf ankommen lassen, sondern stellte meine Neckereien ein und fragte, ob sie mit mir eine Friedens-Cigarre rauchen wolle?

„Warum denn nicht!“ meinte sie — aber das Spitzel müßte ich ihr abbeißen.

Nun war es die höchste Zeit für mich, den Rückzug anzutreten. Ein so hübsches Kind — schloß ich — müsse seinen Liebhaber haben. Und Männer müssen wissen, was sie sich gegenseitig schuldig sind.

Als ich weitergieng — auf demselben Wege war's — begegnete mir ein stattlicher Mann mit einem Barbarossahaupt, der Kleidung nach zu schließen, ein städtischer Tourist. Wir kamen alsbald in's Gespräch über den Bauernwald, durch den wir eben schritten.

„Man bedürfte eines Sonnenschirms,“ sagte ich.

„Ja, wahrlich!“ rief er und begann das dumme, kurzsichtige Bauernvolk als eine Rotte von Waldverderbern derart herunter zu machen, wie ich es bisher noch nicht gehört hatte. „An die Nachkommen denken diese Thiere nicht. Sie verfressen und versaufen Alles, würden noch die Baumwurzeln aus dem Erdboden nagen, wenn sie mit Speck geschmalzt wären. Aus dem Lande versengen soll man diese Ungeziefer!“

Auf dem Rückwege kamen wir zu der schönen Mähderin; da sah ich's bald, sie und mein Barbarossa waren alte Bekannte, und sehr gute noch dazu. Sie führten miteinander einen halb bäuerlichen, halb städtischen Discurs, der von einer Art war, daß ich sah, es wäre das Beste, ich machte mich aus dem Grase.

Weiter unten begegnete ich dem Moswieser-Michel zu Maisenberg, den ich vom vorigen Jahre her kenne. Er kommt öfter in's Dorf hinab, weil er zum Gemeinderath gehört. Den fragte ich, ob er mir sagen könne, wer die zwei Leute wären, die dort oben so vertraulich plauderten?

„Sagen will ich's wohl,“ antwortete der Michel, zauderte aber ein

wenig. „Sie, die Mähderin, ist mein Weib."

„Und ist's Euch recht, daß sie dem Stadtherrn so schön thut?"

„An der ist nichts mehr," sagte er. „Im vorigen Jahr der Wald — heuer das Weib — Alles muß hin sein. — Meinetwegen!"

Mit einer scharfen Handbewegung schlug er den Unmuth von sich.

„Und wer ist nur er, der Rothbart?"

„Den kennt der Herr nicht? — Steigt doch schon ihrer fünf oder sechs Jahre bei uns um. Hat schon etliche Bauernhäuser abgetrennt und etliche Weiber toll gemacht mit seiner Geldkatz'. Der Holzhändler ist's." —

III.

Wer mit schlechten Leuten nicht umgehen kann, ist zu wenig, wer nur mit ihnen umgehen kann, zu viel in der Welt gewesen. Diesen Ausspruch des Philosophen kann man auch auf der Sommerfrische erproben.

Bei mir ist einstweilen noch ein Zuwenig da — doch habe ich nicht Lust, mich in dieser Sache zu vervollkommnen. Dem Barbarossa weiche ich aus, als trüge er die Blatternseuche in seinem rothen Bart. Die Waldschinderei wäre am Ende ihm weniger schwer aufzumessen, als Jenen, die uns nicht erreichbar sind, während sie uns jeden Augenblick am Kragen packen können. Aber daß dieser Kund, der statt des Herzens einen lebendigen Gedsack hängen hat in der Brust, die Bauern lästert und schändet, die ihm aufsitzen —

's ist Schade um Land und Leute. Dahier ist schon wieder ein anderes Loch, wo die Segnungen der Cultur hereinpfeifen. Ein geologischer Universitäts-Professor sitzt beim Scheibenwirt unter Bauern. Er dociert. Sie sperren die Mäuler auf, als ob er Brot gebe. Er gibt nur Steine. Wie es der Andere auf ihren Waldgründen thut, so thut's der auf ihren Seelen: Die thauklaren Idyllen der Natur, der Naivetät vernichtet er. Kein Schatten mehr, und keine Schattenquelle, und kein Veilchen mehr, überall Licht — sengende Sonne. Bisher schlugen die Bauern an's Herz, wenn sie gefehlt hatten; wohin sollen sie denn schlagen, wenn man ihnen sagt, daß die Seele nicht im Muskelknoten der Brust sitzt, sondern im Kopf, und das Gescheitsein respectabler ist, als das Gutsein? Nach den Concurrenten um die Existenz werden sie schlagen.

Darüber kamen wir, der Professor und ich, gestern in einen fast lustigen Wortwechsel und habe ich dabei erfahren, was ich eigentlich doch für ein frivoler Geselle bin, und wie geneigt, manche schöne, früher so ernst vertheidigte, verlorene Sache in's Lächerliche zu ziehen, nur damit mir ihr Verlust nicht so weh thue.

„Ihr Dichter arbeitet uns Gelehrten entgegen!" sagte der Professor im Tone des Vorwurfs.

„Ihr arbeitet uns entgegen," wehrte ich mich, „wir waren vor Euch da, wir haben die Schönheit und die Freude in die Welt getragen. Der erste Mensch war der erste Dichter. Der erste Gelehrte und auch Optiker war Jakob, den hat der Herr gelehrt, mit Linsen seinen Bruder um das Recht der Erstgeburt zu betrügen."

Nun wurde gelacht, was allemal das Facit ist, wenn Poeten und Gelehrte streiten, und selbst wenn der Gegenstand ein noch ernsterer wäre. Feuer und Eis zusammen geben Dunst. Nichts weiter.

Offenes Schreiben an junge Antisemiten in Wien.

Bursche!

Ihr habt uns — wie Ihr sagt — im Namen Eurer Genossen Vorwürfe darüber gemacht, daß wir das Judenthum protegierten. Wir wollen zu Eurem Troste öffentlich sagen, daß auch wir Antisemiten sind — nur auf unsere Weise, die den Menschen schont, aber seine Laster verfolgt.

Wir hassen die Geld- und Schacherjuden, die oft bis zur Tollheit um's goldene Rind tanzen. Wir hassen die Protzjuden mit ihrem äußeren Prunk und ihrer inneren Hohlheit. Wir hassen die Zeitungsjuden, die bestechlichen, welche Meinungen und Ueberzeugungen kaufen und verkaufen en gros, wie ihre Väter mit Lumpen und Tröbel handelten en detail, die ihr Blatt zum Feilbette preisgeben allen Lastern und Leidenschaften, und welche nebstbei die Presse dazu benutzen, um ihren giftigen Cynismus in's Volk zu spritzen, doppelt und dreifach hassen wir sie, weil sie auch die Christen „verjudet" haben. Viele der heutigen „Christen" betreiben ihr Geschäft genau nach jüdischem Principe, der Unterschied ist zumeist nur, daß es der Jude klüger macht. Wir fragen, ob die crasse Geldgier, die Prunksucht, das Parvenuwesen auf Grundlage der Gewissenlosigkeit nur bei den Juden allein vorkommt?

Wir sagen es manchem unserer Juden in's Gesicht, daß wir sie verabscheuen; wir sagen dasselbe auch manchem Christen in's Gesicht. So ist es bei Euch nichts als thörichter Fanatismus und Heuchelei, wenn Ihr das Judenthum in Eurer Weise bekämpft und nicht den Muth habt, jener niedrigen, wenn Ihr wollt, „jüdischen" Laster Euch zu entäußern. Ihr jungen, christlichen Schlemmer, Schreier, Streber in der Großstadt seid zehnmal verjudeter als der arme Poet, der dem unschuldigen Theil der Juden das Wort redet.

Oder seid Ihr trotz Eures Studiums der Culturgeschichte so albern, zu glauben, daß es unter den Juden keinen ehrlichen, edel und ideal angelegten Charakter gibt? Unter je hundert Leuten getrauen wir uns einen wahrhaftigen Menschen zu finden — auch bei den Juden. Das ist wenig, sagt Ihr, aber Ihr gebt es zu. Indem Ihr nun die hunderttausend Juden Eurer Stadt ohne Ausnahme verfolgt, thut Ihr einem Tausend davon ein Unrecht, das Euch weder Gott, noch ein billig denkender Mensch verzeihen kann.

Ihr belehrt uns, Bursche! daß die größten Männer aller Zeiten Antisemiten waren. Gewiß, Richard Wagner, Lessing, Spinoza, Christus, selbst Moses waren Antisemiten in dem Sinne, als sie Feinde der crassen Ichsucht und des goldenen Kalbes gewesen sind. — Aber glaubt Ihr, daß Schiller, Rousseau, Luther das goldene Kalb der Christen weniger gehaßt haben?

Jungen! Eurem ganzen Geflunker glauben wir nicht, so lange Ihr in Eurem persönlichen, socialen Leben nicht andere Wege einschlagt, als sie die „verjudete Welt" breitgetreten. — Zurück zur Einfachheit des Lebens, zum Ackerbau, zum Handwerk, wenn Ihr den Muth habt! Lernt, wie man Schulden zahlt, anstatt sie zu machen. Lernt Eure Untergebenen als Menschen

achten, den Mächtigen die Stirne bieten, wo sich's um Menschenrechte handelt. Habt den Muth der Wahrheit, wo sie gesagt sein will, ohne Rücksicht auf Euren persönlichen Vortheil. Pfleget und streichelt nicht immer nur den Verstand allein — das thut der „Jude“; heget und pfleget auch das Gemüth, wie der Germane, die Menschenliebe, wie der Christ.

Strebt Ihr dieses an, dann seid Ihr wahre, welterlösende Antisemiten.

Ihr fühlt es selber so. Und wisset Ihr, daß die heutige Bewegung gegen das Judenthum ein unbewußter, elementarer Protest ist gegen die Uebercultur, gegen den Luxus, gegen den Materialismus und die Corruption? Es ist schwer geworden, den confessionellen oder Racenjuden von dem gesellschaftlichen loszulösen. Unser Handel und Geldwesen hat die Grenzen verwischt. Früher gab es Judenchristen, heute gibt es Christenjuden, und diese müßtet Ihr mitfangen und mithangen. — So schwer hat sich der Jude gerächt an der Welt, die ihn heimatlos gemacht und als einen Fremdling jahrhundertelang mit Füßen getreten hat. Vor des Christen Waffe, dem Schwerte, floh er, aber der Christ floh leider nicht vor seiner Waffe, dem Gelde. Das Geld hat denn auch dem Christen die Heimatsliebe zerstört, die Treue vernichtet, die Ruhelosigkeit eingeimpft. — Wenn die kerngesunde Revolution gegen solche Verjudung Erfolg hätte und Alles zerstören wollte, was das Geld im Beutel lieber hat, als den Gott in der Brust — was bliebe viel übrig, als ein armes Volk von Arbeitern, Philosophen und Künstlern!

Die Juden haben manche Schuld, aber darum, weil sie Euch des Racenunterschiedes wegen naturgemäß widerlich sind, darum dürft Ihr ihnen noch nicht alle Schuld aufbürden.

Doch so ist's, daß der Jugend Idealismus oft kläglich über's Ziel schießt. Aber gesteht doch wenigstens Anderen das Recht zu, vernünftig und menschlich zu sein. Je brutaler Ihr das ganze Judenthum bekriegt, desto lebhafter werden wir von der Poetengilde die wenn auch nur Wenigen vertheidigen, denen Ihr ein Unrecht thut, ein Unrecht, wie wir es in der blutigen Geschichte der Menschheit tief genug verabscheuen gelernt haben. — Für Generationen und Reiche sind eben Parteien herrschend; was wir wollen und lehren, es ist die Reinheit des Herzens. Von Moses bis Christus, von Spinoza bis Schiller klingt das göttliche Doppellied: Recht und Liebe.

Wir stehen demnach Euren Vorwürfen leicht. Wir — selbst Ihr und die Juden — sind wohl nicht so weit auseinander, als Ihr glaubt, und die Erfahrung und Erkenntnis wird Euch allmählich das Rechte lehren. Und einstweilen erinnert Euch daran, daß Gott Sodom und Gomorrha nicht zerstört hat, so lange noch zehn Gerechte darin lebten.

Heimgarten.

Kleine Laube.

Wie das Volk Legenden dichtet.

Wie fromm und phantastisch das deutsche Volk an den heiligen Schriften weiterdichtet und dieselben verwebt mit Natur, localen Verhältnissen und persönlichen Stimmungen, davon geben einige Volkslegenden aus Schlesien, die uns Philo vom Walde mittheilt, ein Beispiel.

Die Trauerbirke.

Als die Freunde Jesu den heiligen Leichnam vom Kreuze herabgenommen, legten sie ihn in der Mutter Schoß, bis man ihn vom Blute gereinigt hatte und ihn begraben konnte. In tiefstem Schmerze saß sie da, die heilige Mutter Gottes, und schaute ihrem geliebten Sohne in's bleiche Antlitz, auf dem der fahle Schein des Todes schwebte. Die ganze Natur trauerte mit der tief betrübten Mutter, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchdrang, um den todten Sohn. Die Birke besonders, unter welcher die gewaltige Scene spielte, zeigte das innigste Mitleid. Sie ließ ihre schwanken Aeste und Zweige tief herabhängen auf des Erlösers heiligen Leichnam. Seit jener Zeit gab Gott allen Birken dieser Gattung das Merkmal bei, daß sie ihre Zweige zur Erde hernieder beugen. Auch führten sie von da an den Namen Trauerbirken.

* * *

Der rothe Klee und die Bienen.

Als der liebe Gott die Bienen erschaffen hatte, fragte er sie, ob sie auch am Sonntage die Blumen befliegen und Honig sammeln wollten. Die Bienen bejahten es. Da gebot ihnen Gott, den rothen Klee zu meiden, der so viel Honig in sich birgt. Deshalb sehen wir, daß die Bienen die verschiedensten Blumen befliegen, den rothen Klee aber unberücksichtigt lassen.

* * *

Das Kainszeichen am Korn.

Wenn der Roggen im Herbst aufgeht, sehen die zarten Blattspitzen roth aus. Darüber weiß das Volk zu erzählen: Kain erschlug seinen Bruder Abel auf einem keimenden Kornfelde. Das Blut spritzte umher und färbte die Stelle ganz roth. Der liebe Gott ließ von dieser Blutthat an alles Korn roth aufgehen, damit solches Kainszeichen alle nachkommenden Geschlechter an diesen ersten Brudermord gemahne.

* * *

Die alten Weiden.

Gehen wir an einem Graben vorüber, daran Weiden stehen, so sehen wir, wie die alten Stämme geborsten und mit allerlei Wucherpflanzen bewachsen sind.

Einer Sage zufolge erhängte sich der Verräther Judas an einer alten Weide, nachdem er sein fürchterliches Verbrechen eingesehen. Das ist das Judasmal an den alten Weiden — im Alter sind sie alle geborsten.

* * *

Die Mutter des heiligen Petrus.

I.

Die Mutter des heiligen Petrus, so erzählt man sich, soll eine böse Frau gewesen sein. Nur ein einziges gutes Werk stand von ihr im großen Buche dort oben eingezeichnet: sie hatte einmal einem armen Juden ein paar Zwiebelröhrchen aus ihrem Gärtchen geschenkt. Sie kam in die Hölle. Da aber ihr Sohn im Himmel ein so wichtiges Amt bekleidet, so hatte sich dieser beim lieben Gott schon so viel erbeten, daß seine Mutter aus der Höllenqual befreit werden könne. Ein Engel wurde abgeschickt und sollte sie heraufziehen. Er hält ihr dieselben Zwiebelröhrchen entgegen, die sie einstmals dem Juden gegeben. Doch als sie angepackt hat und der Engel zu ziehen beginnt, hängen sich auch noch andere böse Seelen an, um mit in den Himmel zu kommen. Mißgünstig, will sich die Mutter des Petrus diese anderen abschütteln — da zerreißen die Zwiebelröhrchen, und sie fällt mit jenen wieder in's ewige Höllenfeuer hinab, aus dem sie nun nie mehr erlöst werden kann.

II.

Am Todestage des heiligen Petrus (Peter-Paul, 29. Juni) regnet es alle Jahre, wenn auch nur einige Tropfen. Diese Gnade hat sich St. Petrus für seine Mutter in der Hölle erbeten. Wegen seiner großen Verdienste um den Himmel ist es ihm von Gott gewährt worden, daß er diese Regentropfen, welche an seinem Todestage auf die Erde niederfallen, seiner Mutter in die Hölle sende, damit sie wenigstens auf wenige Augenblicke ihre schmachtende Zunge kühle.

* * *

Zwei Legenden vom heiligen Abend.

Am heiligen Weihnachtsabende um zwölf, so ist die Legende, reden die Thiere und wird das Wasser zu Wein. Ein neugieriger Knecht, welcher auch davon gehört hatte, wollte nun gern einmal seine beiden Pferde sprechen hören. Er legte sich also unter die Krippe und lauschte. Da schlägt es zwölf... „Du," sagt das eine Pferd zum andern, „welches wird nur nach den Feiertagen unsere erste Arbeit sein?" — „Wir werden den Knecht zu Grabe fahren," antwortet das zweite. In dem Augenblicke schlägt es aus — — am andern Morgen fand man die Leiche.

Ein Hausherr kommt einmal in der Christnacht spät heim und will Wasser trinken. Da es jedoch keins im ganzen Hause gibt, so muß das Dienstmädchen zum Brunnen gehen und frisches schöpfen. Eben schlägt es zwölf. Als der Herr zu Hause das Wasser kostet, schmeckt er den besten Wein. Erstaunt, befragt er das Mädchen, wo sie solches Wasser geschöpft habe, da es ja der süßeste Wein sei. Sie erzählt, daß es aus dem Brunnen stamme, woraus sie alle Tage schöpfe. Neugierig, läuft sie nun noch einmal hin, stürzt aber hinab und findet ihren Tod.

* * *

Das Kreuz Christi.

Mit der Vertreibung der Menschen gieng das Paradies zu Grunde, seine Mauern stürzten ein, die Bäume verdorrten. Ein Balken, aus dem Baume der Erkenntnis gearbeitet, bildete zur Zeit Salomo's einen Steg über einen Bach in Jerusalem. Der weise König ließ eines Tages die Prophetin Sibylla zu sich rufen, um ihre Weissagungen zu vernehmen. Als sie zu dem Stege kam, zog sie ihre Schuhe aus und durchwatete das Wasser. Vom König darüber befragt, antwortete sie: „Ich bin nicht wert, über diesen Steg zu gehen, denn an ihm wird einst der Messias gekreuzigt werden."

Ein alter Jude, welcher diese Worte vernommen, wollte die Vorhersagung vereiteln und begann heimlich den Balken zu zerhacken. Doch alle Aexte zersprangen ihm bei dieser Arbeit und der Balken blieb ganz. Da vergrub er ihn tief, tief unter die Erde, daß ihn Niemand finden sollte. Als man nun das Kreuz Christi zimmern wollte, ließ sich kein Stück Holz dazu formen. Ganz rathlos standen sie da, die Henkersknechte, bis sie endlich von dem alten Juden hörten, der immer noch lebe und den Kreuzbalken vergraben habe. Sofort mußte der Mann herbei und eingestehen, wo der Balken liege. Man fand ihn — und so bewährte sich die Prophezeiung der Sibylla; der alte Jude aber, der von Gott verflucht war, so lange zu leben, fand jetzt seinen Tod.

Ein Gottscheer Lied.

Im ersten Jahrgange des „Heimgartens“ theilte K. J. Schröer in dem Aufsatze: „Eine deutsche Sprachinsel, Nachrichten aus dem Lande der Gottscheer“ einen Theil einer Ballade mit, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Gudrunsage besitzt. Er beklagte dabei, daß von dieser Gottscheer Sage sich nur ein so kurzes Bruchstück erhalten habe. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Ballade ist vollständig vorhanden, aber nur noch älteren Leuten bekannt. Bei dem Interesse, welches für die in ihrem Volksthum so hart bedrängten deutschen Stammesgenossen in Gottschee sich überall kund gibt, dürfte die vollständige Mittheilung des sonst noch nirgends veröffentlichten Liedes Vielen willkommen sein. Das Lied „von der schönen Meererin“ lautet:

I.

Wie früh ist auf die Meererin, die schöne, die junge Meererin! Sie stehet am Morgen gar frühe auf, sie gehet die Wäsche waschen zum breiten Meer — zum breiten Meer, zur tiefen See. Sie richtet an, sie wäschet weiß. Von Weitem da schwimmt ein bunt's Schifflein her; drinnen da sitzet ein Schiffmannsjung. „Guten Morgen, guten Morgen, Du Meererin, Du schöne, Du junge Meererin!“ Die schöne, die junge Meererin: „Schönen Dank, schönen Dank, Du Schiffmannsjung! Guten Morgen hab' ich wenig!“ — „Wieso, wieso, Du Meererin, Du schöne, Du junge Meererin?“ — „Nur so, nur so, Du Schiffmannsjung'. Zu Hause hab' ich einen bösen Mann — einen bösen Mann, einen jungen Sohn. Bei Tage läßt mir mein Mann keine Ruh, bei der Nacht läßt mich der Sohn nicht schlafen.“ — „Nur nichts, nur nichts, Du Meererin, Du Meererin, Du schöne, Du junge Meererin.“ Er zieht einen Ring vom Finger. „Nimm hin, nimm hin, Du Meererin, Du schöne, Du junge Meererin!“ — „Ich bin nicht die schöne Meererin, ich bin ja die Windelwäscherin.“ — „Tritt herein zu mir in mein Schifflein klein, Du schöne, Du junge Meererin, drinnen hab' ich vielerlei Pfeiflein, da wirst Du ausklauben, was für eines Du wirst wollen, das wirst Du geben dem jungen Sohn.“ Also sprach der Schiffmannsjung'. — Die schöne, die junge Meererin, sie tritt wohl in das Schifflein klein; er gab dem Schifflein nur einen Stoß, sie ist fort gewesen bis zum rothen Sand.*) „Ei große Gnad', Ihr Schiffmannsjung', wer wird mir versorgen meinen jungen Sohn? — „Wer wird wollen, wird ihn versorgen.“ — „Wo führt Ihr mich hin, wo komm' ich hin?“ — „Nur nichts, nur nichts, Du Meererin, Du schöne, Du junge Meererin; dort siehest Du ein weißes Gschloß, dort wirst Du sein meine Frau Kellnerin, meine Kellnerin, meine Schlüsselträgerin.**) — „Ei hier, ei hier, Ihr Lieber mein, wollte Gott ich würd' Eure arme Dirn.“ — Er gab dem Schifflein einen zweiten Stoß' und sie sind gleich gewesen bei

*) Seichte Stellen im Meer, sogenannte Sandbänke.

**) Die Herrin über Küche und Keller.

einem weißen Gschloß. Dort grüßen sie sie und halsen sie sie und küssen sie, die Meererin, die schöne, die junge Meererin.

II.

Sie ist dort gewesen sieben ganze Jahr, sieben ganze Jahr und drei Tage. Wie um nun waren die sieben Jahr, die sieben Jahr und drei Tage, also da spricht die Meererin, die schöne, die junge Meererin: „Ei hier, ei hier, Du Lieber mein, mein Herzle thut mir etwas wehe, um meinen jungen Sohn.“ — „Nur nichts, nur nichts, Du Meererin, Du schöne, Du junge Meererin; schau außen, schau außen beim Fenster weiß, zum breiten Meer, zur tiefen See; dort stehet, dort stehet ein dürrer Kirschenbaum — so gewiß der Kirschenbaum Laub wird tragen, so gewiß gehst Du zum jungen Sohn.“ —

Und morgens steht sie gar frühe auf; sie schauet außen beim Fenster weiß: „Ei hier, ei hier, Du Lieber mein, schau außen beim Fenster auf den Kirschbaum schön, der Kirschbaum blühet, er ist blütenweiß.“ —

III.

Sie sitzen wohl in's Schifflein klein und fahren dahin über's breite Meer. Dort hüteten wohl drei Hirtle klein; zwei Hirtlein waren beide so lustig, nur das dritte hielt sich leidig. Also da spricht die Meererin, die schöne, die junge Meererin: „Ei Hirtle, ei Hirtle, Du liebes mein, warum hältst Du Dich so leidig?“ — „Wie sollt' ich mich nicht leidig haben! Gerade heute sind sieben Jahre um, als meine Mutter ist gegangen waschen weiß zum breiten Meer, zur tiefen See und zurück ist sie nicht mehr kommen. Daheim hab' ich einen bösen Vater, eine böse Stiefmutter.“ — Also da spricht die Meererin, die schöne, die junge Meererin: „Tritt immer zu mir, Du mein Hirtle klein, bei mir wirst Du sein der junge Sohn, der junge Sohn, der schöne Sohn; ich bin Deine Mutter, die Meererin, die schöne, die junge Meererin.“

Soweit die Ballade. — Es liegt mir noch eine Variation der dritten Abtheilung vor, in welcher von der Mutter, die in dem soeben mitgetheilten Liede so rührend einfach ihren Sohn einlädt, zu ihr in's Schiff zu treten, gar nicht die Rede ist; in jener Variation lockt vielmehr der Schiffmannsjunge das Büblein, indem er demselben mancherlei Pfeifen verspricht, in sein Fahrzeug. Ich gebe jedoch jenem Gesange, in welchem die Mutter den kleinen Sohn abholt, als dem schöneren den Vorzug.

Johann v. Laas.

Eine Giftmischerin.

Aus den Papieren eines Vertheidigers.
Von Dr. Julius Kosjek.

Die Pfarrkirche einer kleinen Stadt war voll von Neugierigen. Ein wohlhabender Bürger des Ortes wurde mit einer Bürgerstochter getraut, von welcher die Sage gieng, daß sie seit längerer Zeit einen Andern liebe. Diesem Gerüchte lag auch Wahrheit zu Grunde. Die schmucke Braut stand seit drei Jahren zu einem Bediensteten in innigen Beziehungen und hat nur über vieles Zureden ihrer Eltern und aus Furcht vor denselben sich bereit erklärt, mit dem Manne ein Ehebündnis einzugehen, mit welchem sie den 12. Februar 1877 vor dem Priester stand. Dem Bräutigam war dieses Verhältnis bekannt, er hat sich jedoch über dasselbe hinweggesetzt, weil er nicht aus Liebe, sondern nur deshalb geheiratet hat, um als Hausbesitzer in seiner Wirtschaft eine Frau zu haben. Er hat seiner Braut, die ihm trotz ihrer Neigung zu einem Andern gefallen hat, noch einige Tage vor der Hochzeit freigestellt, von ihrem Versprechen der ehelichen Verbindung mit ihm zurückzutreten. Sie aber meinte, sie wolle sich in das Schicksal fügen, um den Wunsch ihrer Eltern zu erfüllen.

Es muß den Brautleuten recht sonderbar zu Muthe gewesen sein, als sie in der Kirche die Ringe wechselten. In diesem feierlichen Augenblicke konnte die Braut, die Aug' und Ohr nur halb dem zuwendete, was um sie vorgieng, ihre Gedanken kaum von der Vergangenheit und Zukunft abwenden. Was aber ist die Vergangenheit? Was ist die Zukunft? Wir selbst; Erinnern und Hoffen ist unser innerstes Sein . . .

Die Hochzeit war vorüber. Anna hatte kaum einige Tage im Hause ihres Gatten zugebracht, da kehrte sie in ihr Elternhaus zurück, geberdete sich wie wahnsinnig und gestand ihrer Mutter, daß sie sich nicht zu helfen wisse. Ihr Mann behandle sie gut, es gehe ihr nichts ab, sie sei aber dennoch namenlos unglücklich und könne nicht länger so fortleben. Die Eltern beruhigten sie — sie fügte sich wieder, gehorchte und gieng zu zu ihrem Gatten zurück, den sie nicht liebte . . .

Ihr Geliebter aber verhielt sich nach ihrer Verehelichung immer kühler. Er äußerte einmal zu einem Kameraden, es sei ihm unangenehm, daß Anna ihn noch immer mit ihrer Neigung verfolge. Anna aber, welche dies hörte, schrieb um so leidenschaftlichere Briefe, worin sie ihn beschwor, ihr treu zu bleiben, ihr Mann werde bald sterben, dann werde sie seine Frau werden.

Es waren seit der Hochzeit noch nicht zwei Monate verflossen. Da ist der Gatte nach dem Mittagsessen plötzlich lebensgefährlich erkrankt. Dem Zufalle, daß derselbe bei der Mahlzeit den 6. April nur ganz wenig Suppe gegessen und dann nichts mehr angerührt hat, verdankte er sein Leben. Seine Frau war es, welche in dem furchtbaren Conflicte zwischen Pflicht und Leidenschaft zur Giftmischerin geworden ist und Arsenik in die Speisen gestreut hat. Nach ihrer Verhaftung legte sie unumwunden ein Schuldbekenntnis ab. Den Arsenik hatte sie damals, als sie von ihrem Gatten zu ihren Eltern gegangen war, in einem alten Kasten gefunden und mitgenommen. Ihr Mann hat sie, wie sie gern gelten ließ, immer gut behandelt, sie hat aber einen Widerwillen gegen ihn empfunden, weil ihr Herz und ihr Sinn längst einem Anderen zugewendet waren. Angeklagt des Verbrechens des meuchlerischen Gattenmordes hat Anna das Schuldbekenntnis auch vor den Geschwornen wiederholt. Die Absicht jedoch, daß sie ihren Mann habe tödten wollen, hat sie bei der Verhandlung in Abrede gestellt. Sie will in der Verzweiflung gehandelt und eine bestimmte Absicht nicht erwogen haben.

Als Anna bei der Verhandlung ihres Gatten ansichtig wurde, welcher als Zeuge neben sie hingetreten ist, stürzte sie ihm schluchzend zu Füßen und bat ihn mit aufgehobenen Händen um Verzeihung. Ihr Mann, dreißig Jahre alt, erklärte, er habe sie geheiratet, weil sie aus einem guten Hause sei, und weil er glaubte, sie werde ihren früheren Geliebten vergessen lernen. Er habe innerhalb der kurzen Zeit der Ehe mit ihr gut gelebt, es habe zwischen ihnen keinen Streit gegeben.

Unmittelbar nach dem Gatten ist der Geliebte als Zeuge abgehört worden. Dieser machte den Eindruck eines kräftigen jungen Mannes, aber auch den Eindruck eines schlichten und einfältigen Menschen. — Das Verhör kennzeichnete ihn ganz.

Präsident: „Wann sind Sie mit der Angeklagten bekannt geworden?"

Zeuge: „Das weiß ich nicht mehr, ich glaub', im Jahre 1873 war's."

Präsident: „Haben Sie dieselbe gerne gehabt?"

Der Zeuge zuckt lachend mit den Achseln.

Präsident: „Sind Sie ihr nachgegangen oder umgekehrt sie Ihnen?"

Zeuge: „Wohl sie mir!"

Präsident: „Auch schon vor der Heirat?"

Zeuge: „Zuerst wohl ich; ich hab' aber nie gesagt, daß ich sie heiraten will." (Die Angeklagte bricht in heftiges Weinen aus.)

Präsident: „Warum sind Sie dann in's Haus gegangen?"

Zeuge schweigt.

Präsident: „Hat Anna Sie nicht gefragt, ob Sie dieselbe heiraten werden?"

Zeuge: „Ja wohl, ich hab' aber g'meint, es sind eh' schon g'nug verheiratete Leut' auf der Welt und von mir aus könnt' sie heiraten, wen sie wollt'."

Präsident: „Haben Sie nicht bemerkt, daß die Anna Sie liebt?"

Zeuge: „Ja wohl, aber . . ."

Präsident: „Sie haben sie nicht so gern gehabt, um sie zu heiraten, Sie haben Andere lieber gehabt?"

Zeuge (lachend): „Ja." (Die Angeklagte weint heftig.)

Präsident: „Wenn der Gatte gestorben wäre, hätten Sie die Anna geheiratet?"

Zeuge: „Nein, keinesfalls."

Präsident: „Anna hat Ihnen noch als Frau glühende Liebesbriefe geschrieben, haben Sie dieselben gelesen?"

Zeuge: „Nicht immer; sie haben mich nicht mehr interessiert."

Präsident: „Sie haben aber doch heimlich bestellte Zusammenkünfte mit ihr gehabt?"

Der Zeuge schweigt, und meint schließlich, er könne sich daran nicht erinnern.

Anna's Liebesbriefe an ihren Geliebten sind zur Verlesung gekommen, darunter einer aus der Zeit vor der Verehelichung der Angeklagten, die andern, ohne Datum, wahrscheinlich nach der Hochzeit geschrieben.

Der erste Brief beginnt: „O Geliebter meines Herzens! Christus zum Gruß! Von Thränen erfüllt, erhebe ich die Augen zum Himmel, dort hoffe ich Trost für meine Seele. In der Welt ist's aus für mich. Ich habe schon viel geweint, daß ein Meer voll wird von meinen Thränen. Ich kann auf Dich keine Hoffnung mehr machen; wenn ich Dich nur sehen könnte, so thue ich nicht heiraten" . . . der Schluß des Briefes lautet: „Vergißmeinnicht im Leben — Vergißmeinnicht im Tod — Vergißmeinnicht im Wohlergehen — Und auch nicht in der Noth."

In den weiteren Briefen ohne Datum kommen folgende Stellen vor: „Kein Unglück kann so groß sein, als meines. O, mein Gott, Du weißt, daß sie mich zur Heirat gezwungen haben. Bitte Du, Gott, daß er mich erlöse aus meinem Elende. Tausendmal habe ich schon bereut, daß ich geheiratet habe. Ich bitte Dich, stell' Dir vor, ich muß bleiben, so lange er lebt! Maria wird meine Fürbitterin sein, Gott wird mich erhören; so lange bitte ich Gott, bis er mein Gebet erhört. — Gar nie sehe ich Dich Sonntags; es ist meine einzige Freude, daß ich für Dich beten kann. Die Mutter sagt auch, sie hört nicht auf zu beten, bis wir beisammen sind. Bei Gott ist nichts unmöglich, vielleicht können wir schon im nächsten Jahre beisammen sein. — Ich habe selbst einen Priester gefragt, ob ich mit Dir reden darf, sonst hätte ich mich nicht getraut, Dir zu schreiben. Lieber Franz, geh' bald zur heiligen Beicht. Bete für mich, daß mich Gott erlöst aus meinem Elend. — Gott wird mir gnädig sein und wird mich nicht strafen, daß ich auf Dich denke. Gott weiß es, was ich gethan habe, er wird mir Alles verzeihen, daß ich Dir meine Hand geben kann. Wenn ich bedenke, daß ich mit Dir nicht reden kann, bis Gott nicht macht, daß ich Dich heiraten kann. Einige Tage möchte ich Dich bei mir haben, dann wüßtest Du, warum ich so viel geweint habe." —

Die Gerichtsärzte haben das Gutachten abgegeben, daß die von der Angeklagten verwendete Dosis Arsenik hingereicht hätte, zehn Männer um das Leben zu bringen. Nur dem Umstande, daß der Gatte von der Suppe wenig genossen und das Genossene wieder erbrochen hat, verdankte derselbe sein Leben. Als Eventualfrage zu der Schuldfrage im Sinne der Anklage auf versuchten meuchlerischen Gattenmord hat der Gerichtshof in Folge meines Antrages trotz Protestes des Anklägers die Eventualfrage auf das Verbrechen der schwe-

ren körperlichen Beschädigung an die Geschwornen gestellt, weil die Angeklagte die Mordabsicht geleugnet hat und die Gerichtsärzte die in Wirklichkeit eingetretene Verletzung als schwere und lebensgefährliche bezeichnet haben.

Die Geschwornen haben, sich der von mir befürworteten milderen Anschauung anschließend, die Frage auf versuchten Meuchelmord verneint, hingegen jene auf schwere körperliche Beschädigung einhellig bejaht. Ihre zügellose sinnliche Leidenschaft zu dem Geliebten, den sie nicht lassen konnte und die aus dieser Leidenschaft entsprungene unglückselige That hatte die Angeklagte mit fünfzehn Monaten schweren Kerkers zu büßen.

Bei allem Abscheu vor ihr, hat sich ihr sträfliches Verschulden, das gesühnt werden mußte, doch in den Augen Derjenigen vermindert, welche sich gegenwärtig hielten, daß dort der Unglücklichen schmählicher Zwang angethan worden ist, wo nichts sprechen darf und sprechen soll, als der freieste Wille und die Stimme des Herzens. „Das Mittelalter kannte kein Erbarmen mit den Verbrechern“ — sagt Eötvös in seinem „Dorfnotär“ — „und dennoch wie Vieles ist oft im Leben eines Verbrechers, das unsere Theilnahme, unser Mitleid verdient, wenn er auch von der menschlichen Gerechtigkeit gestraft werden muß.“

Mitleid verdient auch die verkehrte Erziehung der Verurtheilten, vermöge welcher bei derselben an Stelle wahrer Religiosität und Tugendhaftigkeit bloßer Kirchenglauben vorgeherrscht hat, was aus den Briefen an den Geliebten charakteristisch genug hervorgeht. Diese verderbliche Erziehung in Verbindung mit der tollen Sinnenlust und dem Zwange zur Ehe haben die Bedauernswerthe so sträflich weit geführt.

Klugheit der Kleinen.

Der bestens bekannte Wiener Feuilletonist Ferdinand Groß bietet uns in seiner neuesten Sammlung: „Blätter im Winde“ *) eine Auswahl von Kinderworten, die zu reizend ist, als daß wir sie unseren Lesern vorenthalten dürften.

Groß erinnert vor Allem an den dänischen Schriftsteller Georg Brandes, der als Thatsache erzählt, daß in Kopenhagen ein zehnjähriges Mädchen einen Aufsatz über das Thema: „Eine unerwartete Freude“ zu machen hatte und Folgendes niederschrieb:

„Es lebten in Kopenhagen ein Mann und eine Frau, welche sehr glücklich waren. Sie hatten es gut und hielten viel von einander; aber sie waren so traurig darüber, daß sie keine Kinder hatten. Sie warteten lange, aber sie kriegten keine. Da machte der Mann einmal eine Reise und blieb zehn Jahre lang fort. Als diese Zeit um war, kehrte er heim, gieng in sein Haus und wurde sehr froh, denn er fand in der Kinderstube fünf kleine Kinder; einige spielten, andere lagen in der Wiege. Das war eine unerwartete Freude . . .“

Aus diesem Citat springt der Punkt auf, wo das regste Interesse aller, auch der sonst für seine Sprechwendungen unempfänglichsten Menschen für Kinderworte sich kundgibt: das Verhältnis der Geschlechter zu einander — dieses Verhältnis, das den Mittelpunkt all' unseres Thuns bildet und von welchem die kleinen Leute so falsche und so komische Vorstellungen haben. In den letzteren liegt die ganze Reinheit der Kinderseele, aber in dem Gaudium, das sie uns bereiten, liegt unsere ganze sittliche Blöße.

Eine sehr junge Dame flüsterte mir einmal zu: „Was sagen Sie dazu? Ich habe ein Brüderchen bekommen. Aber Mama ist krank und weiß noch nichts davon.“

Fräulein Johanna zählt sechs Jahre, nicht mehr. Sie gewahrt mit Erstaunen,

*) Wien, Hugo Engel.

daß man die Amme ihres um sehr viel jüngeren Bruders verzärtelt, all' ihre Wünsche befriedigt, sie sozusagen in Baumwolle einwickelt ihr alle Leckerbissen verschafft, nach denen sie verlangt. Das erregt den ganzen Neid des Fräuleins, und eines Tages, nach heißem Kampfe mit ihrem besseren Ich, tritt Johanna vor Mama mit der resoluten Frage hin:

„Ist es sehr schwer, Amme zu werden?“

Solche Fragen bringen die Eltern zur Verzweiflung, denn die Interpellation muß beantwortet werden, dagegen ist kein Kraut gewachsen. Die Erwiderung: „Das weiß ich nicht,“ darf nicht gebraucht werden, weil sie die elterliche Autorität untergraben würde. In den Augen des Kindes müssen Vater und Mutter als unfehlbare Wesen gelten, die Alles wissen. Selbst auf die Fragen: wo der liebe Gott wohne und wie ein Engel aussehe, fordern die kleinen Haustyrannen klare und bündige Belehrungen. Sie dulden keine Ausflüchte, keine Vertröstungen, sie greifen im Nothfalle zu dem bewährten Mittel, so lange zu plärren und mit den Füßen zu strampfen, bis man ihnen die Wohnung Gottes mit peinlicher Genauigkeit angibt ... Oh, diese enfants terribles!

Zu meinen Bekannten gehört ein junger Herr, der eines Abends seinen Vater fragt:

„Papa, hört man denn auch mit dem Munde?“

„Wieso?“

„Der Clavierlehrer hat heute Schwester Marie etwas in den Mund gesagt und Marie scheint ihn ganz gut verstanden zu haben.“

Die Antwort bekam in diesem Falle allerdings nicht der Fragesteller, sondern Schwester Marie ... Ueberhaupt geben die Clavierlehrer — das ist so eine Eigenthümlichkeit dieser Gattung — Anlaß zu den seltsamsten Kinderworten.

Ebenfalls ein kleiner Freund empfängt seine Mutter mit den Worten:

„Weißt Du, daß man Jemanden beißen kann, ohne ihm wehe zu thun?“

„Du irrst Dich.“

O nein, der Clavierlehrer hat heute während der Lection Auguste in die Lippen gebissen, aber es muß sie gar nicht geschmerzt haben, denn sie umarmte ihn darauf.“

Man kann sich das Entzücken der Mama über diese Eröffnung sehr leicht vorstellen.

Dialog zwischen einem zehn- und einem zwölfjährigen Knaben:

„Wenn ich nur wüßte, warum alle Leute nach der Hochzeit nach Italien reisen?“

„Sehr einfach, die meisten heiraten im Winter, und da finden sie im Süden eher die Störche, die ihnen Kinder bringen.“

„Du bist ein dummer Junge. Ich weiß sehr gut, daß die Störche keine Kinder bringen, aber woher diese kommen, weiß ich noch immer nicht. Um es zu erfahren, werde ich heiraten, sobald ich groß bin; aber Du darfst dem Papa nichts davon sagen.“

Die wunderlichsten Kinderworte knüpfen sich an die Zukunftspläne, welche die kleinen Leute für sich schmieden. Diese Pläne entstammen ausgesprochenen Neigungen. Die Mehrzahl der Kinder will General oder Zuckerbäcker werden, und zwar von wegen des Federbusches und der Bonbons. Als Napoleon einmal den Herzog von Reichstadt aufforderte, sich irgend etwas auszubitten, bestürmte dieser seinen großen Vater um die Erlaubnis, sich in einer Gosse wälzen zu dürfen ... Einer meiner kleinen Freunde hegt nur den Wunsch, ein „Papa“ zu werden (er sagt in seiner eigenen Sprache: „ein Papa-Lili“), ein Anderer — der einzige Sprößling eines reich begüterten Mannes — wollte durchaus Straßenkehrer werden, bis die Beschäftigung eines der Bedienten im elterlichen Palais ihn derart begeisterte, daß er seither den festen Entschluß im Busen trägt, sich der Stiefelputzerei zu widmen. Vielleicht überlegt er sich die Sache doch noch ..... Daß Kinder grausam sind, weiß Jeder, der sie beobachtet. Sie sagen Alles, was

ihnen in den Sinn kommt, denn sie wissen noch nicht, wozu die Sprache dem Menschen eigentlich gegeben ist . . . Der kleine Paul betrachtet lange Zeit seine alte, häßliche Tante, die präsumtive Erbtante seiner Eltern. Endlich fragt er sie:

„Mit wie viel Jahren stirbt eine Tante?“

Es ist natürlich, daß Kinder von dem engen Gesichtskreise ausgehen, der ihnen gezogen ist. Fritz kennt nur die Wohnung seiner Eltern und seiner Großeltern. Auf dem Wege zu den letzteren hält er auf der Straße einen wildfremden Herrn an: „Gehst Du zur Großmama?“

Ein Knabe, der am liebsten mit farbigen Bleistiften hantiert, sieht einen prächtigen Sonnenuntergang am Meere: „Mama“, fragt er, „gibt es einen so schönen Bleistift?“

Hugo hat einen prächtigen Drachen bekommen, will ihn aber Abends nicht steigen lassen. Er erklärt das auch sehr triftig: „Der Drache könnte an den Sternen verbrennen.“

Und wie sie sich an ihre Spielsachen, namentlich an ihre hölzernen Thiere gewöhnen! Otto schmollt unterwegs mit seiner Mutter. Sie war offenbar nicht brav. „Wenn ich heute nach Hause komme,“ droht er ihr, „so sehe ich nach meinem Roß und meiner Ziege, sonst aber rede ich mit keinem Menschen.“

Pietät, Menschenfreundlichkeit darf man von Kindern vor einem gewissen Alter kaum erwarten. Beweis dessen ein wörtlich belauschtes Gespräch: Vater: Würdest Du weinen, wenn ich sterben würde?“ — Knabe: „Nein, wir haben ja Dein Porträt.“

Mama gibt Hans einen Kuchen und sagt: „Theile ihn mit Max; der Bescheidenere begnügt sich mit dem kleineren Stücke.“ Hans (zu Max): „Dann sei Du der Bescheidenere.“

Wie drückt in Kinderworten Egoismus oder Nachdenklichkeit oder das Bedürfnis nach Verzärtelung sich aus! — Der kleine Julius schlägt sich am Montag eine Beule, fängt aber erst Dienstag an, darüber zu weinen. Um eine Erklärung befragt, erwidert er mit von Thränen erstickter Stimme: „Gestern war Mama nicht zu Hause.“

Ein Enkel von Alphonse Karr stellt einmal den Großvater: „Du hast mir befohlen, daß ich jeden Abend den lieben Gott bitte, er möge mich recht vernünftig machen.“ — „Das sollst Du auch.“ — „Ja, aber es nützt nichts, er kann nicht.“

Auch das Mißverstehen mancherlei Art erzeugt Kinderworte, die des Gedenkens werth sind: . . . Caroline: „Mama, wie alt ist Franz?“ — Mama; „Acht Jahre.“ — Caroline: „Und ich fünf. In drei Jahren bin ich also eben so alt wie er, nicht wahr?“

Heinrich hat von der Darwin'schen Theorie sprechen gehört. Auf die Frage, was das Christkind bringen sollte, erwidert er rasch entschlossen: „Einen Affen.“ — „Wozu?“ — Ich möchte sehen, wie aus ihm ein Mensch wird.“

Mama ist das Orakel, an das man sich in allen Fällen wendet. Der jüngere Knabe fragt also: „Warum verlangen wir vom lieben Gott das tägliche Brot und nicht das wöchentliche oder monatliche?“ Mama weiß nichts zu antworten, aber der ältere Knabe sagt: „Es würde sonst altbacken werden.“

Die Schullehrer hören wohl die meisten Kinderworte, auch wenn eben nicht ein so komisch-begabter Schüler da ist, wie der Junge, der auf die Frage: „Wie ergieng es Napoleon in Egypten?“ flugs mit der Antwort bei der Hand ist: „Ich danke, recht gut.“

„Herr Lehrer, hat der liebe Gott wirklich einen Bruder?“ — „Wie kommst Du darauf? — „Es heißt ja: So Jemand spricht, ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder —“

Oder ein anderes Schulgespräch: „Wodurch unterscheiden sich die einzelnen bayrischen Volksstämme von einander?“ Ein Schüler soufflirt: „Durch ihre Mundarten.“ Karl hat falsch verstanden und schreit: „Durch ihre Unarten.“

Der Lehrer will den Kindern klar machen, was ein böses Gewissen sei: „Was ist das, wenn man nirgends Ruhe findet und sich schlaflos auf seinem Lager hin und her wälzt?" — Eine Stimme: „Ein Floh."

Solche Kinderworte müssen auch den ärgsten Misanthropen zum Lachen bringen, den gründlichsten Ingrimm entwaffnen. Mama droht dem ungezogenen Ferdinand, ihn zu den Hühnern zu sperren. „Das magst Du," erklärt er, „aber ich sage Dir im Voraus: Eier lege ich nicht." . . . Ob Mama da ernsthaft geblieben ist?

Noch lange könnte ich Kinderworte mittheilen, die ich im Laufe der Jahre gesammelt; aber statt zu geben, möchte ich lieber nehmen: wer mir Beiträge für meine Collection liefern will, sei im Voraus bestens bedankt. Wenn ich einmal hunderttausend Kinderworte beisammen habe, dann ziehe ich mich in's Privatleben zurück und lebe von den Interessen.

Nicht immer übrigens berührt das Kinderwort belustigend. Einen kleinen Knirps, der noch nicht wußte, daß zweimal zwei vier ist — das Kind unbemittelter Eltern — fragte ich einmal, ob er gern Torte esse. Seine großen blauen Augen sahen aus dem kleinen bleichen Gesichte wehmüthig zu mir auf, und er sagte kopfschüttelnd, wohl ohne seine eigene Rede zu verstehen, nur nachplappernd, was er am häuslichem Herde erlauscht: „Torte theuer, sehr theuer."

Der Kaiser am Bauerntisch.

Der gute Kaiser Ferdinand hatte eine besondere Vorliebe für die einfache, aber schmackhafte Wiener Küche. Er aß am liebsten Knödel mit Sauerkraut und Rauchfleisch. Der kaiserlichen Küche in Schönbrunn stand aber ein französischer Koch vor, der es unter seiner Würde hielt, eine „österreichische Speise" servieren zu lassen. Der Kaiser äußerte sich darum oft zu seinem beständigen Begleiter, dem Baron M.: „Wenn i mich nur an anziges Mal an Wienerischer Kost satt essen könnt'!" — Da wird nun ein hübsches Geschichtchen erzählt, das erst neuerdings wieder aufgetaucht ist.

In der Nähe von Schönbrunn liegt inmitten der Thäler des Wiener Waldes das Dorf Hainbach, wohin der Kaiser, im einfachen Jagdwagen, fast täglich fuhr. Eines Tages gieng er um die Mittagsstunde durch das Dorf und guckte in eine Bauernstube, wo die Familie soeben ihr Mittagsbrot aß. Auf dem Tische stand eine riesige Schüssel voll Knödel und daneben ein Teller mit Sauerkraut. Der Kaiser wandte sich zu seinem Begleiter, und sagte: „Geh'n Sie voraus und erwarten's mich beim Wagen. Ich komm' gleich nach!" Dann trat er in die Stube des Bauern und nahm, Niemand erkannte ihn, am Essen tüchtig Theil. — Nachdem er sich an seinem Leibgerichte satt gegessen, schenkte er dem Bauern einen Ducaten und sagte zur Frau: „Morgen komm' ich wieder! kochen's a paar Knödel mehr!" Der Begleiter mußte während der Heimfahrt geloben, im Schloß Niemandem, am wenigsten der Kaiserin Maria Anna, von seinem Besuch im Bauernhause etwas zu erzählen. — Beim Diner wunderte sich Alles, daß der Kaiser gar nichts aß. Die Kaiserin winkte dem Leibarzt und trug ihm auf, den Kaiser zu untersuchen, ob er krank sei. Am anderen Tage fuhr der Kaiser wieder nach Hainbach, aß beim Bauern Knödel u. s. w. und als er, zum Diner heimgekehrt, wieder keine Speise berührte, entstand unter der Hofgesellschaft große Aufregung. Der Kaiser freute sich im Stillen, daß er einmal schlauer sei, als alle Hofleute. Es wurden mehrere medicinische Größen aus Wien berufen, die über die auffallende Appetitlosigkeit des Kaisers ihr Urtheil abgeben sollten u. s. w. Im Staatsrath, dem der Erzherzog Ludwig, der Bruder des Kaisers, präsidierte, erörterte Fürst Metternich bereits die

Eventualität einer tödtlichen Krankheit des Kaisers; da löste plötzlich die Schwatzhaftigkeit der Bauersfrau zu Hainbach den Bann, der über dem kaiserlichen Hofe lag. Sie erzählte ihrer Gevatterin, der Frau des Bürgermeisters, daß alle Tage ein nobler Herr bei ihr Knödel und Sauerkraut esse und jedesmal dafür einen blanken Ducaten zahle. „Das muß a Spitzbub sein!“ meinte der Bürgermeister, und machte dem damaligen Polizeidirector, Grafen Sedlnitzky, die Anzeige. Der Polizeidirector, der in der Nähe von Hainbach eine Villa bewohnte, beschloß, in eigener Person den geheimnisvollen Gast zu entlarven. Als er um die Mittagsstunde, von zwei Polizisten begleitet, in die Bauernstube zu Hainbach drang, fand er — Kaiser Ferdinand, der sich eben zu Tisch gesetzt hatte. Der Kaiser wurde ernstlich böse, und sagte: „Schade, daß Sie so früh gekommen san, I hob erst den ersten Knödel verzehrt!“

„Auffi und abi.“

Eine Anekdote aus den Tagen des Königs Ludwig I. von Baiern.

Gelegentlich einer Familientafel erzählte der König ein kleines Abenteuer, das ihm in München mit einer Schildwache begegnet war. Der König gieng im englischen Garten spazieren und traf weit draußen an einer einsamen Stelle auf eine Schildwache, welche, als sie Jemanden kommen sah, schleunigst etwas in den Waffenrock schob. Auch blickte der Soldat mißtrauisch auf den Spaziergänger. Da dieser aber Civilkleider trug, entwölkte sich die Stirn des biedern Kriegers bald wieder und er sagte gemüthlich zu dem Unbekannten: „Na, Sie haben mich schön erschreckt, Herr!“

„So,“ sprach der König im Münchener Dialect, „haben's denn vielleicht a bös G'wissen?“

„Na, dös grad net,“ antwortete der Soldat; aber schau'n S', i bin erst ganz kurz hier in Münka und kenn' no Neamnd. Und da Kini thuat manchmal do 'rausspazieren. No hob' i grad was g'essen, dös darf der Soldat auf der Wacht net, und da hab i's glei unter mein Spenser da g'schob'n. Aber jetzt eß' i glei weiter, denn 's is was zu Guats, und 's wird ja net glei wieder Oaner kumma, was moanen S'?“

„Ich glaab net!“ antwortete der König. „No, sag'n S' aber a mol, was hab'n S' denn Guats' z'essen?“

„Wissen S' was, rathen S' a mal,“ antwortete die Schildwache.

„No,“ meinte der König, „vielleicht hab'n S' an Schweinsbrat'n?“

„Ja, Schweinsbrat'n, dös is was Guat's, aber so hoch steig i net, a b i!“

„Hab'n S' vielleicht an Kalbsbrat'n?“ fragte der König weiter, den die Treuherzigkeit des Soldaten höchlich amusierte.

„Is a was Guat's! aber a b i, sog' i, rath'n S' weiter!“

„Vielleicht an Schink'n?“

„Schinken, laß i mir schon g'fall'n a, aber heut' net; a b i!“

Da hab'n S' g'wiß an Schweizerkaas!“

„O, geh'n S' zua mit Ihr'm Schweizerkaas,“ lachte der Soldat, „was i hab', is viel besser! aber a b i sag i!“

„So, da hab'n S' vielleicht gar an Radi?“ rief der König belustigt.

„I natirli, fast darath'n, aber zwoa Radi san's, den oanen hab' i schon beinah gessen und den andern hab i no; vielleicht kann i diena? Na, nur zugriff'n und net schenirt.“

„Dank vielmal,“ sagte der König, „lass'n S' Ihna de Radi guat schmeck'n, i muaß jetzt zum Mittagess'n und will mir den Appetit net verderb'n, Adje!“

Als der König ein paar Schritte gemacht, rief die Schildwache, welche munter den Rest des ersten Rettig verzehrt hatte, auf einmal: „Sie hören S' doch amal!“

Der König wendete sich um.

„Woll'n S' net so gut sein und mir sag'n, wer Sie san? Sie war'n so freundli, da möcht i do a wiss'n, mit wem i denn die Ehr' g'habt hab'?"

„Da bleibt nix anders übri, als daß S' a rath'n," sagte der König. „Sie hab'n mi ja a rath'n lass'n. —

Die Schildwache biß kräftig in den zweiten Rettig, sah den König scharf an und sagte: „No, Sie san vielleicht a Kanzlist oder so was?"

„A Kanzlist, is was ganz Schön's; aber höher auffi!"

„Da san Sie nachher a Herr Assessor?"

„Is aa was ganz Schön's; aber höher auffi!"

„So san S' am End' gar 'a Herr Director?"

„Dös lass' i mir aa g'fall'n," sprach der König, „so 'a Herr Director is was ganz Schön's, aber auffi, sag i!"

„Dö G'schicht' g'fallt mer," sprach die Schildwache, „und i freu' mi, daß i de Ehr' hab', so 'n hoch'n Herrn kenne z' lerne; d'rum will i jetzt aber amal was Tüchtigs rath'n: Sie san g'wiß 'a Herr Exc'llenz?"

„Is was recht Schön's; aber i sag' Ihna, auffi!"

„Da — san Sie am End gar der Kini?" rief der Soldat und riß die Augen auf.

„Richti g'rath'n!" antwortete der König.

„Jesses, Maria und Josef!" rief der Soldat verblüfft, „da halt'n S' um Gottes Willen nur glei den Radi, daß i präsentir'n kann!"

Der König that's, die Schildwache präsentierte — und vergnügt schieden Beide von einander.

Wortspiele

von J. Huschak.

In Lieb' und Eh' spielen die Zahlen immer große Rollen; auf einfache Weise kann man sich leicht entzweien, durch Zweideutigkeiten Zwiespalt provocieren und die Eintracht in Zwietracht wandeln; aus Zwei werden Drei, Vier u. s. w.; durch Einflüsterungen dritter Personen kann man seine fünf Sinne verlieren oder das fünfte Rad am Wagen werden. Das sechste Gebot wird zuweilen nicht vor Augen gehalten; böse Sieben sind auch nicht selten und man kann sich bei diesen nicht genug in Acht nehmen. Manche „wünschen sich zu allen neun Teufeln", während Andere ob ihrer glücklichen Wahl sich „alle zehn Finger ablecken können". Wie hoch das Procent des Glückes sei, muß dem eigenen Charakter und den Anschauungen überlassen bleiben — Harmonie gewährt zehnfachen Nutzen; wohl Dem, welchem in Lieb' oder Ehe keine übermäßigen Zahlungen erwachsen, dem zahllose Freuden lächeln und dessen Glücksblüten nicht gezählt sind.

* * *

„Besser spät, als nie;" ob nicht besser nie, als zu spät?

* * *

Mancher Loswert ist — wertlos.

* * *

„Vorliegende Eingabe" sollte oft richtiger als „vorlügende" bezeichnet werden.

* * *

Für's Einstehen können wir auch viel auszustehen in die Lage kommen.

* * *

Tausende sind in Schlamm versunken, weil sie — am Trockenen waren.

* * *

Beim Nießen sagen die Meisten: Zum Wohlsein! Man kommt aber schwer dazu, es zu genießen.

Der Poetenwinkel.

Aussee.

Wie eine Perle, köstlich in der Muschel,
Liegst Du, Aussee, geborgen, schönster Ort.
Dich schließen Deiner Berge Felsenarme
Beschützend ein, wie einen theuren Hort.

Der Saarstein ragt, mit schneeumhüllter Stirne,
Der Zinken hoch, bis in die Wolken hin.
Vom Dachstein schimmern hell die ew'gen Gletscher,
Gleich flüss'gem Silber, wenn die Nebel flieh'n.

Der grüne Radling winkt und heil'ger Schauer
Weht säuselnd her aus seinem Waldesdicht;
Der Röthelstein erglänzt in Purpurschöne,
Wo spielend drüber huscht das Sonnenlicht.

Der Loser hebt gar kühn sein steinern Antlitz
Und blickt wie grüßend in das weite Land;
Dem See entsteigt mit trotz'gen Felsenmauern
Unnahbar, pfadlos, grau, die Trisselwand.

Und wie sie all' mit Namen heißen mögen,
Die mächt'gen Bergeshöhen weit und breit:
Die Fassung sind sie Dir, d'rin Edelsteine,
Ein Rahmen, Deiner wert für alle Zeit.

Ein loses Kind, der Wiege kaum entstiegen,
Rauscht tief im Thal die Traun ihr Wanderlied,
Das klingt wie Brausen bald, bald süß wie Schwätzen:
„Bin lange noch nicht müd', komm' mit, komm' mit!"

Im Kammersee, im dunklen, abgrundtiefen,
Wo rings die hohen Felsenwände droh'n,
Wo sich kein Ausweg läßt, kein Pfad erspähen,
War sprudelnd sie dem kühlen Bett entfloh'n.

Nun eilt, sich überstürzend, wild mit Schäumen,
Sie über Steingeklüft von See zu See,
Bis sie in süßen Traum wird eingesungen,
Du schönster Ort, von Deiner Waldesfee.

Leis' murmelnd zieht sie weiter dann des Weges,
Da neigen Weiden tief das grüne Haupt,
Und Ahornbäume baden, abschiednehmend,
In ihrer Flut die Kronen, dichtbelaubt.

Will mich's bedünken nur? — Ihr Lauf scheint müder
Und manchmal schluchzt sie auf, wie bang vor Weh...
Wie wär' es möglich auch von Dir zu scheiden,
Der Thränen bar, vielschönster Ort Aussee!

Leontine Groß.

* * *

Die Aelplerin.

Es glühen die Gletscher im Sonnengold,
Es wallen die Nebel zu Thal,
Die Lüfte weh'n kühl und die Blümlein hold,
Sie schließen die Kelche zumal.

Schon senkt auf die Thäler sich Dunkelheit,
Wo schäumend der Wildbach erbraust,
Und ernst durch die Wipfel hin, weit und breit,
Der Wald seinen Abendgruß saust.

Am Himmel schon glitzert der Abendstern,
Verschwimmend im dämmernden Blau,
Es klingen die Glöcklein von nah und fern
Der Herden in blühender Au.

Die liebliche Sennin mit Wonne sieht
Die prächtigen Wunder ringsum,
Ein heilig Gefühl durch das Herz ihr zieht,
Sie betet tiefsinnig, doch stumm. —

Und freudig dann hebt sich die runde Brust,
Erstrahlet des Mägdeleins Blick,
Sie strotzet von Leben, voll Liebeslust,
Zufrieden mit ihrem Geschick.

Sie fühlet sich fröhlich und reich beglückt,
Sie drücket nicht Kummer noch Leid,
Sie denket des Jägers ja hochentzückt,
Dem jüngst sie ihr Herzchen geweiht. —

Da schreitet, verlassend den dunklen Saum
Des Föhrengebüsches, heraus
Ein ragender Mann auf den freien Raum,
Wo stehet der Aelplerin Haus.

Er naht sich dem Mädchen mit schnellem Fuß,
Der leicht kaum den Boden berührt,
Er grüßet die Sennin mit ernstem Gruß,
Die flüchtigen Schauer verspürt.

Sein hohlwangig Antlitz ist marmorbleich,
Sein Auge blickt finster und kalt,
Die Stirn ist umwölket und faltenreich,
Er scheinet nicht jung und nicht alt.

Ihm schlottert am Leibe ein grau' Gewand,
Das Haupt überschattet ein Hut,
Breitkrämpig und spitz und in seiner Hand
Ein rostiges Jagdgewehr ruht.

Er scheinet erregt und arg verhetzt,
Doch will er nicht Ruhe noch Rast,
Kaum daß die vertrockneten Lippen netzt
Mit Wein dieser seltsame Gast.

„Dir trink' ich's, Du liebliches, holdes Kind!
Du Blume der grünenden Flur!
Du blühst und gedeihest trotz Sturm und Wind,
Als Tochter der freien Natur!"

Das Mädchen gibt freundlich dem Mann Bescheid,
Ihr lebhaftes Auge erglänzt,
Es schweifet ihr Blick in die Landschaft weit,
Von mächtigen Bergen umgrenzt.

„Wie ist doch so prächtig die große Welt!
Das Leben so herrlich und schön!
Am schönsten so nahe dem Himmelszelt,
Hoch oben auf felsigen Höh'n!

Wie grünt es und sproßt es, voll Duft und Saft,
Wie wehen die Lüfte so rein!
Da blühet Gesundheit, da herrschet Kraft,
Da wohnet die Lust allein!

„Wie leuchtet die Sonne! Wie funkeln hell
Die Sterne vom Himmel herab!
Mir fließen die Stunden hin, sorglos-schnell,
Ich denke an Tod nicht noch Grab."

„Des Todes gedenke!" der Fremde spricht,
„Du kennest jawohl seine Macht!" —
„Was soll mir der Tod denn, ich fürcht' ihn nicht!"
Die Aelplerin leichtsinnig lacht.

„Hier herrschet nur Leben, man fühlt es gleich,
Hier oben in würziger Luft!
Tief unten im Thal ist des Tod's Bereich,
Tief unten die mod'rige Gruft!"

Der Fremdling ergreift seinen Stutzen schnell —
Ein Blitz d'rauf erfolget, ein Knall,
Es stürzt aus der schwindelnden Höh' zur Stell'
Ein Adler mit wuchtigem Fall.

„Er liegt Dir zu Füßen, der kühne Aar,
Der stolz in den Lüften verweilt,
Verblutend, der König vor Kurzem war,
Es hat ihn der Tod jäh ereilt!

Jetzt fass' ich die Rose an Deiner Brust,
Sie pranget im herrlichsten Roth —
Nun dient sie Dir nimmer zur frohen Lust;
Nun ist sie erbleichet, im Tod!

Jetzt fass' ich Dich selber, Du holde Maid!
Fein Lieb', jetzt gehörest Du mir!
Der üb'rall gebietet zu jeder Zeit,
Vernimm es, gebietet auch hier!"

Die Sträubende schließet in seinen Arm
Der Fremde mit roher Gewalt,
Er trinkt ihren Odem, so lebenswarm,
Der selber wie Gletschereis kalt.

„Hilf Himmel!" das Mädchen voll Schauder spricht,
„Was hab' ich zu Leid Euch gethan?
Habt Mitleid! Erbarmen! Erwürgt mich nicht!
Wer seid Ihr, erschrecklicher Mann?" —

„Den Du nicht gefürchtet, den Du verlacht,
Der bannte des Röseleins Roth,
Den König der Lüfte zum Falle gebracht,
Den Du nicht erwartet — der Tod!" —

„O Jesu, Maria, erbarmet Euch mein!"
Erbleichend die Zitternde fleht,
„Ich bin ja so unschuldig, jung und rein,
Ach schenkt mir das Leben und geht!" —

„Lass' ab vom Jammern, lass' ab vom Fleh'n!
Du bist mir verfallen zur Stund'.
Was sein muß, erbarmungslos wird's gescheh'n,
Das mach' ich Dir, Menschenkind, kund!"

Ihm funkeln die Augen in düsterer Glut,
Ihm flattern die Haare so wirr,
Er preßt sie an sich wie in toller Wuth
Und trinket das Leben von ihr.

Als todt nun die Liebliche niedersinkt,
Bricht Finsternis plötzlich herein,
Ein grinsend Gerippe die Sense schwingt,
Umleuchtet von grünlichem Schein.

Aus nächt'gem Gewölke, umdampft, umwallt,
Strebt wild-majestätisch hervor
Des Todes gigantische Grau'ngestalt,
Als wollt' sie zum Himmel empor.

Friedrich Haßlwander.

* * *

Erwacht.

Es hat die ganze Nacht geregnet
Viel süßen, zarten Himmelsthau,
Und reich mit Blüten nun gesegnet
Sind Wald und Flur und Feld und Au.
Und wir, wir haben viel gesprochen
In trauter Stube diese Nacht,
Nun ist der Zauberbann gebrochen,
Der lange elend mich gemacht.
All' Deine Worte und die Küsse,
Die meinen ernsten Mund bedeckt,
Sie waren für mein Herz die Grüße,
Die seinen Frühling aufgeweckt.
Und als die ersten Strahlen glühten
Vom hellen Morgensonnenschein,
Da stand in tausend Maienblüten
Mein Herz in Paradieseshain.

Hermance Potier.

* * *

Jüngst gieng ich aus um Gott zu suchen . . .

Jüngst gieng ich aus, um Gott zu suchen.
Ich trat zuerst in eine Kirche ein;
Die war so schön, doch leer von Menschen:
Mir schien sie Gottes Todtenschrein.

Ich gieng hinaus und in den Wald,
Am blauen Himmel schien die Sonne
Wie Gottes heller Augenstern
Und Alles war voll Lebenswonne.

Der Blumen Duft schien Gottes Athem,
Der Vöglein Jubelsang sein Wort —
Ich hab' nicht weiter suchen müssen
Den lieben Gott am selben Ort.

Und als ich heimgieng, lachte mich
Am Weg ein kleiner Knabe
So unschuldsvoll und herzig an
Wie eines Quelles Labe.

Dies Kindeslächeln muß gar tief
Und süß mein Herz ergriffen haben:
Ich kniete nieder hin zu ihm,
Und küßte Gott in diesem Knaben.

Und auf der stillen Treppe erst,
Da küßte sich ein junges Paar
In seiner Liebe Blütenlenz —
Der liebe Gott gefunden war.

Emil Thaler.

Der Hanne ihr Christijan.

(Im schlesischen Dialekt.)

Mei Christijan ihs uf der Welt
Der Eenzige, där mir gefällt.
Wu hätts dennt Een, där über' n wär?
Nu koam er vullte zum Militär!
Und säh ich an Suldoate ahn:
Do denk ih ahn menn Christijan.

Durt woarsch — durt uf jäm Hackelutz,
Durt gab a (der Marie zum Trutz,
Weil die gwößt sei irschter Schotz)
Der Hanne, mir, da irschten Schmotz.
Und säh ich mer doas Hacklutz ahn:
Do denk ich ahn menn Christijan.

Beim Weezedräschen neckt a sich
Miet mir amol. Und, sist de sich!
Do krigt ich miet m Flegel glei
'ne Tachtel ei's Gesichte nei.
Und säh ich mer an Flegel ahn:
Do denk ich ahn menn Christijan.

Fuhr ich mi'm Aesel su noach Mähl
(Nu jeh! ich mach erscht draus keen Hähl)
Und koam ich kaum vur Nubbersch nüm:
Do woar a o schunt um mich rüm.
Und säh ich mer an Aesel ahn:
Do denk ich ahn menn Christijan.

Eim Hürbst, wenn ich de Uxen hutt:
Do hott ichs schunt getuppelt gutt.
Ich braucht da ganzen Taag nischt thun
Und hott a Christjan noch derzun.
Und säh ich mer an Uxe ahn:
Do denk ich an menn Christijan.

Menn Christijan vergäss' ich nie —
Sulange denk ich ahn i'n: wie
De Uxen, Aesel, Flegel blein —
Und doas, doas werd wulld ewig sein...
Und säh ich, wos ich wiel, mer ahn:
Do denk ich ahn menn Christijan.

Philo vom Walde.

* * *

s roasade Dirndl.

s Dirndl is roasad warn,
Hot mi betrüabt,
Macht mi nu frei zan Narrn:
Hans a so gliabt.

Hät ihr do Allas than,
Und a nu mehr —
Roasts ma so gach dava,
Kimmt nimma her.

Is übers Gwölkat zogn
Und über d Stern:
Und is in Himmel gflogn
Zan liabn Herrn.

Leopold Hörmann.

———

Lustige Zeitung.

Es war am Tage nach dem Raub der Sabinerinnen. Einer der Sabiner ist trostloser als die anderen Alle. Ein Nachbar, dem die Lamentation zu arg wird, redet ihm zu: „Du brauchst Dich nicht mehr zu grämen, als wir Alle; auch uns hat man unsere Frauen geraubt; Du bist nicht mehr zu beklagen, als wir!“ — „Ja, wenn es nur das wäre,“ war die Antwort des betrübten Sabiners; „aber — meine Frau war nicht dabei, ich hatte sie zu Hause gelassen!“ — Und er fieng auf's Neue zu jammern an.

* * *

Eine Katheberblüte. „Berlin entbehrt zwar zur Stunde noch der Reize der Gebirgslandschaft; wenn man aber bedenkt, daß selbst die Schweiz erst seit der jüngsten Tertiärzeit sich der Errungenschaft ihrer Alpenwelt erfreut, so darf man wohl mit Recht sagen, daß auch für die Metropole der Intelligenz der Besitz einer gletscherhaften Umgebung nur noch eine Frage der Zeit ist.“

* * *

Kaufmann (zu einem Bewerber um die offene Cassiererstellung): „Es thut mir leid, mein Herr, aber ich habe mich entschlossen, von nun an nur weibliche Cassierer anzustellen. Frauen sind im Allgemeinen indiscret, das heißt: sie können Nichts für sich behalten — und das ist der Hauptvorzug eines Cassierers.“

* * *

Die „Thees“ und „Kaffees“ behauptet ein boshafter Schriftsteller, sind Zusammenkünfte, bei denen die Krähen den Dohlen erzählen, wie schwarz die Raben sind.

* * *

Enttäuschung. — Großvater: „Was? Bob in Miß Fontalba, die Schauspielerin vom Pantheontheater, verliebt?“ — Bob (sich ereifernd): „Ja, Großvater. Und wenn Du ein Wort gegen die Dame sagen willst, so wird es besser sein, dies nicht zu thun, so lange ich anwesend bin.“ — Großvater: „Ich ein Wort gegen sie sagen! Mein lieber Bob, war ich doch selbst bis über die Ohren in sie verliebt, als ich in Deinem Alter war.“

* * *

Aristoteles sagt: „Erst den Staat, dann die Familie“. Es gibt viele Frauen, welche demselben Princip huldigen.

* * *

Realistisch. Der vor etwa zwei Jahren verstorbene Schauspieler R. in M. that sich auf seine realistische Darstellungskunst etwas zu Gute. Als er nach langer Unterbrechung wieder einmal den Miller in „Kabale und Liebe“ spielte, mußte er dem Souffleur jedes Wort ablauschen, da er nicht ein Wort der Rolle inne hatte. Von einem Freunde darüber befragt, wie ein so bedeutender Künstler es nicht unter seiner Würde fände, eine so gewichtige Rolle zu spielen ohne genügende Vorbereitung und sich der Verlegenheit aussetze, jeden Augenblick von seinem Gedächtnisse im Stiche gelassen zu werden, antwortete R.: „Haben Sie etwa den Souffleur schreien gehört.“ — „Gewiß, mehr als einmal.“ — „Nun sehen Sie,“ war die Antwort, „das ist meine realistische Auffassung: Alte Leute, wie Miller, hören schlecht.“

* * *

Eine Berichtigung. Kürzlich wurde ein zu Zuchthausstrafe Verurtheilter per Eisenbahn nach Spandau transportiert. Dort angekommen, öffnete der Schaffner das Coupé, in dem der Sträfling mit seiner Begleitung saß, und rief

die üblichen Worte: „Spandau, sechs Minuten Aufenthalt.“ Der Verurtheilte aber erwiderte: „Ach nein, mein Jutester, drei Jahre!“

* * *

Im Finstern. Bauer: „Bäbele, hol gschwind s Laternle, d Kuh hot mi gschlage, daß i au sieh, obs mi troffe hot!“

* * *

Der kleine Mund. Ein berühmter Wiener Maler, dessen geistreiche Wortkargheit bekannt ist und von welchem porträtiert zu sein sich die Schönen Wiens zu großer Ehre rechnen, malte jüngst eine etwas ältliche, aber noch sehr kokette Dame der Wiener Aristokratie, welche ihre Lippen so viel wie möglich zuspitzte, als sie den Künstler mit der Abbildung des Mundes beschäftigt sah. „Wenn Sie wünschen, daß ich den Mund ganz weglasse, gnädige Frau,“ sagte der originelle Künstler mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, „werde ich mir ein Vergnügen daraus machen!“

Bücher.

Maximilian Schmidt's gesammelte Werke. Es ist in Aussicht genommen, daß vom trefflichen baierischen Dorfgeschichten-Erzähler Maximilian Schmidt bei F. W. Callwey in München eine Gesammtausgabe erscheinen wird. Der erste Band liegt bereits vor, er bringt die „Hochlandsbilder“, zwei Erzählungen von herzerquickender Ursprünglichkeit und Naturwahrheit; Vorzüge, die man allen Volkserzählungen dieses Autors in hohem Grade nachrühmt. Wir sehen den weiteren Werken dieses „Defregger's der Feder,“ wie heuzutage alle Dorfgeschichtenschreiber genannt werden, mit Freude entgegen. Manche derselben sind uns besonders als Schriften von ethnographischer Bedeutung lieb und werth geworden. M.

Neue Lebensmärchen. Von Alfred Friedmann. (Wien, Hugo Engel.) Vorliegendes Werkchen gehört zu dem Besten dieses schaffenskräftigen Autors. Es ist eine Sammlung von Novellen, Causerien und Capricen, oft interessant, immer liebenswürdig. Originelle Probleme sind zumeist fein gedacht, menschliche Conflicte wahr empfunden. Ein Realismus, der ideal vergeistigt wird, ein Idealismus, der sich hinter den Weltmann versteckt. Friedmann ist aus mancher literarischen Zügellosigkeit mehr und mehr zur künstlerisch gemessenen Form zurückgekehrt, oftmals überraschen seine Gestalten durch fein psychologische Züge, durch gewandtesten Ausdruck in leichtem Witz, aber auch durch Spuren gediegenen Wissens. Wir meinen, diese Lebensmärchen hätten das Zeug in sich, die Freunde des Dichters stark zu vermehren. M.

Wie Herzen lieben. Drei Novellen von Stephan Milow. (Stuttgart, A. Bonz & Comp.) Der rühmlichst bekannte Lyriker veröffentlicht hier drei feinsinnige Novellen: „Die Stiftsdame“, „Zwei Freunde“, „Läuterungen.“ Die erste derselben ist die rührendste, die zweite die munterste und die dritte die gehaltvollste. In ihrer Art ist jede meisterhaft. Freunden edler Unterhaltungs-Lectüre ist das Werk zu empfehlen. M.

Aus den Papieren eines Vertheidigers. Von Dr. Julius Kosjek. (Graz und Leipzig, C. Huber, 1884.) Dieses für Richter, Geschworne und Laien höchst interessante und instructive Werkchen enthält mehr als fünfzehn verschiedene Gerichtsfälle aus dem Volksleben, darunter solche, die seinerzeit in unserem Lande Aufsehen erregten, wie z. B. „Die zwölfjährige Verleumderin“ und „Der Beschädigte als Vertheidiger“. Andere, wie: „Ein oder zwei Mörder,“ „Schuldlos zum Tode verurtheilt“ und die „Giftmischerin“ sind erschütternde Dorfgeschichten. Besonders letztere ist auch für ein größeres Publikum in mancher Beziehung sehr lehrreich. Der Verfasser stellt eventuell die Fortsetzung dieses Werkes in Aussicht. Wir sehen einer neuen Folge mit Spannung entgegen. M.

Schlesien in Sage und Brauch. Geschildert von Philo vom Walde. (Berlin, A. Senff.) Dieses Buch ist nicht groß an Umfang, aber gewichtig an Inhalt. — A. Weinhold, der es mit einem Vorworte versehen hat, sagt, daß das Büchlein nur ein

Anfang sei. Aber ein tüchtiger Anfang, setzen wir bei. Wann kann man von einem solchen Werk sagen: Jetzt ist es vollständig? Die Volksseele ist unerschöpflich. Das Buch erzählt Sagen, Märchen und Legenden, wovon besonders letztere den Reiz echter Poesie haben, wie ein kleiner, in diesem Hefte mitgetheilter Auszug beweisen wird. Ferner schildert das Werkchen Volksfeste, Sitten und Gebräuche, Jugendspiele, Aberglauben, Sprichwörter und Liederstrophen, z. B.:

Maikäfer, flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg! M.

Der neue Philosoph für die Welt, von Otto Spielberg. (Th. Schröter, Zürich.) Eines der ergötzlichsten und lehrreichsten Bücher. Es finden sich in demselben reizende Perlen philosophischer, auf das praktische Leben angewandter Reflexionen und Parabeln, deren graciöse Gestaltung auch den verwöhntesten Gourmand befriedigt. Spielend werfen wir einen Blick „hinter die Coulissen" in das Denken und Fühlen der modernen Gesellschaft und nur zu oft stoßen wir auf Spiegelbilder, deren täuschende Aehnlichkeit mit solchen, denen wir im Leben begegnen, uns förmlich frappiert. In liebenswürdigster Form bekommen wir manche bittere Pille. Wahrheit zu schlucken. Das Büchlein füllt manche müßige Stunde aus und ist auch für Nichtweltschmerzler eine angenehme Unterhaltung. Zu rügen wäre nur eine gewisse Leichtfertigkeit im Stile. Wir begegnen Incorrectheiten der Sprache, die bei einer nächsten Auflage zu vermeiden wären. V.

Hinter dem Vorhang. Neue Novellen von Emil Peschlau. (Berlin, Abenheim'sche Verlagshandlung.) Diese Erzählungen des geistvollen Verfassers gewinnen besonderen Reiz dadurch, daß sie in Künstlerkreisen spielen oder sich wenigstens an die Künstlerwelt lehnen. Die erste: „Spät gefunden" erhebt sich frisch weg aus dem Wiener Stadttheater und fährt aus der Wirklichkeit so unvermerkt in's Reich der Dichtung, daß der Leser darauf wetten möchte, es habe sich das Erzählte Wort für Wort in Wien ereignet. Das ist das Richtige, aber nicht allen Novellisten gelingt es so. M.

Geschichtenbuch. Von Karl Weitbrecht. — (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1884.) Karl Weitbrecht, der sich mit seinen „Gschichta-n aus-m Schwobaland" einen guten Namen gemacht hat, sendet jetzt eine neue Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: „Geschichtenbuch" in die Welt. Diesmal erzählt er in hochdeutscher Sprache, ist demnach weiteren Kreisen zugänglich und Freunden leichter Unterhaltungs-Lectüre bestens zu empfehlen. M.

Jüdische Pessimisten. Von S. Schweinburg. (Wien, F. Löwy.) Diese Broschüre sucht durch Aussprüche alter jüdischer Dichter und Philosophen zu beweisen, daß der jüdische Pessimismus stets moralisch kräftigend und sittlich erhebend gewirkt habe. Wir vermissen Beispiele aus der neuen jüdischen Literatur. M.

„Schule und Haus" hat das erste Halbjahr vollendet und in der kurzen Zeit seines Bestehens zahlreiche Freunde erworben. — An den Lehrern liegt es, das Unternehmen zu kräftigen und derart ausgestalten zu helfen, daß es eine Macht werde, ein sicherer Hort gegen Sittenverrohung, religiöse Unduldsamkeit, Unwissenheit, Vorurtheile und geistige Schlaffheit unserer Nation, ein siegreicher Kämpfer für des Volkes höchste Güter. — Probenummern versendet gratis und franco in beliebiger Anzahl die Administration von „Schule und Haus", III., Reisnerstraße 2. V.

Dem Heimgarten sind ferner zugegangen:

Deutsche Wunden. Zeitroman (1864 bis 1871), von Louise Otto. 4 Bände. — I. Kleinstaatliches. II. Verbrüderungsfeste. III. Deutscher Bruderkrieg. IV. Alldeutschland. (Norden, H. Fischer Nachfolger, 1883.)

Abenteuer eines Schauspielers, von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Dunker. Zwei Bände. (Norden, H. Fischer Nachfolger, 1883.)

Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. (Norden, H. Fischer Nachfolger, 1883.)

Aus allen Kreisen. Humoresken von Bernhard Stavenow. — (Norden, H. Fischer Nachfolger, 1883.)

Drillinge. Humoristische Erzählungen von Bernhard Stavenow. (Norden, H. Fischer Nachfolger, 1883.)

Bi'n Füer. Geschichten un Gedichten ut de Lünebörger Heide. Von H. F. Freu- d'enthal. (Norden, H. Fischer Nachfolger, 1883.)

Aus zwei Zonen. Rumänische Culturbilder u. novellistische Skizzen, von Marco Brociner. (Norden, H. Fischer Nachfolger 1883.)

Karlsbader Schlendertage. Bilder aus dem Saisonleben von Karl Böttcher. (Karlsbad und Nizza, Hans Feller.)

Almrausch. Almlieder aus Steiermark. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Anton Werle. (Graz, Josef Kienreich, 1884.)

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien in 8 Lieferungen von Dr. H. Ploß. (Leipzig, Th. Grieben, 1884.)

Real-Lexikon der deutschen Alterthümer. Eine Culturgeschichte des deutschen Volkes als lexikalisches Nachschlagebuch. Von E. Götzinger. Zweite sehr vermehrte und illustrierte Auflage in Heften. (Leipzig, Waldemar Urban, 1884.)

Zwei Tiroler Reiseberichte aus dem achtzehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von Franz Schnürer. (Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1884.)

Dem deutschen Schulverein. Dichtergrüße zum Frühlingsfeste der Deutschen in Prag. (Prag, Deutscher Schulverein.)

Deutsche Festbräuche. Dem Volke culturgeschichtlich erklärt von Julius Lippert. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1884.)

Der Geheimmittelschwindel. Von Dr. R. W. Raudnitz. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Feuer, Wind und Rauch. Eine culturhistorische Skizze von Dr. Günther Alexander E. A. Saalfeld. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1884.)

Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und ihrer praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Dr. Alfred Ritter v. Urbanitzky. Mit 600 Illustrationen. In 20 Lieferungen. — (Wien, A. Hartleben.)

Angera Pequena und Südafrika: Karte von H. Müller und E. Riemer. (Weimar, geographisches Institut, 1884.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. U., Graz: Wenn Sie bewußte Erzählung von Malser nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hätten, so würde Ihnen sehr klar sein, daß die Spitze derselben nicht gegen das Geschwornengericht gekehrt ist. Oder halten Sie es schimpflich für Richter aus dem Volke, wenn sie Meuchelmörder schuldig sprechen? Das Volk weiß noch, was recht und unrecht ist, — Volkesstimme: Gottesstimme!

Agnes U.: Nicht auf den Namen, sondern auf die Sache kommt es an; Gedichte nicht druckfähig.

E. W., Wiesbaden: Der Druckfehler: „Der Knabe ward mit neun (statt: mit neuem) Stecken geschlagen," ist freilich schlimm. Nur noch gut, daß es ein Druckfehler ist.

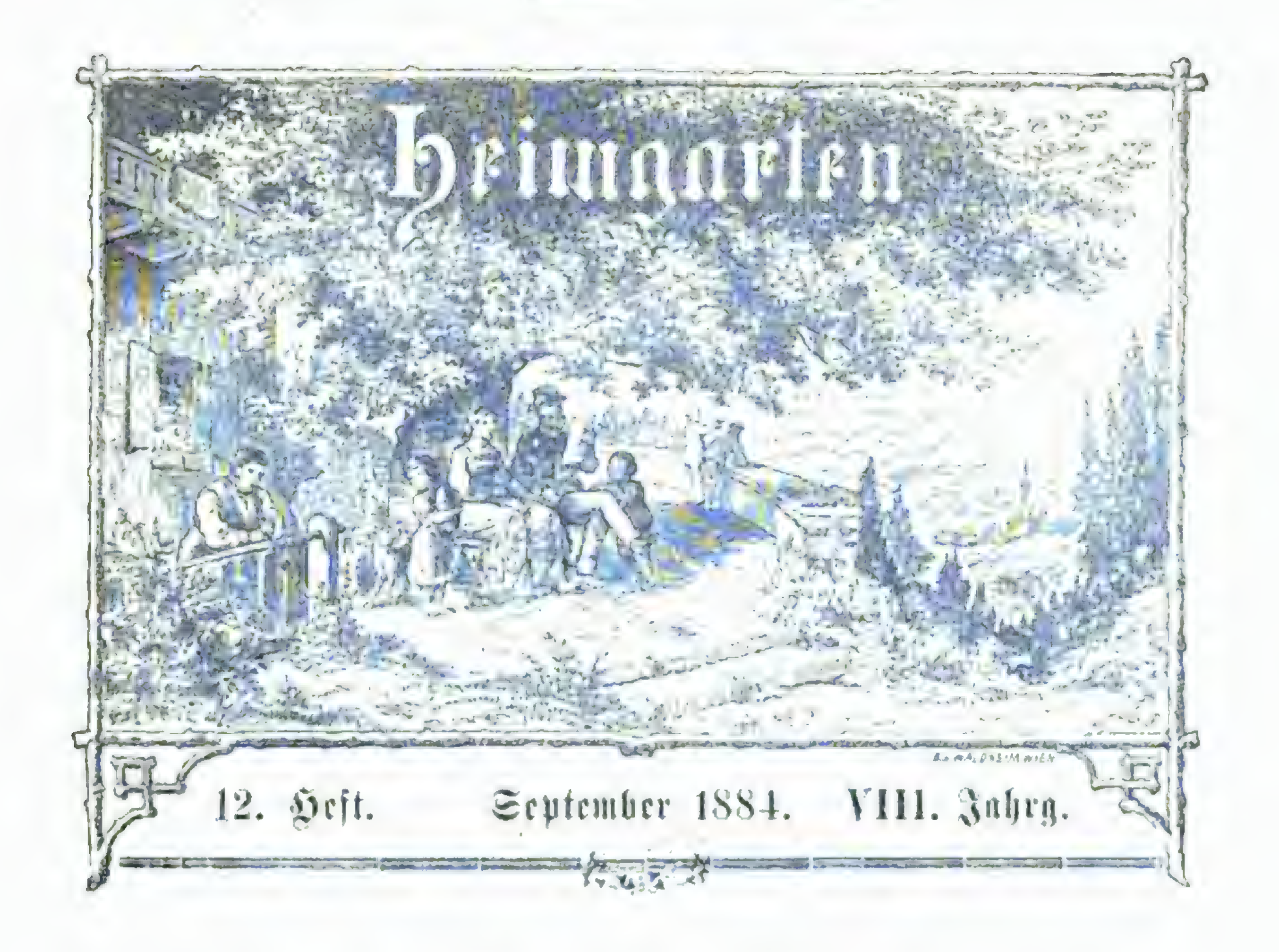
U. H., Prag: Wir antworten Ihnen mit den Worten des Dichters: Das einzige Mittel um deutsch zu bleiben, ist: deutsch zu sein.

F. O. W., Karsten: Das war nicht immer so. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb, wie F. Schnürer mittheilt, ein Reisender über eine der nach heutigen Begriffen herrlichsten Gegenden von Tirol, bei Matrey: „Wie grausig sind die Gebirge: Wie fürchterlich brausen die Wässer im Thal! Der Mond scheint sein friedliches Licht ungerne diesen schreckvollen Gegenden mitzutheilen. Kein Vogel läßt sich sehen, kein Thier läßt sich blicken, so sehr verabscheuen sie das Wilde dieses Ortes."

J. J., Aussee: Stoff genug. Z. B.: Ein hübsches Landmädchen kommt nach Graz. In Graz wird ihr bald der letzte Buchstabe zum f., allmählich zum m und endlich zum b. Die Tragödie ist fertig.

E. H., Graz: Von den Druckfehlern, die in der Literatur zahlreich sind, wie der Sand im Meere, pflegt man nur sinnstörende zu berichtigen. — So muß es auf Seite 752 (Juliheft 1884) zweite Spalte, Zeile 29, statt „zu vernehmen" heißen: zu wecken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



12. Heft. September 1884. VIII. Jahrg.

Aus dem Tagebuch eines Sterbenden.

Aller Welt zur Erbauung und Ergötzung überliefert von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

24. August.

Bevor's zu Ende geht, zuckt jede der sieben Todsünden noch einmal hervor. Die meisten werden unschwer zurückgescheucht; nur der Zorn ist der schlimmste. Weil er zu plötzlich hervorspringt und nicht Zeit läßt zur Rüstung wider ihn.

Das unbedeutendste Ding kann mich in rasche Aufwallung bringen. Der Arzt sagt, es sei nur Nervosität. — Diese Herren belegen ja alle seelischen Abscheulichkeiten mit ihren Krankheitsnamen. In solcher Nervosität also sage ich manchem Unschuldigen ein hartes Wort, das mir hernach selber noch am wehesten thut. Freilich, sie verzeihen mir gern, aber wenn sie wüßten, wie oft ich weinen muß, daß sie mir — der doch gut und recht sein möchte — so viel zu verzeihen haben!

Ich erinnere mich daran, was mir einst ein Verurtheilter erzählt hat. Der erste Zornausbruch, dessen er sich bewußt gewesen, war in seinen jungen Jahren. Er wußte die Ursache nicht mehr; sie mochte auch darnach gewesen sein. Er hatte sich bishin seiner strengen Erzieher wegen bezähmt; damals aber bewachte er die Hand nicht; sie ergriff einen Trinkkrug und schleuderte ihn an den Ofen. Es war weiter nichts, als daß der Krug zerschellte und der Ofen eine Ritze bekam. Wenn derselbe Mann dann später irgend etwas im Jähzorn vollbrachte, so hatte er während der raschen That immer die, wie er sagte, unbeschreiblich wollüstige Empfindung als schleudere er einen Trinkkrug nach dem Ofen. Und als er eines Tages im Zanke seinen Vater erstach, da war ihm nur, er werfe einen Trinkkrug

nach dem Ofen — aber in seiner Hand war der Griff des Messers gewesen.

25. August.

Gestern verschied der alte Gemeindevorstand von Christophen. „Gehen wir zur Tagesordnung über," sagte er, legte sich auf die andere Seite und starb.

* * *

Und seine alte Schwester hielt ihm folgende Leichenrede: „Bist gut weg, Bruder, auf der Welt ist nichts zu machen."

26. August.

Idealisten und Schwärmer pflegt die Welt nicht ernst zu nehmen. — Was thut's, mancher dieser Herren nimmt auch die Welt nicht ernst, besonders, nachdem er sich an ihr die Hörner abgestoßen hat. Er spielt mit der Welt, mit sich selbst, und sein Spieltisch ist der Sargdeckel. Er spielt um so kecker, als er nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hat.

In solcher Stimmung wird man wieder munter und hat Spaß an den Figuren. Es gab eine Zeit, da mir der reiche Mann, der Künstler und Gelehrte oder gar der Fürst unvergleichlich verlockender und wertvoller schien, als der Bauer auf seiner Scholle, der Bettler an seinem Stabe. Es war eine närrische Zeit. Dann kam die blasierte mit ihrer Menschenverachtung; das war gar was Schönes. Die Leiden des Körpers brachten mich bald davon zurück. Denn die beste Würze eines schalen Lebens bleibt doch der Schmerz. Heute setze ich mich gerne zum Landmann, zum Waldmenschen hin, und was er weiß und kann ist mir so wichtig, denn die Gnade und Macht und Weisheit der Großen.

Im Schatten des Todes stehen, heißt emancipiert, unverletzbar, heißt in der Freiheit sein.

Der Schatten des Todes erfrischt den noch Athmenden zu göttlichem Leichtsinn.

* * *

O Parze, Du Schelmin,
Dein Spiel mit dem Faden
Ist seltsam zu schauen.
Du wickelst vom Knäul ihn,
Verwirrst ihn, entwirrst ihn,
Und bindest manch' Sträußlein
Von Dornen und Rosen,
Erfüllest mit Bangen
Und Hoffnung die Seele,
Und einst, da im Leid sie
Mit Zuversicht lächelt —
Entzwei ist der Faden.

O Parze, Du Schelmin,
Dein Spiel mit dem Faden
Ist fröhlich zu schauen.

28. August.

Was dieses unselige Stadtleben noch nachrumort in meinem Fleisch und Blut. In der Nacht, wenn Andere rasten, muß ich im Schweiße meines Angesichtes hasten. In Rauch und Hitze durch die Straßen laufen, zwischen rasselnden Wägen und Karren, fremden, stoßenden, protzigen Fußgehern, tabakqualmenden Männern, vor Salben stinkenden, staubaufwirbelnden Weibern, Lumpen-, Scherbensammlern, lärmenden Hausierern aller Art, zwischen Hunden, Pferden, Schloten und Dampfwagen, mit dem Gewirre eingehüllt im Dunstbrodem, der den Lärm und Gestank zurückwirft auf die glühende Steinwüste, Stadt genannt, und kein klares Himmelsblau und keinen reinen Sonnenstrahl durchläßt. — Als ob ich's jetzt in fiebernden Träumen abbüßen müßte, daß auch ich einst mitgetobt und mitgewühlt habe im Lagerleben der Civilisation und ihrem Kehrichthaufen.

Das Aufwachen ist Erlösung, da weht der thaufrische Waldhauch herein zu den Fenstern; aber ich bin erschöpft und muß erst im Wachen ausruhen von solchem Schlafe.

Wenn ich hernach draußen sitze auf der hohen Matte, wie ein Seliger im Frieden des Olymps, da mag es

wohl geschehen, daß mir manchmal die hellen Thränen über die Wangen rinnen — vor lauter Glück.

29. August.

Ich habe einmal die Felsberge so sehr geliebt. Erst unsere Zeit hat die Schönheit der Felsen und pitoresken Gebirge entdeckt; das Massige, Gewaltige und Beständige ist uns wie ein Anker und Hafen in dem Losen, Kleinlichen und Wechselnden. Aber bei Vielen ist der Sinn für das Hochgebirge anerzogen, anempfunden, und wie die Felsen und Gletscher groß und schön waren, lange ehe sie der Menschen Auge und Gemüth auf sich gezogen, so werden sie auch in Zukunft weit länger stehen, als die Liebe der Menschen zu ihnen dauern wird.

Die Jugend, die das Effectvolle liebt und sich gerne mit dem Kräftigen mißt, ist die natürliche Werberin um die Felsenschönheit; so habe ich als junger Mann meinen Muth auf die schroffsten Alpenspitzen getragen, aber an Seele und Erkenntnis nicht viel mehr mit herabgeholt, als was ich hinauf gebracht.

Jährt sich das Leben höher, da wird es anders, da sucht man das Gemäßigte, Sanfte, Heitere oder Ruhige, und darum ist mir heute das Wald- und Mattenland heroben bei Christophen so lieb. Das Felsengebirge ist gerade gut genug, mit seinen ehernen Schranken in fernem Rund dieses grüne Hochgelände einzurahmen.

Heute war ein wetterschwüler Tag. Ich hielt mich oben in der Lichtung auf, am Rande des Lärchenwaldes, saß das eine Mal auf dem Rasen, das andere Mal auf einem Stein, das dritte Mal auf einem Strunk und schaute gedankenlos hinaus in die Himmelsweite und meine Hauptaufgabe war, Waldluft zu athmen. Um die Mittagsstunde kam der Knabe des Reichensteiners, meines Miethsherrn, und brachte mir in einem Zwillingstopfe Nahrung.

Während ich aß, kletterte er auf die Bäume und schwang sich von einem Wipfel auf den andern wie ein Eichhörnchen und jodelte aus vollem Halse. Ich käme mit der Kraft, die dieser Junge in fünf Minuten verschwendete, eine ganze Woche aus.

Als er zurückkam, zeigte ich auf die Landschaft und fragte ihn, ob die Welt schön sei? Da kletterte er nochmals hinauf, noch flinker und lustiger, als das erste Mal, und das war die Antwort. Er weiß nichts von Schönheit, er weiß nur von der Lust, seine Organe zu üben.

Als der Junge fort war, gieng die Einsamkeit wieder an. Der Himmel war von einem heißen Grau, das die höheren Berge verdeckte und einen schweren Schatten über das Waldland legte. Vor Müdigkeit zur Erde hingeworfen, wie ich war, beobachtete ich einen schlanken Rispenhalm, ob er sich denn nicht ein Weniges bewege. Er bewegte sich nicht; die Luft war so starr, daß mich dünkte, ich müßte sie mit meinem Hauch erst auflösen, um sie einathmen zu können. Die Käferchen krochen träge hin unter den Halmen und dem welken Blattwerk, die Mücken flogen schläfrig und ihr Säuseln war auch der einzige Laut, den ich hörte.

Wenn das Gewitter wirklich in jenen Lasten losgebrochen wäre, die so schwer auf uns gedrückt, es hätte Halm und Strauch und Konrad in die Erde geschlagen. Statt dessen war ein einziges Leuchten und ein dumpfer Knall, und darauf war's, als gienge die Luft sachte auseinander, das Grau lichtete sich und endlich schien durch den Schleier wieder der Sonnenstern.

Der frischere Lufthauch belebte mich; fast ohne es ernstlich zu wollen, stand ich auf und schritt zwischen den Stämmen der Lärchenbäume hin, und meine Brust war so seltsam frei, wie es bei Todkranken sein soll, eine Stunde bevor sie sterben.

Zwischen den Wipfeln sah ich einen feinen Rauch streichen, ein Geruch wie von Schwefel und Reisigbrand kam heran; im nächsten Augenblick sah ich auch schon eine wildknorrige Fichte glühen, in die der Blitz geschlagen. Während ich das Schauspiel betrachtete, flatterte zwischen dem Heidekraut, — wie aus demselben hervor — ein Vogel und fiel nahe zu meinen Füßen nieder. Einige Schläge that er noch mit den Flügeln, dann regte er sich nicht mehr.

Ein großer, grau und braun gestreifter Häher war's, der hier — wahrscheinlich vom Blitzschlage betäubt — sein Ende finden sollte.

Ich habe mich hingesetzt, habe Blätter und Moos gesammelt auf meinem Schoß, um dem Thiere ein sanftes Sterbebett zu bereiten. Darauf legte ich es und streichelte sein weiches, herrliches Gefieder. In einem solchen Gewande muß es wohl doppelt hart sein, die Welt zu verlassen. — Wäre eine Quelle in der Nähe, vielleicht wäre es noch zu atzen. Den plumpen Schnabel zog ich ihm auseinander mit zwei Fingern und versuchte ihm Leben einzuhauchen aus meinem geringen Vorrath. Mit den zwei schwarzen, kugelrunden Augen schaute es noch her; da spiegelten sich in diesem Auge die Baumwipfel, die scharf im lichten Himmel standen, und es spiegelte sich im Auge mein Haupt.

Das brachte mich in schweres Sinnen, in Trauer über mein verlöschendes Leben, in Heimweh zu Weib und Kind. — Plötzlich flatterte der Vogel auf und schwirrte quer durch den Wald davon. Ein freudiger Schreck erschütterte meine Nerven.

Die Freude über den in meinem Schoße und durch meinen Athem wieder lebendig gewordenen Vogel war nicht gering. Auf solche Art weist sich's ja, daß man auf meine Lebenskraft noch was setzen darf! Wie erfrischend und ermunternd diese Vorstellung auf mich wirkte, ist nicht zu sagen. Oder war vom Thiere ein wohlthätiges Fluidum auf mich übergeströmt?

Eine Weile spähte ich dem Vogel nach und hätte ich ihn hoch in einer Lärchenkrone entdeckt, ich wäre zu ihm hinaufgeklettert. Der wird sein Nest gesucht haben und Weib und Kind erzählt von dem Unfall, und daß er gerade von einer Seite Hilfe gefunden, von der sie am wenigsten zu erwarten — vom zweifüßigen Ungeheuer, und noch dazu von einem Exemplar griesgrämigster Sorte.

Dann gieng ich weiter und kam von ungefähr zum Hause des Eschenherrn. Dieser Eschenherr ist ein recht armer Herr; nichts hat er, als das alte wurmstichige Haus, aus dessen Wänden, so oft die Thür zufällt, der braune Moder rieselt, dieses Haus und die Eschen, die daran stehen; die Wiese daneben hat er zum Theile schon verkauft, nur die Quelle sich für lebelang ausbedungen, die auf derselben entspringt. Der Eschenherr ist ein schlanker, brauner Geselle, der seinen alten, zerflickten Mantel aber so malerisch um den Leib zu schlagen weiß, der einen so zerfahrenen Banditenhut trägt, der einen so stattlichen Vollbart, eine so prächtige Adlernase und zwei so kluge und gute Augen hat, daß ein geschickter Maler ein Bild aus ihm machen könnte, welches theurer bezahlt würde, als der ganze Original-Eschenherr mit seinem Hause und mit seinen Eschen.

Man begegnet ihn häufig in den Wäldern von Christophen, er ist ein Sammler von Gottesgaben, für die sonst keine berufenen Hände sind, um sie anzugreifen. Er sammelt im Frühjahre Veilchen und Wachholder, im Sommer Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Pilze, Ameiseneier, Harz, im Herbst Preiselbeeren, Brombeeren, Feuerschwämme, die er auch beizt, fängt Marder, Füchse, deren Felle er zu bearbeiten versteht

— und liefert all' diese und noch andere Dinge in die Stadt, wo er sie verkauft. Auch bei mir war er schon mehrmals gewesen und hatte uns mit Hausbesen und Fichtenreisig versorgt, welch' letzteres mir gerathen wurde, in der Wohnung aufzuhängen, damit es mir die Luft würzen und reinigen sollte. Auch sein Weib leistete ihm getreulich Beistand in seinem Geschäfte und die zwei Leute waren in der Stadt gerne gesehen, weil sie immer etwas vom Walde brachten.

Der Eschenherr saß nun vor seinem Hause auf einem Holzblock. Er stützte seine Ellbogen auf die Knie, schmauchte seinen Nasenwärmer und bohrte seinen Blick in den Sandboden ein.

„'s ist zum Lachen!" murmelte er und paffte mit weiser Sparsamkeit aus der Pfeife den betäubendsten Gestank, mit dem ein Bauer je seine Waldluft verpestet hat. — „s ist zum Lachen!" knurrte er, aber sein zuckendes Auge, seine zitternden Züge stimmten nicht genau mit dem Worte überein.

Was zum Lachen wäre? fragte ich ihn. Da erst sah er mich, schaute mich an, zuckte die Achseln und blieb sitzen.

„Ha ha!" lachte er auf. „Im Büchel steht's: Der Tod ist der Sold der Sünde. Darum muß ich lachen; von diesem Sold kann Keiner leben. Aber jetzt muß ich gehen und meiner Alten die hölzerne Pfaid anmessen lassen."

„Was meint Ihr denn?" war meine Frage.

„Vor einer halben Stund' bin ich ein alter Witwer worden."

„Nein!" sagte ich verwundert.

„Ja," sagte er. „Wollen Sie den heiligen Leib anschauen gehen?"

Er führte mich in's Haus. Es war ein luftiges, wohl eingerichtetes Stüblein, die Wände geziert mit Strauchwerk, welken Enzianen und Geierfedern. An der Ecke, wo Andere ihren Hausaltar haben, war ein alter, wahrscheinlich aus einer illustrierten Zeitschrift geschnittener Holzschnitt — das Porträt eines glatzköpfigen Alten.

„Das ist mein Freund, der Sokrates," antwortete der Waldmensch.

Und auf dem Bette lag sein Weib. Mit friedlichen Zügen lag sie da, wie schlummernd. Der Eschenherr schloß ein offenes Fenster zu: „Die Seel' ist schon ausgeflogen."

Mit dem Leibe machte er weiter keine Umstände. „Das ist ein störrisch Zeug gewesen, dieser Leib," sagte der Eschenherr, „sie hat ihr Elend mit ihm gehabt. Sie war eine gute, sanfte Seele, ist aber immer auf einem Pulverfaß gesessen, und sobald ein Wörtel oder ein Windel gejuckt, ist's losgegangen. Achtundzwanzig Jahre sind wir beisammen gewesen, aber ich muß sagen, lieber Herr, ich habe in dieser Zeit, wenn ich zur Beicht gegangen bin, halt nicht ein einzigmal mein Gewissen zu erforschen gebraucht; sie hat mir jeden Tag alle meine Sünden vorgehalten. Die ersteren Jahre probiert man's mit dem Prügeln, kommt aber bald dahinter, daß der Mann, der sein Weib schlägt, ihr allemal drei Feiertage und sich drei Fasttage schlägt. — Später hat sie freilich wieder gesagt: Mann, ich bin Dir gleichgiltig, Mann, Du hast mich nicht mehr lieb! Und warum? Weil ich sie nicht mehr thät prügeln. — Ich habe Dich ja gern, sage ich, und strähle dabei ihr Haar. Nein! sagt sie. Das muß man wissen, wie gern die Weiber widersprechen und nein sagen, ist nur ein Wunder, daß sie am Altar ja sagen. Und dann soll ihnen nicht fortwährend der Kopf weh thun, wie's ja doch in der Bibel steht: Der Mann ist des Weibes Haupt! Aber es ist einmal so und ganz will halt doch auch der arme Mann den Braten nicht entbehren."

„Hält bei Euch in Christophen jeder Ehemann seinem Weibe eine so schöne Leichenrede?" war jetzt meine Bemerkung.

„Schwerlich," antwortete der Eschenherr, „denn Jeder hat die Seine nicht so lieb gehabt, als ich; Jeder versteht's nicht, daß von Engeln kein Menschenverstand zu verlangen ist. Schau sie an, die Weiber, wie sie sind und denken und eine andere Logik haben, ja schier andere Naturgesetze, Du mußt merken, daß sie für diese Welt nicht geschaffen sind! Und hab' ich mir oft gedacht, wenn sie beim Sterben ihren Geist aufgeben müßten, so wären sie unsterblich. — Die Meinige," fuhr er leiser fort zu sprechen, „hat erst angefangen, mir Schmerz zu machen, als sie sich vor drei Monaten hinlegte und anfieng. schwer zu leiden. Da ist sie so sanft und geduldig worden, auf Alles hat sie ja gesagt, Alles ist ihr recht gewesen. Da habe ich mir gleich gedacht: Brigitta, mit Dir ist's aus, Du bist nicht mehr bei Dir selber. Oder Dein Leib ist schon so schwach, daß die Seele sein Heer wird, und da sieht man's, was Du im Grund für eine gute Seele bist, wenn Du Deinen argen Weiberleib unterkriegst. — Jetzt freilich, jetzt ist er ganz unter. Schon gestern ist sie schlecht worden und wie voreh das Wetter so schwer gelegen ist über uns, da hats ihr das Leben abgedruckt. — So wäre das auch vorbei."

Ich konnte den Alten, der so sprach, nicht recht begreifen. Es war Schmerz in der Schalkheit, das merkte man leicht, und doch that er schier, als wäre eine Last von ihm abgefallen.

„Jetzt muß ich ihr noch den letzten Willen thun," sagte er, „sie wird in die Erden wollen. Wissen mir der Herr was Lustiges?"

Wie er das meine?

„Ich muß jetzt ein lustiges Leben anheben," sagte er, „sonst kommt die Traurigkeit und Verzagtheit über mich, denn das muß ich sagen: ich bin sie höllisch gewohnt worden, meine Brigitta, und es wird viel brauchen, bis ich was Rechtes finde, daß ich mich daran kann belustigen."

Das muß ich gleich meiner Emma schreiben. Die Leute der guten Gesellschaft vermeiden nach einem Todesfall absichtlich alle Vergnügungen, alles Bunte und Heitere im Leben und in der Kleidung, mit Aengstlichkeit Alles, was sie zerstreuen könnte, verbannen sich in die Einsamkeit, um im Gedenken an den Verlust sich ungestört quälen zu können, thun Trauerfarben an ihren Anzug, an ihre Karten und Briefpapiere, damit sie nur überall erinnert werden daran, was man vernünftiger Weise zu vergessen suchen muß. Es ist unwürdig eines guten Menschen, zu Lieb' und Ehre eines lieben Verschiedenen sich zu kasteien, seelisch zu zerfleischen; hat Dich der Verstorbene wirklich lieb gehabt, so thust Du genau das, was er nicht wollen könnte. Das ist eine der schlimmsten Vorstellungen in meinem Sterben, wenn ich an den Jammer der Meinigen denke. In ihrem Herzen fortleben will man, das versteht sich, aber man will dort keine traurige Gestalt sein — man will ihnen ein besseres Erbe hinterlassen. Freuet Euch des Lebens! Eine edlere Todtenfeier, einen schöneren Liebesdienst begehre ich nicht.

31. August.

Sogar der Tod gibt sich bei den Landleuten natürlicher, als anderswo. Ein Tannensarg und ein Grab aus Erde.

Ich fürchte mich vor dem Metallkasten und vor der ausgewölbten Gruft und will mein Weib bitten, daß sie mir derlei erspare. Ein unangestrichener Brettersarg aus heimischem Waldholz; ein Kreuz mögen sie auf den Deckel malen — so will ich den kürzesten Weg in die Erde gehen.

Daß Ihr Weltleute des Menschen Seele und Leib denn gar nicht mehr verstehen wollt! Der Metallsarg ist nichts als ein Kerker, die Mauern der Gruft sind Steine des Anstoßes auf

dem Heimweg zur lieben Erde. Bin ich todt, so will ich doch bald wieder lebendig werden. Ich bitte Euch, gebt mich der unsterblichen Erde.

* * *

Ist es nicht wunderlich, daß man eine schöne Menschengestalt, die man einst geliebt hat, als braune Erde ansehen kann, ohne wahnsinnig zu werden?

1. September.

Heute, während sie den Tannensarg der Eschenherrin in das Grab rollten — es war nicht weit von der Stelle, die ich mir zu meiner eigenen Ruhestätte erworben — und die heiße Sonne auf unsere Köpfe und in die Grube hinabschien, ward in mir die Sehnsucht nach Weib und Kind so heftig, daß ich sofort nach dem Begräbnisse einen Boten fortschickte, sie möchten eilends kommen.

Ich rief ihn aber wieder zurück. Einer Laune der Stimmung wegen sie bis in's Herz erschrecken, das wäre keine gute That gewesen. Ich besann mich und schrieb den Brief:

„Mein liebes Weib!

Ob's Wochen noch dauert oder Jahre, die Zeit ist zu kurz für Menschen, die sich lieb haben. Die Schule ist zu Ende, die Großeltern werden sich bescheiden; nimm die Kinder und komme zu mir. Der Reichensteiner räumt uns noch eine große Stube ein mit Allem, was dazugehört. Ich gebe Dir den frohen, sorglosen Frieden des Landlebens, ich gebe den Kindern ein Stück Jugend im Walde, und Ihr gebt mir Euch selbst zurück, wenn Ihr kommt. Ich werde jeden Tag auf der Lindenbank hinter des Pfarrers Garten sitzen, wo man hinabsieht auf die weiße Straße, auf welcher der Wagen kommen muß zu Eurem

Konrad."

2. September.

Heute war ein Geck da. Ein spindeldürrer gelbhäutiger Städter in bäuerlicher Knielederhose und mit Wadenstrümpfen. Einen Bergstock, der noch länger war als er selber, trug er bei sich, er wollte ja die Waldhöhe hinter Maria am Brunnen besteigen, ließ es aber bleiben, weil er gehört, es stehe keine Sennhütte oben. Hat hingegen um so läppischer mit den Bauerndirnen in Christophen herumgegattert, die ihn hinter dem Rücken, die keckeren auch in's Gesicht, auslachen. Die Beine ausspreizen, den Schnurbart drehen und sie dumm anglotzen, damit, meint der Schlucker, mache er sie verliebt.

Einer der Bauernburschen gab dem andern den Einschlag, ob sie ihn nicht mit einer Haselgerte davonjagen sollten.

„Wäre dumm," sagte der Andere, „lassen wir die Dirnen den Laffen kennen lernen, nachher sollen sie uns besser estimieren."

Nach allem fruchtlosen Scherwenzeln bekam ich ihn an den Hals. Er setzte sich zu mir auf die Bank und da er mich für den Schulmeister halten mochte, begann er gar gespreizt zu sprechen von Schule und Staat und sonst mancherlei, was jetzt in den Zeitungen steht, und kannegoß mir ein Meer von Galle ein, daß mir noch jetzt ganz übel ist. Solch' ein Schwätzer kann Einem den Magen auf Tage lang verderben. So wohl mir das auch körperlich thut, was mich geistig erhebt, so schlecht bekommt meiner Gesundheit ein flacher, eitler Geselle, den man nicht züchtigen darf.

Er beabsichtigt den Mittagskofel zu besteigen, nachdem er erfahren, daß derselbe von hier aus der nächste Berg ist, auf dessen Almen Hütten stehen. Gegen Abend gieng er davon, vorher kratzte er beim Wirt in's Fensterglas noch den Namen: „Chevalier de Rustocco" ein.

3. September.

Ich darf mich auf eine Gardinenpredigt gefaßt machen. Ich verdiene sie auch. Freilich thun dem Kranken die Vorwürfe, daß er durch schlechte Diät Schuld trage an seinem Zustande, weher, als das eigentliche Leiden. Was ist denn das für eine Lebensweise in neuesten Tagen? Essen, was ich dem Bauer vom Löffel absehe und mir just schmeckt, ohne zu bedenken, ob's verdaulich ist oder nicht. Schlafen, so lange es mich freut, einmal bis die Sonne aufgeht, das anderemal, bis sie schon über dem Lindenbaum steht. Einmal ganze Tagreisen machen durch die Wälder und Thäler hin, das anderemal wieder nichts als im Schatten den Erdboden messen mit dem fünf Schuh sieben Zoll langen Konrad.

Wenn ich von meinen Wanderungen nach Hause komme, so kann ich mich nicht sattkriegen an Rauchfleisch, Klößen und Sauerkraut. „Es ist gerade, als ob der Tod mitäße.“

Ich thue, was mir behagt und — es behagt mir. Sonnenhitze, Wind und Regen geben Abwechslung genug; das arbeitende, betende, lustige Dorf gibt sie auch. Ich könnte ruhig dasitzen und zuschauen und genau nach der festgesetzten Tagesordnung auf das Seligwerden warten.

Ich denke mir, Jeder soll nach *seiner* Façon sterben; ich mache es mir so unterhaltsam als möglich und will den Rath des Eschenherrn befolgen: Ich solle trachten, vor Ablauf des Termins gesund zu werden, damit ich das Sterben leichter aushielte.

4. September.

Da sie gestern nicht kamen und heute auch nicht kamen, so schloß ich mich Nachmittags dem Eschenherrn an, der mit einem großen Sacke „in die Ameisen“ ausgieng. Ich bin sonst am liebsten mit mir allein, obzwar der Einsame die Unzulänglichkeit seiner geistigen Schätze und Fähigkeiten oft nur allzuhart empfindet. Mit hohen Herren und dem Pöbel ist nicht gut Kirschen essen. Man glaubt mit einem schlichten Naturmenschen anzubinden und es stellt sich nachher der hundsgemeine Kerl heraus, der noch hundsgemeiner wird, wenn man ihn cultiviert. Mit diesem Alten, den sie nach dem Vulgarnamen seines Hauses stets den Eschenherrn nennen, scheint es anders zu sein. Ich habe zu diesem Manne Zuneigung gewonnen und er vertraute mir heute, es sei ihm ganz recht, wenn ich ihn begleite. Gestern habe ihn seine Alte angefallen. Er habe im Brunnenschlag Preiselbeeren gesammelt und da sei ihm zu Sinn gekommen, wie oft er dort mit seinem Weibe in den Preiselbeeren gewesen, und wie sie von der Arbeit einmal rasten wollen — ein sehr heißer Tag sei es gewesen — und wie er ihr deswegen ein steinhartes Wort hingeworfen. Wenn sie nur ein Weniges zurückgeschmäht hätte, so wäre Alles gut, aber sie sei dazumal ganz still gewesen und habe den Kopf auf die Hand gestützt und betrübt vor sich hingeschaut. Das gehe ihm nicht aus dem Sinn, und ein solches Erbarmen sei über ihn gekommen, daß ihm ganz übel geworden. Jetzt wisse er's, was das heißt: Leid haben um einen Todten. Er wolle nicht allein sein.

Und das denke ich, ist auch der Kern des Volksglaubens von dem Erscheinen Verstorbener.

So gieng ich heute mit ihm.

Da er stramm und markig neben mir daher schritt, so fragte ich ihn nach seinem Alter.

Nun, ich möge rathen. Ich solle nur bedenken, daß er sein Lebtag mäßig gewesen sei in Wein und Weibern und sich vor Zorn gehütet habe.

„Ich gebe Euch fünfzig Jahre,“ sagte ich.

„Ich nehme sie nicht,“ sagte er. „Für mein Auswendiges wären sie

zu wenig, für mein Inwendiges zu viel.“

Er hat in Wirklichkeit achtundfünfzig in seiner Haut.

„Ich glaub's, daß Ihr's nicht glaubt,“ sagte er; „Ihr Städter denkt nur immer daran, die Zeit zu verkürzen, wir trachten sie zu verlängern.“

„So bringt Ihr es noch auf neunzig.“

„Ich höre es gern,“ versetzte er; „ich möchte auch wohl zufrieden sein und die Jugend nicht beneiden und die neue Zeit nicht schmähen, gleichwohl die Sonne nicht mehr so hell scheinen wird, und mir die Dirndeln nicht mehr so gefallen werden, als dazumal, da ich noch warmes Blut gehabt. Ich werde vielleicht lahm sein, und taub und blind, daß ich hinkomme, so weit sie mich führen und liegen bleibe, wo sie mich hinlegen. Und das Leben wird doch noch meine Freud' sein. Schon, daß man i st muß Einen freuen, lieber Herr, ich kann mir's nicht anders denken. Und daß der Leib nicht mehr toll ist, sondern allzufrieden mit dem Athmen allein, das ist schon, wie im Himmel. Der Herr,“ so wandte er sich an mich, „ist jetzt in den Jahren, wo man fortweg heiß muß streiten mit seinem Fleisch und Blut. Ich möcht's nicht mehr erleben, und ist's ein Wunder, wenn Einer durch die Welt kommt, ohne daß er Schandthaten anstellt.“

Ich habe den Kopf geschüttelt.

„Der Herr glaubt es nicht,“ versetzte er, „sein Schutzengel mag die Kränklichkeit sein.“

„Ich schüttle den Kopf, weil ich Eure Klugheit bewundere. Ich habe es wohl sehr erfahren, was Ihr da sagt, nur habe ich den Kampf vielleicht weniger heldenhaft bestanden, als Ihr, weil ich heute darnieder liege. Trotzdem wollte ich immer jung bleiben und habe das Alter gefürchtet, schon deshalb, weil heute — im Gegentheil wie sonst — das Alter vor der Jugend kriechen und Ehrfurcht haben muß, um geduldet zu werden. Aber Ihr macht mir Lust zum Altwerden. Weil man auf die Welt nichts mehr gibt, so hat man keine Sorgen um sie; weil man ihre Armseligkeit und Lächerlichkeit kennen gelernt, kein Leid um sie. Die Kraft und Schönheit des Körpers ist vergangen, die der Seele ist größer geworden. Man liebt nicht mehr die Spielgenossen, wie der Knabe, nicht mehr das Mädchen, wie der Jüngling, nicht mehr den Freund, wie der Mann, man liebt die Menschheit wie der Greis. Man liebt sie, weil man satt geworgen ist, sie zu verachten. Der Greis ist ein Kind, die Welt ist ein Spielzeug seiner Erinnerung.“

„Nicht die Welt allein,“ versetzte der Eschenherr, „auch die Ewigkeit. — Denkt Euch, was das für ein Spaß ist für Einen, der Einbildungskraft hat! Was man sich da Alles ausdenken kann, wie es sein wird da drüben in der besseren Welt, wo Alles beisammen ist, was man dahier genossen und gewünscht und sich vorgestellt hat. Wenn ich den Glauben annehmen müßt', den die neumodischen Leut' jetzt haben, daß man auf alle Ewigkeit verstirbt: eher mich köpfen lassen! Lieber ohne Kopf sein, als einen haben, wo lauter Trostlosigkeit drinnen ist und auswendig zwei lange Ohren dran. — Ist's wie der Will, meine Brigitta wird's schon wissen.“

Aehnlich war das Gespräch, das wir auf unserem Waldgange geführt haben.

5. September.

Da ich gestern müde war, so setze ich heute die Beschreibung unseres Waldganges fort.

Unter allerlei Gesprächen kamen wir endlich zum ersten großen Ameishaufen. Die Thierchen wurden alsogleich unruhig, als der Eschenherr ihnen in die Nähe kam. Es entstand ein Aufruhr: eine lief, kollerte über

die andere; ihre Arbeit ließen sie fahren, jede trachtete eine Puppe zu retten. Es half ihnen aber Alles nichts. Der Eschenherr that den Sack auf und kraute die ganze Brut hinein. Später, als er noch mehr beisammen hatte, schüttete er sie auf ein ausgebreitetes Tuch und ließ sie die „Eier austragen," so daß er diese mit einer Kanne sammeln konnte.

Mich interessierte aber etwas Anderes. Zu meinem Ergötzen nahm ich wahr, daß meine Kleider über und über voll von Ameisen waren, und daß die Thierchen sogar Wege zur Haut hineingefunden hatten, die sie denn auch wacker zwickten und mit ihrem Safte reizten. Mir fiel nämlich ein, daß im Volke der Glaube lebt: Ameisen fliehen einen Hinsiechenden und gehen nur dem Gesunden zu.

Der Eschenherr bestätigte es, daß seinem Weibe in letzterer Zeit die Ameisen schon von Weitem ausgewichen seien. Wenige Stunden vor ihrem Tode sei eine Ameise von der Stubendecke auf ihre Hand gefallen, und habe von derselben mit solchem Schrecken die Flucht ergriffen, daß sie mehr flog, als lief, endlich sei sie ganz erschöpft in einer Fuge des Fußbodens liegen geblieben. Da habe er sich gedacht: „Sterben, nein, nein, das nicht. Ist's ein Wunder, wenn sie die Hand fürchten, die schon so viele Millionen von ihnen in den Sack gesteckt hat? Aber wahr ist das alte Sprichwort halt doch worden. Aberglauben? Dinge, die aus hundertjährigen Erfahrungen der Leute hervorgegangen sind, soll man nicht verachten. Ich — wie ich vom Soldatenleben zurückgekommen bin — habe auch die Gewohnheit gehabt, Alles gleich für Aberglauben auszuschreien, was ich nicht hab' begreifen können. Aber, je älter man wird, desto mehr Respect kriegt man vor den Sprüchen alter Leute."

Als wir gegen Abend dem einsamen Hause des Eschenherrn in die Nähe kamen, ward er still, wie das Haus selbst.

An zehn Schritte davor blieb er stehen, legte mir die Hand auf eine Achsel und sagte ganz ernsthaft: „Wenn ich auswandere oder sterbe, das Haus ist zu haben. Für mich ist das nichts mehr. Der Herr hat Weib und Kind, da wird's schon wieder lebendig. Ist Geld da, so kann er's ausflicken lassen, oder gar neu bauen vom Erdgrund auf; ist keins da, laßt sich auch so noch drinnen hausen und schmausen. Im Wald ist's gesund, die kleine Wirtschaft macht gerade so viel Sorg' und Plag', daß das Blut nicht in den Adern rostet; ist ein anderes Leben. Das Stadtleben hat man, wie ich höre, dem Herrn ohnehin schon abgesprochen. Wollt' ich's mit dem Landleben von Neuem probieren. In Spaß und Ernst, der Herr soll Eschenherr werden!"

6. September.

Ein lustiger Rank, den uns heute der hier zur Gelegenheit der Schulschlußcommission anwesende Pfarrer von Steinau erzählt hat.

Der „Chevalier de Rustocco" soll bei seiner Rückkehr vom Gebirge im Brauhause zu Steinau ausgesagt haben, daß er den Mittagskofel hinaufgeritten sei. Hinauf und herab. Nur hat er verschwiegen, was wir heroben wissen, daß er auf dem Buckel eines siebzigjährigen Mannes, eines Holzschlägers, gehockt ist, der den mehr als die Hälfte jüngeren Stadtbummler den Berg auf- und abschleppen mußte. Zudem heißt der ritterliche Herr nicht Chevalier de Rustocco, sondern Valentin Germzieher, und ist Commis in einem Kurzwaaren-Geschäft in der Altstadt.

Was die Städter den Landleuten doch bisweilen zu lachen geben. — Und — ob nicht etwa das Zwerchfell angegriffen ist! — viel öfter als sonst muß ich lachen in neuester Zeit.

8. September.

Sie sind da.

10. September.

Jetzt ist es anders. Sie sind da. Die Kinder sollen von den Großeltern so schwer loszulösen gewesen sein, daher die Säumnis. „Sie kommen uns nicht mehr zurück!“ sollen die alten Leute ausgerufen haben. — Mich erschreckte Emma, als sie mich sah und ausrief: „Konrad, wie siehst Du aus!“ Mich erschreckte das Glück, denn es war ein Ruf voller Freuden.

Dieser Tage habe ich sie nun herumgeführt zu allen Stellen, wo ich allein gesessen bin, friedsam geträumt habe, muntere Gedanken gehabt, traurig gewesen bin. Emma athmet auf, die Kinder sind ganz wild vor Lust. Ich habe das öfter schon beobachtet, die sanftesten, artigsten Stadtkinder, sobald sie auf's Land kommen, sind die Ungebundenheit, der Uebermuth selber. Selbst den Zarten, Schwächlichen ist kein Zaun zu hoch, die Sittigsten wissen von keiner Rücksicht mehr — Alles gehört ihnen. So springt die künstlich eingeengte Natur keck hervor und will sich entschädigen für allen Zwang, der ihr dort, wo so viele Menschen beisammenleben, daß sie zu enge haben, auferlegt worden ist.

Am meisten Spaß macht den Kindern der Kirchhof. Nicht allein der Kreuze und Figuren wegen, und der Namen und Sprüche, die der größere Knabe zu seiner Lieblingslecture gemacht hat. sondern auch, weil in Pfarrers Garten jetzt die schönsten Blumen stehen. Der kleine Hans hat sich einen Todtenschädel hervorgeholt und demselben Dreifaltigkeitsblümchen in die Augenhöhlen gesteckt, so daß er hübsch braunäugig war, die Nase hat er ihm mit einem röthlichen Quarzsteinchen ergänzt und dem Oberkiefer einen Moosbart angebunden. Ein grauenhaftes Spiel! — Und damit hatte der kleine Kund nicht genug. Er setzte dem Knochenschädel mein sammtenes Hauskäppchen auf und steckte ihm den Nasenzwicker an, der noch aus meiner Thorenzeit stammt und schon lange kein Glas mehr hat.

Als ich von meiner Lindenbank so darauf hinsah und zu meiner besonderen Erbauung bemerkte, daß sich das Alles genau auf der Stelle abspielte, welche ich mir zu meiner Grabstätte erkoren, fühlte ich an meiner Stirne etwas Kühles und gleichzeitig die weichen Händchen meines Töchterleins, die mir einen Kranz aufsetzten. Es war ein Kranz aus frischem Preiselbeerlaub, Steinnelken und Bergencianen. Ich küßte das liebe Kind, und war mir, als söge ich junges Leben von seinen Lippen. Und sah ich jetzt viele Dorfjugend, die um mich fröhlich war.

11. September.

Heute ist ein Regentag. Ich habe deren schon manche hier erlebt. Sie stehen schlecht im Ansehen, diese Regentage auf dem Lande, ich weiß nicht warum.

Ich kenne nichts Oederes, als eine Regenzeit in der Stadt, so die schmutzigen Dächer wäscht, ohne daß sie rein würden, so den Rauch und Gestank niederdrückt auf die Häuser, in denen sie fortwährend das Gas brennen müssen, weil es entweder Nacht ist oder Dämmerung in den frostigen Wohnungen. Und ihre Unterhaltungen sind so gut und schlecht, daß sie bei Regenzeit nicht mehr besser und schlechter sein können.

Wenn ich auf dem Lande von meinem durchwärmten Stüblein aus durch die hellen Fensterscheiben den Regen und die Wolken ansehe, so habe ich auch was Schönes vor mir. — Schön ist das Niederrieseln des Wasserschleiers auf die grüne Wiese, das Heranbrausen des zornigen Wildbaches, schön sind die Nebelgestalten, die an

den Bergen herabhängen, schön ist das Rauschen und Rütteln des Windes in den Bäumen, das Herpeitschen des Regens an die Fensterscheiben. Und wer in's Freie gehen mag, der wird bald inne, daß es zumeist nicht so schlimm ist mit dem Unwetter, als es aussieht. Die Bauern tragen Wettermäntel aus dickem Loden, die in der Mitte ein Loch haben, durch das sie den Kopf stecken. Unten an beiden Seiten zusammengeknöpft. Auf dem Kopf den breitkrempigen Hut — jetzt mag kommen was will, der Mann läßt seine Pfeife nicht ausgehen.

Wer die Stube vorziehen kann, der erfährt, wie sehr so ein Regen dem Familienleben gedeihlich ist. Da geht's aber nicht immer so ab, daß der Mann liest, das Weib näht, die Kinder lernen, das ist oft ein Gejohle, daß die Wände gellen, und ich bin schließlich nicht der Letzte, der mitthut. An Beobachtung und Beschaulichkeit fehlt's trotzdem nicht; da hat der Junge eine Pflanze hereingebracht, die wir untersuchen müssen, einen Käfer gefangen, an dem wir uns ergötzen; da kommt die Reichensteinerin herein und hebt ein munteres Gespräch an und man soll's gar nicht glauben, wie gut und possierlich solche Leute erzählen können — wahre Volksbücher, die sich selber vorlesen.

In so einem Bauernhause geht's an Regentagen weit lebendiger und heiterer zu, wie bei schönem Wetter, wo sich Alles nach Außen hin zieht. Und wenn einmal die Hühner zur Stube hereingackern und die Katze zum Fenster herein „gute Unterhaltung!" sagt, so verdirbt das gar nichts.

Eine feste, trauliche Wohnung zu haben, ist allzeit ein Glück, aber sie auch brauchen, das ist ein Genuß. Ja wahrlich, der Regen ist mitunter noch zu etwas Anderem gut, als um naß zu machen, er läßt Einem auch die Behaglichkeit empfinden, trocken zu bleiben.

12. September.

Heute war auch etwas.

Da ich ein dringendes Geschäft hatte — ich mußte nämlich auf dem Anger liegen und faullenzen — so gieng Emma mit den Kindern allein in den Wald.

Nach der Rückkehr hatte sie zu erzählen, daß sie von hier an die zwanzig Minuten Wegs mitten auf einer reizenden, von Wald umgebenen Matte ein kleines hölzernes Haus gesehen welches unter einer Gruppe von Eschen stehe und sie so angemuthet habe, wie nicht bald etwas in der ganzen Gegend. Ob ich's nicht auch schon gesehen hätte und ob ich's nicht wisse, wem es gehöre?

„Freilich habe ich es schon gesehen," sagte ich, „und weiß auch, wem es gehört. Es gehört meiner lieben Hausfrau."

Damit wäre die Sache also entschieden, die mich seit einigen Tagen beschäftigte. Der Eschenherr will seines Hauses los sein, weil es ihm jetzt zu todt ist drinnen; wir wollen es schon wieder lebendig machen.

„Wir kaufen das Eschenhaus zur Sommerfrische," sagte ich.

„Warum nicht auch zur Winterfrische?" sagte mein Weib und schaute mich ganz merkwürdig dabei an.

„Wie wäre denn das?" fragte ich und war von ihrem Worte wie betäubt.

„Konrad," dabei nahm sie mich an der Hand. „Ich habe es schon lange gemerkt, Du bist der Stadt übersatt, sie ist ein Gift für Dich. Auf dem Lande — ich sehe wie Du auflebst — bleiben wir auf dem Lande."

Ich war wie betrübt, weil sie mir meinen innersten Gedanken — ja, es war noch kein Gedanke, es war nur ein Gefühl — so plötzlich und heftig herausriß an unsere Ohren. Ich hätte es ja niemals, niemals wagen können.

„Nein!" rief ich, „Emma, das Opfer könnte ich nicht von Dir begehren."

„Deine Gesundheit ist mein Leben. Du bist mein Alles.“ Sie weinte, als sie das sagte, und versicherte mich, sie weine vor Freuden. Sie sei so glückselig, daß ich genese, sie habe sich das Wort nicht zu sagen getraut und seit Tagen schwer daran getragen. — Das Glück sei auch eine Last, wer es allein tragen müsse, und sie sage mir's jetzt, ich sei gesund — und wolle sich ausweinen.

15. September.

Drei Tage ließen wir vorbeistreichen, ohne daß von Beiden Eins über die Sache sprach. Heute Nachmittags giengen wir durch den jungen Lärchenwald hin, der so dicht ist, daß man weder links noch rechts vom glatten Sandwege abzweigen könnte. Es gibt gar keinen schöneren Waldweg auf Erden. Ein paar Wildtauben gluckten, die Kinder waren voraus. Wir redeten über unsern Plan.

„Aber — der Kinder wegen?“ sagte ich beklommen.

„Die Jüngeren finden in Christofen eine Schule, die so gut ist, als die Volksschulen der Stadt. Der Aelteste ist mit der Volksschule fertig, soll sich jetzt ein Jahr auf dem Lande bloß auf's Wachsen verlegen.“

So entschieden und klar hatte meine Emma noch selten gesprochen. Es war, als hätte sie die Zuversicht zu meiner Genesung selbst gekräftigt. Jetzt erst ahne ich, was sie dies Jahr gelitten haben mag.

Als wir zum Eschenhause kamen, wollte der Herr desselben eben davongehen. Er hatte eine größere Last auf dem Rücken, als sonst, wenn er mit seiner Waare den Weg in die Stadt antrat, er hatte Hausgeräthe und Kleidungsstücke aufgeladen. Die Fensterläden waren verschlossen.

Wohin er gehe?

Fort von hier, das wisse er; wohin, das wisse er nicht.

Wie viel er für sein Haus begehre?

So viel ich geben wolle.

Ich bat ihn, er möge noch einmal abladen. Wir hielten eine kurze Beschau des Hauses und der Grenzen des dazu gehörigen Bodens. Eine halbe Stunde später war ich Eschenherr. —

Wie das jetzt eigen ist! Ich hatte einmal eine elegante Stadtwohnung gehabt, hatte Roß und Wagen gehabt — es war nichts. Ich hatte Geld gehabt und die Verwaltung eines großen Schlosses hatte mir viel Ansehen gegeben — es war nichts. Jetzt besitze ich eine Hütte zu eigen, die auf ewigen Grundfesten steht, ein Stück Erdboden zu eigen, zum Thaten und zum Rasten. Ein Stück Erdboden mit seiner unerschöpflichen Kraft, Millionen von Blumen, von Bäumen, von Früchten aller Art keimen in diesem Schoß. Der Berg Ararat, auf dem die Arche festes Gestade findet. Und den Kindern ein Heim im Waldland.

Der größere Knabe, der es schon ahnt, was das heißt: ein eigenes Haus! legte seinen Arm leicht um meinen Hals, schaute mir mit seinem warmen Blicke in die Augen und sagte leise: „Vater, ich danke Dir.“

Dann geschah etwas, wie in jenem Schwanke. So viel des Guten hielt ich für zu gering bezahlt. Ich gieng dem Alten nach, um ihm eine kleine Daraufgabe zu bieten. Der, als er sah, ich verfolge ihn, hub an zu laufen, weil er glaubte, es reue mich der Handel. Der Conflict hat sich zur gegenseitigen Zufriedenheit gelöst.

„Jetzt habe ich den Herrn doch recht angeführt!“ rief er zurück, als wir schon weit auseinander waren. „Ich hätt's auch verschenkt.“

Man wird aus ihm nicht klug. Ich weiß nicht, wie er früher war, glaube aber, daß ihn doch der Tod seines Weibes aus dem Gleichgewicht gebracht hat.

20. September.

Es wird schon über und über gehämmert an meinem Hause. Was jetzt

steht, davon ist nichts als die eine Stube zu gebrauchen, alles Andere muß weg. Ich zimmere ein neues Haus. In diesen Tagen habe ich den Plan gemacht, habe ich Leute geworben, die mir den Platz planieren, unrichtig stehende Bäume fällen und andere setzen, Teichgräber, die mir die Wiese entwässern, denn es soll ein Sammelgarten aller Pflanzen werden, die in dieser Gegend wachsen. Ich habe Bauholz gekauft, aber mit dem Bau kann erst im nächsten Frühjahre begonnen werden. Für diesen Winter behelfen wir uns mit dem alten Hause, das geflickt wird.

In die Stube, von der ich weiß, daß sie bleiben wird, beginne ich mich schon einzuspinnen. An alle Leisten und Winkel und Wandnägel knüpft man die Fäden seines Herzens an. Ich gehe hinein, um zu den Fenstern herauszuschauen, und gehe wieder heraus, um zu denselben hineinzugucken. Wenn mir im Vorhause ein Block oder in der Stube ein Kasten nicht recht steht, so bin ich so ungeduldig, nicht erst auf die Leute zu warten, die ich zum Verschieben gerufen habe, sondern die Arbeit selber zu machen. Mit Hammer und Axt steige ich treppauf und ab und klopfe, daß den Holzwürmern in der Wand angst und bange werden muß. Mit dem Spaten im Erdboden läßt sich erst recht wühlen und die alten Eschen beschneide ich, so weit ich ihnen beikomme — und ich klettere hinauf — als müßte ich mit der Eschbaumzucht mir und meiner Familie das trockene Brot erwerben. Mit dem Tagebuchschreiben wird's nun bald aus sein, die Hände werden schwielig und wissen die Feder nicht mehr zu führen; wüßte auch nicht viel anzumerken, es sei denn im Wirtschaftsbüchel. Was sonst ist, das brauche ich nicht auf dem Papier, worauf nur der Stadtmensch ackert und erntet.

Meine Buben greifen auch wacker an, der Eine will Zimmermann werden und der Andere Teichgräber oder Maurer. Das Mädchen thut sich auf eine Bäuerin hinaus. Recht so, nur wieder frisch zurückerobern den Pflug und die Sichel und die Axt, zurückerobern das menschenwürdige Leben auf dem Lande. Ein wirklich gebildeter Charakter findet auf dem Lande weitaus mehr geistige Genüsse als in der Großstadt mit ihren Akademien, Theatern, Vorlesungen und schöngeistigen Circeln. Ein einziger Baum mit seinem Grünen, Blühen und Früchtetragen bietet mehr Anregung für Geist und Herz, als alle architektonischen Kunstwerke der Stadt; ein wiegender Kornhalm, ein gaukelnder Schmetterling sagt uns mehr, als ganze Bibliotheken, und die blühenden Fluren und das liebliche und das gewaltige Spiel der Wässer und das Himmelsrund mit seinem unmeßbaren Reiche von Lichtgestalten, zu viel ist es, zu groß ist es für unser Wesen. Und da sprechet Ihr vom geistigen Stumpfwerden und „Verbauern“ auf dem Lande!

Geradezu unsittlich ist das Trachten nach der Stadt, denn es geschieht zumeist doch nur der physischen Bequemlichkeit, oder des Geldes, oder der sinnlichen Genüsse wegen. Die Bildungsanstalten ehre ich, aber es wäre besser, sie wären nicht in den großen Städten zusammengepfercht, wo das gesunde Herz einschrumpft in dem Verhältnis, als der Geist wächst. Die Heilanstalten ehre ich ebenfalls, aber dieselben stehen nirgends ungünstiger, als in der Stadtluft und was darum und dran ist. Jede Stadt, die über fünfzigtausend Bewohner hinauswächst, beginnt ein Uebel zu werden für die Menschheit.

Doch genug, es ist Schlafenszeit. Der morgige Tag fordert wieder seinen Mann.

21. September.

Meine Natur ist doch wohl noch schwach. Ein Zimmermann mußte mich

nach Hause schleppen. Ich war ohnmächtig zusammen gebrochen. Jetzt etwas besser.

* * *

Ein Schreiben von Frau Emma an den Doctor N. in der Stadt.

„Lieber Doctor!

Kommen Sie wo möglich ungesäumt. Mein armer Mann liegt schwer darnieder. Er hatte sich in letzterer Zeit durch Arbeiten zu sehr angestrengt und mußte gestern nach Hause getragen werden. Seit das Blut kam, liegt er apathisch da und kämpft mit großer Athemnoth. Fieber bedeutend. Hier nirgends Hilfe, der Arzt zu St. Christofen ist betrunken, so sende ich eilends einen Boten nach Ihnen, unserer einzigen Zuflucht. Tiefbekümmert

Emma Konrad.

St. Christof, 21. September, Nachts.“

29. September.

Seit einer Woche steht die Wage zwischen Leben und Sterben.

Heute ist's gleich, das Zünglein weiset aufwärts.

Wie Gott will.

2. October.

Schon früh kommt Bernhard an mein Bett. Gevatterbitten. Hat einen Knaben.

Wir trinken mitsammen Wein. Auf gute Gesundheit. Erster Jahrestag der Verkündung des Todesurtheils. Geburtstag.

Noch ist's nicht finster!

Eine Knappengeschichte.

I.

Im „rothen Hahn“ zu Eisenerz gab es wilden Streit. Die Wirtin und die Kellnerin liefen athemlos im Orte umher und fahndeten nach der Polizei. Der dicke Hahnenwirt war ganz behende vor Angst, lief zur Hausthür aus und ein, ergriff in der Vorkammer einen Haustiel, warf in wieder weg, ergriff einen Besen, schlenderte ihn wieder in den Winkel, schlug die Hände zusammen, begütigte und beschwor, drohte auch und begütigte wieder; zuletzt suchte er wenigstens seine Gläser und Bänke und Fenster zu schützen. „Wenn Ihr schon was zusammenschlagen wollt,“ rief er, „so schlagt Euch die Köpfe ein, aber meine Sachen laßt in Ruh'! Jesus, jetzt haut dieser welsche Sakra richtig auf einen Kopf los! Und würgen! würgen, das auch noch! Du bringst ihn ja um, Pölli! Kennt Ihr ihn denn nicht, den lieben Leibestheil, den Gott zum Draufschlagen erschaffen hat? Schaut's, die Rinnwieser Knappen wissens! Jetzt haben sie ihn. — Nur auf die Bank den Welschen und daß das Sitzfleisch gen Himmel schaut, ob die Sonne scheint!“

Ganz witzig wurde er, der rothe Hahnenwirth, als er sah, daß sich die Kampflust zu Gunsten seiner Geräthe bloß gegen Personen wendete.

„Da ist der Ochsenziemer!“ rief er und schleuderte die Geißel Gottes unter die raufstollen Gesellen.

„Und da ist er wieder zurück!“ schrie einer der Burschen und ließ das Ding einmal über des Wirts Rücken winseln.

Jetzt kam die heilige Hermandad, aber in Gestalt zweier Amtsdiener.

„Ach Gott!“ klagte ihnen der Hahnenwirt mit weinenden Augen entgegen, „Euch zertreten sie, wie Schwabenkäfer. Wo sind denn die Standarn (Gendarmen)?“

„Die sind beim Seewirt draußen, dort wird auch gerauft,“ berichteten die Amtsdiener, mit ihren Säbeln rasselnd. Der eine wollte vom Leder ziehen, aber der Säbel mochte meinen: Ich bin drei Jahre lang in der Scheide geblieben, ich will auch im vierten nicht heraus! und behauptete sich mit Erfolg.

Der andere, der durch die Thür ein wenig in das wilde Gedränge hineingelugt hatte, war nun der Meinung, man solle die Leute nicht noch mehr erbittern.

„Das ist's auch!“ versetzte der erste, „nur nicht noch mehr erbittern, da müssen wir vernünftiger sein.“ Hierauf schlichen die beiden Amtsdiener wieder davon.

Als sich die elektrischen Funken über den Welschen stark entladen hatten, ergab sich die Dämpfung von selbst. Mägde kehrten die Scherben und Trümmer zusammen, die Knappen setzten sich wieder zu neugefüllten Gläsern oder reinigten draußen am Brunnen ihre befleckten Gesichter. Einer wurde mit Essig gelabt. Der Italiener war davongeschlichen.

Um was sich's nur heute wieder gehandelt hat? — Um was wird sich's handeln bei den Bergknappen im Wirtshaus, wenn's Sonntag ist? Um die Weibsbilder! Liebesangelegenheiten, die mit Prügeln geschlichtet werden, was für die natürliche Zuchtwahl stets von großem Vortheile ist, weil der Schwächere ausgesondert wird und der Stärkere zum Weib kommt. Darum ist's allemal ein frevelhafter Eingriff in die Naturentwicklung, wenn Gendarmen derlei Kämpfe um's Dasein unterbrechen.

Doch halt und guck'! Weiber sind nicht die einzige Unruh' in der Weltenuhr; heute beim rothen Hahn gieng es nicht der Weiber wegen her, sondern einer Sache halber, um die sich zu prügeln gewöhnliche Arbeiter auf eigene Faust kein Recht haben, weil solches Recht ganz anderen Herren vorbehalten ist. Darum hätten doch die Gendarmen da sein sollen, als die Bergknappen von Eisenerz heute in einen par excellence politischen Streit entbrannten.

Die Seuche liegt ja in der Luft. Des Erzes wegen hatten sie gestritten, die Knappen des Erzberges. Da hatte der Italiener Ozzotti, aus dem friaulischen Lande herbeigekommen, um sich hier Geld zu verdienen, mit sehr lauter Stimme, aber in sehr schlechtem Deutsch behauptet, der Erzberg gehöre schon gar am wenigsten den Deutschen.

„Wem denn?“ fragten die Burschen des Thales.

Eher den Kelten, die ihn wohl zuerst angestochen hätten.

So sollten sie immerhin kommen, die Herren Kelten und den Erzberg auf einem Schubkarren davonschieben!

Kommen? Das könnten sie nicht, meinte der Welsche, denn sie wären — was man so aus den Büchern lesen könne — todt sammt und sonders. Hingegen seien die Römer die Erben der Kelten gewesen!

„Und die Deutschen die Erben der Römer!“ warf der Schichtenschreiber ein.

„Wieso das?“ eiferte Ozzotti, „das wäre ein neuer Brauch, Jemanden zu beerben, bevor er todt sei. Die Römer lebten noch sehr frisch in den heutigen Italienern fort und würden ihr Recht in Noricum schon wieder zurückverlangen.“

„Das wäre sauber!“ versetzte nun der Bergknappe Peter Oberdorfer, so ein welscher Katzelmacher, der in Oesterreich geboren sei und sein Fortkommen finde, der im Auslande sich als Oesterreicher brüste, weil er als solcher und

nur als solcher gern gesehen sei; der die Deutschen wohl heimtückisch hasse, aber vor ihnen krieche und sie recht gern aufsuche, wenn er Geld brauche, ein solcher nenne sich einen Römer!

Ozzotti war aufgefahren, daß seine weiten, fahlen Zwilchhosen und sein grobes Streifenhemd zitterten; sein sonnenverbranntes Gesicht wurde noch dunkler, seine scharfen unruhigen Augen noch unruhiger und zuckender, die derben Finger vergrub er krampfhaft in sein Gewand, zu sehen, als wollte er in demselben ein Messer suchen und hervorziehen. Nicht der eigentliche Vorwurf hatte ihn so sehr empört, sondern das Wort „Katzelmacher.“ Er wußte zwar gar nicht, was es heißen und sagen sollte, wohl sowenig als der es wußte, der es ausgesprochen; aber es galt einmal als Schimpfname gegen die Welschen, in den man allen Spott und Hohn, die Andeutung aller Schleicherei und Falschheit, und alle Verachtung zu legen pflegte. Die Menschen haben ja noch immer zu wenig Waffen in den Arsenalen ihrer Sprachen, um einander zu verletzen, sie müssen immer noch welche aufbringen, um besonders ihrem Parteien- und Racenhaß, für den die ehrlichen Völkersprachen gar keine officiellen Worte haben, giftigen Ausdruck zu verleihen.

Katzelmacher!

Jetzt handelte sich's beim kochenden Welschen nur mehr um's Messer. Denn dadurch auch unterscheidet sich der feurige Südländer von dem Germanen; er stößt lieber mit Stahl zu, denn mit giftigen Worten.

In Ermangelung eines erwünschten Instrumentes schleuderte er dem Gegner über den Tisch hin ein paar Biergläser zu, mit denen er aber wegen der sich während des Wurfes entleerenden Flüssigkeit nichts Wesentliches traf. Jetzt fiel man ihm alsogleich in die Arme, er stieß, schleuderte die Angreifer mehrmals wild von sich, wobei im Anprallen einige Stuhlfüße und Fensterscheiben brachen, er kämpfte mit fünfen von Solchen, wovon er Einem schon erlegen wäre, wenn es sich nur um seine persönliche Haut gehandelt hätte. Aber heute war es die Haut der Nation, die er zu Markte getragen und die er vertheidigen mußte! Daß römisches Blut in seinen Adern rolle, mußte er zeigen, und er zeigte es auch. Etliche bekamen ein klingendes Fauststücklein an den Kopf, und Den, der das Wort „Katzelmacher“ gebraucht, erwischte der durch Wein und Streit erhitzte Italiener am Halstuch, und das ist eine gar vortheilhafte Handhabe für den Angreifer! Schon lag der Angegriffene auf dem Fußboden, röchelnd, schäumend und dunkelblau im Gesichte, schon setzte ihm Ozzotti das Knie an die Brust und seine Faust wand das Halstuch noch immer enger zusammen, wobei seine Augen in einer wahren Lustgier funkelten.

Der Friauler hatte auch etliche Kameraden, ebenfalls aus seiner Gegend, diese drängten die Burschen zurück, und so wollte es kaum gelingen, den Italiener von seinem Opfer loszulösen, bevor es zu spät war. Endlich erlag er der Uebermacht und kam nun rasch in jene Situation, in welcher „auf der Bank das Sitzfleisch gen Himmel schaut, zu sehen ob die Sonne scheint.“

Sie war jedoch von allzu kurzer Dauer, denn die „Katzelmacher“ sind wirklich in den rechten Momenten wie die Katzen — glatt und schlau entschlüpfen sie, während man sie fest zu haben glaubt.

So war's gekommen und so war's verlaufen. Dann war wieder das fröhliche Sonntagszechen. Nur dem Peter Oberdorfer wollte das Bier nicht recht durch die Gurgel rinnen, er hatte noch lange das Gefühl, als würge ihn Einer mit dem Halstuch. Er rieb sich die liebe Kragenhaut mit der Hand, er gieng in die freie Luft, um stark Athem zu holen; man rieth ihm sogar, daß er sich auf den Kopf stellen solle, damit die Gurgel wieder auseinandergedrückt werde, aber es wollte Alles nicht viel

fruchten. Die meiste Erleichterung verschaffte ihm noch der Gedanke: Na, wart', welscher Hund, es ist noch nicht finster!

Es ist noch nicht finster! Das war Peters Sprichwort, und es war als solches bekannt und berüchtigt. Im gewöhnlichen Sinne galt es als Bestätigung und Bekräftigung von etwas, das der Peter meinte, und wenn er welches mit dem Worte: Es ist noch nicht finster! versprach, so war es so gut, wie seine Namensunterschrift und sein Ehrenwort. Wenn er's aber im Zorn ausrief, dann war es wie ein Fluch und wilder Schwur, eine Drohung, vor der mancher schon gezittert hatte.

Es ist noch nicht finster, mein lieber Ozzotti! — Er murmelte dieses Wort heute oftmals vor sich hin, selbst als auf dem hohen Pfaffenstein das Alpenglühen längst verblaßt war, als die Bergriesen des Reichenstein, des Kaiserschild, der Seemauer nur mehr wie schwarze Massen in den Sternenhimmel hineinragten.

Es ist noch nicht finster, mein lieber Ozzotti! . . .

II.

Daß der Mensch im Grabe noch hassen kann! Fragt den Bergmann, wie das kommt.

Freund und Feind arbeiten in den finsteren Gründen des rothen Berges, der Eine im Stollen, der Andere im Schacht. Wochenlang hören sie keinen Vogelsang, sehen kein Taglicht.

Glück auf! Glück auf! Keinem ist der Gruß seiner Zunft so ernst, als dem Bergmann. Während des Tages in den Tiefen graben und hämmern, begleitet nur von der einzigen stillen Freundin, der trüben Ampel! Ein hellerer Blick des Lebens springt ihm nur entgegen, wenn entzündendes Pulver das braune Mineral zerreißt, das in Mühsal und Gefahr hier gewonnen, draußen in der weiten Welt so viel Reichthum und Unheil entwickelt.

Ein finsteres Los — das kann man wohl sagen — haben die ehernen Würfel des Geschickes dem Bergmann geschlagen. Ernst schreiten die hageren blassen Gestalten der Genossen in den Stollen einher, wohl entschlossen, senken sie sich in die feuchten Gründe der Schachte, kriechen in solchen Tiefen wieder in Seitenstollen, die so niedrig sind, daß der Kniende noch sich bücken muß, um aus den versteinerten Erzadern den Schatz stückweise loszuhacken. Zusammengedrückt kauern muß er oft, der brave Bergmann, auf dem Rücken liegen, um das Werkzeug dort nagen lassen zu können, wo Nahrung ist. Unermeßliche Wuchten des Berges trennen ihn von der trauten lichten Weite und dem lieblichen Leben, aber er hat nicht Zeit für Heimweh und andere Sehnsucht, er muß schlagen und nagen — und wagen.

Wenn in der Grubenlampe das Flämmlein zittert und glanzlos in sich zusammenschauert, dann rasch, rasch hinaus zur Lebensluft, oder adieu Du schöne Welt! Und wenn das Flämmchen seinem Gitterkäfig entspringt, die Freundin zur Bestie wird, Gase entzündet und ein phosphorblauer Qualm rasend wie der Sturm durch die Höhlen, Schachte und Stollen fährt und explodierend die ewigen Gründe erschüttert — dann schaffen die Aufzüge und „Hunde“ lange kein Erz zu Tage, wohl aber starre kalte Knappen, die in den „schlagenden Wettern“ zu Grunde gegangen sind.

Noch ist es nicht finster! meint der Peter Oberdorfer und arbeitet munter und kräftig und denkt an was Besseres, als an's Verderben und Sterben. Er hat draußen im Sonnenschein ein schönes Weib, ein liebes Kind. Dieses Glück ist ja so mächtig groß, daß schon das flüchtige Gedenken d'ran die frostigen Ungründe, in denen er athmen muß, warm und helle macht.

Wohl sah er auch schon manchen todten Kameraden an sich vorübertragen zur letzten Grubenfahrt, da sprach er

ein kurzes Gebet für ihn — für sich: Glück auf! und grub und hämmerte weiter — noch ist es ja nicht finster! Und wenn er endlich aus dem Berge hervortrat und es Nacht war über dem Hochgebirge, und nur die Sterne oder der Mond ihm noch Zeugenschaft stellten, daß in Gottes Welt das Licht noch nicht versiegt sei — da gieng er der jungen Mutter mit dem Kinde zu, von diesem Wesen gieng aller Glanz und Strahl aus, der das Sein des Knappen so glückselig erleuchtete.

Aber dieses klare Gemüth war nun getrübt worden, seit eine gewaltsame Hand sich an seinen Leib gelegt hatte. Peter war armer Leute Kind gewesen und hatte manchen harten Tag erlebt, und abgehärtet war sein Körper vor Wetter und Arbeit, und abgehärtet sein Herz gegen Weichmuth und Empfindsamkeit. Aber die Gewaltthat roher Menschen hatte er bisher noch nicht erfahren, wenigstens nicht an sich. Harmlos wie er war, hatte er damals im Wirtshause auf das hochmüthige Gebaren des Welschen rasch erregt das Wort hineingerufen, noch halb im Scherz sogar. Und das hatte ihm den Würger an den Hals gehetzt! Eine Witwe und eine Waise weinten heute in seiner Hütte, wenn . . . Verfluchter Welscher, Du! Warte, warte, noch ist es nicht finster! —

Wenn die beiden Männer — der Peter und Ozzotti, der Italiener — am Sonntag in den Ortsgassen, oder am Werktag auf dem Wege „zur Schicht" aneinander vorüberkamen, da tauschten sie kurz und scharf ihre finsteren Blicke, aber jeder hielt den Athem ein — auch was die Zunge kann, ist hier nicht am Platz.

Der Schichtenschreiber merkte es am besten, was zwischen den Beiden vorgieng und er theilte dem Bergverwalter seine Meinung mit: Es dürfte klug sein, den Welschen zu entlassen.

Der Verwalter wieder war der Ansicht, daß man die halbe Knappenschaft entlassen müßte, wenn man auf den Trotz und Hader dieser Gesellen Rücksicht haben wollte.

So blieb Ozzotti in Eisenerz. Wohl mied er das Wirtshaus „zum rothen Hahn," das freilich auch der Peter Oberdorfer seit jenem Streite nicht mehr betreten hatte. Und doch kam der Tag. —

Wegen Auflassung einer Partie in den oberen Bergwerken wurden mehrere Knappen übersetzt. So kam auch Peter in einen neuen Stollen, und er arbeitete jetzt im Hubertus-Stollen, der durch mehrere Schachte gekreuzt wurde. Er war mit seinem Terrain noch ziemlich unbekannt und hatte darauf zu achten, daß er sich in den zahllosen Gängen und Höhlungen zurecht finde. Wenn er einmal die Haue einen Augenblick ruhen ließ und nichts die schwüle Luft und die kleine Flamme in der Grubenlampe bewegte, da konnte er aus den Nebenstollen das Pochen und Scharren der Kameraden vernehmen.

In einer solchen Ruhepause war es, als den Schacht nieder, der seinen Stollen kreuzte, das bekannte Holzgestell, der Schragen, gebaumelt kam, auf welchem ein einziger Mann stand. Der hielt das Grubenlicht an seiner Brust und seiner gleichgiltigen Miene war es nicht anzumerken, daß er in die grauenhafte, stickluftерfüllte Tiefe fahre, in welcher zu arbeiten sich manch' Anderer weigerte. Er war eben Bergmann durch und durch und wollte nicht geringer sein, als seine Vorfahren, die vor keiner Gefahr zurückschreckten, das norische Eisen zu heben.

Peter, der, von dem Andern nicht bemerkt, in seiner Nische unbeweglich stand, hatte den Mann sofort erkannt. Doch kein „Glück auf!" rief er ihm zu, sondern er drückte sich an das Gezacke der Erzwand. Auf dem niederfahrenden Schragen stand sein Todfeind, der Italiener.

Aber noch bevor sich Peter recht bewußt werden konnte, daß hier eine Gelegenheit gekommen, den Welschen

zum Kampf zu fordern und sich zu rächen, versank der Schragen auch schon in der Tiefe, nur daß er ihm nachmurmelte: „Noch ist es nicht finster, mein lieber Ozzotti!“

Das Seil, an dem der Senkschragen hieng, schien sich kaum zu bewegen, nur daß es mitunter durch die schwere Last, die es trug, stramm gespannt, ein wenig surrte, so oft der Schragen bei seinem Niederwärtsschweben an einen Wandbalken prallen mochte.

Dieses Seil, das ist ja sein Lebensfaden! fiel es dem Peter plötzlich ein. Wenn ich es jetzt durchhaue, so fährt er in den Grund hinab und zerschellt. Ich schlage mich eilends in den anderen Stollen hinüber und nichts kommt auf. Ein altes Seil kann morsch werden und von selber brechen. Es kann auch an ein scharfes Holz streifen und so entzwei geschnitten werden. Der Bergmann steht ja immer mit einem Fuß im Grabe — das müssen wohl auch die alten Römer schon gewußt haben, mein lieber Ozzotti! —

Diese Gedanken waren dem Knappen durch den Kopf geschossen, wie Eulen und Fledermäuse über das Dorf schwirren, wenn es dunkel wird.

Aber oft eine einzige Wendung des Körpers genügt, daß Gedanke und Gemüth eine andere Richtung nehmen. Ein paar Schritte machte er hastig in den Hintergrund, dann blieb er stehen und sagte: „Peter! Was ist das gewesen? Was ist Dir jetzt eingefallen? So schlecht wärest Du? Zum Aufhenken wärest Du? Bei der Arbeit im Schacht Einen umbringen! Von rücklings umbringen! — Peter, das ist Dein Ernst nicht gewesen. Im Wirtshaus schlagst ihn todt, wenn er weiß, w a r u m's ihm geschieht! So teufelhaft denken! — Im Schacht da unten! Und meuchlerisch! Wäre das eine Rache? Kann's nicht Jeden treffen im Bergwerk? Im Wirtshaus schlagst ihn todt. 's ist noch nicht finster.“ —

Er gieng wieder an seine Arbeit und hieb und hämmerte scharf drauflos. Und als er später inne hielt, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, murmelte er in sich hinein: „Du wärest mir lieber gewesen, Peter, wenn Dir der höllische Gedanken nicht wär' gekommen. Auf wen soll der Mensch denn ein Vertrauen haben, als auf sich selber! — Wie wirst heute Deinem Weib in's Gesicht schauen können? — Hinterwärts umbringen! Im Bergwerk! Verdammter Wicht!“ —

Er arbeitete wieder und schlug und hieb, als kämpfe er mit seinem Werkzeug noch hart gegen die Versuchung oder gegen die Vorwürfe des Gewissens. —

Von diesem Tage an war seine Empfindung eine andere, wenn ihm der Italiener einfiel. Es war ihm fast wie in Furcht und Angst, der Welsche könne ihn vor Gericht belangen, oder gar den südländischen Brauch der Blutrache einführen. Denn jetzt wäre ja an dem Welschen die Reihe; — Das Würgen an der Gurgel fühlte der Peter Oberdorfer nicht mehr seit jener Stunde im Schacht. Die schlimme That mit einem noch schlimmeren Gedanken gesühnt!

So wollte Peter nun nichts mehr als auf den Welschen vergessen, oder ihn zuhöchst — weil es dem Kerl doch nicht ganz geschenkt bleiben sollte — bei guter Gelegenheit ein wenig durchbläuen.

So war es, als eines Tages in den Tiefen des Erzberges, unweit des Hubertus-Stollens, schlagende Wetter zuckten, die Knappen in Wirrnis die Flucht ergriffen — und die beiden Männer sich plötzlich gegenüber standen.

„Er muß doch mein Unglück sein!“ stöhnte Peter und stürzte zu Boden, denn die Stickluft hatte ihn bereits betäubt.

Der Italiener raffte den Ohnmächtigen vom Boden auf, warf ihn über die Achsel und eilte mit solcher Last im nächtigen Labyrinth der Stollen hin und her — die Grubenlampe war ihm schon verloschen, die Orientierung

hatte er auch verloren, schwerer Grubendunst beengte ihm die Brust. Er rüttelte den Peter: „Kannst Du gehen, Kamerad? Kannst Du? niente? Oh, jetzt ist es finster geworden!"

Schon wollten auch ihm die Sinne vergehen, als aus einem Seitenstollen rother Lichtschimmer winkte. Dort ist Rettung. Wo Licht noch brennt, ist Leben!

In der nächsten Minute waren die Beiden bei Genossen, die sie an's Tageslicht beförderten. Sie waren gerettet. — Als der Peter Oberdorfer zu sich gekommen war, neben sich den Italiener sah, da fragte er doch, was mit ihm vorgegangen sei? Er wäre ja unten in seinem Stollen gewesen, es seien schlagende Wetter gewesen. Wer ihn herausgetragen hätte?

Der Katzelmacher! Mit diesem Worte wollte der Welsche schon antworten, aber er schlug es nieder. — Sagst was Besseres, dachte er, Du hast dem armen Schelm das Leben gegeben, er ist Dein Kind geworden.

Jetzt richtete sich der Peter auf und starrte dem Ozzotti mit einer Miene höchster Verblüffung in's braune Gesicht. „Wenn Du es bist, Du, der mich heraufgetragen hat?" fragte er, „wenn Du es bist?!"

„Was weiter?"

„Dann — dann! — der Teufel hol' mich, Du bist doch ein braver Kerl!"

„Du hättest umgekehrt auch mich getragen, gewiß, gewiß!" rief der Italiener.

„So!?" versetzte Peter, es war ein merkwürdiger Ton, mit dem er das Wörtlein sprach.

„In den Gruben sind wir alle Kameraden," sagte Ozzotti.

Peter hielt ihm beide Hände hin: „Wir wollen es auch außer den Gruben sein. Willst Du? Du bist ein braver Mensch und noch ist's nicht finster!"

* * *

Das ist also die kleine Knappengeschichte, in der es wegen leidiger Länder- und Völkerpolitik schier zu einem blutigen Kampf gekommen wäre. Allerdings nur zwischen Zweien. Die hohen mächtigen Herren, die da oben Weltgeschichte machen, mögen treiben was sie wollen und müssen — solange arme Arbeiter verschiedener Völkerschaften in der schweren Berufspflicht und den feindlichen Elementen der Natur gegenüber sich als Kameraden fühlen, solange in den Stunden der Noth und Gefahr, unbekümmert um Nationalitäten- oder anderen Zwist, die echte Menschlichkeit siegt, solange in der Verwirrung der Völkersprachen und in der Betäubung der Leidenschaften der Schrei des Herzens noch gehört wird, solange aus den blauen Augen des Germanen, aus den schwarzen des Romanen und aus den grauen des Slaven die Freude leuchtet, wenn eine große, gute That geschehen ist — solange sage ich das Sprichwort des Peter Oberdorfer: „Noch ist's nicht finster!"

R.

Gspoasigi Gschichtn,

olti und neugi, schöni und wildi, in da steirischn Sproch dazählt von P. K. Rosegger.

Da Pinggaleitna-Pfora.

Wer n kent hot, in Hern Pfora va Pinggaleitn, der hotn ah gern hobn müassn. So viel a kamodta Her! Und in mehrern Stuckn a wenk onderst, wia die ondern Leut. Oba wir er holt leßt Zeit olt und müaseli worn is, do hots Zeugl neama recht gehn wölln. s Meßlesn, s sewi hot sih noh gmocht, is a Tröpfel Wein dabei gwest. s Beichtsitzn hots ah noh thon, do kon ma schlofn dabei; d Sündn sul na der Allgegnwärtigi onhörn, ders gschehn loßt, beleidingt is und vazeichn kon. Oba s Predinga!

s Predinga, meini Leut! Dahoam ba seini Pforschäfla hot er sih zwor ah mitn Predinga nit gor zschwar ongstrengt: Die Baursleut wölln Suntogs rostn in Kirchnstuhl, war nit brav, wan ers that aufweckn.

Do is ober in da Nochbarschoft amol a Kirchnfest zan heilign Pforpatron Josefi und da Pinggaleitna Pforer is ah dabei. Do loßt der einglodnti Predinga, der d Festpredi holtn hät suln, ohsogn — und hiaz hätn die zsomglaffnen Leut ka Predi!

Ah, dos thats nit, dos wa nix, a Kirchnfest und ka Predi!

Gehn die Kirchnpropstn in Pinggaleitna Pforer on: Ob er nit sa guat sein möcht!

„Oba kinasch!" sogt da Pfora, „wia kunt dan ih predinga, bin jo nix vorbereit't!"

Ah, s wurd scha gehn! s wird sih nit fahln. Wa s wos dawell. Sul nar auffisteign.

„Jo mei, jo mei!" moant da Pfora, „wos hebn ma dan on! Moants dan, daß ma s von Irmel aussabeideln kon as wia Sogschoatn? Hilft eh nix, ba de Leut; wan s währand da Predi in da Kirchn sein ghuckt, so moan s, hiaz hätn s scha mehr, standn scha wieder um an Staffel höha ba da Himmelsthür, gehn hoam und schleifn wieda fuat in eahnan Luadaleben. Do kunt Oana neun Lungeln ausschrein!"

„Wa scha wos!" moan die Kirchnpropstn, „sult eahnas nar owisogn a so, va da Konzl!"

Na, na, as geht nit, denkt eahm unsa Pfora; er hot jo nar a bluatoanzigi Predi in Kopf — die Predi va da Beicht — de paßt heut nit. Wos geht in heilign Josefi die Beicht on. — Und denna, wons scha nit onderst is — die Predi, er holts.

Er steigt af die Konzl, lest s Festevangeli, druckt afn Schlußpunkt sei Bussel, legts Büachl weg, straft a wenk seini weissn Pfoadniablin zruck und hebt on:

„Liebe Christen! Wir feiern heute das Fest des heiligen Nährvaters Josef. Der heilige Josef war, wie Ihr Alle wißt, ein Zimmermann. Als Zimmermann hat er Tische, Betten, Stühle und gewiß auch Beichtstühle gemacht. Weil aber die Beichte so unendlich heilsam und nothwendig ist, so will ich heute über dieses Sacrament zu Euch reden."

Va da Stong is er gwest, da Pfora, sei Beichtpredi hot er eahna gholtn. —

In früahern Johrn, wo er noh bessa ban Kopf is gwen, hot er ah a

Predi va die heilign Dreifoltigkeit ghobt und hot de ollamol mit ana Heugobel vaglichn. „Schauts, meine Lieben, eine Heugabel hat drei Hörner und ist doch nur eine Gabel. So ist's mit der Dreifaltigkeit: Drei Personen und doch nur ein Wesen."

Hobn do die Kirchnlehrer und oltn Klostabrüader ungschickta Weis gonzi Büacher ongschriebn üba däs vazwickti Rechnexempel, und d Heugobel war eahna nit eingfolln. —

Jo richti, und do follt ma noh a Stückl ein. An ondersmol hot da Pinggaleitna-Pforer übas virti Gebot Gottes predingt. „Und als Beispiel," sogt er, „wie unfolgsame Kinder bestraft werden, ein Exempel aus der heiligen Schrift. Wie unser Herr Jesus so ein Bürschel von zwölf Jahren gewesen ist, da ist er — wie Kinder schon sind — einmal seiner Mutter, der allerseligsten Jungfrau, davongelaufen. Die arme Mutter Maria — gebenedeit sei ihr Name! — lauft in der größten Desparation durch ganz Jerusalem, um das göttliche Kind zu suchen, und eilt zuletzt in den Tempel, um ein Vaterunser und Avemaria zu beten. Und denkt Euch die Freude, im Tempel sitzt der Kleine und schwatzt mit den Pharisäern und Schriftgelehrten. »Jesus Christchen!« ruft sie aus, »wie kannst Du Deiner heiligen Mutter so davonlaufen!« — »Was geht das Euch an!« sagt der widerspenstige Junge. Und nun sagt es selber, liebe Zuhörer, ob das eine Antwort ist für ein Kind gegen seine bluteigene Mutter? Aber die Strafe ist nicht ausgeblieben. Wo hat er zuletzt sein Ende genommen? Am Kreuze!"

Do kon ma s wieder amol sechn, vasteht da Predinger in Vortel, sa mocht er aus da Bibel wos er will. Und hot ah recht, zan Auslegn is er jo do; und nia, go nia, moant da Krautruabn-Baschtl, sein zwoa Ohrwaschl ban unseroan so kamodt, as wia ba da Predi: ban oan eini, ban noan aussi. —

Amol hät, und däs muß ih ah noh dazähln, da Bugl-Domini in Pinggaleitna-Pfora bol in d Schmir brocht. Do hot der olt Bauznberger amol, wir er sein bluatign Groschn af a guata Moanung, daß d Mestsau recht foast ful wern, in Opfastock wirft, sein bockledernan Geldbeidl gstot ins Hosntaschl nebnfür gsteckt, daß er afs Stoanpfloster is owigfolln. Da Domini siachts liegn, s Geldbeiderl, und follts n ein, er brauchads — guat kunt ers brauchn. Oba wer woaß s, obs eppa doh nit go Sünd war, wan ers hoamla gleih a so auf that klaubn und einsteckn. Wir er grod in Wigl-Wogl is, da Domini, sul ers bockederni Beiderl nehmen oda sul ers liegn lossn, do draht sih da Pfora, der grod Meß lest, um und sogt: „Pax Domini!" — Guat is s, denkt eahm da Domini — und pockts. Nochha, wias aufkimt — aufkema thuat Olls — do redt sih da Domini aus: Da Pfora hät eahms dalaubt.

Dos is freili noh leicht. Oba Leut! Für n Hern Pfora kitzliger is s an ondasmol gwest.

Kimt amol da Bischoft af Pinggaleitn. Schaut awenk umanonder in da Kirchn, afn Freidhof, in Pforhof; is sa weit überoll Olls in Urdnung: „Alles sehr schön," sogt da Bischoft, wia s in Pfora sein Zima stehn, „aber, lieber Herr Pfarrer, im ganzen Hause bei Ihnen sehe ich keine Bibel!"

Do rent die böhmisch Pforaköchin daher und sogt: „Oh, hobns me wohl Bübel ghobt, is me storben." —

In früahern Johrn is da Pfora drent gwest in Sunberg, hot a guati Pfor ghobt. Oba d Sunberga-Baurn hobn an ausbissn und hergongen is s vawegn an Barometa. Da Pfora hot nit ollamol, wans eahner eingfolln is, um Regn oda scheans Weta betn wölln lossn.

„Thatn holt wul rechtschoffn fleißi bittn, Ouwadn, wan ma nachst Somster um an fruchtborn Regn thatn ausruckn mit da Fohnstong. s is schon

Olls kreispeldür afn Ackern und afn Hern Ouwadn sein Feld gehts ah schon af Schadn. Olls brings um, de Drickn!“

Da Pfora schnopft und schaut af sein Barometa, der steigt. Unsern Hergotn därf ih doh nit z Schondn mochn, denkt er eahm und sogt: „Mich freuts recht, meine Lieben, daß Ihr in der Noth sogleich an's Beten denkt. Aber seht, man soll vom lieben Gott nicht allzuviel verlangen, soll ihn nicht versuchen. Drüben hinter dem Gebirg die Weinbauern beten jetzt, daß das Wetter schön bleiben möcht'. Regnet's, so haben wir wieder den sauren Wein. Zudem ist für unsere Felder jetzt die Noth noch nicht am größten. Wir wollen noch ein wenig Geduld haben.“

Oba noch an ocht Togn, do kemens holt wieda, die Baurn: Hiazt wars holt wul scha die ollahöchst Zeit zan regnbetn gehn!

Da Pfora schaut afn Barometa, der steht ollaweil noh hoch und zoagt af Schean. Ma derfn hiaz ah noh nit z Schondn mochn, unsern Hergotn, denkt er und sogt: „Es ist wahr, liebe Leute, wir brauchen naß. Aber Gott, der nichts umsonst thut, wird seine Absichten haben. Wir müssen uns seiner heiligen Fürsehung demüthig beugen. Indes, ich will die Sache bedenken und werde es Euch sogleich sagen lassen, wenn ich glaube, daß es Zeit ist.“

Do drahn sa sih aussi, die Baurn, schean zach und brumeln: „Daß er sa go nit will betn lossn!“

Steht drauf noh a por Tog on, siachts da Pfora: Da Barometa follt. — Gleih schickt er in Meßna: Weils scha gor Olls that vadorn, sa wa morgn Bittprocession um Regn.

Nau endla! Frei aufothmazn thoans. Kints enks denkn, wias zsomgrent sein und wos de Procession für a Schnoasn is gwest, für a lonki!

Scha daweils hinbetn üba d Felder und Wiesn, übaziacht sih da Himel, und in sewin Tog noh, afn Obnd, hebts schean sein on zan regnen. — Ma moant, däs hät er guat gmocht; da Pforer, und er selba hots gmoant. Unsern Hergotn sein Ehr hot er freili wul biwohrt; oba wos hobn die Baurn gsogt? — „Wan er nit so a Dickkopf war, unsa Pforer, und um a por Wochn ehanta hät betn lossn, und nit erst, wans scha z spot is, sa warn unseri Wiesan nit ausdort, unsa Kraut nit hin und s Stamel kunt ondersta stehn afn Feldern. — Daß er a so an Schodn mocht do! Wek muaß er, da Pfora! Mir wölln an neama!“

Af däs hot da Pforer aussi müassn in die mogeri Pinggaleitna-Pfor.

„Ih wir ma s mirkn!“ sogt er zan eahm selba, „mitn Barometa holt ihs neama. Ih thua, wos die Baurn wölln — regnts oda nit — ih steh mih bessa. Und da Herrgot ful mit sein Regn und Sunschein mochn, wos er will.“

Erklärung. kamodt: leutselig. einglodnti: eingeladene. wos da well: nach Belieben. Pfoadniablin: Aermel des Chorrockes. Vordel: Vortheil, Kunstgriff. oan: einem. noan: anderem. Ouwadn: Hochwürden. kreispeldür: so dürr, daß es rauscht. Drickn: Trockenheit auf den Triften. schean: schön. Schnoasn: lange Reihe.

Da Bär.

„Geh, Toni, geh her a wenk zan uns, luig uns wieder amol wos für!“

„Jo freili, freili — woaß ma!“ sogt auf de Red da Toni, „ih geh ins Wirtshaus, daß ih wos trink, und nit, daß ih wos luig.“

„Vasteht sih, Toni, vasteht sih,“ sogn die Ondern, de ban Tisch banonda sitzn, „trinkn muaß ma! Däs muaß ma — trinkn. Bring da s! Guck ein a wenk in mei Krüagl! — In meins ah, Toni! Gunn da s! Ausschwoabn, die Gurgl, wan ma wos redn will.“

Da viel groasti Sotlagsell, der thuat sih schöan broat hin af die Bonk, do ruckn s umi, die Ondern, und

bussn sih a wenk in d Rippn, mitn Elbogn: Heint gibts wieder an Gspoas, heint!

„Luign!“ sogt da Toni und wischt sih s Maul oh nochn erstn Trunk — is ah an unnöthigs Sochn, s Maulohwischn, wan mas olli Augnblick wieda muaß netzn — „luign!“ sogt er, „Wans ees moants, ih war ländapossirn gonga, daß ih wos z luign hät, selm dabormts ma! Wer ban Ofn dahoam sitzn bleibt, der mog luign. Herentgegn, wer siebnadreißg Manat und fünf Tog in da Fremd is gwest und gor tiaf in Ungarlond untn, der wird doh ah wos Wohrs probirt hobn. Nit?“

„Vasteht sih! Freili, vasteht sih!“

„Na olssa! Af dos gib ih n a Bußl, in Schnobl ban Kruag do.“ Und wir er drauf wieda seini Leffzn ohwischt mitn Elbogn, do sogt er, da Toni: „Daß ih enk a pormol scha steign hon lossn, Leut, und hisch hoch ah noh — ih laugns jo nit. Oba heint, wos ih heint dazähln will, däs muaß so gwiß wohr sein, as wias wohr is, daß ih hiaz den gonzn Kruag Wein austrink!“

Denkt eahm da Wirt: Do mog er recht hobn. Sei Wohrheit wird ah so a Wein sein, der sei leppa ka Traubn nit gsechn hot. — Is a Schlaucherl, der Wirt!

Da Toni hebt on: „Wan da Mensch!“ hebt er on, da Toni, „wan da Mensch von Ungarlond ins Goll—Gollizien einipossirn will, so muaß er über an hohn Berg steign. Vadonkt hohi Berg, die Karabatschn hoassn s as. Af der ungarischn Seitn auffi, do sein noh die Pustasau; oba wia mar üba d Höch überi kimt und die goll—gollizisch Wildnuß onhebt, sein ah scha die pulnischn Wölf und Bärn do. Nau, und daß ih mei Sochn fürbring: Wir ih selm mei Roas üba die Karabatschn gmocht hon, do bin ih untawegn einikeman in — nau, Hiasbaur, wo wir ih sein einikema?“

„Ins Goll—Gollizischi! moant da Hiasbaur.

„Nit wohr is s! In d Nocht bin ih einikema, in d stock-kuhl-robnfinster Nocht! Hon ka Hiaba gfundn, hon in Fuaßsteig valorn, hon mi verirrt in da Wildnuß. Leut, do is ma höllasch Ongst worn. — Durch d Woldstäm — denkts enk — do hon ih fuat Liachtla funkazn sechn — sein oba koani Seeln von vawunschnan Prinzn oda Prinzessinen gwesn, wia s ma dozamol früaher in böhmischn Wold begegnt sein — sa häufti, sog ih enk, wia d Sunawendkäferln sein s umagflogn, die böhmischn Prinznseeln, die vawunschnan. Däsmol ober, in da goll—gollizaschn Wildnuß, seins lauta lebendigi Wulfaugn gwest — müaßts wissn! — Heint, mei liaba Sotlagsell, heint kons da guat gehn! sog ih tröstweis zu mir selba. s gscheitast derf sein, Du kraxlst af an Bam auffi und bleibst obn sitzn, bis s Tog wird.“

„Däs kon a bitteri Nocht sei worn!“ moant da Hiasbaur und beißt af dos, daß er wos Bravs gsogt hot, schön fest in sei Pfeifnspitzl.

„Ah na,“ sogt da Toni, „konträr in Gegntheil, a süaßi Nocht is s worn. — Ih nit faul, steig af an oltn Bam. Is obn da Wipfl weckbrochn, so daß ih mih schöan broat afn Stom setzn kon. Wa sa weit guat, gonz guat wars; hiaz is oba da Saggerer einweni huhl gwest, und wir ih so sitz und noch und noch einschlof — woaß mar a so, müad bin ih gwest — bums foll ih in den huhln Bam owi!“

„Jessas, aus is s!“ schreit da Hiasbaur.

„Lous na weita!“ sogt da Toni. „Untn in huhln Bam is a Humelnest gwest — und akrat bin ih mittn einpotscht ins Heni.“

D Händ schlogn s zsom: „Toni, wos host hiaz ongstellt?!“

„Wos wirst dan onstelln, wanst in Heni sitzt?“ sogt er, „leckn wirst.

Sa long leckn wirst, as bis da d Augn übagehn und Du za Dir selba sogst; Wer hät eahm däs denkt, daß Du an so süaßn Tod sullst hobn! Schauts, afs Sterbn hon ih gleih denkt; ka Menschnmiglikeit is do, daß ih af d Höch kunt und aussi möcht ausn huhln Bam. s Erst is, daß ih Reu und Load moch, vasteht sih, und za da sewin Stund hon ih ma s heili fürgnoma: Won ih hiaz mit Gotshilf nohamol davonkim mitn Lebn — s Luign loß ih sein. — Schauts, Leut, und wir ih däs Fürnehma hon gfoßt, do is s mar, ih hörat draussn wos dahergehn. — Is da Schutzengel, denk ih ma. — Hiazt krotzt er, hiazt kraxlt er außt aussi afn Bam, hiazt is er obn — hiazt schaut er ober ins huhli Loch, und weils Monscha schöan scheint, sa siach ihs, dakenn ihs, wer s is. A großmächtiga Bär is s!"

„Uh Muada Gouttas!" schreit d Wirtin auf, „und hot er Dih gfressn?"

Moant da Toni: „Wirtin, wan ih aufschneidn wult, ih kunt Enk an Bärn aufbindn und sogn, er hot mih gfressn. Gsechn hots neamt. — Oba den Bärn, den is ums Heni z thoan gwest. Mogs öfta scha hoamgsuacht hobn, s Humelnest; hots gonz brav in der Üabung ghobt, wir er hiaz ruckwärts, mitn hintern Ort voran, owikrotzt in huhln Bam — za mir. In sewin Augnblick, wir ih olli Heilign onruaf, do follts mar ein: Ban Schwoaf beißt ah da Bär nit! — Wir er saweit owakimt, pock ih n mit boad Händn ban Schwoaf. Da Bär, in sein Schrockn nix vagessn, krotzt aufwärts und schaut, daß er wieder aussikimt aus n Loch. Und hot mih mit aussizogn. — Ih sitz aufn Mias unta frein Himel — ziachs Schneitztüachl aussa, wisch mar in Schwitz oh und denk: Du vaboanti Romsau, Du! — Da Bär hot nix vagessn — is wia bsessn davongrennt."

Aso hot er dazählt, da vielgroasti Sotlagsell, da Toni.

Do sogt da Hiasbaur: „Däsmol is s nit nochn Sprichwort gonga, daß ma s Glück voron ban Schopf fossn sult."

„Nit ollamal," moant da Toni, „ma kons ah ban Schwoaf fossn."

Erklärung. luign: lügen. gunn da s: ich gönne Dir's. ausschwoabn: ausschwemmen. Leffzn: Lippen. Hiaba: Herberge. funkazn: funkeln. s Heni: der Honig. boad: beiden. Mias: Moos.

Der Genremaler.

Nach dem Dänischen des M. Goldschmidt von O. Gleiß.

Seit Jahren hatte ich an den Arbeiten eines Genremalers bemerkt, wie auf jedem seiner Gemälde dieselbe Physiognomie wiederkehrte. — Es war immer der weibliche Hauptcharakter, welcher diesen eigenthümlichen Zug hatte, bisweilen freilich nur schwach, aber doch für mich, der ich es einmal bemerkt hatte, unverkennbar. Und je zarter dieser Zug war, desto mehr hatte er Etwas an sich, was mich wunderbar ansprach und fast rührte. Ich bin auch überzeugt, daß das Aufsehen, welches seine Arbeiten machten, größtentheils von diesem geheimen Zauber herrührte. Selbst wenn er ausnahmsweise Porträts malte, kam es mir vor, als ob er einem lieblichen weiblichen Gesicht einen Ausdruck gegeben habe, durch welchen eine leise Verwandtschaft mit jenem immer wiederkehrenden Bilde hervortrat. Allmählig oder plötzlich — ich weiß es selbst nicht recht mehr, kam mir der Gedanke, es stehe ein irdisches Ideal vor ihm und ein weibliches Wesen habe sich so vollkommen seiner Seele eingeprägt, daß es ihm in seinen künstlerischen Productionen mit oder gegen seinen Willen stets vor den Augen seines Geistes schwebe und seine Hand unwillkürlich führe. Das sind Gedanken, die man lange mit sich herumtragen kann, ohne sie auszusprechen, und es war schließlich auch nur ein Zufall, daß ich einmal Etwas von seinen persönlichen Verhältnissen hörte und dann fragte: „Ist er verheiratet?" — Man antwortete: „Ja," und ich fragte: „Glücklich?" — „Ja freilich," erwiderte man, „es ist ein Familienleben, so recht wie es sein muß."

Es vergieng wieder eine längere Zeit; da hatte ich die Freude, ihn in seinem Atelier aufsuchen zu dürfen. Eine Dame trat herein und er stellte mir seine Frau vor. Es überraschte mich; denn sie hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit seinen Bildern. Vielleicht sah ich sie einen Augenblick zu lange oder zu aufmerksam an; doch schien man es nicht bemerkt zu haben.

Wir wurden bekannter; ich kam auch in die Familie hinein und es ist wohl möglich, daß ich das eine oder andere Mal mit einem kurzen, forschenden Blick das Gesicht der vierzigjährigen Frau betrachtete, um eine Aehnlichkeit mit derjenigen zu entdecken, welche des Künstlers Modell gewesen sein konnte — sein Ideal und zugleich sein Besitz; — aber ich fand nichts!

Eines Tages saßen er und ich allein zusammen und sprachen über Kunst, über Physiognomien und entfernte Aehnlichkeiten. Allmählich merkte ich, daß der Künstler Etwas aus mir herauslocken wollte; er führte das Gespräch auf ein Thema, welches ich schon öfter abgebrochen hatte, aber endlich ließ ich ihm seinen Willen und er kam ziemlich natürlich zu der Frage, ob ich seine Frau früher gesehen oder eine andere gekannt habe, welche ihr ähnlich sei?

„Nein," antwortete ich, „wie kommen Sie darauf?"

„Ach," sagte er, „da wir auf das Thema gekommen sind, darf ich es wohl gestehen: Schon beim ersten Male, als Sie hier waren, waren Sie überrascht, als Sie meine Frau

sahen und mir scheint, daß Sie dieselbe öfter forschend angesehen haben."

„O," antwortete ich, „das hatte einen ganz andern Grund, — aber Sie haben gewissermaßen Recht. Ich suchte die Aehnlichkeit mit einer Physiognomie, welche mir öfter in Ihren Bildern wiederzukehren scheint, und ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, daß es Ihre Frau sein müsse."

Mit einem ganz veränderten Ausdruck sagte er: „Wirklich? Auf welchen Gemälden haben Sie es gesehen? — Können Sie mir dieselben nennen?"

„Ich that es, so gut ich es nach der Erinnerung konnte.

„Haben Sie sie denn gekannt?" fragte er nach einer Pause.

Der Nachdruck lag so bestimmt auf dem Worte sie, daß ich fragte: „Wen?"

Er machte eine Bewegung, als ob er Etwas von sich abschütteln wollte und antwortete: „Ja, nun ist's gesagt. Es war eine Andere."

Ich schwieg. Er fieng dann nach einer Weile wieder mit einem Ton, der leicht und unbekümmert erscheinen sollte, an: „Das begegnet ja so Vielen von uns. Man bekommt nicht immer Die, von welcher man in seiner Jugend glaubt, man könne ohne sie nicht leben. Nun, ich war auch jung, hatte hohe Gedanken, wollte Historienmaler werden und Gott weiß, was noch mehr. Aber das geht vorüber, wie der Alte im „Affen" sagt.

Ich erwiderte: „Im „Affen" heißt es auch: „Aber es gieng nie vorüber!"

„Das thut's auch nicht . . . ja, so kann's auch heißen, wenn die Krankheit sehr schwer gewesen ist. — Ich machte gerade einen Weg durch die Stadt, als mir verschiedene Wagen begegneten. Es war ein Brautzug, der zur Heiligen-Geist-Kirche fuhr. Ich trat in die Kirche und sah sie als Braut vor dem Altar. Man fand mich nachher ohnmächtig auf der Straße."

Ich konnte nichts sagen. Der Künstler erzählte so ruhig und doch in einem Ton, der mir das Ganze vor Augen malte. Ich sah ihr Brautkleid und ihr Brautbouquet und fühlte, wie sein Herz bei dem Anblick schlug.

Der Künstler fuhrt fort: „Das Einzige, was mich noch heute freut, ist, daß ich erst soviel später hinfiel. Wenn ich in der Kirche ohnmächtig geworden wäre und sie und er es erfahren hätten! . . ."

„Wußte, ahnte sie denn nichts?"

„Daß ich stürzte? Nein, ich hoffe nicht."

Nachdem eine Stunde schweigend vergangen war, sagte ich: „Erlauben Sie mir eine Frage, die vielleicht sehr indiscret erscheinen kann: Weiß Ihre Frau es?"

Er antwortete: „Ja," aber fügte etwas später hinzu: „Sie weiß es; nur Eins weiß sie nicht und das kann ich ihr nie sagen und sie darf es auch nicht erfahren. Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie nicht weiter davon sprechen, so lange sie und so lange ich noch lebe?"

„Ja."

„Meine Frau hat nicht en face, auch nicht gerade im Profil, aber doch eine schwache Aehnlichkeit mit ihr und deshalb heiratete ich sie, und so bin ich nun 16 Jahre Gatte und Vater und ernähre meine Familie. Aber Sie werden begreifen, daß meine Frau das nicht wissen darf." —

Dritte Bergpredigt.

Auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel gehalten von P. K. Rosegger.

Ihr habt es, meine lieben Freunde, wohl allzeit erfahren, daß man stets eine hohe Meinung hat von Personen, die so sprechen, wie sie denken, die für Jegliches das richtige Wort finden und genau das sagen, was sie sagen wollen, nicht mehr und nicht weniger. Diese Kunst ist weit schwerer, als man glaubt, sie entspringt — wie man häufig ersehen kann — nicht so sehr der Gelehrtheit, der Sprachgewandtheit, der Zungenfertigkeit, als vielmehr der Charakteranlage. Nicht zu viel sprechen, und was man sagt, ohne Uebertreibung, immer nur mit Rücksicht auf den Gehalt der Worte, das ist das beste Wahrzeichen der Schlichtheit und Verläßlichkeit.

Man findet diese Schlichtheit des Ausdruckes fast bei allen bedeutenden Menschen, sie ist auch ein Merkmal der Aristokratie im guten Sinne des Wortes, und wenn Fürsten bei öffentlichen Anlässen sich der gewöhnlichen Ausdrücke, ohne allen Aufputz der Rede, bedienen, so ist ihnen nur darum zu thun, genau die Sache zu bezeichnen, zu decken, um die es sich handelt — und das verleiht der Rede Wichtigkeit und dem Redner Würde.

Wie weit hat sich von dieser vornehmen Art — besonders in unserem lieben, freilich vielzungigen Oesterreich — die Umgangssprache entfernt! Schuld daran tragen auch die Schriftsteller, die Zeitungsschreiber, selbst das Parlament. Wie wenig Leute gibt es bei uns, die es wissen, daß Redseligkeit und Beredsamkeit zweierlei ist, wie wenige, die sprechen, etwas erzählen, rügen, loben können ohne Uebertreibung! Wien, das schöne Wien, das niemals Maß zu halten verstand, ist die eigentliche Heimat des Superlativs. In Wien gibt es nichts Gewöhnliches, Alles ist entweder ausgezeichnet oder miserabel; in Wien gibt es aber auch nichts Schönes, lauter Brillantes, Wunderbares, Entzückendes, Göttliches u. s. w.; ebenso nichts Schlechtes, sondern nur Niederträchtiges, Scheußliches. Die Wiener haben nichts Mißlungenes, sondern nur elende Machwerke, nichts Unbedeutendes, hingegen viel schandbaren „Schmarn.“ In Wien ist nichts recht hübsch (das Wörtlein „recht“ kann der rechte Wiener überhaupt nicht ausstehen), sondern Alles prachtvoll oder wenigstens sehr schön. In der alten Kaiserstadt ist auch gar nichts unangenehm, sondern Alles schrecklich, fürchterlich oder gar gräßlich. In Wien gibt es keine guten, braven Leute, sondern lauter Engel, neben diesen aber überall jämmerliche Schweinskerle, schäbige Hundeseelen und Schurken. — Wenn die schöne, liebenswürdige Wienerin in ihrer begeisterten Weise etwas darstellt, so ist das nachgerade immer ein Meisterstück der Dialectik voll Drastik und Witz, aber man kann in solchen Fällen fast immer versichert sein, daß sich die Thatsache ganz anders verhält, als sie dargestellt wird. So weit ist es gekommen, daß man den Erzählern nur mehr zur Unterhaltung zuhört, und schon im Vorhinein nicht auf Wahrheit und Sachlichkeit reflectiert. Nicht als ob ich damit die Ehrenhaftigkeit solcher Sprecherinnen und Sprecher bezweifeln wollte, sie wollen nicht unwahr sein, nicht absichtlich entstellen, die fortwährend aufgeregte Phantasie geht ihnen nur mit der Zunge durch; sie sind entzückt, ohne entzückt zu sein (denn wann ist

ein Mensch entzückt!); sie können Jemand mit der Zunge henken, rädern, viertheilen, ohne ihn eigentlich zu hassen. Sie schildern Gefühle, die sie oft erst aus ihren eigenen Worten momentan zurückempfinden, und nach all' derlei ist der Sprecher wohl unbefriedigter, als der Hörer, weil jener fühlt, er hätte was anderes gesagt, als das, was er sagen wollte, und trotz des schimmernden Wortschwalls, auf dem die glühendsten Gemüthsfunken hin- und herzuspringen scheinen, bleibt sein Herz einsam, unenthüllt.

Frösche hören auf zu quacken, sobald man ihrem Sumpfe mit Lichtern in die Nähe kommt; nicht immer so unsere redseligen Weiber beiderlei Geschlechtes. Selbst wenn man ihnen den Mund verstopfte, würden sie durch die Nasenlöcher schwatzen und hyperbeln. Wenn man an diese guten Menschen den sonst üblichen Maßstab legen wollte! Wenn man sie beim Worte nehmen wollte! Es gäbe alltäglich Ungeheuerlichkeiten, wie sie bisher in der Geschichte beispiellos waren. — Es scheint übrigens, als spräche ich hier selber im Wiener Jargon! Ich habe Wien zu lieb, als daß ich nicht theilweise auch von seinen Fehlern angesteckt wäre; aber sicher ist, daß man gerade in dem Punkte am wenigsten übertreibt, wenn man die Wiener der höchsten Uebertreibungssucht anklagt. Wir begegnen derselben Sucht auch anderswo, aber so hoch entwickelt nirgends, als in der schönen Donaustadt, an deren Ringstraße schon das Aeußere der Zinshäuser in Hyperbeln spricht.

Aus Hang, jede Sache zu decorieren, sie auf die originellste, geistreichste Weise zu behandeln, haben wir verlernt, einfach die Wahrheit zu sagen. Die einfache Wahrheit ist ja so langweilig und zumeist so selbstverständlich, daß man eigentlich gar nicht über sie zu sprechen brauchte — was würde da aus der gesellschaftlichen Unterhaltung werden! Und Unterhaltung ist denn einmal die Hauptsache in unserem lieben Vaterlande, der von manchen Leuten Alles geopfert wird, nicht bloß das edelste und das schlimmste Stückchen Fleisch an unserem Körper, die Zunge, sondern auch was daran hängt, die Zucht und Züchtigkeit seiner selbst und die Reputation Anderer.

Harmlos scheint der Fehler — aber er ist gefährlich. Findet der Zungentaschenkünstler eine gläubige Zuhörerschaft, dann wird diese auf Irrwege geleitet, die für sie oder Andere bedenkliche Folgen haben können. Sonst aber wird das Superlativ die Schule der Skepsis; man glaubt nichts mehr, und wenn man dem Sprecher eine Stunde zugehört, so hat man sich vielleicht ergötzt, weiß jedoch am Ende so viel als früher.

Ich sage Euch, Freunde, der Mißbrauch der Sprache macht stumm. Ob Ihr da himmlische Wonnen ausruft oder höllische Verzweiflung, ich glaube Euch nichts; ob Ihr vergöttert oder verdammt, ich glaube Euch nichts. Bei Euren gesprochenen Thränen der Freude oder des Schmerzes empfinde ich nichts. Nicht mich belügt Ihr, sondern Euch selbst; morgen seid Ihr in anderer Stimmung, morgen girrt Ihr anders. Oder morgen kommt die Thatsache und macht Euch zu Schanden, und übermorgen nimmt Euch Keiner mehr ernst.

Wenn Ihr für die Alltäglichkeit das Superlativ aufbraucht, was habt Ihr dann für außerordentliche Fälle? Nichts; Ihr seid arme, stumme Tröpfe.

Die Zeitungsschreiber besonders könnten sich's gesagt sein lassen. Die wissen gar nicht, wie sehr sich ihre Verkäuflichkeit im Inseratentheil ihrer Blätter rächt. Die Marktschreierei desselben hat sie angesteckt, ist unwillkürlich in die Notiz, in's Feuilleton, vor Allem in den Leitartikel übergegangen. Und das ist denn dort ein Geschwätz zum Davonlaufen! Ein Gemisch von Phrasen, Uebertreibungen, Entstellungen, pathetischen Hyperbeln wunderlicher Art, sophistischen Beschönigungen oder Verleumdungen u. s. w. Und das nennt

man Leitartikel! Und das gibt sich aus als Vertretung von sittlichen Ideen zum Wohle der Gesellschaft!

Die Zeitungsschreiber sollten nicht sprechen unter dem Einfluß der Stimmung, unter der Eingebung des Momentes, sie müssen die Bedeutung und Würde des öffentlichen Wortes kennen, sie sind daher weniger zu entschuldigen, als die privaten Zungengymnastiker und Hyperbelnreiter. Und wenn es heißt, der Journalist müsse im Drange des Augenblicks arbeiten und mit den schärfsten Waffen für seine Sache kämpfen, so antworte ich, die schärfsten Waffen nützen sich am ehesten ab, und wir müssen über ein heute stattfindendes Ereignis den Leitartikel morgen noch nicht haben, wir warten gerne bis übermorgen, wenn er dann was Rechtes sagt. Aber wir wissen es wohl, Euch ist weniger darum zu thun, in irgend einer wichtigen Frage sachlich zu unterrichten, als vielmehr mit leidenschaftlichen oder brillierenden Auslassungen die Leser zu blenden oder mindestens zu unterhalten, und der Concurrenz wegen morgen lieber, als übermorgen. Ja wahrlich, die Leute unterhalten, das gelingt Euch zumeist, denn in Eurer Gilde sind witzige Köpfe; aber tiefer auf unser Publikum zu wirken, das bildet Euch nicht ein. Ihr habt durch die Art und Weise Eures Stiles dieses Publikum verwöhnt, blasiert gemacht, wie es das früher nicht war. Fortwährendes Pathos ermüdet, fortwährende Uebertreibung stumpft ab, sowie zu viel Gewürz den Magen allmählich für dieses unempfindlich macht. Das beständige Hyperbeln unserer Presse ist sicher eine Ursache des berüchtigten wienerischen Indifferentismus. Man ist gewohnt, das Wort als Selbstzweck zu nehmen, sich mit der Phrase zu bequemen. Darum thut die Regierung unklug, wenn sie den Wienern die Freiheit des Wortes einschränkt — sie begnügen sich ja mit derselben. — Die alten Griechen waren übrigens auch nicht anders und waren doch kluge Leute. Damit Alcibiades unbehelligt von der Stimme des Volkes regieren konnte, wie er wollte, ließ er seinem Hunde den Schwanz abhauen; da schwatzten die Athener über den abgehauenen Schwanz und ließen ihn machen. Sohin ist es ganz classisch, wenn bei drohendem Ausbruch einer socialistisch-anarchistischen Bewegung eilends ein paar Spiritisten herbeigeholt werden, um die Zeitungen und das Publikum mit Stoff über Geisterseherei, Gedankenleserei und Entlarvung zu beschäftigen. Entladen muß unser sensitives Herz denn einmal werden; gienge es schon anders nicht, so grüben wir irgendwo im theuren Vaterland ein Loch und riefen unsere Hyperbeln hinein, damit wir erleichtert wären. — K. J. Weber, aus dessen Evangelium noch mancher Kanzelspruch für uns zu entnehmen wäre, sagt beiläufig, daß das kräftigste Wort weiblichen, die schwächste That männlichen Geschlechtes sei. Das wäre zu beherzigen. In Zeitläuften, wo die Leute durch das Wort noch nicht abgestumpft sind, können Reden gewaltig wirken, endlich aber werden sie bedeutungslos, wenn der Nachdruck der That fehlt.

Ich habe seit etwa fünfundzwanzig Jahren Gelegenheit, unsere Presse zu verfolgen. Die Fülle von Wissen und Geist, welche sie in einem solchen Zeitraume in's Volk ausgießt, ist bewunderungswürdig; sie kommt einer Bibliothek des englischen Museums oder einem andern der größten Literaturschätze der Welt gleich. Die Zeitung hat jedoch immer ihrem Namen gazetta (abgeleitet von gazze, Elstern) Ehre gemacht. Sie hat in der naiven Lesewelt in gutem wie in schlimmem Sinne großartige Wirkungen erzielt. Da kam an erster Stelle der Blätter stets irgend etwas Alarmierendes. War ein Krieg in Aussicht, oder waren auch nur eingebildete Anzeichen dazu da, war ein Ministerwechsel, ein Bankerott oder eine andere volkswirtschaftliche

Krise, waren staatliche Unebenheiten, Parteizwistigkeiten, waren es confessionelle Schwierigkeiten oder Ereignisse nicht politischer Natur, wie Ueberschwemmungen, Theaterbrände u. s. w., welch' ein aufgeregtes Wesen in den Zeitungen! ein Klagen und Hetzen, ein Warnen und Drohen, dröhnende Kassandrastimmen in schrillem Pathos, im Tone höchster Erregung! Anfangs beunruhigte mich das und erinnere ich mich, daß, als wir im Jahre 1860 in unserer Gemeindezeitung mehrmals vom „unvermeidlichen Zerfall des Reiches" und vom „alle Wurzeln der Gesellschaft und der Cultur tückisch zernagenden Ultramontanismus" lasen, der Dorfwirt sagte: „Mit Haus Oesterreich ist's gar. Verkaufn mers Gwand, vertrinken mers, gehn mer nach Amerika!"

Welcher Art von Begeisterung die volkswirthschaftlichen Zeitungs-Hyperbeln entsprungen: Dieses Schwein — so fett es auch heute schon wäre — schlachten wir zu einem andern Festtag.

Wenn aber wirkliche Gefahren waren, wie im Jahre 1859, 1866, da priesen sie anfangs die Größe und Glorie des Vaterlandes, die Tüchtigkeit aller Nationalitäten und die Eintracht in vollen Hymnen. War das Unglück vor der Thür, brach es herein, da fand man kein Superlativ mehr, um die Gefahr entsprechend zu signieren. Man war erschöpft, versank in Lethargie.

Ich weiß wohl, daß die Presse nicht bloß über bedeutende Sachlagen zu unterrichten hat, daß es oft genug noth thut, das Volk energisch aufzurütteln, zu warnen, wie andererseits wieder, es zu beruhigen; aber das geschähe besser in mäßiger, würdiger Weise und so, daß man morgen nicht ignorieren oder widerrufen muß, was man heute so entschieden behauptet hat. Wenn England groß ward durch die Zeitungen, so geschah das, weil sie im Volke die thatsächliche Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten aufweckten; wo Zeitungen aber nur ihrer selbstwillen existieren und zum bloßen Zeitvertreib, wie bei uns, da sind in einer Stadt fünfhundert Zeitungen um vierhundert neunzig zu viel.

Die Hauptschuld an der moralischen Entartung der Presse trägt das Publikum. Wie manches Blatt ist entstanden in der ernsten Absicht, unabhängig, unparteiisch, gewissenhaft, in edlem Sinne aufklärend, als Organ der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit mit Maß und Würde in unserer Zeitungswelt „eine empfindliche Lücke auszufüllen." Das gieng, so lang es ging — aber es gieng nicht lange. Die Leute fanden das Blatt zu langweilig und wandten sich wieder dem leichtfertigen, burschikosflotten, in allen Ungründen wühlenden, fluchenden, in allen Himmeln jauchzenden Tone zu. Und insoferne man die Zeitung nur als Unterhaltungslectüre betrachten mag, hatten sie recht. Amüsanter sind die Marktschreier auf der Gasse, als der Lehrer in der Schule. — Die mit so gutem Fürnehmen erstandenen Zeitungen starben entweder ab oder wandten sich — was häufiger geschieht — ebenfalls dem Götzen des Tages zu und tanzen so frech wie die anderen ums goldene Kalb.

So lernen es die Zeitungen vom Publikum und das Publikum stärkt sich wieder an den Zeitungen — ein Theil überbietet an Uebertreibung und Frivolität den andern und heraus kommt nichts, als daß das Vertrauen an die Macht des Wortes verloren geht, weil die Sprache geschändet und impotent wird.

Ein Schlendertag in Karlsbad.

Nach Karl Böttcher.

Wer geht nach Karlsbad?

Auf dem Bahnhof zu München — es mag auch in Dresden, Prag oder Wien sein — ist er bereits gefunden. Von den Passagieren, welche sich hier kurz vor Abgang des böhmischen Courierzuges einstellen, reist ein guter Theil nach Karlsbad, ein anderer in die benachbarten Curorte. Gewiß finden wir Reisegefährten; denn bei einiger Beobachtung kann man geradezu mit astronomischer Genauigkeit angeben, in welches der drei böhmischen Bäder die guten Leute von ihren Aerzten expediert worden sind.

Man ist so behäbig wie möglich, eine wahre Verkörperung der Geduld und des höchsten Wohlwollens, hat ein hübsches Vollmondgesicht und kleine listige Augen. Man watschelt gemächlich durch die Säle und verlangt von der übrigen Menschheit augenscheinlich nichts weiter, als daß sie so gefällig sei, rechtzeitig auszuweichen. Man erkundigt sich eingehend, wo der Zug Mittagsstation macht und constatiert, daß daselbst im vorigen Jahr ein sehr mangelhafter Braten serviert worden sei. Man prüft die Ausrüstung des Buffets, besichtigt die Etiquetten der Weinflaschen, scherzt mit der vollbusigen Cassiererin, steigt wohlgemuth in ein gefülltes Coupé und fährt selbstverständlich nach — Marienbad ....

Sie liegt langausgestreckt in den Kissen und wird aus dem Wagen förmlich herausgehoben, um sogleich wieder, ein Bild menschlicher Hilflosigkeit, in einen Fauteuil des Wartesaales zu sinken. Sie erschrickt, wenn sich neben ihr Jemand räuspert; sie fährt zusammen, wenn in der Perronhalle die Locomotive pfeift; sie geräth außer sich, wenn der Portier zum ersten Läuten an die Glocke schlägt. Ihre Blicke sind entweder beschäftigt, den Himmel um Erbarmen anzuflehen oder die Reise-Toilette anderer Damen zu mustern. Sie ist bereit, jeden Augenblick in Ohnmacht zu fallen und überzeugt sich, daß nur eine ungeheure Willenskraft sie inmitten der ärgsten Anfechtungen aufrecht erhält. Alle ihre Taschen sind mit englischem Riechsalz gefüllt und es wäre eine bodenlose Rücksichtslosigkeit zu vermuthen, daß sie anderswohin gehe, als nach — Franzensbad ...

Ein Fiaker kommt im vollen Galopp dahergefahren. Man steigt hastig aus, zankt mit dem Träger, der den Koffer etwas unsanft auf den Boden niedergesetzt hat, zankt mit dem Cassierer, der auf eine größere Note einiges Silbergeld zurückgibt, zieht alle fünf Minuten zehnmal die Uhr, schüttelt über den schwerfälligen Gang der Bahnzeit höhnisch den Kopf, rennt mit dem Ingrimm eines bengalischen Tigers im Wartesaal umher, fragt nach dem Beschwerdebuch, um für alle Fälle unterrichtet zu sein, weigert sich wüthend, in ein Coupé zu steigen, wo ein kleines reizendes Kind untergebracht ist, zankt mit dem Schaffner, weil er die Fahrkarte zu lange prüft oder die Thüre von der Windseite her öffnet, zankt mit den Mitreisenden, die ihre Füße zu weit ausstrecken und reist natürlich nach — Karlsbad ...

So schildert es Karl Böttcher in seinem prächtigen launigen Schriftchen: „Karlsbader Schlendertage (Karlsbad, Hans Feller'sche Hof-

Buchhandlung.) Das Büchlein feiert den köstlichen Curort in würdiger Weise, und wir glauben ihm wie dem Curort gerecht zu werden und den Dank unseres badelustigen Lesepublikums zu verdienen, wenn wir einige charakteristische Streiflichter hier wiederspiegeln. — Wer das ganze Buch lesen will — um so besser. Es verlohnt sich.

Das Wichtigste ist das Leben am Brunnen. In Karlsbad hat zur Saison das Leben ein internationales Gepräge.

Besonders am Brunnen kann man bei dem Menschengewimmel alsbald treffende Vergleichungspunkte mit der Ringstraße in Wien, dem Toledo in Neapel, dem Boulevard de Capucines in Paris, der Broadway in Newyork finden. Für einen Anschauungsunterricht in der Völkerkunde wäre hier der geeignete Platz, wären die frühen Morgenstunden die geeignete Zeit.

Da steht der Maharadscha von Sattara neben dem Schiffer aus Kopenhagen, der Schenkwirth aus Chicago neben dem Adjutanten des Königs Humbert, der Schneidermeister aus Zittau neben dem Silbergrubenbesitzer aus Tomsk, der gelbsüchtige Mynheer aus Sumatra neben dem blaßwangigen Factor aus Lodz, einer ganzen Reihe von Exemplaren des erwählten Volkes Gottes vom Osten mit den bekannten Schmachtlocken vor den Ohren, den langen Bärten und schwarzen Kaftans gar nicht zu gedenken.

Ha, diese verschiedenen Gesichter! Diese fremdartigen Toiletten! Dieses tolle In- und Durcheinander!

Und zuweilen was für Menschen!

Bei dem Einen wird man wahrlich nicht klar, ist er verliebt, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder taubstumm, oder ein langweiliger, trockener Patron, oder ein Narr, der sich im Irrenhause einige Wochen Urlaub geben ließ. Daneben watschelt die Harmlosigkeit einer voluminösen Hausmeistersfrau, tänzeln die Lackstiefel eines Gecken, dessen Schnurrbart, ein sogenannter blonder Effect, sich noch im ersten Semester befindet; schreiten gravitätisch mit blasiertem Lächeln Officiere, geht die unverfälschte Einfalt und Biederkeit, wie sie in den Gebirgen wohnt, kommt eine Gruppe heiratsfähiger Damen gezogen. Voran immer die gnädige, den Anstand markierende Frau Mama, hinterdrein die beiden herzigen Töchter, gleich uniformiert von der Spitze der zierlichen Stiefelchen bis hinauf zum letzten Federende auf den geschmackvoll gewählten Hüten.

Excellenzen, Prinzen, Kleinhändler, Balleteusen — das Alles erscheint im langen, langsamen Gänsemarsch nach dem Brunnen als eine große, friedliche Familie . . . Angesichts des heißen Tranks gelten eben die bürgerlichen Magenbeschwerden genau so viel, wie ein hochadeliger Gallenstein.

Interessant ist es, wenn man die Gespräche hören muß, welche da geführt werden.

Jeder Gedanke richtet sich natürlich auf die Erfüllung der Curvorschriften und die Beobachtung ihrer Wirkung. Die freimüthigsten Aufschlüsse über die intimeren Functionen des menschlichen Organismus werden mit einer Ungeniertheit ertheilt, die Anfangs in Staunen versetzt . . .

Wie leicht man sich da zusammenfindet und die gebräuchlichen Visitenkarten austauscht: Herr N. — Gicht; Herr O. — Stockungen im Unterleibe; Herr X. — Leberleiden; Herr G. — chronischer Magenkatarrh; Herr I. — Diabetes, wobei man nicht einmal die landläufige Antwort geben kann: „Freut mich!" . . .

Seit der kurzen Zeit meines Karlsbader Aufenthaltes kenne ich bereits die allerdiscretesten Geheimnisse und allerverborgensten Gewohnheiten von vier Ehepaaren und einem Dutzend lediger Männer und Frauen.

Anders zwei norddeutsche Herren, welche sich in meiner Nachbarschaft

begegneten. Ihnen verdanke ich folgenden flüssigen Dialog:

„'n Morjen!"
„'n Morjen!"
„Jut jeschlafen?"
„Danke! Sie?"
„Auch!"
„Schon Erfolg jehabt?"
„Ja! Sie?"
„Nein!"
„'n Morjen!"
„'n Morjen!" —

Unter ähnlichen Eindrücken, bewaffnet mit einem porzellanenen oder gläsernen Becher, welcher an einem Riemen über die Achsel gleich: „Du Schwert an meiner Linken" an der Seite getragen wird, gelangt der Curgast zur Quelle. Dort sitzen die Brunnenmädchen, halbwüchsige lustige Dinger, Brunnennixen mit weißen Schürzen und feuchten Händen, die Becher mit heißem Wasser füllend.

Die Erste nimmt den Becher in Empfang; ist er noch ungebraucht, so commandiert sie „Ausspülen." Dies verräth öfters den Langschläfer, welcher seinen ersten Becher später trinkt, als die Anderen.

Die Zweite füllt den Becher am heißen kastalischen Quell, die Dritte reicht ihm dem Fremdling, und das Trinken beginnt . . .

O, wie sie trinken, die braven Leute!

Da sind zuerst die ernstlich Kranken. Arme Unglückliche! . . . Wie sie den Becher so ehrfurchtsvoll zum Munde führen! — Wie die kleinen runden frommen glänzenden Augen zu sagen scheinen:

„O liebe Quelle, mache mich wieder gesund! Du siehst, wie ich Dich emsig besuche, Dich zuversichtlich trinke, unerschütterlich an Dich glaube! . . . Und daheim habe ich so liebe Herzen, deren ganzes Fühlen und Empfinden bei mir ist und die mich bei meiner Heimkehr als gesund begrüßen wollen . . ."

Vielleicht sind es ein paar süße Augen, ist es eine liebe Hand, ein kleiner lallender Mund, die so innig an die herrliche Gotteswelt ketten. Da mag das böse Scheiden für immer ganz besonders schmerzen.

Andere wieder, gallichte Amerikaner etwa, die ihre traurige Unterleibsgeschichte über's Weltmeer gefahren, um sie hier den Quellen zu erzählen, leeren den heißen Trank in raschen Zügen, der blendenden, frischerblühten Sonne gegenüber Gesichter schneidend und den Mund weit öffnend, ganz und gar Illustrationen zu Dante's „Hölle": Die zum Gurgeln Verdammten . . . Kurz, beinahe Jeder hat seine Weise zu trinken.

Dann beginnt das Lustwandeln. Im ernsten Trab geht es die Treppen hinauf und hinab, die Terrassen entlang, die Wandelbahnen auf und nieder, während die Höhen noch von Frühnebeln dampfen. Dazu läßt Labitzky seine munteren Weisen erklingen, seine Walzer und Quadrillen, als ob das Vergnügen wirklich so groß wäre . . .

Ja, so mußte es kommen, lieber Freund, wenn man zwischen einem Winter und dem andern sich hier Appetit für das ganze Jahr holen und in einem Monat die Körperbewegung für die folgenden elf absolvieren will. —

Freilich, nicht Alle, die nach den Quellen pilgern, empfinden ihr Kranksein als etwas Unangenehmes.

In letzter Saison lernte ich einen biederen Oberösterreicher kennen, der nachwies, daß in Karlsbad Kranksein auch ein Vergnügen bedeuten kann — ein Lehrsatz, den weder Schopenhauer noch Hegel selbst bei der verzwicktesten Terminologie zu begründen vermocht hätten.

„No," meinte diese dickbäuchige Harmlosigkeit, „Wissen S', verstehen S', war im verwichenen Sommer — beinah' sollt i sagen: Gott sei Dank — krank; recht krank, wie's g'heißen hat; no wissen S', verstehn S', dampfi war i allerweil, und mit 'n Mag'n

happert's schon lang, also daß i 's kurz mach, da hab'n s' mi nach Karlsbad g'schickt, das heißt: zuerst nach Bilin — a bißl sauer — nachher bin i nach Teplitz, war a nit na mein G'schmack — zu viel Fabrikessen — bis i langsam durch die Dörfer, lauter böhmische Nam', die si der Teufel mirkt — bis Karlsbad kommen bin. Wasser hob' i nit trunken — aber der Weiße a famoser Kerl; übrigens der Rothe a nit schlecht!"

„Ja," erwiderte ich, „sind Sie des Weines wegen in Karlsbad gewesen?"

„Weg'n 'n Wein just nit," lautete die Antwort, „aber a Ruah hab' i da endli g'habt; die ewige Kepplerei von der Meinigen, wann i a Stünderl länger im Wirthshaus sitzen blieb, hört' i da nit; g'sund bin i so weit wieder, z'samklaubt hab' i mi, z' Haus brauchen s' mi nit, weil's G'schäft a so a geht, so bin i halt heuer wieder nach Karlsbad gereist, bleib so lang's mi g'freut, trink, was i will, laß unsern Herrgott an guaten Mann sein und bin, wie g'sagt, eigentli froh, daß i das klane G'frett mit meinem Mag'n g'habt hab'; war freili an Eselsmag'n; aber jetzt is's gar — nur dann und wann an klan' Rausch — der mi aber nit schenirt — ja, daß i sag', wissen S', versteh'n S', daß i a G'legenheit hab', immer amal furt z' kommen und in Karlsbad herumzuschlendern, wie's Einer nannte."

So fidele Seelen, solch' durstige Kehlen gibt es genug in Karlsbad... Nur der Sprudel hat ein auserwähltes, orthodoxes Publikum, unter das sich nicht Jeder zu mischen wagt.

O, dieses Weltwunder — der Sprudel!

Die emporspringende und niederstürzende siedende Flut erscheint wie ein leidenschaftlich erregtes Menschenherz, das schwillt vor Freude, möchte himmelaufjauchzen, hat dann Momente schmerzlichster Resignation, fühlt sich zuweilen zerschmettert und zum Tode betrübt, und hofft und klopft doch weiter.

In verwitterten Gräbern liegen, die einst diesem Herzklopfen lauschten. Ein neues Geschlecht ist hervorgeblüht mit neuen Wünschen und neuen Gedanken. Voll Verwunderung hört es dieses Rauschen, von ihm Hilfe und Rettung erwartend. —

Das ein Bündel Scenen, Silhouetten und Reflexionen gelegentlich einer Trinkcour in Karlsbad.

Es ist so anregend, zwischen all' den Bildern und Erscheinungen hinzuschlendern, es ist so bewegend, die Leiden und Freuden allerlei Weltleute mit objectiven Augen zu betrachten, es ist so anmuthig, von lächerlichen Weltfesseln frei bei dieser Tragikomik den Zuschauer abgeben zu können — es ist so reizend, unter kranken Curgästen ein gesunder zu sein.

Ob Karlsbad für die Liebe ein günstiges Terrain bietet? . . . Ach, es scheint, daß der heiße Sprudel die Herzen nicht nur nicht anfeuert, sondern sogar abkühlt, scheint, als ob sich hier Gleichgiltigkeit, Blasiertheit, Langeweile darinnen einlogierten! O, ich denke immer, so schöne Hände, wie sie sich hier bemerkbar machen, sind zu etwas Besserem da, als zum Becherhalten, und so dunkelglühende Augen verfehlen vollständig ihren Beruf, und solch' geschmeidige Taillen müßten anderswo die eingeschneiteste Phantasie wieder auflodern lassen, und vor solch' kleinen Füßen müßte man überall in begeisterter Huldigung zu Boden sinken . . .

Unter den fremden Damen manch' bescheidenes, liebliches Geschöpf, aufdrängerisch, tonangebend aber ist — die Schneiderin.

Neben der schlichten Bürgersfrau, welche mit ihrer Genossin die Probleme einer schwierigen Mehlspeise erörtert, stolziert, umgeben von ihrem Hofstaate, die gefürchtete „Dame von Geist" mit der Miene überirdischer Offenbarung

die ausgesuchtesten Plattheiten äußernd und anhörend.

Von den gewöhnlichen handwerksmäßigen Ausdrücken, wie „Flicken,“ „Nähen,“ „Zuschneiden,“ ist da natürlich nicht mehr die Rede. Das ganze Schneiderhandwerk ist in eine höhere Sphäre gerückt. Eine Toilette ist kein Erzeugnis der Hände, sondern ein Geistesproduct, eine Inspiration, gerade heraus gesagt, eine Dichtung, un poëme. Der Damenschneider hat sich zum ebenbürtigen Collegen des Dichters emporgeschwungen, und man kann von den Kindern seiner Muse sprechen.

Und ist das Wunder endlich fertig, so kommen die Feen und hauchen dem Kleide eine lebendige Seele ein, begaben es mit allerhand Reizen, und die Eine spricht: „Ich bringe die Pracht,“ die Andere: „Ich bringe die Anmuth,“ eine Dritte: „Ich bringe die Verführungskunst,“ und der holde Spuk verschwindet erst, wenn sich irdische Tritte nahen und eine höfliche Geschäftsstimme die höflichen Worte sagt: „Ich bringe die Rechnung.“

Solche Kleiderwunder kann man hier täglich bestaunen. — Es durchschauert Einem mit Feuer und Freude und entzündet im Kopf die glühenden Sterne der Begeisterung, mehr aber noch die Raketen des Spottes.

Zuweilen erfreut man sich wohl sogar der tollen Maskerade, die so viel Abwechslung bietet. Eine schöne Wienerin z. B. erschien eines Tages in lichtblauseidener Matinee, des andern Tages in rosa Seide, am dritten im weißen Crêpe de chine vor ihrer schwarzen Moorwanne. Schon eine Stunde später sah ich sie auf der Alten Wiese in lichter auf grüner Seide drapierter Grenadinrobe, hernach an der Table d'hote bei Pupp im weißen gestickten Mullkleide, Nachmittags zur Promenadenzeit im purpurblauen mit Crêmespitzen geputzten Moirée-Antique, Abends zur Reunion im weißen Spitzenkleide.

Die Aermste zählte zu ihrem Gefolge eine Kammerfrau, eine Jungfer, eine Schneiderin, mit denen sie, wie sie Vertrauten erzählte, Tag für Tag Aerger hatte, da jene es nicht verstanden, ihre vierundzwanzig Kleiderkoffer in Ordnung zu halten.

Also deshalb nach Karlsbad, um sich hier, wo kein noch so anerkanntes Kunstwerk gegen die Gebilde der Natur aufkommen kann, in den Kunstwerken ihrer Schneiderin bewundern zu lassen! . . .

Aber es gibt auch in der Männerwelt Lächerlichkeiten genug.

Da hatte ein alter, fideler Herr an der Thüre seiner Junggesellenwohnung eine Schreibtafel angebracht, welche den übrigen Hausbewohnern seine ruhmreichen Bekanntschaften verkündete, Notizen berühmter Persönlichkeiten, die den Alten hatten besuchen wollen, aber nicht zu Hause antrafen und dies nun ganz herzlich bedauerten. Da fanden sich die klangvollsten Namen der Kunst- und Gelehrtenwelt, da strahlten die Namen von Schriftstellern, Musikern, Malern, Schauspielern, Diplomaten — stets aber nur berühmte, hervorragende. Da fehlte es an intimen und burschikosen Bemerkungen natürlich nicht.

Einem neidischen Hausgenossen war eine gewisse Aehnlichkeit der Schriftzüge aufgefallen, in welchen alle diese Anmerkungen dargestellt waren. Und siehe da, eines Morgens fand er seine Vermuthung bestätigt. Da ertappte er den Herrn Rath, als er wieder höchst eigenhändig einige mit einem gewichtigen Namen unterzeichnete Worte hinmalte, die dazu bestimmt waren, die Mitwelt staunen zu machen. Wenige Tage später jedoch stand Folgendes auf der Tafel:

„War gestern mit Schiller bei Dir. Wo steckst Du immer? Kommst Du morgen zu Goethe Kegel schieben? Richard Wagner ist auch dort und läßt Dich grüßen. Hat Dir Bismarck schon seine Ansicht über

das letzte Rennen mitgetheilt? — Grüße Geibel und Andrassy, wenn Du sie triffst. Servus, altes Haus!

L. van Beethoven."

Die Tafel aber blieb seitdem einige Wochen unbeschrieben.

Und dann ein anderer sonderbarer Mensch, Namens Alfred, der ein eingefleischter fanatischer Statistiker war. Er trieb sich heuer wieder in Karlsbad herum. Da gab es keine Situation, keinen Ort, keine Zeit, wo er seine Lieblingsneigungen etwas hätte verscheuchen können. Er würde es ohne Weiteres fertig gebracht haben, in einer feierlichen, hocharistokratischen Gesellschaft ohne Scrupel folgende Rede vom Zaune zu brechen:

„Meine Herren! In ganz Europa gibt es in öffentlichen Läden sowohl als im Privatgebrauch 81,202.121 Regenschirme. Setzen wir diese Regenschirme einen auf die Spitze des anderen, so erhalten wir eine Länge, welche der des Erdumfanges gleichkommt."

Trotzdem war Alfred der glückliche Bräutigam der anmuthstrahlenden Rosa ... Aber die verfluchte Statistik!

Eines Abends saß er an der Seite des holden Bräutchens im väterlichen Garten. In die Sterne blickend, die nach und nach den nachtdunklen Azur zu erleuchten begannen, sprachen die Beiden kein Wort. Süße Düfte stiegen aus den Kelchen in die frische Luft empor; tiefes Schweigen umhüllte die entschlummerte Natur; von fernher drangen die verlornen Töne einer herrlichen Musik.

Da nahm schweigend der junge Mann Bleistift und Papier zur Hand ... Was wollte er thun? Ein Gedicht in die Welt setzen? Gewiß ein paar Verse auf den reizenden rosigen Mund, der, halb geöffnet, eine wahre Blume, seinen verzehrenden Blicken entgegenschmachtete. Vier Zeilen auf ein schönes Lippenpaar ... Kann es einen köstlicheren Gegenstand, ein herrlicheres Sujet geben? ...

Mit holdem Lächeln, mit klopfendem Herzen sah Rosa, wie im anbrechenden Dunkel Alfreds Finger hurtig über das Papier eilten. Schneller schreibt er, schneller ... Mit tollem Schwunge ist der Genius über ihn gekommen.

Plötzlich hält er inne, und, den Bleistift an die Nase legend, fragt er sein zitterndes Bräutchen: „Wie viel Wein trinkst Du wohl täglich, mein Herz?"

Die arme Rosa wird abwechselnd roth und blaß; endlich stottert sie:

„Ich weiß es nicht genau ..... eine halbe Flasche glaub' ich."

„Eine halbe Flasche," wiederholt Alfred und läßt abermals den Bleistift über das Papier gleiten ..... Und dann sagt er, sich mit ernster Miene an den Engel seiner Träume wendend:

„Mein liebes Kind, sollte es Dich interessieren, zu erfahren, was Alles seit den achtzehn Jahren Deines Daseins durch Dein süßes Rosenmündchen spaziert ist? Ich habe hier eine Tabelle aufgestellt ..."

Eine heftige Bewegung Rosa's unterbricht ihn.

„Du bist überrascht, natürlich! Ja, die Statistik ist eine wunderbare Wissenschaft. Aber, nachdem Du von dieser Aufstellung Kenntnis genommen, wirst Du noch viel mehr erstaunt sein — denn Du siehst hier factisch, was Alles im Laufe der Jahre nöthig war, um Deine holden Reize zu ihrer Entfaltung zu bringen."

„O, Alfred!" seufzte Rosa, „lass' das — bist recht böse!"

„Seit achtzehn Jahren," fuhr aber unerbittlich der Bräutigam fort, „hast Du nach der wahrscheinlichen Durchschnittsrechnung verzehrt: Ochsen oder Kühe 5, Hammel oder Schafe 12, Pferd ¼, Hühner 327, Enten 203, Gänse 27, allerlei kleine Vögel 824, Seefische 75, Süßwasserfische 83, Eier

3120, Obst 203 Körbe, Käse 173, Hasen und Kaninchen 123, diverses Wild 89, Mehl in Brot 21 Säcke, Mehl in Kuchen 8 Säcke, Bier 2000 Glas, Wasser 55 Hektoliter, Liqueur 69 Flaschen — —"

„Genug, mein Herr, genug!" unterbrach ihn die entrüstete Rosa.

„Wie? . . . Du bist mir böse?" fragte betrübt der eifrige Statistiker.

Eine Antwort erhielt er aber gar nicht, dafür anderen Tages jedoch in aller Frühe von dem Vater seiner Verlobten folgenden Brief:

„Geehrter Herr! Eine plötzliche Krankheit unserer Tochter Rosa zwingt uns zur sofortigen Abreise nach einem Curorte. Mit Bedauern sehen wir uns deshalb genöthigt, die sonst so werthen Beziehungen zu Ihrer Person abbrechen zu müssen. Empfangen Sie die Versicherung achtungsvoller Freundschaft von Seiten eines aufrichtigen Vaters 2c. 2c."

Alfred hat bis auf den heutigen Tag die wahre Ursache seiner Abdankung nicht begriffen. Er glaubt an einen bevorzugten Nebenbuhler und arbeitet an einer statistischen Zusammenstellung der aufgehobenen Verlobungen.

Nicht wahr, es schlendern oft recht närrische Käuze, denen eine Gebrauchsanweisung für's Leben viel nützen könnte, über die Erde?

Wie gut, daß man sich solchen Erscheinungen gegenüber in den Wald flüchten kann! In die herrlichen Wälder von Karlsbad.

Das Richtersetzen.

Eine Volkssitte in Steiermark.

Jede Gemeinde hat ihren Gemeinde-Vorstand oder — wie auch die Bauern gern sagen — ihren Bürgermeister. Der Bauer ist doch Staatsbürger, warum soll er keinen Bürgermeister haben! Zwar ist das ein Staatsbürger, der dem Staate weitaus mehr leistet, als was ihm von diesem geleistet wird, daher mag man ihm den Luxus, seinen Gemeinde-Vorstand „Bürgermeister" zu heißen, reichlich gönnen.

Nun hat der Bauer nebst seinem Bürgermeister mitunter auch noch seinen Richter. Eine große Landgemeinde wird in mehrere Untergemeinden oder „Viertel" eingetheilt. So gibt es Gemeinden, die mehr als vier Viertel haben und doch nur ein Ganzes ausmachen. Ein jedes dieser Viertel besitzt seinen Richter, der kleine innere Angelegenheiten zu schlichten hat, dem vom Centralpunkt, dem Bürgermeisteramte aus die Adressen an die „Viertel" zugeschickt werden, und der seine Leute zu finden weiß. Seit ich vor Jahren „den Richter" in meinem Werk „die Aelpler" beschrieben, hat sich mit ihm doch Einiges geändert; Einiges auch habe ich von diesem Richterstande nachträglich erfahren, und das soll hier nachgetragen werden.

Es sind von Amtswegen just keine großen Aufgaben, die einem solchen Richter obliegen; er braucht nicht lesen und schreiben zu können, obwohl man doch mit Vorliebe solche wählt, die sich derlei Kenntnisse wenigstens zum nöthigsten Theil erworben haben. Von Gewissenswegen jedoch hat der Richter überwiegend größere Obliegenheiten. Er hat darauf zu sehen, daß sich in seiner Gemeinde keine Spitzbuben umtreiben, oder in dieselbe etwa gar un-

christliche Leute einwandern, die wegen Nichtbefolgung der Kirchengebote den Einheimischen ein Aergernis geben könnten; auch obliegt ihm die Keuschheitscommission und er hat es dem Pfarrer zuzutragen, wenn irgendwo etwas Verdächtiges vorfällt, wie er in seiner Gemeinde ja auch sonst gerne den Adjuncten des Pfarramtes macht. Derlei habe ich in den „Aelplern" mit schönen Beispielen erhärtet.

In den meisten Fällen hat der Richter die besonderen Obliegenheiten, für die der Gemeinde gehörigen Aecker, Wiesen und Weiden, die verpachtet sind, den Zins einzubringen, was oft eine „Roßarbeit" ist, wie der Rotherhag behauptet. Von diesem Zinse hat er Steuern zu decken, und wird er vom Executionsmann gezwickt, so zwickt er die Pächter. Der Pächter schreit: „Auweh!" und zahlt oder wird abgetrennt. Ferner hat der Richter die Dorfwege zu besorgen, und so oft Einem auf dem Gemeindeweg eine Korn- oder Heufuhr oder sonst was umkippt, verflucht und vermaledeit er den Richter, und wenn dem Richter selber was umkippt, so muß er sich auslachen lassen — das ist auch seines Amtes. — Das Armen- und Bettelwesen hat er ebenfalls zum Theile über, und so ist das Richteramt eine Würde, die nur ein Breitschulteriger und Dickhäutiger zu tragen vermag.

Damit sie auf Einen nicht gar zu hart drückt, so geht sie in manchen Gegenden alljährlich auf einen Andern über, und zwar nur auf einen wirklichen, festständigen Bauern; die Kleinhäusler wären dafür zu nichtig und auch viel zu dumm. Auf dem Dorf ist's, wie anderswo auch, der Reichste ist der Gescheiteste.

An den steirischen Abhängen des Wechsels, in der Gegend, die das „Jackelland" genannt ist, wird die Richterwahl mit besonderen Sitten ausgeübt. Am Erchtag in der Faistwoche (letzte Faschingswoche) ist in selbiger Gegend das „Richtersetzen". An diesem Tage — bald nach der Mittagszeit — kommen die Aeltesten, will sagen Wohlgesetztesten des Dorfes, der Gemeinde hoher Rath, zusammen im Hause des Richters und setzen sich um den Tisch. Jetzt hebt ein Essen an — ein schweres Essen! — Das Wahrzeichen eines solchen Richtermahles ist das dritte Gericht, selbes besteht aus einer gewaltigen Schüssel mit Sauerkraut, in welchem ein stattlich Stück „Schweinernes" liegt. Es ist, als ob sie mit dieser steirischen „Nationalspeise" neuerdings steirische Volkskraft und Festhalten an alten Sitten in sich aufnehmen wollten. Es ist wie ein Rütlischwur mit dem Löffel. Einen von denen, die da löffeln, man weiß noch nicht welchen, aber Einen trifft's, das Richteramt, das heute zu vergeben ist.

In dem Augenblicke, als das Kraut aufgetragen wird, tritt der alte Richter zur Thür ein. Er ist im Ostertagrock, welcher bis über die Knie hinabgeht; in der einen Hand hat er den langen Richterstab, als das Zeichen der Würde, in der andern trägt er einen Zinnteller, auf welchem ein Krug steht oder ein Trinkglas, das mit frischem Wasser gefüllt ist. Aus dem Gefäße ragt der grüne Zweig eines Rosmarinstammes. Der Rosmarin ist in unserem Volke das Symbol der Reinheit — bei der Jugend Jungfräulichkeit, bei dem Alter Reinheit des Charakters und des Rechtssinnes.

Nun hält er eine Ansprache:

„Ehrenwerte Männer! Meine Zeit ist aus. Ich habe mit Gottes Hilfe das Richteramt auf mich genommen, ich gebe es mit Gottes Willen zurück in Eure Hände. Ich habe es geführt nach bestem Wissen und Gewissen, wenn ich aber Einem Unrecht gethan habe, sei es einem Mann oder einem Weib oder einem Kind, sei es einem Reichen oder einem Armen — vor Gott sind wir Alle gleich — und vor Gott bitte ich um Verzeihung. Sei es, daß ich mein Amt zu Eurer Zufriedenheit erfüllt

habe, so gebt die Ehr Gott dem Herrn, den ich jetzo mit Euch bitten will, daß er auch meinen Nachfolger erleuchte und führe in der Gerechtigkeit und Treue, und daß er handle ohne Ansehen der Person und des Standes, es sei sein eigener Vortheil oder sein Schaden, daß er allzeit allein nur vor Augen habe die heiligen Gebote Gottes und die Gesetze unseres Kaisers und Herrn, unseres geliebten Landes und zum Wohle unserer Gemeinde. Ich gebe mit diesem Stabe das Richteramt zurück, und ich weise diesen Rosmarinzweig meinem Nachfolger als Zeichen des reinen Sinnes. Gott walt' es!"

Er stellt das Gefäß auf den Tisch und setzt sich zu den Uebrigen. Nun beginnt die Wahl des neuen Richters. Selten weigert sich Einer, die ihn getroffene Wahl anzunehmen, er sagt einfach ein par passende Worte und setzt sich hierauf an den Ehrenplatz des Tisches, in dem Winkel unter dem Hausaltare, den sie ihm mit vielen Artigkeiten einräumen.

Das Mahl wird fortgesetzt. Vor dem Hause versammeln sich viele Dorfleute, die schon begierig sind, wer ihr „Herr" geworden. In manchen Gegenden des Landes betheiligen sich bei dem Richtersetzen auch Kinder; sie laufen herbei in hellen Scharen. Einer der Knaben pocht mit dem Stock an das Bretterthor des Hofes, in welchem der alte Richter wohnt, dreimal pocht er daran. Hernach eilt er zu den Nachbarhäusern der Aeltesten und pocht auch dort an die Thore; das Haus, in welchem der neue Richter wohnt, spart er sich bis zuletzt, dort pocht er wieder dreimal an und wirft endlich den Stock über die Einfriedung in den Hof. Soll dieses Pochen eine Mahnung sein der Jugend an das Alter, an die Männer der Würde, nicht nur ihrer alten Art und Sitte zu gedenken, sondern auch die Rechte des nachfolgenden Geschlechtes zu achten?! —

Der Stock wird im Hofe des neuen Richters zumeist über dem Einfahrtsthor aufgehängt, wo er im nächsten Jahre von den Knaben leicht wieder gefunden werden kann.

Dieses Pochen an die Hofthore mag altgermanischen Ursprungs sein, obwohl nicht Alles, was in unserem Volke bei derlei Festen und Anläßen als Brauch und Sitte getrieben wird, in die altgermanische Welt zurückgeführt werden kann. Manches entsteht fast aus Zufall und hat den Charakter des Spieles, an das man sich bei nächstem Anlasse wieder erinnert, um es neuerdings zu üben, bis es eingebürgert ist als Volkssitte.

Ob derlei Sitten aus dem Alterthume stammen, ob sie später entstanden, selten genug denken die Ausübenden an die Bedeutung, die derlei Gebräuche ursprünglich hatten, oder die man ihnen unterschoben. So artet auch das Pochen und Stockwerfen der Jugend beim Richtersetzen meist zu einem wilden Gejohle aus, so wie das Richtermahl zu einem Faschingsgelage mit allen schlimmen Zusätzen, zu welchem allzu oft auch die liebe Jugend beigezogen wird. Soll der Knabe auf diese Rechte an die Thore gepocht haben? Das Gelage dauert bis tief in die Nacht hinein und geschieht es zuweilen, daß der neue Richter beim Nachhausegehen unter der Bürde seiner Würde wankt und taumelt.

So geschah es im Dorfe R., daß in einer Nacht nach dem Richtersetzen der neue Richter auf der Straße liegend gefunden wurde. Als er in seiner halben Betäubung das Nahen von Vorübergehenden wahrnahm, lallte er im Gefühle seiner neuen Macht: „Da liegt ein Besoffener! Steckt ihn in den Arrest, den Kerl!" R.

Heimweh.

Bekenntnisse aus seinem Leben von P. K. Rosegger.

Das Heimweh ist eine kindliche, bisweilen sogar kindische und doch poetische Eigenschaft des Charakters, es entspringt der Treue. An Heimweh kann man verbluten wie an Liebe, es ist ein Tod für Poeten.

Die Ursache und das Wesen des Heimwehs ist nicht leicht zu beschreiben; am klarsten noch wird es in dichterischen Gestalten, deren ich einige darzustellen versucht habe — ohne daß sie mich übrigens befriedigten, denn der eigentliche Kern in dieser Sache hat sich bei mir nicht gelöst, ist noch nicht dichterisch reif; er quält mich noch zu sehr, und hat einen krankhaften Charakter angenommen — mehr Ursache zur Klage, als zur Erzählung. Gegenstand meiner Bekenntnisse sind Fehler; aber Krankheiten sind schlimmer als Fehler, man kann sie nicht ablegen.

Ich begegne in meinem Leben den ersten Spuren des Heimwehs sehr früh. Als fünfjähriger Knabe, da ich auf der Trift die Schafe hüten mußte, schaute ich beständig auf das wenige Minuten entfernte Haus hin und konnte die Stunde kaum erwarten, da ich wieder über dessen Thürschwelle hüpfte. — Als sechsjähriger Knabe blutete mir das Herz, wenn ich vom Schulstüblein des Nachbars aus durch das Fenster mein Heimatshaus sah, wie es auf dem gegenüberliegenden Berge im stillen Sonnenscheine dalag. Wenn dann gar über dem Dachgiebel der blaue Rauch aufstieg, so daß mir das Bild der Mutter am Herde recht lebhaft ward, da vermeinte ich vor Sehnsucht sterben zu müssen. Ein- oder zweimal habe ich die Schule gestürzt (geschwänzt), weil ich nicht fähig war, über die Rainung unseres Grunds und Bodens hinauszugehen. Stundenlang schlich ich auf unserem Waldweg hin und her, in den Bäumen rauschte der Wind, ich hatte lange Weile und dabei große Angst, entdeckt zu werden, nebenbei thats mir leid um die versäumte Schule, und doch hatte ich ein angenehmes Gefühl, daß ich auf dem Boden meines Vaters stand. Ein nächstesmal, als ich dasselbe wieder trieb, erbrachte mir mein Vater den schlagenden Beweis, daß auf seinem Boden Birkengerten wüchsen. Mein Geschrei ward bis zur Schule hin gehört, wo sie den flennenden Flüchtling mit Hohngelächter empfingen. Dieses Hohngelächter schreckte mein bedrängtes Herzlein von Neuem zurück in die heimatlichen Gefilde, trotz der Birken, die dort wuchsen. — Wenn am Sonntag mein Oheim mich in die Kirche mitnahm, da giengs; in der Kirche hatte ich seltsamer Weise niemals Heimweh. Aber wenn er nach derselben mit mir in's Wirtshaus gerieth und ich dort neben ihm unter den lärmenden fremden Männern sitzen mußte bis es dämmerte, und der Wirt das Kerzenlicht auf den Tisch brachte und „Guten Abend!“ sagte — da wollte ich vor Heimweh schier vergehen. Ich bekam ein Gläslein mit süßem Apfelmost vorgesetzt und eine Semmel zum Tunken, die mir der Oheim noch hübsch in lange schmale Stücklein brach; auch trug er mir Zucker an, daß der Most noch süßer werde. Ich würgte mit Mühe ein Weniges hinab, und was half der Zucker, wenn die Tröpflein, die von meinen Augen ins Glas fielen,

das Getränk wieder verbitterten! Wohl merkte der gute Oheim meine Pein, er hörte mein stilles Schluchzen: „Heimgehen!" er tröstete: „Sobald ich ausgetrunken habe!" Und hatte er ausgetrunken: „Sobald das Pfeifel ausgeraucht ist!" Und Eins von Beiden war eben nie aus. Dabei schwatzte er nicht viel mit den Anderen, spielte auch nicht Karten, sondern saß da und saß da. —

Mit seiner Urgewalt erfaßte mich das Heimweh zum erstenmal in meinem zwölften Jahr. Damals hatte sich auf Bitten meiner Mutter der Dechant in dem fünf Stunden entfernten Birkfeld bereit erklärt, mich durch Lateinunterricht auf das Priesterseminar vorzubereiten, wenn ich die Schule in Birkfeld besuchen wolle. So mußte ich nach Birkfeld. Ich erhielt dort bei einem Bauer Wachshofer Kost und Bett, was außer der Schulzeit durch Viehhüten und andere Arbeiten zu verdienen war. Ich wurde daheim mit neuen Kleidern ausgestattet, bekam ein neues Taschenmesser und sogar Geräthe zum Kämmen der Haare und Ausbürsten der Kleider. Es war eine rechte Lust, wie ich mich da auf einmal mitten in einer kleinen Welt von Eigenthum sah. Der Abschied von meinem Vater und meinen Geschwistern hat so wenig Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich gar nicht mehr daran erinnern kann. Die Mutter begleitete mich. Wegshin war ich sehr munter und mannhaft und in den Wirtshäusern zahlte ich, obzwar mit der Mutter Geld, die Zeche und that dabei sehr kräftig, daß die Mutter, die mir ein wenig gedrückt vorkam, nur sehen sollte, wie tüchtig ich mich in der Fremde durchzuschlagen verstehe. Beim Wachshofer ordnete sie noch meine Kleider, meinen Strohsack, kaufte der Bäuerin eine kleine Muttergottes, ihren Kindern Lebkuchen, so daß mir eifersüchtiger Weise der Gedanke kam, sie hätte jene Kinder lieber als mich. Und es war doch nur pure Bestechung — meinetwegen. — Dann schaute sie in der großen, dämmerigen Stube noch auf die Bank hin, wo ich zur Nacht auf meinem Strohpolster liegen würde. Hernach gieng sie mit mir hinüber in den Marktflecken und fragte mich, ob ich noch was brauche. Einen „Mandelkalender" (steirischen Bauernkalender) wünschte ich, damit ich die Monate und Wochen zählen könne, bis das Schuljahr zu Ende und die Zeit der Heimkehr sei. Sie kaufte mir auch eine schwarze Zipfelmütze, weil es Herbst war und ein blaues Taschentuch. Dann begleitete ich sie die Straße, die gegen Fischbach und Alpel führt, bis zum nahen Wäldchen hin, wo an einem Baum ein rothes Kruzifix hieng.

Dort setzten wir uns auf eine Bank und rasteten, und die Mutter athmete mehrmals schwer auf, als ob wir an diesem Tage schon gar weit gegangen wären. Endlich stand sie auf und sagte: „So, gesagt hab' ich Dir Alles, vergiß nichts. Jetzt behüt' Dich Gott. Geh halt in Gottesnamen. Geh heim."

's wird wohl sein, daß sie die rechte Hand ein wenig bereit gehalten, daß ich sie fasse. Aber ich habe ihr gar nicht mehr in's Gesicht schauen mögen. Ein recht klägliches „Behüt Gott," dann lief ich davon.

Hinter der Straßenbiegung blickte ich zurück und sah zwischen den Bäumen noch das Schimmern ihres Gewandes. Als ich mich ein zweitesmal umwandte, sah ich nichts mehr. — Jetzt stellte sichs bald heraus, warum mir die Mutter noch zu guter Letzt ein Sacktuch gekauft hatte. Ich gieng etliche Tage in die Birkfelder Schule; die war sehr überfüllt, ich hatte ganz rückwärts, hinter einem Stützpfeiler, meinen Platz, und Niemand kümmerte sich um mich, als ein sehr kleiner, gelbhaariger und sommersprossiger Beisitzer, der mir, so oft er konnte, auf die Füße trat oder betintete Papierschnitzel in den Hemdkragen steckte. Nach der Schule gieng ich im dunkeln

Kreuzgang des Pfarrhofes auf und ab, um auf den lateinischen Unterricht zu warten. Hat sich auch hier Niemand um mich bekümmert. Und der eine halbe Stunde vom Ort entfernte Wachshof, zu welchem ich, wie die Mutter gesagt hatte, „heimgehen“ sollte, war das Haus, wo ich die meisten Thränen meiner Jugendzeit vergossen habe. Das blaue Sacktuch ist Tag und Nacht nicht trocken geworden. Vor Allem mußte ich dort Bohnen ausscheideln; es war gut, ich dachte an die Mutter und weinte. Zu den Mahlzeiten, während sie die Bohnen aßen, lehnte ich draußen an der kalten Mauer und weinte. Daß ich in den Nächten kaum ein Auge schloß und mich im Denken und Sehnen nach Daheim verzehrte, es steht noch lebhaft in mir. Und so oft ich heute noch Feldbohnen mit Schnittlauch esse, wie sie die nun längst selige Wachshoferin zubereitet, steht mir der Reflex wieder auf von jenem peinvollen Herzweh. Im Wachshof hat sich weiter Niemand um mich gekümmert. Am zweiten Tage suchte ich mich mit dem Gedanken zu trösten, daß ich zu den nächsten Ostern auf einige Tage nach Hause gehen würde. Am dritten Tage dachte ich schon an Weihnachten. Ich band meine Sachen in ein Sacktuch zusammen, das war Vorbereitung für die Weihnachtsferien. Derlei brachte mir allemal auf kurze Zeit Erleichterung; aber so oft ich die Augen aufmachte und das fremde Bauernhaus sah oder auch nur Theile desselben, die braunangestrichene Thürtafel oder den Rosmarinstock im Fenster, oder die Hühnersteige unter dem Herd (bei uns daheim war sie unter der Sitzbank), oder das fremdartige Geräusch der Flachsbrechel, so wurde mir allemal wieder todtenübel. Es waren ja dieselben Dinge, die schon mein Herzleid von gestern trugen. In Allem, was da war, verdichtete und verkörperte sich mein Jammer. Immer und immer hieng ich den quälenden Gedanken nach, meine Phantasie leistete Großartiges, ich sah Vater und Mutter daheim sterben, die Geschwister von Räubern erschlagen werden, das Haus niederbrennen; das ganze Alpel sah ich versinken mitsammt Wäldern und Bergen; vor Allem mich selber sah ich zugrunde gehen fern von der Heimat.

Die scharfen Laute der mich zur Arbeit rufenden Hausgenossen schreckten mich allemal plötzlich in die Wirklichkeit zurück; und ach, in eine Wirklichkeit mit braungetäfelten Hausthüren, mit Rosmarinstöcken in den Fenstern, Hühnersteigen unter dem Herde, mit Flachsbrecheln und Feldbohnen!

Als eines Abends, da ich verloren am Küchenherd lehnte, das Söhnlein des Hauses, welches auf dem Herd saß, mir die schwarze Zipfelmütze vom Kopfe riß und in den brennenden Ofen warf, erreichte die Bitterkeit meines Empfindens den höchsten Grad. Ich erhob ein Jammergeschrei; die Bäuerin zog mit der Ofengabel die aus vielen Löchern glosende und rauchende Zipfelmütze heraus, warf sie mir vor die Füße und überhäufte mich mit harten Worten, die nach meiner Meinung ihrem vorwitzigen Söhnlein gebührt hätten. Damals das erstemal habe ich erfahren, wie es in der Welt zugeht und wie schweres Unrecht man leiden muß, wenn man verlassen ist. —

Das Leid währte nur bis Mitternacht. Etwa um Mitternacht richtete ich mich in meinem Bette auf und schaute in die Stube. Da tickte die Uhr. Auf dem Fletz lagen die kleinen Mondtafeln der Fenster. Mir war warm in der Brust und unendlich leicht und wohl. Denn ich hatte mich entschlossen, so plötzlich, daß ich selber darüber erschrak vor Freuden. Ich stand auf und kleidete mich an, geräuschlos, flink und munter. Dann nahm ich mein Handbündel und schlich aus dem Hause — und floh davon.

So wonnig ist mir selten ein Gang gewesen, als jener in der Herbstmondnacht durch die finsteren, stundenlangen Wälder von Birkfeld und Fischbach.

Es war ein Sonntagsmorgen, als ich nach Hause kam; meinem Vater begegnete ich auf seinem Weg zur Kirche. Ich lächelte ihm von Weitem zu, aber als ich bei ihm war, barg ich mein Gesicht in seinen Rock und hub ein herzzerreißendes Weinen an. Die Mutter schaute zum Fenster heraus und that einen Schrei, der mich nicht entzückt hat. Sie hatten im Geiste ihren Sohn schon als Priester gesehen. Jetzt war das Alles aus. Die Plackerei des bäuerlichen Werktagslebens gieng wieder an und die Leute höhnten mich. Aber ich war's zufrieden. —

Später, da ich als Schneiderlehrling mit meinem Meister auf der Ster war — jetzt zwei, drei Stunden weit von meinem Heimatshause, dann wieder so nahe, daß ich die Kühglocken von der Herde meines Vaters zum Fenster herein hörte — konnte ich kaum den Samstagabend erwarten, um geflügelten Schrittes nach Hause eilen zu können. Wo möglich benutzte ich die „Lichtfeier" jedes Abends, um heimzulaufen. Hatte ich die Meinen, hatte ich das Haus von Innen auch nur einen Augenblick gesehen, dann eilte ich wieder befriedigt davon. — Weil ich zur Bauernarbeit zu wenig Kraft und Freude gehabt, darum war ich Schneider geworden; aber die glücklichsten Tage meiner Schneiderzeit waren jene, wenn wir — was zur Sommerszeit öfters vorkam — keine Arbeit hatten und ich zu Hause wieder Pflug und Rechen handhaben und Vieh hüten durfte. Besonders Letzteres war mir das Liebste; dabei konnte ich auf meines Vaters grünem Boden liegen, oder auf dem Heu, oder auf den Korngarben und in den Büchern lesen von der weiten Welt. Denn trotz des Festgewachsenseins an meine Erde gieng mir die weite Welt niemals aus dem Kopfe.

Immer wieder neigte ich hinaus. Da kam plötzlich die Wendung und ich war als 22jähriger Buchhändlerlehrling in der Hauptstadt Krains. In einem fremden Lande! Unter fremdsprachigen Menschen! Dort gieng ich täglich nach Schluß des Geschäftes zur Eisenbahn, schaute die Schienen an und mir thats unsäglich wohl zu denken, daß diese Schienen ununterbrochen und unentwegt bis in meine Heimat giengen. Andere freie Stunden brachte ich wo möglich in den Kirchen zu. Nicht sosehr, um im Gebete mein Herz zu erleichtern, sondern weil dort Alles wie daheim war: Das Glockenläuten, der Orgelton, die Messe. Wie wohl that es mir, daß der Priester die Messe nicht in der fremden Sprache der Slovenen las, sondern in der lateinischen, wie daheim — darin verstand ich nun gerade so viel, als die Anderen, aber sie war mir traut. Damals empfand ich das erstemal die Allgemeinheit des katholischen Cultus und den Trost, der darin für die Heimatlosen liegt. Freilich, sobald der Priester auf die Kanzel trat, da war es der Fremde und ich trachtete traurigen Gemüthes ins Freie. Noch herzfolternder als das Fremde waren mir die Gegenstände, die ich von meiner Heimat mit hatte. Die Wäsche, die noch geglättet war von der Mutter, das Heiligenbildchen, das mir meine Schwester in das Brieftäschlein gelegt hatte, das braune seidene Halstüchlein, das mir mein Vater geschenkt hatte — so oft ich nun derlei betrachtete, quälte mich die Sehnsucht gräßlich. — Aus dem Heimweh entstand mir eine übergroße Aengstlichkeit für meine Gesundheit, denn ich mußte ja mein Leben für die Heimat bewahren. Obzwar ich am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Laibach an meine Eltern schrieb, mir ergienge es sehr wohl und die Stadt Laibach sei sehr schön und mein Dienstherr Giontini wäre sehr gut auf mich, und nach drei Jahren würde ich sie gesund in Alpel besuchen — so saß ich doch wenige Tage später schon auf der Eisenbahn und fuhr heimwärts.

Ich wäre thöricht genug gewesen, von meiner Heimwehstimmung geleitet,

die mir sich so unverhofft darbietenden Wege zur besseren Lebensstellung zu verscherzen und wieder in die engen, mir unfruchtbaren Kreise auf immer zurückzukehren, wenn mich auf meiner Rückreise nicht Dr. Svoboda in Graz festgehalten hätte. Der Umstand, daß mir im Gegensatz zum fremden Krain Graz selbst traut wie die Heimat vorkam, verlieh mir Kraft, sechs Wochen lang in der Hauptstadt meines Vaterlandes zur Noth auszuhalten. Dann kamen die Osterferien, ich gieng auf vierzehn Tage nach Alpel; auf alle möglichen Veränderungen gefaßt, als wäre ich ein Jahrzehent lang fort gewesen, fand ich dort Alles beim Alten.

Für Graz war mir das Heimweh von dieser Zeit an gebrochen. Das rasche Einbiegen dort in neue Verhältnisse, Freundschaften, kleine Liebschaften, Kunstgenüsse, Unterhaltungen, wiederholte Besuche seitens der Meinigen aus Alpel u. s. w., gründeten bald einen kleinen Fond von Erinnerungen, die sich an Häuser, Plätze, Gassen, Spaziergänge, Garten- und Waldpartien knüpften. Ich heimte mich ein. Und seitdem eine Grazerin mir meine Kinder in Graz geboren hat, seitdem die Meinigen aus Alpel ausgewandert oder ausgestorben sind, concentriert sich ein gewisser Theil meines Heimwehs auf Graz. Ich sage, nur ein Theil; denn ein anderer, unmotivierterer, daher wohl elementarerer Theil hält mich seit vielen Jahren zwar nicht mehr an das der Wildniß anheimsinkende Alpel, wohl aber an den Heimatspfarrort Krieglach gefesselt.

Manche größere, im Plane sehr hübsch angelegte Reisen in Länder, denen ich seit jeher und bis heute das lebhafteste Interesse entgegenbrachte, sind an meinem Heimweh gescheitert. In erster Zeit der Reise giengs allemal an; allmählich kam eine gewisse Unruhe, ich kürzte den Aufenthalt in einzelnen Stationen ab, beschleunigte die Fahrt. Die Gedanken wendeten sich von den neuen, genuß- und lehrreichen Gegenständen müde ab und der fernen Heimat zu, bis ich auf einmal umkehrte und den kürzesten Weg nach Steiermark einschlug. Es ist noch heute so, und zwar in erhöhtem Grade. Während der Eisenbahnfahrt merke ich nicht viel; Abends jedoch im Hotel, wenn ich müde und abgespannt bin, oder gar wenn ich mich körperlich leidend fühle — in solchen Stunden ist mein einziges Gebet- und Erbauungsbuch der Eisenbahn-Courier mit seinen Angaben, in wie vielen oder wenigen Tagen oder Stunden ich daheim sein könne. — Selbstverständlich ist die Stimmung des Wetters von großem Einfluß auf die der Seele. An trüben Tagen ist die Fremde traurig, und scheint die Sonne, da kommts mir immer zu Sinn: Wie schön wirds heute daheim sein!

Es hat Zeiten gegeben, wo ich ein Daheim eigentlich gar nicht hatte. Meine Verwandten waren zerstreut; ich hatte weder Haus, noch Weib, noch Kind; ich hatte in Steiermark nicht viel mehr, als in Holland oder in Sicilien, und doch zogs mich unwiderstehlich zurück. Ich erinnere mich, daß mir eines Tages in Rom eine quälende Sehnsucht kam nach dem Feldrain mit dem Ahornbaum, der in Alpel ein paar hundert Schritte hinter meinem Vaterhause ist; auf jenem Platze hatte ich einst in sonnigen Sommertagen ein Buch über Rom gelesen. Ich hätte es vorgezogen, dort in der Waldeinsamkeit zu sitzen und aus einem Buche vom Colosseum, vom Pantheon, von der Engelsburg, von der Kirche des heiligen Petrus zu lesen und die Gegenstände in Holzschnitten oder Stahlstichen zu betrachten, als sie hier von Angesicht zu Angesicht zu sehen. So unbegreiflich ist der Mensch. Ein anderesmal wars wieder mein Bücherkasten, mein Schreibtisch daheim, der da an den Fasern meines Herzens zerrte, daß es blutete. Oft ist es die Vorstellung der heimischen Berge und

Triften, der Wege und Bäche, der Herden und ihres Geschelles, der heimischen Tracht und Sitten u. s. w., deren Lockruf wir folgen, um heimgekehrt — nichts Besonderes daran zu finden.

Im raschen und energischen Wechsel der Eindrücke auf der Reise kann man sich schwer vorstellen, daß daheim Alles in seinem altgewohnten Geleise weitergehe; die erregten Nerven ahnen Wandlungen, Unglücksfälle zu Hause. Und selbst die Vorstellung der alltägigen Ruhe daheim erweckt unserem übermüdeten Wesen die Sehnsucht nach Haus und Familie.

Ja freilich, seit ich in der That ein selbstgegründetes, liebes, lebendiges Heim besitze, hat mein Heimweh einen stattlichen Vorwand; nur komme ich ihm noch manchesmal hinter seine Hohlheit. Was ists denn, daß ich Jahr für Jahr den Mai kaum erwarten kann, um mit Weib und Kind das zu dieser Jahreszeit herrlich blühende Graz zu verlassen und in das noch kahle, frostige Mürzthal zu ziehen? Was ists denn, daß ich körperliches Unwohlsein, welches mich dort regelmäßig im Frühsommer befällt, vorziehe dem behaglicheren und für mich zu solcher Jahreszeit äußerlich zuträglicheren Aufenthalt in der Stadt? Was ists denn, daß ich die Einladungen lieber Freunde, auf ihren reizenden Landsitzen einige Tage der Erholung zu leben, ausschlagen muß, weil mich mein bescheidener Sommersitz in Krieglach nicht losläßt? Was ist es denn daß ich keine Ausflüge in die herrlichsten Gegenden unserer lieben Alpen mehr machen kann, weil ich die paar einförmigen Bergreihen, denen man noch dazu die Wälder abzieht, auf eine ganze Woche nicht missen kann? Wohl, ich lebe in der Umgebung Krieglachs mit ihren localen Erinnerungen ein vergangenes Leben. Die schönsten Jahre meiner Jugend sind dort begraben und auf den hundert Gräbern blühen milde, süße, kindliche Freuden. — Was ist es denn aber, das mich nach einem zweistündigen Spaziergang in die freundliche Umgebung Krieglachs wieder nach Hause zieht unter mein Dach, aus dem zur selben Stunde selbst Weib und Kind vielleicht fortgezogen sind in den schönen Sommertag hinaus?

Der Name Heimweh ist dafür zu poetisch, denn es ist nichts, als eine sehr thörichte Gewohnheitsschwäche. So kann eine edle Eigenschaft zur Lächerlichkeit werden, und ich bin in meinem Falle Der, welcher sich selber am meisten auslacht, aber mit feuchten Augen. Es ist hart, so sehr der Knecht seiner Gefühle, der Gefangene einer Gegend, eines Hauses zu sein. Der Poet ist überall daheim, wo es schön ist und echte Menschen wohnen, er soll in alle Weiten dringen und den Honig sammeln wo er ihn findet. Er soll wandern, immer neue Theile der Welt und Menschen kennen lernen, soll mit dem ernsten Nordländer sinnen und mit dem heiteren Südländer lachen; er soll nicht engherzig sein im Annehmen, wo ihm Gott eine so weite Welt als Eigenthum bietet.

Nun, was ist's? Es gibt Waldpflanzen, die nicht versetzbar sind. — Fast noch weniger als mein physisches Wohlsein gedeiht in der Fremde meine geistige Arbeit. Ich habe auf Rügen zur Feder gegriffen und in der Schweiz, und im Angesichte der Pusten und am Golfe von Neapel, es hat sich nichts von dem, was in mir keimte, verdichten wollen, es hat nichts Gestalt und Leben bekommen. Was mir dichterisch gelungen sein mag — es ist ja nicht viel — aber im Frieden meines Hauses ist es geworden. Und so habe ich mir schon gedacht, mein Heimweh sei nichts Anderes, als der Drang zur Arbeit, zum Dichten. Daheim, wo nichts um mich ist, was mich als Ungewöhnliches aufregt, wo Alles gleichmäßig und traut ist, was mich umgibt, daheim erst wächst vor meinem inneren Gesicht die Welt auf,

mit weitaus größerem Genuß für mich, als zur Zeit, da ich in Wirklichkeit sie sah. Tage, die ich außerhalb meines Daheim zubringen muß, vermag ich kaum zu meinem Leben zu rechnen, obwohl sie zur Erfüllung meiner Jahre vielleicht doppelt zählen, weil sie mich verzehren. Erst vor Kurzem gieng ich hinaus in's schöne Schwaben, und im Begriff ein wackeres Volk dort in seinen schönen Städten kennen zu lernen, die Schweiz zu grüßen und eine Vergnügungsfahrt nach Paris zu machen, übermannte mich eines Abends ein so heißer Schmerz um meine Steiermark, daß ich mich durch den „Blitzzug" nach Wien schnellen ließ und von dort ungesäumt dem Semmering zufuhr. Schon im Mürzzuschlag fragte ich mich: Warum? Ich hatte keine Antwort, und doch war ich's zufrieden.

Vor einiger Zeit bot mir eine vornehm denkende Dame in Hinblick auf meine schwache Gesundheit die Mittel, einen Winter über mit meiner Familie in Italien verleben zu können. Mit Weib und Kind unter Oliven und Lorbeerbäumen im Angesichte des Meeres und des goldigen Himmels mit seinem südlich sonnigen Hauch! Was geschah? Schon im Gedanken an diesen Aufenthalt im fremden Lande bekam ich Heimweh für — sechs Personen, für mich, mein Weib und vier Kinder.

Manche Schwäche, die ich bekenne, wird Mancher mit mir theilen; diese aber dürfte so ziemlich mein ausschließliches Eigenthum sein. Ich verdanke ihr die größten Qualen meines Lebens, aber auch das größte Hochgefühl. Nur wer das Heimweh kennt, kennt auch das Entzücken der Heimkehr. Und öfter als einmal bin ich fortgezogen, bloß um mir diese Lust zu bereiten. Niemanden auf der Welt könnte ich weniger begreifen als jenen Lord, der immer auf Reisen gewesen, weil ihm der Gedanke, den Ort zu wissen, wo er einst begraben werden sollte, unerträglich war. Heut und alle Tage bitte ich den Himmel um seine Huld, mich im Kreise meiner Lieben sterben zu lassen; und noch will ich die Reihe meiner idealen Wünsche mit einem sehr irdischen beschließen, nämlich mit dem — in meiner Heimat Erde begraben zu sein.

Denn geschähe das nicht, in der Steiermark müßte entschieden eine Lücke bleiben, so groß wie mein geringer hagerer Leib; und mit Atomen der fremden Erde mich zu verbinden — trotz aller chemischen Gesetze — ich würde mich sehr besinnen!

Gesang des Einsamen.

Welch' ein Los! Inmitten meiner Lieben,
Freunden und Genossen bin ich einsam.
Haben Weg, Geschicke Ziel und Leben,
Haben Heim und Sprach' und Lied gemeinsam.
Streuen liebend Rosen uns'ren Pfaden,
Stürben für einander — und bin einsam,
Einsam, wenn das Blau der Fern' uns trennet
Mitten unter ihnen bin ich einsam.
Einsam, wie der Schiffbrüchig' im Meere,
Einsam, wie der Aar im Himmelskreise,
Einsam, wie der Mann, den sie begruben
Unter Nordlichtschein im öden Eise.
Brücken schuf Natur von Aug' zu Auge,
Hängend auf des Lichtes gold'nen Stäben;
Schiffe auf dem Wellenmeer des Klanges
Zwischen Mund und Ohren heiter schweben.
Und des Blutes ehern ewige Bande
Legen glühend sich um uns're Sinne.
Aber von der Seelen freier Zinne,
Auseinander fern sich ungemessen,
Hat Natur zu bau'n den Weg vergessen.
Nicht so einsam ist das Alpenröslein
An des starren Eises kalter Schwelle,
Nicht so einsam ist der Stern am Himmel,
Als in ihrem Leib die ringende Seele.
Einsam, wenn dem Schönen sie und Reinen,
Mai im Herzen, grüne Kränze webet;
Einsam, wenn sie selige Pfade suchet
Nach dem Gottesreich, und ihnen lebet. —
Als in Tiefen mit Genossen kriechen
Ist es besser, hoch zu schweben einsam.
Größer, göttlicher gewiß — doch glücklich?
Glücklich ist der Erdsohn nur gemeinsam.

Hans Malser.

Ludwig Richter.

Ein Denkmal verehrender Dankbarkeit und Liebe von **Manfred Wittich.**

In unserem Elternhause herrschte der Brauch, daß der Vater, wenn wir Sonntags aus der Kirche kamen oder er sonst eine Mußestunde hatte und wir durch musterhaftes Betragen uns seinen Beifall gewonnen hatten, uns drei Buben zurief: „Kommt, Jungens, wir wollen Bilder ansehen!" So habe ich sehr früh mit Richter Freundschaft geschlossen, denn seine Bilder namentlich waren es, welche uns Allen die größte Herzensfreude bereiteten. In Bechstein's Märchenbuch haben wir lesen gelernt; aber auch vorher schon, ehe wir dieser schweren Kunst mächtig waren, hätte es der

väterlichen Erklärungen kaum bedurft, denn Richter's Bilder reden und erzählen ja selbst!

Und die Jahre vergiengen — aber wir kehrten in den Feierstunden immer mit gleicher Liebe und Freude zu unserem Freund Richter zurück. Nur daß jetzt mehr die Goethe-Lieder in Mode kamen. Man hatte ja inzwischen selbst so ein bißchen Empfindungspoesie erlebt — und da wurde einem der Meister nur noch lieber wie ehedem.

Und heute greife ich wieder nach meinem Bechstein, der gleich neben dem Grimm'schen Wörterbuch steht — und siehe da, der Eindruck ist immer noch der alte, freundliche, herzerwärmende wie vor 30 Jahren! —

Und neulich Abends einmal hörte ich: Ludwig Richter ist todt! Ja, leider bestätigte sich die Kunde am nächsten Tage; am 19. Juni war er einem Herzleiden erlegen! Vor gar nicht so langer Zeit glaube ich ihn noch in einem Mannsfeldischen Symphonie-Concerte im Gewerbehause zu Dresden gesehen zu haben! Und doch ist sie wahr, die schmerzliche Trauerkunde!

Es war am 22. Juni Abends, da führten sie ihn nach der Friedrichsstadt hinüber. Das abendliche Dunkel, die flackernden Fackeln der Kunstgenossenschaft und andere Freunde und Verehrer des Heimgegangenen, der feine, trübe Regen, Alles wirkte auf uns herzlich ergreifend. Die mächtigen Accorde des Chopin'schen Trauermarsches steigerten künstlerisch diese Stimmung.

Andere mögen nun Richter's kunstgeschichtliche Bedeutung, seine Wiedererweckung des Holzschnittes, seine Erschaffung einer neuen Kunstart würdigen, die er zu Wege brachte durch eine glückliche Vermählung von Landschaft und Genrebild — ich will ihm ein Denkmal meiner liebenden Dankbarkeit setzen für die vielen frohen, herzwarmen Stunden, die mir das Anschauen seiner Bilder gewährte — und noch gewähren wird!

Ich war heute in der Gemäldegallerie und stand traurig und gerührt vor seinem Bilde: Ueberfahrt beim Schreckenstein; da ward mir des Meisters reiche Poesie, die sich hier auf der Leinwand blühend entfaltet, ein Trost: Er lebt uns noch in seinen Werken! Ich will nicht ästhetisch und kunsttechnisch rechten, wo er wohl Anderen den Vorrang vielleicht lassen muß, aber ich weiß nicht, wer ihn uns ganz ersetzte! Die in seine Fußstapfen traten, die Hendschel und Pletsch haben sicher auch Humor und ein herrliches Können bewiesen, aber so seelenvoll und herzlich gemüthlich muthen sie mich doch nicht an. Er ist mir eben in den goldenen Jugendtagen in's Herz hineingewachsen, wie ich glaube, ohne je von einem Anderen verdrängt oder auch nur beeinträchtigt werden zu können.

Suchen wir kurz das Leben und Wirken unseres Freundes zu zeichnen.

Adrian Ludwig Richter ist geboren zu Dresden am 28. September 1803. Sein Vater war ein armer Kupferstecher und schon der Großvater als Kupferdrucker ein Kunstverwandter. Der Letztere huldigte überdies allerlei alchymistischen Liebhabereien und war ein äußerst origineller Mann. Ludwig, oder Louis, wie der Knabe genannt wurde, war viel um ihn herum und empfieng da manchen bleibenden Eindruck. Das Dresden im Anfange unseres Jahrhunderts bot aber dem offenen Auge des Knaben des Eigenthümlichen und Echten genug und diese Umgebung erzog ihn zu dem liebenswürdigen Humoristen, als welchen wir ihn alle kennen aus seinen Bildern. Pecht meint*), die Gestalten Chodowiecki's, an denen sich der Knabe Ludwig so herzlich ergötzte und sie fleißig nachbildete, liefen noch in den Dreißigerjahren auf den Straßen Dresdens herum. In unsere Zeit ragen von

*) Pecht, deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, Nördlingen 1877, S. 57 ff.

jenen Tagen nur noch ein paar „Porte-chaisen-Träger“ mit ihren gelben Livréefracken petrefactisch herein und gemahnen an das Dresden zu Richter's Jugendzeit.

Es war eine schwere Jugend- und Studienzeit, die Ludwig durchlebte! Am Tage mußte er dem Vater Brot verdienen helfen, nur Abends arbeitete er für sich und seine Ausbildung, indem er die Niederländer und Chodoviecki's Radierungen copierte. Auf der Academie, die er dann besuchte, herrschte Manieriertheit und Zopf. „Wenn Sie Baumschlag machen wollen, so nehmen Sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, biegen die Spitzen herum und setzen diese Formen mit 3—1—5—6 Spitzen in Gruppen nebeneinander: das gibt Baumschlag! Ditto macht man auch Gras. — Ach gütiger Gott, ich war Tags vorher im Plaun'schen Grunde gewesen und war vor Wonne fast aus der Haut gefahren, wie ich am Mühlgraben und in den Wiesen im hoch aufsproßenden Grase die prachtvollen Kleeblüten, Butterblumen . . . . hatte aufblühen sehen. Ich hatte die Umrisse der Erlen und Haselsträucher verfolgt und sollte nun Baumschlag machen, der fast aussah, wie hölzerne spanische Reiter! — Es war zum Verzweifeln! Von der Noth einer manierierten Zeit hat die jetzige Kunstwelt gar keinen Begriff.“ *)

Da kam der Landschafter Dahl, just mit eben so treuem Sinn für die wirkliche Natur ausgestattet wie Richter, der malte sie, wie er sie sah und wie sie war. Das war Rettung! Weiter wurde sein Horizont, als er mit dem Fürsten Marischkin den Winter 1820/21 in Nizza, und dann bis in den Sommer 1821 in Paris weilte und dem Gönner ein Landschaftsalbum zeichnen mußte. Ein weiterer Umschwung trat ein, als der Kunsthändler Arnold, für den Richter mit seinem Vater Dresdener Ansichten radiert hatte und der den armen Künstler sehr ähnlich fand mit seinem verstorbenen Sohn, ihn eines Tages anredete mit den Worten: „Lieber junger Freund, Sie müssen fort nach Rom. Ich gebe Ihnen jährlich 400 Thaler, wofür sie keinerlei Verpflichtung haben. Studieren Sie ungehindert und gehen Sie mit Gott.“

In Rom lebten und arbeiteten seit 13 Jahren unter Cornelius und Overbeck geschart, die „Nazarener“, die frommen Romantiker der Malerei. Da waren auch Schnorr von Carolsfeld, Olivier, Phil. Veit und der Dresdner Jugendfreund Richter's, Oehme; da schloß er sich eng an den Maler Thomas und den Kupferstecher Hoff aus Frankfurt und an die Maler Schillbach und Ludwig von Maydell. Lehrer Richter's ward der Landschafter Jos. Anton Koch. Aber die Hauptsache in der Landschaft war für Ludwig Richter der Mensch. Schnorr verhalf ihm dazu, sich und seine Anlage recht zu erkennen. 1826 schnürte der Künstler sein Bündel und eilte frohen Herzens der Heimat zu.

Kurz nach seiner Heimkehr, im Jahre 1828, ward er als Zeichenlehrer nach Meißen berufen und hielt dort mit seinem inzwischen erkorenen und im November 1827 heimgeführten treuen, wackeren Weibe, seiner „lieben guten Frau“, fröhlichen Einzug in das hoch neben der Albrechtsburg gelegene Heim mit der schönen Aussicht über Stadt und Strom. Nun stiftet er sich ein frommes Familienleben im Stil Dürer's, dessen Holzschnitte und Kupferstiche für die Unsumme von 22 Thalern erworben wurden zur Zier des Nestes. Aber noch leidet er an Heimweh nach dem Lande der Kunst, nach Italien. Die Mittel reichen aber nur zu einer Reise die Elbe aufwärts über Aussig nach Lobositz. Und auf dieser Reise entdeckte er sich selbst und seinen eigentlichen Beruf: Der Maler der deutschen Landschaft, des deutschen Volkes, des deutschen gemüthlichen Fami-

*) Jahn's Vorwort zum „Richter-Album.“

lienlebens zu werden. In der Freude über die jüngsterfolgte Genesung seines Weibes fand er die Freude an der heimischen Natur voll und ganz wieder und mit helleren, fröhlicheren Augen schaute er von seinem Forste in das Meißner Elbthal hernieder, als er von der kurzen Wanderung zurückgekehrt war.

1836 ward Richter als Lehrer an die Dresdner Akademie berufen und stellte im Kunstverein seine oben erwähnte Ueberfahrt beim Schreckenstein aus, welche in ihrer sinnigen, stimmungsvollen Poesie ihre Wirkung nicht verfehlte. Die ganze romantische Landschaft vom Abendlicht belebt und durchwärmt, der Felsen, der majestätische Strom, der Nachen mit seinen Insassen, dem glücklichen Brautpaar, dem wanderfrohen Gesellen mit laubgeschmückter Mütze, der, auf seinen Stab gestützt, im Schifflein dasteht und an dem Berg in die Höhe schaut, der alte Harfner, der wohl ein frommes Abendlied spielen mag: es ist Alles echt, es ergreift uns noch heute so wohl und weh, wie die schönste romantische Poesie da, wo sie am gesündesten ist.

Inzwischen ward der Meister doch auch jetzt noch kein Krösus; die Aufträge fehlten. So wendete er sich zur Aquarelle, Zeichnung und Radierung, die sich leichter verwerten ließen. Wigand in Leipzig ließ den befreundeten Künstler jene unzähligen Illustrationen schaffen, welche ihn zum volksthümlichsten, bekanntesten Künstler und Freund der deutschen Familie machten. Wer sich einmal ein Bild von der Menge dieser Sachen und Sächelchen machen will, welche unter Richter's fleißigem Stift hervorquollen, der nehme das beinahe 500 Seiten starke Buch in die Hand, welches betitelt ist: „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radierer. Des Meisters eigenhändige, so wie die nach ihm erschienenen Holzschnitte, Radierungen, Stiche, Lithographien, Lichtdrucke und Photographien, gesammelt, geordnet u. s. w.," von seinem Freunde Joh. Fried. Hoff, Dresden 1877. Diesem Buch ist eine Lebensskizze von Hermann Steinfeld voraus geschickt, die wir im Wesentlichen benutzen. Ueber 2500 Zeichnungen allein für den Holzschnitt zählt Hoff! Richter war es, der den eben wieder in Aufnahme kommenden Holzschnitt ungeheuer beliebt machte. Er zeichnete seine Sachen selbst auf den Holzstock für den Holzschneider und trug zur Hebung dieser Kunstgattung auch bei den ausübenden Holzschneidern ungemein viel bei. Dabei nannte er dies „nur Leistenarbeit", da er im Anfang die Tragweite seiner Thätigkeit und ihre Lebensfähigkeit wohl unterschätzte. Daneben malte er jedoch auch für Verlosungen des sächsischen Kunstvereines mehrere seiner besten Oelbilder.

Inzwischen war nun 1836 die Zeichenschule in Meißen aufgehoben worden und unser Meister wieder nach Dresden zurückgekehrt. Da entstanden denn von 1838 ab die Bilder zu Moerbach's Volksbüchern, 1841 zu Goldsmith's in's Deutsche übersetzten Landprediger von Wakefield, 1842 zu Musäus Volksmärchen 151 prächtige Zeichnungen, 1844 illustrierte Richter die Studentenlieder und 1846 die Volkslieder.

Jetzt wendet er sich namentlich an die Kleinen und Die, welche sie besonders lieben und am meisten mit ihnen zu thun haben, an die Eltern und Großeltern. Die Poesie der Kindheit, des kleinen Familienlebens beschäftigt ihn vorwiegend und seine Arbeiten sind voll Schönheit, Humor und Liebe, so daß sie prächtige Beschäftigungs- und Erziehungsmittel abgeben. Waren die Kleinen von der Kunst bisher doch recht stiefmütterlich behandelt und bedacht worden! Richter begriff den Grundsatz: für unsere Kinder ist das Beste eben gut genug! Und er gab ihnen sein Bestes.

Durchschlagend wirkte das Bechstein'sche Märchenbuch, 1853 erstmalig von Richter mit Bildern geschmückt

erschienen. 1860 folgte der gute Hirte und dann 1862 das herrliche Kinderbuch: Es war einmal; 1869 Scherer's Kinderbuch. An der Familie erwachsene Glieder wendete sich Richter 1849—1860 in dem bekannten, Spinnstube betitellen Volkskalender, der bei Sauerländer erschien. 1853—1856 erschienen die jetzt zum Goethe-Album vereinigten 40 Blätter, auf welche: Christenfreude in Lied und Bild, das Vaterunser, Schiller's Lied von der Glocke, Für's Haus, Der Sonntag, Ein neuer Strauß für's Haus, Unser tägliches Brot, Gesammeltes und 1874 endlich Bilder und Vignetten folgen.

Es ist eine nicht zu lösende Aufgabe, mit Worten all' diese Liebe, Schlichtheit, schalkische Gutmüthigkeit und herzliche, selbst den schlimmsten Skeptiker gar nicht abstoßende Herzensfrömmigkeit wieder zu geben, welche in all' diesen Werken athmet. Alle Lagen und Scenen des deutschen Familienlebens werden hier zur Darstellung gebracht von Einem, der nur seine eigene Stube wieder zu geben und seine eigene Seele auszuströmen brauchte, um Alles lebendig werden zu lassen für den Beschauer, was das Menschenherz auf diesem Gebiete rühren und erlaben, erschüttern und erfreuen kann. Denn auch den Schmerz hat der Meister gekostet. 1854 war ihm seine geliebte Gattin gestorben; das war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. —

In den späteren Jahren der Thätigkeit hatte sich der Meister schon bei seinen schwächer werdenden Augen der Loupe bedienen müssen; seine zusammenhängende dauernde Thätigkeit fand 1874 ihr Ende.

Was sollen wir über den geistigen Inhalt und die künstlerische Art von Richter's Schaffen sagen? Diese Bilder reden selbst, man muß sie sehen, man kann sie nicht beschreiben. Liebe und Wahrheit ist ihre Quelle, ist ihr ganzes Gepräge in der Erscheinung. Und gesund ist Alles! Seine drallen Mägdlein gehen durch Feld und Flur, die ganze Natur und die sämmtlichen Geschöpfe leben so freudig, daß ihnen gegenüber kein Schüler Schopenhauer's uns zu Proselyten macht mit seinen Lehren von den Illusionen der Erdenfreuden und mit seinem Wegdecretieren von Wert und Würde des Weibes. Die schönsten, schwierigsten Sachen Richter's sind die, wo er mit wunderbarer Treffsicherheit in gar wenigen Strichen mit geringer, einfacher Schattierung die urgesundesten und urkomischesten Volksgestalten auf den Stock zeichnet. Der liederliche Handwerksbursche, der geprellte Teufel, der Hans, der das Gruseln lernt, als ihm des Königs Tochter einen Zuber Wasser über den Leib schüttet — Alles lebt und webt, zappelt und lacht und jauchzt, daß es eine Lust ist. Wie glücklich hat Richter der Natur die kleinen, aber so charakteristischen Züge des Mannes und Weibes aus dem Volke, der Kinder bei Spiel und Arbeit abgelauscht, wie schmiegen sich seine Katzen, wie spitzen die Möpse und Hündlein aller Gattungen die Ohren, jener komisch menschlich maskierten Thiere gar nicht zu gedenken, wie Meister Swinegel, der in kurzen Hosen und Hemdärmeln mit der Stummelpfeife im Munde an den Pfosten seiner Hausthür lehnt! Es ist etwas von Dürer's und Holbein's Schule in diesem Meister der Holzschnittzeichnung: wenigste und unscheinbarste Mittel und durchschlagender Effect, der sich natürlich und ohne Anstrengung selbst zu machen scheint. Lebenswahrheit und Lebenswärme, Gemüthstiefe und Gefühlsinnigkeit sind eben unwiderstehliche Gewalten. Und so wird er, denke ich, hoffe und glaube ich fest, auch in dem Herzen unseres Volkes lebendig bleiben auch nach seinem leiblichen Tode. Sein Andenken bleibe in Ehren!

Ein steierischer Publizist.

Vor wenigen Wochen ist ein Mann in's Ausland gezogen, der zwanzig Jahre lang in Graz öffentlich gewirkt hat und der für Inner-österreich, besonders für Steiermark, von unleugbarer Bedeutung geworden ist. Hat man seiner Bescheidenheit Rechnung getragen, als weder bei seinem Austritt aus dem öffentlichen Leben, noch bei seiner Uebersiedlung nach Deutschland ein Zeichen dankbarer Anerkennung laut ward? Wagte es doch auch ich nicht, dem schlichten, alles persönlichen Gefeiertwerdens abholden Mann diese Zeilen zu weihen, so lange er bei uns weilte. Nun, da er fortgegangen ist, wie ein und der andere tüchtige und verdienstvolle Mann aus Oesterreich fortzieht, nun soll mich nichts mehr zurückhalten, in wenigen Worten auf das vieljährige gemein-nützige Wirken Dr. A. V. Svoboda's hinzuweisen.

In Oesterreich-Ungarn gibt es kaum ein zweites Blatt, das, in der Provinz erscheinend, so einflußreich und in gewissem Sinne maßgebend wäre, als die Grazer „Tagespost“. Sie gilt als Hauptorgan dreier Kronländer, und der Kärntner, der deutsche Krainer so gut wie der Steiermärker liest seine „Tagespost“. Sie tritt nicht mit der vorlauten Prätension eines Residenzblattes auf, sie hat selbst als Zeitung zweiter Classe ihre besonderen Mängel, Einseitigkeiten und Engherzigkeiten; allein ihr ist noch nicht auf die Stirne gedrückt das Judasmal der moralischen Verkäuflichkeit, sie meint es noch in der That ehrlich mit ihrem Programm und mit dem Publikum, und diesem Umstande vor Allem verdankt sie die Achtung ihres Lesekreises.

Was die „Tagespost“ heute als politisches, kritisches, wie local-gesellschaftliches Organ für unsere Alpenländer bedeutet, das verdankt sie zum großen Theile ihrem vieljährigen Leiter Dr. Svoboda.

Als dieser Mann — ein geborner Prager — seine Professur am Gymnasium in Marburg a. d. Drau niederlegte und Mitte August 1862 die Redaction der „Tagespost“ übernahm, zählte das Blatt kaum 6000 Abonnenten, eine Zahl, die trotz kräftiger Concurrenz, besonders seitens der Wiener Blätter, während der Leitung Dr. Svoboda's auf das Doppelte stieg. Es waren bewegte politische Zeitläufte, die von 1862 bis 1882. Wir zählen nicht die Sterne am Himmel und nicht die verschiedenen Minister und Ministerien, die innerhalb dieser Zeit über Oesterreich geleuchtet haben. Wir zählen nicht die Systeme, Versuche und Versuchungen, die Verirrungen und schweren Schicksalsschläge, welche die Geschichte Oesterreichs in diesen Jahren zu verzeichnen hatte. Es ist nicht leicht, in solcher Zeit zwischen all' den zahllosen Klippen hindurch ein größeres Blatt zu leiten und für ganze Provinzen tonangebend zu gestalten. Als Dr. Svoboda in die Journalistik eintrat, fand er die Constitution jung und zart in der Wiege liegen. Er ist ihr Pfleger und Vormund geworden und für dieselbe ein wackerer Kämpfer geblieben. Er war ein Vertreter des Liberalismus im guten Sinne — er war freisinnig und tolerant. Ein Beweis davon, daß er schon im Jahre 1862 in der „Tagespost“ eine Rubrik eröffnete auch für solche Ansichten und Darlegungen, die mit denen der Redaction

nicht im Einklange standen. Die Artikel aus Dr. Svoboda's eigener Feder waren stets sachlich, dabei schneidig und ohne viel Sophisterei, welche sonst in der politischen Journalistik das Bürgerecht erworben hat. — Svoboda's Feuilletons (nur selten mit seiner Chiffre versehen) waren immer fein und geistig vornehm und behandelten zumeist Kunst und Literatur oder Reisen und Bergfahrten. Dr. Svoboda's Art des schriftlichen oder persönlichen Verkehrs war niemals persönlich verletzend, und so brauchte man nicht immer mit seinen Ansichten einverstanden zu sein, um ihn charmant zu finden und lieb zu gewinnen. Durch seine politischen oder confessionellen Feinde bisweilen zur Rücksichtslosigkeit gezwungen, vielleicht sogar vorübergehend in Extreme gehetzt, fand er doch allemal bald wieder seine Objectivität; und sein persönliches Wohlwollen, es trat auch im Blatte jederzeit hervor, wo es galt, Gutes zu stiften.

Besonders hoch steht mir Dr. Svoboda's öffentliches Wirken als Socialist. Es gibt im Lande kein gemeinnütziges Werk, keine wohlthätige Anstalt, die durch Svoboda's „Tagespost“ nicht auf das Lebhafteste und Uneigennützigste gefördert worden wäre. Es ist ja Pflicht der Publicistik überhaupt, Gemeinnütziges zu fördern, aber es ist ein Unterschied, ob es mit frostiger Gleichgiltigkeit oder mit Herzenswärme und Energie geschieht. Von den humanen Werken, die durch Dr. Svoboda's persönliche Initiative entstanden sind, nenne ich nur den Verein zur Unterstützung ausgetretener Priester und den Grazer Schriftsteller-Verein, welche erst vor Kurzem aufgelöst wurden, nachdem letzterer einen bedeutenden Fond an den neuen literarischen Verein „Concordia“ abgeben konnte. Des erstgenannten Vereines wegen hatte der Gründer selbstverständlich viele Anfeindungen zu erdulden. Wer es jedoch weiß, wie hoch Dr. Svoboda den überzeugungstreuen, menschenfreundlichen Priester hielt, wovon die „Tagespost“ unter seiner Leitung unzählige Beweise erbracht hat, wer es weiß, wie einem Menschenfreunde das innere Elend eines ohne Gemüthsanlage und Ueberzeugung in den Priesterstand hinein gezwungenen Geistlichen zu Herzen gehen kann, der wird sich darüber klar sein, daß der Verein zur Unterstützung ausgetretener Priester nicht etwa aus Opposition, sondern aus Wohlwollen entstanden ist.

Wie Dr. Svoboda es mit den Bildungsanstalten, besonders mit der Volksschule gemeint hat, das ist in den zwanzig Jahrgängen der „Tagespost“ ebenfalls nachzulesen. So hat er sich z. B. für Graz durch seine energische Initiative bei Gründung des Mädchenliceums ein bleibendes Verdienst erworben. Aber nicht minder unsere Kunstinstitute fanden an Dr. Svoboda einen tüchtigen, nimmermüden Anwalt. Daß in diese Zeit die Blüteperiode des Grazer Theaters fällt, das dürfte nicht so ganz zufällig sein. Gerade in Theatersachen ist die Presse von großem Einfluß, und der Geschmack eines Kritikers und Redacteurs bedeutet bald auch den Geschmack des Publikums. Das gilt um so mehr in kleineren Städten, und je geringer die Anzahl der Journale ist, desto erkennbarer, ja auffallender ist ihre bestimmte Wirkung. Dr. Svoboda gieng nicht von dem Grundsatz aus, daß sich eine Zeitung nach dem Publikum richten müsse; er war von Haus aus zu sehr Pädagoge, um sich nicht der wichtigen Mission des Publizisten, an der Erziehung des Volkes mitzuarbeiten, bewußt zu sein. Man konnte im Lande häufig die Wahrnehmung machen, daß sich die ständigen Leser der „Tagespost“ in ihren Ansichten und in der Entschiedenheit ihrer Meinung wesentlich von denen anderer Blätter unterschieden.

Daß die Steiermark in den letzten Decennien politisch mündig geworden, so daß sie zeitweilig sogar tonangebend in Oesterreich auftrat, das

verdanken wir nicht allein unseren steirischen Staatsmännern, sondern auch der Presse.

Bei dem idealeren Plan und solch' etwas außergewöhnlicher Stellung war es begreiflich, daß der Chefredacteur der „Tagespost" nicht leicht Mitredacteure finden konnte, die seiner Gewissenhaftigkeit in politischen, socialen, wie auch in ästhetischen Dingen entsprachen. Er erzog sich seine Leute selbst. Er erzog sich junge Collegen, die er oft aus Armut und Noth gerissen hatte; seine Schule war streng aber fruchtbar, besonders für Stil und ästhetischen Geschmack, und Mancher, der heute des Lehrers und Freundes vergessen, wandelt trotzdem unbewußt nach seinen Pfaden. Auch die externen Mitarbeiter, die Correspondenten aus der Provinz mußten sich den Rothstift des Chefredacteurs in für den Moment vielleicht oft empfindlicher Weise gefallen lassen, bis es Einer und der Andere eingesehen haben mag, daß er hier eigentlich in einer Schule für Stilistik gewesen, ohne Lehrgeld zu zahlen. Mit einem Worte, Graz und die Steiermark weist noch heute Spuren auf, daß der langjährigste Chefredacteur ihrer verbreitetsten Zeitung ein Lehrer und Aesthetiker gewesen ist.

Den vornehmen Ton und Zartsinn, der in der „Tagespost" bemerkbar war, haben in noch höherem Grade Jene erfahren, die mit der Persönlichkeit Dr. Svoboda's verkehrten. Eine feinbesaitete Natur voll lebhafter Empfindung, abhold aller Roheit, leicht und tief verletzbar durch niedrige Rücksichtslosigkeit oder das, was ihm als solche erschien, andererseits gerne bereit, derlei zu vergessen und dann wieder voll Herzenswärme, stets bereit zu rathen und zu nützen — so haben ihn seine Schützlinge und Freunde kennen und lieben gelernt. Was Dr. A. V. Svoboda besonders mir bedeutet, das bleibe diesmal in meine Feder, in mein Herz zurück gedrängt. Es leben im Lande und außerhalb desselben noch viele Andere, die ihm ihre Existenz und Stellung verdanken. Nicht selten wenn einer von Denen es ihm bemerkte, gab er zur Antwort: „Das wären Sie auch ohne mich geworden." Solch liebenswürdiges, bescheidenes Wesen ist wohl geeignet, den Freund noch theurer und unvergeßlicher zu machen.

Selbst einst das Los armer Studenten theilend, war Dr. Svoboda besonders ein liebreicher Freund dürftiger Studenten. Er unterstützte sie durch väterlichen Rath, oft mit Geld und ließ ihnen — wenn's möglich war — durch Beiträge für die „Tagespost" etwas verdienen, wobei die größte Arbeit im Corrigieren und Umarbeiten der Artikel, daß sie tauglich wurden, allemal er selber hatte. Es gibt manchen renommierten Literaten und Poeten selbst draußen im deutschen Reich, manchen tüchtigen Professor an den Universitäten, der sich bei der Grazer „Tagespost" die ersten Sporen verdiente und Dr. Svoboda zu seinen Wohlthätern zählt.

Dr. Svoboda hat während seines langjährigen Aufenthaltes in Steiermark unser Alpenland vielfach bereist; er war ein großer Freund der landschaftlichen Natur und der Naturmenschen, mit denen er in wahrer Herzlichkeit verkehrte. Und es war rührend, wie sehr die Landleute ihm bald zugethan wurden, trotzdem er nichts weniger, als in ihrer Mundart mit ihnen verkehren konnte. Gerne gieng er mit Landgeistlichen um, die er in ihrem würdigen Berufe in dem Grade hoch achtete, als ihm die engherzigen Zeloten verhaßt waren. Große Reisen machte Dr. Svoboda nach Norwegen, Holland, Frankreich und Italien, vorzüglich der bildenden Kunst wegen, der er sich immer mehr zuwendete, je rauher der journalistische Dienst seinem idealen Wesen fühlbar wurde.

Ich sah den alternden Mann die Widerwärtigkeiten, die der Beruf naturgemäß mit sich bringt, resigniert ertragen — öffentliche Brutalitäten wie halb versteckte Malicen, Undankbarkeiten,

Conflicte nach manchen Seiten — dazu eine schwankende Gesundheit; er hat derlei mit Ruhe überwunden. Als jedoch vor wenigen Jahren die „Tagespost" durch den bevorstehenden Wechsel des Eigenthümers — durch Berührung mit der Länderbank — Gefahr lief, ihre bisher treu eingehaltene Tendenz zu wechseln, da fand Dr. Svoboda die Stelle als Leiter dieses Blattes mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbar. Trotz seinen materiell nicht glänzenden Verhältnissen und einer unversorgten Familie verzichtete er auf die Redaction der „Tagespost" und trat im Februar 1882 in's Privatleben zurück. Es ist eine seltene Erscheinung geworden, daß ein Mann lediglich aus Ueberzeugungstreue eine einträgliche Stellung aufgibt. Und es ist ein solches Opfer immer eine Besiegelung der Selbstlosigkeit eines langjährigen Wirkens.

Es erwies sich bald, daß die Besorgnis des Tendenzwechsels wegen eine unbegründete war, denn die „Tagespost" kam, allerdings unvorhergesehen, in die Hände ihrer vorigen Besitzer zurück; aber der Schritt war geschehen und Dr. Svoboda hat ihn — wie er wiederholt versicherte — nicht bereut, weil er der Sachlage gemäß eben nur so und nicht anders handeln konnte. Er war, wie er selbst sagte, kein geborner Journalist; nun wollte er sich seinem Lieblingsgegenstande, dem Studium der Kunstgeschichte widmen. Zurückgezogen, wie er stets war, schuf er jetzt seine Wohnung zu einem stillen Gelehrtenheim, geweiht durch die Traulichkeit eines innigen Familienlebens. Seit Jahren schon machte er Studien zu einem großen populär-philosophischen Werk, dessen Ausarbeitung er nun begann und wovon der erste Band in Kürze bei Cotta in Stuttgart erscheinen soll.

Zum Behufe seiner weiteren Kunststudien übersiedelte Dr. A. V. Svoboda vor einiger Zeit nach München. Er wird das schöne Graz, wo er mit seiner Familie eine Heimat gefunden zu haben glaubte, wohl mit gemischten Gefühlen verlassen haben. Und wir sehen mit Bedauern einen Mann von uns scheiden, der ein zwanzigjähriges Culturleben der Steiermark miterstritten, mitgehoben und verbucht hat. Ein dankbares Gedenken ist wohl das Wenigste, was wir ihm widmen können. Euch war er ein braver Mann, ein tüchtiger Publicist, ein Förderer der Wohlfahrt, des Wahren und Schönen. — Mir war er mehr.

P. K. Rosegger.

Kleine Laube.

Neues von Gemsen.

„Die Gemsen sind sehr wachsam. Der stärkste Bock hält stets Wache und beim geringsten verdächtigen Geräusche stößt er einen Pfiff aus.“ — Das erzählen alle Naturgeschichten von diesem romantischen Wilde unseres Hochgebirges. Auch Tschudi, der scharfkundige Beobachter und sachkundige Schilderer des „Thierlebens der Alpen,“ bespricht diese durch jahrhundertlange Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht unter den Weidmännern, Holzknechten und Sennen fortgepflanzte Kunde. Da kommt nun plötzlich ein Neuerer, welcher die auch poetisch vielfach verwertete Gemsenwacht als eine Geschichte aus dem Jägerlatein in's Volksthümliche übertragen bezeichnet und dafür von dem interessanten Gratthier andere Dinge erzählt, die wir Leute der Niederung auch für Latein halten würden, wenn sie nicht ein so ernster Gewährsmann in glaubwürdiger Weise vortragen würde. So z. B., daß Gemsen schneeblind werden, wie unvorsichtige Gletscherwanderer, die keine Rauchbrille vor die Augen genommen, um sich vor dem Glast des Firnes und seiner Blendung zu schützen, und weiter, daß die Gemsen, wenn sie nicht gestört werden, keine Gefahr wittern und auf den saftigen Matten der Aesung obliegen, nichts weniger als übermüthige Springinsfelde, sondern ganz geruhsam bedächtige Wesen seien.

Der Gewährsmann hiefür ist Herr Purtscheller, der in der „Zeitschrift des ersten deutschen und österreichischen Alpenvereins“ eine in ihrer Art mustergiltige Monographie über die Gemse veröffentlicht hat. Dieses Essay (sagt J. K. Lecher in der „Presse“, dessen Aufsatz hier reproduciert ist) bringt, wie vorstehende Proben zeigen, auch Demjenigen manches Neue, der sich seinen Brehm und Tschudi wohl in's Gedächtnis einprägt und oben in den Hütten der Bergmähder manche Stunde mit Wildschützen und officiellen Jägern verplaudert hat. Es ist nicht die Gelehrsamkeit des Büchermannes, die der Autor vor uns entwickelt, zusammengetragen aus etlichen Dutzenden fremder Schriften; was er mittheilt, beruht entweder auf unmittelbarer persönlicher Erfahrung, oder auf den Angaben verläßlicher Wildheger und Jäger aus jenen weitläufigen Jagdbezirken von Baiern, Tirol, Salzburg, Oberösterreich und Steiermark, in denen sich gegenwärtig ein Gemsenstand von etwa fünftausend Stück vorfindet. Was Tschudi beobachten konnte, beschränkte sich auf die spärlichen, nur sporadisch sich vorfindenden Thiere, welche die allgemeine Jagdfreiheit in den Schweizer Alpen noch übrig gelassen hat. — Purtscheller hingegen war in der Lage, bei seinen Beobachtungen und Erkundigungen aus dem Vollen zu schöpfen, jede Thatsache dutzendfältig durch ähnliche Wahrnehmungen oder Gegenbeweise zu erhärten und so durchaus Verläßliches mitzutheilen.

Er schickt seiner Skizze über das Leben der Gemse eine Schilderung ihrer Gestalt

und ihres Körperbaues voraus, der wir die interessante Thatsache entnehmen, daß der Phosphorgehalt des Gemsegehirnes 3·75 Percent enthält, während das des Menschen im Mittel nur 2 Percent; mithin müßte nach der gewissen von Molleschot und Büchner popularisierten Theorie „ohne Phosphor kein Gedanke" die Gemse um ein Erkleckliches gescheiter sein, als irgend ein Ausbund menschlicher Weisheit und Gelehrsamkeit. Die Jäger halten nun allerdings die Gemse für ein ganz verflixt kluges Thier, meinen aber doch, daß „der Hirsch ihr im Denken noch weit voraus sei". Gewöhnlich stellt man sich die Gemse als unendlich regsam und beweglich vor. Nach Angabe kundiger Gebirgsleute ist, wie bereits erwähnt, diese Meinung etwas zu modificieren und „sind die Bewegungen der Gemse, wo sie sich vollständig gesichert fühlt, langsam, träge und schwerfällig; ihre Haltung hat etwas ungemein Lässiges. Ganz anders aber, wenn ihre Aufmerksamkeit durch irgend etwas erregt wird! Das Thier richtet sich mit Einem Schlage auf, es erscheint stattlicher, kühner und gleichsam durchgeistigt, schnell ist die Flüchtige fort und entschwunden." Von ihrer Schnelligkeit, von ihrer außerordentlichen Kraft und Gewandtheit, wenn sie einmal aufgescheucht ist, kann man sich kaum einen Begriff machen. Sprünge von fünf bis sechs Metern Weite und drei Metern Höhe sind etwas Gewöhnliches. Hiezu genügt ein Anlauf von wenigen Schritten. Die Gemse ist im Stande, von der Stelle aus durch plötzliches Aufschnellen eine verticale Höhe von 2 bis $2^3/_4$ Metern zu nehmen. Einen passend gelegenen Vorsprung benützt sie als Stützpunkt für einen zweiten oder dritten Sprung. Selbst an ganz senkrechten Wänden vermag die Gemse sich auf Momente zu halten und weiter zu schnellen. Bei Treibjagden betreten die geängstigten Thiere, um den Verfolgern zu entgehen, oft kaum fingerbreite Gesimse am Rande furchtbarer Abgründe.

Wenn die Gemse aber nicht behelligt wird, benützt sie bei ihren Gängen in der Regel nur die bequemsten und sichersten Stellen und ist da die beste Pfadfinderin im Hochgebirge. Vielen Bergsteigern hat die Gemse den richtigen Weg gewiesen und sie sind ihren Fußtapfen gefolgt, ohne hiebei besonderen Schwierigkeiten zu begegnen. Der sprichwörtliche Ausdruck von der Gefährlichkeit der Gemspfade ist nur insoweit zutreffend, als es sich um Fluchtwege handelt, welche die von Treibern und Jägern geängstigten Thiere einschlagen, um sich zu retten. Da wagen sie allerdings das Tollste, und insbesondere junge Böcke springen nicht selten in den tiefsten Abgrund, um nur den Wirkungen des Hinterladers zu entgehen, welche diese Thiere von früheren Treibjagden her nur zu genau kennen. Wo in unseren österreichischen Gebirgen die Gemsen gehegt werden, sind außer der Jagdzeit ihre Rudel lange nicht so scheu, als man gewöhnlich annimmt. Bei der Schilderung ihres friedlichen Treibens auf den Weidegründen kommt Purtscheller auf die erwähnte Gemswache zu sprechen, auf die Vorhut, welche Gemsrudel ausstellen sollen, und versichert, „erfahrene Jäger, welche mit den Gewohnheiten der Thiere sehr genau bekannt sind, stellten diese Gemswacht entschieden in Abrede." Wahr sei es nur, daß die mit dem Aesen nicht beschäftigten Thiere, und in einem größeren Rudel seien deren immer mehrere, sich stets nur auf einen, einen freien Ausblick gewährenden Vorsprung niederlassen; aber es wäre unrichtig, hieraus zu folgern, daß letztere wirklich eine Art Vorpostendienst verrichten. Nach einem Regenwetter zum Beispiel, sehe man die hungerigen Thiere alle sehr eifrig mit der Aesung beschäftigt, ohne daß das eine auf das andere Bedacht nehme. Zu den naturhistorischen Märchen gehört nach Purtscheller auch der Warnungspfiff der Gemsen. Geängstigte und gehetzte Gemsen pfeifen allerdings und dann genau so, wie verwilderte Bergschafe durch die Nase.

Viel Rühmliches weiß unser Gewährsmann über das Familienleben der Gemsen zu erzählen. Ihre Jungen sind

sehr zart und weit weniger gegen das Ungemach der wilden Schneestürme in den Hochalpen abgehärtet, als man meinen sollte.

Die Kitzchen widerstehen dem ersten und zweiten Winter schwer und nur unter der sorgsamsten Obhut der Alten. Wird von einem Kitz die Gais weggeschossen oder verunglückt sie anderweitig, so wäre das junge Thier verloren, wenn nicht die Gesellschaft sich seiner annehmen würde. Die Gemsrudel bemuttern aber dieselben und nehmen sie insbesondere in der strengen Winterszeit unter schützende Obhut. Der lange Winter des Gebirges ist überhaupt für die Gemsen eine harte entbehrungsvolle Periode. Die Thiere, im Sommer so wählerisch in ihrer Nahrung, müssen sich nun mit verdorrtem strohartigen Grase begnügen. In der äußersten Noth fressen sie Fichtennadeln, Baumflechten, das Laub der Eberesche und die Spitzen der Legföhrennadeln. Es gibt aber auch Tage, an denen den Thieren auch diese Nahrung ganz unzugänglich ist und der gefrorne Schnee das Bloßlegen der kümmerlichen Pflanzenreste nicht gestattet. Die Jäger behaupten, daß die Gemse in solcher Noth zum Genuß von Erde greife, die sie unter Wänden und Felslöchern hervorsuche. Thatsache ist, daß man bei umgekommenen Thieren erdige Rückstände im Magen vorgefunden hat. Wir hätten also hier in der Thierwelt eine ähnliche Erscheinung, wie das Erdessen gewisser wilder Stämme, die in den Zeiten periodischer Hungersnoth den Magen mit Schlammerde füllen, um ihn zu beschwichtigen, worüber bekanntlich viele Reisende und Ethnographen, unter ihnen insbesondere Alexander von Humboldt, des Langen und Breiten sich ausgelassen.

Die erwachsene Gemse ist wetterhart; sie verbirgt sich auch im Winter nicht gerne, legt sich nur bei sehr tiefem weichen Schnee, wo sie nichts zu besorgen hat, unter eine Wand- oder Wettertanne, sonst zieht sie selbst bei der strengsten Kälte immer aussichtsreiche, freie Punkte vor, wie sehr dieselben auch vom Sturme umtost werden mögen. Die eisigsten Winde, die dichtesten Schneegestöber scheinen ihr nichts anhaben zu können; ruhig wie eine Bildsäule steht sie in dem Wettertoben oft den ganzen Tag auf derselben Stelle. Genau so, wie ihr traditionelles, holzgeschnitztes Abbild in den Interlakener und Berchtesgadener Nippwaren-Magazinen. In dieser betrachtsamen Stellung bildet sich in dem phosphorreichen Gehirn der alternden Gemsen allgemach jene pessimistische Philosophie aus, die ihnen eigen ist. Alte Böcke mit ergrauendem Bart haben ihren Hartmann und Schopenhauer besser verdaut als die Erdklöße, mit denen sie ihren Hunger täuschen. Sie werden griesgrämige Einsiedler; sobald sie einmal im Kampfe mit jüngeren Genossen zur Brunstzeit diesen das Feld haben räumen müssen, ziehen sie sich in unzugängliche Schroffen zurück und halten sich alle Thiere ihrer Sippe vom Leibe. Höchstens einem versprengten mutterlosen Kitz gegenüber fühlen sie noch einiges Rühren und dulden es stillschweigend auf ihrem Weideplatz, lehnen aber auch hiebei jeden Versuch einer gemüthlichen Annäherung der naiv zutraulichen Jugend mürrisch ab. Solch ein Einsiedlerbock kann die Verzweiflung des erfahrensten Wildschützen werden. Es ist beinahe unmöglich, solche Thiere erfolgreich anzupürschen. Mit wundersamer Schlauheit wissen sie sich aus allen Fährlichkeiten zu retten. Nur wenn sie im Hochsommer der Kühlung halber sich auf ein Schneefeld zurückziehen, dort tagelang in einer aufgescharrten Schneegrube liegen, um sich abzukühlen, wird es allenfalls möglich, ihnen beizukommen, da sie von dem reflectierten Sonnenglanze schneeblind werden und den anschleichenden Feind nicht sehen können. Die Beute lohnt aber dann der Mühe nicht; das zähe Fleisch solcher ergrauter Pessimisten ist so ungenießbar, wie ihre üble Altjunggesellenlaune es gewesen.

Der Steinhauer.

Eine japanesische Erzählung. Mitgetheilt von David Brauns.

Es war einmal ein Steinhauer, der gieng täglich zu einem hohen Felsen und brach Steine aus demselben. Diese Steine verkaufte er zu Grabsteinen und Hausschwellen, und da er seine Arbeit verstand und die Steine, die er zum Verkauf bot, stets sehr sorgsam bearbeitet waren, so fand er auch immer Abnehmer dafür. Freilich war sein Verdienst gering und seine Last groß, aber er war lange Zeit zufrieden und wünschte nichts mehr.

Es gieng die Sage, daß da, wo er arbeitete, ein großer Berggeist hause, der manchmal den Menschen erschiene und ihnen zu ihrem Fortkommen behilflich sei; doch hatte er noch nichts von dem Berggeiste entdeckt und schüttelte stets ungläubig den Kopf, wenn von demselben die Rede war.

Einstmals aber, als der Steinhauer bei einem reichen Manne einen Grabstein abgeliefert und gesehen hatte, wie schön dieser wohnte und auf was für einem kostbaren Bette der schlief, da rief er bei seiner sauren Arbeit, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb: „O, wäre ich doch ein reicher Mann, dann brauchte ich mich nicht so zu plagen und könnte auch auf einem Bette mit rothseidenen Vorhängen und goldenen Quasten schlafen!“

Kaum hatte er die Worte gesprochen, so ertönte eine Stimme durch die Lüfte, welche ihm zurief: „Dein Wunsch ist Dir gewährt, Du sollst ein reicher Mann sein!“

Verwundert blickte der Steinhauer um sich; doch, da er Niemand gewahrte, so nahm er sein Arbeitszeug und gieng heim, denn er beschloß, für heute die Arbeit ruhen zu lassen. Als er zu Hause angelangt war, da erstaunte er aber erst recht, denn statt seiner kleinen Hütte fand er ein schönes stattliches Haus mit einer herrlichen Einrichtung, bei welcher auch das gewünschte Bett nicht fehlte. Erfreut nahm er von Allem Besitz, vergaß sehr bald sein mühevolles Gewerbe und ließ es sich wohl sein.

Doch eines Tages, als die Sonne vom Himmel brannte und es so heiß war, daß er nicht hinauszugehen wagte, da sah er einen stattlichen Zug von Menschen an seinem Hause vorüber ziehen. In der Mitte einer Menge herrlicher Ritter ward ein kostbarer Tragkorb von schön geputzten Dienern getragen, und in dem Tragkorbe saß ein Fürst, der sich einen goldschillernden Schirm über das Haupt halten ließ, damit die Strahlen der Sonne ihn nicht träfen. Mißvergnügt blickte der ehemalige Steinhauer dem Zuge nach und als derselbe seinen Augen entschwunden war, da rief er aus: „O, wäre ich doch ein Fürst, dann könnte ich mich auch so tragen lassen und hätte einen goldenen Schirm, der mich vor den Strahlen der Sonne schützte!“

Und als er die Worte gesprochen, da ertönte abermals die Stimme des Berggeistes: „Dein Wunsch sei erfüllt, Du sollst Fürst sein!“

Und nun war er Fürst. Vor seinem Tragkorbe ritten viele Reiter einher und ebenso viele folgten ihm, er hatte Ehre, Glanz und Reichthum vollauf, kurz Alles, was er sich wünschte, und natürlich auch den goldenen Schirm, mit dem er sich schützte. Dennoch war er nicht zufrieden; stets blickte er umher und suchte auszuforschen, womit er wohl seine Lage noch angenehmer machen könnte, und als er sah, wie die Sonne Alles rings umher verbrannte, als er sah, daß in ihren Strahlen das Gras verdorrte und daß sein Gesicht trotz des goldenen Schirmes von der Sonnenhitze immer stärker gebräunt wurde, da gefiel ihm sein Leben nicht mehr, und ärgerlich rief er: „Die Sonne ist mächtiger als ich; ich möchte die Sonne sein!“

Abermals rief der Berggeist: „Dein Wunsch sei Dir gewährt, Du sollst die Sonne sein!“

Und da ward er die Sonne und fühlte sich sehr stolz in seiner Macht. Er sandte seine Strahlen nach oben und unten, nach rechts und links, er versengte

das Gras auf der Erde und verbrannte die Haut der Fürsten so gut wie aller anderen Leute. Doch, als er seine Lust gefühlt hatte, da fieng er schon an, seiner Macht überdrüssig zu werden, und als eine Wolke kam und sich schützend zwischen die Erde und ihn stellte, da rief er voll Zorn: „Was ist denn das? Die Wolke fängt alle meine Strahlen auf, sie ist ja mächtiger als ich! Das geht nicht an, ich will die größte Macht besitzen und möchte die Wolke sein!"

Und wie er diesen Wunsch ausgesprochen, da ertönte abermals die Stimme des großen Berggeistes: „Dein Wunsch sei Dir gewährt, Du sollst die Wolke sein!"

Und nun war er die Wolke und legte sich zwischen Sonne und Erde. Er fieng die sengenden Strahlen der Sonne auf und sah zu seiner Freude, wie die ganze Erde grünte und blühte; doch das war ihm nicht genug, er wollte auch seine große Macht zeigen, und deshalb sandte er den Regen in großen, schweren Tropfen hinab, tage- und wochenlang. Da schwollen die Ströme und Flüsse gewaltig, die Dämme und Deiche brachen und alle Felder wurden verwüstet. Die Wogen rissen Alles mit sich fort, was sich ihnen in den Weg stellte. Nur der Fels blieb ruhig stehen und blickte spöttisch auf die entfesselten Fluten. Ihn kümmerte all' der Wirrwarr nicht, und nicht ein Stückchen des harten Gesteins konnte das wütende Element ihm rauben.

Da rief die Wolke voller Staunen: „Was ist denn das? Der Fels ist stärker als ich? Niemand soll mächtiger sein als ich, und deshalb möchte ich wohl der Fels sein!"

Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, so rief der Berggeist: „Was Du Dir wünschest, sei Dir gewährt, Du sollst der Fels sein!"

Nun wurde er der Fels und freute sich seiner Macht. Stolz stand er da, wenn die Sonne heißglühend vom Himmel strahlte, und wenn der Regen herabfiel. Ihn kümmerten die Elemente nicht; stark und fest war er mit der Erde verwachsen. Doch eines Tages hörte er ein merkwürdiges Geräusch zu seinen Füßen, und als er nach der Ursache forschte, sah er einen unscheinbaren Steinhauer, der eiserne Keile in sein Gestein eintrieb und große Klüfte davon loslöste, die donnernd zur Erde fielen. Als er dies sah, da wurde er sehr entrüstet und rief aus: „Was ist denn das? So ein kleines Menschenkind ist mächtiger als ich, der starke Felsen? Das geht nicht an, da will ich lieber der Mann sein!"

Und als die Stimme des großen Berggeistes wiederum ertönte und ihm verkündete, daß sein Wunsch erfüllt werden sollte, da war er der arme Steinhauer von ehedem. Im Schweiße seines Angesichtes verdiente er sich sein kärgliches Brot, aber er war damit zufrieden und wünschte sich niemals wieder eine andere Lebensstellung als die, welche er seit früher Jugend gehabt hatte. Und da er keine vermessenen Wünsche mehr an das Schicksal hatte, so hörte er auch nie wieder die Stimme des großen Berggeistes.

Der Halbgebildete.

Von Fritz Mauthner.*)

Unter Bildung verstehen wir doch natürlich weder die Kenntnis der neuesten Romane, noch ein bißchen französisch parlieren, noch auch Zeitungslesen; auch der Besuch populär-wissenschaftlicher Vorlesungen gehört nicht unbedingt zum Wesen der Bildung. Gebildet scheint uns der Mann, welcher die für seinen Lebensberuf erforderlichen Kenntnisse vollständig besitzt. Die wünschenswerte Bildung eines Lehrers muß darum eine weitere sein, als die des Landmannes. Halbgebildet sollte darum nur Derjenige heißen, der das für seinen Beruf nöthige Wissen nur halb besitzt. Unser geistiges Leben hat aber seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, vielleicht gar seit dem Bestehen der menschlichen

*) Schorer's Familienblatt, Berlin.

Eitelkeiten, das Verhältnis zwischen unserem Wissen und unserem Bedürfnis ein wenig verrückt. Die meisten wissen zwar nicht Alles, was sie täglich gebrauchen sollten, dafür verarbeiten sie in ihrem Gehirn eine Menge überflüssiger und unklarer Begriffe. Und dieses Sammelsurium von Historie, Naturlehre, Aesthetik und Zeitgeschichte, kurz die Luxuskenntnisse bezeichnet man gern mit dem Namen der allgemeinen Bildung.

Was den in diesem Sinne „Gebildeten" vor Anderen auszeichnen soll, das ist die Fähigkeit, an dem politischen und künstlerischen Schaffen des Volkes seinen verständigen Antheil zu nehmen. Der Bauer besitzt solche Bildung, wenn er über sein persönliches Interesse hinaus etwa die Bedeutung der Wälder für die Wohlfahrt des Ganzen kennen lernt; und der Universitätsprofessor besitzt solche Bildung, wenn er über sein Fach hinaus die wissenschaftlichen Forschungen der Anderen zu achten weiß.

Aber in den untersten wie in den obersten geistigen Ständen ist die Halbbildung möglich und sie macht leider alle, die unter ihrer Herrschaft stehen, zu recht drolligen Gesellen. Halbgebildet ist zum Beispiel der Landmann, der seinen Düngerhaufen gegen den Nachbar mit chemischen Schlagworten vertheidigen will; halbgebildet ist der Professor, der dem schaffenden Künstler ein Privatissimum über das Schöne zu halten wagt, und das bloß darum, weil er, der Mann der Wissenschaft, die Knochenlehre oder die Geschichte der griechischen Kaiser um eine kleine Entdeckung bereichert hat.

Die wahre Brutstätte der Halbbildung ist aber in der mittleren Bevölkerung unserer Großstädte zu suchen. Hier ist es in der breiten Schichte des Bürgerstandes Mode, zu den Gebildeten zu zählen. Da die Bildung aber etwas Ganzes ist, in welchem kein einziges Glied fehlen darf, wenn die Kette schließen soll, so geht es den guten Leuten, wie dem Auffinder einer wichtigen chiffrierten Depesche, dem der Schlüssel zu ihr fehlt. Er sieht wohl die Zeichen, aber er kann sie nicht deuten.

Der wirklich Gebildete ist mit Sicherheit daran zu erkennen, daß er noch hie und da das Wort: „Ich weiß das nicht!" über die Lippen bringt. Der Halbgebildete dagegen weiß Alles. Wenn in Gesellschaft von dem neuesten Buche die Rede, das er noch nicht gelesen, von der neuesten Oper, die er noch nicht gehört, von dem neuesten Bilde, das er noch nicht gesehen hat, so wird er sich dennoch an dem Gespräch betheiligen und kecklich sein Urtheil den Anderen gegenübersetzen. Als gebildeter Mensch muß man doch mitreden können! Und die Kritiker machen es ja den Lesern ihrer Zeitungen so leicht! Ich hörte einmal einem Kreise von fünf Personen zu, welche lebhaft über die gestrige „Theater-Premiere" stritten. Alle wußten die Namen der mitwirkenden Schauspieler zu nennen. Aber schließlich stellte es sich heraus, daß kein Einziger aus der Gesellschaft der Vorstellung beigewohnt hatte.

Die Künste sind das Lieblingsfeld des Halbgebildeten. Eigentlich sollte man denken, künstlerische Bildung bestehe darin, daß man bei den Werken der Musik, Malerei oder Poesie etwas empfinde; der Halbgebildete aber begnügt sich damit, daß er von diesen Schöpfungen irgend etwas zu reden weiß. So klug ist er freilich, daß er seine Urtheile nicht begründet; er bleibt einfach bei seinem Ausspruch und Niemand kann ihm in sein Gewissen hinein beweisen, daß er nichts dabei gefühlt habe. Höchstens versteigt sich der Halbgebildete zu einer Vergleichung; und da sein Gesichtskreis kein sehr weiter ist, so spielt die Erinnerung nicht immer zwischen den würdigsten Gegenstücken. Vor einem Porträt von Franz Hals oder Rembrandt kann ein Halbgebildeter rufen: „Nein, die Aehnlichkeit! Die lebensgroße Photographie meines Bruders ist auch nicht besser!" Auf dem Rigi wird er vor Allem die Preise des Speisezettels mit denen anderer Gasthöfe vergleichen. Er hört zum erstenmal den „Fidelio" und sagt nur: „Es fehlt etwas, wissen Sie, so die schönen Melodieen wie im ‚lustigen Krieg!'" Und wenn er zufällig Ranke's Weltgeschichte in der Hand gehabt hat, wird er kaum

unterlassen können, ihre Ergebnisse mit Ebers und Mühlbach zu vergleichen.

Der Halbgebildete wäre aber nicht das echte Kind seiner Zeit, wenn er sein überlegenes Urtheil nicht auch der Wissenschaft zu Theil werden ließe. Er kennt zwar von den einzelnen Fächern immer nur irgend einen Satz, dessen Erörterung gerade an der Tagesordnung steht; dafür kennt er diesen einen Satz aber gewiß falsch. Er weiß vom ganzen Darwinismus, trotzdem er das Wort immer im Munde führt, nur das Eine: daß der Mensch angeblich vom Affen abstammen soll. Wer ihn eines Besseren belehren wollte, wäre in seinen Augen nicht modern gebildet. Der Halbgebildete besucht ferner alle Ausstellungen, die besondere Abtheilungen der angewandten Wissenschaft darbieten. Er war gestern auf der Hygienieausstellung und kauft heute beim ersten besten Schwindler ein Lebenselexir. Er salbadert heute über die Wunder der Elektricität und zittert morgen vor dem Donner, nachdem der Blitz seit zehn Secunden vorüber ist.

Immer ist der Halbgebildete der Anhänger des zuletzt ausgesprochenen neuen Gedankens. Er hilft selbst großen Ideen zum Siege, indem er sie zu sich herunterzieht und sie gemein macht. Der Halbgebildete schafft durch die Oberflächlichkeit und durch sein zahlreiches Auftreten die Thorheit und die Macht der öffentlichen Meinung. Er gibt vor, die Unbildung zu verachten; aber er ist der größte Feind aller Bildung, weil er ihren Besitz ewig heucheln muß.

Die einzige Waffe des Halbgebildeten ist sein Geschwätz. Ohne die Unsitte, daß in der guten Gesellschaft unaufhörlich „Conversation gemacht“ wird, wäre er überhaupt nicht von dem Ungebildeten zu unterscheiden. Denn die Halbbildung äußert sich weder im Handeln eines Menschen, noch in seinem Empfinden, sondern allein in seinem Geschwätz, das mit dem allerliebsten französischen Wort auch Causerie genannt wird. Bei einer Abendunterhaltung oder bei einem feierlichen Mittagessen nicht ein bischen über Gott und die Welt schwatzen zu können, gilt als Zeichen von bäurischen Sitten, ja fast von einem schlechten Herzen. Auf die Frage einer Dame mit einem kurzen ehrlichen: „Das weiß ich nicht!“ zu erwidern, bringt den Sprecher in den Verdacht, unhöflich sein zu wollen. So allgemein ist das dunkle Bewußtsein von der gleichmäßig verbreiteten Unwissenheit, daß die ungewohnte Antwort: „Das weiß ich nicht!“ im Munde eines kenntnisreichen Mannes wie beleidigende Ironie erscheinen muß.

Die stärksten Bundesgenossen besitzt der Halbgebildete an unseren Damen, welche eigentlich nur ihn für einen „netten“ Tischnachbar, einen „netten“ Tänzer, mit einem Wort für einen „netten“ Menschen halten. Aber unsere Damen sind für ihren schlechten Geschmack nicht verantwortlich zu machen, denn sie werden in den höheren Mädchenanstalten mit Aufwendung aller wissenschaftlichen Mittel künstlich zu Halbbildung erzogen. So wie ihre Kleider nicht mehr, wie einst die prächtigen Griechengewänder, aus einem Stück geformt sind, so wie ihre Kleider aus einem Dutzend buntfarbiger Lappen über einem wertlosen Gestelle zusammengeflickt sind, so wie diese Modetrachten wie schlechte Tapeziererarbeiten nur als Decoration wirken sollen, so steht es auch um die durchschnittliche Schulbildung der weiblichen Welt.

Die Einsichtigen unter den Frauen und Mädchen sagen es ja längst, daß die Frauenfrage die Frage der Halbbildung ist.

Wie der Stadtschreiber starb.

Vor einem Jahr starb in B. der alte Stadtschreiber. Das war so ein echter Lebensphilosoph gewesen. Weil er jedoch fromme Verwandte hatte, so ließ er diesen zulieb an sein Todtenbett einen Priester holen. Der Stadtpfarrer selbst erschien, und alsbald begann er dem Kranken zu sprechen von der katholischen Kirche, von den heiligen Sacramenten, vom Ablaß, bis ihn der Stadtschreiber unterbrach: „Um Verzeihung, Herr Pfarrer, die Zeit

ist kurz, erzählen Sie mir etwas vom lieben Gott."

„Wohlan, mein Sohn," sagte der Priester, „Gott, der in der Dreieinigkeit, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste lebt, hat auf Erden seinen Statthalter, den römischen —"

„Ich danke Ihnen," sagte der Sterbende, „ist mein Enkelchen hier?"

Er suchte mit den Augen den dreijährigen Knaben, und als dieser an's Bett herantrat, streichelte ihm der Greis mit zitternder Hand das krause Haar und sagte: „Mein liebes Kind, erzähle mir doch etwas vom lieben Gott!"

„Ja, Großpapa," sagte der Kleine, „der liebe Gott, der läßt die Blumen wachsen."

„— Blumen wachsen — aus der Erde — aufersteh'n," hauchte der Stadtschreiber und schlummerte lächelnd hinüber.

R.

Eine Stimme Berlin's über Grillparzer.

Otto Neumann-Hofer, der Theaterkritiker des „Deutschen Montagsblatt" schreibt Folgendes:

Nach sechsjähriger, unverdienter Ruhe hat Grillparzer's Märchendichtung „Der Traum ein Leben," diese Perle echtester Poesie im königlichen Schauspielhause eine würdige, ja fast weihevolle Auferstehung gefeiert. Kein geräuschvoller Beifall störte die Andacht, mit welcher sich die empfänglichen Gemüther dem Zauber der Dichtung hingaben, und selbst jene kundigen Thebaner, die in jeder Abweichung von dem prosaischen Einerlei ihres böotischen Froschgequacks eine Versündigung an der Naturwahrheit niederzuspötteln pflegen, verstummten vor dem eindringlichen Ernst und der hohen Vornehmheit, mit welcher dieses Werk eines echten Dichters an ihnen vorüberzog.

Vier Decennien hat das norddeutsche Publikum gebraucht, um Grillparzer, den Dichter, anzuerkennen. Während ein Fremder, Lord Byron, der sich herzlich wenig um Poesien als seine eigenen bekümmerte, nach der Lectüre der „Sappho" ausrief: „Der Name des Dichters ist schwierig auszusprechen, doch wird sich die Nachwelt daran gewöhnen müssen" — warf man bei uns denselben Namen mit denen eines Müllner und Houwald verächtlich in den tiefen Topf, in dem man die Schicksalstragiker begrub. Erst nach Grillparzer's Tode, im Jahre 1872, nachdem Laube durch die Gesammtausgabe seiner Werke das Bild des Dichters in seiner imposanten Vollständigkeit dem deutschen Volke vor Augen gestellt hatte, begann auch uns in Norddeutschland ein Licht darüber aufzuflammen, was für ein dichterischer Heros dahingegangen war. Seitdem ist wieder ein Decennium verstrichen. Vielleicht ist nun die Zeit nicht mehr fern, wo auch die norddeutsche Bühne beginnt, in Grillparzer den Dramatiker anzuerkennen.

Was außerhalb Oesterreichs für die Belebung der dramatischen Erzeugnisse Grillparzer's durch die Bühne geschehen ist, scheint kaum der Rede werth. Ist es nicht bezeichnend, daß man in Berlin, der Hauptstadt des deutschen Reiches, im letzten Jahrzehnt nur zwei Werke dieses Dichters, und auch diese nur im flüchtigen Vorüberrauschen, zu sehen bekommen hat? Warum hat man „Des Meeres und der Liebe Wellen" so bald fallen lassen, ohne die Dauerhaftigkeit der zweifellosen Wirkung auf unser Publikum zu erproben? Warum hat man sechs Jahre vorübergehen lassen, bevor man daran dachte, „den Traum ein Leben" aus dem Staube der Theaterbibliothek wieder auszugraben? Bedarf die königliche Bühne, die doch ein vornehmes und wahrhaftiges Kunstinstitut sein will, des tosenden Beifalls eines urtheilslosen Galleriepublikums, um ein Stück auf ihrem Repertoire zu erhalten? Eine solche zweifelhafte Anerkennung wird den Werken Grillparzer's für immer versagt sein, aber die dauernde Zustimmung und innige Liebe aller Derjenigen, welche etwas mehr als ein flüchtiges Amüsement im Theater suchen, ist ihnen sicher.

Wenn man ein halbes Dutzend der ersten Namen aus unserer dramatischen Literatur zusammenstellt, so wird derjenige Grillparzer's jedenfalls nicht fehlen dürfen.

Lustige Zeitung.

Ein schlauer Rath. Ein Geldmann kommt zu seinem Freunde und klagt ihm: „Ich habe dem Grafen S. beim Spiel zehntausend Mark geliehen und derselbe ist nach Konstantinopel gereist, ohne mir ein vor Gericht geltendes Anerkenntnis der Schuld zu hinterlassen.“ Ohne Besinnen sagte der Freund: „Schreibe ihm sogleich, er soll Dir die hunderttausend Mark bezahlen!“ — „Aber er ist mir ja nur zehntausend schuldig!“ — „Gerade deswegen wird er Dir sofort zurückschreiben, daß er Dir nur zehntausend schuldig ist, und Du hast, was Du haben willst, ein Schuldanerkenntniß!“

* * *

Auch nicht übel. Ein Gutsbesitzer fand auf einem Acker ein Skelett, welches er für den Kopf eines Kindes hielt. Weil er nun vermuthete, es läge ein Verbrechen vor, schickte er das Skelett, in eine Hutschachtel verpackt, an den benachbarten Bezirksarzt mit der Aufschrift: „Kinderkopf!“ Nach einigen Tagen erhielt er die Hutschachtel zurück mit der neuen Aufschrift: „Schafskopf!“

* * *

Alles umsonst. Pfarrer: „Warum so traurig, Hannes?“ — Hannes: „O Gott, mei' Weib will nemme bei mer bleibe.“ — Pfarrer: „Ja, hast Du's nicht probiert, sie von diesem Vorschlag abzubringen?“ — Hannes: „Aelles hab' i tho', Hochwürd'n. I hab' se g'schimpft, i hab' ihr's Esse wegg'nomme, neulich hab' i se sogar g'schlage, damit se uf andere Gedanke komme soll, — nix hilft, — ällemol sagt se zum Schluß: „Bei Dir bleib' i net, i geh' wieder hoim.“

* * *

Wie der Schah von Persien über Wettrennen denkt. Als der Schah von Persien in Wien war, schlug man ihm vor, ein Wettrennen zu besuchen, worauf er erwiderte: „Daß ein Pferd schneller läuft, als das andere, das weiß ich schon lange, und welches — das ist mir alles eins.“

* * *

Leicht gesagt. Kaufmann zu einer sich entfernenden sehr häßlichen Dame: „Adieu! Kommen Sie hübsch wieder!“

* * *

Kurfürst Wilhelm I. von Hessen dachte höchst ungern an den Tod und äußerte einst in Gesellschaft, die Fürsten müßten eigentlich unsterblich sein. — „Durchlaucht, das wünsche ich gar nicht!“ sagte ein alter General. Alles erschrak, und der Kurfürst fragte ärgerlich: „Warum?“ — „Dann hätten wir niemals das Glück erlangt, Ew. Durchlaucht zum regierenden Herrn zu bekommen!“ — „Richtig, richtig; ich meine aber, die Unsterblichkeit hätte mit mir ihren Anfang nehmen müssen!“

* * *

Die schlimmste Folge. Frau von S . . . . . ist eine sehr „wehleidige“ Dame. Fehlt ihr auch nur das Geringste, so schickt sie gleich zum Doctor, der in Folge dessen nicht gut auf sie zu sprechen ist. Eines Tages bemerkt die Dame einen rothen Fleck auf ihrer Hand und läßt natürlich sofort den Doctor holen. Dieser kommt, betrachtet den Fleck und sagt dann in bedenklichem Tone: „Gut, daß Sie mich so zeitig holen ließen.“ — „Mein Gott, ist es denn so gefährlich?“ fragte die Dame, ganz blaß vor Schreck. — „Durchaus nicht,“ antwortet mit unerschütterlichem Ernste der Arzt, „aber sehen

Sie, bis morgen wäre der Fleck ohne mein Zuthun verschwunden gewesen und ich würde — mein Honorar verloren haben."

* * *

Von dem Städtchen H. nach dem Städtchen D. führt seit Kurzem eine schmalspurige Secundärbahn. — In der Regel pflegt der im ersteren Städtchen stationierte Landbriefträger unterwegs auf den Frühzug aufzuspringen und bis zum nächsten Dorfe mitzufahren. Eines Tages unterläßt dies der Briefträger zum großen Erstaunen des Locomotivführers, der ihm in Folge dessen zuruft: „Na, Gevatter! willst Du heut nicht aufsteigen?" — „Nein," antwortet der Briefträger, „heut' hab' ich's eilig!"

* * *

Im Frankfurter Stadttheater wird Goethe's „Faust" gegeben. Im Parket ist folgendes Zwiegespräch zwischen zwei Damen vernehmbar. „Von wem ist denn das Stück, liebe A.?" „Von éneme Hiesige!" ... Stolz liebe ich die Frankfurterinnen.

* * *

Dame, im Gesindevermittlungs-Bureau das Dienstbuch eines Mädchens durchlesend: „Aber, liebes Kind, Sie haben ja lauter schlechte Zeugnisse!" Mädchen, schnippisch: „Ja, wie die Herrschaften, so die Zeugnisse."

* * *

Wie plötzlich in unserer Zeit Bäder entstehen, davon hier ein ergötzliches Beispiel. Einer der vornehmsten ungarischen Cavaliere reiste vor einigen Jahren mit seiner Gemahlin, deren zerrüttete Gesundheit ein südliches Klima wünschenswerth machte, nach Neapel. Der Aufenthalt daselbst nützte jedoch der kranken Gräfin nicht, im Gegentheil verschlimmerte sich ihr Zustand dermaßen, daß ihr Gatte, auf's Aeußerste beunruhigt, alle Professoren Neapels um ihr Bett versammelte. Die gelehrten Herren beriethen sich gewissenhaft über den schweren Fall und es ward auch die Idee aufgeworfen, die Kranke in ein Bad zu schicken. Aber in welches? Der Berühmteste unter den Aerzten Neapels sagte, er wüßte wohl ein Bad, welches der Gräfin sicher nützen würde, aber es sei leider ungemein entfernt, mitten in einem halbwilden Lande, wohin nicht gut reisen sei. Trotzdem drang man in ihn, das Bad zu nennen. „Es heißt Parad," sagte er, „und liegt irgendwo in Ungarn." — „Parad?" rief der Graf erstaunt, „aber dieses Bad ist ja mein Eigenthum!" Und reiste in jenes entlegene „halbwilde" Land und nützte die Heilkraft seines Eigenthums.

* * *

Lotto-Aberglaube in Italien. Ein bekannter Schriftsteller Italiens schrieb eine Broschüre gegen das Lottospiel. Die Presse spendete ihm Beifall und sagte voraus, dies Buch werde sicherlich einen guten, moralisierenden Einfluß ausüben. Die Wirkung blieb in der That nicht aus. Denn kurze Zeit nach der Herausgabe erhielt der Verfasser folgenden Brief: „Hochgeehrter Herr! Mit tiefgefühltem Dank für Ihre von mir gelesene Schrift gegen das Lottospiel ergreife ich die Feder, und setze Sie von meinem Glück in Kenntniß. Ihre Schrift zählt 88 Seiten, 44 Blätter und erschien am 27. März. Ich spielte Nr. 88, 44, 27 und gewann eine Terne bei der letzten Ziehung. Wenn doch alle Schriftsteller stets so nützliche Bücher schreiben möchten! Genehmigen Sie" — — und so weiter.

* * *

Bei früheren Osterfesten durfte selbst auf der Kanzel der Spaß nicht fehlen. An die Predigt schloß sich der Osterschwank, um den „risus paschalis," das Ostergelächter zu wecken. Von diesem Osterhumor der Kanzelredner

ist uns ein artiges Geschichtlein erhalten. Zu Eichstädt endigte, wie Kuhn erzählt, im Jahre 1599 ein Geistlicher seine Predigt nämlich folgendermaßen: „Nun, lieben Leutchen, muß ich mich auch noch nach der Gewohnheit richten, Euch zu belustigen und ein Ostermärlein zu erzählen. Da mir aber nun gleich keins einfallen will, so merket dies: Welcher Mann Herr über seine Frau ist, der hebe jetzo beide Arme auf und schreie: „Juch!" Von den Zuhörern soll ein halbes Dutzend mit den Armen gezuckt, dann aber wieder behutsam und mit einem Seitenblick auf die gestrenge Ehefrau stillgeschwiegen haben, und da nun Keiner der gestellten Aufforderung genügen wollte, rief der Geistliche selbst sein „Juch!" aus. Der Osterschwank war da und die Gemeinde antwortete mit einem hellen Osterlachen. So gieng's in früheren Tagen an verschiedenen Orten.

* * *

Was Alles eine Frau kann: Sie kann die ganze Nacht in einem Paar Schuhe tanzen, die ihr zwei Zoll zu kurz sind, und sich dabei auf's Höchlichste amüsiren. — Sie kann an dem Schaufenster eines Modewaarenmagazins ohne Aufenthalt vorübergehen — wenn sie sich zum Abgang eines Eisenbahnzuges verspätet hat. — Sie kann die halbe Nacht mit einem brüllenden Baby im Arm auf und ab wandeln, ohne auch nur den Wunsch zu äußern, den Schreihals zu morden. — Sie kann liebend jahrelang Gleichgiltigkeit und Vernachlässigung ertragen, die sie nach einem Beweis zarter Rücksicht augenblicklich vergißt. — Sie kann in die Kirche gehen und Dir nachher die Toilette jedes andächtigen Frauenzimmers bis in's Detail beschreiben, in seltenen Ausnahmsfällen sogar eine blasse Idee vom Inhalt der Predigt geben. — Sie kann ihrem Gatten wie eine Heilige in die Augen sehen, wenn er ihr irgend ein Kindermärchen über irgend einen unversäumbaren Clubabend aufbindet, ohne entfernt auch nur zu verrathen, daß sie weiß, welch' kolossaler Lügenbold er ist. — Sie kann sich einen halben Meter Wollenstoff in ihre anderthalb Stunden entfernte Wohnung schicken lassen, nachdem sie dem Händler für fünfhundert Gulden Seidenzeuge durcheinandergeworfen und zerknittert hat, mit einer solch' liebenswürdigen Suade, daß der Eigenthümer des Geschäftes in seinem nichtsdurchbohrenden Gefühle von Bewunderung erfüllt wird. — Sie kann — doch was kann sie nicht? Sie kann Alles — mit einer Ausnahme, sie kann auf keinen Baum klettern.

* * *

Von Freundesseite ist uns ein Gedicht zum Lobe der Frauen und zum Schimpfe der Männer zugeschickt worden. Es hat unseren Beifall, nur warnen wir davor, die sich gegenüberstehenden Zeilen etwa muthwilliger Weise zusammenzuziehen:

In Euch ist Stetigkeit,	Ihr Männer, o fürwahr,
Ihr Frau'n, bei Scherz und Leid,	Ihr bleibet wandelbar.
Der hat sich gut bewährt,	Wer Männerworten traut,
Wer Frauenwort verehrt,	Der hat auf Sand gebaut.
Als felsenfest ist kund	Stets was der Mann verhieß,
Die Red' aus Frauenmund,	Ein Lufthauch leicht zerblies.
Der Sang von Weibertreu	Er sei verpönt hinfort
Alt ist er, ewig neu!	Der Spruch: Ein Mann, ein Wort!

Der dankbare Herr Hlina.

„Herr Hlina in Wien“ ist ein Mann von vielerlei guten Eigenschaften. Vor allen Dingen ist er ein überaus dankbarer Mann. In fast allen Zeitungen inseriert er, daß er aus Dankbarkeit ein Mittel gegen Rheumatismus, das ihn geheilt, Leidenden gerne mittheilen möchte. Diese Dankbarkeit hat ihren Zifferwert, denn oberflächlich geschätzt mag Herr Hlina einige hundert Gulden für jene Inserate bereits verausgabt haben. Welch' braver Mann! Welch' eine Oase in dieser tugendlosen Zeit! Der weiße Rabe der Dankbarkeit, Herr Hlina, ist aber außerdem auch ein höflicher Mann. Leuten, die nun bei ihm nach jenem Wundermittel Nachfrage halten, antwortet er, wie versprochen, brieflich in einem ausführlichen Schreiben. Ein solches liegt uns vor und lautet:

M. H. Wien, den 26./3. 1884.

Ew. Wohlgeboren!

Es ist mir eine angenehme Aufgabe, Ihre werte Anfrage nach meinem Hausmittel gegen Rheumatismus erwidern zu können. — Mir und meiner Mutter half nach vergeblicher Anwendung der verschiedensten Mittel endlich der sogen. Anker-Pain-Expeller, welcher in den Apotheken vorräthig gehalten wird und wovon die Flasche 70 Kr. kostet. — Gefunden habe ich aber, daß es bei veralteten Leiden nöthig ist, daß man die Einreibungen mit dem Expeller recht regelmäßig und längere Zeit fortsetzt. — Noch bemerke ich, daß es verschiedene Sorten Expeller gibt; wie die echte und allein wirksame Sorte verpackt ist, können Sie aus der beiliegenden Gebrauchs-Anweisung, die ich noch von meiner Krankheit her besaß, ersehen.

Achtungsvollst

M. Hlina.

Welche Mühe sich Herr Hlina zu Gunsten der rheumatismusleidenden Menschheit giebt! Item — drittens und letztens ist Herr Hlina auch ein praktischer Mann, denn mit dem saubersten Vieldruck hat er diese Briefe gleich großweis herstellen lassen; so sauber ist die hektographische Schrift, daß nur das Auge des geübten Manuscriptenlesers an dem Datum in der Ecke, welches nachträglich eingezeichnet ist, den Druck erkennt. Der praktische, höfliche, dankbare Herr Hlina hat sich gewiß eine besondere Mühe dabei gegeben — denn die Briefempfänger hätten ja wohl den Pferdefuß gerade daran leicht merken können. Jahraus, jahrein — wie viel mag Herrn Hlina seine uneigennützige Menschenfreundlichkeit wohl kosten? Oder sollen wir lieber fragen, wie viel sie ihm einbringt?

Bücher.

Almrausch. Almlieder aus Steiermark. Gesammelt u. herausgegeben von Dr. Anton Werle. (Graz, Josef Kienreich, 1884.) Von den mir bekannten Sammlungen der Volkslieder und Schnaderhüpfeln aus den Alpen ist keine so reichhaltig als diese. Die Reichhaltigkeit allein aber gibt dergleichen Büchern noch nicht den Wert; man könnte ja alle bisher erschienenen Sammlungen in eine große zusammenthun, und man hätte ohne Mühe die reichhaltigste. In diesem Werke jedoch finden wir eine Unzahl von Liedern und Liedeln, die sonst noch nirgends veröffentlicht wurden — ganz originelle, prächtige Sachen. Außerdem, was der Herausgeber im Volke sammelte, stand ihm das Archiv des Grafen Meran mit dem Volkslieder-Nachlaß des Erzherzogs Johann, ferner die Joanneums-Bibliothek in Graz zur Verfügung und sind ihm auch noch andere Mitarbeiter zur Seite gestanden. — Das Buch faßt nahezu 500 enggedruckte Seiten ursprünglicher Volksdichtungen aller Sorten: Liebeslieder, Jägerlieder, Trutzlieder, Soldatenlieder, Weihnachtslieder u. s. w. Sie beleuchten das bäuerliche Seelenleben von allen Seiten.

Sehr dankenswert ist eine Reihe beigegebener Musiknoten vielgesungener Lieder und Jodler. Jodler in Noten! das weist nicht jedes Liederbuch.

Diese Sammlung wird sich bald bei uns einbürgern; dazu ist auch die Ausstattung sehr zweckmäßig und der Preis billig. Für eine nächste Auflage möchte ich dem verdienstlichen Herausgeber empfehlen, in

diesen tausenden von Liedern und Gesangeln eine andere, präcisere Eintheilung zu treffen. Es ist Manches verworren und ein bestimmtes Lied aufzufinden bei der jetzigen Verfassung nur durch den Zufall möglich. Die Titel über einzelne Reihen von Schnaderhüpfeln sind willkürlich und wiederholen sich ohne Zweck. Die Bezeichnung des Auffindungsortes bei den Vierzeiligen ist auch überflüssig, weil diese zu allgemein vorkommen, und störend dort, wo die Angabe des Ortes ein Lied mitten unterbricht. — Ich schreibe derlei Unzukömmlichkeiten auf Druckfehler, die sich bei einer nächsten Auflage corrigieren lassen. Die Hauptsache bleibt der große Schatz von Original-Liedchen und Sprüchen, der hier geboten wird.

Hübsch gewählt finde ich den Titel der Sammlung, weil er einen zweifachen Sinn hat. Unter „Almrausch" verstehen wir nicht bloß die Alpenrose; auch jene volksthümliche, der Leidenschaft Regung entspringende Begeisterung können wir darunter verstehen, die einem Rausche vergleichbar ist — einem Gemüthsrausche, dem die Volkslieder entspringen. R.

Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. (Norden, H. Fischer Nachfolger.) Eine kleine Sammlung von Erzählungen, Noveletten Sagen und Legenden, so verschieden an Wert, als an Inhalt. Die Uebersetzung ist etwas schwerfällig, scheint sich aber um so gewissenhafter an's Original zu halten. Wir wählen daraus die kleine, modern gehaltene Geschichte vom Genremaler, welche gerade nicht die poetischeste der Sammlung ist, hingegen durch ihre Einfachheit wirkt. M.

Aus dem Verlage S. Schottlaender in Breslau liegen uns drei Novitäten vor. Ein Roman von Charlotte Fielt: **„Ein Märtyrer."** Der „Märtyrer" ist eine Gestalt neuerer Zeit. Der Schauplatz ist Unteritalien und Sicilien, der Held ein vornehmer Italiener, der durch die unwiderstehlichsten Einflüsse gezwungen wird, auf Alles, was im irdischen Leben anziehend und schön und lieblich und genußreich ist, schmerzlich zu verzichten und sein Leben im Kloster zu vertrauern. — Auch das zweite Buch: **„Lebensfragmente,"** Novellen von Conrad Telmann, enthält Stücke, die auf italienischem Boden spielen. Die meisten dieser Novellen haben einen tragischen Zug. Zu einem mehr heiteren Ende kommt die dritte Novität: A. Tom's Roman: **„Auf dem Watzmannshof."** — Herbe und zum Theil starke Conflicte zwischen schroffem, starrem und stolzem Bauersinne und hochstrebenden Neigungen, Gegensätze zwischen der Aristokratie des Geistes und Herzens und unbildsamem Bauerndünkel, kommen in den fesselnden Bildern des Romans zum Austrag. V.

Europäische Wanderbilder. In den Reisebüchern: „Europäische Wanderbilder," herausgegeben von Orell Füßli & C. in Zürich, ist nun „Graz," dessen deutsche Ausgabe wir an dieser Stelle schon besprochen haben, auch in englischer und französischer Sprache erschienen. Ferner kam uns von denselben Reisebüchern ein englisches Werk von Heinrich Noë zu: „From the Danube to the Adriatic" (von der Donau zur Adria). In diesem Büchelchen wird die Südbahnstrecke von Wien bis Abbazia, besonders die Steiermark in Wort und Bild in's beste Licht gestellt. Die Bilder des Semmering, des oberen Mürzthals, von Graz und Umgebung u. s. w. sind überaus reizend und mit großer Sorgfalt ausgeführt. Einen guten Theil der Bekanntmachung unserer Alpen in fremden Ländern haben wir dem ausgezeichneten Alpenschriftsteller Heinrich Noë zu verdanken, aber auch die feinen Weber'schen Bilder der Wanderbücher werden dazu beitragen, unser Land der reiselustigen Welt gerecht zu stellen. Es thut uns wirklich wohl, nach all' der schleuderhaften Manier unserer landläufigen Illustrationen wieder einmal sorgfältig ausgeführte, geschmackvolle Bilder von unseren Städten und Landschaften zu sehen.

Ferner kamen uns von den Wanderbüchern der Verlagshandlung Orell Füßli & C. zu: „From Germany to Italy." — „The line through Carynthie and the Pusterthal." Dasselbe auch im Französischen, alle drei Bändchen von Heinrich Noë, ferner: „De Paris à Berne," und „Aix-les-Bains et ses environs." Alles reich illustriert. M.

Eine vorzügliche Leistung der artistischen Anstalt von Orell Füßli u. Co. in Zürich ist die im Maßstab von 1 zu 100,000 ausgeführte **Karte der Arlbergbahn,** mit Benützung der österreichischen Specialkarte zusammengestellt und gezeichnet vom Ingenieur P. Rheinberger. Auf der einen Abtheilung der Karte sind die Eisenbahnverbindungen von Chur bis zum Bodensee (Rorschach und Bregenz) eingetragen; die andere Abtheilung reicht von Buchs bis Innsbruck. Die Karte übertrifft sowohl an Genauigkeit, wie an Anschaulichkeit und Technik der Ausführung bei Weitem die Karten der Gotthardbahn, die uns zu Gesicht gekommen sind; möge nun bald auf

die gelungene Darstellung im Bilde die Wirklichkeit, die Eröffnung der Arlbergbahn, folgen. Die Karte wird Denen, welche die Bahn bereisen, treffliche Dienste leisten.
V.

Zur kurzen und meist verläßlichen Orientierung ist zu empfehlen: „**Waldheim's Illustrierter Führer auf den österreichischen Alpenbahnen** mit Fremdenführer von Wien und einer Eisenbahnkarte Oesterreich-Ungarns. (Wien, R. v. Waldheim.) Dieses unter Mitwirkung praktischer Touristen von Heinrich Jacobsen redigierte Reisebuch hat nicht weniger als 138 größtentheils gut ausgeführte Bilder. Wenn es auch noch mit einer Gebirgskarte versehen wäre, hätte es so ziemlich Alles in sich vereinigt, was wir für einen Fremdenführer nöthig halten. Den „Bädeker," der besonders die östlichen Alpen bisher ungerechtfertigter Weise vernachlässigt hat, übertrifft es auch in gegenwärtiger Gestalt.
M.

Dem Heimgarten sind ferner zugegangen:

Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Ernst Otto Hopp. — I. Abtheilung: Von der ältesten Zeit bis zum Ende des Unabhängigkeits-Kampfes. (Prag, F. Tempsky.)

Grüß Dich! Neue Skizzen aus dem militärischen Jugendleben, von Oskar Teuber. (Wien, J. W. Seidel & Sohn, 1884.)

Umasunst. Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen von Klaus Hornbostel. (München, F. A. Ackermann, 1884.)

Heilung chronischer Nervenkrankheiten auf naturgemäßem Wege von F. W. Kubiczek. (Wien, Huber & Lahme, 1884.)

Feuer, Wind und Rauch, culturhistorische Skizze von A. Saalfeld. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Die Choleragefahr. Von M. Popper. (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Berlin. Von Paul Lindenberg. Erstes Bändchen: Bilder und Skizzen. — (Leipzig, Philipp Reclam.)

Eine mecklenburgische Fürstentochter, Helene, Herzogin von Orleans. Von Ludwig Brunier. (Norden, H. Fischer Nachfolger 1884.)

Ausgewählte Gedichte von Alfred de Vigny. — Uebertragen von Johannes Karsten. Zweite Auflage. (Norden, H. Fischer Nachfolger.)

Gedichte von S. E. Rosenhain. — (Zürich, Th. Schröter, 1884.)

Waldheim's Illustrierter Führer auf den österreichischen Alpenbahnen. (Wien, R. v. Waldheim, 1884.)

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. — Mit 12 Farbendruckbildern, 200 Holzschnitt-Original-Illustrationen, 15 colorierten Karten und 30 Plänen im Texte. In 30 Lieferungen bis Ende 1884 vollständig. Bisher sind 10 Hefte erschienen. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Die öffentlichen Lagerhäuser mit Warrant-Ausgabe und die Elevatoren in ihrer Bedeutung für Rußland und namentlich Riga. (Leipzig, bei Friedr. Wilh. Grunow, 1884.)

Postkarten des „Heimgarten".

R. A., Wien: Die Frühlings- oder Osterfeuer sind besonders in Norddeutschland gebräuchlich, obzwar auch in unseren Gegenden bekannt; sie werden am Osterabende oder in der Osternacht auf Höhen angezündet. Knaben laufen mit brennenden Strohbüscheln um die Felder, sie fruchtbar zu machen. Im Harze werden beim Osterfeuer Eichhörnchen gefangen. In Westfalen schließt das Volk einen Kreis um den Holzstoß und treibt ein Gesellschaftsspiel. Das Sonnwend- oder Johannesfeuer ist süddeutschen Ursprunges. Man zündet es auf Feldern an, springt darüber, schleudert brennende Holzscheite, die ein Astloch haben, in die Luft, läßt aus Stroh geflochtene, brennende Räder den Berg hinabrollen. Die Jugend bekränzt sich mit Blumen, besonders mit Beifuß und Eisenkraut, welche dann in den Häusern zum Schutze gegen den Blitz aufgehängt werden. In's Sonnwendfeuer pflegt man geweihtes Weidenholz und grünes Reisig zu werfen, damit viel Rauch entsteht, der dann über die Kornfelder als Segen hinwallt. Die Haselstrauchzweige in den Fenstern sind auch im Salzburgischen zu finden; die Bedeutung ist verschieden und local, der Haselzweig soll als Schutz gegen böse Mächte dienen, andererseits hat er geschlechtliche Bedeutung; junge Mädchen wollen z. B. damit kecke Bursche abhalten, ältere Mädchen sie anlocken. Bei den meisten dieser Dinge ist der heidnische und weltliche Sinn durch christliche Auslegung verdrängt worden.

Zur Nachricht.

Aus dem Inhalte des mit nächstem Hefte beginnenden neuen Jahrganges deuten wir an eine größere Erzählung vom Herausgeber: **Das zu Grunde gegangene Dorf.** Von demselben: **Der lange Rauk**, ein Waldbild. **Der Lichtelauslöscher und seine Tochter**, eine Erinnerung aus der Handwerkerzeit. **Dämonisches aus dem Volke. Die drei Berühmten von Alpel.** Eine hochoriginelle Geschichte aus der steirischen Reformationszeit: **Die Ueberläufer**; ferner **Bekenntnisse, Schwänke** u. s. w. Von Robert Hamerling bringen wir im nächsten Hefte ein satyrisches Stück: **Die Affenschule** und im weiteren Laufe des Jahrganges **Erinnerungen aus der Jugendzeit, Gedichte, Essays.** Von weiteren Beiträgen nennen wir: **Wie unser Kaiser und seine Familie lebt. Das Problem unserer Zeit. Jetzt wollen sich's sogar die Schriftsteller besser machen. Gelehrter und Hofnarr. Wie wir den Herrn Jonas hinabthaten.** Ferner Abhandlungen, Volksbilder, Gedichte von Freunthaler, Rosegger, J. Hofer, H. Stöckl, Adolf Pichler, Gottfried Keller, Friedrich Marx, Hans Malser u. A. — Schon in einem der ersten Hefte werden wir in der Lage sein, eine Novelle von Paul Heyse zu veröffentlichen. Für später steht uns ein neuer Roman: **Die Königssucher,** aus der steirischen Vorzeit von P. K. Rosegger in Aussicht.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google